

B 1,464,688

Deutschlands Erneuerung

Monatschrift für das
deutsche Volk

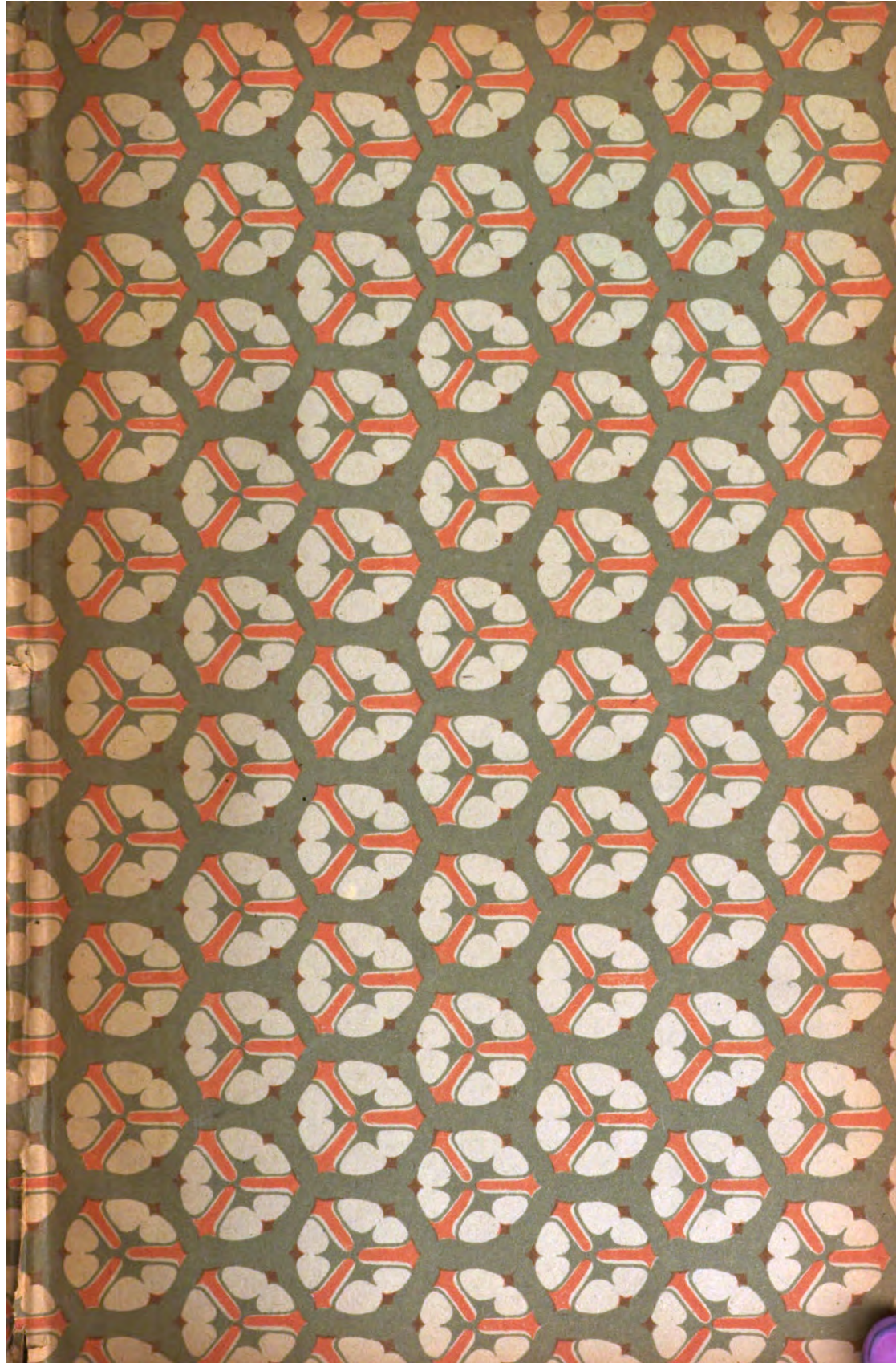


PROPERTY OF
*University of
Michigan
Libraries*

187

ARTES SCIENTIA VERITAS





Deutschlands Erneuerung

Monatschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von

Geb. Hofrat Professor Dr. G. v. Below, k. St. Chamberlain,
Justizrat k. Laß, Professor R. Geyer-Wien, Geheimrat Pro-
fessor Dr. M. v. Gruber, Professor Dr. E. Jung, Dr. Erich
Kühn, Geheimrat Professor Dr. Dietrich Schaefer, Reg.-Prä-
sident a. D. Sr. v. Schwerin, Geheimrat Professor D. R. Seeberg

Schriftleiter: Dr. Erich Kühn

VI. Jahrgang 1922



Dr. jur. Willy Henze



J. F. Lehmanns Verlag, München

AP
30
D52
v. 6

Inhaltsverzeichnis.

6. Jahrgang 1922.

	Heft	Seite
Achtstundentag	10	627
Arbeitspflicht	10	629
Ausland, Eine deutsche Stimme aus dem	4	224
Bang, Oberfinanzrat Dr., Die drei deutschen Erbfehler	4, 220; 5	238
—, Der rote Krebs	7	403
—, Erfüllungspolitik	10, 578; 11	650
× Bauch, Prof. Dr. Bruno, Von der Sendung des deutschen Geistes	4	193
Baur, Dr. phil. et med. Erwin, Der Untergang der Kulturvölker im Lichte der Biologie	5	257
× Beck, Gustav, Deutsches Recht und Judentum	3	148
Bodelschwingh, Franz v., „Land, du bist dem Tode nah“	6	371
Bolschewismus, Der Weg zum deutschen. Erlebt und gesehen von einem Arzt	10	619
Bredt, Prof. Dr., Neue Pläne für Mieterschutz	2	92
Briefwechsel mit dem Preussischen Minister des Innern, Unser	9	514
Bücherschau: 1, 63; 2, 124; 3, 188; 4, 257; 5, 316; 6, 385; 7, 440; 8, 511; 9, 572; 10, 637; 11, 695; 12, 752		
× Calmbach, Prof. Heinrich, Die Diktatur in der Geschichte 11, 639; 12, 709		
× Deinhardt, Senatspräsident R., Von der Mechanik zu lebendigem deutschen Gegenwartsrecht	3	129
× Eisenhart, Wolfgang, Betrachtungen über die Zukunft der deutschen Staatskunst	8	494
Emig, Kurt, Adolf Bartels	12	720
× Fid, A., Haß als Kraftquelle	12	717
Fischer, Karl August, Deutsch und Reichsdeutsch	7	397
× Freytagh-Loringhoven, Prof. Dr. Axel Freiherr v., Der völkische Gedanke und die Weimarer Verfassung	8	449
Friedrich, Dr. B., Bismarck und die Juden	6	324
Sund, Bernhard, Zionismus oder der Jude als Staatenbilder	6	351
• Groener, Frau Maria, Deutsches Recht und deutsche Sitte	12	721
Grunsky, Dr. Karl, Musil und Bühne 1, 53; 7, 434; 8, 501; 11, 686; 12, 744		
Günther, Dr. Hans, Über die europäischen Rassen und ihre Ver- teilung im Gebiet des deutschen Volkstums	5	295
Haifer, Dr. Franz, Die Weltkrankheit	1	46
—, Sombart und die Juden	6, 333; 7,	421
Haubenberger, Leo, Zur Geschichte der Juden und Judengegner- schaft in Österreich	11	678
Hennig, Prof. Dr. R., Deutschland und die Häfen Rotterdam und Antwerpen	4	246
Imendörffer, Prof. Dr. Benno, Politik und Psychologie	1	30
—, Die Rassenfrage im zeitgenössischen deutschen Roman	4	251
Immanuel, Oberst a. D., Die Wehrhaftigkeit als Grundbedin- gung unseres Wiederaufstieges	5	277

	Heft	Seite
Iversen, J., Die deutsche Frage — eine Arbeiterfrage . . .	10	628
Janetzky, Prof. Dr. Christian, Die Mystik Meister Eckharts . . .	4	212
Jenne, Landgerichtsrat, Juristische Tagungen und Zeitschriften . .	3	144
—, „Justizreform“ (Leitsätze für Rechtserneuerung auf völkischer Grundlage)	3	102
Jung, Dr. phil. E., Süberrauslese	1	2
Kernholt, Otto, Der heutige Stand der Judenfrage . . .	6	340
Alement, Anton, Die panslavistische Bewegung und die Tschechen .	11	665
Knott, Dr. jur. Hermann, „Seele und Atem und Leben“ — Recht —	7	428
Krauß, General der Infanterie Alfred, Zwei Kriegsbücher . . .	2	109
—, Grundlagen zum Aufbau des deutschen Volkes . . . 9, 519; 10,	589	
—, Des Hauses Hohenzollern Verhängnis	11	662
Kub, Dr. Felix, Die geistigen Beziehungen zwischen Landwirt- schaft, Industrie und Handel	9	557
—, Das Siechtum der deutschen Volkswirtschaft, seine Ursachen und seine Bekämpfung	12	728
Kühn, Dr. Erich u. J. S. Lehmann, Die bayerische Kriegs- presszensur als Wegbereiter der Revolution	1	9
Kühn, Dr. Erich, Bild der Lage: 1, 58; 2, 119; 3, 182; 5, 310; 6, 380; 7, 442; 8, 506; 9, 567; 10, 631; 11, 690; 12,	748	
Kugner, Direktor O., Tarifierhöhung und Wirtschaftsleben . . .	2	102
Langer, Dr. A., Die Krise des Marxismus	10	611
Lehmann, Verleger J. S., Wirtschaftlicher Zusammenbruch oder Wiederaufbau	2	97
— und Dr. Erich Kühn, Die bayerische Kriegspressezensur als Wegbereiter der Revolution	1	9
Liebig, Hans von, Betrachtungen zu Bethmann's „Betrachtungen“ .	12	697
Linkshainer, Zum Verständnis der großen rheinischen Frage . . .	2	65
Lukas, Dr. Georg A., Über den völkischen Gehalt der Unter- richtsgegenstände	2	104
Marte, Prof., Amerika und die schwarze Schmach	2	71
Mayer, Adolf, Demokratie und Sklaventum	3	456
Molisch, Dr. Paul, Zur Frage nach der Schuld am Kriegsaus- gange in Deutschösterreich	9	530
Müller, Oberlandesgerichtsrat Georg, Das Recht in der Volks- schule	3	175
Oefele, Armin von, Über Gut und Böse des neuzeitlichen Kapi- talismus 9, 548; 10,	603	
Petersen, Prof. Ernst, Acht Fragen an die deutschen Professoren soweit die deutsche Junge klingt	4	250
Pieper, Dr. Kurt, Das europäische Gleichgewicht	7	412
Priege, S. A., Die naturwissenschaftlichen Grundlagen völkischer Weltanschauung	12	757
Pröbster, Dr., Französische Eingeborenen-Politik in Afrika und Deutschland 3, 467; 9,	538	
Püringer, August, Rathenau über die Ursachen seiner Ermordung .	9	526
Rechtsbetrug von jüdischer Seite gekennzeichnet, Jüdischer . .	3	180
Rosenberg, Alfred, Der Antisemitismus	6	361

	Heft	Seite
Schaube, Adolf, Überzeugungstreue	6	339
✓ Schirmacher, Dr. Rätbe, Was sie uns antun	2, 486; 9,	542
Schlegel, Staatsanwalt Dr., Arbeitszwang	3	177
Schridel, Leonhard, Vom Königsrecht zur Paragraphenlotterie	3	168
Schwabe, Paul, Deutsche Wirtschaft	9	553
✓ —, Deutsche Gedanken im Strafrecht	3	147
—, Neue Bahnen	3	157
✓ Schwarz, Hermann, Alte und neue Pflichtgesinnung im Staats- leben	8	478
Seraphim, Dr. Ernst, Das baltische Problem	2	82
Stadelberg, Eduard von, Vom Einmaleins der Vererbung 5, 302; 6,	6,	373
Stauf v. d. March, Ottolar, Kriegsschuld und Friedensvertrag	2	77
× Tafel, Dr. Paul, Parlamentarismus und Volksvertretung	1	36
Thomsen, Dr. rer. pol. Hermann, Die Bedeutung Danzigs im osteuropäischen Wirtschaftsgebiet	4	236
Vietinghoff gen. Scheel, Leopold Baron von, Adel und Kasse	5	269
✓ Weber, Dr. Eugen, Deutschlands Anrecht auf Kolonialbesitz	1	18
Widenbauer, Prof. Georg, Die Idee im Völkerleben	7	385
Wittko, Paul, Kunstwirtschaft und Wirtschaftskunst	1	50
× Wundt, Prof. Max, Gegen Rudolf Steiners „Dreigliederung des sozialen Organismus“	4	207
Wurzer, Geheimrat, Goethe und die Juden	6	321

Gedichte:

Arndt, Ernst Moritz, Heraus!	10	626
Fontane, Th., Fester Befehl	3	161
Giehl, Rudolf, Dem Feldherrn Ludendorff	4	225
Kühn, Erich, Deutsche Art	4	245
Kunzendorf, Franz, Linksradikales Glaubensbekenntnis	7	411
—, Das Unsagbare	8	485
Münchhausen, Freiherr Börries von, Aufruf	4	256
Schaube, Adolf, Den Immerzuspäten	6	323
—, Priamel	6	332
—, Der tugendhafte Sieger	10	618
—, Widerspruch	10	618
—, Besonnenheit	10	618
—, Arbeitslust	10	618
Selchow, Bogislaw v., Nullen	9	566
Siemers, Kurt, Wieland schmiedend	1	1
Speyer, Friedrich, Die kranke Treue	9	529



Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, k. St. Chamberlain, k. Laß, Professor
R. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Ge-
heimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Schr. von Schwerin, Geheimrat
K. Seeberg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. S. Lehmann, München

Bezugspreis: vierteljährlich M. 12.—, Einzelbest M. 6.—

Des Verlags Postcheckkonto München 129. — Postsparkasse Wien 89 894 .

Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München

6. Jahrgang 1922

Heft 1

Januar

Wieland schmiedend.

Steht Wieland am Amboss, hämmert und glüht.
Was schmiedest und schaffst du, werkender Schmied?

Sinke und Flamme, Hammer und Kraft
Langsam schmiedet und formt und schafft.

Sage, was mühest du dich frühe und spät;
Werkst du des Alters friedlich Gerät?

Nicht schlug ich in Pflugschar und Sensenstahl
Soviel des Jammers, der blutigen Qual.

Ich schmiede die Wehre von sonderer Art,
Für einen Schwertarm, der wehrlos ward.

Wenn diese Wehre geschmiedet ist,
Wächst draus eine Flamme, die Feinde frigt!

Darum schmied ich ohn Unterlaß
An diesem Schwerte; das Schwert heißt: S a ß!

Kurt Siemers.



Führerauslese.

Von Dr. phil. E. Jung.

Der derzeitige Reichspräsident Fritz Ebert hat als Sattler gelernt. Er war aber nie Sattlermeister, wie er häufig genannt wird; sondern er war immer nur Angestellter, nie selbstverantwortlicher Unternehmer. Und er zog es frühe vor, die Stellung als Sattlergeselle mit der eines Brauereizäpfers zu vertauschen; das heißt eines abhängigen Wirts, der wirtschaftlich und nach den gesellschaftlichen Machtverhältnissen im Grunde ebenfalls nur ein Angestellter der Brauerei ist, wenn er auch sein Einkommen nicht aus festem Gehalt sondern aus dem Erfolg seines Bierverlags bezieht. Herr Ebert hatte eine Zäpferstelle bei der Herkulesbrauerei in Bremen. Der bloße „Angestellte“ richtet leicht sein Bestreben ausschließlich auf seinen Gehalt statt auf sein Werk; er scheut mehr die Aufsichtsstelle als die Verantwortung. Wie sehr dem Herrn Fritz Ebert dieser Groschgesichtspunkt — als Gegensatz zur Vogelschau gemeint — in Fleisch und Blut übergegangen ist, zeigt eine Bemerkung, die er einmal machte; er sagte in einem hier weiter nicht erwähnenswerten Zusammenhang: „Nun, ein kommandierender General tut sich doch auch so viel leichter als der gemeine Soldat.“ Ebert meinte dabei offenbar, daß jener es doch so viel schöner habe, weil er mehr Gehalt habe. Das war, was Herrn Ebert als das Wesentliche erschien. Daß ein kommandierender General auch eine so unvergleichlich viel größere Last an Verantwortung trägt, daran dachte Herr Ebert gar nicht; wie er anscheinend leichtesten Herzens die Verantwortung trägt, daß er, ausgerechnet er, der zum Sattler nicht genügend Arbeitslust und Befähigung hatte, — sonst wäre er nicht Zäpfer geworden — nun in der schwersten Zeit an der obersten Stelle eines Sechzigmillionenvolkes steht! Draußen, nebenbei bemerkt, wußte auch der gemeine Soldat, wenn er nur einmal eine Streife von drei Mann zu führen gehabt hatte, wie viel leichter und bequemer es ist, sich führen zu lassen, als zu führen.

Herr Ebert ist so glücklich, eine kreuzbrave Frau zu besitzen. Diese bemerkte mit Schmerz, daß der Zäpferberuf ihrem Gatten nicht gut bekam. Die Verführung zum übermäßigen Genuß von Bier und die Abgewöhnung wirklicher Arbeit ist tatsächlich ja auch durch die Tätigkeit eines Zäpfers mindestens sehr naheliegend. Frau Ebert strebte darnach, ihren Gatten aus dieser Gefahr zu befreien. Es eröffnete sich die Aussicht auf eine Stelle als Gewerkschaftssekretär in Mannheim. Aber die Kosten des Umzugs von Bremen nach Mannheim, die Einrichtung der Wirtschaft bildeten eine Fessel für die Familie. Frau Ebert wandte sich in ihrer Not an den Direktor der Herkulesbrauerei, von der ihr Mann die Zäpferei hatte. Dieser gab schließlich, um die Annahme der Sekretärsstelle und den Umzug zu ermöglichen, einen den Wert der Zäpfereieinrichtung weit übersteigenden Vorschuß; nur, weil ihn die brave Frau und ihre Bedenken rührten, und obwohl Ebert als Zäpfer ganz tüchtig gewesen war und einen recht erfreulichen Bierverbrauch zuwege gebracht hatte.

So kam Ebert in die Laufbahn des Gewerkschaftssekretärs, und damit schließlich in die Stellung des Reichspräsidenten, weil er in die Gefahr des Suffis geraten war und seine brave Frau ihn noch rechtzeitig aus dieser Lage herauszuziehen verstand. Ist das wirklich ein richtiger Grundsatz der Führerauslese? Gewiß, — er ließ sich noch herausziehen; das ist eine gewisse Leistung. Aber

ist es wirklich die ausreichende Unterlage für die Stellung, die er jetzt einnimmt, und für deren Anforderungen an Wissen, an Erzogenheit und vor allem an Gesinnung?

Wilhelm II. hatte ein großes Wissen; das allein machte freilich nicht. Er hatte weiter, obwohl in unrichtiger, demokratisierender Weise erzogen, ein sehr starkes Verantwortungsgefühl. Ja, man kann von ihm und von dem Jaren sagen, sie hatten ein zu starkes, die Entschlußkraft lähmendes Gefühl von der Verantwortlichkeit ihrer Stellung. Sie wußten sehr genau, daß sie sich nicht, wie Herr Ebert meint, „doch viel leichter tun“ als ein anderer in bescheidener Stellung, sondern sehr viel schwerer. Daß schließlich Wilhelm II. freilich hernach am dritten und wichtigsten Punkt, in der Festigkeit, in der Gesinnung, versagte, hat — ohne eine persönliche Schuld — seine tiefsten Gründe gerade darin, daß die Grundsätze der erblichen Auslese oder der Ebenbürtigkeit um äußerer Vorteile willen hintangesetzt wurden; bei „der Sünde wider das Blut“, die sein Vater durch die sogenannte britische, tatsächlich koburgisch-mischlinghafte Ehe beging. Aber das greift schon späteren Erörterungen voraus.

Herr Scheidemann ist ein noch eindrucksameres Beispiel für die Unzweckmäßigkeit der heutigen Sübrerauslese als Herr Ebert. Bismarck hat einmal gesagt: „Jedermann ist so klug als ihn die Natur gemacht, abzüglich der hypothekarischen Belastung durch Eitelkeit.“ Diese ist schlechtweg abzuziehen, auch von dem größten Verstande, wenn sie mit einem solchen in einer Person vereinigt ist. Dies letztere ist allerdings selten der Fall; meist ist Eitelkeit schon ein Anzeichen von nicht sehr starken Verstandeskräften. Eine Ausnahme bilden die tragischen Fälle, wenn jemand unter dem Druck eines äußeren, körperlichen Mangels steht. Ein solcher erzeugt häufig auch in einem sonst sehr klugen Menschen das Schwächegefühl, das der Nährboden der Eitelkeit ist.

Wilhelm II. mußte bekanntlich auch diese Tragik durchmachen — vielleicht infolge Absicht des englischen Geburtshelfers; englische Vaterlandsliebe ist zu allem fähig — und der Engel des Gerichts wird, wie Lorenz Sterne einmal sehr schön sagt, darüber eine Träne in die Schale seiner Verdienste träufeln lassen, um sie schwerer wiegen zu machen, wenn am Tage des jüngsten Gerichts erwogen wird, an wieviel von deutschem Unglück Wilhelm II. — zwar nicht schuld — aber Ursache gewesen ist.

Herr Scheidemann ist ungeheuerlich eitel, und zwar auf körperliche Eigenschaften, was bei einem Manne das Übelste ist. Das ist so stark ausgeprägt, daß es einem gesund empfindenden Menschen schon bei bloßer Begegnung im Bilde, in der „Woche“ oder sonstwo, unangenehm auf die Nerven fällt. Aber diese Eitelkeit hat bei Herrn Scheidemann auch tiefgreifende Wirkungen auf seine Handlungsweise, auf seine Gesinnung. Es wird zugunsten des Herrn Scheidemann sprechen, wenn wir diese maßgebende Wirkung der Eitelkeit auf seine Entschlüsse hervorheben; daß nämlich dem Günstling der Konjunktur der plötzliche und etappenlose Aufstieg zur Macht derart in die Krone gefahren ist, daß ihm rund dreiviertel des Verstandes und alle Gewissensbedenken oder sittlichen Hemmungen der Eigensucht dabei verloren gingen.

Dies spricht, wie gesagt, zugunsten des Herrn Scheidemann; das heißt: es ermöglicht eine mildere Beurteilung seiner Handlungsweise, wenn wir uns klar machen, daß er einfach ein Opfer der Umstände ist; der völlig verkehrten Art von Sübrerauslese, die ihn, ausgerechnet ihn, der sich im Grunde, wie

grade seine Eitelkeit zeigt, seiner Schwäche bewußt ist, in den schwersten Zeiten Deutschlands in führende Stellung brachte.

Scheidemann hat dreifach verraten: seine Amtspflicht als Minister gegenüber dem Staatswesen, das ihn dazu bestellt hatte; er hat zweitens sein Vaterland verraten; diese beiden Punkte wird er, infolge der schauerlichen Verbildung der Begriffe, die jahrelange Bearbeitung durch Marxismus und alljüdische Presse in einem urteilslosen Gehirn anrichten mußten, wahrscheinlich leicht einschätzen. Er hat aber auch die Sache, für die er angeblich als höchstes Ziel kämpft, die Sache der Handarbeiter, verraten; alles unter dem einen Gesichtspunkt: wie erhalte ich mich in einer gut besoldeten Stellung und wie spiele ich eine Rolle?

Eitelkeit und Geldgier sind, wie der große Stendhal sagt, die einzigen beherrschenden Leidenschaften des hemmungslos Ichsüchtigen, des Menschen ohne Gewissensüberzeugungen und Glaubenshoffnungen; des Menschen, dem jede Form von Ehrfurcht (religio) fehlt. Stendhal sagt das, nebenbei bemerkt, in seinem großen Roman Rot und Schwarz, der vor hundert Jahren erschienen ist und in dem er die große Daseinsfrage der europäischen Lebensform schon klar erkennt; die furchtbare Gefahr, daß die wirklich kulturführenden Schichten des Volkes zwischen Rot und Schwarz zerrieben werden. Rot und Schwarz: Scheidemann und Erzberger!

In Erzberger ist ja das Bündnis der beiden, an sich innerlich feindlichen, aber zur Zerstörung des europäischen, das heißt des deutschen Geistes verbundenen Mächte — die Einheitsfront des orientalischen Geistes gegen Europa — verwirklicht gewesen.

Daß Scheidemann im wahrsten Sinne des Wortes ein dreifacher Verräter, ein Erzverräter, ist, — an seinem Staat, an seinem Volk und an seiner Partei, — läßt sich sehr einfach und völlig unwiderleglich dartun.

Er war Minister, als er von dem geplanten Umsturz glaubhafte Kunde bekam. Er wollte diesen damals nicht; das hat er ausdrücklich behauptet und das kann man ihm glauben; denn er war ja so schon am Ruder. Aber, — er hat das alles ja zugegeben — er ergriff auch keine Maßregeln dagegen, sondern richtete sich so ein, daß er, wie es auch ausginge, mit dem Siege der Umstürzler oder mit ihrer Niederlage, doch auf alle Fälle an der Macht bliebe. Daß er nicht, wie er pflichtmäßig mußte, den drohenden Umsturz bekämpfte — der aller Wahrscheinlichkeit nach damals am einfachen Befehl des Waffengebrauchs gescheitert wäre — war zweifellos ein „Unternehmen“, ein Begehen, nämlich des Hoch- und Landesverrats im Sinne des § 21 StGB. Ziff. 2 und des § 90 Ziffer 6. Da es klar war, daß ein Zusammenbruch des Heeres dem vor den Grenzen des Reiches stehenden Feind die Grenzen öffnen mußte, war es auch ein Verbrechen im Sinne des § 21 Ziffer 3 StGB. Daß Herr Scheidemann in der furchtbarsten Gefahrenlage des Vaterlands einzig darauf eingestellt war: wie bleibe ich im Amt, war, da er an so maßgebender Stelle stand, wesentliche Ursache dafür, daß der Feind ins Land kam. Der amerikanische Admiral Seymour hat im Jahre 1919 bei einem Festmahl in Bordeaux gesagt, Amerika habe in den Krieg eintreten müssen, weil Deutschland im Frühjahr 1917 gesiegt hatte. Im Anfang November 1918 standen wir trotz der Rückzüge noch durchweg auf feindlichem Gebiet. Die Niederlage hat uns ohne jeden Zweifel erst der Umsturz gebracht.

Es kommt für die Frage des Hoch- und Landesverrats, den Herr Scheidemann geübt hat, nicht darauf an, ob seine Maßregeln gegen den Umsturz, die

er pflichtmäßig hätte ergreifen müssen, Erfolg gehabt hätten. Meines Erachtens hätte er Erfolg haben können; in Straßburg z. B. machten sechzehn neunzehnjährige Burschen den Umsturz, die nie draußen gewesen waren und die sicher den Kopf nicht hingehalten hätten, wenn es hart auf hart gegangen wäre. Aber es kommt ja nicht darauf an. Jedenfalls hat er den Umsturz des Staats, dessen vereidigter Minister er war, und die Niederlage des Volks, dem er angehört, mitherbeigeführt durch Unterlassung pflichtmäßiger Gegenmaßregeln.

Er hat aber auch, indem er den großkapitalistischen Westmächten durch die mittelbare Beförderung des Umsturzes den Sieg verschaffte, die Sache der Handarbeiter verraten, für die er angeblich kämpft und für die er angeblich alles, auch den doppelten Verrat an Staat und Volkstum, begangen hat. Die kommende Verelendung des deutschen Volks wird auch an der Schicht der Handarbeiter nicht vorübergehen, wenn sie auch zuerst die höheren Schichten, uns Kopfarbeiter, verarmt und enteignet hat. Aber vor allem auch gegenüber den für so heilig erklärten Grundsätzen, und recht im Kerne des Gedankens hat der Erzverräter Scheidemann die Sache der Handarbeiter verraten; denn er hat der rücksichtslosesten Kapitalismacht der Welt, der allbritisch-westmächelichen, oder auch der alljüdischen Kapitalismacht, — was dasselbe sagen will — den Sieg verschafft. Nun erst, nachdem sie die Weltherrschaft errungen hat, kann diese ihre Monopolstellung in Petroleum, Baumwolle, Kaffee, Weizen usw. richtig ausnützen und alle Verbraucher versklaven. Deshalb mußte ja das nationale Königtum, das Volkskönigtum in Deutschland, vernichtet werden, weil es sich eben nicht wie die parlamentarischen Regierungen der Westmächte schlechtweg der Geldmacht unterworfen hatte. Das Königtum Wilhelms II. hatte allerdings in diesem Punkt erhebliche Schwächeanwandlungen; was übrigens nur wir ganz Rechtsstehenden ihm vorhielten und auch allein ihm vorzuhalten das sittliche Recht hatten; nicht die Parteien, die auf Parlamentsherrschaft, das heißt auf Herrschaft der Bankiers und Advokaten, drängten. Jetzt tritt das ja allmählich etwas offener hervor, wenn auch selbstverständlich die alljüdische Hetzpresse dem von ihr so schändlich betrogenen und belogenen deutschen Handarbeiter diese Tatsache noch vorenthält. Unter dem 3. November 1921 ging die Nachricht durch die Zeitungen, „daß die Entente eine Überwachungskommission in das deutsche Finanzministerium setzen werde, welche die deutschen Maßnahmen für die Sozialversicherung überprüfen und darauf achten werde, daß keine Einrichtung unserer sozialen Fürsorge weiterginge und besser sei, als in dem bezüglich der sozialen Gesetzgebung am wenigsten fortgeschrittenen Land der Entente“.

Deshalb, weil das Königtum der Hohenzollern ein Volkskönigtum war und auch ganz sicher eines Tags, wenn auch vielleicht erst bei dem Nachfolger Wilhelms II., diese seine geschichtliche Aufgabe weitergeführt hätte, mußte es vom Weltkapital vernichtet werden.

- Deshalb mußte ja auch das russische Kaisertum vernichtet werden, das in der Stolypinschen Ackerreform und in der Besiedelung Sibiriens eines der großartigsten sozialen Werke aller Zeiten durchgeführt hat; in sehr klarem Gegensatz zu der nur auf das Bedürfnis des Leihkapitals zugeschnittenen Siedlungspolitik der Westmächte. England hat von Anfang an dieses Ziel der Vernichtung Russlands im Auge gehabt; es hat immer seine Kriege zugleich gegen seine Verbündeten geführt; im Spanischen Erbfolgekrieg, im Siebenjährigen Krieg; aber

am deutlichsten auf dem Wiener Kongreß gegen Preußen, das doch seinen englischen Bundesgenossen gerade vorher, bei Waterloo, vor einer Niederlage bewahrt hatte.

Man wende nicht ein, Scheidemann sei sich über diese Lage nicht so klar gewesen; nämlich darüber, daß von den Staaten mit entwickelter neuzeitlicher Wirtschaft Deutschland weitaus der volksfreundlichste und freibeitlichste gewesen sei — in dem, was wirklich Freiheit ist —. Das mußte Herr Scheidemann wissen. Schon August Bebel hat mehrfach gesagt, daß die westmächtlischen — er spricht von den französischen — Kapitalisten viel härter und rücksichtsloser seien als die deutschen. Proudhon, der Anarchist, hat gewußt und ausgesprochen, daß erbliche Königreiche besser und vor allem volksfreundlicher regiert zu werden pflegen als Bürgerrepubliken, in denen schließlich immer das Geld herrscht. Niemals, nebenbei bemerkt, hatte Deutschland ausgesucht so „reiche“ Minister wie in der ersten Umsturzzeit. Auch die „Glocke“, die sozialistische Wochenschrift, die allerdings öfters völkische Anwendungen hatte, hat in den ersten Kriegsjahren mehrfach ausgesprochen, daß der altpreussische Beamte und Offizier, „die armen Ritter“, ihnen, den Handarbeitern und ihren Belangen viel verwandter seien als die Männer vom „Berliner Tageblatt“. Der Sozialdemokrat Südekum hat nicht lange vor dem Krieg, nach der Rückkehr von Amerika, ausgesprochen, daß Deutschland seiner Meinung nach das am besten und volksfreundlichsten regierte Land der Welt sei. Also Scheidemann wußte, was er an unerfetzlichen Werten für seine Handarbeiter zerstörte mit dem preussisch-deutschen Königtum. Aber sein Ministersitz schien ihm eben wichtiger als alles andere.

Scheidemanns Verhalten ist sehr viel verwerflicher als das Erzbergers. Dieser hat allerdings unzweifelhaft ebenfalls Hoch- und Landesverrat geübt, indem er planmäßig während eines Krieges auf den Sturz des evangelischen Kaisertums hingearbeitet hat; zielbewußt von dem Augenblick ab, als Kaiser Karl der Ehrenwörtler sich zum Verrat an seinem Bundesgenossen entschloß. Die Bekanntgabe des Czerninschen Geheimberichts an den Raubverband, der die damals, nach der Niederwerfung Rumäniens, sehr stark aufgetretene Kriegsmüdigkeit der Raubverbändler wieder behob, war schon eine Maßregel zu dem Zweck, die Niederlage Deutschlands herbeizuführen. Die Jesuiten mußten naturgemäß diese ihre fast vierhundertjährige Politik verfolgen, als sich eine Möglichkeit bot. Der Papst, nebenbei bemerkt, habe, wie man versichert, nicht daran gewollt. Aber Widerstand von seiner Seite hätte ja keinen Zweck gehabt. „Die Jesuiten sind Prätorianer, mit allen Vorzügen und Fehlern dieser Truppe“, hat der gut katholische König Ludwig I. von Bayern gesagt. — Der Papst und der Jesuitenorden sind übrigens unzweifelhaft souverän und können schließlich Krieg führen, gegen wen sie wollen. Erzberger dagegen war der Staatsangehörigkeit nach Deutscher. Also hat er Verrat geübt mit jener Handlungsweise. Aber er ist im Gegensatz zu Scheidemann seinem obersten Gedanken, dem der päpstlichen Welt Herrschaft oder auch der einheitlichen Weltkirche, treu geblieben.

Herr Scheidemann hat seinen Staat, dem zu dienen er als Minister geschworen hatte, sein Volk, dem er durch Abstammung und Sprache angehört, seine „Klasse“, deren Wohl zu fördern angeblich sein oberster und einziger sittlicher Grundsatz ist, verraten; er hat immer nur den einen Gedanken verfolgt: wie bleibe ich in der Pfründe und in der maßgebenden Rolle? Seine Eigensucht war allemal stärker in ihm als die Rücksicht auf das Gemein-

wohl, auf das Wohl der „Andern“, der Staatsgenossen, Volksgenossen, Parteigenossen.

Man würde also nach allen geltenden Moralgrundsätzen sagen müssen, er ist ein ausgemachter Schurke.

Dieses Urteil wäre trotzdem in dieser Form übereilt; obwohl aller Anschein für seine Richtigkeit spricht. Dieses Urteil erwöge nicht genug die Laufbahn des Herrn Scheidemann; erwöge nicht, daß er durch die völlig verkehrte Art der Führerauslese an diese Stelle gekommen ist, und daß man ihm seine objektiv zweifellos vorhandenen Vergehen nicht in dem Maße anrechnen kann, wie man es einem Manne mit Überlieferung, einem zu amtlichen, das heißt selbstlosen Handeln erzogenen Mann anrechnen müßte. Scheidemann kann ganz einfach in verständlichen wie in sittlichen Dingen nicht völlig für sein Handeln verantwortlich gemacht werden. Daß er, gerade er, dessen Minderwert er im Unterbewußtsein selbst sicher am besten fühlt, — Eitelkeit ist ja immer ein selbsttätig entstehendes Gegengift gegen ein vorhandenes Schwächegefühl — es so weit gebracht hatte, diese Empfindung von seiner schwindelhaften Höhe übertäubt ihm ganz einfach Verstand und Gewissen, so daß er es jetzt für den Hauptzweck des Umsturzes ansieht, sich aus dem Kasseler Schloß geschichtliche Einrichtungstücke zu einem Spottpreis verschaffen zu können.

Schuld sind die Führenden, Bethmann und sein Kreis, die eine so sinnlose Entwicklung auf parlamentarisches Strebertum hin zuließen, und gar während des Kriegs, als die sonst parlamentarisch, — das heißt von Rechtsanwälden und Bankiers — regierten Staaten ihren Parlamentarismus beseitigten.

Und weiter tragen einen erheblichen Teil der Schuld die Massen, die ihn gewählt haben; die ihn auf diese falsche Bahn gebracht haben; die Handarbeiter selbst, die in den letzten Kriegsjahren die Hauptkriegsgewinnler waren und die, wie der Präsident Deinhardt kürzlich sehr richtig gesagt hat, den Gedanken nicht fassen konnten, daß der Krieg, der alle Kopfarbeiter verarmt und enteignet hatte, vielleicht auch von ihnen, von der umschmeichelten Masse, einmal Opfer fordern könnte.

Führerauslese! Die Frage ist im Grunde gar nicht so schwierig. Die großen Linien der staatlichen Fragen sind im Grunde einfach für die Einsicht; sie werden nur stets von Absichten, von Eigensucht, Machtswollen, Eitelkeitswollen so verwirrt, daß die Einsicht nicht zu Worte kommt. Im Grunde hat schon Aristoteles in der Politik den Grundsatz der richtigen Führerauslese erkannt und klar aufgestellt. Er stellt nebeneinander: Monarchie, Aristokratie, Demokratie und versteht unter Monarchie, daß ein erblich bestimmter Einzelner die oberste Gewalt hat; unter Aristokratie, daß aus einem größeren, aber erblich bestimmten Kreise die obersten Stellen besetzt und beaufsichtigt werden; unter Demokratie, daß der Inhaber der obersten Gewalt durch Massenwahl bestimmt wird. Daß wirklich die Masse als Masse die oberste einheitliche Gewalt habe, ist bekanntlich unmöglich; es ist ein innerer Widerspruch, etwa wie der Satz: viel gleich eins. Irgendwie muß natürlich der staatliche Wille schließlich zur Einheit kommen.

Aristoteles findet nun den Nachteil der Demokratie darin, daß der Inhaber der obersten Stelle nicht zu dieser schwierigen Aufgabe erzogen und vorbereitet ist. Wir können heute noch deutlicher sagen, die Massenwahl bringt eine Auslese nach der schlechteren Seite; das heißt, sie bringt unter gleichen Umständen den

hemmungsglofesten Streber an die Spitze, und dieser wird, weil er ein Emporkömmling ist, stets eben wegen dieses Emporkommenseins noch dazu ein gutes Teil seines Verstandes an die Eitelkeitshypothek abgeben müssen. Wenn bei der Monarchie die Person des Herrschers von vornherein durch Gesetz festgelegt und keine Auswahl möglich ist, spielt leicht der Zufall der persönlichen Mitgift an Gesundheit, an Nerven, an Verstand eine störende Rolle. Zwar ist die Vergabung des Einzelnen an Willen und Verstand keineswegs Zufall, sondern notwendiges Ergebnis seines Bluts, das heißt seiner Vorfahren, und seiner Erziehung. Das Versagen Wilhelms II. beweist nichts dagegen; denn sein Vater hatte sowohl die sehr begründete Forderung der Ebenbürtigkeit bei der Gattenwahl verlegt, als auch durch die demokratisierende Erziehung den Sohn geschädigt, durch Hinzpeter und das Kasseler Gymnasium. Aber es ist an sich zuzugeben, daß der Zufall, etwa eine erst später erworbene Krankheit oder ein früher Todesfall, bei der Monarchie störend in die Stetigkeit und die feste Überlieferung eingreifen können.

Bei der Aristokratie ist einerseits eine Auswahl des Tauglicheren möglich; andererseits hat der Ausgewählte in seinem Kreis einen festen Träger der Überlieferung und einen selbstlosen, weil durch seine erbliche Zugehörigkeit zu jenem Kreise am Erfolg beteiligten Berater. Der auszuwählende Angehörige dieses Kreises ist durch Erziehung und Abstammung zu diesem Amt geistig und gesinnungsmäßig vorbereitet; er wird nicht durch die Erhöhung aus seinem seelischen Gleichgewicht gebracht wie der erfolgreiche Streber, den die Massenwahl regelmäßig hochbringt. Rom, England, Preußen, die höchststehenden Staaten, waren im Grunde Aristokratien; das frühere England und das vorkonstitutionelle Preußen gemäßigt und modern gehalten durch das Königtum; das war so ziemlich die denkbar zweckmäßigste Form der Führerauslese. In der französischen Nationalversammlung von 1793 stellte einer den Antrag, es müßten alle Schurken und Verräter aufgehängt werden. Freilich, sehr schön. Aber wer sucht diese schätzbare Gruppe richtig aus?

Herr Hugo Preuß, der heiße Hasser des preußischen Staatsgedankens, der zweckmäßigerweise berufen war, diesem Staat eine Verfassung zu machen, hat kürzlich gesagt: „Die Majestät der Republik bedarf der Ruten und der Peile.“ Es zuckt dem Herrn Hugo Preuß also sichtlich schon in den Fingern, die bewährten Verfahrensarten seiner in Rußland herrschenden Stammesgenossen auf die Deutschen anzuwenden. Gewiß, das ist auch eine Art Auslese. In Rußland hat die bolschewitische Regierung planmäßig die russische Oberschicht ausgerottet, um dem großrussischen Volke die Führer zu nehmen und es so restloser beherrschen und ausbeuten zu können. Das Verfahren hat sich dort bewährt. Herr Hugo Preuß wird sich aber doch vor dem Fehler hüten müssen, den deutschen Feind psychologisch falsch einzuschätzen. Die Deutschen sind keine Russen.

Die bayerische Kriegspressezensur als Wegbereiter der Revolution.

Eine Denkschrift.

Von Dr. Erich Kühn und J. S. Lehmann.

Vorbemerkung: Angesichts der Tatsache, daß die Revolutionslegende und ihre Verherrlichung in gewissen Kreisen toller denn je blüht, erscheint es angebracht, alles Material zu veröffentlichen, das Licht in die Vorgeschichte der Revolution zu bringen geeignet sein könnte. Dazu dürfte u. a. die nachstehende Denkschrift gehören, die wir im August 1917 aus innerer Not in Sachen der Handhabung der bayerischen Pressezensur an den damaligen bayerischen Kriegsminister richteten. Sie wendet sich in keiner Weise gegen alle die Beamten der Zensur, die, mehr mit der technischen Durchführung der Zensurvorschriften beauftragt, uns häufig in liebenswürdigster, immer in sachlicher Weise entgegenkamen, sondern gegen den Geist der leitenden Stelle. Welcher Art er war und inwieweit er, zum mindesten unbewußt, ein Wegbereiter der Revolution war, geht aus dem Inhalt zur Genüge hervor.

J. S. Lehmann. Dr. E. Kühn.

München, 25. August 1917.

Hr. Erzellenz

dem Herrn Kriegsminister,

München.

Ew. Erzellenz!

Da wir unser Verantwortungsgefühl als Staatsbürger nicht nur jederzeit zu Rate ziehen, sondern es unausgesetzt zu vertiefen bestrebt sind, haben wir uns bis jetzt den Maßnahmen der Zensurbehörde willig gefügt. Wir haben dies auch in Fällen getan, in denen diese Maßnahmen sich auf Erzeugnisse erstreckten, bei denen ein Bezug auf Heer, Flotte oder Krieg — lediglich von Presseerzeugnissen dieser Art spricht die Verordnung betreffend Handhabung der Zensur bzw. Vorzensur vom 27. Dez. 1915, Nr. 122668 — für uns nicht ersichtlich war, so z. B. wenn in einem Aufsatz von Dr. Hopfen in Heft 5 der Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung“ der Satz gestrichen wurde: „Der einzige Mann, den die Engländer zu achten, zu fürchten vorgaben, war Tirpitz“; oder wenn in einer Anzeige der „Kriegsfinnsprüche“ von Hans Nees von Esenbeck folgende Ausführungen entfernt wurden: „Dagegen sind, damit der Beweis erbracht wird, daß auch heute noch das nötige Holz im deutschen Eichenwald wächst, aus dem deutsche Staatsmänner geschnitzt werden können, hier die Bildnisse einer Reihe von Männern gebracht, zu denen das deutsche Volk in jeder Beziehung Vertrauen haben kann“; oder endlich, wenn in einem Aufsatz von Professor Risch in Heft 3 der genannten Zeitschrift zu dem Vordersatz „Die Deutschen sind das Staatsvolk Österreichs“, der Nachsatz „Mehr noch als die Magyaren das Staatsvolk Ungarns“ gestrichen wurde.

Da es sich in solchen Fällen nicht um die Ausmerzung grundsätzlicher Anschauungen handelt, haben wir meist stillschweigend auf Auseinandersetzungen verzichtet, und zwar um so eher, als uns die Zensurbehörde im allge-

meinen persönlich durchaus zuvorkommend und liebenswürdig behandelt hat, wiewohl es uns nach wie vor bedauerlich, ja unbegreiflich erscheint, daß die einzige, völlig auf volklichem Boden stehende Monatschrift Münchens, die von wissenschaftlicher Grundlage aus mit heißem Bemühen die sittliche, raffische und politische Veredlung der Deutschen pflegt, nämlich „Deutschlands Erneuerung“ unter strengster Vorzensur gehalten wird, während uns dies von hiesigen sozialdemokratischen Presseerzeugnissen nicht bekannt ist. (Zum Beweise dessen, daß unsere Zeitschrift ihrer Aufgabe mit größter Gewissenhaftigkeit nachzukommen versucht, sei uns an dieser Stelle der Hinweis gestattet, daß z. B. der in dem Aufsatz von Dr. Paul Franz in Heft 2 (Staats- und Finanzpolitik) erbrachte Nachweis des Zusammenhanges zwischen den sozialdemokratischen Finanzplänen und den Versuchen, die Selbständigkeit der Bundesstaaten zu unterhöhlen, die ausdrückliche Zustimmung zahlreicher bundesstaatlicher Finanzministerien erfahren hat.)

Schweren Herzens haben wir uns zum Stillschweigen entschlossen, wenn wichtige Anschauungen nicht zu Worte kommen durften, deren Auswirkungen in der Öffentlichkeit uns aus vaterländischen Gründen in hohem Grade erwünscht erschienen. Dies war der Fall, als in Heft 4 der genannten Zeitschrift in dem von dem Schriftleiter Dr. Kühn verfaßten „Bild der Lage“ Ausführungen entfernt wurden, die sich durchaus mit der Absicht der Osterbotschaft, den Verfassungstreit bis nach Friedensschluß zu vertagen, deckten, nämlich die Sätze: „Und um ihnen allgemein Geltung zu verschaffen, brauchen wir unbedingt die Mithilfe unserer noch im Felde stehenden Soldaten. Es ist ein unglaubliches Unrecht, wenn man ihnen einredet, sie kämpften für eine rein mechanische politische Neuordnung daheim, und ein noch größeres Unrecht ist es, diese Neuordnung dann ohne ihre, der Hauptbeteiligten, Mitarbeit ganz rasch in Szene zu setzen, angeblich, um sie bei ihrer Heimkehr damit freudig zu über-raschen! Die Leute da draußen haben sich gottlob in ihrer Mehrzahl das wahre Gefühl dafür bewahrt, daß dies angesichts der Schicksalschwere des Augenblicks, in dem sich Deutschland befindet, eine unwürdige Komödie ist, und daß alle ein schweres Unrecht am Vaterland begehen, die nichts Besseres zu tun wissen, als ihrem Macht hunger zuliebe die „zur Zeit günstige Verfassungs-konjunktur“ auszunutzen; desgleichen aber auch alle jene, die dies gleichmütig dulden.“ Desgleichen war dies schon der Fall, als in Heft 2 der Zeitschrift in dem Aufsatz von Professor Grimm „Der Schritt der Zeit“ der Satz gestrichen wurde: „Diese Forderung nach einer Volkswehr, d. h. nach einer Miliz, ist weiter garnichts als der Beginn, die Armee für den Scheidemannschen Zwölfs-uherschlag bereit und dienstbar zu machen, und zwar nicht erst 8 Minuten vor zwölf, sondern schon einige Stunden vorher, damit sie Punkt zwölf Uhr für Scheidemanns Ziel, für die völlige Demokratisierung Deutschlands schlag-fertig ist.“

Es ist zuzugeben, daß in den beiden letzten Fällen der Bezug auf das Heer gegeben ist, doch ist es uns unverständlich, daß derartige von vaterländischer Besorgnis veranlaßte Warnungen verboten werden angesichts des Umstandes, daß unseres Wissens rein sozialdemokratisch geleitete Feldposten und Flugblätter anstandslos im Heer vertrieben werden dürfen. Unverständlich ist es uns auch, weshalb Ausdrücke wie „Kriegsziel“, „U-Boote“ und Namen wie Tirpitz, Hindenburg und Ludendorff fast regelmäßig gestrichen werden.

Zu einer nachdrücklichen Beschwerde fühlen wir uns aber vor Gott und unserem vaterländischen Gewissen gedrängt, wenn wir sehen müssen, daß unsere von Vaterlandsliebe getragenen Bemühungen, die notwendige Erkenntnis der Absichten und Ziele der politischen Parteien und der gesamten politischen Lage zu verbreiten, unterdrückt werden. Es wird uns damit unmöglich gemacht, die Grundlage zu schaffen, von der aus erst der Staatsbürger in der Lage ist, zu allen Schicksalsfragen unseres Volkes Stellung zu nehmen. Dies ist der Fall, wenn ein bestimmter Einschlag in der öffentlichen Meinung, der tatsächlich vorhanden und zu dem Gesamtstimmord unentbehrlich ist, zum Verstummen gebracht wird, d. h. wenn die von weiten und maßgebenden Schichten unserer Bevölkerung geteilte Auffassung über vergangene und gegenwärtige Vorkommnisse und ihre zu erwartende Wirkung unterdrückt oder verstümmelt werden.

Da in den Veröffentlichungen selbst ein Hinweis darauf, daß sie infolge des Waltens der Zensur nur unvollständig erfolgen dürfen, streng verboten ist, entsteht in Wirklichkeit ein gefälschtes und unwahres Bild von der gesamten öffentlichen Meinung. Wir geben gern zu, daß die frühere Reichsleitung eine Politik trieb, die einen solchen Zustand nötig machte. — Wir erlauben uns hierzu im Besonderen auf die Zustände im Königreich Polen zu verweisen, wo man sich nach den Angaben aller klar sehenden Offiziere und Kaufleute völlig auf vulkanischem Gebiet befindet, während unsere Presse nach wie vor die Wahrheit verschweigen muß, — lediglich damit die Politik des Herrn von Bethmann Hollweg als gerechtfertigt dasteht. — In ihrer Art ähnlich liegen die Verhältnisse bezüglich der elsass-lothringischen Frage, deren öffentliche Erörterung zugunsten einer deutschen Lösung nicht gestattet ist. Die Fortsetzung eines solchen Systems bedeutete die Verewigung der Zensur und damit die Fortdauer eines unhaltbaren und ungesunden Zustandes. Es ist unseres Erachtens aber viel besser, man bricht gründlich mit diesem System, das als falsch erkannt wurde als daß man es ohne Rücksicht auf die Zukunft weiter schleppt. Wir können daher unmöglich annehmen, daß der neue Reichskanzler, Herr Dr. Michaelis, das Bethmannsche System in dieser Weise zu seinen Lasten fortführen will. Wir können aber noch weniger annehmen, daß dies die Absicht der Zensur ist, denn ein auf solche Weise entstehendes falsches und unvollständiges Bild der öffentlichen Meinung würde die Politiker, die breite Masse, ja sogar die maßgebenden Behörden selbst zu falschen Rückschlüssen und darauf aufgebauten falschen Maßnahmen veranlassen, die in diesem Daseinskampfe zu den verhängnisvollsten Folgen führen müssen.

Wir denken dabei in erster Linie an die Stellungnahme gegen die Sozialdemokratie und gegen die von ihr vertretenen Meinungen. Kann diese Stellungnahme infolge der Zensurmaßnahmen nicht oder nur in unvollkommenem Maße erfolgen, muß die irrtümliche Auffassung geweckt werden, daß die sozialdemokratischen Anschauungen eben übermächtig sind, da gegenteilige so gut wie nicht zutage treten. Abgesehen von der verderblichen, stärkenden Rückwirkung auf die Sozialdemokratie selbst hat das so entstehende falsche Bild offenbar mit dazu beigetragen, die Staatsleitung zu Rücksichten auf die Sozialdemokratie zu verführen, die unseres Erachtens weder der wahren Sachlage, noch den wirklichen Bedürfnissen des Staates entsprechen. (Daß der Fall nach dem

Kanzlerwechsel noch umgekehrt liegen sollte, nämlich daß ein ausdrücklicher Wunsch der Staatsleitung bestünde, den Kampf gegen die verhetzende Führerschaft der gesamten Sozialdemokratie aus irgendwelchen Rücksichten wie bisher auszusetzen, den Kampf gegen die staatsstreuen Parteien dagegen voll in die Erscheinung treten zu lassen, können wir uns, wie gesagt, nicht denken.)

Es kann daher unter solchen Umständen geschehen, daß die obersten Staatsbehörden Maßnahmen im Interesse des Staates vorzunehmen glauben, die nach unserer Auffassung ganz allein den Interessen der Sozialdemokratie dienen. Dazu wird aber ein A. B. Kriegsministerium unter keinen Umständen die Hand bieten.

Wir müssen aber noch weitergehen. Ein Grundfehler des Bethmannschen Systems war es, mit den einmal herrschenden politischen Strömungen als mit unveränderlich gegebenen Faktoren zu rechnen, anstatt sie, was durchaus möglich war und ist, zu bestimmten Staatszwecken nach bestimmten Richtungen zu formen. Der Staat bzw. seine maßgebenden Organe haben bisher, wie wir fast in jedem Heft unserer Zeitschrift betonten, verabsäumt, als politischer Willensbildner aufzutreten. Die Staatsorgane beschränkten sich darauf, „über den Parteien“ zu stehen und auf die überwiegend durch diese ihre Zurechtaltung großgewordenen staatsfeindlichen Strömungen mehr und mehr Rücksicht zu nehmen. Unseres Erachtens sollte der Staat schon im Interesse der Selbsterhaltung der Monarchie die Erziehung der Staatsangehörigen zum pflichtbewußten Staatsbürger nicht nur in die Wege leiten, sondern dauernd sichern.

Die Leiter der Sozialdemokratie haben ein Interesse daran, es so darzustellen, als ob der sozialdemokratische Gedanke gleich einer mythischen Naturgewalt um sich griffe. Nichts ist falscher als der Glaube an die Richtigkeit dieser Darstellung und die daraus gezogenen Schlüsse, die für den Bestand von Staat und Monarchie gefährlich sind. Daß die Ausbreitung nur eine künstliche war und ist, und daß nur ein bewußter zäher Wille sie mit Hilfe einer großen Organisation am Leben hält, bewies die einhellig zutage tretende vaterländische Gesinnung und Begeisterung vom August 1914. Sie war alles andere eher, als ein Werk der sozialdemokratischen Führer, welche im Gegenteil die bleiche Furcht besaßen, von der übermächtigen vaterländischen Welle fortgespült zu werden. Leider hat man dies nicht zugelassen.

Wenn jetzt von vielen Stellen die Anschauung verbreitet wird, der Staat habe zugunsten von bevorzugten Klassen und zugunsten des Wuchergeistes die Verarmung des Mittelstandes bis ins hohe Beamtentum hinein geduldet, mußte also daher mit einer riesigen Zunahme der Sozialdemokratie nach dem Kriege einfach rechnen, so ist dies unseres Erachtens völlig schief, flach und gar zu bequem gedacht. Wenn das wirklich so ist, so möge sich der Staat endlich dazu aufraffen, den Wuchergeist energisch auszurotten — was er bis jetzt nicht getan hat —, um den Mittelstand zu schützen; das heißt also, die innere Politik den Grundsätzen und Kreisen zu entziehen, welche nicht nur am Wuchergeist, sondern auch am Wachsen der Sozialdemokratie ein Interesse haben.

Man irrt, wenn man glaubt, daß die Hauptvertreter des Wuchergeistes und die heimlichen Leiter der Sozialdemokratie nicht an einem Strange ziehen. Im Grunde genommen ist ihre Gegnerschaft nur eine scheinbare, denn beide haben ein Interesse an Umsturz und Expropriierung, daher paßt beiden eine

Politik, die den Mittelstand auslöscht und die Sonderung in Arm und Reich immer scharfer verfolgt, durchaus zu ihren Zwecken. Zweifellos will die neue Regierung mit dieser Politik brechen. Man scharfe daher gleichzeitig jedem Staatsbürger durch Wort und Schrift das Gewissen und erinnere ihn daran, daß er verräterisch und unverantwortlich handelt, wenn er vorübergehender materieller Einbußen wegen sein Vaterland an die internationale Sozialdemokratie verrät. Schwerlich hätte Preußen den Siebenjährigen Krieg oder die Befreiungskriege ruhmreich überstanden, wenn seine damalige Leitung Gesinnungslosigkeiten gegenüber die Segel gestrichen hätte. Zum Glück gibt es auch in der heutigen deutschen Bevölkerung viele Kreise, die sich mit Verachtung von jenen wenden, die ihren Pflichten als treue monarchische Staatsbürger in augenblicklicher Verärgerung sozialistischen Wahngebilden zuliebe den Rücken kehren, statt gerade in der Stunde der Gefahr auf ihrem Posten zu bleiben, um Monarchie und Staat zu verteidigen. Diese charaktervollen Kreise läßt man aber zurzeit nicht voll zu Worte kommen!

Sodann wird häufig eingewendet, daß wir es nur der sozialdemokratischen Organisation verdanken, daß wir Ruhe im Lande hätten, und daß wir deshalb weitgehende Rücksicht auf sie zu nehmen hätten. Die so erkaufte Ruhe scheint uns aber zu teuer erkaufte, denn die weitere Pflege und Verziehung der Sozialdemokratie wird uns nicht nur die Monarchie, sondern auch alle Früchte unserer Siege kosten. Die Rücksicht scheint uns also bequem und kurzfristig, denn es handelt sich nicht darum, daß der oder jener sich durch Nachgiebigkeit seinen Platz bewahrt, sondern es handelt sich um die Zukunft des ganzen Volkes! Man sollte sich also u. E. lieber darauf besinnen, daß es auch noch andere Parteien und Organisationen gibt als die sozialdemokratische, und sollte sich nicht scheuen, sie richtig zu verwenden, und wo die Organisationen noch fehlen, sollte man sie schaffen! Daß auch die Kirche noch einen gewaltigen Einfluß ausüben kann, weiß jeder, der die Kräfte kennt, die in ihr lebendig sind. Es gibt noch genug Arbeits- und Opferwillen nach dieser Richtung in der Bevölkerung, vorausgesetzt, daß man in der richtigen Weise an sie herantritt und sie über die notwendigen vaterländischen Ziele aufklärt.

Endlich gibt es Verfechter der Theorie: Wenn wir den Krieg mit der Demokratie gewinnen können, so dürfen wir es nicht unversucht lassen. Es wäre kurzfristig und unmöglich, wollte man den Krieg gegen die breite Masse gewinnen wollen. Es handelt sich aber nicht um die im Grunde gewiß vaterländisch führende breite Masse, sondern es handelt sich darum, die international orientierte Führerschaft von dieser Masse zu lösen und den Einfluß ihrer Gesinnung auf die Masse auszuschalten. Die Verfechter jener Theorie verfallen im größten Maße in den schon von uns gerügten Fehler, daß sie mit anscheinend unveränderlichen Faktoren rechnen — was ja auch wieder bequem ist — statt sie im Staatsinteresse zu formen. Diese auf falsche Erkenntnis gegründete Praxis hat uns die lähmende Friedensresolution eingetragen. Hätte man die Wähler vor der Kundgebung genügend aufgeklärt, hätten es ihre Führer und Abgeordneten niemals gewagt, sie in die Welt gehen zu lassen.

Die Macht der Sozialdemokratie besteht zum allergrößten Teil aus dem Willen ihrer Führer und der zu ihrer Verfügung stehenden Organisationen. In die Hände arbeitet ihr allerdings der Staat, solange er die Massen lediglich

ihrer Suggestion überläßt. Sowie er für die nötige Aufklärung sorgt, wird ein Umschwung der öffentlichen Meinung eintreten. Daß dies möglich ist, hat seinerseits Tirpitz bewiesen, als er allem Widerstande der unaufgeklärten, teilnahmslosen oder gegenteilig beeinflussten Menge zum Trotz das Flottenprogramm unseres Kaisers mit Erfolg durchsetzte. Hätte er nur mit vorhandenen Umständen gerechnet, statt sie zu beeinflussen, — wo wären wir heute? Allerdings verschmähte er es nicht, den Kampf gegen Widerstände aufzunehmen und die Wahrheit über die Staatsnotwendigkeiten mit allen Mitteln der Wissenschaft, Technik und Presse unaufhörlich durch Wort und Schrift zu verbreiten. Ein völliger Umschwung der öffentlichen Meinung trat z. B. infolge einer zielbewußten Aufklärung, an der die Alldeutschen und auch der Verlag J. F. Lehmann regsten Anteil hatten, in der Marokko-Angelegenheit ein. Der Umschwung wurde so rasch erzielt, daß der damalige Reichskanzler seiner Verwunderung darüber offen Ausdruck gab. Er kam nur nicht auf den Gedanken, ein für allemal eine Lehre aus ihm für den Staat zu ziehen.

Die Sehnsucht nach klaren vaterländischen Zielen und nach Aufklärung über die notwendigen Daseinsforderungen unseres Reiches ist zurzeit größer denn je im Volke. Wer es anders darstellt, hat ein Interesse, das Bild zu fälschen. Das Volk lechzt nach einem solchen Ziele, das weit über alles Parteigezänke hinausleuchtet. Die Hirne der Bevölkerung sind vaterländischen Wahrheiten allemal mehr zugänglich, weil sie an ihre ursprünglichen Gefühle anknüpfen, als den künstlichen Halbwahrheiten der Sozialdemokratie. Jene müssen ihm nur dargeboten werden! Das Volk will aus allem Kleinmut, aus Glaubeit und Verzagtbeit endlich heraus, — aus jenen Stimmungen, die zugunsten internationaler Ziele planmäßig und künstlich von jenen Parteiführern vertieft und verschärft werden, deren erfolgreiche Bekämpfung uns die Zensur erschwert. Sie unterdrückt geradezu den Abdruck allen Materials, das allein und zuletzt den positiven Beweis von der Schädlichkeit der Ziele der sozialdemokratischen Führer erbringt, und ganz allein in der Lage ist, die große Schar der schwankenden Mitläufer restlos über die letzten Ziele der sozialdemokratischen Führer aufzuklären.

Die sozialdemokratische Partei erklärte am 9. August 1917 durch den Mund des „Vorwärts“ ganz unverhohlen:

„Wenn die konservative Presse hervorhebt, daß die Grundsätze der Sozialdemokratie unverändert dieselben geblieben seien, so kann man ihr darin nur Recht geben. Selbstverständlich erstrebt jeder Sozialdemokrat die Demokratie als Staatsform und die Ersetzung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung durch die sozialistische — sonst wäre er ja keiner! Selbstverständlich vertritt die Sozialdemokratie die Interessen der Arbeiterklasse, wobei dieser Begriff seit je nicht auf die handarbeitende Schicht allein, sondern auf das ganze durch Arbeit Werte schaffende Volk zu erstrecken ist. Darin ist also alles so geblieben, wie es war, und der Rest ist, wie die konservative Presse wiederum ganz richtig hervorhebt, Taktik: Anpassung des politischen Handelns an die gegebenen Umstände zu dem Zweck, die gesteckten Ziele desto sicherer zu erreichen.“

Als Erläuterung zu unserer Behauptung über die Unterstützung der sozialdemokratischen Ziele durch den Staat bitten wir ganz gehorsamst, den folgenden Absatz aus dem gleichen Aufsatz zu beachten:

„Deutschland befindet sich — sicherer als Rußland — auf dem Weg zur Demokratie. Wir werden nach dem Krieg im Reich und Preußen Vollvertretungen haben, die auf Grund eines demokratischen Wahlrechts gewählt sind. Sache der Wähler wird es sein, diese Parlamente in ihrer Parteilusammensetzung so zu gestalten, daß sie ihren berechtigten Einfluß auf die Führung von Reich und Staat mit jedem möglichen Nachdruck geltend machen. Geschieht dies, so gibt es kein Mittel und keine Macht, zu verhindern, daß Deutschland ebenso demokratisch regiert wird wie irgendein anderes Land der Welt. Unter solchen Umständen hätte dann eine gewaltsame Umwälzung der Staatsform gar keinen Sinn mehr. Die Diktatur des Proletariats läßt sich nur verwirklichen auf dem Boden des allgemeinen Stimmrechts. Die Arbeiterklasse vermag alle Widerstände gegen die Demokratie niederzuringen, aber sie vermag nichts gegen die Demokratie selbst. Erst wenn sie die überwältigende Mehrheit des Volkes in den Bann ihrer Ideen gezwungen hat, dann kann sie verlangen, daß nach diesen Ideen regiert wird, früher nicht. Eine Revolution, die sich nicht die Demokratie zum Ziele setzt, bleibt ein Stoß in die leere Luft. Ein Ziel, zu dem die friedliche Entwicklung sichtbar und rasch heranreift, wird niemand durch eine gewaltsame Bewegung erzwingen wollen.“

Nach unserer unerschütterlichen Überzeugung versündigt sich jeder am deutschen Volk und Vaterland, der irgendwie mittelbar oder unmittelbar dazu beiträgt, den Kampf gegen die staatsfeindliche Führerschaft dieser Partei und die Aufklärung des Volkes über ihre Bestrebungen zu verhindern oder zu lähmen. Wer die Bestrebungen dieser Führerschaft für ungefährlich hält, muß falsch unterrichtet sein, oder er will sie für ungefährlich halten.

Demnach dürfte die Oberste Heeresleitung oder der erste Reichsbeamte, der als maßgebender Faktor für die äußere und innere Politik auch die Richtlinie für die Handhabung der Zensur zu bestimmen hat, ebenso wenig wie das R. V. Kriegsministerium die Verantwortung dafür tragen wollen, daß in einem wichtigen Aufsatz „Die Sozialdemokratie“, welcher den gefährlichen Irrwahn über die Bekehrung der sozialdemokratischen Leitung zum vaterländisch-monarchischen Gedanken mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und tiefem Ernst von Grund aus zerstört, gerade alle die Stellen gestrichen werden, die hervorragend dazu geeignet sind, die unheilvollen Folgen des auf jenem Irrwahn aufgebauten Systems und die daran geknüpften Vorstellungen mit der Wurzel auszurotten. Bleiben diese Anschauungen, die den Besten unseres Volkes aus der Seele geschrieben sind, unterdrückt, so vorenthält man u. E. dem deutschen Volke die Wahrheit. Die Zensur dient alsdann hauptsächlich zur Verdeckung der Fehler des verflochtenen Systems. Nach unserem Empfinden werden aber Ew. Excellenz selbst sowie die Oberste Heeresleitung und der Herr Reichskanzler Dr. Michaelis die Verantwortung dafür —
 Seite 17 ein wie für die Jetzt-
 sprochenes Bismarckwort —
 ferer tapferen Kriegsheere — v

energischste abweisen, daß auf Herzen aller Deutschen herausge-
 auf die Errungenschaften un-
 und dadurch gefälscht wird!

Wir wollen Ew. Erzelenz nicht verhehlen, daß sich ein uns befreundeter Beamter, dem wir den Fall unterbreiteten, folgendermaßen dazu geäußert hat:

„Die Schande schreit ja nachgerade zum Himmel, daß sich heute immer noch die berufenen Vertreter und Verteidiger von König und Vaterland in eine Reihe stellen mit den Vaterlands- und Hochverrättern, denn darum handelt es sich. Denen, die für unsere heiligsten Güter eintreten, die ihre Ruhe, Bequemlichkeit und Sicherheit den bedrohten Idealen von Staat und Monarchie opfern, denen fällt derselbe Staat in den Rücken. Und warum? Aus reiner elender, erbärmlicher Feigheit! Ich habe in den drei Jahren des Krieges amtlich und außeramtlich aus dem Kapitel so viel Sündisches und Elendhaftes erlebt, daß mich der Brechreiz kaum mehr verläßt. Und so was will siegen, will Weltvolk werden! Es ist, weiß Gott, zum Heulen! — Die Streichung des positiven Beweismaterials entwertet die Arbeit um 50% und erniedrigt sie für die Öffentlichkeit zu einer ihre Wirkung verfehlenden ‚Hezarbeit‘! Der Wert lag ja gerade in dem absolut erdrückenden Beweismaterial, das die Arbeit völlig unangreifbar und unwiderlegbar machte. Nun hat die heilige Zensurbehörde die Sozialdemokratie wieder einmal gerettet, und vielleicht vor einem vernichtenden Schlage gerettet.“

Wir glauben, daß ein solcher Brief die Stimmung in der Beamtenschaft richtiger wiedergibt und schwerer wiegt als verschiedentlich laut gewordene. Äußerungen von Persönlichkeiten, welche infolge finanzieller Schädigungen durch den Krieg ihre Zuflucht bei der Sozialdemokratie suchen zu müssen glauben.

Wer will aber die Verantwortung dafür tragen, daß in einem Aufsatz „Die drei Tage“ des Freiherrn v. Liebig alle Erläuterungen des Verfassers zu jenen Reden gestrichen sind, in denen Bethmann die Verantwortung für schicksalsvolle Entscheidungen auf den Kaiser abzuwälzen bemüht ist? Die Wirkung ist u. E. die, daß die Person des Kaisers weit stärker in den Vordergrund tritt, als wenn die Erläuterungen des Verfassers stehen geblieben wären. Auch dieses Verfahren ist u. E. letzten Endes nur geeignet, die anti-monarchischen Ziele der sozialdemokratischen Führerschaft zu fördern.

Das Bethmannsche System hat demnach augenscheinlich die Absicht, alle Aufklärung über die Sozialdemokratie hintanzuhalten, um so seine Verteidigung sozialdemokratischer Orientierung in der inneren und äußeren Politik mit dem Bilde der öffentlichen Meinung rechtfertigen zu können.

Es sollte u. E. daher ein scharfer Trennungsstrich unter das B. S.-System gezogen werden! Es sollte endlich aufgeräumt werden mit allen Resten jener traurigen Erbschaft, die uns die bedauerliche Ziellosigkeit, Ratlosigkeit und Willenlosigkeit des Volkes und mancher anderen Schichten, und ihre Auslieferung an die sozialdemokratische Suggestion beschert hat. Zu jenen überflüssigen Resten gehört u. E. auch die Verwendung der Zensur zu dem Zwecke, die Anschauung der gesamten Bevölkerung als mehr oder weniger sozialdemokratisch zutage treten zu lassen. Es ist, daß mit dem Kanzlerwechsel die deutsche Volk braucht in gegenwärtiger und zukünftiger nationaler Sozialdemokratie, sondern es ist im Gegenteil trotz allem in der Lage, sie erfolgreich zu bekämpfen und die große M.

Gefinnung zurückzuführen. Wir verlangen diese Zurückführung nicht im Interesse reaktionärer Bestrebungen. Wir verlangen alles Andere als die Unterdrückung sozialer Gerechtigkeit und sozialer Forderungen. Wir sind weit davon entfernt, die Leistungen des Volkes und die vaterländische Gefinnung seiner überwältigenden Mehrheit zu verdächtigen oder herabzusetzen. Was wir wollen, ist einzig und allein Aufklärung des Volkes über die gefährlichen und vaterlandsfeindlichen Ziele eines großen Teiles der sozialdemokratischen Führerschaft. Die maßgebenden Stellen werden selbst zweifellos nicht säumen wollen, diese erforderliche Aufklärungsarbeit unverzüglich in großem Maße in die Wege zu leiten. Der Erfolg wird ein wunderbarer sein, und ein Umschwung wird in kurzer Zeit eintreten.

Nachdem wir unsere persönlichen Anschauungen dargelegt haben, die sich, wie wir wissen, mit denen weiter Kreise deutscher Patrioten decken, bitten wir Ew. Erzellenz ganz ergebenst, die Handhabung der Zensur wenn möglich so zu regeln, daß der vaterländischen Presse die Unterstützung der notwendigen Aufklärungsarbeit nicht erschwert oder unmöglich gemacht wird. Mit uns werden dann alle vaterländisch gesinnten Männer, die unseren Standpunkt teilen, ihre ganze Kraft einsetzen, um das monarchische Gefühl allenthalben wachzurütteln, und im Volke eine Stimmung aufrecht zu erhalten, die nicht nur ein standhaftes Durchhalten, sondern eine in jeder Beziehung siegreiche Beendigung des Krieges, ohne die Gefahr innerer Erschütterungen, ermöglicht.

Damit dem Herrn Reichsanzler und der obersten Heeresleitung Gelegenheit gegeben ist, zu der ganzen Frage Stellung zu nehmen, haben wir an beide Stellen Abschrift dieser Eingabe mit den notwendigen Erläuterungen gesandt.

Desgleichen ist die Eingabe Sr. Majestät dem König von Bayern¹⁾ zugestellt worden.

In größter Ehrerbietung

Ew. Erzellenz

ganz ergebenste

Verlag und Schriftleitung der Monatsschrift
„Deutschlands Erneuerung“

(gez.) J. S. Lehmann,
Verleger.

Dr. E. Kühn,
Schriftleiter.

¹⁾ Erst kürzlich ist uns mitgeteilt worden, daß diese Denkschrift s. Zt. einen so starken Eindruck erzielt hat, daß die für den Geist der bayrischen Pressezensur verantwortliche leitende Persönlichkeit vom Amte entfernt werden sollte. Leider wußte man dies von anderer Seite zu verhindern, und so nahm das Verhängnis, auch für die bayrische Monarchie, seinen Lauf.
Die Schriftleitung.

Deutschlands Anrecht auf Kolonialbesitz.

Von Dr. Eugen Weber, München.

I.

Zu den tragischsten Seiten des Versailler Vertrages gehört neben der Wegnahme der ganzen deutschen transozeanischen Handelsflotte der für das deutsche Wirtschaftsleben nicht weniger verhängnisvoll wirkende Raub unseres Kolonialbesitzes. Was die Extremisten der Entente verlangt hatten, ist erfolgt: die vollständige Vernichtung deutschen Außenhandels und die völlige Ausrottung deutscher Souveränitätsrechte und wirtschaftlicher Betätigung in Übersee. Schon während des Krieges war kein Mittel unangewandt geblieben, um dieses vor allem von England gesteckte Ziel der gänzlichen Unschädlichmachung des als lästig empfundenen deutschen Handelsrivalen zu erreichen. England ist, um Deutschland in kolonialer Beziehung tödlich zu treffen, im Bündnis mit Japan gegen die deutschen Schutzgebiete aggressiv vorgegangen und hat wider Recht und Abkommen den Krieg nach Afrika getragen. Das in der Freihandelszone gelegene Deutsch-Ostafrika und Kamerun wurde unter sichtlicher Verletzung der internationalen Generalakte vom 26. Februar 1885 als Kriegsgebiet erklärt. Die ganze erst im Aufblühen begriffene deutsche Kulturarbeit fiel der Zerstörung unserer Feinde zum Opfer. Was deutscher Fleiß und unermüdliche Arbeit dort draußen in 30 Jahren geschaffen hatten, ist von den englischen und französischen Machthabern mit Beschlagnahme belegt worden. Dem Autokratendiktat von Versailles war es vorbehalten, der bereits via fasti vollzogenen Austreibung der Deutschen aus ihren überseeischen Besitzungen im Sinne „höherer Gerechtigkeit“ die feierliche Sanktion zu erteilen, indem Deutschland gemäß Artikel 119 gezwungen ward, zugunsten der feindlichen Mächte auf alle Ansprüche und Rechte bezüglich seiner Kolonien zu verzichten und durch Artikel 122 den Verbandsmächten Blankovollmacht zur Vernichtung des Deutschtums in den bisher deutschen Überseeländern erteilt wurde. Nun waren die Machthaber im Trianonpalast, die ja die Menschheit von dem bösen deutschen Imperialismus zu befreien hatten, in gewisser Verlegenheit darüber, wie man den eigenen hochimperialistischen Appetit mit den feierlichst verkündeten eigenen Kriegszielen von der Freiheit der Welt und dem Selbstbestimmungsrecht, vor allem aber auch mit Punkt 5 des berühmten Wilsonprogramms, der eine freie, weitherzige und unbedingt unparteiische Schlichtung aller Kolonialansprüche forderte, in Einklang bringen sollte. Der Popanz des Völkerbundes wurde dazu benützt, der Beutegier der Feinde als Maske zu dienen. Formell hat der Völkerbund die Vormundschaft über die deutschen Kolonien übernommen und ihre praktische Ausübung den „fortgeschrittenen Nationen“, nämlich England (und seinen Tochterländern Australien und Südafrika) sowie Frankreich, Belgien und Japan als seinen Mandataren anvertraut, damit diese Staaten für die Hebung der von den deutschen so grauenhaft behandelten und vernachlässigten Schutzgebiete um so wirksamer eintreten können. Aläglich wie mit dieser philanthropischen Phrase hätte die Siegerallianz den Raub der deutschen Kolonien wirklich nicht drapieren können. Muß es nicht sonderbar anmuten, daß gerade jene Staaten ein so großes Erbarmen mit den unterdrückten deutschen Untertanen zur Schau trugen und sich zu Mandataren prädestiniert fühlten, die sich mit all den Verbrechen befleckt haben, die E. Morel in seinem Buche „Die

Bürde des schwarzen Mannes“ aufgezählt hat? Wie fadenscheinig sich das den Amerionsalt umkleidende ominöse Mandatsmäntelchen humanitärer Absichten selbst in den Augen unserer Gegner ausnimmt, beweist deutlich die Äußerung des Franzosen Renaudel in der Sitzung der Deputiertenkammer am 29. September 1919: „Das System des Mandats ist eine einfache Heuchelei, die keinen andern Zweck hatte, als ohne zuviel offenkundige Gewissensbisse sagen zu können, wir berauben Deutschland aller Teile seines Kolonialreiches.“

Indessen, wenn auch heute unsere Feinde darüber triumphieren, die Deutschen aus ihren Überseeeländern vertrieben zu haben, so haben damit unsere Rechte auf Kolonialbesitz nicht aufgehört. Deutschland hat seine Schutzgebiete durchweg auf friedlichem Wege in völkerrechtlich unanfechtbarer Weise erworben und in erfolgreicher Arbeit mit vielen Opfern entwickelt. Während der langen Reihe von Jahren unseres Besitzes sind unsere Rechte von keiner Macht angezweifelt oder gar bestritten worden. Unsere koloniale Tätigkeit hält jeder unparteiischen Prüfung stand. Die Zeugnisse feindlicher Kolonialpolitiker wie Harry Johnston, E. D. Morel, Charles Gide usw. genügen, um der bewußten Irreleitung der öffentlichen Meinung in uns feindlichen Ländern die Maske vom Gesicht zu reißen. Wir brauchen nicht zu leugnen, daß angesichts unserer geringen Erfahrungen unsere koloniale Vergangenheit Fehler aufzuweisen hat; aber diese reichen nicht entfernt an die Verheerungen heran, die andere Nationen im Anfang ihrer kolonisatorischen Tätigkeit veranlaßt haben. Wer aufs Ganze sieht, wird nicht verkennen, daß tatsächlich die Fortschritte in der Eingebornenfürsorge sehr groß waren. Die deutschen Kolonien brauchen in dieser Beziehung den Vergleich mit andern Kolonialvölkern keineswegs zu scheuen. „Es wäre unmöglich, vor einem internationalen Gerichtshof eine Anklage gegen die Ausübung der deutschen Souveränitätsrechte in Afrika erfolgreich zu erheben mit der Begründung, Deutschland habe seine Eingebornen schlecht behandelt. Die Erhebung einer solchen Anklage würde nicht nur die Anführung vieler britischer Stimmen, die die deutsche Verwaltung in Afrika loben, zufolge haben, sondern auch ein schädliches und unwiderlegliches „tu quoque“. Einzelne Mißgriffe sind bisweilen in der deutschen Kolonialverwaltung vorgekommen; in jedem Falle wurde aber eine öffentliche Untersuchung geführt und die Übeltäter selbst bestraft. In anderen afrikanischen nicht unter deutscher Herrschaft stehenden Kolonien sind Verbrechen nicht immer in gleicher Weise öffentlich behandelt worden.“ So die Stimme eines Engländer, der seit 20 Jahren die Vorgänge in den Kolonien mit scharfer Aufmerksamkeit verfolgt hat. (Vgl. Harry Johnston, „The colonisation of Africa“, Cambridge 1913).

„Die deutschen Vorkommnisse sind unbedeutend im Vergleich mit den erschütternden Vorfällen auf beiden Ufern des Kongo. Organisierte Schandtaten von Staats wegen, wie sie das Leopoldinische System im Kongofreistaat kennzeichneten, Konzessionswesen wie im französischen Kongo und Sklaverei wie in Angola sind der deutschen Verwaltung in Afrika von den schärfsten Kritikern Deutschlands niemals vorgeworfen worden; die deutsch-afrikanische Geschichte enthält manche häßliche Seite, sie hebt sich aber vorteilhaft ab von der Geschichte seiner Nachbarn. Wie können die Unterdrücker Irlands, die Massenmörder Indiens und Transvaals sich erdreisten, über deutsche Kolonialpolitik zu richten, wenn in ihrer eigenen Zunge die deutschen Leistungen auf kolonisatorischem Gebiete überall bekannt sind.“ (E. Morel, Africa and the peace of Europe 1917.)

Man erörtere einmal die Frage, inwieweit die Politik anderer Kolonialmächte, insbesondere die britische, vor dem Richterstuhl der Geschichte, des Völkerrechts und der Moral bestehen kann!

Einem Volke, dem die Jahrhunderte langen Greuel in Irland von eigenen Landsleuten mahnend vorgehalten werden, das kaltblütig zahlreiche Hungerende in Indien wüten ließ, ja solche wiederholt künstlich hervorrief wie 1769/70 und 1866, als die englische Regierung alle Lebensmittel ankaufte und diese dann nur gegen Wucherpreise an die notleidende Bevölkerung verabsolgte, steht es schlecht an über deutsche Grausamkeiten zu Gericht zu sitzen. Ist es vielleicht deutsche Grausamkeit, gegen die sich die furchtbare Anklage des 1913 in Bloemfontein, also auf britischem Kolonialboden, erstellten Denkmals richtet, das eine klagende Burenfrau mit einem verhungerten Kinde auf dem Schoß darstellt und die Unterschrift aufweist: Dieses Denkmal ist von dem Volke der Buren aus freiwilligen Beiträgen errichtet zur Erinnerung an die 26 663 Frauen und Kinder, die während des Krieges 1900/02 in englischen Konzentrationslagern gestorben sind.“?

In den französischen Kolonialkriegen haben die barbarischen Gebräuche der Skythen Herodots eine Parallele gefunden.

Die Schilderungen in Camille Rouffets „la conquête de l'Algérie 1848—58“ und in Octave Mirbeaus „le jardin des supplices“ zeigen, zu welchen Scheußlichkeiten die französische Kriegsführung gegenüber den Eingebornen gegriffen hat. Für die friedliche Durchbringung Marokkos brauchen keine Beispiele gegeben zu werden, da vieles davon noch in aller Gedächtnis ist. Das mag genügen, um ein Urteil darüber zu gewinnen, ob die „Nation chevaleresque“ auch nur den Schatten eines moralischen Rechts in Anspruch nehmen kann, über Grausamkeiten anderer Völker in den Kolonien ein Urteil abzugeben. Mit Rücksicht auf die Sklaverei dürfte es wenig bekannt sein, daß in Portugiesisch-Ostafrika heute noch etwa 150 000 Menschen in diesem bejammernswerten Zustand schmachten; Portugiesisch-Westafrika zählt über 50 000 Leibeigene. Belgien hat auf dem Gebiete der Seuchenbekämpfung vollkommen versagt; Kolonialskandale allerübelster Art kamen vor. Da muß man sich wirklich fragen, woher nimmt dieses Land die Kühnheit, über deutsche koloniale Methoden zu urteilen und bisher deutsche Gebiete als Mandatar des Völkerbundes in Verwaltung zu nehmen, weil es angeblich besser zu kolonisieren verstand! Wie sehr Belgien den Beweis seines besseren Könnens erbracht hat, erhellet am besten aus dem Urteil des belgischen Kolonialpolitikers Delcommunes, der sich folgendermaßen darüber ausläßt: „Wenn wir in der augenblicklichen Methode fortfahren, so ist zu fürchten, daß der Völkerbund dazu gebracht wird zu prüfen, ob es nicht zweckmäßiger sei, anderen Nationen den Zivilisationsversuch, für den wir so wenig Befähigung gezeigt haben, anzuvertrauen.“ Der von der Entente angeführte Grund für den Kolonialraub, die angeblich grausame und ungerechte Behandlung der Eingeborenen, könnte nicht schlagender widerlegt und entkräftet werden, als durch das Verhalten der Eingeborenen in unseren Kolonien während des Krieges. Man sollte als selbstverständlich erwarten, daß die so grausam unterjochte und mit der deutschen Herrschaft unzufriedene eingeborene Bevölkerung den Krieg als willkommene Gelegenheit benutzt hätte, sich gegen ihre von außen schwer bedrängten Bedrücker zu erheben. Während aber in zahlreichen englischen Kolonien, obwohl diese von keinem äußeren Feinde bedroht waren, Aufstände stattfanden, haben

sich unsere Eingeborenen völlig ruhig verhalten, ja sogar unsere Truppe werttätig unterstützt. Die lange Verteidigung Kameruns, die beispiellosen Heldentaten des Generals v. Lettow-Vorbeck und seiner Truppen waren ohne die opfermutige Treue der Eingeborenen nicht möglich. Diese aufrichtige Anhänglichkeit beweist deutlich, daß sie mit der deutschen Verwaltung zufrieden waren; ein Erfolg, der auf das Konto einer jahrzehntelangen gerechten und wohlwollenden Behandlung der eingeborenen Bevölkerung zu setzen ist. Jeder Kenner der Kolonialgeschichte wird unumwunden zugeben müssen, daß Deutschland ebenso fähig und würdig ist, an der Erschließung unkultivierter Gebiete sich zu beteiligen wie England; bedeutend würdiger und fähiger als Frankreich und Belgien und mindestens ebenso fähig wie Japan, Australien und Südafrika. Das Recht auf koloniale Betätigung haben wir uns durch eheliche, erfolgreiche Arbeit erkauft. Der Anteil, den Deutschland bei der Entdeckung und wissenschaftlichen Durchforschung des dunklen Erdteils gehabt hat, ist, wie allenthalben zugestanden wird, hervorragend. Auf dem Gebiete der Länder-, Völker- und Sprachforschung haben wir Ergebnisse aufzuweisen, denen kein Volk Mehrwertiges und wenige Gleichwertiges an die Seite zu stellen vermag. Die sachkundigsten Engländer und Franzosen haben oft und offenkundig in ihren Zeitschriften und Büchern unsere Führerschaft anerkannt, und einige sind vorurteilslos genug, dies heute noch zu tun. Es brauchen nur Männer wie Barth, Nachtigall, Schweinfurth, Kohlfs, Reichhardt, Schoen, Wundt und andere genannt zu werden, um daran zu erinnern, wie viel die Welt Deutschland in bezug auf afrikanische Geographie und Ethnologie verdankt. Während Portugiesen, Spanier, Engländer usw. zunächst und zuerst an koloniale und wirtschaftlich vorteilhafte Unternehmungen dachten, hatten die Deutschen nur wissenschaftliche Ziele. Man dachte früher, abgesehen von Kolonisationsversuchen des großen Kurfürsten, die aber bald wieder aufgegeben wurden, nicht an Gebietserwerbungen; aber das hinderte deutsche Forscher nicht, Afrika ihre Liebe zuzuwenden. Ein Teil der Karte Afrikas nach dem andern wurde aufgestellt, ein Flußsystem nach dem andern verstanden. Das Chaos der afrikanischen Sprachenwelt begann sich unter deutschem Forscherfleiß zu lichten. Die afrikanische Linguistik verdankt ihre grundlegenden Arbeiten und ihre mächtige Förderung in den letzten Jahrzehnten vornehmlich deutschen Gelehrten. Im Gebiete der Bantusprachen ist alle eigentliche sprachwissenschaftliche Forschung deutschen Ursprungs. Im Gebiete der Sudansprachen haben Christaller und Westermann Mustergültiges geleistet; ebenso für das Nubische Lepsius, Schäfer und andere. Was die Hamitensprachen betrifft, so leuchtet allen voran der Name Leo Rheinisch. Was deutsche Anthropologen, Zoologen, Botaniker, Mineralogen, Chemiker usw. für Afrika geleistet haben, kann hier nicht näher ausgeführt werden. Der hervorragende Anteil, den die deutsche medizinische Wissenschaft an den Entdeckungen und Fortschritten der Tropenmedizin gehabt hat, übertrifft bei weitem alle diesbezüglichen Leistungen anderer Völker. Die ärztliche hygienische Fürsorge für unsere Kolonien war anerkannt die beste; unsere deutsche Gründlichkeit hatte im zähen Kampf mit der Tücke des Objekts Glanzendes geleistet. Es sei hier nur erinnert an das tropenhygienische Institut in Hamburg, an die Erforschung und Bekämpfung der Schlafkrankheit durch Professor Koch, an die Erforschung und Heilung der Augenkrankheiten der Eingeborenen in Samoa, um zu sehen, was für die Gesundheitspflege in unseren Kolonien geschehen ist. Afrika und die Afrikaner haben den Segen

der hingebenden Arbeit des deutschen Arztes erkannt. Während z. B. in Westafrika an der französischen Küste das gelbe Fieber nie erlischt, war Togo davon soweit befreit, daß es nur selten durch Einschleppung von der französischen Grenze her noch beobachtet wurde. Schulen, auch für Handwerk, sorgten für Erziehung und Verbreitung wichtiger Kenntnisse. Eine vorbildliche soziale Arbeitergesetzgebung für die eingeborenen Arbeiter war geschaffen. An dem glänzenden Aufstieg unserer Kolonien hatten vor allem auch die Missionen reichen Anteil. Soviel menschenfreundliche Kulturarbeit, wie sie die deutschen Missionen in selbstloser Hingabe geleistet haben, dürfte kaum eine andere Kolonialmacht aufzuweisen haben. Die Vertreibung und Ausschließung der deutschen Missionare aus ihren so hoffnungsvoll sich entfaltenden Arbeitsfeldern gehört neben den Kongogreueln zu dem Schlimmsten, was den Afrikanern in den letzten Jahrzehnten zugefügt wurde. Alle zu uns gelangenden Berichte über die wirklichen Zustände, die sich in unseren Kolonien unter den neuen Flaggen herausgebildet haben, stimmen darin überein, daß dorten mit unserer unrechtmäßigen Vertreibung die Zivilisation einen bösen Rückschlag erfahren hat.¹⁾ Der Afrika durch Ausschluß deutscher Kulturarbeit zugefügte Schaden ist unermesslich. Soll der heute zur Sarce gewordene Gedanke des Dienstes an den Eingeborenen wieder Gehalt gewinnen, so müssen wir unverzüglich in unsere kolonialen Rechte wieder eingesetzt werden. Unserer Kultur, unseren Missionen muß die Rückkehr zu ihrem Arbeitsfeld wieder freigegeben werden, damit wir unsere Menschheitsaufgaben erfüllen können. Deutschland besitzt auf Grund seiner Leistungen das erste ethische Anrecht auf eigene Überseeländer für ideale Bestrebungen kultureller, humanitärer und wissenschaftlicher Art und hat als großes Kulturvolk nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht an der wissenschaftlichen Erforschung der Welt, der Erziehung und Kultivierung unentwickelter Rassen als einer gemeinsamen Aufgabe der zivilisierten Menschheit teilzunehmen.

II.

Zu den ideellen Gesichtspunkten treten wirtschaftliche Gründe, die Deutschlands Anspruch auf Kolonialbesitz rechtfertigen. Kein Zweifel, daß Deutschland zur Sicherstellung und Ergänzung seiner Rohstoff- und Lebensmittelversorgung ein großes, eigenes Kolonialgebiet notwendig hat. Die Industrie eines Landes, die mit ihrer Rohstoffversorgung aufs Ausland angewiesen ist, ist immer schlechter gestellt als ihre Wettbewerber, die auf Zufuhr aus eigenen Kolonialreichen zählen können; sie ist in vielen Einzelheiten der Willkür ausländischen Kapitals ausgesetzt. Das gilt insbesondere auch für Deutschland, dessen hochentwickelte Industrie unter den Nachteilen, die sich aus der Abhängigkeit von

¹⁾ In Ostafrika befindet sich, engl. Zeitungenachrichten zufolge, das ganze Gebiet in absolutem Chaos. Aus Kamerun weiß man, daß in dem jetzt französischen Teil die einst blühenden Pflanzungen größtenteils verwahrloßt sind. Aus Duala liegen Nachrichten vor, nach denen die ehemals so saubere Anlage einem raschen Verfall entgegengeht und die Eingeborenen über schlechte Behandlung durch die Franzosen klagen. In den deutschen Südfertolonien soll die Verwilderung der Pflanzungen einen bedenklichen Umfang angenommen haben. Am übelsten scheinen sich die Verhältnisse in Samoa, der Perle unseres früheren Überseegebietes, unter der Herrschaft der Neuseeländer entwickelt zu haben. Diese wenigen Berichte aus den uns geraubten Kolonien zeigen, wie die „zarten Hände“ arbeiten, denen nach einem bekannten Ausspruch Lloyd Georges die deutschen Kolonien anvertraut sind.

fremden Rohstoffmärkten ergeben, weit empfindlicher leidet als eine Industrie, die für den gesamten Haushalt eines Landes nur untergeordnete Bedeutung hat.

Deutschlands Industrie war vor dem Kriege eine der ersten der Welt. Während 1882 die Zahl der in gewerblichen Betrieben beschäftigten Personen 7340789 betrug, war sie 1913 auf 14348016 gestiegen. Deutschlands Handel war in dauerndem Wachstum und wurde nur vom englischen übertroffen. Unser ganzes geregeltes Wirtschaftsleben beruhte auf dem Verkehr mit der Welt. Durch den Krieg ist allenthalben der deutsche Außenhandel vernichtet und in fremde Hände übergegangen. Das Neuerscheinen des deutschen Kaufmanns und Industriellen findet heftigen Widerstand sowohl auf fremden Rohstoff- wie Absatzmärkten. Infolge dieser Tatsachen sind wir in Zukunft mehr als je auf eigenen Kolonialbesitz angewiesen zur Erzeugung der Rohprodukte für unsere Industrie und als Absatzgebiet für unsere Ausfuhr. Die völlige Ausschaltung Deutschlands von kolonialer Betätigung bedeutet die Bildung einer Monopolstellung der die vorhandenen Kolonialgebiete beherrschenden Mächte und gibt uns hemmungslos der Ausbeutung der übermächtigen Kapitalkonzerns der Gegner preis. Deutschland, von Natur aus arm an Rohstoffen (durch die Gebietsabtretungen mit ihren reichen Erz- und Kohlengruben wurde dieser natürliche Mangel noch wesentlich erhöht), ist durch die ungeheueren Kriegslasten und wegen der schlechten Valutaverhältnisse außerstande, die Rohstoffe für Gold zu kaufen; es muß daher, soll es lebensfähig bleiben, unbedingt die Möglichkeit haben, Rohstoffe und Nahrungsmittel soviel wie möglich in eigenen Kolonien zu gewinnen. Unsere brennendsten Wirtschaftsfragen: mit welchen Mitteln hebt man die Produktion, woher nimmt man die notwendigen Rohstoffe und Verpflegungsmengen, sind angesichts unserer Gebundenheit ohne Kolonialbesitz nicht zu lösen. Ein solcher gehört daher, um der Bevölkerung Arbeit und Brot, der Industrie und dem deutschen Handel einen ununterbrochenen Zufluß von Rohprodukten aus Übersee und einen offenen Markt als Absatzgebiet zu schaffen, zu den elementarsten Grundbedürfnissen unseres nationalen Lebens. Das Gebot deutscher Selbsterhaltung fordert zwingend Deutschlands unverzügliche Wiedereinsetzung in seine kolonialen Rechte. Diese Forderung stellt das Minimum dessen vor, was wir als Anteil an der Kolonialwirtschaft der Welt mit Notwendigkeit beanspruchen müssen, wenn wir nicht dauernd zugrunde gehen sollen. Deutschland war vor dem Kriege mit Rücksicht auf seine hochentwickelte Industrie und seinen Volksreichtum ungenügend mit Überseebesitz versorgt; jedenfalls nicht in dem Maße, wie es die anderen großen und kleinen Völker der Welt bereits sind. So übertraf vor dem Kriege die Fläche an Kolonialland im Vergleich zum Mutterland, was England angeht, das Mutterland um das 105,6 fache; bei Belgien um das 21,5 fache, bei Holland um das 60,1 fache, bei Frankreich um das 31 fache; bei Deutschland dagegen nur um das 5,4 fache. Angesichts dieser Zahlen war der deutsche Überseebesitz mehr als bescheiden gegenüber den Weltreichen seiner Gegner und stand in gar keinem Verhältnis zu der wachsenden Bedeutung Deutschlands als Weltwirtschaftsfaktor. Während Frankreich bei einer Einwohnerzahl von 40 Millionen über ein Kolonialreich von über 11 Millionen qkm mit 50 Millionen Bewohnern (davon in Afrika allein über 10 Millionen qkm mit 40 Millionen Bewohnern); England bei einer Einwohnerzahl von 48 $\frac{1}{4}$ Millionen über ein solches von 80 Millionen qkm mit 375 Millionen Bewohnern (wovon über 10 Millionen qkm mit 47 Millionen Bewohnern

in Afrika) verfügte, das kleine Portugal mit $5\frac{1}{2}$ Millionen Bewohnern einen Überseebesitz von zwei Millionen qkm mit $1\frac{1}{2}$ Millionen Bewohnern und Belgien Kolonialland von $2\frac{1}{2}$ Millionen qkm mit 20 Millionen Einwohnern aufzuweisen hatten, mußte Deutschland sich mit dem Besitz von 3 Millionen qkm mit 16 Millionen Bewohnern begnügen. Dieses an sich schon starke Mißverhältnis hat durch die völlige Wegnahme des ganzen deutschen Überseegebietes geradezu groteske Formen angenommen. Die jetzigen kolonialen Besitzverhältnisse sind völlig unnatürlich und unhaltbar. Es ist das System der Latifundien, das wir in der internationalen Welt wieder erscheinen sehen, und es wird für die künftige Entwicklung der Welt nicht weniger unheilvoll als es in der Geschichte des Privatbesitzes gewesen ist. Es streitet gegen alle Vernunft und wird auf die Dauer unerträglich werden, daß zwei oder drei Staaten den ganzen Erdteil Afrika besitzen und ausbeuten. Es ist eine blinde Politik, die darauf ausgeht, Deutschland zwangsweise den seinen bisherigen Leistungen und seinen wirtschaftlichen Bedürfnissen entsprechenden Anteil an der Kolonialwirtschaft vorzuenthalten.

Wäre Deutschland noch im Besitz seiner Kolonien, so könnte es durch Selbsterzeugung der unentbehrlichsten Rohstoffe seine Industrie wieder lebensfähig gestalten und damit den großstädtisch-industriellen Menschenmassen ein Durchhalten ermöglichen. Die Ergebnisse unserer Kolonialwirtschaft waren so gut, daß die Möglichkeit der Fortführung derselben die Hoffnung, das deutsche Wirtschaftsleben wieder zu heben, vollauf wahr machen würde. Der deutsche Überseebesitz hat, obwohl Werte zur Befruchtung erst geschaffen werden mußten, der deutschen Wirtschaft bereits vor dem Kriege ganz erkleckliche Mengen an Rohprodukten zur Verfügung gestellt. Was die englischen und französischen Kolonialreiche für ihr Mutterland darstellen, vermochten die deutschen Überseegebiete allerdings noch nicht zu sein. Sie bestanden ja größtenteils aus Gebieten, die erst entwickelt werden mußten, ehe sie etwas leisten konnten. Aber den schwersten Teil der kolonialen Wirtschaft, die Einarbeitung einiger Jahrzehnte, hatten wir glücklich hinter uns. Wie großartig war z. B. die Erschließung von Togo, Kamerun, Deutsch-Ostafrika, Samoa und vor allem in dem Lande harter deutscher Arbeit, in Südwestafrika, das uns die Engländer früher so gerne gönnten, weil sie es für wertlos hielten! Dank zäher Arbeit war es vor dem Kriege bereits ein kleines Deutschland, durchzogen von Eisenbahnen und Verkehr; schon zum großen Teil für den Bau von Feldfrüchten und ausgedehnte Viehzucht erschlossen, so daß während des Krieges sich eine blühende Ausfuhr nach Südafrika entwickeln konnte. Das mächtige Emporblühen der noch vor wenigen Jahrzehnten als bedeutungslos angesehenen Kolonien beweist unwiderlegbar, wie erfolgreich Deutschland auch wirtschaftlich sie verwaltet hat. Am Vorabend des Krieges waren in den deutschen Schutzgebieten bereits 4176 km Eisenbahnen erbaut, während z. B. Frankreich mit seinem viermal so großen und viel älteren Überseereich nur 2500 km Schienenslänge aufzuweisen hatte. Während die französischen Baumwollpflanzungen sich noch im Versuchsstadium befinden, waren die unsrigen schon in schönster Entfaltung. Milliarden deutschen Geldes waren bereits in landwirtschaftlichen Betrieben, in industriellen Anlagen, Hafenbauten u. dgl. angelegt. Nicht zu vergessen ist der Gewinn, den Handel und Schifffahrt aus dem Verkehr mit den Kolonien zogen. In wenigen Jahrzehnten waren so die deutschen Kolonien zu einem wertvollen Faktor der deutschen Volkswirtschaft geworden. Dank des

blühenden Aufschwungs derselben konnten wichtige tropische Erzeugnisse bereits vollständig oder größtenteils auf eigenem Boden gewonnen werden. Deutsch-Ostafrika hat die deutsche Industrie vor dem Kriege bereits ganz mit Sisalhanf versorgt; es blieb sogar noch ein bedeutender Teil für die Abgabe an fremde Märkte. An Kopro lieferten unsere Kolonien 60 000 Tonnen jährlich; an Kautschuk konnten wir 14 000 Tonnen, an Koblupfer 7000 Tonnen beziehen. Die Wälder von Kamerun bergen etwa 25 000 Hektar Olpalmen, deren Aufschließung und Verbreitung erfolgreich eingeleitet war. Wir könnten unter Zuhilfenahme dieser reichen Schätze den Bedarf an Pflanzenfetten zu Speisewezwecken und an Ölkuchen zur Mastfütterung vollkommen decken. Gerade die Frage der Sette und Ole beweist wie nichts besser die Notwendigkeit deutschen Kolonialbesitzes. Eine Settmot wäre für uns auf alle Zeiten ausgeschlossen, wären wir in der Lage, die Ölprodukte unserer Kolonien heranzuführen.

Die Inseln Augur und Nauru bergen die größten Phosphatlager der Welt und lieferten bereits 300 000 Tonnen jährliche Ausbeute. Diese kam größtenteils Deutschland zugute. Reiche Verfrachtungen liefen auch nach Japan und Australien. Unter Ausnutzung der vor Kriegausbruch noch fertiggestellten Erweiterungsbauten für Förderung und Verschiffung würden die beiden Inseln auf Jahrzehnte hinaus dem Weltbedarf nach phosphatischen Düngemitteln in reichem Maße zur Verfügung stehen, jedenfalls jährlich wenigstens 500 000 Tonnen liefern. Was diese Stoffe für unsere heimische Landwirtschaft, die so stark unter Mangel an Düngemitteln leidet, zur neuen unerläßlichen Befruchtung des durch die Kriegswirtschaft ausgeaugten Bodens bedeuten würden, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Recht günstige Ziffern ergeben sich auch für Kaka, Tabak, Baumwolle und andere Erzeugnisse. Bedenkt man z. B., daß die Baumwollausfuhr aus den noch im Beginn der Entwicklung stehenden deutschen Kolonien in sieben Jahren (1902—09) von 370 kg auf 1 029 924 kg jährlich, der Kakaexport aus Kamerun in einem Jahrzehnt (1898—1908) von 245,9 Tonnen auf 3332,3 Tonnen anwuchs (1913 betrug er bereits 10 500 Tonnen), erwägt man ferner, daß in all diesen Ländern bislang noch eine schwache Menschengiedelung und relativ extensivc Bewirtschaftung besteht, so wird die unabsehbare Steigerungsfähigkeit der tropischen und subtropischen Erzeugung in unseren Kolonien ohne weiteres klar. Bei besonnener, alle Erfahrung sorgsam nutzender Arbeit könnten daher die Leistungen unserer Kolonien einen beispiellos blühenden Aufschwung nehmen. Der rasche Aufstieg unserer kolonialen Wirtschaft war natürliches Produkt und nicht etwa das Ergebnis einer künstlichen Protektionwirtschaft. Es herrschte völlige Gleichheit im Verkehr mit unseren Kolonien zwischen Deutschland und dem Auslande. Gerade England hatte an unserem kolonialen Handel reichen Anteil zu verzeichnen. Deutschland hat in seinen Kolonien stets den Grundsatz der „offenen Türe“ unter tatsächlich gleicher Behandlung fremder Staatsangehöriger und Waren durchgeführt. Eine Begünstigung eigener Waren vor fremden war in den deutschen Schutzgebieten im Gegensatz z. B. zu den französischen Kolonien unbekannt. Frankreich hat im allgemeinen das Prinzip der offenen Türe, namentlich was die Einfuhr in seine Kolonialländer betrifft, tatsächlich in das der geschlossenen umgewandelt. Es kennt keine weitgehende wirtschaftliche Freiheit in seiner Kolonialpolitik und gestattet seinen Kolonien den freien Handel mit dem Ausland nicht, sondern begünstigt die französischen Waren in kolonialen Märkten. Ebenso sind der nationalen Flagge im Kolonialverkehr große Vorrechte ein-

geräumt. Die Kolonialgeschichte zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, daß die französische Nation nicht in der Lage ist, eine den Erfordernissen und Ansprüchen unseres modernen Kulturzeitalters Rechnung tragende Überseepolitik zu treiben. Frankreich fehlt es an Menschen und Kapitalkraft, um den Aufgaben, die sein riesiger, jedes reale nationale Bedürfnis weit übersteigender Überseebesitz stellt, genügen zu können. Da seine Bevölkerung nicht wächst, kann es nur wenig Auswanderer abgeben. So kommt es, daß in dem prächtigen Siedelungsland Algier, vor den Toren Frankreichs, nur einige Hunderttausend Franzosen neben ebensoviel fremden Staatsangehörigen wohnen und in Tunis die französische Bevölkerung nur $\frac{1}{4}$ sämtlicher Europäer beträgt. Wie mit den Menschen steht es mit den wirtschaftlichen Produktionselementen. Da die Kapitalvermehrung regelmäßig von dem Wachstum der Bevölkerung abhängig ist, reicht die wirtschaftliche Kraft Frankreichs, dem es überdies an der nötigen kaufmännischen Energie gebricht, zur Entwicklung seiner Kolonien nicht aus. Um das Vordringen fremder Unternehmungen hintanzuhalten, hat die französische Regierung zu Schutzmaßnahmen im Verkehr zwischen Heimat und Kolonien gegriffen, obwohl diese ohne Zweifel der Entfaltung der Kolonialgebiete hinderlich sind; denn diese können nur dann gedeihen, wenn das Prinzip der offenen Tür für alle gewahrt bleibt.

III.

Während wir so auf der einen Seite sehen, daß ein Land wie Frankreich vorwiegend aus bevölkerungspolitischen Gründen seinem Kolonialbesitz nicht gewachsen ist, machen andererseits gerade populationistische Gründe bei Deutschland den Erwerb von Kolonien zur zwingenden Notwendigkeit. Nicht nur in kultureller und wirtschaftlicher, sondern vor allem auch in bevölkerungspolitischer und sozialer Beziehung ist Deutschlands Anrecht auf eigenen Überseebesitz unabweisbar zu bejahen. Der Grund hiefür liegt in dem Vorteil, den der eigene Überseebesitz für die Unterbringung von Bevölkerungsüberschüssen bietet. Auch in dieser Beziehung stellten die deutschen Kolonien das Mindestmaß dessen vor, was einem Volke von der Kopfzahl und der Fruchtbarkeit des deutschen an Kolonialland zu Siedlungszwecken zusteht. All die materiellen Antriebe, die große Nationen zu überseeischer Betätigung veranlassen, können im Falle Deutschlands nicht ganz übersehen werden. Es ist dies vor allem das Problem einer fruchtbaren Nation, die über die physischen Bedingungen ihrer Umgebung hinauswächst und daher aus nationalökonomischer Notwendigkeit auf Erwerb überseeischer Siedlungsgebiete angewiesen ist, um sich ihres Überschusses an Menschen entledigen zu können. Wir wissen, daß die Bevölkerung Europas im letzten Jahrhundert von 180 auf 800 Millionen angewachsen ist. Während nun alle großen Völker, Engländer, Russen, Nordamerikaner, Franzosen sich weite Gebiete angeeignet hatten, hat Deutschland, das sich seit 1870 aus einem Ackerbaustaate zu einem Industriestaate erster Klasse entwickelte, trotz seiner gewaltig gestiegenen Bevölkerung und wirtschaftlichen Kraft sein Territorium nicht vergrößert. Diese Entwicklung machte den Erwerb eigenen Überseebesitzes zur Notwendigkeit. 1885 trat Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte ein. Die erworbenen Gebiete sollten nicht nur eine Rohstoffquelle und einen kaufkräftigen Absatzmarkt bilden, sondern vor allem auch dazu dienen, die deutsche Auswanderung aufzunehmen. Dank ihrer blühenden Entwicklung waren die deutschen Kolonien dazu geschaffen, die hoffnungsvoll an

sie gestellten Aufgaben vollauf zu erfüllen. Das mittlere und südliche Deutsch-Südwestafrika und das Hochland von Deutsch-Ostafrika stellte ein wertvolles Siedelungsland dar, geeignet zur Aufnahme weiter Teile unseres Volkes. Vor 1884 verließen jährlich 200 000 Deutsche das Vaterland, weil es ihnen Arbeit und Brot nicht geben konnte, und waren so dazu gezwungen, fremden Nationen als Kulturdünger zu dienen. Nachdem Deutschland Kolonialmacht geworden, ebnete der deutsche Auswandererstrom zusehends ab.

Eines der schwierigsten Probleme für Deutschland besteht heute darin, dem Gespenste der Übervölkerung entgegenzuwirken. Heute ist für Deutschland eigenes Kolonialgebiet als Siedelungsland zur Unterbringung des Bevölkerungsüberschusses mehr denn je erforderlich. Durch den unglücklichen Kriegsausgang ist die Auswanderungsmöglichkeit in fremde Länder erheblich beschränkt worden, da die feindliche Aussperrung den Deutschen im Ausland fast allenthalben an jeder erwerbenden Betätigung hindert. Andererseits aber wurde die Notwendigkeit der Abwanderung eines großen Teils der deutschen Bevölkerung wesentlich vermehrt. Durch die Abspaltung weiter Gebietsteile vom Reiche und die Zusammendrängung des Volkes auf einer verengten Fläche werden wir jetzt mehr noch als früher an Auswanderung denken müssen. Vor dem Kriege zählte Deutschland 68,5 Millionen Bewohner und sie vermochten zu existieren, weil unsere erstaunlichen wirtschaftlichen Fortschritte namentlich in der Industrie Erwerbsgelegenheiten für den Volkszuwachs geschaffen hatten. Die machtvolle Entfaltung der deutschen Volkswirtschaft bot hinlänglich Platz für die durchschnittliche Jahreszunahme von 200 000 Köpfen. Nach der jetzigen heillosen Schwächung unserer Produktionsmöglichkeiten kann Deutschland in der ihm angepreßten Zwangsjacke unmöglich seiner Volksgesamttheit in ihrer heutigen Zusammensetzung noch ein Fortkommen bieten. Zwischen Massenabwanderung und Massenverelendung bleibt da nur die bange Wahl. Es gehört daher ein großer Kolonialbesitz mit Ansiedlungsmöglichkeit zu den wichtigsten deutschen Lebensfragen.

Keine andere Nation ist einem solchen Problem gegenübergestellt. An Hand einiger Vergleichszahlen erhellen diese fundamentalen Wahrheiten am deutlichsten. Das britische Volk mit 45 1/4 Millionen beherrschte schon vor dem Kriege eine für Siedlungszwecke geeignete, das heißt innerhalb des gemäßigten Klimas gelegene Fläche, die fast zweimal so groß war als Europa ¹⁾ und daneben noch in Afrika und Asien Gebiete, die zwar nicht siedlungsfähig sind, aber ungeheure Naturschätze enthalten in einem Umfang von 6 1/2 Millionen Quadratmeilen. Das nicht besiedlungsfähige Gebiet zusammen mit dem besiedlungsfähigen gab dem englischen Volke bereits vor dem Kriege eine Kontrolle über ein Gesamtgebiet, das die Ausdehnung von drei Europas übersteigt. Der Landgewinn des „uneigennütigen“ England, das zum Schutze der kleinen Nationen in den Krieg zog, beträgt 1 607 200 Quadratmeilen. Damit ist das Britische Reich an Umfang jetzt gestiegen auf 14 760 912 Quadratmeilen und somit dem nach Rußlands Zerfall nächstgrößten französischen Kolonialreiche um das Dreifache, dem Territorialbesitz der Vereinigten Staaten um das Vierfache und dem unerträglich großen Besitz des weiland kaiserlichen Deutschland um das Zwölffache überlegen. Das russische Volk mit 123 Millionen verfügt in Europa und Asien über eine Fläche von 2 Millionen Quadratmeilen, also beträchtlich mehr als die doppelte Fläche Europas, wovon wenigstens 6 Millionen Quadrat-

¹⁾ Die Fläche Europas beträgt 3 750 000 Quadratmeilen.

meilen für seine eigene rassenmäßige Ausbreitung geeignet sind. Die französische Nation mit 40 Millionen beherrschte vor dem Kriege in Afrika und Asien bereits ein Gebiet, das $1\frac{1}{2}$ mal so groß ist wie Europa. Davon sind 300 000 Quadratmeilen ganz oder teilweise besiedlungsfähig, während der Rest große Naturschätze birgt. Die Vereinigten Staaten mit 12 Millionen Bewohnern haben ein Gebiet, das fast so groß ist wie Europa, für ihre Ausbreitung zur Verfügung. Kleine Länder wie Belgien und Portugal beherrschten in Afrika bereits vor dem Kriege Gebiete, die mehr als die Hälfte des Umfangs Europas ausmachten. So haben denn die 65 Millionen zählenden Deutschen allein gedrängt auf schmaler Scholle keinen Raum, sich auszubreiten. Auf sich selbst angewiesen, eingeeignet auf einem durch den Friedensvertrag wesentlich verkleinerten Staatsgebiet ist Deutschland durch die Wucht der Tatsachen selbst gezwungen der in hohem Grade zentralisierte Staat zu sein, der es geworden ist, ohne die Möglichkeit wirtschaftlicher Betätigung und Entfaltung seiner produktiven Kräfte im Übersee offen zu haben. Wir sind dazu verurteilt, unsere brachliegenden Kräfte unproduktiv verkümmern zu lassen, anstatt sie da nutzbar machen zu können, wo ihrer reichstes Wirkungsfeld harren würde, in den Kolonien. Diese gewaltsame Unterbindung der vitalsten Lebensinteressen einer Nation vom Schlage der deutschen, für die Kolonialgebiete zur Erhaltung ihrer physischen Existenz und zum Ausgleich wirtschaftlicher Schwierigkeiten unentbehrlich sind, kann unmöglich einen Dauerzustand darstellen. Deutschland, ein wachsendes Volk, muß die unbedingte Möglichkeit haben, da ihm das Ausland so gut wie verschlossen ist, auf eigenem Grund und Boden sich zu betätigen, wenn es selbständig leben soll. Der Arbeitsüberschuß Deutschlands, seine jetzt mattgesetzten Kräfte in Hunderttausenden von Erwerbslosen würde einer Erschließung und Befruchtung von Kolonialgebieten sehr zustatten kommen. In raschem Tempo könnten Handel und Verkehr mit unseren Kolonien wieder einen glänzenden Aufschwung nehmen. Die Ablenkung der überschüssigen Bevölkerung und die durch deren Wegzug bewirkte Auflöserung einer verhältnismäßig zu starken Volksdichte würde zugleich als Sicherung wirken gegen politische und soziale Gefahren, die sich für uns jetzt dauernd durch die Zusammendrängung gewaltiger erwerbsloser Massen auf zu engem Raum ergeben. Unter dem Drucke des brennenden Problems der Bevölkerungszunahme muß Deutschland nachdrücklichst den freien Zugang zu Kolonialgebieten verlangen. Wir verfolgen mit Ruf nach Rückerstattung der deutschen Überseeländer keine imperialistischen Weltmachtsgelüste, sondern fordern nur, was wir im Namen der Gerechtigkeit im Interesse unserer Selbsterhaltung notgedrungenenerweise anstreben müssen, die Zulassung des deutschen Arbeiters zur allgemeinen menschheitlichen Schaffungspflicht.

Das deutsche Volk gehört heute noch zu den entrechteten und geknechteten. Aber trotz seiner Ohnmacht kann und darf es sich mit dem vollzogenen Kolonialraub, der eine moralische Degradierung des deutschen Volkes und ein schreiendes, für den Weltfrieden verhängnisvolles Unrecht darstellt, niemals abfinden. Deutschlands unverjährbare und unentziehbare Rechte auf Kolonialbesitz, auf freie Betätigung auf dem unermesslichen Felde kolonialer Wirtschaft, die unverlierbaren Ansprüche auf unverkürzte Rückgabe seines geraubten Gutes bleiben bestehen. Unser Recht hat ein stärkeres Fundament als papierene Verträge; es fußt auf der Tatsache, daß die Lebensmöglichkeit eines so großen Volkes ohne Kolonien gefährdet ist und daß der Völkerfriede nicht gedeihen kann, solange

man dem deutschen Volke die Möglichkeit kolonialer Mitarbeit und der Teilnahme an dem wirtschaftlichen Wettbewerb der Völker verschlossen hält. Wenn in einem hoffentlich nicht mehr fernen Zeitpunkt Haß und Verblendung der Vernunft weichen müssen, wird sich die Revision des unerfüllbaren Versailler Diktats mit zwingender Notwendigkeit auf die Tagesordnung drängen. Das Friedenswerk kann nur gelingen, wenn der schrankenlose Individualismus einzelner Staaten eingedämmt und Eigennutz und Selbstsucht von dem Gesamtinteresse an der weltfriedlichen Regelung der Beziehungen der Völker zueinander überwunden wird. Erst nach wirklich gerechten Bedingungen, (die das von einem übermächtigen Schicksal niedergezwungene Deutschland nach besten Kräften immer zu erfüllen bereit sein wird), können die Völker aus diesem Zusammenbruch aller vernünftigen menschlichen Gemeinschaft aufatmen. Solche müssen uns aber unzweifelhaft die Erfüllung unserer berechtigten Ansprüche auf tätige Mitwirkung an der zivilisatorischen und kolonisatorischen Arbeit der Kulturnationen und auf Wiedereinsetzung in unsere kolonialen Rechte bringen.

Eine Frage an die Deutschen.

„Besser wäre es gewiß, man brauchte dem deutschen Volke nicht von seinen Aufgaben zu reden. Besser, sie wären ihm als etwas Selbstverständliches tief in Herz und Gemüt eingegraben. Dem ist leider noch nicht so. Darum stelle ich dem deutschen Volke die Frage: Was alles hat Frankreich erreicht? Wo sind wir mit unserer Sorge, den Feind nicht zu reizen, mit der Angst vor dem eigenen Mut, mit unserer Liebedienerei vor dem Feinde, unserem Anechtssinn, unserem unmännlichen, feigen Denken und mutlosen Handeln angelangt? Hat uns das alles vor unserem Schicksal bewahrt? Hat uns der Feind nicht trotzdem wehrlos gemacht?

Lassen wir den Feind das tun, was er für sein Leben für richtig hält; wir können ihn nicht daran hindern. Handeln aber auch wir ohne Scheu kraft eigenen Rechts, das uns niemand nehmen kann, wenn wir es nicht freiwillig hergeben, allein als aufrechte Männer, nach unseren Lebensnotwendigkeiten und unseren eigenen gesunden Veranlagungen, selbst auf die Gefahr hin, daß wir noch mehr vergewaltigt werden. Erdulden wir dann auch das in dem Gedanken, daß Elend und Anechtung zur Freiheit führen. Nur ein harter Wille, mannhaftes Auftreten ruft Selbstachtung und Achtung hervor, die wir vor uns selbst und vor der Welt wiedergewinnen müssen.“

Erich Ludendorff.

(Aus: Erich Ludendorff „Kriegführung und Politik“, Berlin 1922, Verlag von E. S. Mittler & Sohn. In Halbleinen 54 M.)



Politik und Psychologie.

Von Prof. Dr. Benno Imendörffer, Wien.

Als im Deutschen Reiche der Zusammenbruch der früheren Ordnung und die Errichtung der extremdemokratischen Republik erfolgt waren, sprach ein geistreicher Franzose im Hauptquartiere der Entente das kennzeichnende Wort, man dürfe nun hoffen, daß man in Deutschland mit der Demokratie Ernst mache, denn man wisse dort nicht, daß „Demokratie“ lediglich ein Schlagwort für die Massen sei. Die Hoffnung des Franzosen hat sich denn auch seither reichlich erfüllt, und am Seinestrande, wie an der Themse durfte man händereibend dem Verlaufe der Dinge in Berlin und in Weimar zusehen. In der Tat, man hat Ernst damit gemacht, den deutschen Staat restlos zu demokratisieren und damit den Versuch unternommen, seiner Natur nach Unmögliches möglich zu machen. Der tiefere Grund für die Irrwege, die seither die politischen „führenden Männer“ auf deutschem Boden — denn in Deutschösterreich war es nicht anders — einschlagen, liegt nun, wie mir scheinen will, nicht in einer an sich gegebenen politischen Minderwertigkeit unseres Volkes, sondern in dem erschreckenden Mangel an psychologischer, genauer gesagt völkpsychologischer Erkenntnis. Dieser Mangel scheint allerdings geradezu eine Schwäche unseres Nationalcharakters zu sein und läßt sich seit den frühesten Zeiten deutscher Geschichte immer wieder nachweisen.

Schälen wir aus dem Wüste einander durchquerender, teils sich gegenseitig ergänzender, teils verdunkelnder Erscheinungen den Kern der Sache heraus, so läßt er sich auf einen Grundirrtum deutschen Wesens zurücksühren. Dieser Grundirrtum besteht darin, daß man auf deutschem Boden weniger als irgend sonstwo auf Erden jemals darüber klar geworden ist, daß die Art des Denkens und Fühlens, das, was man mit dem viel mißbrauchten Fremdworte „Mentalität“ bezeichnet, bei den verschiedenen Völkern ganz außerordentlich verschieden ist. Es liegt hier also ein Schoß aus derselben Wurzel vor, der unser geringes Nationalgefühl und unser Hang zum Weltbürgertum und allmenschlichem Empfinden entsprossen sind. Genauer betrachtet handelt es sich darum, daß wir in zwei falschen Analogieschlüssen befangen sind, die letzten Endes in Eins zusammenlaufen. Wir meinen erstens: was sich bei anderen Völkern bewährt und für diese förderlich gewesen ist, müsse sich auch bei uns bewähren und auch für uns förderlich sein. Wir meinen zweitens: so wie wir denken und fühlen und demgemäß handeln, so denken, fühlen und handeln auch alle anderen Völker. Aus diesen beiden Fehlschlüssen, die sich, wie man leicht bemerkt, innerlich und ihrem Wesen nach decken, nur nach zwei verschiedenen Richtungen wirken, ergibt sich die gewaltige Tragik der deutschen Geschichte.

Was zunächst die grundfalsche Meinung betrifft, daß alles, was sich bei anderen Völkern bewährt habe, sich auch bei uns zum Heile gestalten müsse, so hat diese irrümliche Auffassung es bewirkt, daß wir fremde, unter ganz anderen völkischen, geschichtlichen und geographischen Bedingungen gewordene Einrichtungen des staatlichen Lebens mit ganz geringen Änderungen übernahmen und auf deutschem Boden verpflanzten. Ich habe dabei in erster Linie die politische Entwicklung der letzten hundert Jahre im Auge, in deren Verlaufe wir die Formen westeuropäischer Staatsverfassungen, vor allem nach

englischen Mustern, bei uns einföhrten. Aber die deutsche Geschichte bietet noch mehr derartiger Beispiele, es sei nur an die in ihren Folgen gar nicht zu unterschätzende Übernahme des römischen Rechtes erinnert. Ich möchte sogar soweit gehen, zu behaupten, daß unser nationales Elend, nicht allein, aber zum sehr großen Teile auf diese beiden Ereignisse zurückzuführen ist. Daß dabei die Beweggründe und die maßgebenden Kreise des deutschen Volkes in den beiden Fällen völlig verschiedene waren,¹⁾ ist an sich bedeutungslos, auf die Wirkung kommt es an, die beide fremdem Boden entwachsene Einrichtungen auf uns als Volk und auf unseren Staat ausgeübt haben. Beide Male aber sehen wir, daß dem deutschen Volke etwas seinem Wesen Fremdes, das in seiner eigenen Geschichte keinerlei Begründung finden konnte, aufgezwungen wurde. Dies ist aber nur die eine, sozusagen die negative Seite der Frage. Auf der anderen Seite sehen wir, daß mit der Einführung fremder Rechts- und Verfassungsformen die Entwicklung bodenständiger und nationaler Formen der Rechtsentwicklung, wie des staatlichen Lebens einfach abgeschnitten worden ist. Man hat sich nicht gefragt, entspricht das Neue, das wir von außenher einföhren, dem Charakter des deutschen Volkes, sondern man nahm als zweckmäßig und gut an, was, aus geschichtlichen Bedingungen und aus bestimmten Volkswesenheiten entstanden, im Ursprungslande vortrefflich sein mochte, unserem Volke aber eben deshalb notwendig innerlich stets fremd bleiben mußte. Man erkannte nicht, daß es sich gerade hier, mehr als irgendwo auf dem Gebiete des Kulturlebens um ureigentümliche, völkisch streng bedingte Erzeugnisse des Geistes je eines einzigen Volkes handelte, die nur nachgeahmt, niemals aber nachgelebt werden können. Man sah aber endlich auch nicht, daß man eine Menge bodenständig deutscher Ansätze, die lebensfähig und lebenswert gewesen wären, vorzeitig der Entwicklungsmöglichkeit beraubte.

Natürlich war es bestehend, das römische Recht, wie es Pandekten und Institutionen enthielten, wie es der Codex Justinianacus bot, einfach zu übernehmen und das deutsche Recht, das noch in den Kinderschuhen steckte, fortan auszuschalten. Daß aber in den Satzungen des römischen Rechtes notwendig römischer und nicht deutscher Geist, römisches Rechtsbewußtsein, wie es als Ergebnis einer vielhundertjährigen völlig eigenartigen Geschichte entstanden war, lebte, und daß es daher nun und nimmer Ersatz bieten konnte für das, was in dem deutschen Rechte, das erst werden sollte, gemordet wurde, das sah man nicht oder wollte es nicht sehen. Aber hier hat die Zeit immerhin mehr Verbesserungen anzubringen vermocht als auf dem Felde der politischen Geschichte. Die immer stürmischere Entwicklung des Wirtschaftslebens und der Technik haben mit einem guten Teile römischer Rechtsanschauungen gründlich aufgeräumt und einer neuen und selbstherrlichen Rechtsordnung die Wege geebnet.

Wie aber war es in Hinsicht der Entwicklung der Formen des deutschen Staates? Zunächst hat der Einfluß der aus dem Westen stammenden liberalen Doktrinen die falsche Vorstellung erzeugt, daß alles, aber auch alles, was auf deutschem Boden an staatlichen Formen in Verwaltung und öffentlichem Leben allmählich entstanden war, im Zeichen der Unfreiheit und der Fürstengewillkür stehe. Noch heute begegnet man dem geschichtlichen Wahne, das alte

¹⁾ Die Rezeption des römischen Rechtes war ein Werk machtgerigen Herrschertums und kam von oben. Die Nachaffung englischer Verfassungsformen verdanken wir nicht minder machtthungrigem Demagogentum und kam von unten.

heilige römische Reich deutscher Nation sei ein absolut regiertes Staatswesen gewesen, und doch war die Macht der Kaiser in dieser ihrer Eigenschaft so eng begrenzt, daß sich kaum ein ähnliches Beispiel in westlichen „Ländern der Freiheit“ finden läßt. Aber auch die Macht der einzelnen Fürsten des Reiches war lange nichts weniger als unumschränkt. Erst wieder ein fremdes Beispiel hat allmählich zur absoluten Fürstenmacht geführt. Einfuhrware aus dem Westen war es auch hier. Der spanische Absolutismus, wie ihn die ersten spanischen Habsburger begründet hatten, fand auf einem doppelten Wege, zuerst über Wien, wo dasselbe Blut denselben Geist zur Herrschaft gebracht hatte, dann aber auch auf dem Umwege über Frankreich in entsprechend französischer Umprägung auch nicht überall, aber im größten Teile des römischen Reiches deutscher Nation Eingang und machte Fürstenallmacht herrschend. Aber neben ihr und ihr zum Troge hat sich eine Sülle uralter echtdeutscher Keime bürgerlicher Freiheit in der ständischen Gliederung, insbesondere in den Freien Reichsstädten, aber auch in den landesfürstlichen Städten, erhalten. Der Faden der Entwicklung ist hier niemals völlig abgerissen, und die Grundlagen aller auch heute noch bestehenden gemeindlichen Selbstverwaltung sind hier zu finden. Diese Selbstverwaltung beruhte auf der Gliederung der Bevölkerung nach Berufsständen, die wirtschaftliche und politische Rechte miteinander verknüpften, wenngleich letztere mit wachsender Fürstenmacht auch immer mehr verblühten. Aber dennoch war hier ein Schatz alter echtdeutscher Überlieferungen gegeben, den zu heben, sich ungleich mehr gelohnt hätte, als die geistesarme Nachahmung volks- und landfremder Einrichtungen. Hier hätte sich wahrscheinlich bei richtiger Einschätzung und Pflege eine Elastizität der Entwicklungsfähigkeit gezeigt, die uns manches schweren Übels der Gegenwart enthoben hätte. In die Reihe der an der Selbstverwaltung und sohin auch am politischen Leben Beteiligten hätte sich verhältnismäßig reibungslos der vierte Stand unserer Tage ebenso einfügen lassen, wie es allmählich im Leben der deutschen Städte die Fünfte neben den Geschlechtern und in manchen deutschen Gauen, in Tirol und in Kärnten, in der Schweiz — sie hätte bei anderer Entwicklung nicht für uns verloren gehen müssen — die Bauern es getan und erlebt haben. Nun aber hat die Übernahme westlicher Verfassungsformen diesen Jungbrunnen deutschen staatlichen Lebens verschüttet, und es wird allerschwerster Arbeit und besten Willens bedürfen, ihn wieder fließen zu machen. Daß dies aber geschehen muß, soll anders unsere Zukunft im Zeichen einer vernünftigen und gerechten innerpolitischen Entwicklung stehen, liegt auf der Hand. Die „westliche Demokratie“ ist das Grab aller deutschen Hoffnungen, denn sie ist mit deutschem Seelenleben unvereinbar und muß notwendig auf deutschem Boden zerstörend und niederreißend wirken. Nichts ist ja so kennzeichnend wie die Tatsache, daß es fremdblütige Menschen sind, die der derzeitigen Verfassung des deutschen Freistaates ihr Gepräge gegeben haben, und daß deren geistiger Vater Herr Preuß ist, dessen Ahnen betanntlich nicht im Teutoburgerwalde mitgefochten haben.

Fast noch verheerender als auf dem Gebiete der inneren hat der Mangel an völkerverpsychologischer Einsicht auf dem der äußeren Politik gewirkt. Hat dort das Mißverstehen der eigenen Volksseele diese selbst um die schönsten Blüten ihrer Entwicklung gebracht und schließlich, wie wir heute mit Schauern sehen, ihr ureigenstes Wesen verfälscht, so hat das Mißverstehen der Seelen anderer Völker uns von Niederlage zu Niederlage geführt. So weit wir auch

den Blick in die Frühgeschichte unseres Volkes zurücksenden, wir finden überall jenen verhängnisvollen kindlichen Analogieschluß vom eigenen Denken und Handeln auf das Denken und Handeln der anderen. Es ist schmerzlich zu lesen, wie römische und byzantinische Schriftsteller uns erzählen, daß bei jeder Gelegenheit die furchtbaren Germanen nicht durch das Schwert, sondern durch das Wort, durch allerprimitivste List besiegt wurden und der Dolchstoß von hinten, der uns im Weltkriege so erschütternd begegnet ist, er findet sich fast auf jeder Seite der mächtigen Tragödie, die deutsche Geschichte heißt. Warum dem so ist, das wird demjenigen klar, der sich die Bedeutung jenes naiven Analogieschlusses einmal zu eigen gemacht hat. Letzten Endes warf das deutsche Volk auch im Jahre 1918 die Waffen weg, weil es beim Feinde deutsche Aufrichtigkeit und Redlichkeit vermutete. Daß Wissende gegen besseres Wissen die Massen in diesem Irrglauben bestärkten, ist richtig, aber es spricht nicht gegen meinen Satz, denn nur bei einem Volke, das in jenem Irrwahne so ganz befangen war und leider zum guten Teile noch ist, war es möglich, dies erfolgreich zu tun. Im übrigen handelt es sich auch gar nicht um ein besonderes Merkmal der deutschen Massen, wir sehen von Ariovist bis auf Bethmann Hollweg und all die anderen verhängnisvollen Zeitgenossen auch die Führer immer wieder dem gleichen Mißverstände anheimfallen.

Nun hat kein anderes Volk mit gleicher Liebe und mit gleichem Verständnis wie das deutsche die Sprachen, die Sitten, die Gebräuche fast aller anderer Völker studiert und erforscht. Es ist eine kennzeichnende Tatsache, daß deutsche Fabriken, um möglichst erfolgreich ihre Erzeugnisse in überseeischen Ländern absetzen zu können, Ethnographen und Forschungsreisende von Sach in ihre Dienste nahmen, damit sie über den Geschmack und die Ansprüche der Einwohner ihrer Absatzgebiete unterrichtet würden. Hier hat auf Gewinn bedachter Geschäftsgeist es nicht verschmäht, völkerpsychologische Erkenntnis für seine Zwecke auszubeuten. Aber deutsche Staatsmänner oder was sich gemeinhin so nannte, fanden es nicht der Mühe wert, sich über die Denkweise und über die Empfindungen auch nur der wichtigsten und politisch am meisten für das Deutsche Reich in Betracht kommenden Völker zu unterrichten. Jeder Handlungsreisende, der über See mehrere Jahre tätig gewesen war, konnte an Kenntnis der Völker, deren Länder er bereist hatte, mehr gründliches Wissen aufweisen, als so mancher deutsche diplomatische Vertreter vom Vizekonsul bis zum Botschafter. Nomina sunt odiosa. Ja, man hatte eben den bequemen Schluß bei der Hand: was werden die anderen tun? Sehr einfach daselbe, was wir in ihrem Falle taten. Leider aber taten die anderen im Kleinen wie im Großen, in Etikettefragen des diplomatischen Verkehrs, wie in der Frage der Anteilnahme am Weltkriege fast immer etwas ganz anderes als wir getan hätten. So beachteten wir niemals, welche Wirkung irgendein weithin in die Welt gerufenes Wort eines an hervorragender Stelle stehenden Deutschen ausüben könnte und waren dann erstaunt, es völlig mißverstanden zu sehen. Wir vergaßen nur, daß die Mißverstehenden wir waren. Und dabei ist es nicht einmal so schwer, den nötigen Vorrat völkerpsychologischer Einsicht aufzuspeichern, denn in ruhigen Zeiten machten die Völker aus ihrem Herzen keine Mördergrube, und wir dürfen uns doch wahrlich nicht darüber beklagen, daß unsere Feinde vor dem Weltkriege uns Liebe vorgeheuchelt hätten. Wer längere Zeit in nationalgemischten Gebieten der früheren österreichisch-ungarischen Monarchie gelebt hat, der konnte immer wieder mit tiefem Grolle erleben, daß

Reichsdeutsche das deutsche Leid in Österreich nicht verstanden, weil sie sich von Nichtdeutschen unterrichten ließen oder die Angaben über das für deutsche Ziele freilich schwer verständliche Vorgehen von Tschechen, Slowenen, Magyaren usw. nicht glauben wollten, denn es widersprach dem als heiliges Dogma gehaltenen Analogieschlusse. Nun möchte ich keineswegs behaupten, daß andere Völker, etwa gar unsere „Besieger“, an sich bessere Völkerpsychologen wären als wir. Sie sind es sogar in gewissem Sinne noch weniger, denn ihnen ist es völlig versagt, sich in den Gedankengang eines anderen Volkes einzuleben, und in den englischen Kolonien findet man mit sehr leichten völkerpsychologischem Gepäck das Auskommen. Aus eigenem waren auch im Weltkriege unsere Gegner nicht darauf verfallen, uns in ihrer Propaganda so zu behandeln, wie es ihren Zwecken dienlich war. Was aber ihre führenden Köpfe vor unseren damaligen Lenkern auszeichnete, war einmal die genaue Kenntnis der eigenen Völker und dann das große Geschick, mit dem sie sich über diejenigen Stimmungen im deutschen Volke unterrichteten, die die Handhabe zur berühmten Northcliffepropaganda boten. Da konnte also mit sehr plumpen Mitteln gearbeitet werden. Ja auf der Gegenseite war man uns gegenüber sogar schon dann im Vorteile, wenn man sich ganz desselben Analogieschlusses bediente, der in unseren Händen zu einer Waffe werden mußte, die sich gegen uns selbst wandte. Denn wenn etwa Engländer oder Franzosen sich sagten — und sie haben es getan —, die Deutschen müssen doch jetzt unter diesen und diesen Voraussetzungen so oder so handeln, denn anders kann man doch gar nicht, dann aber immer die angenehme Enttäuschung erfuhren, daß wir pünktlich verkehrt reagierten, so war ihnen ihre psychologische Kriegsführung so sehr erleichtert, daß es gar keiner weiteren tieferen Erkenntnis, geschweige denn irgendwelcher Genialität bedurfte, um von Sieg zu Sieg zu schreiten. Die Partie lag eben von vornherein ungleich und für uns ungünstiger. Denn zu unserem Mangel an instinktivem völkerpsychologischem Geschick kommt unser Mangel an politischem Instinkte überhaupt, und aus diesem Zusammentreffen erst ergibt sich unser ganzes Unglück. Hier zeigt sich auch ein inniger Zusammenhang zwischen unseren Mißerfolgen auf dem Gebiete der äußeren und denen auf dem Gebiete der inneren Politik. So wie unser schwacher Sinn für unseren politischen Vorteil den äußeren Feinden gegenüber uns die besten Trümpfe aus der Hand geben läßt, wie ein Bethmann Hollweg vom Verbrechen an Belgien sprechen konnte, in der verkehrten Hoffnung, damit die Gegner moralisch zu entwaffnen, so meinen wir auch gewisse innere Feinde immer wieder dadurch zu gewinnen und zu versöhnen, daß wir sie mit möglichster Unvoreingenommenheit und Unparteilichkeit behandeln. Dies zeigt sich am deutlichsten und wohl auch am verhängnisvollsten in unserem Verhältnisse zum Judentume. Während in anderen Ländern seine maßgebenden Vertreter nur dadurch zu Macht und Ansehen zu kommen vermochten, daß sie die begeisterten und überzeugten Vorkämpfer des Nationalismus mimten und noch mimen, haben unsere „deutschen“ Juden sehr bald unschwer zu erkennen vermocht, daß sie dies im Kreise des deutschen Volkes durchaus nicht nötig hätten. Ja ihr gewaltiger Einfluß beruht nicht zuletzt gerade darauf, daß sie sich als Bekämpfer eines von ihnen zum Zwecke des Bekämpfens erst erfundenen, gar nicht vorhandenen deutschen Chauvinismus aufwarfen, um sich zugleich als die eigentlichen Hüter des angeblich allein echt deutschen weltbürgerlichen Menschheitsideals feiern zu lassen. In Ungarn hat das Judentum den Fehler begangen, nachdem es vier Jahrzehnte

lang den rücksichtslosesten magyarischen Nationalismus verfochten hatte, plötzlich die ihm nun überflüssig erscheinende Maske fallen zu lassen und das wahre internationale und magyarischenfeindliche Gesicht zu zeigen. Dies hat bekanntlich eine gründliche Abkehr des bis dahin völlig judentum- und eine gewaltige Welle schärfster Judenfeindlichkeit hervorgerufen. Für uns Deutsche aber genügt noch immer eine gelegentliche deutschümelnde Bemerkung von jüdischer Seite und die Versicherung, daß man nur deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens sei, um den unüberbrückbaren Zwiespalt zwischen deutschem und jüdischem Fühlen und Denken verschwinden zu lassen.

So ist denn letzten Endes unsere völkerpsychologische Unzulänglichkeit keine vereinzelte Erscheinung, sondern lediglich eine, wenn vielleicht auch die schlimmste, weil folgenschwerste Auswirkung unserer Unfähigkeit zu kräftigem nationalen Fühlen überhaupt und ein Zeichen unseres mangelnden nationalen Instinktes. Die negative Seite dieser Eigenschaft der deutschen Volksseele ist die viel zu undeutliche Erfassung der Tatsache, daß wir eben anders sind als andere Völker und darum notwendig andere Wege wandeln müssen als diese. Wir können aber dieser Schwäche nur Herr werden oder doch sie bis zu einem erheblichen Grade unschädlich machen dadurch, daß wir einen Vorzug, der uns vor anderen Völkern auszeichnet, zu Hilfe nehmen. Ich meine die echt deutsche Fähigkeit, durch wohlüberlegte planmäßige Arbeit auch auf solchen Gebieten, wo uns ausgesprochene natürliche Begabung im großen Ganzen fehlt, bedeutende Erfolge zu erzielen und schließlich durch unermüdblichen Fleiß und durch wohlüberlegte und gründliche Forschung andere Völker auf ihrem eigenen Gebiete zu schlagen. Dies ist uns bekanntlich auf rein wirtschaftlichem Gebiete besser gelungen als es für uns selbst gut war. Wie wäre es, wenn wir es einmal auf dem Felde der praktischen Völkerpsychologie versuchten? Natürlich dürfte die methodische Arbeit, wie ich sie mir denke, dabei nicht beim Studium der fremden Volksseelen stehen bleiben, sondern müßte vielmehr der Seele unseres deutschen Volkes ihre ganze Liebe erst recht zuwenden. Ich könnte mir dann wohl denken, daß ein mit reichen Mitteln ausgestattetes und — dies wäre freilich unerlässlich — mit den richtigen Männern, unter denen kein einziger Jude sein dürfte, ausgestattetes Forschungsinstitut, deren wir manches recht überflüssiges besitzen, in verhältnismäßig kurzer Zeit einen Stamm wirklich psychologisch geschulter Beamter für den Außendienst des Reiches heranzubildete. Eine besondere Abteilung für deutsche Volkspsychologie hätte dabei die Aufgabe, fußend auf den weiter oben genannten geschichtlich festzustellenden und wieder zu belebenden Reimen eines wahrhaft deutschen Verfassungslebens, das ich mir nur im Rahmen einer auf den Berufsständen aufgebauten Volksvertretung vorzustellen vermag, die wissenschaftlichen Grundlagen für ein Verfassungswerk zu schaffen, das anders als die Pflückerarbeit von Weimar den wahren Bedürfnissen unseres Volkes entspräche. Auf diesem Wege, dem einzigen, der noch gangbar ist, könnten Heilmittel gegen die eingeborene politische Schwäche unseres Volkes gefunden werden, denn auf keinem anderen können wir die Rückkehr zu unserem besseren Selbst bewerkstelligen. Erst dann aber, wenn wir uns unserer Eigenart bewußt werden und gewillt sind, die Möglichkeiten für ihre Durchsetzung zu schaffen, erst dann kann es wieder ein Aufwärts aus den Niederungen der trüben Gegenwart geben.

Parlamentarismus und Volksvertretung.¹⁾

Von Dr. Paul Tafel.

I.

Mit der parlamentarischen Staatsform haben sich im Laufe der letzten hundert Jahre viele gelehrte Schriftsteller beschäftigt; ihre Werke füllen ganze Büchereien. Alle — soweit sie das Problem von einem unabhängigen, parteipolitisch nicht beeinflussten Standpunkt betrachten — kommen zu einem abfälligen, zum Teil vernichtenden Urteil. Es ist nicht möglich, im Rahmen eines kurzen Aufsatzes auf die einzelnen Schriften näher einzugehen;²⁾ nur die Hauptmerkmale sollen hervorgehoben werden: Die Voranstellung des Parteiinteresses vor das Staatswohl, wobei den Wählern, also dem Volk, durch geschickt verwendete Schlagworte der Glaube eingeimpft wird, daß es sich tatsächlich um ihre Belange handelt und daß ihre Angelegenheiten in den besten Händen liegen. — Die künstliche Schaffung von Alassengegensätzen, um Volksteil gegen Volksteil zu hetzen und um die Aufmerksamkeit der Massen abzulenken von den sorgsam verschwiegenen wirklichen Ursachen der Übel, die das Volk bedrücken, — teils, weil die Parteien dieses Übel selbst verschuldet haben, teils weil sie unfähig oder gar nicht willens sind, sie zu beseitigen. — Gleichfalls zum Zweck der Verschleierung wird den Massen ein naher Glückszustand verheißen, — mit Vorliebe von denjenigen Parteien, die am wenigsten imstande sind, einen solchen herbeizuführen, — wobei die Parteien sehr wohl wissen, daß sie ihre Versprechungen gar nicht zu verwirklichen brauchen, denn sie können sich stets darauf hinausreden, daß die andern Parteien die Verwirklichung verhindert haben.³⁾ — Die völlige Verantwortungslosigkeit des einzelnen Abgeordneten, der sich immer hinter seine Partei, also hinter einer Vielheit, verschanzt, der an keinen Auftrag seiner Wähler gebunden ist und der vor Ablauf seines Mandats nicht abberufen werden kann. — Die Ungereimtheit der Forderung, daß der Abgeordnete das ganze Volk zu vertreten hat, wo er doch in Wahrheit nur der Vertreter eines oft sehr kleinen Teiles des Volksganzen ist, dessen Anschauungen allen übrigen Volksteilen zuweilen gerade entgegengesetzt sind, und wo er als Parteimann gezwungen ist, alle diejenigen Volksgenossen, die nicht auf sein Parteiprogramm eingeschworen sind, als seine Feinde zu betrachten. — Darum auch die Unmöglichkeit sachlicher Beratung, denn nicht praktische Gesichtspunkte, sondern theoretische Anschauungen geben den Ausschlag, und der zur Beratung stehende Gegenstand läuft stets Gefahr, im Widerstreit unausgleichbarer gedanklicher Gegensätze zu versinken. — Der Ehrgeiz der Parteiführer und der ständige Kampf um die Macht, bei dem das Volkswohl achtlos mit Füßen getreten wird: Mag das Vaterland zugrunde gehen, — wenn nur die Partei am Leben (und der Parteiführer auf seinem Ministerposten) bleibt.

¹⁾ Als Sonderdruck erschienen. Preis: einzeln M. 1.—, ab 10 Stück je 20 Pf., ab 100 Stück je 60 Pf., ab 1000 Stück je 80 Pf.

²⁾ Hatzfeld, Allgemeines Staatsrecht. Hasbach, Die moderne Demokratie. Steffen, Das Problem der Demokratie. Laveleye, Le gouvernement dans la démocratie. Prius, La démocratie et le gouvernement populaire. Wilson, Congressional government. Maine, Popular government.

³⁾ Herfahrdt, Das Problem der berufständischen Vertretung, Stuttgart 1921, S. 146.

Der Parteibetrieb kostet sehr viel Geld. Da sind die laufenden Ausgaben für die Parteisekretäre und deren Gehilfen, für Bürokosten, für die Parteipresse, für Agenten und Vortragsredner. Gleichzeitig muß ein Wahlschatz angesammelt werden; schon vor dem Kriege belief sich die Summe, die eine große Partei für Wahlzwecke aufwenden mußte, auf Millionen von Mark. Woher kommt dieses Geld? Aus den Beiträgen der eingeschriebenen Parteimitglieder sicherlich nicht; davon lassen sich kaum die Gehälter der Parteibeamten bestreiten. Die Parteien können also nur durch freiwillige Beiträge wohlhabender Freunde gefüllt werden.

Dieser Tatbestand eröffnet bemerkenswerte Einblicke in die Zusammenhänge zwischen Parteiwesen und Kapitalismus, — auch bei denjenigen Parteien, die angeblich den Kapitalismus bekämpfen, denn bekanntlich beziehen diese ihre Geldmittel von eben jener „Klasse“, die das privatkapitalistische System am reinsten verkörpert, nämlich von der jüdischen Hochfinanz. Naturgemäß ergibt sich aus dem Freundschaftsverhältnis zwischen Geldgeber und Parteileitung ganz von selbst ein Abhängigkeitsverhältnis für die letzte. Wer bezahlt, hat die Macht, und wer die Macht hat, hat das Recht. Ein Parteiführer, der es wagte, eine Politik zu treiben, die den „berechtigten Interessen“ der Geldgeber zuwiderläuft, hätte die längste Zeit an der Spitze einer Partei gestanden. Er muß gehorchen, ob er will oder nicht. Aber gerade aus der Möglichkeit, daß ein Parteigewaltiger einmal seine eigenen Wege gehen könnte, ergibt sich für die Geldgeber die Notwendigkeit, auch andere führende Abgeordnete sich untertan zu machen, damit für ein unbarmhäziges Parteioberrhaupt sofort ein Ersatz vorhanden ist. Wenn die unmittelbare Bestechung nicht möglich ist, so versucht man es mit gesellschaftlichen Verpflichtungen, später mit der Beteiligung an Aktiengesellschaften, einträglichen Aufsichtsratsposten und dergleichen. (Vergleiche den Erzberger-Helfferich-Prozeß!) Aus dieser Vermischung von Politik und Geschäft ergeben sich Bindungen, die, wenn sie einmal eingegangen sind, nicht mehr gelöst werden können. In Frankreich macht kein Parlamentarier einen Hehl daraus, daß es ihm in erster Linie darauf ankommt, vermöge seiner politischen Tätigkeit reich zu werden, und amerikanische Milliardäre haben sich wiederholt gerühmt, genug Einfluß zu besitzen, um den ganzen Kongreß „laufen“ zu können.

So ist im Grunde der Kampf der Parteien im Parlament nur ein Mariottenspiel. Der eigentliche Kampf spielt sich hinter den Kulissen ab, nämlich zwischen den Geldgebergruppen. Und diejenige Gruppe, die in der Lage ist, die größte Kapitalmenge für politische Zwecke zur Verfügung zu stellen, trägt schließlich den Sieg davon. Ihr gehört die Mehrheit im Parlament, und damit wird sie zur unverantwortlichen Lenkerin der Geschicke des Staates und Volkes. Eine derartige unsichtbare Regierung besteht in jedem parlamentarisch regierten Staat. Sie braucht ihren Sitz gar nicht im Lande selbst zu haben; sie kann von irgendeiner Hauptstadt der Welt aus mehrere Staaten gleichzeitig regieren; es genügt vollkommen, wenn sie in jeder Hauptstadt ihre Vertreter hat.

Diese Regierung wird nun ausgeübt von der internationalen Geldmacht, mit dem Sitz in Newyork. Und da das Judentum vermöge der privatkapitalistischen Wirtschaftsordnung im Laufe der letzten hundert Jahre, und in beschleunigtem Maße während und nach dem Weltkrieg, die Mehrheit des Weltkapitals in seine Hände gebracht hat, so ist es zur Beherrscherin der parlamentarisch regierten Völker geworden. Von Newyork aus wurde der Weltkrieg in Szene gesetzt; dort wurde die Lösung ausgegeben, daß Deutschland unter

keinen Umständen siegen dürfe; von dort wurde bestimmt, daß die Vereinigten Staaten in den Krieg einzutreten hätten; von dort wurden die Gelder angewiesen, die die Radikalen in Rußland und Deutschland benötigten, den Umsturz vorzubereiten und durchzuführen; von dort erhielten die Mehrheitsparteien im Deutschen Reichstag die Weisung, den Versailler Vertrag zu unterschreiben und das Londoner Ultimatum anzunehmen; von dort aus wurde verfügt, ob Oberschlesien deutsch bleiben oder dem Machtbereich der Pariser Börse einverleibt werden soll; von dort aus wird das „kommunistische“ Rußland in eine Wirtschaftsprovinz des amerikanischen-jüdischen Banktrustes umgewandelt, und dasselbe wird 3. St. in Newyork — nicht in Washington — bezüglich Chinas beschloffen.

Stets ist der Parlamentarismus das politische Mittel zu einem kapitalistischen Zweck, und man versteht jetzt, warum das in Deutschland lebende Judentum von Anfang an die Führung der Sozialdemokratie in die Hand genommen hat, die den Arbeiter die Beseitigung des Kapitalismus predigte, in Wahrheit aber den Umsturz der monarchisch-obrigkeitlichen Staatsform anstrebte, die der ungehemmten Auswirkung des kapitalistischen Systems im Wege stand; warum es unmittelbar nach der Reichsgründung seinen Einfluß, d. h. sein Geld der bürgerlichen Linken zur Verfügung stellte, die gleichfalls auf die Beseitigung der monarchischen Staatsform und ihre Ersetzung durch die rein parlamentarische hinarbeitete; warum endlich Wilson und die anderen Geschäftsführer der internationalen Geldmacht im Verlauf des Weltkrieges nicht müde wurden, dem deutschen Volk den Parlamentarismus als die allein seligmachende Regierungsform zu empfehlen. Man suchte zunächst einen Keil zu treiben zwischen Kaiser und Volk, indem man behauptete, Wilhelm II. sei schuld an allem Unglück, obwohl man drüben genau wußte, daß der Kaiser im Grunde Pazifist war und Alles getan hatte, um den Ausbruch des Krieges zu verhindern. In Wahrheit trachtete man danach, mit der Monarchie die beiden Hauptwiderstände gegen das parlamentarische System zu beseitigen, nämlich das Heer und das Beamtentum. Sowohl dieses wie das Offizierskorps war weltbekannt durch seine unverwüßliche Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit. Die Bestechung eines deutschen Beamten, selbst auf unterster Rangstufe, wäre früher ein unerhörtes Verbrechen gewesen. Ein solches Beamtentum kann aber der Parlamentarismus nicht brauchen, denn was nützt es, die gesamte Volksvertretung in der Tasche zu haben, wenn der behördliche Apparat den geraden Weg weiter geht und, sei es offen, sei es durch stillen Widerstand, sich weigert, Gesetze auszuführen, die nach seiner Auffassung dem Volkwohl zuwiderlaufen? Darum werden im rein parlamentarischen Staat die öffentlichen Ämter durch die Leitung der herrschenden Partei besetzt. Danach, ob ein Mann für einen Posten geeignet ist oder nicht, wird nicht gefragt, er muß nur den Nacken beugen können. Im rein parlamentarischen Staatswesen fühlen sich die Beamten nicht als Diener des Volkes, sondern als Schrittmacher der Partei; es ist durchaus erlaubt, sogar erwünscht, daß sie ihre Stellung zu agitatorischen Zwecken ausnützen. Auf diese Weise wird zweierlei erreicht: einmal bekommt man den behördlichen Apparat in die Hand, und zweitens schafft man sich sichere Anhänger, denn die Beamten haben naturgemäß das größte Interesse daran, daß ihre Partei am Ruder bleibt. Wenn heute in Deutschland auf ein — zumeist erfundenes — Putschgerücht hin der Ruf ertönt: „Die Republik ist in Gefahr!“, so heißt das in Wirklichkeit: „Unsere Pfünden sind in Gefahr“, denn alle diese Schmarotzer wissen ganz genau, daß sie ebenso auf die Straße fliegen werden, wie sie selbst s. St. mittelst des Umsturzes das

Offizierskorps und einen großen Teil des alten Beamtentums aufs Pflaster geworfen haben, — wenn das deutsche Volk einmal erwachen und dahinter kommen sollte, daß es auf das ungeheuerlichste betrogen wird.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so dämmert es bereits, und die Stunde des Erwachens kann nicht mehr allzufern sein. Aber wenn der Parlamentarismus mit einem zornigen Fußtritt auf den Rebrichtthausen geworfen wird, wo er hingehört, welche andere Staatsform soll an seine Stelle treten? Die der Vorkriegszeit ganz gewiß nicht, denn sie war ein aus der politischen Entwicklung des 18. und 19. Jahrhunderts bedingter Kompromiß zwischen Monarchie und Parlamentarismus. Die Monarchie ist sang- und klanglos verschwunden, weil sie durch ihre schwächliche und nachgiebige Haltung gegenüber den Umsturz-Parteien jeden inneren Halt verloren hatte, und der Parlamentarismus ist geblieben. Die konstitutionelle Monarchie wird immer die Vorstufe zur rein parlamentarischen Regierungsform bilden, solange nicht ein Staatsmann von der Größe Bismarcks am Ruder steht, der die zersetzenden und volksfeindlichen Kräfte, die der Parlamentarismus in sich birgt, niederzuhalten versteht. Die Forderung unserer nach neuer Gestaltung drängenden Zeit ist die, eine Staatsform zu schaffen, die auch ohne die schützende Hand eines ganz Großen die Stürme des geschichtlichen Wandens zu bestehen vermag, eine Staatsform vor allen Dingen, in der auch das Volk wieder zu seinem Rechte kommt. „Der Volkswille,“ sagt Laveleye, „haucht sein Leben aus, sobald er die Schwelle des Parlamentarismus betritt.“ Das deutsche Volk hat den verhängnisvollen Schritt getan; es bleibt ihm nichts übrig, als wieder umzukehren, wenn es nicht unter der Herrschaft des Parlamentarismus sittlich, politisch und wirtschaftlich verkommen und schließlich untergehen will.

II.

Am 9. Oktober 1878 hatte Bismarck im Reichstage gesagt, eine parlamentarische Regierung sei für uns nur möglich, wenn, wie in England, zwei große Parteien vorhanden seien und bei beiden immer in erster Linie die Landesinteressen ständen. Über die Parlamente, wie sie in Deutschland sind, äußerte er sich am 15. März 1884: „Das Parlament soll Übel verhindern können, es soll den Gefahren, die bei einer monarchischen Regierung, und bei jeder Regierung, mit Verschwendung, mit bürokratischer Beschränktheit und Auffassung vom grünen Tisch, mit Protektionswesen, männlichem und weiblichem, verbunden sein können, — denen soll es ein Veto entgegensetzen können. Es soll verhindern können, daß schlechte Gesetze gemacht werden, es soll verhindern können, daß das Geld des Landes verschwendet wird, — aber regieren, meine Herren, kann es nicht.“¹⁾

Dieser Darstellung des Zweckes und der Befugnisse eines Parlaments wird kein Verständiger seine Zustimmung versagen können. Sie hat aber zur Voraussetzung, daß dem vom Volk als Aufsichtsbehörde bestellten Landtag oder Reichstag eine Körperschaft gegenübersteht, die selbständig das Geschäft des Regierens ausübt, nämlich, wie Bismarck unzählige Male betont hat, eine starke monarchische Staatsgewalt.

Im parlamentarischen Staat fehlt diese Körperschaft. In der Verfassungs-urkunde des Freistaates Bayern vom 14. August 1919 — um nur eine der aus dem Umsturz geborenen Verfassungen herauszugreifen, — heißt es: „(§ 3, I.) Dem Landtag steht die Ausübung aller Rechte der Staatsgewalt zu.“ Und weiter:

¹⁾ Herfahrdt a. a. O. S. 68.

„(§ 4.) Das Gesamtministerium ist die oberste vollziehende und leitende Behörde des Staates. Es wird vom Landtage bestellt und ist diesem verantwortlich.“ Diese zwei letzteren Bestimmungen stehen im offenbaren Widerspruch zueinander. Wenn das Ministerium dem Landtag verantwortlich ist, so ist dieser und nicht das Ministerium die oberste leitende Behörde, denn praktisch bedeutet diese Verantwortlichkeit, daß ein Minister, der eine entscheidende Maßnahme treffen und sich nicht der Gefahr aussetzen will, zurücktreten zu müssen, wenn der Landtag diese Maßnahme mißbilligt, sich vorher die Genehmigung des Landtags einholen muß. Und da er sich nicht zu jeder ihm erforderlich scheinenden Zeit an das Plenum wenden kann, — zumal dann nicht, wenn der Landtag gar nicht versammelt ist, — so muß er die Führer der Mehrheitsparteien aufsuchen, denn diese, bzw. ihre überstaatlichen unsichtbaren Hintermänner, haben ja in Wahrheit die staatliche Gewalt in Händen. Gelingt es dem Minister nicht, die Einwilligung der Parteigewaltigen zu erhalten, so muß die Durchführung der beabsichtigten Maßnahme unterbleiben, und wenn sie noch so eindringlich von der Öffentlichkeit gefordert wird. Es haben eben „höhere Interessen“ vorgewaltet, von denen der beschränkte Untertanenverstand nichts versteht.

Es ist klar, daß dieses merkwürdige Verfahren namentlich dann verhängnisvoll wirken muß, wenn ein Volk sich in Bedrängnis befindet, sei es im Kriegszustand, sei es in wirtschaftlicher Not, wo also an oberster Stelle ein fester Wille und ein klarer Blick vorherrschen müssen und wo zumeist auch Eile nottut. In solchen Zeitläuften gibt es nach geschichtlichen Erfahrungen nur eine Staatsform, die ihren Zweck zu erfüllen vermag, nämlich die Diktatur, und zwar selbstverständlich die nationale Diktatur. Die parlamentarische Staatsform ist aber das gerade Gegenteil. Es wird fortgesetzt geredet und verhandelt, ja man kann sogar sagen, daß in einem parlamentarischen Staat überhaupt nicht regiert, sondern nur „geschoben“ wird, und zwar in der Hauptsache von eben den Unverantwortlichen, die hinter der Bühne stehen, und die vom Volk gar nicht beauftragt sind, seine Geschäfte zu führen. Es sind der Allgemeinheit auch keine Mittel an die Hand gegeben, die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen, wenn die Staatsgeschäfte schlecht geführt werden. In den phrasenreichen Verfassungen der Umsturzzeit ist neben „Freiheit“ und „Vollsoveränität“ allerdings auch von Volksabstimmung und Volksbegehren die Rede, aber diese Bestimmungen sind klügllicherweise so abgefaßt, daß sie praktisch nicht durchgeführt werden können. Es fehlt eben vollkommen jene Stelle oder Körperschaft, die nach Bismarcks Ansicht der Regierung als Aufsichtsbehörde gegenüberstehen sollte, um „Ubel verhindern zu können“.

Tun kann zwar vernünftigerweise niemand verlangen, daß das Parlament gleichzeitig regiere und sich selbst beaufsichtige. Es muß das Eine tun und das Andere lassen, oder umgekehrt. Unsere derzeitigen Parlamente haben sich für das Regieren entschieden, denn es ist bei weitem die erfreulichere Beschäftigung, und da sie von dieser schwierigsten aller Künste so gut wie nichts verstehen, so tun sie gerade das, was sie — falls ein Anderer regierte — verhindern sollten, d. h. sie machen schlechte Gesetze, werfen das Geld der Steuerzahler mit vollen Händen zum Fenster hinaus und fördern mit allen Mitteln „die Gefahren, die bei einer monarchischen Regierung, und bei jeder Regierung, mit Verschwendung, mit bürokratischer Beschränktheit und Auffassung vom grünen Tisch, mit Protektionswesen, männlichem und weiblichem, verbunden sein können.“ Beweise für diese Anklage sind nachgerade selbst in regierungsfreundlichen Zeitun-

gen alltäglich zu finden. Auch hier wird darüber geklagt, daß sich die bürokratische Beschränktheit und Auffassung vom grünen Tisch keineswegs gemindert habe, und daß der Gütegrad der Gesetze im Vergleich zur früheren Zeit nicht besser geworden sei, weil in den Ämtern, die die Gesetze vorzubereiten haben, der blutigste Dilettantismus herrsche. Wie sollte es aber auch anders sein, wenn doch bei der Auswahl der Beamten in erster Linie nach der politischen Gesinnung und erst hernach nach fachmännischem Wissen gefragt wird? Daher eben die unzähligen, sich durchkreuzenden und gegenseitig aufhebenden Steuerbestimmungen, die phantastischen Sozialisierungs- und Finanzpläne, durch die unter dem Schlagwort „Erfüllung“ die Grundlagen unserer Wirtschaft an die internationale Hochfinanz verschachert werden, als Gegenleistung dafür, daß die Berliner Herren überhaupt noch regieren dürfen, daher auch die Unfähigkeit der parlamentarischen Regierungen, im Reich wie in den Bundesstaaten, des Schieber-tums Herr zu werden, das unter den Augen der Behörden unsere an sich knappen Warenbestände ins Ausland verkauft und so die Teuerung ins Unerträgliche steigert.

Und dann vergleiche man einmal den Geldbedarf der heutigen Reichsregierung mit einem Haushaltsplan der Friedenszeit, und zwar nach Abzug der durch das Londoner Ultimatum und das Wiesbadener Abkommen (Rathenau!) übernommenen Verpflichtungen an den Feind! Allein die Sehlbetrage der Staatsbetriebe verschlingen die gesamte Einkommensteuer des deutschen Volkes. Besonders rühren diese Sehlbetrage in erster Linie daher, daß die Zahl der Beamten eines Unternehmens, sobald es „sozialisiert“ ist, weit über den tatsächlichen Bedarf hinaus vergrößert wird, und zwar, wie schon oben ausgeführt wurde, um für das herrschende System sichere Anhänger zu gewinnen oder Parteifreunde unterzubringen, — wie sich aus dem nämlichen Grunde das Beamtenheer des Reiches im Vergleich zur Friedenszeit verfünffacht hat. Vielleicht tut man überhaupt dem Parlamentarismus zuviel Ehre an, wenn man ihn, wie es bei den meisten Kritikern der Fall ist, als Regierungsform betrachtet. Man sollte der theoretisch-staatswissenschaftlichen Seite die rein praktische voranstellen und den Parlamentarismus als das werten, was er ist, nämlich als eine Saulniserscheinung am politischen, wirtschaftlichen und sittlichen Organismus der Gesellschaft, die in der rücksichtslosen Ausbeutung des Volkes durch die herrschende Partei und deren geldmachtliche Hintermänner, und zwar unter dem Schutz der Verfassung, zum Ausdruck kommt. Das ist in Wahrheit Parlamentarismus!

Und das „souveräne“ Volk? Das souveräne Volk ist völlig machtlos. Mit gebundenen Händen geht es einer dunklen Zukunft entgegen. Es hat kein Vertrauen zu seiner „Regierung“, es verabscheut die Politik, denn der Instinkt sagt ihm, daß die Parteiwirtschaft die Wurzel aller Übel ist, und es verliert auf diese Weise mehr und mehr die Fühlung mit dem Staat, der doch die Verkörperung des Volkswillens und der Sammelpunkt der schöpferischen Kräfte sein sollte, die im Volke walten.

Diese lebendigen Kräfte wiederum wie zu Zeiten der Zünfte und der ständischen Verfassungen dem Gemeinwohl nutzbar zu machen, sollte das vordringlichste Streben eines künftigen deutschen Staatslenkers sein. Das Erbe, das Stein und Bismarck der Nachwelt hinterlassen haben, muß wieder hervorgeholt werden aus dem Schutt, den Liberalismus und Sozialismus darüber gebreitet haben. Seien wir uns klar darüber: die Bedeutung dieser beiden Staatsmänner liegt für uns Heutige nicht so sehr in dem, was sie geschaffen haben, sondern

in dem was sie schaffen wollten. Bismarcks Wert insbesondere wurde zerstört durch eben die Einrichtungen, die er selbst ins Leben rief, und die er aus realpolitischen Gründen ins Leben rufen mußte, nämlich durch das allgemeine Wahlrecht und durch den aus ihm hervorgegangenen Deutschen Reichstag. Kaum war der erste Reichstag eröffnet, so begannen schon die zeretzenden Kräfte ihre verhängnisvolle Tätigkeit. „Die politischen Parteien sind der Verderb unserer Verfassung und der Verderb unserer Zukunft“ hatte der Kanzler am 9. Mai 1884 im Reichstag erklärt. Heute wissen wir, daß er recht hatte.

Bismarck wollte der politischen Volksvertretung einen aus Innungen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Genossenschaften und Berufsverbänden aller Art hervorgegangenen Volkswirtschaftsrat zur Seite setzen, der der Regierung, „die nicht alles weiß“, die Unterlagen liefern sollte, die sie zur Vorbereitung der wirtschaftlichen Gesetzesvorlagen brauchte, und die der Reichstag aus Mangel an Kenntnissen oder gutem Willen ihr nicht liefern konnte. Es würde zu weit führen, auf Bismarcks Gedanken einer berufsständischen, dem politischen Parlament gleichgeordneten Vertretung, die sein ganzes Lebenswerk durchziehen, hier näher einzugehen. (Vgl. Herzfahrt, a. a. O. S. 88 ff. und Tafel, Das neue Deutschland, München 1920, S. 125.)

Der Reichstag hat diese Pläne des Kanzlers immer wieder, zum Teil unter den wichtigsten Vorwänden, durchkreuzt und schließlich ihre Verwirklichung vereitelt, weil er in einer berufsständischen Kammer eine Gefahr für seine Machtstellung erblickte. Andere haben die Ideen Bismarcks aufgenommen und sie der Öffentlichkeit verständlich gemacht, so daß immer weitere Kreise sich mit dem berufsständischen Gedanken befreundeten, und daß selbst die Urheber der Weimarer Verfassung nicht umhin konnten, einen Reichswirtschaftsrat ins Leben zu rufen. Aber diese Einrichtung ist, wie nicht anders zu erwarten war, nur ein Ferkelbild dessen, was Bismarck gewollt hatte. Es ist nicht die „ständische oder berufsgenossenschaftliche Landesvertretung“, die die Staatsgewalt kontrolliert. Der Reichswirtschaftsrat hat wohl das Recht, Gutachten vorzulegen, aber niemand kann das allmächtige Parlament, also die Staatsgewalt, zwingen, diesen Gutachten Gehör zu schenken.

Ein berufsständisches Parlament muß, um seinen zweifachen Zweck: die Regierung zu beaufsichtigen und ihr gleichzeitig ein zuverlässiger Ratgeber zu sein, erfüllen zu können, auf breiter Grundlage aufgebaut und imstande sein, die Belange aller beruflich Tätigen zu vertreten. Dazu müssen aber die Berufsstände erst organisiert sein, und zwar so, daß, wie es im Mittelalter tatsächlich der Fall war, die sogenannte soziale Frage keine so hervortretende Rolle mehr spielt wie jetzt. Die Berufsstände müssen also große Genossenschaften oder Innungen sein, in denen jedes Mitglied, bis hinunter zum jüngsten gelernten Arbeiter, auch materiell an der Wohlfahrt des Ganzen beteiligt ist. Der Plan ist etwa der, daß das Kreditmonopol, das nach den gegenwärtigen wirtschaftsliberalen Grundsätzen von privater Seite, nämlich von den Banken, ausgeübt wird, in die Hände gemeinwirtschaftlicher Organe, nämlich der großen Berufsverbände, übergeht, von denen jeder ein eigenes der Verbandsleitung unterstelltes Bankinstitut besitzt. Das gegenwärtige Verhältnis wird dann umgekehrt: Der Bankier ist nicht mehr der Beherrscher, sondern der Diener der Industrie. Der Berufsverband, nicht irgendeine Privatbank, besorgt die Finanzierung einer kapitalbedürftigen Unternehmung, und zwar nicht gegen festverzinsliche Sicherheiten, sondern gegen einen je nach der Geschäftslage veränderlichen Anteil am Gewinn des Kreditnehmers. Der

Berufsverband erhält überdies ein gesetzliches Vorkaufsrecht auf alle Aktien, Obligationen, Hypotheken und sonstige Schuldverschreibungen, die von einer seinem Bereich angehörigen Unternehmung ausgegeben sind.

Auf Grund der so erworbenen Werte gibt der Berufsverband eigene Anteilscheine aus, die jedes Mitglied, sei er Unternehmer oder Angestellter, erwerben kann, das über flüssiges Geld, d. h. ein Sparguthaben bei der Innungskasse verfügt. Auf diese Weise wird die Spartätigkeit des Volkes angeregt und unmittelbar in den Dienst der nationalen Arbeit gestellt, und jeder Werttätige wird mit seinem Berufsstand so verknüpft, daß er bald zu der Erkenntnis gelangen wird: Die Wohlfahrt des Einzelnen ist unmittelbar abhängig von der Wohlfahrt des Ganzen.¹⁾

Der Kreislauf des werbenden Kapitals vollzieht sich also innerhalb der großen Berufsverbände (Genossenschaften, Innungen), wobei aber nicht ausgeschlossen ist, daß ein Berufsverband dem anderen gelegentlich mit Kapital unter die Arme greift, gegen die Anteilscheine des kreditnehmenden Berufsverbands als Sicherheit. — Der Handel bildet keine selbständige Innung. Jeder gewerbliche Berufsverband ist gleichzeitig eine Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaft größten Stils. Er kauft unter Ausnützung günstiger Marktlagen und vermöge der großen Kapitalien, die ihm zur Verfügung stehen, nämlich der Spargelder seiner nach Hunderttausenden zählenden Mitglieder, die benötigten Rohstoffe und Halbfabrikate im großen, sei es bei anderen Berufsverbänden, sei es im Ausland, und verkauft sie mit geringem Zuschlag an die Mitgliederfirmen, soweit diese nicht in der Lage sind, sich aus billigeren Quellen selbst einzudecken. Ebenso werden die von den Mitgliederfirmen erzeugten Waren durch Vermittlung des Berufsverbandes auf dem kürzesten und billigsten Wege dem Kleinhandel bzw. dem Verbraucher zugeführt. Aus dem Reingewinn bestreitet der Berufsverband seine Verwaltungskosten einschließlich der Aufwendungen für den wirtschaftlichen Nachrichtendienst, für die Sachpresse, für sachwissenschaftliche Anstalten und für Wohlfahrtseinrichtungen; ferner die Gewinnanteile für die Mitglieder und die Gewerbesteuer für den Staat. Die einzelnen Betriebe bleiben von jeder unmittelbaren Besteuerung befreit. — Eine Diktatur der Verbandsleitungen ist nicht zu befürchten, denn die Geschäftsführung wird einerseits beaufsichtigt durch die Mitglieder, andererseits durch den Staat als dem Vertreter der Volksgesamtheit, d. h. der Verbraucher.

Die Verbandsmitglieder, und zwar alle: Arbeiter, Angestellte jeder Art, Ingenieure, fachwissenschaftliche Lehrer, technische und kaufmännische Direktoren, selbständige Unternehmer sowie die Kleinhändler, bilden — an ihrem Wohnort und unabhängig von den Betrieben — Ortsgruppen, deren Vorstand aus unparteiischen, fachlich und wirtschaftlich geschulten Männern besteht. Dieser Vorstand ordnet einen tüchtigen Vertreter an den Bezirks- oder Kreiswirtschaftsrat ab, dieser entsendet einen Abgeordneten zum Provinzialwirtschaftsrat und so fort bis zum Reichswirtschaftsrat. Nur eine solche auf demokratisch-sozialer Grundlage aufgebaute berufsständische Vertretung kann schöpferische, das Gesamtwohl fördernde Arbeit leisten, nicht aber ein Wirtschaftsrat heutiger Prägung, in dem sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer mehr oder weniger feindlich gegenüberstehen.

Die Durchführung dieses in groben Umrissen angedeuteten Planes, der gewiß nicht die restlose Lösung aller wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fragen

¹⁾ Tafel, Die Nationalisierung des Bankwesens. Deutschlands Erneuerung 1921 (Als Sonderdruck erschienen.)

darstellen soll, mag manchem unmöglich erscheinen. Aber man vergesse nicht, daß f. Zt., als die ersten Vorschläge zur Beseitigung des Merkantilismus auf-tauchten, niemand eine Änderung für möglich gehalten, ja daß Adam Smith selbst seine Lehren gelegentlich als utopisch bezeichnet hat; und doch hat die liberale Wirtschaftsauffassung auf den Schultern des privaten Kapitalismus ihren Weg durch die Welt gemacht und alle Widerstände, namentlich von staatlicher Seite, vollständig überwunden.

Widerstände werden auch hier auftauchen, einmal von seiten der älteren Unternehmer, die in der liberalen privatkapitalistischen Wirtschaftsauffassung aufgewachsen sind und wohl kaum in der Lage sein dürften, sich zur gemeinschaftlichen, im deutschen Sinne sozialistischen Denkweise durchzuringen; zweitens von der Arbeiterschaft, solange sie Führern folgt, die selbst gar keine Arbeiter sind, immer wieder die Politik ins Wirtschaftsleben hineintragen und das Vertrauen der Geführten zu eigennützigen parteipolitischen Zwecken mißbrauchen; und drittens vom Parlamentarismus, denn diesem ist die Sorge um das Volkwohl überhaupt fremd, und der Einführung einer arbeitsfähigen berufständischen Volksvertretung wird er sich — wie schon zu Bismarcks Zeiten — aus Gründen der Selbsterhaltung mit aller Kraft widersetzen.

Die beiden erstgenannten Widerstände mögen mit der Zeit an Stärke verlieren. Ein jüngeres Geschlecht von Unternehmern tritt nach und nach an die Stelle des älteren und zeigt das offensichtliche Bestreben, auch den sozialen Forderungen der neuen Zeit gerecht zu werden. Ebenso macht sich in der Arbeiterschaft eine Bewegung bemerkbar, ihren Führern nicht mehr wie bisher unbedingte Gefolgschaft zu leisten. Aber der Parlamentarismus, der Feind allen Fortschrittes, bleibt starr und unfruchtbar; solange diese Regierungsform besteht, ist an irgendwelche Reformen nicht zu denken.

Aber mit der bloßen Beseitigung des Parlamentarismus ist es auch nicht getan. Wir wollen ja nicht nur zerstören nach Art der Novemberleute, sondern aufbauen. Es müssen Einrichtungen geschaffen werden, die alle die Aufgaben erfüllen, die der Parlamentarismus nicht erfüllt hat, und die von seinen Schäden möglichst frei sind. Wir sagen „möglichst“, denn auch das Beste, was der Mensch zuwegebringt, ist mit Mängeln behaftet.

Was not tut, ist auf der einen Seite eine starke unabhängige Staatsgewalt, die regiert, und auf der anderen Seite eine die Regierung beratende und ihre Maßnahmen beaufsichtigende Körperschaft, die mit dem Volk ständig in so enger Fühlung bleibt, daß die Staatsgewalt imstande ist, sich in lebenswichtigen Fragen in kürzester Frist über die Willensmeinung, — nicht der Parteiführer, sondern der Wähler selbst zu unterrichten.

Eine berufständische Vertretung könnte allein dieser Anforderung nicht genügen. Auch Bismarck dachte sich einen Volkswirtschaftsrat neben dem politischen Parlament. Der erste sollte lediglich über technische und wirtschaftliche Fragen die Regierung beraten, das letzte die weit wichtigeren geistigen und sittlichen Belange des Volkes vertreten.

Soll eine unmittelbare Fühlung zwischen Staatsgewalt und Volk hergestellt werden, so muß allen Staatsbürgern Gelegenheit geboten werden, frei ihre Meinung zu sagen und Wünsche zur Sprache zu bringen, — nicht in einer allgemeinen Volksversammlung, wie zu Zeiten Hermanns des Cheruskers, sondern etwa nach Art der Schweizer Landsgemeinden, die in regelmäßigen Zwischenräumen einberufen werden, und zu deren Tagungen jeder Vollbürger

pflichtgemäß zu erscheinen hat. Es handelt sich also um die Wiederbelebung einer uralten Einrichtung und deren Anpassung an die heutigen Verhältnisse. Alle in einer Landsgemeinde oder in einem Stadtbezirk ansässigen Staatsbürger treten einmal im Monat zu einer gemeinsamen Tagung zusammen. Sie wählen einen aus unbescholtenen, unparteiischen, lebenserfahrenen, jedermann bekannten Persönlichkeiten bestehenden Vorstand, der aus seiner Mitte einen Abgeordneten zum Bezirkstag entsendet. Die Bezirkstage oder „Bezirksräte“ beschicken mit je einem Vertreter den Provinzialtag, und so weiter bis zum Landtag und Reichstag.

Durch diesen stufenweisen Aufbau ist die Volksvertretung in eine große Anzahl kleiner Parlamente aufgelöst, die an Kopfszahl von unten nach oben abnehmen. Diejenige Körperschaft, die der Regierung unmittelbar gegenübersteht, also der Reichstag, in den Einzelstaaten der Landtag, zählt die geringste Mitgliederzahl, entsprechend dem alten aber heute völlig mißachteten Erfahrungssatz, daß die Arbeitsleistung einer Katsversammlung im umgekehrten Verhältnis zur Zahl ihrer Mitglieder steht. Zudem gewährleistet die bei dieser Einrichtung vorgesehene stufenweise Auswahl einen wesentlich erhöhten Gütegrad der obersten Volksvertretung. Ein hohler Schwätzer mag wohl in den Vorstand eines örtlichen Bürgerrats gelangen, aber alle Sprossen der rätestaatlichen Leiter zu erklimmen dürfte ihm kaum gelingen. Überdies kann ein Abgeordneter jederzeit durch einen andern ersetzt werden, wenn er sich als seiner Aufgabe nicht gewachsen erweist.

Natürlich ist diese kurze schematische Darstellung einer vernunftgemäßen Volksvertretung vieler Abwandlungen fähig, und zwischen Theorie und Praxis besteht ein himmelweiter Unterschied; immerhin ergäbe die Verwirklichung wenigstens der Grundgedanken dieses Planes eine sehr wesentliche Besserung gegenüber dem unmöglichen Zustand von heute. Diese Besserung besteht vornehmlich darin, daß dem Staatsbürger, vermöge der pflichtmäßig zu besuchenden Urwählerversammlungen, nun endlich Gelegenheit gegeben ist, offen zu sagen, wo ihn der Schuh drückt, d. h. Beschwerden vorzubringen und Abhilfe zu verlangen, über Maßnahmen der Selbstverwaltungskörper, denen er zugehört (Gemeinde, Bezirk, Kreis, Provinz), Aufschlüsse zu erbitten, und bezüglich der von der Regierung zu befolgenden Politik Wünsche zu äußern (Volksbegehren).

Andererseits ist der Staatsregierung bzw. den Spitzen der einzelnen Selbstverwaltungskörper ein Mittel an die Hand gegeben, sich über die vorherrschende Meinung in der oder jener Angelegenheit auf dem Laufenden zu erhalten, und, wenn nötig, aufklärend einzugreifen, sowie in wichtigen Fällen durch eine allgemeine Abstimmung mit Ja oder Nein sich den nötigen Rückhalt zu verschaffen. Hätte diese Einrichtung schon heute bestanden, so wäre sicherlich der Versailler Vertrag niemals unterschrieben, das vernichtende Ultimatum nicht angenommen, die für ganz Deutschland so wichtige Bayerische Frage nicht im Berliner Sinne gelöst, und vor allen Dingen dem verheerenden Schiebertum längst der Garaus gemacht worden.

Daß dieses System des stufenweisen Aufbaues der Volksvertretung Wahlfeldzüge unnötig macht, daß es die so notwendige politische Erziehung des Volkes ermöglicht und daß der verhängnisvollen Parteiwirtschaft der Boden entzogen wird, möge als weiterer nicht zu verachtender Vorteil erwähnt sein.

Die Weltkrankheit.

Von Franz Haifer-Scheibbs.

Die Welt ist krank, todkrank, und tausend Ärzte stehen an ihrem Krankenlager, aber jeder stellt eine andere Diagnose auf. Wir müssen leider die verschiedenen Krankheiten nochmals hersagen, die sie nennen, trotzdem wir sie täglich und stündlich hören, wenn wir ein Buch oder eine Zeitung zur Hand nehmen.

Der Krieg hat die Welt krank gemacht.

Ja warum denn der Krieg? Krieg ist doch die Regel, und Frieden nur eine Ausnahme, ein Ausschmaufen vom Kampfe, so lehrt es uns die Weltgeschichte. Wie kann ein normaler Zustand eine Krankheit sein?

Doch, denn die Kriege sind früher lange nicht so furchtbar und ausgedehnt gewesen, sie sind entartet.

Ja warum sind sie denn entartet?

Das Großkapital ist die Weltkrankheit, es frisst die Welt auf und erzeugt Haß und Völkerzerfleischung.

Ja, warum konnte sich denn das Großkapital so übermäßig entwickeln? Geld gab es doch immer, am Gelde ist die Welt noch nie gestorben, im Gegenteil, es hat sich als der wichtigste Kulturförderer erwiesen.

Gewiß, aber es ist in den Händen der Juden, die haben die Welt materialisiert und der Ideale beraubt.

Ja, wieso sind denn die Juden dazu gekommen, sich des Geldes bemächtigen zu können? Wir fürchten uns doch heute nicht mehr vor Pest und Cholera, warum also vor den Juden?

Der jüdische Geist ist auch auf den Arier überggesprungen, die Habsucht ergreift hoch und nieder, oben und unten.

Mag sein, aber gab es je Menschen, die frei von Habsucht waren? Auch an der Habsucht ist die Welt noch nie gestorben.

Unser Blut ist verseucht, wir haben keine Herrenrasse mehr.

Dann müßt Ihr wohl eine Gesellschaftsordnung haben, die diese Klassenvermischung sehr begünstigt.

Wir haben keine Religion mehr, niemand folgt, jeder geht nur darauf aus, seinen Beutel zu füllen.

Wenn es sich um den Beutel handelte, schob die Menschheit seit je die Religion beiseite.

Aber die Religion hielt die Massen stets in Gehorsam, ohne sie bricht Anarchie aus.

Wenn Sie auf diese Weise das Volk in Schach halten wollen, müssen Sie eine Armee Pfaffen aufstellen.

Nein, das will ich nicht, denn die berauben auch mich meiner Freiheit.

Gut, dann müssen Sie es mit einer Armee Soldaten versuchen.

Das will ich auch nicht, denn der Militarismus macht mich in anderer Weise wieder unfrei.

Nun, dann müssen sie eben doch wieder zum Kapitalismus greifen, wenn Sie die Massen in Abhängigkeit erhalten wollen.

Aber das will ich schon ganz und gar nicht tun, denn der verknechtet mich Kleinbürger erst recht, und dann stellt er eine sehr gebrechliche Macht dar, ein Windstoß, und er ist umgeworfen, und leider auch ich mit ihm. Wie soll ich

armer Bürgersmann es nun anstellen, daß ich einerseits die Massen in Abhängigkeit erhalte, andererseits aber nach oben völlig frei bin? Ich werde doch wieder am besten zur Monarchie zurückgreifen.

Aber der Monarch kann ja auch nicht Wunder wirken, entweder muß er sich auf den Militarismus, den Kapitalismus oder die Pfaffen stützen. Die eigentliche Weltkrankheit kann auch er nicht heilen.

Und wie heißt die?

Sie finden sie in meinem täglichen Stoßgebet: domine, libera nos a libertate!

Also Sie wollen von der Freiheit befreit werden?

Ja, denn die Freiheit ist die Todeskrankheit der Welt, eine Krankheit, an der sie bisher noch nie gelitten hat.

Wie, im klassischen Altertum lebte doch der freieste Mensch?

Lüge, Betrug, Unsinn! — Im Altertum war der Knecht Slave des Freien, der Freie aber Slave des Staates.

Freilich war die Ständeordnung nach Geburt eine festere Stütze gegen den Umsturz als Kirche, Soldaten oder Kapital, wie wollen Sie aber das Rad der Zeit zurückschrauben? Und dann — Slave des Staates zu sein, dafür bedanke ich mich. Ich will frei sein und Geld verdienen können, die Massen sollen mir wohl zur Verfügung stehen, das würde mir schon taugen, aber nach oben hin muß ich völlig frei und ungebunden sein.

Sehen Sie, in Ihrer Denkrichtung liegt die Weltkrankheit. Wer sich selbst nicht unterwirft, kann auch andere nicht unterwerfen. — Domine, libera nos a libertate!

Aber das ist doch ein ganz abscheulicher Standpunkt, die Staatsordnung nur auf Sklaverei aufbauen! Je höher die Kultur, desto freier muß der Mensch werden. Ich habe doch ein Gewissen und fühle einen Widerspruch in mir, den ich lösen will. Ich fühle, daß es nicht recht und billig ist, den Mitmenschen nur als Mittel zu gebrauchen.

Ganz fehlgeschossen! Je höher die Kultur, desto unfreier muß der Mensch werden. Wir wollen heute mehr leisten als die Alten, sind aber alle miteinander weit unabhängiger als sie. Dieser schreiende Widerspruch ist die Weltkrankheit. Ihr angebliches Gewissen in Ihrem Herzen ist nur die Reaktion gegen Ihre eigene Unterwerfung, Sie wenden sich nur deshalb gegen die Unterwerfung Ihres Mitmenschen, weil Sie selbst nicht unterworfen werden wollen. Sie rufen ihn gleichsam als Bundesgenossen zu Hilfe gegen eine Pflicht, die das aufsteigende Leben vom Menschen fordert: Selbstaufopferung für einen höheren Zweck, für etwas, das mehr ist als das Ich und Du. Die Gesetze des aufsteigenden Lebens kennen weder Egoismus noch Altruismus, sondern nur Futurismus. Wenn Sie reicher Bürger werden, Kultur und Zivilisation besitzen wollen, so müssen Sie Ihre Freiheit in die Hände einer Obergewalt legen. Aber das wollen Sie nicht, darum sind Sie auch für den freien Arbeiter- und Bauernstand, damit Sie mit deren Hilfe auch selbst von allen Fesseln des Staates frei würden. Nun sitzen Sie mit Ihrer Scheinfreiheit in der größten Patsche. Was wollen Sie eigentlich? Sie sind ein höchst unklarer und willenloser Mensch, mein guter Herr Bürger! Sie wollen nur immer alles befreien, aber trotzdem dabei von sich in Abhängigkeit erhalten.

Ich habe eben eine idealere Staatsordnung im Auge als Sie. Ich denke an ein gerechtes Zusammenarbeiten aller.

Aber das ist ja Geschwätz. Sie wissen gar nicht, was für einen widerspruchsvollen Unsinn Sie daherreden. Lösen Sie lieber die Widersprüche in Ihrem Kopfe als jene in Ihrem Herzen, denn Ihr Herz ist so nicht aufrichtig. Wollen Sie etwa aus einem wilden Pferde ein gefügiges Haus- und Zuchtier machen? Das ist doch nur dann möglich, wenn Sie ihm die Freiheit rauben und ein unfreies Haustier daraus machen. Kultur und Arbeit sind nur durch Sklaverei möglich, irgend eine Art Peitsche muß herrschen, wenn keine offene, so immerhin eine versteckte, also heuchlerische. Sie sind also für die heuchlerische Art. Sie sehen aber, wie weit Sie damit gekommen sind.

Sie sind ein Machiavellist, aber nun sagen Sie, wie sollen wir Staat und Kultur retten, wenn diese Fehler nun einmal schon begangen wurden?

Im klassischen Altertum war der Staat ein Ideal, dem sich die Freien freiwillig unterwarfen und auch die Arbeit ihrer unfreien Knechte als Opfer darbrachten. Heute aber fließt deren Arbeit nur in die Taschen des Bürgertums, Staat und Kultur haben aber nichts davon, Macht und Kunst darben. Der moderne Freiheitsstaat ist völlig geist-, kunst- und machtlos. Ich vertrete den antiken Staat, und doch nennen Sie mich Machiavellist, sich selbst aber Idealist.

Ich erblicke eben im Glücke der einzelnen Person das Ideal, Sie aber im Aufstiege des Staates.

Da haben Sie völlig recht, ich schütze die Rechte des aufsteigenden Lebens, die Rechte der Schöpfung, das große Endziel, Sie reiten aber immer auf dem Rechte des einzelnen Bausteins herum und verlieren den Dorn aus dem Auge.

Aber nun kommen Sie zu einem Schlusse, was sollen wir tun, ich bin nun schon zu allem bereit, denn das Wasser läuft mir bis zum Munde?

Die einzige Rettung ist beim Cäsarismus zu suchen. Konstitutionelle Monarchie ist nur ein Schlag ins Wasser, ist weit schlimmer als gar kein Herrscher, weil sie das Ansehen der Macht erniedrigt. Wir haben die Herrenstände verloren, die den Staat als Ideal betrachteten, dem sie sich und ihre Untergebenen als Opfer darbrachten, nun muß eine persönliche Gewalt die unpersönliche vertreten. So war es auch im untergehenden Rom, das keine Stände, sondern nur mehr gleichberechtigte Bürger besaß. Das ist das Greisenalter eines Staates. Alle Staaten werden das früher oder später einsehen lernen, denn nicht der Nachbarstaat ist ihr ärgster Feind, sondern das Rassenchaos im eigenen Lande. Mit jedem heutigen Kriege wird die Sache nur um so schlimmer, die Über- und Unterordnung verschwindet nur noch mehr, denn die modernen Kriege beruhen auf der demokratischen allgemeinen Wehrpflicht. Es kann sich auch heute nirgends mehr eine Übergewalt durch Krieg herauskristallisieren. Wäre das der Fall, so ließe sich wenigstens das Joch des Siegers noch ertragen, denn er brächte Ordnung in das Weltchaos. Der Krieg des Altertums entschied, wer zum Herrschen und wer zum Gehorchen bestimmt ist, der Sieger übernahm nicht nur die Schätze, sondern auch die Regierung des besiegten Landes. Das Altertum ertrug noch eher die völlige Unterwerfung unter den Sieger, als ein gleichberechtigtes Nebeneinanderleben. Und das ist vom biologischen Standpunkte aus auch ganz richtig. Heldische Völker würfeln, sie dulden nur ein Untersich oder ein Übersich, das demokratische Nebensich ist ihnen fremd und gilt als feige. So fordern es die Gesetze des aufsteigenden Lebens. Der demokratische Staat der Gegenwart aber kann nie Weltherrscher werden, denn er erzeugt als Sieger nur ein Weltchaos. Die Entscheidung, wer Weltherrscher sein soll, muß also innerhalb der Staaten ausgemacht werden. Nur einem Staate, der seine

Linksultur radikal gestürzt und an ihre Stelle eine absolute Übergewalt gesetzt hat, wird die heutige entartete Welt als reife Frucht widerstandslos in die Arme fallen. Dann, nur dann können wir auf eine Wiederherstellung der altertümlichen Weltordnung hoffen. Auch die Judenfrage kann nur der Diktator lösen, denn für den gibt es keine Unmöglichkeiten, er schreckt vor keiner Tat zurück. Das Judentum ist nur eine Folge der Freiheit, darum klammert es sich so an sie und macht die ganze Welt freibeiwillig. oA! vCaesar — Ich werde nicht ermüden, als Cato herumzuziehen, um der Welt zu verkünden: ceterum censeo, libertatem esse delendam. —

Diese Fragen konnten hier in diesem Zwiegespräche nur angedeutet werden. Eingehender habe ich sie in meinem Buche: „Im Anfang war der Streit; Nietzsche, Zarathustra und die Weltanschauung des Altertums“ behandelt, das demnächst im Verlage J. F. Lehmann in München erscheint.¹⁾ Es enthält die Philosophie Nietzsches, die ja im Grunde nur eine ins Barock getriebene Wiedergeburt der Weltanschauung des Altertums ist. In dieser Form ist sie nur den wenigsten verständlich. Aber selbst in nüchterner Weise behandelt, als bloße geschichtliche Tatsache hingestellt, spricht sie den modernen Menschen nicht an, sobald man versucht, ihre Moral vom biologischen Standpunkte aus höher zu bewerten als die neuzeitliche. Der heutige Mensch, der nun einmal auf die neuzeitliche Moral und Weltanschauung eingeschworen ist, steht mit aufgerissenem Munde schweigend da, sobald man ihm klarlegt, daß seine Kultur des sog. „Fortschritts“ sich als ein großer Irrweg erwiesen hat und in Trümmer gehen muß, aber umlernen kann er nicht mehr, das muß er seinen Kindern überlassen. Wie, sollte sich das heilige Evangelium seiner liberalen Väter, der Glorienschein der Märtyrer von 1848 in ähnlicher Weise als Unsinn entlarven wie etwa der Glaube an Elfen und Wichtelmännchen? Diesen Zusammenbruch seiner Ideale könnte er nicht überleben. Laßt sie ihm, er soll sie in sein Grab mitnehmen, sie sind nicht mehr wert als daß sie dort verwesen, denn Unglück und Kulturvernichtung haben sie genug auf dem Gewissen.

Wenn es sich darum handelt, gegen die Moral des Heidentums der alten Welt zu Felde zu ziehen, da sind sie alle einig, da gibt es keine Parteiunterschiede mehr, denn sowohl der Kommunist als der Plutokrat, der es vom Hausknecht bis zum Milliardär gebracht hat, zehrt von den Lehren der christlichen Weltanschauung. Darum kann Nietzsche so schwer durchdringen. Man hört ihn, versteht ihn auch schon allmählich, aber man fürchtet ihn, haßt ihn. Gewinnen wird er die Menschheit nie, wohl aber bezwingen, d. h. der völlige Bankrott der neuzeitlichen Weltanschauung wird sein Sieg sein. Reden wir weiter im nächsten Jahrtausend, denn vorläufig stoßen wir Nietzscheaner nur auf Staunen, Schweigen oder Kopfschütteln.

¹⁾ Es ist bereits erschienen. Preis geb. 20 Mk., geb. 26 Mk.

Kunstwirtschaft und Wirtschaftskunst.

Von Paul Wittko, Hamburg.

Die hervorragenden Erzeugnisse der Kunst und auch des Kunstgewerbes und des Kunsthandwerkes haben neben der sittlichen und der seelischen auch hohe wirtschaftliche Bedeutung. Die Kunstkraft eines Volkes ist ein Faktor ihrer aktiven, wie die Kaufkraft ein Faktor ihrer passiven Handelsbilanz. Die deutsche Kunstkraft ist vor dem Kriege ebenso achtungsgebietend gewesen wie die deutsche Kaufkraft. Die deutsche Musik beherrschte die Konzertsäle, und, im Bunde mit der italienischen, auch die Opernsäle der Welt, und Weltgeltung genießen nach wie vor die deutsche Dichtkunst und die deutschen bildenden Künste. Am tiefsten aber ist vor allen anderen Künsten die Wirkungskraft der deutschen Dichtkunst im eigenen Lande.

Nicht gleichen Schritt mit der deutschen Kunstkraft hält heute die deutsche Kaufkraft. Weil aber heute mehr denn je die Kunst nach Brot gehen muß, wäre es sowohl für die deutschen Künstler wie auch für alle Schaffenden an den großen Stätten des deutschen Kunstgewerbes und des Kunsthandwerkes erwägenswert, zum mindesten einen Teil ihrer Erzeugnisse planmäßig der Gesamtheit des Weltpublikums so anzupassen, daß sie Ausfuhrartikel werden könnten. Die Mehrzahl der französischen Romane liest man nicht etwa in Frankreich. Dort kennt man sie kaum. Man liest sie vielmehr im gesamten zivilisierten Auslande, insbesondere in Deutschland, heute noch, leider! Der französische Roman ist zu $\frac{2}{3}$ Ausfuhrware. Überhaupt wird ein beträchtlicher Teil der sog. „schönen“ Literatur Frankreichs nur für den Auslandshandel hergestellt.

Ein Kunstwerk freilich, das sich irgendeinem Massengeschmack bewußt unterordnet, ist kein Gegenstand eigentlicher Kunst mehr, sondern eben Ware. Doch von dieser Kunstware sei hier zunächst einmal die Rede. Auch sie hat, wenn sie im Ausland Käufer finden will, irgendwie das Kennzeichen ihres Volkes zu tragen, und zwar in möglichst kräftiger, ja übertreibender Ausprägung jene charakteristischen Eigentümlichkeiten und Besonderheiten, die im Auslande Interesse erregen eben wegen ihrer bodenständigen Originalität. Wir kauften russische, baltische, ostasiatische usw. vermeintliche Kunstgewerbliche und Kunstwaren besonders gern, die u. E. den Charakter des fremden Volkes deutlich offenbarten, ohne daß weitere Kreise ahnten, daß diese Dinge nur für den Export hergestellt werden und im Ursprungslande selbst kaum gekannt sind. Ebenso ist es mit den Gegenständen des Kunstgewerblichen Handels in den Städten des regen Fremdenverkehrs in Italien. Diese Dinge sah der naive deutsche Reisende für besonders typische italienische Erzeugnisse an, obwohl sie meist in Deutschland hergestellt waren und auf dem Umwege über Venedig oder Florenz usw. nach Deutschland zurückkehrten.

Auf solche Weise wird natürlich der Kunst und dem Kunstgewerbe nicht gedient. Sie verflachen, veröden, verwildern. Und zwar in um so höherem Maße, je mehr sie Rücksicht nehmen auf die Leute, die durch Schiebungen oder Wucher daheim und draußen in den letzten Jahren reich wurden. Diese Menschensorte hat kein Traditionsgefühl, kennt keine Verantwortung. Ihr ist alles recht, was ihrem niedrigen Geschmack einigermaßen entspricht oder ihr als geschmackvoll von so gewandten wie gewissenlosen Verkäufern aufgeschwatzt wird. Sie ist es,

die mit Schuld trägt daran, daß mit dem Rückgange der anständigen und kultivierten Gesinnung auch in sog. Kunstkreisen die Erzeugung ihren Wert mehr und mehr einbüßt. Ja wir sind heute so „weit“, daß mit den jungen selbst zahlreiche ältere Künstler um des rascheren Verdienstes willen mehr und mehr die gute Überlieferung verleugnen und sogar teilweise noch stolz darauf sind, daß sie so viel Anpassungsvermögen und „Eigenart“ besitzen, um der Ehrfurcht vor dem bewährten Alten, dem im Laufe der Jahrhunderte erworbenen, ererbten reichen und reinen hochwertigsten Kunstgeschmack und Kunstgefühl als etwas für veraltete Mümmelgreise Maßgebliches eine Nase zu drehen.

Der deutsche Großkaufmann und Großindustrielle sucht heute erfreulicherweise, so weit es seine Mittel erlauben, das nach Entfernung der Fürsten und Einführung der hohen Besitz- und Vermögenssteuer arg zusammengeschrumpfte deutsche Mäzenatentum zu ersetzen. Er sollte es sich angelegen sein lassen, ausschließlich die von den besten deutschen Meistern gepflegte und in ihren Bahnen sich bewegende Kunst und das wirklich wertvolle Kunstgewerbe sowohl als Käufer wie als Verkäufer oder Reproduzent zu fördern, schon aus praktischen Gründen. Denn das vom Tage Hochgelobte ist in seinen Werten gar rasch vergänglich. Wie einst die allmächtige Kirche und dann die ideenreichen fürstlichen Förderer der Künste (der letzte war der Hessengroßherzog Ernst Ludwig, der vorletzte der Bayernkönig Ludwig II.), so sollte heute der kunstbegünstigende Großunternehmer von seinem gesunden Geiste etwas auf den Künstler überfließen lassen, er sollte freigebig sein nicht nur mit den Händen, sondern auch mit den Gaben seines Kopfes. Daß seine Beeinflussung nicht ins Wilhelminische ausarte, daß er bei Kunstaufträgen seinen Geschmack dem Künstler aufdränge, davor wird ihn sein sicheres Taktgefühl bewahren. Doch was er heute bauen läßt (es wird und kann ja leider nur recht wenig sein), das sollte außen und innen immer vom Geiste der Kunst durchtränkt sein. Wenn der Staat in der Beziehung nicht mit gutem Beispiele vorangeht, dann müßte eben der Großunternehmer vorbildlich für den Staat wirken. Auch Fabrikation läßt sich mit Kunst und Kultur in ein freundschaftliches Verhältnis bringen. Und auch im Kleinen können Fabrikant und Kaufmann geschmackserzieherisch wirken, wie etwa, worin man vor dem Kriege bei uns zu Lande wirklich Mustergültiges geleistet hat, in der Verpackung der guten deutschen Bets. Als Mann von Charakter wird er sich fernhalten von jener gewissen Klike von Kunsthändlern, die dadurch, daß sie bekannte große Zeitschriften und gewandte Männer der Feder zur Verfügung haben, ihre Bombengeschäfte macht mit raffiniert vor der breiten Öffentlichkeit in Szene gesetzter snobistischer Austerkunst. Diesen gefährlichen Leuten das üble Handwerk, soweit angängig durch **Zusammen schluß**, zu legen, wäre eine verdienstvolle Tat.

Gewiß hat ja die künstlerische Revolution bereits ein paar Jahre vor dem Kriege den Versuch gemacht, sich durchzusetzen. Eine Revolution der Geistesfragen hat andere Gesetze als eine solche der Staatsfragen. Aber auf dem Grunde der politischen Revolution hat die künstlerische Revolution erheblich schnellere Fortschritte machen können als ohne diesen. Heute kann wieder wie in jenen unseligen Zeiten vor etwa 40—50 Jahren ein künstlerischer Anfänger ebenso wie ein stümperhaftes Kunstgewerbe es wagen, flüchtigst hingehudelte Nachwerke auf den Markt zu bringen mit dem frechen Anspruch auf künstlerische Hochwertung. Wehe, wenn sich nur geringstes technisches Können bemerkbar macht, wenn man nicht auf den ersten Blick sieht, daß ein bewußter Pfuscher die

Sudelei zustande brachte! Können ist immer etwas Leibhaftes und verursacht Trübungen und Hemmungen im Wollenden, ruft sachliche Kritik hervor und steht der reinen Torheit der „Geistigen“ fort und fort feindlich gegenüber. Das moderne Kunstwerk zeigt von alledem nichts, wohl aber wie mit Feder, Farbe, Griffel oder Meißel umständlich eine alberne, unsinnige, einfältige Absicht durchgeführt werden kann, ohne je auf die finsternen Mächte irdischen Könnens zu stoßen! Der reine Schöpfergeist, der in jedem Sterblichen schlummert, wird durch keine Schranke mehr aufgehalten. Das unvermischte Kindliche, das naturvöllisch Primitive, Kulturferne, Embryonale, das Unmethodische, Regels- und Ordnungslose, Undisziplinierte, das aller erprobten Kunstmittel entratende Gedankentränke ist das von den künstlerischen „Sezessionen“ und andern überlandidelten Kunstkliden tollköpfig Erstrebt. Und mit solchen Vor- und Grund-sätzen ist man gesonnen, den gesunden Sinn der emporgestiegenen und in Zukunft zum Kauf von Kunstgegenständen mehr als das verarmende Bürgertum geneigten Arbeiterschaft den politisch verwirrten Kopf nun auch noch in Schönheitsdingen zu verdrehen. Der unverdorrene Natursinn, der Wirklichkeitsinn, die gesunde Vorstellungskraft des Volkes aber wehrt sich gegen die übergeschnappten (am meisten aber von den Kunsttrichtern der sozialistischen Presse gepriesenen) Zumutungen, Gedankliches mit malerischen Mitteln dargestellt zu sehen, ein loses Bündel unverbunden hingestreuter Worte ohne Satzgefüge für eine Dichtung zu halten, eine Reihe übell klingender Tonfolgen als musikalische Ergözung hinzunehmen. Es empört sich gegen die frechen Verhöhnungen jedes künstlerischen Formwillens maßlos sich übersteigender Ichmenschelein, die ihre irrsinnigen Sünden wider den heiligen Geist der Kunst für Tiefsinn ausgeben und sich den schlechten Witz erlauben, ihre Gemächte als Kunstwerke in die Welt hinauszuschicken unter Verrat der unbeschränkaren Freiheit der Kunst.

Weitere Volkstreife zur Freude an edlen Erzeugnissen der hoffentlich bald wieder genesenden Künste und zu deren Kauf zu erziehen, ist eine Aufgabe des Schweiges der Besten wert. Sowohl der Kunsthandel wie auch die Künstler selber sollten sich stets der Verantwortung bewußt sein, die sie vollzerzieherisch zu tragen haben. Auch der im Kunstgewerbe oder Kunsthandwerk Arbeitende muß künstlerische Freude an seiner Arbeit haben, muß seinen Beruf ernst und wichtig nehmen können. Dann wird der Käufer seiner Hervorbringungen noch nach Jahrzehnten, dann wird auch die nächste und die übernächste Generation noch Freude haben an seinen Werken.

Nach der Unterschrift des Feinde-Ultimatums wird die deutsche Armut von Jahr zu Jahr drückender werden. Daß unsere Armut nicht zur Arm seligkeit ausarte, dafür haben Kunst, Kunstgewerbe und Kunsthandwerk Sorge zu tragen. Vor etwa einem Jahrhundert blutete Deutschland gleichfalls aus tausend Wunden. Aber die damalige deutsche Selbstsucht schuf sich einen Stil von edler Schlichtheit und Anmut. Auch heute täte uns ein solcher Stil der würdigen Einfachheit not. Wo aber sind die Künstler, die ihn suchen? Statt seiner droht uns die Verfremdung unseres Geschmacks von Westen her. Die sich mehr und mehr ausdehnende feindliche Besetzung des deutschen Westens ist drauf und dran, die deutschen Rheingebiete allesamt zu einer Kolonie französischer Kultur zu machen. Und sobald wir mit dem überlieferungs- und ideallosen Amerika Frieden haben werden, der ja wohl nicht mehr lange auf sich wird warten lassen, wird es ver-suchen, Deutschland in einen amerikanischen Abnehmerstaat zu verwandeln. Auch davor müssen wir uns hüten; in erster Linie um unserer eigenen Wirtschaft

willen, dann aber auch, weil wir unsere guten deutschen Überlieferungen in allen unser wohlgeschultes Auge und unsern wohlgezogenen Kunstgeschmack erfreuenden Dingen uns bewahren wollen. Und ferner haben Kunstindustrie und Kunsthandel dafür Sorge zu tragen, daß um der notwendigen Sparsamkeit willen Entbehrliches und Zweckloses nicht in Massen auf den Markt geworfen wird. Andererseits muß auf das Entschiedenste Front gemacht werden gegen eine Steuergesetzgebung, die allem „Luxus“ den Garaus macht. Unvernünftig ist die grundsätzliche rigorose Gegnerschaft unserer so rastlosen wie ratlosen Steuergesetzgeber gegen alle Dinge, die die ästhetischen Bedürfnisse einer verfeinerten Gesellschaftskultur zu befriedigen suchen. Die edelsten unserer Künstler und Kunsthandwerker werden so verdammt, ihre besten Kräfte verdorren zu lassen. Vernunft ist aber heute leider ein Artikel, der seit zwei Jahren in Deutschland fast völlig vergriffen zu sein scheint. Und Schaden leidet unter einer vernunftbaren Umsatzsteuer die gesamte deutsche Kultur- und Kunstentwicklung, die uns keine Macht der Erde zu rauben imstande ist und die nur die arg verdrehte deutsche Steuerschraube vernichten könnte. Wir müssen vielmehr allesamt, Produzierende wie Verschleißende, danach trachten, daß der Geist der guten deutschen Kunst bald wieder wirksam über die Landesgrenzen seinen Atem verströmt und deutschem Volkstum entsprossenes Eingang findet in den Geist des Auslandes. Kunst, die den ganzen Menschen ergreift, ist immer etwas irgendwie aus der Heimat der Erde erwachsen, ihr innig Verwandtes, ihrer Natur irgendwie Getreues, ihrer Seele Entflungenes. International ist nur der Kitsch. Große Kunst aber dringt aus dem Mutterboden ins Allmenschliche, über die Heimat in die Welt. Und doch birgt sie das Beste der Gefühle des ganzen Volkes und schafft in ihren weiten Auswirkungen mit an der Zukunft der Nation.

Musik und Bühne.

Eine Umschau.

Von Dr. Karl Grunsky, Stuttgart.

Der Sommer 1921 und der folgende Winter stand und steht unter dem Zeichen des Gedenkens an Bruckners Todestag (11. Oktober 1896). Eine Zeitspanne von 25 Jahren ist zwar klein; immerhin entscheidet sie über Ausichten auf Unsterblichkeit. Gute Freunde nach dem Tode sind nur durch wirkliche Leistungen und durch hohe Gesinnung zu erwerben. Für Bruckner regte es sich seit jener Frist gewaltig. Allerdings mehr in den Kreisen der Kenner und Kunstbedürftenden als der Macher und Mäler, die über die Mode gebieten; wir müssen eben warten, bis der tote Punkt überwunden ist und die Öffentlichkeit sanft gezwungen wird, von Bruckner Kenntnis zu nehmen. Aber bitte, nur durch unverkürzte Aufführungen! Vollständig versagt hat bis jetzt in bezug aufs Bruckner-Gedächtnis die Reichshauptstadt. Entsprechend ihrer Zusammensetzung bevorzugt sie Gustav Mahler. An guten Anläufen zur Brucknerpflege hat es zwar in Berlin nicht gefehlt; aber in die zahlreichen und sonst guten vollstümlichen Konzerte hat der geniale Österreicher seinen Weg noch nicht

gefunden. Sein Gedenktag ist geflüstertlich gemieden worden, und nur Fritz Reiner und Hugo Reichenberger führten mit den Philharmonikern die siebte Symphonie — ohne Abstrich — auf; das waren einige der wenigen Feiern in Berlin. Nitsch war abwesend; Surtwängler legte in Berlin eine Teilnahmslosigkeit an den Tag, die mit der Aufführung der (freilich beschnittenen) Achten in Frankfurt nicht übereinstimmt. Außer Berlin ist es aber noch der andere Mittelpunkt, W i e n, der zu denken gibt. Die Zeitschriften verhiessen eine restlose Wiedergabe aller Werke Bruckners. Daran sind aber die Philharmoniker jedenfalls nicht beteiligt. Nach zuverlässiger Mitteilung tritt Weingartner in Richters Spuren: er bringt — ist es schlechtes Gewissen? — den ganzen Winter keine einzige Symphonie Bruckners. Er fürchtet wohl, dem Deutschtum zu nützen?

Über die Bochumer Brucknertage des hochbegabten, für den Tondichter aufrichtig begeisterten Dr. Schulz-Dornburg hatten wir schon zu berichten. Ganz nahe an den 11. Oktober rückte das Stuttgarter Brucknerfest heran, das vom 8.—10. Oktober der Bayreuther Bund veranstaltete; Vorsitzender ist derzeit Bezirkspräsident a. D. von Puttkamer (Johannesstr. 28). Die Festschrift (64 Seiten; 4 M) enthält alles Nähere. Als Hauptsache erscheint uns der Nachweis, daß bei besonderm Anlaß zwei Symphonien an einem Abend möglich sind; Fritz Busch leitete die 4. und 5., die 9. und 1., letztere allerdings mit rund 250 herausgestrichenen Taktten, für die er allein die Verantwortung trägt. Erich Band machte außer der Smoll-Messe das 7. Adagio, leider auf Wunsch des Dirigenten im Konzertsaal, statt in der Kirche! Im Kirchenkonzert von Hermann Keller hörten wir außer Kammermusik, die sich im geweihten Raume vorzüglich erprobte, die geistlichen Eichendorff-Chöre von Hugo Wolf und Präludium mit Doppelfuge des Brucknerschülers Friedrich Alois (geb. 1862). Von Hugo Wolf wurde außerdem in den Rahmen des Festes aufgenommen seine Oper „Der Corragidor“, und zwar in einer neuen, von andern Bearbeitungen vorteilhaft abweichenden Einrichtung von Dr. Otto Erhardt. (Die Köhlersche Mannheimer Fassung ist mir nicht mehr genau erinnerlich.) Die neuen Auszüge für zwei Klaviere, die der Verfasser dieser Zeilen zu Bruckners Symphonie angefertigt hat, wurden von ihm an zwei Abenden mit dem Pianisten Gerard Bunt aus Dortmund vorgespielt, als Einführung zur 4., 5., 9. und 1. Symphonie. Leider ist ein Mißklang ins ganze Fest dadurch hineingetragen worden, daß ein Anhänger Steiners gerade zu dieser Frist eine Schrift erscheinen ließ, die Bruckner in die lächerlichen Irrwege der „Anthroposophen“ (ein fürchterliches Wort!) einsperren möchte. Die Steinerei trägt nun einmal den Stempel der Halbbildung an sich. Sie ist ein fremdes Gewächs, und wir machen alle Anstrengungen, es bei uns zu zertreten.

Doch bleiben wir beim Musikalischen. Die Brucknerpflege wurzelt in Schwaben dank Emil Kauffmann in Tübingen neben der Liebe zu Hugo Wolf besonders tief. Dementsprechend waren unter den auswärtigen Gästen besonders viele vom Württemberger Lande zu bemerken. Die Fügung wollte es, daß einige Tage vor dem Feste unser württembergischer König starb. In einer Probe gedachte Fritz Busch des Dahingeshiedenen.

Noch ein anderer Trauerfall beschäftigte unsere Gedanken! Engelbert Humperdinck ist dahingegangen, der Schöpfer der deutschen Kinderoper „Hänsel und Gretel“, die zuerst im engsten Kreise bestand, ehe sie auf der Bühne bejubelt wurde. Merkwürdig, daß sich die löstliche „Heirat wider Willen“ nicht be-

hauptet hat; dies hat mehr Ursachen, als Gründe. Humperdinck, ein Rheinländer (aus Siegburg), war eine charaktervolle, unantastbare Persönlichkeit, die sich der Welt und ihrem Getriebe nicht fügte. Dagegen trat er in den Lebenskreis Richard Wagners und hielt treu zu dessen Kunst; er war auch Lehrer Siegfried Wagners. Ehre diesem deutschgesinnten Meister!

Von Litz hörte man da und dort anlässlich der Dantefeiern die herrliche Dantesymphonie. An den Göttinger Handelopernfestspielen war außer den musikalischen Werten (das berühmte Largo stammt z. B. aus einer Oper!) beachtenswert die Art und Weise der Durchführung: das war ein Fest gleichsam auf Gegenseitigkeit; sogar die Einzelkräfte verzichteten auf eigentliches Honorar. Der deutsche Idealismus bahnt sich, wo kleinere Verhältnisse zu bewältigen sind, immer seinen eigenen Weg. Für Dessau war ein Bachfest angesagt. Aus Karlsruhe kommt die Kunde, daß Fritz Cortolezis eine Jugendoper des zwölfjährigen Mozart: „Die verstellte Einfalt“ mit liebevoller Kenntnis hervorgeholt und zur ersten öffentlichen Aufführung gebracht hat. Von Besuchern der Münchener Festspiele werden „Die Vögel“ von Walter Braunsfels günstig beurteilt. Eine Menge ausgezeichnete Darbietungen enthielten ferner die Kieler Festtage (unter Dr. Fritz Stein). In Hamburg beschäftigt die Gemüter ein eigentlicher Fall von Maßregelung: Gerhard von Kußler wurde wenige Tage nach dem von ihm geleiteten Bachfest von einem demokratischen Senator der Führung der Orchesterkonzerte enthoben. Manche Musikzeitungen deuten an, daß es sich um Kaltstellung eines deutschgesinnten Künstlers handelt. Der Ausgang des Rechtsstreites wird Alarheit bringen. Einstweilen sollten sich aber die deutschen Orchesterleiter besinnen, in Hamburg in die Bresche zu springen! Wie sonderbar können selbst Männer von offener deutscher Gesinnung handeln! Wir lesen, daß Hans Pfitzner dem „Anbruch“ seine neueste Kantate zur Uraufführung überläßt, gleichzeitig mit Stuttgart, auf Betreiben des rührigen Fritz Busch. Ist Pfitzner unzulänglich unterrichtet? Sein Lebensbeschreiber Artur Seidl fand es rätselhaft, daß er überhaupt „an der Anstalt und bei den kunsterziehlischen Faktoren collegialiter nun landet, deren musikalische Grundrichtung er zuletzt doch gerade befehdt hatte!“ (Sammlung: Die Musik, Bd. 45 u. 46, S. 46.) Da wundert einen nichts mehr, auch nicht, wenn ein ausgesprochen deutsches Blatt einem Hindemith, den Urheber der schauerlichen Operntrilogie, in der Wagners Tristan verspottet wird, als Führer des neuen Geschlechts warm begrüßt. Daß aber hier und da doch ein deutsches Bewußtsein erwacht, ersehen wir z. B. daran, daß in Stralsund ein Werk von Nowowiecki abgesetzt wurde, weil sich dieser Ostpreuße an deutschfeindlichen Kundgebungen beteiligt hatte. Wo die tollsten Mißgriffe vorkommen, das ist wohl meist Berlin. Dort hat man an der Staatsoper Leo Blechs „Strohwitwe“ neu einstudiert, als zeitgemäße Verunglimpfung deutschen Fürstentums.

Daß die Gegenwart für Wagners Drama, was die Ausstattung betrifft, kein Verständnis mehr hat, beweisen die Klagen, die sich häufen. So scheint die Stuttgarter Bühne den Ehrgeiz zu besitzen, an geschmackloser Behandlung der Bühnenbilder mit der Zeit zu gehen. Zwar sind „Siegfried“ und „Götterdämmerung“ nicht ganz so schlimm ausgefallen, wie man nach den beiden ersten Abenden des Rings befürchten mußte. Aber es geschieht doch sehr viel, einem Wagner zu verleiden. Die Münchener Neuausstattung des Rings wird als ebenso zweck- und sinnlos beurteilt wie die Stuttgarter.

Da erfüllt uns um so stärker die tiefe Sehnsucht, 1923 in Bayreuth die Festspiele mit Parsifal, Ring und Meistersingern wieder erstehen zu sehen. Es hat sich eine neue Bayreuther Festspielsiftung gebildet, welche, indem sie alles Künstlerische der Familie des Meisters überläßt, den unsicheren Zeiten gegenüber einen wirtschaftlichen Rückhalt schafft. Es werden, ähnlich wie 1876 und 1882, Patronatscheine ausgegeben; alles Nähere erfährt man durch den Allgemeinen Richard Wagnerverein in Leipzig (Dörrienstraße 13).

Wenn man schon dem Gedanken näherzutreten will, auf die von ihm erschaute Bühnenbilder zu verzichten, warum flüchtet man nicht ins Freie? Es gibt nachgerade eine stattliche Anzahl von Freilichtbühnen. Den reichhaltigsten Spielplan hat wohl das von Ernst Wachler begründete Harzer Bergtheater bei Thale am Harz: Goethe, Schiller, Alopstock, Otto Ludwig, Hebbel, Gerhart und Karl Hauptmann, Friedrich Lienhard, Sabrenkrog, dazu natürlich Shakespeare, und van den Alten Sophokles haben dort ihre Stimmen erhoben, ihre Eindrücke hinterlassen. Dieser Sommer wurde mit Kalidasas Sakuntala eröffnet. Dort am Abhang des Herentanzplatzes ist sogar manche Uraufführung gesehen worden, so Hebbels Moloch, Lienhards Wieland der Schmied. Weiter sind zu nennen: an alten Stätten Ilmenau, und bei Weimar der stimmungsvolle Belvedere-Park, wo Goethes Iphigenie zur Wiedergabe kam. Die Umgebung Berlins ist der Anlage einer hörsamen Naturbühne nicht günstig. Doch hat Kleists Hermannsschlacht in Potsdam letzten Sommer einige fünfzig Aufführungen im Freien erlebt. Eine Naturstätte nach vollem Wunsch bieten bei Stuttgart die Hänge des Bopserwaldes, wo trotz eines Brandes auch dieses Jahr gespielt worden ist, und zwar besonders Ernst von Wolzogens Malsbraut. Die Herübernahme der Operette, wie man sie in Stuttgart schon versuchte, müssen wir ablehnen; dagegen dürfte doch gegen die alte Sing- und Spieloper im Freien nichts einzuwenden sein. Man hätte z. B. gut daran getan, den Freischütz als Gedankfeier statt mit modernen Grellheiten und herausfordernden Schlaglichtern ohne anderen Aufputz, nur in heimatlicher Umgebung des deutschen Waldes darzustellen. Gerade die nach Pariser Geschmack ins Unerträgliche gesteigerte Lichterführung weckt unsere Sehnsucht, auch einmal Oper und Musildrama in die Natur hinauszutragen, wo sie ein neuzeitlicher Spielleiter nicht mehr verhungern kann. Von andern Freilichtbühnen nennen wir noch die bei Joppot, Jittau (am Oybin), Detmold, Hannover (Herrenhausen), Altena (Westfalen), Düsseldorf und Aachen. Die Oberammergauer Passionsspiele, die seit 1910 ruhten, werden nächstes Jahr vom Mai bis September wieder aufgenommen werden.

Das niederdeutsche Schauspiel erfährt durch die niederdeutsche Bühne willkommene Förderung. Sie ist von Dr. Richard Obnesorg gegründet und unternimmt Gastspiele in Norddeutschland; Otto Schabbel hält die Einführungen vortrage. Der Bühnenvolksbund macht entschiedene Fortschritte. Er steuert der Entfaltung des Theaters und sucht die Massen für reine Kunst wieder empfänglich zu machen. Die diesjährige Haupttagung fand in Augsburg statt. In Köln hat der Verband eine besondere Theatergemeinde gegründet, die auch außerhalb Kölns eine Theaterpflege in christlich-deutschem Volksgeiste erstrebt. Wir werden die Entwicklung aufmerksam verfolgen.

In Berlin leitet Ulrich Haupt „Vaterländische Schauspiele“, in deren Rahmen Kleists Hermannsschlacht erschien. Sie sollen nun das ganze Jahr durch fortgesetzt werden, später womöglich auch im deutschen Ausland. Das

Werbeamte ist in Potsdam, Humboldtstraße 1. Wie sich allerorten deutsche Kräfte regen, ersehen wir auch an den Weimarer Festspielen des Deutschen Schillerbundes, die einst Adolf Bartels begründet hat. Ihm, der seit 25 Jahren in Weimar lebt, wurden diesmal große Huldigungen zuteil, die für die mangelnde staatliche Anerkennung jene Art von echtem Ersatz boten, denen der innere Ehrgeiz den Vorzug gibt: es ist immer ein schönes Bild, den Mann reifer Erfahrung und unabhängigen Charakters von der begeisterungsfähigen Jugend gefeiert zu sehen.

Von neueren Stücken erwähnen wir von Karl Hauptmann: Des Königs Harfe, ein Werk von bunter Fülle, das (schon 1903 entstanden) einen König schildert, den die Revolution zur Nachdenklichkeit reift; es wurde in Meiningen herausgebracht. Im Berliner Deutschen Theater erschien das zuerst in Darmstadt aufgeführte Drama „Prinz Louis Ferdinand“ von Fritz von Unruh, dem Kleistsche Tüge nachgerühmt werden. Die Münchener Uraufführung des Einakters Chanteclair von Friedrich Grelka (der inzwischen mit einer andern Neuheit hervortrat) beurteilt Josef Stolzinger äußerst günstig, indem er dem witzigen und launigen Stücke den Weg über die deutsche Bühne wünscht. Er erzählt auch von einer Vorführung „Die schwarze Schmach“, die in München mit lebendigster Anteilnahme aufgenommen wurde, obgleich sie künstlerisch kaum in Betracht kommt. Das Theaterbedürfnis ist so groß, daß es nicht mit lauter Wertvollem befriedigt werden kann. Stücke, die einem sehr notwendigen Zwecke dienen, sind dann jedenfalls weit besser als die unglaublichen Frechheiten und Gemeinheiten, die sich der beeinflussbare Großstadtpöbel anhört. In Nürnberg ist übrigens die „Pfarrhauskomödie“ Lautensacks, mit der die Gewerkschaften ihre Angehörigen beglückten, einer eigentlichen öffentlichen Aufführung rechtzeitig entzogen worden. Dagegen bleibt Berlin nach wie vor der Ort aschgrauer Charakterlosigkeit. Als Pariser Theaterablage wird es sogar von der Neuen Züricher Zeitung gekennzeichnet. Das Deutsche Theater bringt ein Stück des Hegers Kostand; das Theater am Kurfürstendamm Bissons „Fremde Frau“, das Kleine Theater des Deutschenbassers Bernhardt „Voleur“; das Residenztheater „Der König in Paris“ (von drei französischen Schriftstellern); das Kleine Schauspielhaus Riti von Picart; das Intime Theater „Die Spelunke“ von Nörb und „Lauf doch nicht immer nackt herum“ von Seydeau; das Neue Theater am Zoologischen „Das Ewig-Männliche“, eine Aloakenblüte schlechthin. Außerdem hat das Deutsche Theater auf dem Spielplan ein in jüdischem Rotwelsch verfaßtes Luststück, das Abend für Abend mit Händen und Füßen beifällig belächelt wird (Nürnberger Volksstimme, 17. Sept.). Alles dies nimmt einen nicht wunder, wenn man den Freispruch im Reigenprozeß bedenkt. Mit deutschem Volksempfinden steht das richterliche Urteil im schroffen Widerspruch. Das kann nicht lange mehr so bleiben; ein Ausgleich wird sich vollziehen. Einstweilen merken wir uns unter den Sachverständigen die Fürsprecher des Reigens Ludwig Sulda und den blaublütigen Hans Edlen zu Putzlig!

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn.

(Abgeschlossen am 15. Dezember 1921.)

1.

Es geht immer wieder von vorne los: Hausiereremoral, Hausierertaktik, Hausiererlogik beherrschen das politische Bild in Berlin. Abgewirtschaftete Gedanken, abgewirtschaftete Systeme, abgewirtschaftete Personen beharren oder tauchen immer wieder auf, um sich immer wieder von neuem der Geschäfte, der Posten, des Staates zu bemächtigen. Ebert bleibt, Wirth bleibt. Rathenau verschwindet, Rathenau wird wieder kommen. („Ist es nicht ein Hohn..., daß die Regierung, die aus der Revolution hervorgegangen ist, sich den ausgeprägtesten Kapitalisten zum Verwalter des zurzeit wohl wichtigsten Ministeriums bestellt, weil er schöne Worte über Wirtschaftsziele zu machen versteht“ sagt Dietrich Schäfer¹⁾ mit Recht über ihn. Aber so sinnlos und verlogen wie dieser Vorgang ist ja unser ganzer neuer Staat). Severing verschwindet, Severing kommt wieder, und seine erste Amtshandlung besteht darin, daß er Kommunisten wieder zu Staats- und Gemeindefunktionären zuläßt — dieselben Kommunisten, deren Verbrechernatur, deren frivoles Spiel mit Staat und Menschenleben durch die „Vorwärts“-Veröffentlichungen der Berichte der Lemd und Bowigny unwidersprochen festgestellt sind. Die Sinnlosigkeit triumphiert. Hinter der Sinnlosigkeit aber lauert die Angst, die Angst vor der Vergeltung. Denn wie die Franzosen in ihrem wahnwitzigen Treiben gegen Deutschland durch die bleiche Furcht vor der rächenden Vergeltung bestimmt werden, so auch die radikalen Parteien in Berlin von der Angst vor der rächenden Gerechtigkeit wegen des durch keine Lüge, durch keine tausend Bände Geschichtsfälschung aus der Welt zu schaffenden Hochverrates vom November 1918. Die Hände der Scheidemannner werden doch mit der Zeit verdorren; sie fühlen und wissen es ganz genau, daß sie verrucht und verflucht sind. Daher das Wüten gegen die nationale Bewegung mit Verordnungen und Spitzeln, daher die Verhaftungen von völkischen Führern, daher die lächerliche Schnüffelei gegen „Geheimorganisationen“, daher alle die infamen Methoden der Unterdrückungen — im Namen der Freiheit! Daher aber auch die Verbeugungen gegen ganz links, die Furcht vor der Straße! Parlamentarismus auf allgemeinem Wahlrecht aufgebaut, ist Massenentfesselung, die sehr bald zur Massenfurcht wird. Wo aber Massenfurcht herrscht, herrschen notgedrungen Sinnlosigkeit und Ungerechtigkeit. Der Zweck des Staates ist ausgeschaltet. „Demokratie“ nennt sich dies jämmerliche Gebilde. Mit welchem Recht wohl? Es ist eine Bürokratie, welche die geheimen Mätzchen der alten vornovemberlichen Regierung auf die Spitze treibt, ihre völlige Ohnmacht und Abhängigkeit von den Parteien damit aber nicht mehr verdecken kann. „Das parlamentarische System wurde zum Gespött.“²⁾ Nur zum Gespött? Es wurde zur tödlichen Krankheit, es wurde zum ekelregenden Geschwür, an dem Deutschland zugrunde geht. Die Gewissenlosigkeit der Parteisanatiker ist nicht mehr zu überbieten, und doch wüten sie gegen das Staatswohl ungestraft weiter, als ob nicht schon

¹⁾ Dietrich Schäfer, Staat und Welt. Eine geschichtliche Zeitbetrachtung. Otto Elsner, Verlagsgesellschaft m. b. H. Berlin 1922. Geb. M. 40.—, geb. M. 50.—. Ein wundervoll klares, tiefes Buch, das in die Hand jedes Politikers gehört.

²⁾ „Die Tradition“ Heft 30.

durch ihre Schuld und ihren blinden Egoismus der Krieg verloren und Deutschlands Zukunft vernichtet wäre! Der Jörn über die kaltschnäuzige Gruppen-, Cliques-, Führer- und Parteisekretärwirtschaft ist ungeheuer im Wachsen. Er wird so unwiderstehlich werden, daß er eines Tages das ganze aufgeblasene Gefindel, das uns mit verlogenen Phrasen in Grund und Boden gewirtschaftet hat, hinwegfegen wird. Und ganz Deutschland wird diesen Tag als Tag der Befreiung von unerträglichem Schmutz segnen. Auch jedes Kind sieht es jetzt allmählich ein, „daß uns heute kein Parlamentarismus, keinerlei Kuhhandel der Parteien, keine Sippenwirtschaft und keinerlei Ministersehnüchte ehrsüchtiger Parteiführer retten können, sondern nur die starke und reine Hand eines vaterländisch gesinnten, weitblickenden, wollenden und könnennden Mannes, mag man ihn nennen, wie man wolle.“¹⁾

2.

Es muß einmal grundsätzlich ausgesprochen werden, daß die Parteiprogramm-Politik eine Stufe krasser politischer Unreife bedeutet, die der Deutsche endlich überwinden muß, wenn er als Volk lebensfähig bleiben will. Sie ist zum größten Teil glatter Volksbetrug. Die Programme aller Parteien, soweit sie nicht die nationale Einheit und Freiheit Deutschlands als ersten und wichtigsten Punkt allem anderen voranstellen, sondern innerpolitische Forderungen mehr oder weniger diktatorisch erheben, gehen gewissermaßen von der Vorstellung aus, daß Deutschland allein auf der Welt vorhanden wäre und daß es nur von dem guten Willen seiner Bürger abhinge, aus diesem Deutschland ein innerpolitisches Paradies zu schaffen. Die Wirklichkeit lehrt, daß eine solche Vorstellung blutiger Dilettantismus ist. Die Struktur eines Staates richtet sich nicht nach seinen innerpolitischen, sondern nach seinen außenpolitischen Zielen, und diese wieder ergeben sich vornehmlich aus der Lage des betr. Reiches und den Zielen und Absichten seiner Nachbarn, der Umwelt. Nicht gutgemeinte Wünsche, sondern genaue Kenntnis von Welt und Menschen, klares Erfassen der Möglichkeiten sind die Vorbedingung politischen Wirkens. Das starre Festhalten an einem theoretischen Programm, das in der Studienstube ausgeklügelt und auf einem Parteitage von einer Zufallsmehrheit beschlossen wird, die Anerkennung eines solchen Programms als einziger Richtschnur für Außen- und Innenpolitik ist das Kennzeichen wirklichkeitsfremder Verbobtheit. Wer es tut, gleicht einem Hausvater, der es sich in den Kopf gesetzt hat, seine Kinder sollten ohne Rücksicht auf Klima und Witterung tagaus tagein weiße Kleider tragen, weil er es in seinem Notizbuch einmal so vorgesehen hat. Oder er gleicht einem Hausvater, der da bestimmt, daß sein Gefinde ohne Rücksicht auf seine Einkünfte jeden Tag Braten essen soll. Man wird zugeben, daß das Wahnsinn ist, aber dieser Wahnsinn wird tatsächlich von allen Parteien geübt, die unter Beiseiteetzung aller geschichtlichen Erfahrungen und Gesetze innerpolitische Forderungen allein zum Maßstab ihrer politischen Handlungen machen, anstatt ihre Maßnahmen nach den Erfordernissen der wechselnden außenpolitischen Lage auszurichten. Unsere Umwelt erteilt uns seit Kriegsbeginn auf unserem Rücken blutigen politischen Unterricht in dieser Hinsicht, aber der Wahnsinn der Parteiprogramme herrscht weiter. Er wird zum verbrecherischen Bauernfang, wenn er, von nicht vorhandenen psychologischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen ausgehend, innerpolitische Mög-

¹⁾ Oberstleutnant Bonhard in Nr. 25 der Alldeutschen Blätter, 30. Juli S. 210.

lichkeiten vortäuscht, welche dem Einzelnen müheloses Wohlbehagen versprechen, während er außenpolitisch unter ebenfalls nicht vorhandenen Voraussetzungen einen Zustand der internationalen Solidarität und weltfriedlichen Glückes vortäuscht, der nie bestanden hat und nie wird bestehen können. Das ist Volksbetrug gewissenlosester Art. Und eine Lüge wird dadurch nicht weniger Lüge, daß Millionen Betörter auf sie hineinfallen oder gar ihr Leben für sie lassen. Mit diesem Volksbetrug muß aufgeräumt werden, wenn es besser werden soll. Die Zeit scheint für dies Aufräumen endlich reif zu werden. Wenn eine ganz junge Partei wie die deutsch-soziale — über deren Daseinsberechtigung man verschiedener Ansicht sein kann — nach kaum halbjährigem Bestehen mit einem Kampffonds von 15000 Mark in Berlin bei den Stadtverordnetenwahlen ohne große Mühe 20000 Stimmen gewinnt, darunter 5000 Arbeiterstimmen der Spandauer Werke,¹⁾ so ist das wohl ein Zeichen, daß an die Stelle des Parteiprogramm-Wahnsinns der radikalen Parteien etwas Besseres zu treten beginnt, und das ist der völkische Gedanke.

Er wird dazu berufen sein, auch noch manchen anderen Wahnsinn zu vertreiben. Denn noch immer — auch das hängt mit der Angst der Novemberleute zusammen — lügt die radikale Presse allerhand „Beweise“ dafür zusammen, daß der Krieg nur durch die Schuld der Militärs unglücklich ausgegangen wäre. Genau so, wie immer wieder dieselben Personen aus den Parteien auftauchen — die Anzahl der „Führer“, welche bisher der Parlamentarismus ans Licht gezogen hat, ist jämmerlich klein —, so tauchen auch immer wieder dieselben falschen, rasch widerlegten Behauptungen auf, und vornehmlich ist es immer wieder die Angst vor Ludendorff, welche zu den unsinnigsten Anklagen gegen ihn anstachelt, deren Haltlosigkeit leicht an den Tag kommt. Man täuscht damit sich selbst eine Art sittlicher Rechtfertigung der Revolution vor — aber vergeblich. Denn die Dokumente lassen sich nicht verleugnen, welche den „Dolchstoß von hinten“ als scheußliche Wahrheit erweisen. (Man lese z. B. das unlängst erschienene Buch des Generalmajors v. Wrisberg!)²⁾ Und das Hervorzerren der Schuldfrage und der Lüge von den Feldherren, welche den „Verständigungsfrieden“ verhindert hätten, beweist nur, daß man einigender, schöpferischer Gedanken nicht fähig ist. Es ist fluchwürdige Sinnlosigkeit, wenn wir uns über diese Dinge in unserer jetzigen Lage gegenseitig die Schädel einschlagen. (Es wäre natürlich ebenso sinnlos, wenn wir z. B. ausgerechnet jetzt über die Frage „Für oder wider Altes Testament“ einen kleinen Religionskrieg bei uns anzetteln wollten.) Wir müssen über derartige Fragen hinweg zur Einigung und Geschlossenheit kommen. „Bürgerkrieg um Lehrmeinungen“,³⁾ wie Heinrich Claß so richtig sagt, können wir uns wirklich nicht mehr leisten. Der einigende Gedanke ist und bleibt aber der völkische. Er bedeutet den Zusammenschluß auf der Grundlage der Überlegung, daß alles Deutsche einer Abstammung und Geistesrichtung, gleichviel, aus welchem Lager oder aus welcher „Klasse“ es kommt, zusammengehört zu einer gemeinsamen Front zur Abwehr alles Feindlichen.

Vom völkischen Zusammenschluß zum Kampf und Widerstand gegen die unser Leben bedrohende Feindeswelt muß man auch ausgehen, wenn man dem weiteren Wahnsinn zu Leibe rücken will, der seit jeher die Politik der Mehrheitsparteien schon während des Krieges bestimmt hat und jetzt den Kern der „Er-

¹⁾ Vgl. Tradition, Nr. 36 „Der völkische Gedanke und die Parteien“.

²⁾ Wrisberg, Der Weg zur Revolution 1914—1918, Leipzig, Verlag von R. S. Koehler — ein erschütterndes Buch voll unwiderleglichen Materials!

³⁾ Deutsche Zeitung, Nr. 546.

füllungspolitik“ bildet: dem Wahnsinn, der in der Vorstellung liegt, daß Nachgeben, Nachlaufen, Anbiederei, um gut Wetter Bitten und Widerstandslosigkeit um jeden Preis einen maßlosen Gegner zufrieden stellen könnte, anstatt ihn zu immer weiteren Forderungen zu stacheln. Die Bethmannsche Anschauung, man dürfe den Feind „nicht reizen“, ist durch die Revolution nicht überwunden, sondern wie alles, was irgendwie für unser Volk verhängnisvoll ist, haben sie die Novemberleute übernommen, und sie feiert jetzt erst ihre Hauptorgien. Diese Anschauung hat es soweit gebracht, daß unsere „leitenden“ Staatsmänner Deutschland nunmehr nur noch mit den Augen der Feinde betrachten und alles, was diesen mißfallen könnte, untertänigst vermeiden, dagegen zu allem, was jene in ihrer Zerstörungswut zu beschließen geruhen, ihre „Erfüllungsbereitschaft“ kund geben. Das Ganze soll dann deutsche Politik bedeuten. Auch hier, wie gesagt, muß ein Wandel in den Anschauungen eintreten, der die Lebensgesetze und nicht bequeme Dogmen und Theorien zur Grundlage hat. „Es lebe, wer sich tapfer hält!“ sagt der Dichter, — nicht, wer sich bedientenhaft hält. Organisierter, geschlossener Widerstand vom völkischen Gesichtspunkt also auch gegen den Erfüllungswahnsinn! Seine Bankrotterklärung ist ja nun doch erfolgt.

3.

Bevor nicht eine andere Richtung, nämlich die entschlossenen völkische, in unsere Politik hineingekommen ist, hat es keinen Sinn, auf Besserung zu hoffen. Ob man in Washington zur Einigung über die Abrüstung kam oder nicht — man kam sicherlich nicht ehrlich zur Einigung bei der Weltkomödie —; ob Frankreich tatsächlich zu einem engeren Bündnis mit den Vereinigten Staaten kommt oder nicht — die Vereinigten Staaten werden sich wohlweislich vor zu enger Bindung hüten —; ob die angelsächsischen Reiche in allen Punkten ihre auswärtige Politik vereinbaren oder nicht; ob Frankreich 250 Bombengeschwader an der italienischen Grenze hat oder nicht; ob wir nach Washington geladen werden oder nicht; ob das Viermächteabkommen Dauer hat oder nicht; ob Stinnes oder Rathenau nach London geht oder nicht — es bleibt sich für uns schließlich gleich. Die obererschlesische Frage war die letzte Gelegenheit, wo wir der Welt zeigen konnten, ob wir noch lebendiges nationales Ehrgefühl haben oder nicht. Unsere Regierung und unser Volk haben in dieser Richtung kläglich versagt. Nachdem wir diesen Fußtritt unbesehen eingestekt haben, wird sich niemand in der Welt mehr zu unseren Gunsten rühren. Augenscheinlich wollen wir es nicht anders. Irland ist jetzt ein freieres Land als Deutschland, und England läßt Frankreich bei uns freie Hand, bis es seine Eroberungen in Afrika und Asien endgültig gesichert hat.

Herr Reichskanzler Wirth sprach aber am 5. Dezember auf dem Empfangsabend der Berliner Presse mit der jugendfrischen Unbekümmertheit seines Oberlehrergewissens von dem „festen Willen, die Einheit und Freiheit des deutschen Volkes zu retten“ — als ob es überhaupt keinen Vertrag von Versailles gäbe, der unsere Einheit und Freiheit längst zerstört hat! Als ob es nicht gerade die Absicht der Feinde wäre, unsere Freiheit für immer zu knebeln! Der Vorschlag der englischen Industriellen sprach wohl deutlich genug. Herr Wirth aber faselte, als ob Elsaß-Lothringen, das Saargebiet, das linke Rheinufer, Westpreußen, Posen, Oberschlesien und das Memelgebiet nach wie vor unser wären, als ob die deutsche Wirtschaft von keinem Feinde kontrolliert würde, die deutschen Häfen und Flüsse frei unter unserer Oberhoheit ständen. Dafür ist er ja Reichskanzler. Und der gute „Vorwärts“ verzeichnete an den Kraftstellen pflichtschuldigst „Beifall“.

Welche Pressevertreter mögen diesen Beifall gespendet haben? Zustimmung konnte man dem Wunsche des Herrn Wirth, „in Deutschland jeden politischen Wirrwarr zu einer Unmöglichkeit zu machen“. Nur werden die Ansichten über die Verwirklichung dieses Wunsches wahrscheinlich auseinandergehen. Für uns ist das parlamentarische System die Quelle des politischen Wirrwarrs, für Herrn Wirth ist es die Quelle der — Reichskanzlerschaft. Folglich wird er wohl kaum die Hand dazu bieten, diese Quelle des Unheils zu verstopfen. Abgeordnete werden das überhaupt schwerlich tun. Also kann sich Wirth weiter blamieren.

4.

Die Arbeit, welche die völkischen Kreise zu leisten haben, ist ungeheuer. Es sieht manchmal tatsächlich so aus, als ob man immer wieder von vorne anfangen müßte. Die eingangs erwähnte Hausierertaktik zwingt allerdings dazu, immer wieder gegen alte Lügen kämpfen zu müssen. Man muß mit der Zähigkeit des Gegners rechnen, die eben seiner bekannten Hausierernatur entspricht, und man muß sich darüber klar sein, daß dieser Gegner, innen und außen, tatsächlich will, daß Deutschland eine Wirtschaftsprovinz des angelsächsisch-jüdischen Weltkapitals bleibt. Parlamentarismus, Marxismus, Erfüllungspolitik und alles, was sich daraus ergibt, haben kein anderes Ziel. Aber in Wirklichkeit hat eben der völkische Gedanke ungeheure Fortschritte gemacht. Die Mehrheit der gebildeten Jugend gehört ihm. Wäre es anders, würde der studentischen Jugend nicht die tatsächliche Auszeichnung zuteil, von Hermann Wendel in der „Glocke“ unflätig und aufgeregt beschimpft zu werden. Wäre es anders, zöge dieser Genosse Wendel, der angeblich auch einmal ein „fröhlicher Bursch“ gewesen ist, nicht wie ein blinder Stier vom Leder gegen der Farbenstudenten „Ludendorffsgeist“, also die seelenloseste, geistärmste, platteste Feldwebelgesinnung und Gewaltanbetung, die sich überhaupt denken läßt“. Recht so, Herr Wendel! Die deutschen Studenten werden Ihren Erguß mit Stolz einstecken und sich ihr Teil denken.

„Ludendorffs-Geist“, das ist es eben, was die Novemberlinge und die Feinde gleichermaßen fürchten. Ludendorffs-Geist ist es, was wir brauchen und fördern müssen, d. h. den Geist der Hingabe und Treue zur großen Sache des Vaterlandes, Geist der Selbstzucht und Unterordnung, Geist der nationalen Würde und Ehre, Geist des Hasses aber gegen den Internationalismus, den Marxismus, den Materialismus und den Partei- und Klassenegoismus! In diesem Sinne wollen wir alle den Ludendorffs-Geist pflegen. Mit ihm wollen wir die völkischen Vorkämpfer ausrüsten und Trupps ausenden, welche planmäßig den feindlichen Geist in Presse und Versammlungen rücksichtslos bekämpfen. Hier ist ein weites Feld für jeden, der völkisch wirken will.

Das neue Jahr ruft zu neuen Arbeiten! „Weg mit den internationalen Hirngespinnsten! Kein Volk hat ihnen je ernstlich nachgehangen, und das deutsche sollten sie ins Land der Verheißung führen? Allein im deutschen Gedanken ist Rettung, im festen Zusammenschluß zum deutschen Staat. Gelingt der nicht, so ist unser Volk verloren, für alle Zeiten verdammt, Sklave der Fremden zu sein. Der Weg, der zum Ziele führt, ist klar genug vorgezeichnet.“¹⁾

¹⁾ Dietrich Schäfer a. a. O.

wägungen mit einfließen läßt, die dem rastlos tätigen Soldaten vielleicht ferner standen.

General von Bernhardsi ist sich selbst darüber nicht im Unklaren, daß sein Buch noch mancherlei Lücken enthält, die auszufüllen einer späteren Geschichtsschreibung vorbehalten bleiben muß, wenn alle Quellen noch mehr geprüft und das nur allzu reichliche Material einer weiteren Sichtung zugeführt sein wird, dennoch wird jeder Leser diese Zusammenfassung der Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen und die klare Verteilung des Kiesenstoffes besonders begrüßen, da das Bild des gewaltigen Ringens bisher wohl noch in keinem Werke, auch für den Laien, so anschaulich geschildert wurde als in dem genannten.

Die vom Verfasser verfolgte Tendenz ist offenbar die, dem deutschen Volke vor Augen zu führen, was es geleistet hat und leisten konnte, als Vaterlandsliebe, Einigkeit der Gesinnung und Siegeswille die Oberhand hatten, ihm zu beweisen, wie nahe wir oft am Siege waren und trotz aller Feinde den Sieg errungen haben würden, wenn wir durchgehalten hätten, und letzten Endes der Öffentlichkeit zu zeigen, wo die Schuld an unserem Erliegen zu suchen ist.

Darum ist das Werk ganz besonders zu begrüßen.

Kann man sich vielleicht auch nicht mit allen Urteilen des Herrn Verfassers einverstanden erklären, so bedeutet sein Glaube an die Kraft und das Wiedererstehen Deutschlands ein herrliches Bekenntnis des in Ehren ergraute Helden zu seinem Gott und seinem Volk, und wir wollen mit ihm das alte Jahr in dem Wunsch beschließen, daß das neue uns einen freudigeren Ausblick in eine bessere Zukunft gewähren möge.

Generalleutnant von Cramon.

Jutta Lebens: Der Feind im Hause. Roman. Verlag Theodor Weicher, Leipzig und Berlin. Geb. M. 16, geb. M. 24.

Die Tatsache, daß das Problem der Mischehe, der Ehe zwischen Arier und Jüdin, jetzt häufiger dichterisch behandelt wird, ist gewiß allgemein ein Beweis dafür, daß die Judenfrage als solche immer weitere Areife zieht, daß ihre ungeheure Bedeutung richtig erkannt wird, und daß die mit ihr verknüpften und aus ihr fließenden Schicksalsverwicklungen und Konflikte immer stärkere Anziehungskraft auf die ersten Künstler ausüben. Von vielen Seiten wird gegen solche Dichtungen der Vorwurf der Tendenzmache erhoben, — sehr zu Unrecht. Denn abgesehen von der Tatsache, daß z. B. im „Vorwärts“ oder „Berliner Tageblatt“ — von dieser Seite wird jener

Vorwurf gern laut — kaum eine Novelle, Skizze oder Erzählung steht, welche nicht irgendwie tendenziös ist, und abgesehen von dem Geständnis, das m. W. im „Vorwärts“ stand, man könne nicht tendenziös genug schreiben, wäre angesichts des Judenproblems einmal die Frage aufzuwerfen: ist „Soll und Haben“ tendenziös? Ist der „Kaufmann von Venedig“ tendenziös? Wenn diese Frage bejaht werden sollte, wäre weiter zu fragen: ist nicht jede Dichtung tendenziös? Muß sie es nicht sein? In der Iphigenie Goethes z. B. waltet die Tendenz der Humanität, im „Wilhelm Tell“ die Freiheits-Tendenz. Man darf sich also von der Gegenseite nicht einschüchtern lassen. Sie kämpft mit Worten und geistigen Zwirnsfäden. Es handelt sich nur darum: ist das zugrunde liegende Problem lebenswahr? Sind es die auftretenden Personen? Ergibt sich ihr Schicksal aus ihren Charakteren, oder gibt der Dichter gezwungene äußerliche Konstruktionen, um irgend eine These gewaltsam beweisen zu können? Vor dieser Prüfung besteht der Roman von Jutta Lebens die Proben in allen Ehren. Das Schicksal des Regierungsrates v. Jeggow, der mit der Tochter des jüdischen Kommerzienrates Eppstein verheiratet ist, entwickelt sich wahr und folgerichtig. Erst der harte Prüfstein des Krieges, sein Dienst im Schützengraben weckt alle die, im üppigen Berliner Leben der Vorkriegszeit eingeschlaferten Bedenken, Instinkte, Erkenntnisse und Gegensätze, welche Jeggow von der ganzen Eppstein-Sippe innerlich unüberbrückbar trennen. Die heranwachsenden Kinder sind ihm ebenfalls entfremdet und fallen ganz nach der Berliner W. W.-Seite. Zu spät erkennt Jeggow die furchtbare Schuld, die er f. J. gedankenlos und bequem mit seiner Ehe auf sich geladen hat. Die vaterländische Frage scheidet ihn für immer von seiner Frau, deren Angehörigen und seinen Kindern, da diese eine solche nicht kennen, sondern nur eine „Konjunktur“. Sie versagen und werden an ihr zum „Feind im Hause“. Die Gefahr, daß der Held infolge seiner notgedrungenen Passivität das Mitgefühl des Lesers einbüßt, ist völlig vermieden. Jeggow läßt es zu einem Bruch kommen, flüchtet zu seiner unverheirateten Schwester und sucht und findet in den Berliner Spartakus-Kämpfen als Soldat auf Seiten der Ordnungstruppen den erlösenden Tod. — Der Roman ist spannend und höchst lebendig geschrieben; Berlin zeigt sein wahres Gesicht; die einzelnen Figuren sind plastisch herausgearbeitet, sodaß das Ganze einen künstlerisch hochbedeutsamen Eindruck hinterläßt.

E. A.



Deutschlands Erneuerung

Monatschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Professor A. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Febr. von Schwerin, Geheimrat A. Seeburg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Bezugspreis: vierteljährlich M. 18.—, Einzelheft M. 6.—

Des Verlags Postcheckkonto München 129. — Postsparkasse Wien 59 594

Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München

6. Jahrgang 1922

Heft 2

Februar

Zum Verständnis der großen rheinischen Frage.

Von Linksrheiner.

Über all den kleinen Vorkommnissen des Tages, die zweifellos in bester Absicht von der deutschen Presse übernommen und aufgezeichnet werden, kommt doch vielleicht das große weltpolitische Verständnis, das die Lage des Rheinlandes unter fremder Herrschaft heißt, nicht in dem nötigen Maße zum Ausdruck. Wohl erhitzen wir uns fast täglich durch Nachrichten von Übergriffen der schwarzen und weißen Truppen, über Urteile belgischer und französischer Kriegengerichte, die jedes deutsche Herz empören, über die Lockungen, Zusammenkünfte und Artikel der Sonderbündler vom Schlage der Dorten und der Josef Smeets, die in der jüngsten Zeit erst wieder allgemeines Aufsehen erregten. Und doch sind das alles nur kleine Ausschnitte, einzelne Punkte im großen Gewirr von Druck und Not, das auf dem Grenzgebiet am deutschen Rheine lastet. Es völlig zu übersehen und völlig zu verstehen, müssen wir über Einzeltatsachen hinaus immer wieder zurückgreifen auf die großen, gewaltigen Geschehnisse, die von Grund aus das Bild der politischen Weltkarte gewandelt haben.

Mit dem Übergang Elsaß und Lothringens an Frankreich, so muß daher diese Übersicht beginnen, ist der ungeheure Weltkampf um die Vorherrschaft in Europa, der 48 Jahre lang beigelegt schien, in ein neues, äußerst gefährliches Stadium getreten. Der Verlust des „Schicksalslandes der deutschen Einheit“, wie ein kürzlich erschienenenes Buch das ehemalige „Reichsland“ treffend nennt, bedroht in erster Reihe nun die übrigen rheinischen Lande, die noch in deutscher Hand sind, scheinbar unerbittlich mit Vernichtung. Nicht nur die deutsche Front, sondern die ganze germanische Rheinfront ist ja damit durchbrochen. Der nördliche Eckpfeiler, Holland, ist ein Spielball weltpolitischer Eifersucht zwischen Frankreich und Großbritannien geworden, seitdem Belgien offen auf Frankreichs Seite trat und zugleich Luxemburg durch ein enges wirtschaftliches und militärisches Bündnis an sich ketzte. Der Streit um die Kohlenschätze Südluxemburgs ist nur vorläufig beigelegt, während einer der vieldeutigen Artikel des

Versaillier Friedens Belgien für die Zukunft noch die Aussicht auf unmittelbare Verbindung mit dem Rhein mitten durch holländisches Gebiet eröffnet. Auf der anderen Seite ist auch der südliche Eckpfeiler der Rheinfront, die Schweiz, doppelseitig umklammert von Savoyen, das seine Sonderstellung verlor, und Elßaß, während der Berner Bundesrat durch seinen Zutritt zum Völkerbund selbst nicht mehr seine Neutralität zu wahren weiß. Zugleich sind diese beiden Eckpfeiler abgetrennt vom reichsdeutschen Mittelstück, das in sich wieder einheitlich von Elßaß-Lothringen, Luxemburg und Belgien eingeschlossen ist. Wohin der Weg führt, zeigt uns die Absplitterung neuer Gebietsstücke: im Nordwesten der Verlust von Eupen, Malmedy und eines Teils des Kreises Monschau, im Südwesten die Verpfändung des Saargebiets und der Westpfalz an den Völkerbund. Im Rücken endlich wird selbst der noch übrig bleibende kleine Vorsprung deutschen Reichsgebiets auf dem linken Rheinufer durch den Rhein scharf abgeschnitten vom übrigen Deutschland.

Die Rheinschiffahrtskommission, die in ihrer Zusammensetzung aus Vertretern der Rheinuferstaaten 60 Jahre lang glänzende Arbeit leistete, ist in ihrem Wesen und Charakter von Grund aus verändert. Frankreich mit 184 km Uferlänge besitzt heute fünf Stimmen und führt dazu den Vorsitz, während Deutschland mit fast 1400 km Uferlänge auf vier Stimmen beschränkt blieb. Mit Mühe und Not nur hat sich Holland drei Stimmen zurückerobert, die Schweiz deren nur zwei. Gänzlich unbeteiligte Staaten wie Belgien, Italien und England führen daneben ebenfalls je zwei Stimmen und sichern damit der Entente das Übergewicht in den Straßburger Sitzungen. Das Vorbild dieser Behörde ist deutlich die internationale Donaukommission, die einst den unzüivilisierten Balkanvölkern die Obhut über die Donau aus der Hand nahm. Die Balkanisierung Mitteleuropas, die Präsident Poincaré von der Entmannung Deutschlands erhoffte und heute noch hofft, wird deutlich hier vorgezeichnet durch die Vorwegnahme eines interalliierten Ausschusses, der den germanischen Völkern endlich den Weg zur richtigen Wirtschaftsentwicklung weist. Zugleich gab der Friede von Versailles Frankreich das ganze, schier unschätzbare Recht in die Hand, frei und unbehindert die Wasserkräfte des Ober- und Rheins auszunützen und in beliebiger Menge Wasser für seine eigenen Kanalpläne dem deutschen Rhein zu entnehmen. Straßburg, so lautet heute die Forderung aus diesen Bestimmungen, soll nicht mehr Durchgangspunkt, sondern Endpunkt lediglich der ganzen Rheinschiffahrt werden, trotzdem doch die Schweiz mit großen Kosten noch während des Weltkrieges ihren Baseler Hafen für die Aufnahme von 61½ Millionen Tonnen Warenverkehr ausbaute. Unmittelbar unterhalb der eidgenössischen Grenze soll vielmehr das Rheinwasser in ein großes Kanalnetz abgeleitet werden, in dem Rhein-Rhone- und Rhein-Marnkanal die Verbindung zwischen Mittelmeer, Nordsee und Paris übernehmen. Fast uferlose Pläne, die doch von außerordentlicher Wichtigkeit sind, da mit ihrer auch nur teilweisen Verwirklichung das ganze mitteleuropäische Wirtschaftsleben völlig zu versanden droht.

Mit diesen kurzen Strichen hebt sich sozusagen die außenpolitische Lage des linken deutschen Rheinufers auf dem Untergrund der Novembertage von 1918 fast plastisch ab. Wichtiger noch ist, daß nun der Angriff auf dies ungedeckte, von allen Seiten offene Gebiet ebenfalls schon seit geraumer Zeit eingesetzt hat und in der Tat mannigfaltige Erfolge zu buchen weiß. Der Exerzierplatz dieser weiteren französischen Pläne ist dabei offenkundig das Saargebiet und die Westpfalz, wo die Regierungskommission des Völkerbundes den fremden Eindringlingen völlig freie Hand läßt. Nachdem ebenfalls der Friedensvertrag

die wirtschaftliche Unterordnung dieses Pfandbesitzes unter Frankreich durch eine enge Zollgemeinschaft bereits vorbereitete, hat sich inzwischen das französische Kapital mit List und Gewalt in den Besitz der übergroßen Zahl der einheimischen Wirtschaftsquellen gesetzt. Mit über 60 v. H. sind französische Aktionäre an den großen Gesellschaften beteiligt; Schritt für Schritt ist die Frankenwährung in die Staatsbetriebe und weiter in die Großunternehmungen eingeführt worden, bis endlich ein Druck von oben auch die Staats- und Kommunalbeamten zur Bitte um Gleichstellung mit diesen bevorzugten Lohnempfängern trieb. Bis zum 1. April 1922 müssen wir mit der völligen Einführung der Frankenwährung im ganzen Saargebiet rechnen, und es wäre falsch, sich gerade in diesem Punkt irgendwelchen Illusionen hinzugeben. Wirtschaftlich erhält damit Frankreich langsam dieselben Vollmachten zugeschoben, die ihm auf außenpolitischem und militärischem Gebiete bereits der Völkerbund selbst schon bereitwillig gab. Nur die kulturelle Umstellung der deutschen Saarländer nach Westen fehlt noch, und auch hier ist der Vormarsch Frankreichs im besten Gang. Ebenfalls bis zum 1. April 1922 soll der obligatorische französische Sprachunterricht in allen Schulen eingeführt werden, so daß von da ab Frankreich der größten Helferin, der Zeit, ruhig die weitere Verwelschung der jetzt und künftig heranwachsenden Geschlechter überlassen darf.

Dieser ganze Vorgang aber ist dadurch besonders bemerkenswert, daß er auf der einen Seite nur wiederholt, was Frankreichs Werbekunst in Elsaß-Lothringen in vierzigjährigem „Minenrieg“ bereits vorbereitete, und andererseits klar zeigt, wohin die Ziele der französischen Ausdehnungspolitik im heute noch reichsdeutschen besetzten Gebiet führen.

Auch für das Verständnis dieses enger umgrenzten Landstriches ist ja sein außenpolitischer Charakter maßgebend. Auf vier Zonen verteilt haben belgische, englische, amerikanische und französische Truppen für angeblich fünf, zehn und fünfzehn Jahre das Land besetzt. Eine fünfte Zone ist gleichsam durch die militärischen Sanktionen vom März 1921 gebildet worden, als Frankreich Düsseldorf und Duisburg besetzte und damit die Lauerstellung vor dem Ruhrgebiet bezog, die es heute noch nicht aufzugeben beabsichtigt. Angeblich nur für eine bestimmte Zahl von Jahren, während doch der Friedensvertrag selbst vorsieht, daß ein Abrücken der Truppen erst erfolgen kann, wenn Deutschland „allen seinen Verpflichtungen nachgekommen“ ist, d. h. auf gut deutsch: am Sankt Nimmerleins Tag! Und nicht anders steht es mit dem Charakter der Besetzung. Interalliiert soll sie sein, in Wahrheit aber herrscht Frankreichs Stimme allenthalben vor, wo nicht vielleicht persönliche Vorteile Englands oder Amerikas sich diesem Vernichtungswillen hemmend entgegenstellen. In französischem Sinne vor allem wird das Einspruchsrecht der interalliierten Kommission in Koblenz ausgeübt, nach dem alle Reichsgesetze und Verordnungen der Genehmigung fremder Behörden bedürfen, die damit den Wirkungskreis ihrer Verwaltungsbefugnisse unendlich weit auszudehnen vermögen.

Hemmungslos setzt sich nun die kulturelle und wirtschaftliche Werbung Frankreichs, die von Elsaß-Lothringen durchs Saarland nach Trier und Koblenz führt, in dies „besetzte“ reichsdeutsche Gebiet fort. Allenthalben sind französische Handelskammern zerstreut, die für die Ausdehnung der französischen Wirtschaft werben, zugleich aber auch die rheinische Wirtschaft nach Westen umzulehren versuchen. An die Tausend französische Einzelgeschäfte sind erst in den letzten drei Jahren im Rheinland heimisch geworden, während eine endlose Reihe von Zweigniederlassungen elsässischer und lothringischer Banken ein dichtes Netz handelspolitischer Interessengemeinschaft webt. Wieviel neben-

bei gesagt an deutschem Steuermittel gerade durch diese Banken den Ausweg ins Ausland gefunden hat, läßt sich auch nicht annähernd abschätzen. Daneben geht der Versuch, durch Unterstützung und Einrichtung französischer Sprachkurse und Bildungseinrichtungen sowie durch Vernichtung deutscher Bildungsanstalten die „überlegene“ französische Kultur im Rheinland heimisch zu machen. Der Abwehr deutscher Sportvereinigungen und Gesellschaftsvereine geht die Unterstützung ähnlicher französischer Gesellschaften kräftig zur Seite. Deutsche Bücher werden vernichtet, französische zum Ersatz angeboten. Gerade jetzt, am 9. Januar 1922, da man in Berlin so hoffnungsfreudig den „Wiederaufbau“ Deutschlands von der Eifersucht der Westmächte in Cannes erwartet, veröffentlicht die „Hohe Rheinlandkommission“ eine einschneidende Verordnung, die die Schulen des „besetzten Gebietes“ gleichsam unter Zwangsverwaltung stellt. „Der hier erteilte Jugendunterricht,“ so heißt es zur Begründung, „werde nicht von dem Geiste getragen, der dem Artikel 148 der Weimarer Verfassung entspricht, demgemäß der Unterricht ‚im Sinne der Völkerveröhnung‘ erteilt werden muß.“ In tragischer Umkehr wendet sich die Waffe des Pazifismus, mit dessen Geiste gutgläubige Toren wohl gar die Einheitsfront der Gegner zu erschüttern meinten, gegen uns selbst. Offen und ungescheut setzt damit der neue „Kulturkampf“, der sich im Weltkriege zu technischer Vollendung erhob, aufs neue ein, denn auch die Greuelpropaganda, die einst das deutsche Heer und die deutsche Heimat im großen Weltkrieg überschwemmte und zermürbte, ist im Rheinland noch längst nicht abgeschlossen, sondern lebt gerade in den letzten Wochen aufs neue auf.

Hier vor allem zeigt sich in entsetzlicher Nacktheit die ganze Torheit unserer eigenen Volksgenossen, die durch Verbreitung pazifistischer und bewußt deutschfeindlicher Rundgebungen den Vernichtungswillen der Feinde zu schwächen suchten. Alle die Schriften und Flugblätter eines Fürst Lichnowsky, eines Mühlton, Friedr. Wilh. Foerster und vieler Anderer tauchen immer wieder im besetzten Gebiet als schätzenswerteste Hilfsmittel der feindlichen Propaganda auf. Nachdem eine Zeitlang die Schriften des Bundes „Neues Vaterland“ aufgegriffen und verbreitet wurden, pflegt heute das große, glänzend ausgestattete Sprachrohr und Werbeorgan der französischen Kolonie in Mainz, die Revue rhénane, in ihren zweisprachigen Rheinischen Blättern mit besonderer Vorliebe die Verbindung mit dem weltbürgerlichen deutschen Geistesleben. Noch in den letzten Wochen konnte es nach dreijähriger Aufklärung im Deutschen Reich vorkommen, daß die Revue rhénane freundlichst auf die Einfügung der üblichen deutschen Übersetzung für ihren Leitartikel verzichtete, weil die „Neue Rundschau“ in Berlin um die Überlassung dieser Ehrenpflicht bat.

Die Einrichtung einer Rechtsakultät in Mainz, dem Hauptsitz und Hauptquartier der französischen Propaganda, krönte gleichsam bereits vor fünf Semestern den Aufbau der großzügig über das ganze Land verbreiteten Bildungseinrichtungen französischer Künstler und Gelehrter, die hier ihr Bestes gaben und geben, um so die Botschaft am Rhein zu retten vor dem „orientalischen und slavischen Preußen“. Ihr Ziel war und ist, das „Verständnis für rheinisches Recht“ zu pflegen, das ja durch die Erinnerung an den Code civil noch mancherorts einen guten Klang besitzt. In diesem Winterhalbjahr ist der Rechtsakultät zugleich eine eigene philosophische, geschichtlich und sprachlich wohl fundierte zweite Fakultät zur Seite gesetzt worden, für die Straßburger Professoren und Lektoren zur Abhaltung geschichtlicher und germanistischer Vorlesungen kommandiert wurden. Eine Fronthochschule wird hier ausgebaut, die es in ganz vortrefflicher Weise zunächst wenigstens nach ihren Vorlesungsverzeich-

nissen und Absichten darauf anlegt, das Verständnis der Beamten und Offiziere der französischen Besatzungsarmee für die Pflege guter Beziehungen zum Rheinland zu wecken und damit zugleich den Weg zu ebnen, der auch kulturell das besetzte Gebiet zur Allmutter Frankreich hinüberzieht.

Erst wenn man diese ganze Kette von Tatsachen zusammenfügt und in sie hineinwebt, was die Tagesnachrichten uns bringen, erkennt man die ganze Größe und Schwere der Gefahr, die dem ganzen deutschen Volkstum am Rhein droht. Und vergebens sieht man sich zugleich um nach Hilfs- und Machtmitteln, die wirklich imstande sind, diesem Großangriff zugleich eine großzügig und machtvoll organisierte Gegenwehr entgegenzustellen. Wohl ist die erste Überraschung überwunden, die die Überraschung im November 1918 brachte. Die Ablösungsbestrebungen, die damals im rheinischen Zentrum und in der deutschen demokratischen Partei in Köln laut wurden, sind abgeebbt, als der erste Spartakistenaufrstand in Berlin und Düsseldorf niedergeschlagen wurde, und als Adolf Hoffmann aus dem gastlichen Hause des preussischen Kultusministeriums weichen mußte. Immer noch aber sind bei recht vielen Kreisen latent die Keime zur Wiederteile solcher Hoffnungen und Absichten vorhanden, trotzdem das plumpe und ungeschickte Zugreifen der Besatzungsbehörden recht viel hoffnungsvolle Pflänzchen vorzeitig brach. Geblieben ist die Furcht, daß jede Dummheit in Berlin, sei es nun ein Generalstreik, wie ihn ein deutscher Minister befehlen konnte, seien es wirtschaftliche Fehlschläge anderer Art das Rheinland mit ins Verderben hineinreißen müsse. Geblieben ist weiter die Neigung einzelner Parteien zu selbständigem Verhandeln mit den Besatzungsbehörden, und leider sind es seit einigen Monaten die sozialistischen Gruppen, die hier völlig versagen. Selbst die Mehrheitssozialdemokratie, die anfangs wohl mit Recht den Ruhm behaupten konnte, die rheinischen Arbeiter beim Deutschen Reich festzuhalten, gibt sich nur zu willig zu Denunziationen der eigenen Volksgenossen bei der interalliierten Kommission in Koblenz her. Klug wie die Schlangen verstehen es zurzeit die Franzosen, Hand in Hand mit den Kommunisten weitgreifende Pläne, die die Besetzung des Ruhrgebiets vorbereiten sollen, anzuspinnen.

Wohl sind auch im „besetzten Gebiet“, und gerade hier, Ansätze zur Selbstbestimmung genug vorhanden. Aus kleinen Anfängen hat sich ein regelmäßiger Meinungsaustausch zwischen Vertretern sämtlicher politischen Parteien von den Unabhängigen bis hinüber zu den Deutschnationalen entwickelt, der geradezu vorbildlich für die Aufrichtung einer wahrhaft nationalen Einheits- und Abwehrfront auch „drinnen im Reiche“ ist. Alle die verschiedenen Handels- und Industriezweige, die sich durch die wirtschaftlichen Zwangsmaßnahmen und Strafbestimmungen der Alliierten in diesem Sommer von gleichem Verderben bedroht fühlten, haben sich zu einem „Wirtschaftsausschuß des besetzten Gebiets“ zusammengeschlossen, der eindringlich über der Unversehrtheit unserer Wirtschaftsgrenze wacht und tapfer für die Einheit des deutschen Wirtschaftslebens kämpft. Den rechten Widerhall bei den übrigen Volksgenossen aber, die nur unter dem allgemeinen, weit leichteren Diktat der Entente leben, müssen beide Vereinigungen bitter genug vermissen. Sobald ihre Vorschläge vor das Forum der hohen Fraktionen im Reichs- und Landtag kommen und in den Amtsbereich der Berliner Ministerien einlaufen, werden sie kaum noch als „schätzbare Unterlagen“ für ganz anders geartete und gerichtete Beschlüsse behandelt. Als sich am 9. Juni 1921 die sämtlichen politischen Parteien der Rheinprovinz aufs entschiedenste gegen die Anwendung des ungeliebten § 18 der

Reichsverfassung wandten, „solange ein Fuß breit deutschen Bodens noch vom Feinde besetzt sei“, da konnten sich weder die Parteiführer in Berlin noch ihre Presse zur Durchführung und Billigung dieser Entschliesung auftragen. Rechts und links von der deutsch-hannoverschen Partei, die um des Grenzlandes und um der Sicherheit des Reiches willen auch nicht das kleinste Stücklein ihres „Rechts“ preisgeben will, erhoben sich bereitwillig die Verteidiger dieser törichten Bestimmung, die s. Zt. doch nur als ein veralteter Rest der separatistischen Kampfstimmung gerade im Rheinland Aufnahme in die Reichsverfassung finden konnte! Daß unter diesen Umständen auch der kulturelle Abwehrkampf noch längst nicht einheitlich geleitet und tatkräftig durchgeführt wird, ist darnach nur zu klar. Gerade hier gibt es für so viele unserer deutschen Landsleute keine deutsche Kultur, sondern nur „Weltanschauungen“, die unter dem Schutz der ausschlaggebenden politischen Parteien stehen. Insbesondere das preussische Kultusministerium pflegte unter der alten und unter der neuen Leitung mit besonderer Liebe diese feinen Unterschiede.

Es ist nicht anders: so erfreulich allenthalben im „besetzten Gebiet“ die Reime eines neuen Staatagedankens gerade unter diesem entsetzlichen Druck emporblühen — nur „das Reich“ selbst in seiner Gesamtheit vermag die hart bedrängten Volksgenossen von Innen heraus am deutschen Gemeinschaftsleben festzubalten. Und gerade den Auftrieb dieses Verantwortungsgefühls vermissen wir immer aufs neue so furchtbar schmerzlich. Alle die kleinen Zeichen von Teilnahme, die in steigendem Maße zu uns hinüberdringen, vermögen doch die größere Forderung nicht zurückzudrängen, daß ganz Deutschland sich erst bewußt werden muß, was es an seiner Grenzmark besitzt und was es mit ihr verlieren kann, wenn die innere Umkehr nicht bald, recht bald einsetzt. Wie schnell hat doch das deutsche Volk Elßaß und Lothringen vergessen! Wie wenig achtet man auf Eupen und Malmédy! Wer versteht die furchtbare Größe des Kampfes, der heute unter dem Schutz des Versailler Völkerbundes im Saargebiet entbrannt ist? Wer hat sich auch in führenden deutschen Wirtschaftskreisen klar gemacht, daß die Ausführung der französischen Kanalpläne am Oberrhein unfehlbar auch die große Lebensader vom Rhein zur Donau, die dem verkleinerten Mitteleuropa neues Blut zuführen soll, in der Geburtsstunde schon zur Unfruchtbarkeit verdammen muß?

Die Aufmerksamkeit für all diese großen, weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Fragen zu wecken: dazu muß erst — leider — von Berlin aus endlich der Anstoß gegeben werden. Dann erst wird wahrhaft das „Grenzge wissen“, das ein glänzender Kreis junger Führerpersönlichkeiten wecken möchte, dem ganzen deutschen Volke schlagen. Und zugleich wird dann hoffentlich auch ein anderes wach werden, das wir am Rheine bislang besonders schmerzlich vermissen: das „Grenzlandtaktgefühl“, das den Rheinländer in seiner Eigenart als eine fein organisierte Persönlichkeit behandelt, der eben Verständnis und immer wieder Verständnis fordern muß für die Not, in den ihn das Versagen des ganzen deutschen Volkes in den unseligen Novembertagen des Jahres 1918 brachte. Erfüllt werden aber kann dieser Wunsch erst dann, wenn Einzelfälle und Einzelsachen zurücktreten vor dem ungeheuren Schicksal, das das Rheinland als Quelle und Urstrom des mitteleuropäischen Lebens traf. Aus der Selbsterkenntnis der eigenen Schuld nur wird sich das innerste Verstehen der großen rheinischen Frage emporbringen.

Amerika und die schwarze Schmach.

Von Professor Marte.

Vor einem Jahr schon fand in Newyork eine Massenversammlung gegen den „Schrecken am Rhein“ statt. Sie war besucht von 18 000 Menschen, einberufen zur Unterstützung der von dem Kongreßmann Frederik Britten aus Illinois im Kongreß eingebrachten Resolution und geleitet von dem Professor Dr. Edmund von Mach.

Um unseren Lesern ein Bild zu geben von dem Geist, der diese mächtigste Versammlung, die Newyork je gesehen, beherrschte, sei der stenographierte Wortlaut von zwei Reden wiedergegeben, die des amerikanischen Obersten A. E. Andersen und die des Rechtsanwalts O. A. Stiefel.

Andersen war im Kriege Kommandeur des 69. Regiments und stand selbst 4 Monate bei der Besatzung im Rheinland. Seine Rede lautet:

„Herr Vorsitzender! Meine Damen und Herren! Amerikaner! Ich bin heute vor Ihnen erschienen als amerikanischer Bürger, wohlbewußt meiner amerikanischen Rechte als amerikanischer Soldat; und ich glaube mich verpflichtet hier zu sprechen, denn ich weiß, daß viele amerikanischen Soldaten verlangen, daß ich spreche. Ich erhebe meine Stimme nicht nur gegen den „Schrecken am Rhein“, sondern Amerika sollte Protest gegen manch ähnlichen Schrecken erheben. Ich sage Ihnen heute Abend, daß dieses unser Amerika immer und immer wieder betrogen wird, weil es dem Willen und den Machenschaften von Völkern willig sein Ohr leiht, welche niemals die Interessen Amerikas im Herzen haben, weil es den Zuflüsterungen Gehör schenkt, die sogar Protest gegen diese Versammlung erhoben haben, eine Versammlung, die amerikanisch ist, in der die Bevölkerung aufgerufen wird, die Gründe wiederzuerkennen, derentwegen wir in den Krieg eingetreten sind: „Im Interesse der ganzen Menschheit!“ nämlich, und ich möchte die ganze Aufmerksamkeit dieses Landes auf Worte unseres eigenen Präsidenten richten und ihn fragen:

„Gedenkt man die Bürgschaften und die Versprechungen einzulösen oder nicht, denen er in so trefflichen Worten Ausdruck verliehen hat, will man sie verraten oder sollen sie erfüllt werden?“

Wenn Menschlichkeit es gebietet, dem armen unglücklichen Frankreich Hilfe zu bringen, die Leiden Serbiens zu lindern und Milliarden von Dollar aufzuwenden, um einen entsetzlichen Krieg zu führen, so ist es ebenso eine Forderung der Menschlichkeit, darauf bedacht zu sein, daß der Zweck dieses Krieges auch Erfüllung findet.

Ich bitte Sie mit mir im Geiste die Tage und die Taten meines Regiments zu durchleben — und ich muß sagen, weder ich noch sonst jemand haben irgendwann und irgendwo auch nur eine einzige Schandtat feststellen können, die nicht durch die Kriegführung eben bedingt war. Was Sie von diesen Dingen gehört haben, das haben Sie aus Ihren Zeitungen, mögen die Motive dieser Blätter nun gewesen sein, welche sie wollen, sie können das niemals bestreiten, was wir gesehen haben mit eigenen Augen.

Nach dem Waffenstillstand sind wir durch Belgien, Nordfrankreich und Luxemburg gereist. Ab und zu stellten wir Nachforschungen an (d. h. diejenigen von uns, die ein Interesse daran hatten) über die Richtigkeiten dieser Scheußlichkeiten, die man uns berichtet hatte. Richteten wir aber in einem Dorfe oder in einer Stadt unsere Fragen an einen, der es wissen sollte, so wurden wir nach der nächsten Stadt verwiesen, und gaben wir uns die Mühe schließlich dort zu fragen, so ergab sich dasselbe Bild. So war es überall: „Fragen Sie den Nächsten, und er wird Ihnen den ganzen Sachverhalt erzählen.“ So war der Anfang und das Ende unserer Untersuchungen. „Suchen Sie sich einen anderen, ich kann Ihnen nichts sagen.“ So erging es uns mit dem Material, mit dem man uns in dem Krieg fütterte. Landsleute! wenig weiß man hierzulande von dem, was der amerikanische Soldat im Rheinlande empfindet.

Dort haben wir das deutsche Volk kennen gelernt! Unser eigenes Regiment hat 4 Monate im Rheinlande gestanden, niemals haben wir auch nur einen Zwischenfall erlebt, wir haben nicht nötig gehabt unsere Meinung zu ändern, die wir uns sofort beim Einzug in dieses Land gebildet hatten. Wir haben diese Meinung mit uns hinweggenommen, und wir hegen ein reges Mitfühlen mit diesem Volke. Wir waren in der Lage auch das verstehen zu lernen, was dieses Volk in diesen furchtbaren und entsetzlichen Krieg getrieben hat. Dort konnten wir ermessen, welches Leid dieses Volk erlitten hat, dort lernten wir die Größe dieses Volkes kennen, das dieses Leid erduldet hat.

Gerade weil wir so fühlen und denken, können wir aber auch voll und ganz das Schreckliche beurteilen, was dort vorgeht, und was es für dieses Volk bedeutet. Wir sind gewillt unsere Stimmen dem Proteste aller treudenkenden Amerikaner beizufügen gegen Dinge, die wir niemals gutheißen können.

Wenn wir edel, recht und gerecht sein wollen, müssen wir uns vorstellen, daß die Besetzung für jenes Land, das von einem gottesfürchtigen und freiheitsliebenden Volke bewohnt wird, genau dasselbe bedeutet, was die Besetzung unseres eigenen ruhmreichen Landes, mit einer Bevölkerung mit denselben Eigenschaften, bedeuten würde. Sie sind heute hier versammelt um Protest zu erheben gegen einen besonders verderblichen Teil der Besetzung. Es handelt sich aber nicht gegen den farbigen Mann überhaupt, sondern gegen die Sorte Neger, die jenes Land besetzt halten. Der Protest richtet sich gegen die Regierung, die sie so schmachvoll verwendet. Diese sollen es wissen — und sie wissen es auch — daß die Farbigen aus dem wildesten Afrika herausgelockt und herausgeschleppt worden sind. Senegalesen-Horden wurden auf eine gute, arbeitssame, kultivierte weiße Bevölkerung — und diese Eigenschaften hat das deutsche Volk, losgelassen — und dort lassen sie nun ihre unkultivierte, unzivilisierte Art an einer unschuldigen Bevölkerung aus.

Der Grund, weshalb man sie dorthin gebracht hat, ist hauptsächlich der — das deutsche Volk zur Wiedervergeltung anzustacheln. Sie wurden nach Europa gebracht — unerzogen und unkultiviert — wie schon gesagt wurde; das einzige, was man ihnen beigebracht hatte, war, wie man einen schrecklichen und unmenschlichen Krieg führt. Die einzige Übung, die sie haben, ist der Krieg, und man hat ihnen zu verstehen gegeben, daß sie nur in jenem Lande sind, um alle die trüben Endmaßnahmen des Krieges zur Durchführung zu bringen.

Und nun, wenn alle diese Proteste, wenn alle diese Anklagen wahr sind — und sie sind Wahrheit, bewiesen durch Dokumente — dann haben Sie auch ein Recht, dann haben Sie die Pflicht, gegen eine solche Art der Besetzung zu protestieren. Ihr wäret nicht loyal zu Eurer Rasse, zu Eurem Blut, zu Amerika, wenn Ihr keinen Protest erheben würdet. Ich fühle mich verpflichtet, an dieser Stelle meinen Protest dem Euren beizufügen, weil ich ausgiebig Gelegenheit gehabt habe, die Loyalität zu beobachten, mit der Männer deutschen Blutes und deutscher Abstammung diesem Lande gegenüber gehandelt haben. Amerika aber soll wenigstens das Versprechen halten, für welches seine Bürger deutschen Blutes in den Krieg gezogen sind.“

Rechtsanwalt O. A. Stiefel ist Amerikaner deutscher Abstammung und ist stolz darauf. Man kann seine wahre Freude haben, wie er in Amerika für seine alte Heimat eintritt.

„Herr Vorsitzender, meine Damen und Herren! Sicherlich kann ich nicht von der hohen Warte meines Herrn Vorredners sprechen. Einem Manne gegenüber, der selbst drüben war und durch die Tat bewiesen hat, daß er des Vertrauens seiner Mitbürger würdig ist, erscheine ich gering. Aber — wie es hunderte und tausende getan haben, so habe auch ich in den vergangenen Jahren meine Pflicht erfüllt. Heute aber wende ich mich an Sie als geborene amerikanische Bürger deutschen Blutes. Ich bin stolz auf das deutsche Blut in meinen Adern, so stolz, als ob ich der Nachkomme jenes Mannes sei, der in Plymouth Rock gelandet ist.

Ich bin stolz auf meine germanische Abstammung, weil die Ereignisse es bewiesen haben, daß die schöpferische Energie des deutschen Volkes unübertroffen in der Geschichte der menschlichen Rasse dasteht.

Amerikanisches Bürgertum, dem ich angehöre wie Sie und die anderen Millionen in diesem Lande, ist schmäblich geschändet worden durch die Einflüsse, die die Geschichte der Nation in den vier letzten Jahren bestimmt haben. Die Schändung und Demütigung hat jede Faser unseres Seins erregt — das wissen Sie.

Wir haben genug von geduldetem Bürgertum.

Wir haben genug von einem Bürgertum der Austilgung!

Wir haben mehr als genug von Bürgertum, dessen gesetzliche Ausübung nur Verachtung, Schimpf, Haß und Gefängnis brachte.

Nur noch wenige Tage, und dann, Gott sei Dank, ist das ein Ding der Vergangenheit.

Meine Freunde! ein neues Bewußtsein macht sich in Amerika geltend, seine fruchtbaren Ebenen, seine Grenzen, seine Berge, seine Gefilde und seine Wälder, seine herrlichen Seen, seine mächtigen Flüsse sind nicht von einer Rasse und für eine Rasse geschaffen worden. Selten nur bedenken wir, wenn wir uns daran erfreuen, — daß dies Gott erschaffen hat, und dieser Gott hat bei der Erschaffung doch auch nicht die Hilfe eines Engländers in Anspruch genommen. Diese Segnungen sind erschaffen für das Volk, das Amerika bewohnt — für alle! Alle Kinder Europas sollen teilhaben, ohne Einschränkung an den Segnungen, die Gott gegeben hat, hiervon will ich heute ausgehen.

Deutsches Land, Rheinland, Land meines Vaters und meiner Vorfahren! Ich wünsche niemand die Genugtuung zu nehmen, die ihm daraus erwächst, daß er an die „kleine einzige Insel“ denkt, von der seine britischen Vorfahren kamen. Aber er soll auch nicht versuchen, mich meines gleichen Rechtes zu berauben.

Köln, Coblenz, Heidelberg, Mainz, die schöne Pfalz und der Rhein mit seinen Nebengeländen — ich habe sie nie gesehen, habe nie den mächtigen Fluß geschaut, die lieblichen Täler, die rebenbedeckten Hügel — aber ich hoffe, sie einstens zu schauen, und wenn ich sie schauen darf, mögen sie dann frei sein von dem „Schwarzen Schrecken“. Wenn ich sie dann sehen darf, möge die Luft erfüllt sein mit Freude, mit der Freude des deutschen Sommers, von dem der größte amerikanische Dichter Mark Twain einst geschrieben hat: „Deutschland im Sommer ist die Vollenendung des Schönen.“

So möchte ich das alles schauen, mögen dann von allen Seiten wieder die Worte des alten deutschen Liedes ertönen:

„Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang,
Sollen in der Welt behalten ihren alten schönen Klang,
Uns zu edler Tat begeistern unser ganzes Leben lang,
Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang.“

Deutsche Frauen, was habt ihr ausgehalten, was habt ihr gelitten!

Mit Ausnahme von Österreich und Ungarn haben nirgends Frauen und Kinder in den letzten Jahren von 1914—18 so gelitten, wie diese deutschen Frauen, und nach allem, was ihr geduldet und gelitten habt, kommt jetzt die „Schwarze Schande“! Es ist zu viel!

Freunde, das Gift, das in unserem Körper sich entwickelt, tötet uns, das ist das Gesetz des organischen Lebens. Zivilisation ist ein Organismus. Die von Weißen geschaffene Zivilisation ist verloren, es sei denn, sie reinigt sich. Haß, Lügen und Mord haben sie mit Gift angefüllt. Aber welchen Namen sollen wir diesem Gift geben, das durch den Schrecken der Schmach erzeugt wird, gegen den wir heute Abend protestieren?

Kürzlich haben die Vertreter der Welttheere sich unter einer „Liga der Verdammung“ zusammengefunden; sie beschlossen, daß in Zukunft Nationen, die sich ihnen nicht fügten, dann gezwungen werden sollten, nicht im Kampfe Mann gegen Mann, sondern durch die türkische Waffe der internationalen Blockade, der Waffe, die Frauen und Kinder Europas sterben läßt zu Tausenden, Zehntausenden, ja Millionen.

Sie wollen die grausamste, giftigste, teuflischste Waffe anwenden, — vielleicht gibt es noch eine einzige, die noch schlimmer ist, und das ist — die Hölle!

Und dieser Entscheid der Liga hat nicht ein einziges Wort des Protestes gefunden.

So niedergedrückt ist die Welt, so in Furcht gesetzt, so aller Hoffnung, alles Glaubens beraubt, und alles dessen, was des Daseins Wert ausmacht. Braucht man sich da zu wundern, wenn man immer wieder hört: „Wenn sie diese Gottlosigkeit ungestraft durchführen dürfen, dann gibt es keinen Gott!“

Ist es ein Wunder, daß selbst in unserem schönen Lande Raub und Mord auf offener Straße überhand nehmen? Die wahren Urheber dieses Raubes und dieses Mordes aber sind die führenden Männer derjenigen, die sich unlängst besprochen haben, die die Welt des Glaubens und der Hoffnung beraubt haben, — die unseren Augen

nichts zu bieten haben als ein Bild der Eier. Der Teufel kann all das nicht mehr übertreffen. Aber der Geist des Bösen hat eine Waffe übriggelassen, die fürchterlicher ist in ihrer Natur als all dies.

Was ist entsetzlicher, grauenhafter als eine Waffe, welche die Befleckung der Frauen einer Nation möglich macht? Nichts kann die Niedertracht größer machen, es ist die tiefste Tiefe, zu der die Menschheit sinken kann. Ich habe nichts zu sagen gegen die schwarzen oder die braunen Männer, die Frankreich am Rhein stehen hat, sie sind auch Opfer.

Der Vorwurf trifft die Männer, die sie dort hinstellen, die Häuser öffnen lassen, in denen weiße Frauen auf Befehl sich prostituieren müssen für Männer einer anderen Hautfarbe. Wo die Schwarzen in langer Linie stehen und warten, bis sie an die Reihe kommen, o mein Gott! Daß unschuldige Kinder das mitansehen! Wenn die Natur dies sieht, schreit sie auf! Das verletzt jeden Instinkt, den die Natur in die Brust gepflanzt hat zur Erhaltung der Rasse. Die Männer, die das tun können, sind Verräter an der ganzen weißen Rasse und Feinde jeder anderen. Denn wenn sie das den Frauen ihrer eigenen Rasse antun, welchen Zwang werden sie den Frauen einer fremden Rasse gegenüber auferlegen? Warum durchlodert nicht helle Entrüstung die Welt ob dieser Schmach? Es gibt keine Worte, sie zu beschreiben.

Freunde! Die Gesetze der moralischen Welt hat der Schöpfer gemacht. Sie sind so fest wie diejenigen der physischen Welt. In der ungeheuren Arbeit, die unser harrt, werden Glauben und Mut dem Recht endlich zum Siege verhelfen; und in diesem Glauben sprechen wir. Indem wir dem Ruf der Natur folgen, wenden wir uns gegen diese Schändung von Frauen und Kindern unseres eigenen Blutes — denn sie sind unseres Blutes und unserer Rasse. Wir folgen dem Rufe der Gerechtigkeit, der sich an uns als Bürger wendet, und wir erheben Einspruch gegen die Verletzung unserer nationalen Versprechungen, die diesen Frauen und Kindern, die deren Vätern und Gatten gemacht wurden. Im Namen alles dessen, das des amerikanischen Bürgerrechtes wert ist, verlangen wir, daß dieser „Schwarze Schrecken“ aufhört. Nun noch ein Wort! Auf dem Boden Frankreichs fielen Tausende amerikanischer Jungens! Sie fielen im Glauben daran, für die gerechte Sache zu kämpfen, nämlich die Ara einer neuen Freiheit zu eröffnen, die Welt reif zu machen für eine Demokratie, und mit diesem Bilde haben sie ihr Leben hingegeben.

Ein volles Drittel aller derer, die fielen, hatten deutsches Blut in ihren Adern, dasselbe Blut wie das meine. Ich darf in ihrem Namen sprechen, denn ich weiß, was in einem solchen Herzen sich regt. Niemals aber sind sie dafür gestorben, daß Frauen ihrer eigenen Rasse durch Wilde beschimpft und geschändet werden. Im Namen unserer geweihten Toten erheben wir Protest, im Namen ihrer verpfändeten Treue verlangen wir, daß unsere Regierung ihr Versprechen einlöst — ihr Versprechen den Lebenden und Toten gegenüber.

Und mehr — wir verlangen, daß diese Einlösung sowohl auf jede Spur des „Schwarzen Schreckens“ ausgedehnt wird, wie auch auf jegliches Versprechen, das man dem deutschen Volke gegeben hat. Man mache dies zur Wahrheit, auf daß wiederkehre jene Möglichkeit der Treue und Hoffnung, auf der letzten Endes die Wiederherstellung der Sicherheit der Zivilisation beruht.“

Diese zwei Reden sind gewiß ein erfreuliches Zeugnis, wie mutig und wader unsere Deutsch-Amerikaner ans Werk gehen, um die Meinung des amerikanischen Volkes über uns zu entgiften. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß es einstweilen noch ein kleines Häuflein ohne nennenswerten politischen Einfluß ist, das an der Wiederherstellung unseres guten Namens und an der Beseitigung der „Schwarzen Schmach“ arbeitet. Es wird Jahre dauern, bis drüben die öffentliche Meinung so weit richtig eingestellt werden kann, daß sie die Wahrheit erkennt, und bis dann die politischen Folgerungen daraus gezogen werden.

Von Volksverderbern und Stroh Männern.

„... Aus ihren Mäulern geht viel Wortgellingel von Freiheit; ihr kurzes Hirn spinnt nichts als Sklavenketten.

Wenn es ihnen nur wohlergehet, so mögen die Brüder seufzen und darben!

Um ihres üppigen Lebens willen müssen die Besten in Schande liegen!

Mit leeren Redensarten steigen sie auf die Schultern der Brüder; wenn sie oben sind, gedenken sie ihrer Worte nicht mehr.

Ihre Glieder sind voller Drähte; sie tanzen, wie der Verderber es will.

Sie machen ihr Vaterland zur Mördergrube; ihr Volk werfen sie gierigem Raubwild zum Fraße vor. Wo starke Überwinder schreiten sollten, da drängt sich ein Heer hirn- und gewissenloser Nachläufer. Ihre Zucht gebietet Unzucht; ihre Rechte zeugen nichts als Unrecht.

Sie wollen und können sich selber nicht helfen, und ihre Hilfe gräbt andern das Grab.

Die Reichen machen sie reicher, die Armen ärmer und heißen sich frech die Bringer des Heils.

Sie füttern die irrenden Massen mit Worten und schüren der Unvernünftigen Geschrei.

Ich sehe ein Volk in tausend Nöten. Die Stimmen der Besten ersticken im Lärm.

Fremde Frevler schleudern die Brände. Stroh Männer tanzen und taumeln durchs Land.

Herr, erlöse uns von dem zuchtlosen Gezucht und tue ihm, wie es uns tut.“

(Aus den, aus hohem vaterländischem Schwung und echtem Schmerz geborenen Psalmen von Fritz Halbach, „Das Heil von den Bergen“, erschienen im Siedingen-Verlag, München 2. Preis geb. 12 M., kt. 6.00 M.)



Kriegsschuld und Friedensvertrag.

Von Ottokar Stauf von der March.

Wahrheit ist ein Hund, der ins Loch muß und gepeitscht wird,
während Schoßbündin Lüge am Feuer stehen und stinken darf.
Shakespeare, Lear.

Es handelt sich durchaus nicht darum, diesen von Verurteilten und Unverurteilten, Ehelichen und Unredlichen, Klugen und Dummlingen so viel erörterten Gegenstand nochmals zu erörtern. Ich möchte nur auf eine Schrift hinweisen, welche die Sache — meiner Ansicht nach — abschließend behandelt. Diese Schrift rührt von einem Franzosen her — Gott sei Dank! Denn ein Franzose ist in dieser Sache, wie der alte Leibnitz bereits 1683 bemerkt hat, „weniger Verleumdung ausgesetzt, der ein Deutscher nicht entgehen kann“. Der Deutsche, der in dieser Sache zugunsten seines Volkes etwas sagt, ist ja, wie die Wiener „Arbeiterzeitung“ einmal festgesetzt hat: „ein Idiot“.

Der Verfasser heißt Louis Guétant und ist Abgeordneter des Verbandes für die Menschenrechte (Ligue des droits de l'homme); die Schrift enthält seinen Bericht auf der Frühlingstagung besagten Verbandes und erschien in Lyon bei A. Traquet.

Guétant meint, die Überprüfung der Friedensverträge von Versailles und St. Germain müßte ganze Bände füllen, dafern sie auch nur halbwegs eingehend sein wollte. Schließlich aber würde klar werden, daß es überhaupt keinen Friedensvertrag gibt.

Deren Verfasser haben ja einen Frieden in des Wortes Bedeutung auch gar nicht gewollt. Was da Friede genannt wird, ist eine Fortsetzung des Krieges, eines heimtückischen Krieges, der ebensoviele Plagen, wo nicht sogar noch mehr gebracht hat und noch bringt denn der Krieg. Hier weist Guétant auf die zahllosen Opfer der Blockade hin, für die „unser“ (d. i. der Entente) „Gewissen belastet erscheint“.

Die „Friedensverträge“ bilden (angeblich) den Abschluß des Weltkrieges. Wen aber trifft die Verantwortung, diesen erregt zu haben? Es ist ganz klar, daß der Krieg von 1914 eine Folge des Krieges von 1870 ist. Nachweisbar hat „uns (Franzosen) der Gedanke an Revanche (= Rache) seither nicht verlassen“. Wie aber entstand der Krieg von 1870?

Spanien bot dem Hohenzollern Leopold den Thron an. Er sagte zu. Die französische Regierung, durch die Stimmung des Volkes gegen ihre Politik beunruhigt, glaubte das Ereignis zur Ablenkung benutzen zu können. Die Presse, zumal die der Regierung nahestehende, begann in hochmütiger und zugleich frecher Weise gegen Preußen loszuziehen (Guétant gibt zahlreiche Beispiele aus den Aufsätzen Girardins, Cassagnacs und sogar des „wilden Mannes“ Gambetta) —, ja verlangte wegen der Annahme der spanischen Königskrone sogar geradezu den Krieg. Thiers nannte ihn den „Traum meines Lebens“, und der Jude Gambetta schrieb: „Wenn das Kaisertum uns das Rheinufer verschafft, söhne ich mich mit ihm aus.“ Also nicht nur Angriffskrieg, sondern auch Eroberungskrieg, wobei man den Teufel um Gerechtigkeit fragte, wie man doch so gern der Welt weiß macht. Ebensovienig um das „Selbstbestimmungsrecht“, von dem man jegunder so viel rafaunt und posfaunt.

Aber da geschah etwas Unerwartetes: Der Hohenzoller erklärte in Anbetracht der Erregung in Frankreich, er trete von der Bewerbung in Spanien zurück. Es erging Frankreich wie dem Milchmädchen in der Fabel, dem über seinem Traum der Milchtopf zerbrach, nur daß es anstatt: „Sahr wohl Kalb, Kuh und Schwein, Hahn und Hennen insgesamt“ — jetzt hieß: „Sahr wohl o Ruhm und Sieg und Blutgewinn, nun ist der Rhein, ja Belgien dahin“, denn auch nach Belgien trachtete Frankreich. Nein! Diese schöne Gelegenheit durfte nicht vorübergehen. Die Presse schnob aufs Neue ins Feuer mit all ihren Kräften, und Minister Gramont beauftragte den Botschafter Benedetti, von König Wilhelm das bekannte Versprechen zu fordern, dem Prinzen Leopold für den Fall der Sinnesänderung die Annahme der spanischen Krone zu verbieten. Daß Preußen die „sonderbare“ Forderung abweisen werde, darüber war man sich klar (vgl. Gambetta: „Was wird Wilhelm tun?“ — Duvernois (sich die Hände reibend: „Ei, hinausgeschmeißt wird er uns“). Nach General Polats Mitteilung lehnte der König „mit großer Festigkeit, doch ohne die Formen der gewohnten Höflichkeit zu verletzen“, ab. Damit war für Preußen die Sache erledigt. Nicht so für die Kriegs- und Eroberungslustigen in Paris. Es kamen die „Garantie-Forderungen“ von seiten des zudringlichen Frankreich. Hier stellt Guétant die „Tatsache fest“: König Wilhelm empfing den französischen Botschafter dreimal und verweigerte erst die vierte Unterredung, weil sie sich auf eine verletzende Forderung bezog. Das die „falsche Emscher Depesche“! Damit hat man Frankreich 40 Jahre die Ohren vollgeschrien. In Wirklichkeit ist an der Depesche nichts falsch als ihre Bezeichnung. Die darin erwähnten Tatsachen sind richtig. Guétant nimmt auch Bismarck in Schutz, daß er den Schleier gehoben.¹⁾ Welcher Staatsmann hätte das nicht getan, dafern es für sein Land günstig war?, fragt er und fügt bei: Der Verzicht des Prinzen Leopold wurde Frankreich in untadelhaft rechtskräftiger Form angezeigt. Trotzdem hegten die Pariser Zeitungen fast ausnahmslos zum Kriege. Der Schriftsteller Mitchell, der im „Constitutionnel“ seine Befriedigung über die Friedensaussichten äußerte, wurde auf der Gasse beschimpft und Gambetta rief ihm zu: „Sie sind befriedigt! Welch ein niederträchtiger Ausdruck!“ Mitchells Zeitung wurde den Zeitungsjungen entrisen und in die Seine geworfen. Und Herr de Girardin, einer der elendesten Kriegsbegeher, schrieb: „Die Gelegenheit ist einzig — wenn das Reich sie versäumt, ist es verloren!“

Guétant ist ein viel zu gründlicher Mann (obwohl Franzose!), um nicht auch den Gegenspielern die Nieren zu prüfen. Und so erörtert er denn die „Chancen“ Preußens für den Fall eines Krieges. Die Wunde von 1866 war bei Österreich noch nicht verheilt und Österreich konnte, um Rache für Sadowa (Königgrätz) zu nehmen, den gegen Frankreich marschierenden Preußen in den Rücken fallen. Außerdem war Süddeutschland: Bayern, Sachsen und Württemberg, sowie Hannover Österreichs Bundesgenosse gewesen. Sie konnten vielleicht nun ebenfalls Rache nehmen wollen. In Frankreich selbst baute man sogar darauf und zog auch Italiens Hilfe in Betracht, obzwar man ihm kurz zuvor Piemont und Savoyen abgeknöpft hatte und obgleich es Dankbarkeit gegen Preußen für die leichte Erwerbung Venetiens hätte haben sollen, aber man rechnete mit der welschen Gewissenlosigkeit (eine Rechnung, deren Richtigkeit

¹⁾ Vgl. Bismarcks Erinnerungen II S. 101 und 112. Die gefälschte Depesche ist eine französische Erfindung, auf Grund der Worte von Moltke: „Früher Chamade, jetzt Kanfare“, womit er bloß den Unterschied zwischen der matten Mitteilung Abetens und der straffen Erklärung Bismarcks kennzeichnen wollte.

das Jahr 1915 bewiesen hat). Zu alledem war die preußische Feuerwaffe weit schlechter als die französische (Chassepot), und Frankreich hatte einen Überfluß an Kartätschen, die zwar, wie sich zeigte, weit überschätzt wurden, deren aber Preußen vollkommen ermangelte.

Das Vertrauen auf die so verbürgte Überlegenheit des französischen Heeres hat denn die Siegesicherheit in den Befehlshabern (vgl. die Worte der Marschälle Niel und Leboeuf, März 1869 und Juli 70) ungeheuerlich gesteigert und zur Kriegserklärung mit beigetragen.

Die Angelegenheit bei der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen stand also für dieses durchaus nicht hoffnungsvoll. Aber der in Frankreich so heiß-ersehnte Krieg verlief wider alle Erwartung ungünstig für die Franzosen. In einigen Monaten war Frankreich niedergerungen und mußte Frieden schließen. Ludwig XV. Eroberung (richtiger wohl: Raub): Elsaß-Lothringen wurde an das nun geeinte Deutschland zurückerstattet und zugleich die Kriegskosten von 5 Milliarden. Der Friede tastete aber Frankreichs Würde, seine Selbstherrlichkeit nicht im geringsten an, seine Kriegsgefangenen wurden augenblicklich freigegeben, seine Flotte, seine Ansiedelungen wurden nicht beschlagnahmt, es brauchte sein Heer nicht zu vermindern, seine Waffen nicht auszuliefern und bekam keine Schnüffelt Kommissionen, am allerwenigsten eine schwarze Schande zu fühlen. So handelte Deutschland gegenüber dem tatsächlich besiegten Frankreich, von dem es in verlegendster Weise herausgefordert worden war.

Das Unterliegen Frankreichs zeitigte den Wunsch nach Rache, der schließlich durch das Bündnis der freien Republik Frankreich mit dem despotischsten Gewaltsstaat Rußland eine Art Bürgschaft für die Durchführung fand. Der Beitritt des neidischen England verstärkte diese Bürgschaft. So eingekesselt mußte Deutschland auf Abhilfe denken, und um den Strid zu zerreißen, der es zu erdroffeln drohte, erklärte es schließlich den Krieg.

Guétant untersucht nun die Frage der Mobilmachung Rußlands, die, wie nun feststeht, am 29. Juli, d. i. 2 Tage vor der Kriegserklärung Deutschlands stattfand, bespricht sodann die Lüge Lloyd Georges, die Verletzung der belgischen Neutralität hätte England gezwungen, sich am Kriege zu beteiligen, ferner die nicht minder plumpe Lüge Balfours vom 23. Jan. 1917, womit er Wilson weismachte, Deutschland sei „von Herrschbegier verzehrt gewesen inmitten von schlecht ausgerüsteten Völkern“ und verurteilt schließlich Clemenceaus Lüge, der da behauptet, „an der Marne und Yser sei ein verabscheuungswürdiges Verbrechen allgemeiner Unterdrückung zunichte gemacht worden“. Dieses Verbrechen, sagt er, sei vielmehr „an den masurischen Seen“ in Ostpreußen, Posen und Galizien durch Deutschland und Österreich vernichtet worden. Und „nie waren Siege so nötig, so erlösend für die Welt und für Frankreich selbst“.

Die Verantwortung für den Weltkrieg trifft also nach Guétants offener Darlegung „ganz besonders die Entente“. Sie hat freilich der Welt vorgespiegelt, der Krieg sei ein Kampf zwischen Demokratie (des Westens) und Absolutismus (der Mittelmächte), aber das ist „eine Lüge“. Hat sich nicht „Frankreich mit der einzigen Autokratie, die es gab, mit der russischen, eingelassen? Hat es nicht seine ganze Hoffnung, sein Geld, seine Segenswünsche dieser Regierung gewidmet?“ Wer damals rief: „Es lebe Polen!“ oder „Es lebe Finnland!“ieß Defaitist, und der sozialdemokratische Arbeiterführer Thomas rief den armen Weibern in den Kriegsfabriken zu: „Arbeitet, arbeitet bis

zur Erschöpfung, scheut selbst vor Krankheit nicht zurück! Es geht um die Befreiung der Völker!" (Und die deutschen Sozialdemokraten?)

Daraus folgt aber zwingendermaßen, daß alle die Entschädigungsforderungen welcher Form auch immer: Rechtseingriffe, Plünderung und Raub bedeuten — „es will uns nicht gefallen, daß solch ein Urteil auf Frankreich Anwendung finden kann“.

Was diese Friedensverträge (von Versailles und St. Germain) betrifft, so „gründen sie sich auf die Behauptung einseitiger Verantwortung — diese Behauptung aber ist eine Lüge, eine freche Entstellung der Wahrheit“. Die Unterschrift durch Deutschland und Österreich tut nichts zur Sache. Sie ist eine Erpressung. Das Nichteinhalten des Vertrages von Brest-Litowsk nimmt weder Frankreich noch England übel, also darf es auch das Nichteinhalten jener beiden nicht verübeln.

Andererseits aber wurden sie bei verschlossenen Türen ausgearbeitet, sie sind ein „Werk der Ungerechtigkeit und Gewalttätigkeit, das jeden empört, der Gewissen besitzt. Sie bedeuten Krieg — unter einem andern (erlogenen) Namen und saugen die Völker aus, deren Glück vernichtend.“ Sie werden einen Krieg zeitigen, noch abscheulicher als der überstandene, denn „er wird aus einem Zustand von tiefer gehender Barbarei und Gehässigkeit hervorgehen“.

Diese Verträge sind nicht nur Haß- und Plünderungsverträge, sondern auch Furchtverträge und zwar unwürdige Furcht verrätend. Sie zeigen Grauen vor der Zukunft. Das Grauen vor unbekannten, heranreifenden Kräften, vor der Vergeltung, vor der Rache. „Noch nie ist unter der Sonne eine abscheulichere, niedrigere Tat gesehen worden“, als die, welche „durch diese Verträge geschehen ist“.

Die Lüge der Verträge benimmt ihnen nicht bloß jede sittliche, sondern auch jede „rechtliche Geltung“. Nie, so lang die Welt steht, sind noch Verträge einseitig geschlossen worden, jeder Angeklagte hat seinen Verteidiger, seinen Anwalt — geschah das bei den „Friedensverhandlungen“, die diese „Friedensverträge“ zeitigten? Nichts von alledem. Die „Kriegsverbrecher“ wurden nicht verhöört, nicht einmal zugelassen, ebensowenig Zeugen — so amtete nicht einmal die heilige Geme in der Zeit ihrer Entartung. So richteten nur Leute, die ein schlechtes Gewissen haben (Ankläger und Richter in einer Person noch dazu!) Und Guétant schließt mit den Worten: „Man versteht ja gewiß, daß die Verbrecher die Nacht brauchen, um ihr Verbrechen zu verbergen; sie haben es nötig, den Damm von Betrug, hinter dem sie sich feige verschanzen, in alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten; aber die Liga für Menschenrechte ist ins Leben gerufen worden, um Ungerechtigkeit zu bekämpfen, und eine ärgere Ungerechtigkeit als die Tat von Versailles gibt es nicht; darum darf auch die Liga nicht schweigen, solange dieses Werk schwerer Unbill nicht vernichtet ist, solange nicht wieder Licht über der Welt erstrahlt.“

„Uns, Ihr Herren Wortführer, will es nicht gefallen, Plünderer oder eine andere Ausgabe von Kriegsgewinnern zu sein. Wir wollen nicht zusehen, wie ein großes und edles Volk langsam zu Tode gemartert wird, das Volk eines Leibniz und eines Gutenberg, eines Luther und eines Beethoven, eines Gluck und eines Mozart, Herschel und Goethe, Schiller und Kant; das Volk des großen Heldentums, das Volk, das der Welt die Gewissensfreiheit und die Buchdruckerkunst gegeben hat, das Volk, das wir um so höher verehren, je mehr Ihr gegen dasselbe alle niedrigen Gefühle aufgepeitscht, alle unwissenden und habgierigen Geister der Welt in Sold genommen habt.“

Soweit der Franzose. Hoffentlich dringt seine Darlegung in die weitesten Kreise, nicht allein Frankreichs, sondern auch Deutschlands. Denn fast will mir scheinen, daß die Meinungen über Kriegsschuld und Friedensverträge bei uns mehr als anderwärts verworren, verfälscht, ja geradezu vertrottelt sind. Dank der Verschleierungsmache der Knall- und Rosaroten, sowie der Schwarzen, dieser Bernstein, Rautsky, Wehberg, Erzberger und wie sie alle heißen, die wackern Reichs- und Volksverderber, und Dank der Mithilfe der Tintenfische im „Berliner Tageblatt“, „Frankfurter Zeitung“, „Vorwärts“, „Zukunft“ usw. ist der Großteil unserer Volksgenossen bereits eingeschworen auf die schandbaren Formeln:

Schuld am Krieg sind einzig die Alldeutschen,
Verloren ging er durch Ludendorff und Tirpitz,
Die Friedensverträge müssen gehalten werden.

Und die Schultze, Lehmann, Piffte und Passfe, Huber und Gruber werden fuchs-
teufelswild, wenn man es wagt, eine andere Auffassung zu vertreten. Da nun schon der alte Leibnitz vor 240 Jahren festgestellt hat, daß „der Deutsche dem Vorwurf der Verleumdung nicht entgeht, so er in deutschem Sinne schreibt oder spricht“, wird vielleicht der Franzose bei uns den Erfolg haben, der aufs innigste zu wünschen ist: den durch schlaue Parteiverwische Verblendeten und Verblödeten zu einer anderen Ansicht zu verhelfen.

Vor allem aber wünsche ich, daß diejenigen, welche die Armes-Hundes-Politik betreiben und vor jedem unverschämten Kliff und Klaff irgendeines schäbigen Siegfrieders zurückweichen, damit er ja nicht noch mehr gereizt werde in seinem Gottähnlichkeitswahn, daß die Herren Wirth und Genossen in Guétants Schrift sich versenken und daraus lernen, was einzig nottut: Mä n n e r zu sein, die den Feinden die Wahrheit in die Zähne schmeißen und ihren schurkischen Erpressungen widerstehen. Nur auf diese Weise kann Deutschland wieder hoch kommen, anders geht es unfehlbar zugrunde. Wie den Menschen sein Wille groß oder klein macht, so auch ein Volk, ein Reich. Wie aber der Wille beschaffen sein muß, darüber mag sich Herr Wirth Kats erholen im Berliner Rathause, unter dessen Sprüchen einer also lautet:

„Der beste Wille ist der feste Wille.“

Das Schwanken und Schweben in der Politik führt auf Ab- und Irrwege und Goethe behält ganz Recht:

„Der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter.
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! so laßt uns sagen und so es behaupten.
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern und Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.“¹⁾

¹⁾ An diese Verse aus „Hermann und Dorothea“ knüpft sich eine Geschichte, die ob ihrer Heiterkeit hier Platz finden möge. Die ersten drei Verse führte der Präsident der deutschen Republik Ebert mit großer Gebärde bei Eröffnung der Weimarer Nationalversammlung an. Die Anführung der weiteren, die den Kern bilden, unterließ er — wohlweislich, denn klingen die ersten werbend für die Seilandspartei, so haben die andern ganz den Anschein, als hätte sie ein alldeutscher Bauwau geschrieben.

Das baltische Problem.¹⁾

Von Dr. Ernst Seraphim, Königsberg i. Pr.

Es gab lange Zeit hindurch eine baltische Frage, aber diese war kein Problem im heutigen Sinn. Die baltische Frage vor dem Weltkrieg, genauer begrenzt: vor dem Abschluß der Russifizierung der sogenannten deutschen Ostseeprovinzen Rußlands, war zwar auch ein Problem, aber in ganz anderem Sinne wie heute. Es handelte sich damals um den Ausgleich zwischen den im Laufe einer langen Geschichte entstandenen Formen der Autonomie von Liv-, Est- und Kurland, die als deutsch-evangelischer Kulturfaktor im Gegensatz zu der orthodox-russischen Welt stand, — ein Gegensatz, der um so schwerer zu überbrücken war, als er weniger, jedenfalls nicht nur nationaler Art war, sondern eine aristokratische Weltanschauung, wie sie auf Aolonenboden emporgewachsen war, im Gegensatz zu einer absolutistischen nivellierenden Autokratie darstellte, und endlich auch äußerlich dadurch an Schärfe gewann, daß seine Formen, die Verfassung, der deutsche Charakter von Verwaltung, Justiz, Kirche und Schule, durch Jahrhunderte hindurch die feierliche Bestätigung der Herrscher erhalten hatten und daher jede einseitige Änderung einen Rechtsbruch darstellte.

Diese Gegensätze waren seit dem Ende des livländischen Ordensstaates (1561) immer wieder zutage getreten: gegen Polen haben unsere Vorfahren gekämpft um Verfassung, evangelischen Glauben und deutsche Sprache; gegen Schwedens autokratische Wasakönige um Rechtsatzungen, Landesverfassung und um Aufrechterhaltung des Güterbesitzrechtes, das Karl XI. und XII. nicht sowohl aus humanen Gründen als, um die politische Macht der Ritterschaften zu brechen, schmälern wollten. Und nicht minder erbittert ist unser Kampf gegen die zarische Gewalt gewesen, die nach langer Achtung der übernommenen Pflichten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, sei es aus autoritären Motiven, sei es als Werkzeug und Sturmbock der demokratisch-romantischen, russophilen Woge, den Abbruch der baltischen Sonderstellung erstrebte und seit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts in rücksichtsloser Weise durchsetzte, unbekümmert darum, daß Rußland sich dadurch eine Quelle westeuropäischer Beeinflussung selbst verstopfte, und einer sogenannten „Idee“ zuliebe loyale Staatsbürger, die nie an staatliche Loslösung gedacht hatten, aufopferte, von deren Arbeit das russische Reich immer den größten Nutzen gehabt hatte. Jener Kampf, in dem die deutsche Kultur mit unzureichenden Mitteln gegen die aufgepeitschten Instinkte der russischen Rasse um ihre Existenz focht, nur Schritt für Schritt zurückweichend, fand seinen heroischen Ausklang in der „Livländischen Antwort“ des Dorpater Professors Karl Schirren gegen das Pamphlet des russophilen Sanatikers Juri Ssamarin „Die Grenzmarken“ (1869), einem Buch voll lodernenden Kampfesmut und zerschmetternder Offenheit, das nie veraltet und auch heute als Panier uns Balten voranleuchtet. „Sie haben es“ — redet Schirren seinen Gegner an — „für gut befunden, uns zu beschimpfen, ich finde es für gut das nicht zu dulden! Durch das Geschick sind Sie unter den Instinkt Ihres Volkes, ich unter das Recht meines

¹⁾ Unter Zugrundelegung eines Vortrages in der Baltischen Gesellschaft in Königsberg i. Pr. am 10. Oktober 1921.

Landes gekommen, Volontär gegen Volontär, das macht die Partie nicht zu ungleich!" Nicht daß Schirren den Gegensatz nicht verstanden, psychologisch nicht voll begriffen hätte, aber der Kampf zwischen zwei Weltanschauungen sollte mit ehrlichen Waffen ausgetragen werden. Indem er auf das Recht der Russifizierung zu sprechen kommt, sagt er: „Wir protestieren nicht gegen den Ausgang, wir erwehren uns nur der Methode. Es gibt eine Russifizierung, gegen die wir nichts einzuwenden haben: das ist die Russifizierung, wie sie nach ehrlicher Arbeit und ehrlichem Kampfe im Laufe von Generationen gleichen Schrittes mit der Entwidlung des Verkehrs und der Kultur Ihres Volkes in unsere Dörfer und Städte einziehen mag. Nicht mit der Aufgabe, sehr getreue Provinzen, wider die Natur der Dinge, wider die Freiheit des Willens und wider Recht und Sitte mit dem Regimente des Zwanges und den schweren Prüfungen der Fremdherrschaft heimzusuchen, sondern nach den Gesetzen jener Wandlungen, welche seit Anbeginn der Dinge von Zeit zu Zeit alle Menschenbildung ergreifen, um sie, nicht ohne Leiden, immer aber mit neuen Kräften für neue Aufgaben zu rüsten.“

Eine internationale Note wies die baltische Frage damals nicht auf. Zwar hatte die Vergewaltigung der evangelischen Kirche durch die russische Staatsgewalt in den 60er Jahren eine weitgehende Sympathiebewegung der evangelischen Geistlichkeit Deutschlands und der Schweiz hervorgerufen, die sich bis zu den Stufen des russischen Thrones heranwagte. Und bekanntlich hat auch Bismarck nicht ohne Erfolg eine private Intervention versucht. Aber an dem formalen Recht der russischen Regierung wurde niemals gezweifelt. Die baltischen Dinge waren in dem Maße russische Interna, daß die preussischen Gesandten und später der deutsche Botschafter in Petersburg über sie niemals amtlich nach Berlin berichten durften. Bismarck hat niemals in Zweifel darüber gelassen, daß bei allem persönlichen Mitgefühl für die Balten, mit denen ihn so manche herzliche Beziehung verknüpfte — man denke nur an Alexander Graf Beyersling —, sie amtlich für ihn nicht existierten, ja ihre Ausrottung eigentlich im deutschen Interesse liege, weil Rußland dadurch seiner besten Kräfte beraubt und Deutschland weniger gefährlich werden würde. Es ist im Grunde dasselbe, was Professor Schirren in die Worte sagte: „Gegen den Instinkt der Zerstörung behaupten wir die großen Privilegien des Rechts, der Gewissensfreiheit, der Menschenwürde, ob auch nur für drei kleine Provinzen in der Provinz gerettet, sind sie gerettet fürs ganze Reich!“

Aber trotzdem läßt sich verfolgen, daß die Konsolidierung Deutschlands zum Einheitsstaat in Rußland Befürchtungen wachrief, das neue Deutschland werde eines Tages die baltischen Deutschen dem Reiche angliedern. Bismarcks Worten vom „saturierten“ Deutschland wurde kein Glauben geschenkt. Schon in der „Livländischen Antwort“ tut Schirren mit grimmem Spott diese Angststurei ab, die letzten Endes ein Ergebnis des schlechten Gewissens war: „Aus den Nebeln slawischer Welt eröffnen sie einen Durchblick, sie zeigten die livländischen Hügel, und von den Sumpfsufern des Peipus glaubt der erstaunte Blick die Höhen von Königgrätz zu erkennen.“

Wie vertrug sich nun aber, wird man wohl fragen, der bewußte deutsche Charakter der Balten, die dem ganzen Lande ihren Stempel aufdrückten, mit der unbezweifelbaren und echten Loyalität als russische Staatsangehörige? Werfen wir zur Beantwortung dieser Frage einen kurzen Rückblick auf die Vergangenheit. Ein Nationalgefühl in

modernem Sinn hat es bekanntlich in früheren Jahrhunderten nicht gegeben. Die Forderung des Zusammenfallens von Staats-, Volks- und Sprachgrenze war früher den Staaten völlig fremd. Daß man deutsch war, war den Livländern eine Selbstverständlichkeit, in der Umgebung fremdsprachlicher Landbevölkerung, auf Kolonistenboden, erhielt das Gefühl eine natürliche Vertiefung. Der deutsche Ritterorden war ein deutscher Orden, die Prälaten waren deutsche Edelleute, die Lehnritterschaften bestanden meist aus Niedersachsen und Westfalen, die Städte gehörten der Hanse, kurz tausend Fäden persönlicher Art gingen hinüber und herüber. Mit Nachdruck betonte man die Zugehörigkeit zum Heiligen römischen Reich deutscher Nation. Schon der große Bischof Albert, der Begründer von Riga, und dann die anderen Bischöfe waren Fürsten des Reiches, ihre Gebiete Marken des Reichs, und mochten diese Zusammenhänge in späterer Zeit sich auch zeitweilig lockern, in den Tagen der Gefahr erinnerte man sich immer wieder an sie. Wolter von Plettenberg, der letzte große Ordensmeister, und die livländischen Bischöfe der Reformationszeit knüpften das alte Band wieder fester. Auf dem Reichstage zu Worms und dem Reformationsreichstag zu Augsburg erhielten sie die nachgesuchte Investitur als Fürsten des Reiches. Die Kämpfe gegen Polen, Litauen und Russen trugen das Ihrige dazu bei, das deutsche Nationalgefühl zu festigen. Man empfand auch schwer die Ohnmacht des Reiches und die daraus entspringende Gleichgültigkeit gegen das Schicksal der ältesten deutschen Kolonie. Wir haben so manches Zeugnis darüber. So heißt es in einem Briefe der erzbischöflichen Ritterschaften an die anderen Ritterschaften vom Jahre 1830, „daß sie alle der Herkunft deutscher Nation seien und ihres Vaterlandes mit allen Ehren und Treuen stets gedächten, dem heiligen Reich als Edelleute des Heiligen Reiches unterworfen, lieber alle darüber sterben wollten, als sich von dem Heiligen Reich deutscher Nation wollen abwenden lassen“. Und als die Polennot auf dem Lande schwer lastete, protestierte die livländische Ritterschaft unter ausdrücklicher Betonung ihres deutschen Charakters. Diese deutsche Grundstimmung blieb als Selbstverständlichkeit durch alle folgenden Jahrhunderte, auch nach dem Ende der Selbständigkeit, bald vielleicht abgeschwächt, bald in Tagen der Not stärker betont. Peter der Große war stolz darauf, „deutsche Untertanen“ zu haben, und seine Nachfolger haben bis zu den Tagen Alexander III. grundsätzlich oder wenigstens tatsächlich an dem deutschen Charakter des Landes nicht gerüttelt. Einzelheiten können nicht hervorgehoben werden, nur zwei Dinge seien kurz berührt: Herder in Riga und die deutsche Universität in Dorpat, der Quell der deutschen Kultur in den baltischen Ländern. Diese waren und blieben durch und durch deutsch. Deutsche Kultur beseelte und durchtränkte sie, deutscher Zugzug kam aus dem Mutterlande, dessen geistige Schätze, mit der Reformation von neuem einsetzend, hier immer willige, verständnisvolle und begeisterte Aufnahme fanden. Es ist bezeichnend, daß jeder Gebildete die „große Reise“, von der er sein Leben hindurch zehrte, immer nach Deutschland unternahm.

Politisch gerichtet war diese deutsche Gesinnung aber nicht. Sie war innerlich, romantisch, sentimental, aber lediglich auf kulturellem Boden gewachsen. Man hat wohl nicht mit Unrecht von einem baltischen Idyll gesprochen, das bisweilen einen Einschlag von Phäaentum hatte. Was sollte einem auch politisch das alte vorbismarckische Deutschland der Kleinstaaterei und des Bundestages bieten, das Deutschland, in dem politisch Fremde den Ausschlag gaben, — seit Alexander I. und

Nikolaus I. das große Rußland, zu dem ja auch die Balten selbst gehörten, unter dem man ein glückliches, behagliches Leben führte, dessen Kaiser die Rechte des Landes achteten! Deutschland war das Land der Denker und Dichter: Kant, Klopstock, Jean Paul, Schiller und Goethe sind in baltischen Landen nicht weniger begeistert verehrt worden als im Mutterlande. Man liebte Deutschland als die Wiege alles Edlen und Guten, als die Quelle der eigenen geistigen Kultur. Es ist bezeichnend, daß der Vater des bekannten Indologen und Religionsforschers Leopold von Schröder, von seiner Deutschlandreise nach Dorpat heimkehrend, ein Säckchen deutscher Erde mitbrachte, die ihm in seinen Sarg gelegt werden sollte. Und es war im Grunde auch ganz unpolitisch, daß im Jahre 1870—71 heller Jubel über die deutschen Siege, an denen sich ja auch Kaiser Alexander II. von Herzen freute, durch das Baltenland ging, daß die Dorpater Studenten für die deutschen Verwundeten sammelten und daß seit jenen Tagen das schöne Lied:

„Deutsche Worte hör' ich wieder,
Sei begrüßt mit Herz und Hand,
Land der Freiheit, Land der Lieder,
Schönes deutsches Vaterland.“

bei jedem Kommers in Dorpat als Bekenntnis zum Deutschtum begeistert gesungen worden ist. Und wenn man sich an Kaiser Wilhelm und dem eisernen Kanzler aufrichtete und sie bedingungslos verehrte, so geschah das doch nur in jenem Sinne, von dem Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ von seiner Vaterstadt Frankfurt sagt, sie seien alle „fritzisch“ gesinnt gewesen. Es dauerte noch lange, daß man von Deutschland als einem politischen Faktor nicht gerade viel wissen wollte. Es bildete sich in manchen baltischen Kreisen sogar der eigentümliche Gedanke aus, daß das Baltentum eine besondere Welt für sich sei, und man sah wohl mit Überhebung und Dünkel auf gewisse Züge des reichsdeutschen Lebens und der reichsdeutschen Art und bildete sich ein, daß es nirgends in der Welt so vortreffliche Menschen gäbe, wie in der baltischen Heimat.

Ein tiefgehender Bruch trat erst mit der Russifizierung unter Alexander III. ein. Es ist nicht zu viel gesagt, daß man fast mit Gewalt den Balten, wenn auch nicht die äußere Loyalität, so doch die innere freudige Zuneigung zu Rußland und seinem Herrscherhause durch jene brutalen Zwangsmaßnahmen genommen hat. Aber selbst damals hat man keine Abfallsgefühle gehabt. Das widersprach dem germanischen Treuebegriff. Was Einzelne in tiefer Brust verschlossen träumten, hielten sie zudem selbst wohl für unerfüllbar. Politische und wirtschaftliche Notwendigkeiten fesselten mit eisernen Klammern die baltischen Provinzen ans russische Reich. Aber um so ausgesprochenener, um so bewußter und tiefer wurde jetzt der deutsche Gedanke, im Kampf stärkte er sich und gewann die Kraft zu opferwilliger Tat. Und wenn die Not der Russifizierung und der aufgepeitschte Haß von Letten und Esten noch so hoch gehen mochten, die Balten verloren doch den Glauben an sich selbst nicht, und es gelang ihnen immer wieder, mochten auch die alten Formen Stück für Stück zerfallen, den alten Geist zu erhalten. Damals konnten sie, in besonders schwerer Not, die Probe auf die Wahrheit der Worte Schirrens ablegen, „ob eine Menschengemeinde, groß oder klein, vor dem Forum der Politik und der Geschichte ein Recht hat fortzubestehen, das entscheidet sich am allerentschiedensten gerade in solchen Zeiten, wo jeder herkömmliche Schutz,

jede gewohnte Stütze versagt und jedermann auf sich allein angewiesen ist und selbst für sich sein angeborenes Recht zu behaupten hat, das Recht, von welchem alle Kultur anhebt und auf welche alle Kultur hinausläuft: das Recht, sein Gewissen nicht zwingen zu lassen und seinen Platz zu behaupten!“ Welche Opferwilligkeit, welche Fülle von Traditionen und Selbstzucht in den Balten trotz aller Drangsale noch lebte, das haben die kurzen Jahre des Aufschwungs von 1908—1914 bewiesen, jene Jahre nach der ersten Revolution, wo die Deutschen Vereine und andere Verbände, allen voran unsere baltischen Ritterschaften, auf dem Gebiete der Schule und der Wahrung des nationalen Besitzstandes Unvergessliches geleistet haben.

Und dann kam der Weltkrieg. Erst damals ist das Bewußtsein der Vaterlandslosigkeit uns Balten zu vollem Bewußtsein gekommen. Es war unsere Tragik, zwar eine Heimat, aber kein Vaterland zu haben und jetzt mit zusammengebißnen Zähnen mit der Waffe in der Hand einem Reich und einem Herrscher Treue halten zu müssen, die alles, was uns lieb und heilig war, dem Moloch des russischen Chauvinismus geopfert hatten, und gegen das deutsche Volk kämpfen zu müssen, mit dem sich die Balten noch nie innerlich so verbunden gefühlt hatten, wie damals, und dessen herrliche Siege sie in tiefstem Herzen begeistert feierten. Nur wer jene Zeit selbst mit durchlebt hat, kann sie in ihrem seelischen Gehalt ganz ermessen, kann erfassen, mit welchem Jubel die Eroberung Kurlands und Rigas und dann die Befreiung Liv- und Estlands durch deutsche Truppen aufgenommen worden ist. Was keiner zu erleben geahnt hatte, das schien jetzt in Erfüllung gegangen.

„Was wir seit Jugendtagen
Ersehnt und nie gekannt —
Wir haben einen Kaiser,
Wir haben ein Vaterland!“

Was Adolf Wagner, der einst in jungen Jahren in Dorpat Professor gewesen war, bei Ausbruch des Krieges als Ziel seines Lebens erhoffte, wurde mit der Neubegründung der deutschen Universität Dorpat Wahrheit: Nach dem Münster in Straßburg nun auch der Dom in Dorpat deutsch! Heute haben wir beide verloren. Der Traum ist zu Ende, aber keiner von uns möchte ihn missen. Wir erlebten damals, was Storm 1863 in die wunderbaren Worte gekleidet hat:

„Die Erde dröhnt, von Deutschland weht es her,
Mir ist, ich höre ein Lied im Winde klingen,
Es kommt heran schon wie ein brausend Meer,
Um endlich alle Schande zu verschlingen.“

Neue Verhältnisse haben in der alten Heimat eingesetzt, neue staatliche Formen sich wenigstens zeitweise durchgesetzt. An Stelle der Angliederung an Deutschland Randstaaten von Ententes Gnaden! Eine gewaltige Auswanderung von Balten setzte ein. Erst von den Bolschewiken vertrieben, dann im Lande, das mit dem Blut ihrer Söhne, der Landeswehr, und tapferer deutscher Freischaren wiedergewonnen war, als Staatsverräter geächtet, durch ein brutales Raubsystem, das sich „Agrarreform“ nennt, entrechtet, wurden Tausende und aber Tausende gezwungen, die heimische Scholle zu verlassen. Ein System der Schilane, des Rechtsbruchs, des Hohns hat heute eine Atmosphäre des Mißtrauens und der Unversöhnlichkeit geschaffen. Daß die Tendenz der neuen lettlandisch-estländischen Regierung darauf ausgeht, das Deutschtum mit Stumpf und Stiel auszurotten, nicht etwa nur den Groß-

grundbesitz, mit dem das wirtschaftliche und kulturelle Rückgrat des Landes gebrochen werden sollte, ist klar. Von Versöhnung und Verständigung ist keine Spur wahrzunehmen. Was bisher noch notgedrungen geduldet wird, fristet ein kümmerliches Leben, solange die lettisch-estnischen Kräfte noch nicht ausreichen, um alle Ämter und Posten zu besetzen. Ein chauvinistischer Größenwahn macht sich überall geltend.

Diese neuen Verhältnisse, von denen keiner weiß, wie lange sie dauern werden — nur das eine ist sicher, daß die alten Formen deutscher Machtstellung im baltischen Lande nicht wiederkehren werden —, haben das neue baltische Problem geschaffen. Das Baltikum ist heute nicht mehr bodenständig im alten Sinn. Ein großer Teil, gewiß nicht der schlechteste, weilt ja außerhalb Landes, ein anderer Teil ist heimgekehrt oder hat dort unter unsagbar schweren Verhältnissen bleiben müssen.

Für uns Balten steht die Frage im Vordergrund: Fortgehen oder bleiben? Es ist nicht die erste baltische Emigration. Schon einmal, in den 70er und 80er Jahren, in der Hochflut der russischen Vergewaltigung, ist eine Anzahl baltischer Edelleute und geistiger Führer aus dem Lande gegangen, die nach der Russifizierung keine Lebensbedingungen mehr für sich daheim sahen. Man denke an Julius Eckardt, die Buchholz', Bornhaupt, Edmund von Heyding, Max von Ottingen u. a. m. Ob sie an eine Besserung geglaubt haben, als sie nach Deutschland gingen? Boden im alten Mutterlande haben viele innerlich nicht gefunden. Sie waren zu sehr mit der alten Heimat verwachsen gewesen, zum Teil auch zu alt zu neuem Einwurzeln. Der Zwiespalt ihrer Seele war der, den Theodor Storm bei seinem Scheiden aus Schleswig in die ergreifenden Worte an seine Kinder gefaßt hat:

„Wir scheiden jetzt, bis dieser Zeit Beschwerde
Ein anderer Tag, ein besserer gesühnt.
Denn Raum ist auf der heimatlichen Erde
Für Fremde nur und was dem Fremden dient,
Doch ist das Liebendste von den Gebeten:
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt!
Und du mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuren Boden stand,
Hör' mich! — denn alles andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland.“

Die Auswanderung der Jahre 1919—1920 ist eine unvergleichlich größere gewesen. Damals einige Dutzende, jetzt Tausende und aber Tausende. Man rechnet mit 30 000. Damals die Heimat noch in kampferprobter Kraft der alten Verfassungsformen, heute alles Schutt und Trümmer! Heute ist es ein stündliches Martyrium seelischer Konflikte für die Dabeimgebliebenen, das schwerer zu ertragen ist, als der materielle Ruin. Für Viele gilt da — es geht über die Kraft! Das ist die alte Heimat nicht mehr. Nichts hält mich in ihr, nichts bindet mich an sie. Es ist nicht möglich, die alte Ehre dort zu behaupten! Es ist doch Sentimentalität, an der Scholle an sich zu hängen, wenn die Erde nicht den alten Geist ausströmt!

Aber, sagen die anderen: Einmal können doch nicht alle fortgehen, die bittere Notwendigkeit hält sie zurück, um den Rest der Scholle zu behaupten. Sie warten auf kommende bessere Zeiten, sie wollen Platzhalter für diese sein. Sollte die sittliche Kraft des baltischen Deutschtums gebrochen sein, sollte nicht

noch immer das stolze Wort Schirrens gelten: „Verlieren wir das rechtmäßige Erbe, welches unsere Väter uns hinterlassen, so haben wir es wenigstens nicht feige verraten, und Ehre gerettet, ist alles gerettet. Wir fangen dann wieder von vorn an und machen es unter veränderten Verhältnissen und unter veränderten Aufgaben im wesentlichen doch so, wie die Väter.“ Man überschätze unser materielles Erbe nicht gegenüber dem kulturellen! Gewiß, ohne wirtschaftliche Grundlage ist eine kulturelle Behauptung auf die Dauer undenkbar — aber die wirtschaftliche Basis braucht nicht notwendig auf den alten Grundlagen gesucht werden. Es ist unsere Aufgabe, unter den neuen Verhältnissen trotz aller Schwierigkeiten auf neuen Wegen uns wirtschaftlich zu stärken. Und bis dahin müssen eben die letzten Kräfte angestrengt, die größten Opfer gebracht werden, um unsere kulturelle Existenz zu erhalten (Rig. Rundschau 3. Sept. 1921).

Es liegt im Wesen des Problems, daß es sich restlos nicht lösen läßt. Hier spielen alle jene Imponderabilien, jene nicht wägbaren Momente der Seele, des Temperaments, der persönlichen Empfindung eine ausschlaggebende Rolle. Wo ist die Grenze, die man nicht überschreiten darf, ohne sich selbst untreu zu werden? Darf man des „Friedens“, der „Versöhnung“, der eigenen Stellung wie der „gemeinsamen Sache“ wegen, dieses Zugeständnis noch machen oder nicht? Politik ist nun einmal Kompromiß, ist die Erreichung des Möglichen, aber nicht jede Politik kann jedermann mitmachen! Es ist die Geschichte mit dem Sandkorn, und einmal ins Gleiten gekommen, gibt es oft keinen Widerstand mehr. Auch die, die heute dem Bleiben in der alten Heimat das Wort reden, würden es ablehnen, wenn das heißen sollte — um jeden Preis!

Es muß mit aller Deutlichkeit gesagt werden, nicht jeder, der in die alte Heimat zurückkehrt, nicht jeder, der dort geblieben ist, ist deshalb ein Verfechter Schirrenscher Gedanken, ein bewußter Vertreter und eine Stütze deutsch-baltischer Kultur! Gewiß, wer wird mit den Männern und Frauen, die auf schwer bedrohtem Posten ausharren, hadern? Freilich Schirren hat Verhältnisse, wie die heutigen, nicht voraussehen können. Das hat keiner getan, und daß das die Folge des Weltkrieges sein sollte, das war „wider Sternenlauf und Schicksal“. Und darüber werden sich auch die Patrioten im Lande nicht täuschen können: der Traum, durch Entgegenkommen, durch offenes Preisgeben der alten Grundlagen und der alten Politik eine leidliche Verständigung zu schaffen, ist wie eine Seifenblase zerplatzt. Heute heißt es: Kampf und nochmals Kampf! und für uns: Anspannung aller Kräfte, Zusammenschluß und Einigkeit. Wird sich das erreichen lassen? Die einen hoffen es. Gewiß, es geschieht unendlich viel. Die Gründung des Herder-Instituts in Riga, das die deutsche Hochschule ersetzen soll, die großen Opfer zur Erhaltung der baltischen Schulen und viele Tüchte warmherzigen Volkstums erheben und erfreuen immer wieder. Aber man fragt sich doch, ob das auf die Dauer möglich sein wird. Der deutsche Großgrundbesitz ist vernichtet, der Mittelstand verarmt, der kleine Mann ringt um sein Dasein und gerät in Gefahr, sein Volkstum zu verlieren. Alle Existenzmöglichkeiten sind unendlich erschwert. So zwingt die Not erst die Schwächeren, dann die andern zu Kompromissen, und schon heute hält so mancher in der alten Heimat das für möglich, was dem Emigranten undenkbar erscheint. Schon sind Fälle von Ehen selbst im Adel mit Indigenen vorgekommen, und man hört so manches von einem bisweilen recht würdelosen Drängen zu

lettischen und estnischen Ämtern. Da denkt man unwillkürlich an Fichtes Wort, daß der Mensch sich schließlich auch an eine Anechtschaft gewöhnt! Und auch die Einigkeit zeigt bereits Risse. Schon früher gab es radikal-demokratische Versöhnungspolitiker, und die Gefahr politischer Parteizerklüftung in der Frage der Stellung zu Letten und Esten wächst zweifellos. Und noch eines: Die sittliche Widerstandskraft der baltischen Gesellschaft ist unter dem Druck der Zeiten auch nicht mehr ganz die alte. Auch in ihr zeigen sich Genußsucht, Schieberunwesen und Abwendung von den alten Traditionen. Die Generation, die im Kampfe groß geworden ist, und die Jugend, die mit der Waffe in der Hand für die Heimat gekämpft hat, sie werden die alten bleiben, aber was wird dann sein, wenn ein neues Geschlecht groß wird, das nur „Lettland“ und „Estland“ kennt? Darf man an diesen Fragen vorbeigehen, ohne Vogelstraußpolitik zu spielen? Also noch einmal: Wer im Lande bleibt, wirkt deshalb an sich noch nicht im Sinne unserer Väter!

Um so größer ist die Aufgabe der Balten, die heute in Deutschland leben, und die der akademischen Jugend, die nach Abschluß ihres Studiums in die Heimat zurückkehren will. Sie sollen nie vergessen, daß sie Deutsche sind, daß Balten nur als solche eine sittliche Berechtigung haben, und daß sie, heimgekehrt, die hohe Sendung haben, unter veränderten Verhältnissen den alten Geist zu pflegen. Sie sollen sich nicht täuschen, es wird eine bitterschwere Aufgabe sein, und nur der, der fest entschlossen ist, sie ohne Kompromisse, die an dem Kern rühren, zu erfüllen, hat in unseren Augen ein Anrecht auf den Namen eines baltischen Patrioten. Prüfe sich jeder, ehe er sich entscheidet! Denn der ist kein Patriot, der aus rein materiellen Gründen, um Amt und Stellung unter Preisgabe seiner nationalen Grundsätze zu erhalten, in der Heimat bleibt oder zurückwandert. Und man verlasse sich dort auch nicht auf Hilfe von außen, auf den Schutz des Völkerbundes. Das hieße auf Sand bauen. Man ist ganz auf sich selbst gestellt!

Auch der in Deutschland Bleibende, das darf nicht verkannt werden, hat seine hohe Aufgabe, zwar nur als Arbeiter am deutschen Vaterlande, nicht als Schmarotzer und Nörgler, der dazu beiträgt, daß das böse Wort von der „Baltenseuche“ hat entstehen können. Aber als Mann, der sich mit beiden Füßen auf den Boden der Wirklichkeit stellt, und so für sein neues und dabei doch ewig altes Vaterland arbeitet. Gewiß, er wird es nicht leicht haben, aber der Tüchtige setzt sich schließlich doch durch. Er wird dann Deutschland vielleicht den Zoll der Dankbarkeit für die Gastfreundschaft abtragen können, indem er durch seine Arbeit zur Vertiefung des deutschen Nationalgefühls beiträgt, das bei ihm, eine Folge der unablässigen Kämpfe um sein Volkstum, lebendiger und stärker quillt als bisher im Mutterlande. Er wird aber auch seiner alten Heimat nützen durch Vertiefung der Kenntnisse über sie, durch Werben für ihre Zukunft, und wenn dann einmal der Tag kommt, wo man wieder „nach Ostland reiten“ kann, im Strome friedlicher Durchdringung des Ostens, der baltischen Randstaaten und Rußlands, werden auch seine Söhne dabei sein zur Ehre und Nutzen Deutschlands, Pioniere und Pfadfinder, denen alte Kenntnisse von Land und Leuten zum Nutzen gereichen werden! Ist das nicht ein hohes und schönes Ziel?

Können wir Balten aber, so hört man immer wieder die Frage erheben, hier in Deutschland auf die Dauer auch Balten bleiben? Werden wir nicht vom Strom des aufsaugenden und gleichmachenden Lebens

fortgeschwemmt werden? Oder gibt es eine geistige baltische Nation, die, auch losgelöst von der heimischen Scholle, ihre Kraft auswirken und bleiben kann, was sie war? Ich meine, diese Frage ist so kompliziert und so schmerzlich nicht, wie sie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Wir müssen von dem Grundgedanken ausgehen, daß wir Balten Deutsche sind und nur als Deutsche ein Recht auf Dasein haben. „Was ich bin und was ich habe, dank ich dir, mein Vaterland!“ Diese Gesinnung ist im Feuer des Weltkrieges bei Tausenden geläutert worden. Wir alle haben Leben und Gut eingesetzt für die deutsche Sache und dürfen, ohne unbescheiden zu sein, uns auf diese, durch die Tat bewiesene Gesinnung berufen. Gefängnis und Sibirien zeugen für uns, viele unserer Söhne, die für Kaiser und Reich ihr junges Leben gelassen haben, reden davon. Ein so ergreifendes Buch, wie die mit dem Herzblut geschriebenen Aufzeichnungen Helene von Hörschelmanns „Vier Jahre in russischen Ketten“ hat vielleicht nur eine baltische Frau schreiben können. Und dieses Deutschland liebten wir nicht nur im Glück des Kriegeruhmes und der stolzen Weltgeltung, nein, dem bettelarmen und geschmähten Deutschland gehört nicht minder unser Herz. Denn es ist wahr, was Helene von Hörschelmann sagt: „Man hat die ganz große Liebe oder man hat gar keine.“

Dieses baltische Deutschtum wurzelt natürlich, wie jedes Volkstum im Boden, in der Scholle, in der dort gepflegten Eigenart und Tradition, aber es ist doch auch eine starke geistige Macht, die gleich dem Strom, der, ins Meer mündend, sein süßes Wasser weit in die Salzflut hineintreibt, sich noch eine Zeitlang durchsetzt, wenn ihre Daseinsbedingungen nicht mehr die alten sind. Und so werden wir Balten, die wir mit vollem Bewußtsein im Kampf um die alten Kulturgüter groß geworden sind, alt und jung, im Innersten bleiben, was wir waren, auch fern von der geliebten Heimat ein geschichtlich bedingter deutscher Volksstamm. Wir werden, glaube ich, sogar ein reinerer Ausdruck baltischer Art sein, als die dem Wandel der Zeit heute so schmerzlich unterliegenden Balten daheim, denn darüber gibt es keine Täuschung: Jenes aristokratisch gerichtete baltische Kolonistenvolk hört dort auf — es wird eine Diasporagemeinde, die unter Opfern an äußerer Macht und Einbuße politischen Einflusses schwer um ihr nacktes Leben ringen wird. Andere Götter kommen in Lettland und Estland auf, die Balten dort werden immer mehr vorwärts sehen, werden vom liebgewordenen Einst Abschied nehmen müssen, so sehr sie sich auch dagegen stemmen mögen. Wir hier aber werden das Alte länger erhalten können. In diesem Sinne ist der Zusammenschluß der Balten im Reich, der akademischen Jugend, überhaupt die ganze baltische Organisationsarbeit herzlich willkommen zu heißen. Die so gesammelte baltische Kraft wird auch Deutschland zu Nutz und Frommen gereichen, kann Sauerteig werden in dem öden demokratischen Einerlei und das Gefühl stärken, daß die Wenigen über die Masse schließlich obsiegen werden. Natürlich darf dieser Zusammenschluß keinen Dünkel zeitigen, keine Abschließung von dem deutschen Leben zur Folge haben — solchen Bestrebungen — Ansätze dazu waren früher schon da und zeigen sich auch heute — wird jeder echte Balte den Kampf bis aufs Messer ansagen! Auch auf unsere Kinder, die hier heranwachsen, sollen wir den guten, alten baltischen Geist verpflanzen, damit sie fähig werden, den Kampf für Deutschlands große Zukunftsgüter mitzukämpfen. Sie sollen mit Stolz der Arbeit ihrer Väter in der alten Heimat gedenken und im selben Geiste für ihr neues Vaterland, das deutsche Mutterland, arbeiten und wirken. Aber auf die

Dauer wird sich diese baltische Eigenart auch in Deutschland nicht behaupten können, sie wird aufgehen im Strom des großen deutschen Lebens. Und es ist auch nichts Schmerzlichendes an diesem Gedanken für jeden, der sich mit Bewußtsein deutsch fühlt. Und sollte ein solches Aufgehen nicht in jedem Falle besser sein, als unter der Einwirkung lettischer und estnischer Elemente etwas ganz anderes zu werden, als die Väter es gewesen sind?! Viele werden so empfinden.

So betrachtet ist das Emigrantenlos so herbe und bitter nicht, wie es so manchem von uns heute erscheinen mag, der an sich die Wahrheit des Wortes empfindet:

„Wer in der Heimat erst sein Haus gebaut,
Der sollte nicht mehr in die Fremde gehen.“

Aber Deutschland ist ja nicht die Fremde, es ist Mutterland und Vatererde! Und wo es sich zu uns als Fremden stellen sollte, wollen wir es geistig zu überwinden suchen durch doppelte Arbeit!

Was Schirren als die Summe baltischer Politik hinstellt, das gilt nicht nur für Balten in der alten Heimat, das gilt nicht minder von denen, die in Deutschland oder wo sie sonst das Schicksal hinstellt, die Hand an die Arbeit legen: „Fest stehen und ausharren!“ Unsere Pflicht tun — mehr können wir nicht! Der Ausgang liegt ja nicht in unserer Hand!

Am Sylvestertage des Jahres 1914 schrieb ich aus dem russischen Riga unter der Überschrift „Die Schicksalsstunde der baltischen Provinzen“ einen längeren Artikel, der unter mancherlei Abenteuern aus Riga nach Deutschland gelangte, um hier von der deutschen Gesinnung der Balten offen zu zeugen. Was haben wir erlebt und erlitten seit jenem Tage — aber wir sind die Alten geblieben. Mit den dichterischen Worten Leopold von Schröders, die ich damals meiner Arbeit voranstellte, seien auch meine heutigen Ausführungen beschlossen:

„Der du am Quell des Lebens wohnest,
Erhaben über Raum und Zeit,
Hoch über Grund und Folgen thronest,
In großer Kraft und Herrlichkeit,
Dort in bestimmten Himmelszelten
So behr wie in des Herzens Schrein —
Herr Gott, Du Meister aller Welten,
Wir fürchten nichts, als Dich allein.“

In diesem demütigen Bescheiden bleiben wir, ob in der alten Heimat, ob in Deutschland lebend und kämpfend, in gleicher Gesinnung verbunden: Wir wollen nicht miteinander hadern und für den einen oder den andern den wahren baltischen Geist allein in Anspruch nehmen. So verschieden die Wege auch sind, das Ziel bleibt doch dasselbe: der Väter Erbe zu wahren im Wandel der Zeiten und in der Hoffnung auf die Hilfe der Vorsehung.

Neue Pläne für Mieterschutz.

(Neudeutsche Gesetzesarbeit.)

Von Professor Dr. Bredt, Marburg, M. d. L.

Die Reichsregierung hat den „Entwurf eines Gesetzes über Mieterschutz und Mieteinigungsämter“ ausgearbeitet und einstweilen dem Reichswirtschaftsrat vorgelegt. In diesem Stadium ist es natürlich noch ausgeschlossen, Mutmaßungen anzustellen über das endgültige Geschick des Entwurfes, und wenn er vielleicht sein Gesicht noch grundlegend wandelt, bis er im Reichsgesetzblatt erscheint, so ist es doch am Platze, ihm heute schon eine Besprechung zu widmen. Der Entwurf zeigt nämlich ein Aussehen, welches bisher so völlig unmöglich erscheinen mußte, daß ein gewisses kulturhistorisches Interesse schon aus diesem Grunde gegeben ist. Wenn es auch — wie sicherlich zu erwarten — einer einsichtigen Reichstagsmehrheit gelingt, den Entwurf völlig umzugestalten, so muß es doch für künftige Geschlechter interessant sein, zu sehen, auf welchen Bahnen die heutige Regierung sich bewegen wollte. In diesem Sinne sei daher der Entwurf besprochen.

An sich ist der Ausgangspunkt der ganzen Gedankenreihe richtig. Das heutige Verfahren vor den Mieteinigungsämtern kann so nicht bleiben. Es fehlt an einer festen Rechtsprechung und an wirklich unabhängigen Vorsitzenden. Das eine Amt ist mietersfreundlich, das andere hausbesitzerfreundlich; niemand weiß recht, woran er ist, wenn er eine Klage hat. Zudem aber werden die Ämter derartig belastet mit formalen Kleinigkeiten, daß man eine grundlegende Besserung nur erwarten kann durch eine Vereinfachung des Verfahrens. So hat sich allmählich der Gedanke durchgesetzt, daß man die Mietssteigerungen auf Grund der allgemeinen Zuschläge kurzweg im Verwaltungswege festsetzen, daneben aber die eigentliche Räumungsklage den ordentlichen Gerichten übertragen will. Diese Grundgedanken sind an sich gut, und man sieht, daß das Gesetz sich offensichtlich auf ihnen aufbauen sollte. Man sieht aber weiterhin deutlich, daß der so gedachte Entwurf in die Hände von „Sozialpolitikern“ gefallen ist und diese dann versucht haben, auf solchem Wege ganze Arbeit zu machen. So ist etwas gänzlich anderes herausgekommen.

An der Spitze des Entwurfes steht folgender Fundamentalsatz:

„Eine Kündigung des Mietverhältnisses durch den Vermieter findet nicht statt.“

Der Mieter kann kündigen, der Vermieter nicht. Es gibt allerdings drei Fälle, in denen der Vermieter auf Räumung klagen kann, und von diesen Fällen sei weiter unten noch die Rede. Hier soll zunächst der Gedankengang weiter verfolgt werden, welcher an obigen Grundsatz anschließt. Dieser Grundsatz bedeutet nämlich nicht mehr und nicht weniger, als daß das ganze Rechtsverhältnis zwischen Hausbesitzer und Mieter seines bürgerlich-rechtlichen Charakters entkleidet und auf das öffentlich-rechtliche Gebiet hinübergetragen wird. Der Mieter braucht sich um den Hausbesitzer überhaupt nicht mehr zu kümmern, sondern er findet alles, was ihn angeht, in den Bestimmungen des Mieteinigungsamtes und des Wohnungsamtes. Aus dem Grunde braucht aber auch der Hausbesitzer sich kaum noch zu kümmern um den Mieter, denn dieser wird ihn selbstverständlich sofort an das Amt verweisen. Diese Gedanken werden nun weiter ausgesponnen in folgenden Bestimmungen:

Der § 14 des Entwurfes besagt:

„Auf eine Verpflichtung des Mieters, eine ihm nach § 553 Abs. 2 des Bürgerlichen Gesetzbuchs gegenüber dem Vermieter zustehende Ersatzforderung nicht gegen eine Mietzinsforderung aufzurechnen, kann sich der Vermieter nicht berufen.“

Das heißt praktisch folgendes: der Mieter kann nach Belieben Reparaturen und Verbesserungen in seiner gemieteten Wohnung anbringen lassen und dann die Kosten gegen den Mietzins aufrechnen. Während also im sozialen Interesse die Miete selbst tunlichst in der alten Valuta gehalten wird, können Reparaturen und Verbesserungen, die bekanntlich nach der neuen Valuta zu bezahlen sind, vom Mieter gemacht und aufgerechnet werden. Dabei kann es aber — gerade nach der neuen Valuta — sehr leicht geschehen, daß der Mieter mit ein paar Verbesserungen den ganzen niedrig gehaltenen Mietzins verbraucht, und der Hausbesitzer überhaupt nichts bekommt. Irgendein Schutz des Hausbesitzers hiergegen ist nicht gegeben.

Man geht der Gedankengang aber noch weiter! Der § 10 des Entwurfes besagt:

„Stirbt der Mieter und macht der Erbe von dem ihm nach § 569 des Bürgerlichen Gesetzbuches zustehenden Kündigungsrechte Gebrauch, so treten Familienangehörige des Mieters, die bei dessen Tode zu seinem Hausstande gehört haben, in die Rechte und Pflichten des Mieters aus dem Mietverhältnis ein.“

Hier findet sich zunächst ein Gedanke, der gutzuheißen ist. Wenn nämlich ein Verstorbener Familienangehörige in seiner Wohnung hatte, die nicht seine Erben sind, so entspricht es der Billigkeit, daß diese das Mietverhältnis fortsetzen können und nicht herausgesetzt werden dürfen. Es ist daher durchaus richtig, das in § 569 des BGB. dem Erben gegebene Recht auf Familienangehörige, welche die Wohnung teilen, auszudehnen. Die ungeheure Tragweite der genannten Bestimmung ergibt sich aber erst aus ihrem Zusammenwirken mit dem am Anfange genannten Satze: daß nämlich der Vermieter überhaupt nicht mehr kündigen kann! Es kommt also ein erbliches Recht an der gemieteten Wohnung heraus. Was das heißt, kann man sich sehr einfach klar machen. Wenn jemand heute eine Wohnung innehat, die im Frieden 2000 Mk. kostete, wird er nunmehr vielleicht 3000 Mk. zahlen müssen. Jetzt stirbt der Mieter, und sein Erbe hat eine eigene Wohnung. Der Erbe wird also in die Zeitung setzen: „Wohnung zu vermieten“ — und daß er bei den heutigen Zeitverhältnissen mit Leichtigkeit einen Kriegs- oder Valutagewinnler findet, der ihm 20—30 000 Mk. für eine freie Wohnung zahlt, liegt auf der Hand. Wenn man sich die „Abfindungssummen“ ansieht, die heute in Berlin gezahlt werden, kann man sich ungefähr ein Bild von dem machen, was dann kraft Rechtes geschehen würde. Der Hausbesitzer ist vollkommen ausgeschaltet. Er bekommt nach wie vor seine Friedensmiete mit den Zuschlägen; er muß aber zusehen, wie der Erbe im freien Verkehr die Wohnung gewinnreich verwertet. Diese ganzen Folgerungen sind so ungeheuerlich, daß man zweifeln könnte, ob nicht durch irgendeine andere Bestimmung hier ein Kiegel vorgeschoben sei, denn gerade diese Bestimmungen sind im Entwurfe sehr unklar gefaßt. Erkundigungen beim Reichswirtschaftsrat haben aber ergeben, daß tatsächlich die Dinge so liegen, wie sie oben dargestellt sind — wenigstens sollen sie so liegen nach Absicht der Verfasser des Entwurfes.

Aber selbst damit ist die Gedankenreihe noch nicht zu Ende. Der § 15 sagt: „Der Mieter darf den Gebrauch des Mietraumes einem Dritten überlassen, insbesondere den Raum weitervermieten.“

Das bedeutet nicht etwa, daß der Mieter nur möblierte Zimmer weitervermieten darf, sondern daß er die Wohnung im ganzen kurzerhand weitervermieten kann. Es ergeben sich also genau die Zustände wie bei der Erbschaft. Zahllos sind heute die Mieter, die eine große Wohnung nur deswegen halten können, weil sie nur eine obrigkeitlich niedrig gehaltene Miete zu zahlen brauchen. Da liegt die Versuchung nahe, die Wohnung zu einem Vielfachen der selbst gezahlten Miete an einen Gewinnler weiter zu vermieten und sich selbst bei Verwandten oder Freunden — vielleicht gegen Anteil am Gewinn — zu behelfen. Der Hauswirt aber muß zusehen und muß es sich vielleicht noch obendrein gefallen lassen, daß seine geringe Miete aufgerechnet wird gegen Reparaturen oder Verbesserungen, die der neue Mieter nach seinem Gefallen vornehmen läßt.

Nun ist allerdings ein kleiner Ansatz zum Schutze des Vermieters vorhanden. Es bestimmt nämlich der Abs. 2 des § 15:

„Auf Antrag des Vermieters hat das Mieteinigungsamt dem Mieter die Befugnis (zur Weitervermietung) zu entziehen, wenn ein wichtiger Grund zur Entziehung vorliegt.“

Man kann sich wohl eine Vorstellung davon machen, welche Summe von Prozessen in diesen wenigen Worten schlummert, und mit welcher Mut diese Prozesse geführt werden müssen. Ein kleiner Mieter, der für wenige hundert Mark eine Wohnung innehat, macht vielleicht mit einer Weitervermietung einen Gewinn von Tausenden; er kann geradezu leben von diesem Geschäft. Wenn da der Hausbesitzer, der vielleicht um seine Existenz kämpft, auf Aufhebung klagt: was ist da ein „wichtiger Grund“? Mit welcher Erbitterung werden diese beiden Parteien gegeneinander kämpfen! Denn was steht für jeden auf dem Spiele! Man braucht sich bloß diese Tatsache vor Augen zu führen, um die volle Tragweite des Gesetzentwurfes zu erkennen.

Nun darf man aber diese ganze Frage nicht etwa nur vom Standpunkte des Hausbesitzers aus sehen, sondern vor allem muß hier an die Allgemeinheit gedacht werden. Von diesem Standpunkte aus gesehen steht man aber vor einem vollkommenen Rätsel und fragt sich vergebens, was sich wohl die Verfasser des Entwurfes gedacht haben. In jeder Stadt gibt es heute massenweise Wohnungsuchende, und zwar solche, die mit Fug und Recht bedacht werden sollten, versetzte Beamte, ausgewiesene Flüchtlinge und andere. Deren ganze Hoffnung beruht heute darauf, daß irgendwo Wohnungen frei werden, sei es durch Tod oder durch Verzug. Diese beiden Hoffnungen würden künftig völlig wegfallen. Kein Erbe wird noch so töricht sein, die Wohnung des Erblassers dem Wohnungsamte zur Verfügung zu stellen, sondern er wird sie gegen ein Vielfaches der Miete an einen Gewinnler vermieten. Wer aber künftig fortzieht, wird ebenfalls so klug sein, vorher seine Wohnung im freien Verkehr weiter zu vermieten und sich mit dem so erzielten Gewinne an seinem neuen Wohnorte wiederum eine Wohnung auf dieselbe Weise zu verschaffen. Die eigentlichen Wohnungsuchenden haben überhaupt keine Aussicht mehr, es sei denn, daß sie ebenfalls mit solchen Mitteln zu arbeiten verstehen.

Man kann immer wieder nur betonen, daß alles dies etwas märchenhaft klingt, daß es sich aber tatsächlich aus dem Entwurfe ergibt. Im Reichswirtschaftsrat ist es auch bereits verhandelt, und man kann annehmen, daß

noch eine grundlegende Umgestaltung des Entwurfes vorgenommen wird. Hier kann es sich nur darum handeln, zu zeigen, was der Entwurf selbst besagt, und wohin er führt. Man wird auch kaum annehmen können, daß die Verfasser des Entwurfes bewußt darauf ausgegangen sind, den Hausbesitz zu ruinieren und vielleicht den linken Parteien des Reichstages zu Gefallen zu sein. Es ergibt sich vielmehr mit Deutlichkeit, daß die Wurzel der ganzen Erscheinung offenbar in einer zu flüchtigen Arbeit und einer zu geringen Kenntnis der rechtlichen Tragweite der vorgeschlagenen Bestimmungen zu suchen ist. Der Entwurf stößt nämlich nicht nur die Hausbesitzer und die Wohnungsuchenden vor den Kopf, sondern auch die Gewerkschaften. Es bestimmt nämlich § 11:

„Ist der Raum nur mit Rücksicht auf ein zwischen den Vertragsteilen bestehendes Dienst- oder Arbeitsverhältnis vermietet, so gelten unbeschadet des § 13, die §§ 1 bis 10 nur während der Dauer des Dienst- oder Arbeitsverhältnisses.“

Das bedeutet praktisch, daß ein Arbeitgeber im Falle des Streites alle Arbeiter, welche bei ihm Arbeiterwohnungen innehaben, auf die Straße setzen kann. Es ist also völlig richtig, wenn die Arbeiter im Reichswirtschaftsrate erklärt haben, sie erblickten in dem Entwurfe einen Versuch, das Streitrecht zu brechen. Da man aber der heutigen Regierung eine solche Absicht nicht wohl unterstellen kann, muß man zu dem Ergebnis kommen, daß der Entwurf verfaßt ist, ohne daß seine Tragweite überhaupt begriffen und übersehen ist.

Was nun den zweiten Abschnitt: „Mieteinigungsämter“ angeht, so wirkt er zusammen mit den zu Anfang schon angedeuteten Bestimmungen über die Möglichkeit tatsächlicher Räumung. Es sind hier in den §§ 2—4 drei Fälle vorgesehen: Wenn der Mieter sich unleidlich benimmt; wenn er mit zwei Terminen der Mieten im Rückstande bleibt, und wenn der Vermieter — unter sehr verklausulierten Bedingungen — den Raum selber gebraucht. Es würde zu weit führen, auf diese langatmigen Bestimmungen im einzelnen einzugehen; es genügt zu sagen, daß sie ebenfalls so wenig durchdacht sind, daß sie unmöglich so bestehen bleiben können. Hier soll nur auf eines hingewiesen werden: Das Gesetz beabsichtigt eine Entlastung der Mieteinigungsämter herbeizuführen und die Kündigung von Wohnungen den Amtsgerichten zu übertragen. Zurzeit muß der Vermieter zunächst beim Mieteinigungsamt den Antrag auf Kündigung stellen. Ist diesem stattgegeben, so muß er die Räumungsklage erheben. Hat er hier ein vollstreckbares Urteil, so muß er wieder an das Mieteinigungsamt zur Bewilligung der tatsächlichen Vollstreckung. Das Mieteinigungsamt aber gibt die Bewilligung nur auf Grund einer Bescheinigung des Wohnungsamtes, daß für den Mieter eine andere angemessene Wohnung vorhanden ist. — In Zukunft soll nun die ganze Räumungsklage vom Amtsgericht entschieden werden. Dabei ist aber wieder vorgesehen, daß das Mieteinigungsamt die tatsächliche Vollstreckung bewilligen muß auf Grund einer Bescheinigung des Wohnungsamtes, daß eine angemessene andere Wohnung vorhanden ist. Worin also die Vereinfachung bestehen soll, ist schwer zu sagen. Man muß sich aber auch hier wieder vor Augen halten, daß es künftig völlig ausgeschlossen ist, vom Wohnungsamte die Bescheinigung zu erhalten, es sei eine andere Wohnung vorhanden, denn sowohl ein Erbe wie ein vom Orte Verziehender werden sich schwer hüten, ihre Wohnung dem Amte zur Verfügung zu stellen, sondern sie werden sie frohlockend gegen großen Gewinn

unter der Hand weitervermieten. Das ist der wirkliche Erfolg des Entwurfes, der eine Vereinfachung bezweckt!

Nun muß aber endlich noch auf eine weitere grundsätzliche Frage hingewiesen werden. Es fehlt nämlich im Gesetze jegliche Bestimmung darüber, daß neu errichtete Gebäude von diesen Bestimmungen unbetroffen bleiben. Wer wird aber jemals so töricht sein, ein neues Haus zu erbauen, wenn seine Mieter sofort ein vererbliches und veräußerliches Recht an der Wohnung zu obrigkeitlich festgesetzten Preisen bekommen? Jede Bautätigkeit wird geradezu im Keime erstickt, und daß an diese Grundfrage offensichtlich kein Mensch gedacht hat, als der Entwurf herausgegeben wurde, zeigt mehr als alles andere, was man von der ganzen Arbeit zu halten hat.

Alles in allem hat der Entwurf, wie gesagt, wohl nur ein kulturhistorisches Interesse. Man mag über den heutigen Reichstag denken, wie man will: daß er ein solches Gesetz verabschiedet, ist völlig ausgeschlossen. Daß es aber überhaupt möglich ist, einen solchen Entwurf gedruckt herauszugeben, gibt sehr zu denken. Kein vernünftiger Hausbesitzer fordert heute kurzerhand die Aufhebung aller Zwangswirtschaft, denn damit wären weite Kreise der Willkür der Hausbesitzer preisgegeben. Umgekehrt aber wird es keinem vernünftigen Mieter einfallen, nun umgekehrt zu verlangen, daß die Hausbesitzer kurzerhand entrechtet werden zugunsten derjenigen, die bei Inkrafttreten eines solchen Gesetzes zufällig gerade Mieter sind, und daß gleichzeitig die Wohnungsuchenden kurzerhand ausgeschaltet und jeder Hoffnung beraubt werden. Die schwierige Frage des Verhältnisses von Mieter und Vermieter kann vielmehr nur dann gelöst werden, wenn man sich klar darüber ist, daß der Boden der Privatwirtschaft schlechterdings nicht verlassen werden kann, wenn überhaupt eine Wohnungsproduktion wieder einsetzen soll. Im Sozialisierungsausschusse des Reichstages ist zwar allen Ernstes eine Sozialisierung der Bautätigkeit erörtert worden, aber es hätte kaum Wert, hier ausführlich dazu Stellung zu nehmen. Wenn man sich heute das Ergebnis der Eisenbahn und der Post ansieht, kann man sich einen schwachen Begriff davon machen, was es kosten würde, ein Haus im sozialisierten Reichsbetriebe zu bauen. Es muß also unter allen Umständen die private Bautätigkeit wieder in Gang kommen; dies ist aber nur möglich dann, wenn der Bauunternehmer eine Möglichkeit sieht, finanziell zu bestehen. Wenn der vorliegende Entwurf Gesetz würde, fände man sicherlich keinen Menschen, der es noch wagen würde, für seine Mitmenschen Wohnungen herzustellen. Alle Mieterschutzgesetzgebung kann daher nur den Charakter von Übergangsbestimmungen haben, und es ist völlig ausgeschlossen, daß die ganze Grundlage des bürgerlich-rechtlichen Mietvertrages hier dauernd aufgegeben wird. Vor allem aber muß diese schwierige Materie geregelt werden auf Grund sorgfältiger juristischer Erwägungen. Mag die Frage auch noch so sehr beherrscht sein von der Politik; — mögen die Parteien noch so sehr bestrebt sein, den Mietern, die ja die meisten Stimmen aufbringen, zu Willen zu sein; — mag die Materie auch sachlich noch so viele Schwierigkeiten bieten: — unter allen Umständen muß eine klar durchdachte und sorgfältig erwogene Arbeit vorgelegt werden. Unsere Universitäten haben genügend Juristen herangebildet, die derartige Arbeit leisten können; mögen sie es auch tun!

Wirtschaftlicher Zusammenbruch oder Wiederaufbau?

Von Verleger J. S. Lehmann.

Seit dem Vertrag von Versailles hat kaum ein Regierungserlaß so verhängnisvoll in das Wirtschaftsleben des deutschen Volkes eingegriffen, wie die Vorschriften über die neuen Gebühren für Briefe, Drucksachen, Pakete, Frachten. Mit zwingender Notwendigkeit wird durch dieses verhängnisvolle Gesetz der gesamte deutsche Handel gezwungen, alle Preise ganz außerordentlich zu erhöhen.

Ein Beispiel aus dem mir nahe liegenden Verlagsbuchhandel mag das Unsinnsige der deutschen Portosätze beleuchten. Ein Verleger druckt eine wissenschaftliche Wochenschrift von 8 Bogen Umfang. Er honoriert die Mitarbeiter, er bezahlt Setzer und Drucker, Papierfabrikanten und Buchbinder. Für alle die geistige und technische Arbeit, für Papier (2 Kilo) werden vierteljährlich insgesamt M. 30.— berechnet. Die republikanische Post berechnet dagegen allein für die Zustellung unter Band M. 26.— in Deutschland und M. 41.60 nach Ungarn. Die kleine Arbeitsleistung der Post steht in schreiendem Mißverhältnis zu dem berechneten Portobetrag und zu dem, was der Verleger für dasselbe Geld an tatsächlichen Werten liefert. Trotzdem verdient der Verleger noch bei dem Blatt und zahlt namhafte Steuern, indessen die Post trotz solcher Grundsätze ein Defizit von vielen Milliarden hat. Ein anderes Beispiel: Das bekannte Werk von Professor Rein über Schulerziehung wurde früher in der Volksausgabe für M. 5.— verkauft und hat als Postpaket 50 Pfg. Porto gekostet. Heute verursacht die Versendung dieses Buches M. 9.— Spesen, also beinahe das Doppelte des alten Ladenpreises. Allein um das Porto wieder hereinzubekommen, muß der Verleger den Preis des Buches um das Vierfache erhöhen, da er seinerseits auch wieder genötigt ist, dem Sortimentsbuchhändler Rabatt zu geben. Der Handel und die Versendung von Flugschriften wird durch die neuen Portosätze nahezu unmöglich gemacht. Bisher konnten Flugschriften bei Massenbezug mit 20 Pfg. berechnet werden. Heute kostet der Bestellbrief M. 2.—, das Porto 50 Pfg., durch die Bezahlung des Betrages erwachsen wiederum M. 2.— Spesen, so daß für eine Broschüre, die früher mit 20 Pfg. berechnet worden ist, bis der Verleger den Betrag im Hause hat, M. 4.50 Spesen entstehen. Wenn man bedenkt, daß durch Flugschriften ein großer Teil der Aufklärungsarbeit im deutschen Volke besorgt wurde, und daß zumal durch die billigen Volksbücher von Reclam, Teubner, Quelle & Meyer und anderen die Volksbildung gewaltig gehoben wurde, so muß festgestellt werden, daß durch die Erhöhung der Postgebühren um das 20—25fache das deutsche geistige Leben, dem Wunsche und der ausgesprochenen Absicht der Entente entsprechend, bis ins Herz getroffen wird. Lloyd George sagte: Der Krieg mit Deutschland beginnt erst nach dem Friedensschluß. Eine „Anock out“ Politik, d. h. die Politik, durch die Deutschland wirtschaftlich und geistig völlig vernichtet werden soll, feiert hier mit Hilfe der Regierung Wirth den verhängnisvollsten Sieg, der Deutschland mehr kostet, als der Verlust der Marne-Schlacht. — Die Herausgabe von billigen Schriften ist unter diesen Umständen auch aus dem Grunde kaum mehr denkbar, weil die Versendung von Prospekten durch diese Tarife fast unmöglich gemacht ist, da man bei billigen Büchern niemals in der Lage ist, die gewaltigen Spesen zu

decken, die eine Prospektversendung verursacht (früher 3 Pfg., jetzt 50 Pfg.). Wenn es dem Verleger aber unmöglich gemacht wird, solche billige Volksliteratur zu drucken, so ist er auch in einer ganzen Reihe von Fällen nicht mehr in der Lage, von den Schriftstellern Werke zu erwerben und dem Buchdrucker, Buchbinder und Papierhändler entsprechende Aufträge zu geben. — Wie es dem Buchhandel, der bisher noch weitaus die billigsten Preise innehielt, in Zukunft unmöglich sein wird, billige Bücher herzustellen, so wird aber auch auf allen anderen Gebieten des Handels, namentlich auf dem Gebiete des Ernährungswesens, das ganz außerordentlich auf Post- und Frachtverkehr angewiesen ist, eine große Preissteigerung eintreten müssen.

Diese Verordnung hat aber auch noch die furchtbare Begleiterscheinung, daß durch die Verteuerung der Waren der Wert des Geldes abermals herabgedrückt wird. Jeder Deutsche, der sein Vermögen nicht in Waren oder anderen Goldwerten angelegt hat, ist durch diese Verordnung, durch die der Geldwert auf lebenswichtigen Gebieten, die preisbildend wirken müssen, auf $\frac{1}{3}$ des alten Wertes herabgesetzt wurde, im selben Verhältnis ärmer geworden. Sein Vermögen hat nur noch $\frac{1}{3}$ der alten Kaufkraft, er ist somit um $\frac{2}{3}$ seines Vermögens beraubt. — Warum hat die Regierung des Deutschen Reiches auch diesem Wunsche der Entente, die, wie ihre führenden Staatsmänner schon so oft erklärt haben, kein anderes Ziel kennt, als Deutschland wirtschaftlich und jetzt vor allem auch geistig zugrunde zu richten, wieder bereitwilligst entsprochen? Weil die führenden Männer der Regierung, die die Politik der derzeitigen Reichstagsmehrheit bestimmen, genau wie die Entente die Absicht haben, Deutschland wirtschaftlich und geistig zu proletarisieren. Gold besitzt das deutsche Volk keines mehr, Goldwerte werden in ungleich geringerem Maße hergestellt wie vor dem Kriege, und zudem werden diese zum großen Teil nicht zu Goldpreisen sondern unter Beihilfe der Regierung zu Papierpreisen ins Ausland verschleudert. Infolgedessen ist es der Regierung nicht möglich, ausländische Devisen in der nötigen Menge zu erwerben, und die internationale Börse, die auch jetzt noch, wie während des Krieges, zielbewußt auf die Vernichtung Deutschlands hinarbeitet, ist in der Lage, den Wert der Mark so herabzudrücken, daß deutsches Papiergeld im Ausland billiger zu erwerben ist wie Bieretiketten. Infolge davon mußte der Dollar schon mit Mk. 300.— bezahlt werden, und für 2—4 Rappen kann man in der Schweiz eine Mark kaufen.

Was kann geschehen, um diesem heillosen Zustand ein Ende zu bereiten? In erster Linie muß verlangt werden, daß wir eine Regierung haben, die sich nicht als Handlanger und getreuen Anecht der Entente betrachtet und alles ausführt, was diese zur Vernichtung Deutschlands getan zu haben wünscht. Warum müssen die Porto- und Frachtsätze erhöht werden? Weil Post und Eisenbahn mit riesigen Verlusten arbeiten. Warum arbeiten sie mit Verlusten? Weil die Eisenbahn vor dem Krieg mit einem halb so großen Personal, das nur den 2. Teil der jetzigen Gehälter erhielt, den doppelten Umsatz hatte. Bei der Post liegen die Verhältnisse ganz ähnlich. Auch hier ist das Personal außerordentlich erhöht worden, so daß auf vielen Postanstalten die Staatsbeamten nicht wissen, womit sie die Zeit verbringen sollen. Zehntausende unnütze Missetter müssen vom Staat erhalten und gefüttert werden und das deutsche Volk und der deutsche Handel, die schwer um ihr Dasein ringen, sind jetzt genötigt, Mk. 2.— für einen Brief zu zahlen, weil die deutsche Republik resp. gewissenlose Machthaber es für zweckmäßig erachtet haben, ihren Anhang

durch Tausende von Beamten zu stützen, die, obgleich sie keine Vorbildung haben, glänzende Gehälter beziehen. Man fragt sich unwillkürlich: ist das deutsche Volk nur Ausbeutungsobjekt für Bahn- und Postangestellte oder sind diese da, um ihre Pflicht dem deutschen Volk gegenüber zu erfüllen? Hier muß mit eiserner Hand durchgegriffen werden. Geschieht dies, so können die Tarife ohne weiteres um ein namhaftes heruntergesetzt werden. Das überflüssige Personal kann in die Berufe zurückkehren, in denen es früher gearbeitet hat, denn in diesen herrscht fast durchwegs Arbeitermangel. Die neuesten Posterlasse, aus denen hervorgeht, daß das überzählige Personal seine Zeit auch dazu verwendet, die Post aller staatserbaltenden Elemente für die kommunistische Partei zu überwachen, bestätigen unsere Feststellung, daß Tausende von überzähligen Genossen sich auf den Postämtern herumdrücken.

Wie können die Verhältnisse im Deutschen Reich weiter verbessert werden?

In erster Linie dadurch, daß der gesamte Ausfuhrhandel verpflichtet wird, ausnahmslos die Rechnungen in der Währung des fremden Landes auszustellen. Es wird sich dann ergeben, daß $\frac{3}{4}$ des deutschen Handels bisher goldwertige Ware zu Schund- und Schleuderpreisen ins Ausland abgegeben hat. Ich will an zwei Beispielen zeigen, wie gedankenlos in dieser Beziehung selbst von großen deutschen Firmen gearbeitet wird.

In der Nummer 519 vom 10. Dezember 1921 brachte die München-Augsburger Abendzeitung an der Hand der Ausfuhrstatistik eine Liste von 17 verschiedenen Kleidungsstücken, die insgesamt in einer Zahl von 217 092 Stück ins Ausland ausgeführt worden sind. Es sind darunter 15 926 Ulstermäntel, das Stück zu Mk. 75.05. In Deutschland muß man für einen Ulster etwa Mk. 300.— zahlen. Hier wird er für Mk. 75.— ins Ausland verschleudert. Gehen die Sachen nach Amerika, so braucht der Amerikaner für Mk. 75.— etwa 40 cts. zu zahlen. Das entspricht in unserer alten Goldwährung einem Betrag von sage und schreibe Mk. 1.60. — Es wird somit unter den Augen und mit Hilfe der Regierung eine Ware ins Ausland verschleudert, die niemals auch nur zu einem annähernden Preis je so angefertigt werden konnte. Und warum das? Angeblich, damit den deutschen Händlern, die ihre Waren zu teuren Preisen aus dem Ausland beziehen, durch diese im Land befindliche Ware keine Konkurrenz gemacht werden kann. 100 000 Arbeiter und Angehörige des Mittelstandes wären glücklich gewesen, wenn sie für einen angemessenen Preis warme Kleider hätten kaufen können. Die Regierung der deutschen Republik läßt aber das deutsche Volk frieren und hilft die im Lande befindlichen Waren für Schleuderpreise ins Ausland verschieben. — Der normale Preis in Amerika dürfte für diese Ware etwa 6 Millionen Dollar gewesen sein, in Mark übersetzt sind dies 1080 Millionen. 12 Millionen hat man dafür eingenommen; es sind somit an deutschem Nationalvermögen durch eine einzige Saltura verloren gegangen: 1062 Millionen Mark! Wer ist für diesen Betrug am deutschen Volk verantwortlich? Wir hoffen und verlangen vom Deutschen Reichstage, daß er eine Untersuchungskommission einsetzt, und daß die Leute, die an dieser Schiebung beteiligt sind, für den vollen Schaden, der dem deutschen Nationalvermögen entstanden ist, haftbar gemacht werden. Bei diesem Anlaß muß von Reichs wegen festgestellt werden, wieso die fragliche Firma in die Lage kam, zu diesen Preisen verkaufen zu können. Es wird behauptet, es handele sich um die Firma Lewin in Breslau, die seinerzeit die riesigen Militärbestände zu Spottpreisen erworben habe. — Wir haben Wucherämter. Wir verlangen, daß diese Ämter

auch die Klagen über Verschleuderungen zu prüfen bekommen, damit den Handeltreibenden und den Behörden, die jetzt in der Zeit der größten Kleidersteuerung zu Hunderttausenden billige Kleider ins Ausland verschoben helfen, das Handwerk gelegt wird.

Ein weiteres Beispiel:

Der Verlag von Julius Springer in Berlin bietet in Nr. 40 der Berliner Klinischen Wochenschrift dieses Blatt für M. 30.— nach dem In- und Ausland an. Obgleich M. 30.— nicht genügen, die Herstellungs- und Versandkosten der deutschen Ausgabe zu decken, verkauft diese Firma das Blatt für 15 cts. nach Amerika, d. h. für einen Betrag, den ein Amerikaner für die Freimachung dreier Briefe benötigt, die er nach Deutschland schickt. Ein amerikanischer Verleger verkauft seine gleich große amerikanische Zeitung für 1.50 \$ nach Deutschland. Wir haben somit für das amerikanische Blatt M. 300.— zu zahlen. Liefern deutsche Firmen ihre gleichwertigen Blätter für M. 30.—, so gehen dem deutschen Nationalvermögen bei jedem Bezieher in jedem Vierteljahr M. 270.— verloren. Wie hier, verhält es sich in allen übrigen Fällen, wo deutsche Fabrikanten zum Marktpreis ins Ausland liefern. — Darf das deutsche Volk, darf die deutsche Regierung einer solchen Verschleuderung deutschen Nationalvermögens, die zum wirtschaftlichen Zusammenbruch führen muß, ruhig zusehen? Wenn wir nicht zugrunde gehen wollen, sicherlich nicht!

Das deutsche Volk und die deutsche Regierung müssen sich vor allem klar machen, daß durch die Entwertung des deutschen Geldes die deutschen Waren nicht an Wert verlieren. Von Reichs wegen muß darauf gehalten werden, daß die deutsche Ware ins Ausland nur zum Goldpreis verkauft werden darf, da wir alle Rohstoffe vom Ausland auch nur zum Goldpreis erhalten.

Deutschlands Handelsbilanz kann nur dadurch ohne Verlust ausgeglichen werden, daß wir alle Waren, die wir ausführen, zum selben Kurs ausführen, zu dem das Ausland sie bei uns einführt.

Wenn wir uns also fragen: Was kann geschehen, um den jetzigen Zustand zu bessern, so kämen folgende Maßnahmen in Betracht:

1. dürfen alle Waren, die von Deutschland nach dem Ausland verkauft werden, nur in fremder Währung ausgeliefert werden. Es sind für alle Waren von den betreffenden Berufsgruppen Richtlinien aufzustellen, die ungefähr dem alten Goldpreis entsprechen, die aber so zu stellen sind, daß die Waren trotzdem noch so viel billiger sind als die Auslandspreise, daß das Ausland dadurch veranlaßt wird, in Deutschland weiter zu kaufen. Hierdurch verzehnfacht sich der Wert eines großen Teils der Ausfuhr von einem Tag auf den anderen, und das hat ein entsprechendes Steigen der Valuta zur Folge.
2. Der Valutagewinn, der erzielt wird, darf aber, wie die Sozialdemokraten mit Recht beanspruchen, nicht ausschließlich in die Taschen der Fabrikanten fließen. Seit Jahren trete ich dafür ein, daß nur zu Goldpreisen ausgeführt werden soll, daß aber von dem Valutagewinn, der dabei erzielt wird, ein sehr namhafter Betrag weggesteuert werde. — Der sozialdemokratische Vorschlag, diese Valutagewinne völlig wegzusteuern, ist in meinen Augen nicht berechtigt. Es liegt im höchsten Interesse des gesamten deutschen Volkes, daß die deutschen Fabriken ins Ausland Waren ausführen, daß sie ihre Vertreter nach allen Handelsplätzen der Welt senden, um dort Abschlüsse zu machen, um für ihre Arbeiter Beschäftigung zu suchen. Für

diese ersprießliche Arbeit, die die deutschen Fabrikanten dem Vaterlande leisten, müssen sie einen entsprechenden Gewinnanteil haben, der sie ermuntert, solche Geschäfte zu machen.

Die Valutagewinne gehen zurzeit in die Milliarden. Durch ihre Erfassung wäre es mindestens möglich, auch eine völlig ungerechte Steuer auszuschalten, und zwar die Umsatzsteuer an Unternehmungen, bei denen der Fabrikant Geld darauflegt. J. B. Zweidrittel der deutschen Zeitungen arbeiten zurzeit mit Verlust; trotzdem sind sie gezwungen, von ihren verlustbringenden Unternehmungen noch eine hohe Umsatzsteuer zu bezahlen. Das ist geschäftlich Wahnsinn und muß zum Zusammenbruch der ganzen Wirtschaft führen. Durch Erfassung der Geschäfte, die wirklich große Gewinne abwerfen und jetzt nur ungenügend versteuert werden, ließe sich glatt eine Abschaffung solcher ungerechtfertigter Steuern bewerkstelligen. Auch die überhohen Postgebühren ließen sich, wenn diese Valutagewinne besteuert würden, auf ein normales Maß zurückführen.

3. Da jeder Zug heute Hunderte von Ausländern nach Deutschland bringt, die, mit einigen Franken, Dollars, Gulden, Schilling oder nordischen Kronen in der Tasche, die sie in deutsches Papiergeld umtauschen, mit diesem wieder goldwertige Ware erwerben, und da so Tag für Tag Milliarden verloren gehen, hat das Reich:

a) Von jedem Ausländer, der sich in Deutschland vorübergehend aufhält, eine wöchentlich vorauszahlende Aufenthaltsbewilligungsgebühr von täglich 2 Franken, 2 nord. Kronen, 1 Gulden, 2 Schilling, $\frac{1}{2}$ Dollar, zu erheben. Da sich zurzeit ja 500 000 Ausländer in Deutschland aufhalten, macht das eine tägliche Einnahme von 1 Million Franken = 50 Millionen Mark.

b) Es darf kein deutscher Kaufmann Waren, die im Inland verkauft werden, an Käufer abgeben, ohne daß sich dieselben über ihre Staatszugehörigkeit ausweisen. Bei jedem Ausländer ist der deutsche Kaufmann verpflichtet, einen amtlich festzusetzenden Aufschlag zu erheben oder in der Währung des betreffenden Landes zu verkaufen.

Da bei größeren Geschäften 40% des Eingangs ohnehin in Steuern abzuführen sind, wird ja auch diese Einnahme zum großen Teil wieder dem Einzelnen abgenommen und kommt der Gesamtheit zugute. Läßt sich auf diese Weise auch der Ausverkauf Deutschlands nicht restlos aufhalten, und wird es immer noch Hintertüren geben, durch die das Gesetz umgangen werden kann, so wird doch der Zustrom von Ausländern eingeschränkt und dem Ausverkauf ein kräftiger Kiegel vorgeschoben, oder er wird doch zum mindesten ganz wesentlich erschwert. Wenn jede Verfehlung gegen dieses Gesetz mit Gefängnis und gleichzeitiger hoher Geldstrafe bedroht wird, so wird die Zahl der Deutschen, die, um Ausländern gefällig sein zu wollen, für sie Einkäufe besorgen, rasch abnehmen.

Wenn der Reichstag ein solches Notgesetz erlassen würde, so würde sich die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit Deutschlands von einem Tag auf den andern um ein Mehrfaches verbessern, und das wird in kurzer Zeit auch in dem Stand der Valuta wieder zum Ausdruck kommen.

Tariferhöhung und Wirtschaftsleben.

Von Direktor O. Rutzner, München.

Das Jahr 1921 brachte uns auf dem Gebiete der Güterbeförderungskosten ganz außergewöhnliche Verteuerungen. Erstmals wurden die Tarife erhöht im April, bis Oktober blieben die Frachtsätze unverändert. Am 1. November erfolgte eine 30% ige Erhöhung, und schon am 1. Dezember erfuhren diese erhöhten Frachtsätze eine weitere Steigerung um volle 50%.

So kosteten beispielsweise 100 kg Normalgut von München nach Berlin zu Anfang des Jahres 1921:

	Einzelsendungen		Waggon von	
	p. 100 kg		5000 kg	10 000 kg
	Mk. 46.00		Mk. 1487.—	Mk. 2479.—
im April stiegen diese Ziffern auf	85.16	"	2677.—	4461.—
im November auf	110.60	"	3480.—	5800.—
im Dezember auf	165.90	"	5220.—	8700.—
Die Vortriebskosten waren	5.57	"	229.—	404.—

Wir stellen also heute diesen letzteren gegenüber eine Verteuerung um das 2½ fache, das 23 fache, sogar um das 30 fache fest. Hierbei bleiben absichtlich die noch billigeren Exportausnahmetariffsätze außer Betracht.

Man sollte nun annehmen, daß bei so wesentlicher Überschreitung des durchschnittlichen Teuerungskoeffizienten die Eisenbahn, die vor dem Kriege eine Einnahmequelle ersten Ranges der deutschen Bundesstaaten darstellte, auch heute ein Aktivverträgnis bringen müsse. Dem ist aber leider nicht so, denn ein Milliardendefizit stellt die Reichseisenbahn vor die Notwendigkeit, nach neuen Einnahmequellen zu suchen. Diese können nun aber nur in neuen wesentlichen Tarifierhöhungen gefunden werden. Und in der Tat sind schon für den Anfang des Februars 1922 durch Einführung eines in seiner Struktur neuen Gütertarifes gewaltige neue Erhöhungen in Kraft getreten, Erhöhungen, denen gerade wir im äußeren Süden des Reiches, entfernt von den hauptsächlichsten Verbrauchszentren sowohl als den Ausfuhrhäfen, nur mit größter Besorgnis entgegensehen.

Es dünkt uns, daß es unendlich klüger wäre, wenn der Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben weniger durch Erhöhung der ersten als durch Verringerung der letzten angestrebt würde, denn wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir mit den heutigen Frachttarifen schon an die äußerste Grenze dessen herangerückt sind, was der Warenaustausch überhaupt noch zu ertragen imstande ist. Jede weitere Erhöhung muß notwendigerweise unser ganzes Wirtschaftsleben lahmlegen, und dunkle Sorgen bedrücken uns bei diesem Gedanken. Eine nie geahnte Arbeitslosigkeit, Not und Elend in den weitesten Kreisen und die hieraus entspringenden düsteren politischen Folgen müssen das Ergebnis sein.

Es mag zugegeben sein, daß ein großer Staatsbetrieb, wie der der Reichseisenbahn, der sich über das ganze Land erstreckt, in der Lage ist, viele jener Staatsbürger aufzunehmen und zu beschäftigen, die infolge der Umstellungen der Nachkriegszeit ihren früheren Wirkungskreis und ihre frühere Erwerbsmöglichkeit nicht mehr finden konnten. Auch ist der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß einer höheren Belastung des Eisenbahnbudgets vor einer großen

folgeschweren Arbeitslosigkeit wirtschaftlich und sozialpolitisch der Vorzug zu geben ist. Aber das Riesendefizit spricht eine beredte Sprache, die darauf hinweist, daß auch hier Grenzen gesteckt sind. Und wenn die Personalvermehrung gar mit einer Erhöhung der Gütertarife erkaufte werden muß, die Gewerbe und Handel dem Ruine preisgibt, so ist das eine Arznei, an welcher der kranke Staat zugrunde geht. Die Eisenbahn darf eben nicht zur Versorgungsanstalt werden. Wenn die Unterbringung von einigen Hunderttausenden die Arbeitslosigkeit von Millionen verursacht, so war die Rechnung falsch, und es müssen neue Wege eingeschlagen werden, um sie richtig zu stellen. Es bedarf keiner besonderen Beweisführung dafür, daß die Überfülle von Beamten, Bediensteten und Arbeitern dem Staatsbahnbetriebe keineswegs eine Besserung in der Erfüllung seiner Aufgaben brachte, sondern es ist Tatsache, daß sich der Betrieb verschlechterte in dem Maße, in dem sich die Tarife verteuert haben. Verkehrsstockungen, Streckensperren, Verspätungen und Verluste infolge schlechter Behandlung und Abhandenkommen, wie sie heute an der Tagesordnung sind, hat es früher, als man mit weit weniger Personal arbeitete, nicht gegeben.

An Stelle andauernder Personal- und Tarifierhöhungen muß auch im Bereiche des Reichseisenbahnbetriebes das Augenmerk mehr auf Sparsamkeit und rationelleres Arbeiten gelenkt werden. In der Tauglichkeit, nicht in der Masse der Eisenbahner aller Dienstgrade liegt die Möglichkeit zur Gesundung. Es ist ein Gebot der Stunde, dem weiteren Hinaufschnellen der Eisenbahngütertarife im Interesse des Staatsganzen ein gebieterisches Halt zuzurufen.

Die vorletzte Tarifierhöhung sowie die neue sollen überdies ihre Begründung im Verlangen der Ententestaaten haben. Wenn dem so ist, so genügt dieser Umstand an sich schon, uns stutzig zu machen und zu verlangen, möglichst das Gegenteil zu tun, denn etwas für das deutsche Volk Vorteilhafter ist bekanntlich unseren Feinden noch niemals in den Sinn gekommen. Sie freuen sich gewiß, wenn wir nach der im Friedensvertrage festgelegten Abschaffung unserer Ausfuhrabschmettarife unsere Waren nach Grenze und Seehafen selbst so stark mit Transportkosten belasten, daß unsere Erzeugnisse nicht mehr ins Ausland gebracht werden können und unser Wettbewerb durch einen neuen Faktor unmöglich gemacht wird. Zumal die Franzosen werden sich freuen, da sie im besetzten Gebiet, wie es heißt, auf eine Verbilligung der Tarife hinarbeiten, um dies Gebiet wirtschaftlich an Frankreich anzuschließen.

M u t.

Verloren ist alles, sobald man Mutlosigkeit blicken läßt; nur die Zuversicht, die man selbst zeigt, kann ein edles Selbstvertrauen entflammen. Schiller.

* * *

Die gemeine Seele bleibt bloß bei dem Leiden stehen und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein selbständiges Gemüt hingegen nimmt gerade vom Leiden den Übergang zum Gefühl seiner herrlichsten Kraftwirkung und weiß aus jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen. Schiller.

* * *

Lasset uns, meine Brüder, mit mutigem, fröhlichem Herzen auch mitten unter der Wolke arbeiten; denn wir arbeiten für die Zukunft. Herder.



Über den völkischen Gehalt der Unterrichtsgegenstände.

Von Dr. Georg A. Lukas in Graz.

Wer zugibt, daß unser Volkstum das hohe Gut ist, welches unberührt von Jank und Streit, Mißgunst und Alltagsorge den Leitstern unseres Erdenwallens bildet — gleichsam die „irdische Liebe“ neben der „himmlischen“, aufs Jenseits gerichteten, denn es umschließt ja alles, was uns auf Erden teuer ist —, und wer einsieht, daß die völkische Schugarbeit kein vornehmeres Ziel kennt, als Verständnis und Wertschätzung für dies allumfassende Deutschtum zu werden, der wird auch nach den Mitteln fragen, die diesem Zwecke dienen sollen. Und da ein in der Hauptsache geistiges, seelisches Gut naturgemäß nicht durch rohe Gewalt, sondern durch „des Geistes heitre Waffen“ erworben wird, so leuchtet sofort ein, wieviel es auf Lehre und schulmäßige Unterweisung ankommt. Obschon der Mensch nie auslernt und auch in vorgerückten Jahren noch bildungsfähig bleibt, so sind doch stets die Jugendeindrücke maßgebend, ja oft für die ganze Folgezeit entscheidend.

Es besteht kaum ein Gebiet menschlichen Forschens, Könnens und Wissens, auf dem der Deutsche nicht bestimmend und bahnbrechend gewirkt hätte. Das Bewußtsein dieser großen, bewundernswerten Leistungen gibt uns gerechten Grund, stolz zu sein auf das, was von dem machtvollen Gebäude der Menschheitskultur deutsch ist, und verpflichtet uns, nie zu erlahmen in dem Streben, es den Vätern gleichzutun und kein Herabgeiten unseres Volkes von der erreichten Höhe, auch keinen Stillstand zu dulden. Aber so vielseitig die geistige Entwicklung sein mag, so mannigfach Wissenschaften und Künste sich entfaltet haben, so gibt es doch Unterschiede in ihrer Eignung zum Unterricht, zumal zum völkisch aufgeklärten Unterricht, dem wir hier einige Zeilen widmen wollen.

Wenn wir die drei Stufen geistiger Bildung, die der Sprachgebrauch bei uns zu Lande als Volks-, Mittel- und Hochschule kennzeichnet, in dieser Hinsicht miteinander vergleichen, so drängt sich unwillkürlich das Bild einer Pflanze auf, deren einheitlicher Schaft oder Stamm sich nach oben zu immer stärker verzweigt und gliedert. Sinnbildlich und wirklich wurzelt der Baum unserer Erkenntnis in der Heimat, die daher zweifellos die breite und feste Grundlage jeder Unterweisung darstellt. Im Heimatbegriff sind so ziemlich alle, dem Kinde faßbaren Kenntnisse enthalten, stehen mindestens mit ihm in so enger Beziehung, daß man m. E. mit vollem Recht „die Heimat als Unterrichtsmittelpunkt“¹⁾ hinstellt und die verlangte „Konzentration“ des Unterrichts hiedurch als erreicht ansieht. Der innige Zusammenhang aller Lehrfächer auf dieser Stufe wird ja auch durch die Klassenlehrer-Ordnung zum Ausdruck gebracht, wonach dieselbe Persönlichkeit in allen Lehrstunden vor die Klasse tritt und die Gegenstände vielfach ineinandergreifen, sich im Bewußtsein der Schüler noch nicht so deutlich sondern. Obwohl gewiß mehr, als im alten Österreich erlaubt war, vom eignen Volk und seiner Art gesprochen werden kann und soll, wird hier doch noch nicht im eigentlichen Sinne „national“ zu

¹⁾ Dies ist der Titel des schönen „Hilfsbuches für den Volksschulunterricht“ von Raimund Berndt (Schulwissenschaftl. Verlag A. Haase, Prag-Wien-Leipzig, 1918).

lehren sein, vielmehr geschieht dies bereits durch liebevolles Versenken in die Heimat und ihre vielgestaltige Umwelt. So entsteht jene unbewusste völkische Gesinnung, die unserem Bauernstand eignet, der, wenn er nicht verführt und verdorben wird, ganz von selbst weiß, was er seinem Volkstum schuldet; wie etwa jener junge Bursche, von dem Dr. Hans Klopfer so ergreifend erzählt,¹⁾ daß er, als Kriegsgefangener in Rußland der tschecho-slowakischen Legion verfallen und zum Kampf gegen seine Brüder aufgefordert, lieber in den tödlichen russischen Winter flüchtete und nach entsetzlichen Qualen als Krüppel einem ungewissen Los in der Heimat zustrebte, ohne daß ihm sein Heldentum irgendwie aufgedämmert wäre. Diese „stillen, ernstesten Menschen, denen die Treue zu ihrem Volke so tief in Fleisch und Blut gewachsen ist, daß sie auch nicht mit Stücken von ihrem Körper geschnitten werden kann. Wie der Saft im Holze, wie das unsichtbar rinnende Blut im warmen Leben. Und solcher stiller Helden gab es Tausende in unseren deutschen Alpenländern!“ So wird es wohl auch verständlich, weshalb die Südmart in ihren neuen Arbeitsplan ausdrücklich den Heimatschutz aufnahm und auf diesem Gebiete bewährte Männer in ihre Hauptleitung berief. Wir begreifen aber nicht minder, daß die Landschule sowie die städtische Volksschule ihrer Jugend nur treue Heimatliebe, innigste Vertrautheit mit heimischer Natur und Volksart einzuprägen hat, um jene Gesinnung zu erzeugen, die ich schlummerndes (latentes) Nationalbewußtsein nennen möchte; denn es kommt herrlich zutage, sobald man seiner bedarf (man denke nur an den Sommer 1914!). Tritt zum entsprechend gestalteten Lehrplan ein Lehrer, der selbst ein treuer Sohn seines Volkes geblieben, dessen Bildungsgang ein bodenständiger gewesen ist,²⁾ so wird der völkische Gehalt jeder Unterrichtsstunde aus der steten Beziehung zur Heimat hervorleuchten.

Wenn wir uns nun dem höheren Schulwesen zuwenden, so erscheint hier eine gewisse Loslösung des Unterrichts vom Boden der Heimat mit der stärkeren Gliederung (Differenzierung) des Wissensstoffes unzertrennlich zu sein; letztere kommt ja auch in der Sachlehrer-Ordnung zum Ausdruck, derzufolge eine ganze Anzahl verschiedener Lehrerpersönlichkeiten vor die doch schon erheblich reifere Versammlung junger Leute (von 10 bis 20 Jahren) treten und wirkliche Wissenschaft oder Kunst lehren. Der Gesichtskreis der Heimat will uns da zu beschränkt dünken, vor allem aber erhebt sich der Einwand, ob der erhabene Tempel des Wissens und Könnens völkischer Einseitigkeit überhaupt zugänglich gemacht werden dürfe? Denn daß Künste und Wissenschaften „frei“ und „international“ sein müßten, wurde uns bis zum Überdruß versichert. Jedoch erstens wird diese Internationalität, wie der Weltkrieg zweifellos nachwies, nur auf deutschem Boden geachtet; ich brauche nur an die kaum unterbrochene Pflege ausländischer Kunst in unseren Theatern und Konzertsälen zu erinnern gegenüber der Verfemung alles Deutschen bei den Gegnern; oder an die schroffe Haltung der feindlichen Gelehrten, mit verschwindenden Ausnahmen lauter Gegenstände zu dem oft (wie schon Klopfer meinte) „allzugerechten“, das eigene Volk hintanziehenden Verhalten ihrer deutschen Forschungs- und Standesgenossen.

Und zweitens ist das Schlagwort von der „internationalen“ Kunst (z. T. sogar auch Wissenschaft) überhaupt unrichtig, denn gerade die völkische

¹⁾ In dem Aufsatz „Politik und Bauerntum“, Märzheft der alpenländischen Monatschrift „Die Südmart“, Graz 1920.

²⁾ Vgl. O. Jöbel, „Bodenständige Lehrerbildung“ in der Halbmonatschrift „Die Heimatschule“ (I. Jahrg., Heft 1) Juli 1920, Verlag Kortkamp in Langensalza.

Särbung gibt ja den Werken einer Nation oft den eigentlichen Reiz, an ihr haftet der Duft des Ursprünglichen und Urwüchsigen. Eine italienische Oper, ein russisches Lied, ein spanischer Tanz, eine nordische Sage, ein französisches Theaterstück, aber auch ein gelehrtes Buch etwa der Geschichte oder der Naturforschung deutscher, angelsächsischer oder romanischer Herkunft fesselt uns oft ebenso wegen der völligen Eigenart des Verfassers als wegen des behandelten Gegenstandes; nicht bloß das „Was?“, sondern auch das „Wie?“ reizt unsere Aufmerksamkeit, zuweilen unsern Widerspruch. Es gibt nun freilich Wissenschaften, bei denen kaum ein triftiger Einwand dieser Art erhoben werden kann, die völlig „unbetont“ sind wie z. B. die Mathematik; dafür sind aber andere ihrem ganzen Wesen nach bei aller Gerechtigkeit und Unparteilichkeit vom Volkstum einfach nicht zu trennen wie die Sprachfächer, Geschichte und Geographie. Wenn nun geistige Waffen für die dem Deutschen so notwendige völlige Erziehung in Frage kommen, so muß also auch der wissenschaftliche Betrieb (vom künstlerischen wollen wir hier absehen) seine Kraft zur Verfügung stellen und darf sich nicht auf den „vornehmen“ Standpunkt der nationalen Unnahbarkeit zurückziehen. Es wäre ja gewiß erfreulich, wenn alle Forscher und alle literarisch Tätigen ohne jeden Hintergedanken einfach der Wahrheit und dem friedlichen Fortschritt dienen wollten; aber dann müßten eben auch alle hiezu willig sein, nicht bloß die Deutschen, bei denen erfahrungsgemäß jede internationale Bewegung im Handumdrehen deutschfeindlich wird. Von der Wahrheit wollen wir übrigens niemals abweichen, zu täuschen und Lügen zu verbreiten überlassen wir anderen; aber wie dennoch die gelehrte Arbeit und die wissenschaftliche Unterweisung unserem Volke nützen kann, das möchte ich mit knappen Strichen andeuten.

Um mit völlig anscheinend unverwendbaren Wissenszweigen zu beginnen, so haben Mathematik, Darstellende Geometrie, Physik und Chemie in Krieg und Frieden ihren ungeheuren Wert für das deutsche Wirtschaftsleben dargetan, die vielbewunderte technische Rüstung für den Weltwettbewerb geschaffen. Nur scheinbar fehlt hier dem Lehrer das nationale Stichwort. Nicht bloß theoretisch ausgebaut, sondern stets zum Nutzen und zur Vervollkommenung der eigenen Volkswirtschaft praktisch gewendet und in Übungsbeispielen verwertet, wird der völlige Gewinn auch aus diesen Gebieten ein gewaltiger sein, ob es sich nun mehr um die gewerblich-industrielle oder um die kaufmännisch-verkehrsgeographische Seite dreht. Ein höheres Maß von Gefühlswerten steht hingegen in den verschiedenen Zweigen der Naturforschung im eigentlichen Sinne, die uns die sogenannten „drei Reiche“ der Tiere, Pflanzen und Steine abzuschließen bemüht ist; denn die Vertreter dieser einander ergänzenden Wissenschaften legen den Grund zu tieferer Heimatkenntnis, wecken Liebe und Anhänglichkeit zum angestammten Boden und zu den Lebensformen, die er trägt. Nicht als ob sie sich auf diesen engen Rahmen beschränken müßten, denn immer steht die ganze Welt dem Lernbegierigen zum Vergleiche offen; doch wollte es uns z. B. kaum ganz in Ordnung scheinen, wenn Deutsche öfter als nötig das Ausland zum Schauplatz kühner Reisen und Untersuchungen wählten, wenn vorzugsweise auf fremdem, ja feindlichem, nicht auf deutschem oder doch befreundeten Kolonialboden Schweiß und Blut unserer Pioniere vergossen wurde. Dies gilt selbstredend zumal von der Erdkunde, die Land und Leute, Natur und Mensch, zum Gegenstande hat, daher ein Bindeglied zwischen Natur- und Geisteswissenschaften bedeutet. In ihrem umfassenden Wirkungsbereich ver-

knüpfen sich daher diese beiden Hauptrichtungen gelehrter Arbeit, ihre Weitschichtigkeit erlaubt der Geographie in Schrifttum und Unterricht auch einander Fernliegendes in manchmal überraschende Beziehung zu setzen und, vom Heimatland ausgehend, in immer wachsenden Kreisen den ganzen Erdball zu umspannen. An der Schule bildet deshalb die Geographie (wie ich an anderer Stelle¹⁾ näher ausgeführt habe) den gegebenen Mittelpunkt eines völkisch gerichteten Lehrplanes. Über Volkskunde (Sollkore) und Völkerkunde, deren nationale Bedeutung auf der Hand liegt, gelangen wir zur Geschichte. Bei den Welsen und Briten hat diese „Lehrmeisterin der Menschheit“ vor allem die Aufgabe, das Tun und Wollen des eigenen Volkes zu rechtfertigen und zu verherrlichen, bei uns sollte sie (nach Leop. v. Ranke) bloß schlicht erzählen, „wie es eigentlich gewesen“. Künftig muß — das ist auch eine Erkenntnis, die dem Weltkrieg entstammt — die wissenschaftliche Darstellung und Lehre des Geschichtsforschers mehr den völkischen Standpunkt beziehen und durch deutsche Augen das Weltgeschehen betrachten. Auf Vaterland und eigenes Volk „angewandte“ Geschichte und Erdkunde (historische, politische und Wirtschaftsgeographie) tut uns ganz besonders not. Hier reihen sich auch die Sprachen der fremden Völker an, der klassischen wie der neuzeitlichen, die entweder Grundlagen unserer heutigen nationalen Kultur aufdecken helfen oder unentbehrliche Waffen im Daseinstampfe unseres Volkes liefern, doch keine slavische Auslanderei und Anbetung des Fremden, das „weit her ist“, begünstigen dürfen. Sie haben jedenfalls zurückzutreten hinter dem Deutschen, das durch Pflege der reinen Muttersprache und ihres herrlichen Schrifttums naturgemäß der Ausgangspunkt völkischen Denkens und Empfindens ist. Ganz besonders im Unterricht müssen das Deutsche, die Geschichte und die Geographie des Menschen (die Anthropogeographie) als völkisch stärkst betonte Fächer betrachtet und behandelt werden.

Bei allen Wissenschaften, auch den in dieser Skizze nicht eigens genannten, ist (wie schon eingangs bemerkt) der hervorragende, oft genug maßgebende Anteil der deutschen Forschung als erhebend, aber auch als zur Nachzueiferung anspornend vor den Schülern festzustellen. Der deutsche Vorrang darf zumindest im Reiche des Geistes nicht verloren gehen; daß er auch sonst sich mehr als bisher in die Wirklichkeit umsetze, unserem Volkstum greifbaren Nutzen stifte, das sei die Sorge aller geistigen Führer, die nicht allein der reinen Wissenschaft zu dienen haben, wenn Größe und Ehre des eigenen Volkes auf dem Spiele stehen. Wir brauchen auch geistiges Rüstzeug, und dieses zu schaffen ist vor allem die Aufgabe der hohen Schulen und ihrer vervollkommenen, bis ins Einzelne gegliederten Arbeitsstätten. Weit verzweigt sich die Krone des Baumes der Wissenschaft, und oft ist eine dem Laien unverständliche Spaltung, die Beschränkung auf ein gar eng begrenztes Sonderfach die notwendige Voraussetzung des Fortschrittes. Aber diese Sonderbestrebung (Spezialisierung) darf niemals zu einem Vergessen oder Geringschätzen des Bodens führen, dem der erfolgreiche Forscher und seine Arbeit entstammt, oder zu einem Übersetzen der Brücken, die zu anderen Bereichen hinüberführen und jene Zusammenhänge herstellen, ohne die alles Stückwerk bliebe, was für da und dort gefunden wurde. So rechtfertigte beispielsweise der Vorstand eines neuphilologischen Seminars an der Grazer Universität kürzlich die Abhaltung eines Vortrags über

¹⁾ Geographischer Anzeiger (Gotha), 20. Jahrg. Heft 5/6, Juni 1919.

moderne Kunstrichtungen in seinem Kreise mit dem sehr zutreffenden Hinweis darauf, daß der Neuphilologe keineswegs bloß die Sprache des von ihm gewählten Volkes, sondern soweit als möglich dessen gesamte Kulturkunde zu studieren und nachmals zu lehren habe, und daß darin selbstredend auch für Kunst und Kunstbetrachtung Platz sein müsse. Noch ungewohnter mag vielleicht für manchen weltabgewandten Forscher, deren namentlich unser Volk allzuvieler zählte, die Forderung gellungen haben, im Drange der Not das gesamte Wissen seiner Nation zur Verfügung zu stellen und als belanglos, ja gleichgültig das zurückzudrängen, was diesem hohen Zweck nicht nutzbar gemacht werden kann. Nicht für immer, versteht sich. Aber wenn wieder Raum und Muße für rein theoretische Forschung im früheren Ausmaße gefunden sein wird, sollte doch die mehr persönliche, national gefärbte (durchaus nicht befangene) Betrachtungs- und Ausdrucksweise vorherrschen, soweit es Sachlichkeit und Wahrheit erlauben. Die deutsche Wissenschaft, die unsere Jünglinge auf den hohen Schulen suchen, geht ihrer Vorzüge nicht verlustig, wenn sie sich bei jeder passenden Gelegenheit als völkisch bekennet. Weniger der Umstand, daß bei den vielgerühmten westlichen Völkern die nationale Voreingenommenheit, ja Beschränktheit ununterbrochene Triumphe feiert, heißt mich so reden, als vielmehr die Überzeugung von dem Segen, der durch national würdige Haltung akademischer Lehrer erwächst. Das übelgesinnte Ausland besitzt keinerlei Verständnis für ein Entgegenkommen unsererseits; dieses müssen wir künftig jedenfalls von unseren „ritterlichen“ Gegnern erwarten. Ich weiß aber aus eigener Erfahrung, wie ungemein wirksam es für den völkisch geführten Lehrbetrieb an unseren Mittelschulen (nach reichsdeutschem Sprachgebrauch: höheren Schulen) ist, wenn nicht bloß kühle Gegenständlichkeit (Objektivität) dort herrscht, wo wir das erwähnte geistige Rüstzeug in erster Linie suchen. Und jenes jugendliche Alter zwischen 10 und 20 Jahren, das zuerst aus dem völkischen Gehalt der Unterrichtsgegenstände Nutzen zu ziehen vermag, gibt doch zumeist dem ganzen späteren Leben Richtung und Ziel.

Wie für heute.

Kein Leiden oder Gedränge und Tod kann überwunden werden mit Ungeduld, Flucht und Trostsuchen, sondern allein damit, daß man fest still steht und ausbarrt, und dem Unglück und Tod kühn entgegengeht. Denn wahr ist das Sprichwort: Wer sich vor der Hölle fürchtet, der fährt hinein! Ebenso, wer sich vor dem Tod fürchtet, der fährt hinein; den verschlingt der Tod ewiglich; wer sich vor dem Leiden fürchtet, der wird überwunden. Furcht tut nichts Gutes. Darum muß man frei und mutig in allen Dingen sein und feststehen. Luther.

* * *

Gott ist ein Meister in folgender Kunst: was uns hindern und schaden will, muß uns fördern und nützen; was uns töten will, muß uns zum Leben dienen; was uns in Sünde und Verdammnis bringen will, muß uns dazu verhelfen, daß Glaube und Hoffnung gestärkt werde. Luther.



Zwei Kriegsbücher.

Von General der Infanterie Alfred Krauß.

Wir werden mit Kriegsbüchern überschwemmt, hört man wiederholt Kritiker klagen, ohne daß sich diese bewußt werden, wie sehr in dieser Lage der Geist des Pazifismus, der unser Volk in die Arnie gedrückt hat, zur Geltung kommt. Man muß es begrüßen, daß aller Feindschaft gegen den „Militarismus“ zum Trotz Generale den Mut besitzen, über die Gründe unseres Unglückes Klarheit zu schaffen, so unangenehm dies den heute noch an der Gewalt stehenden Kräften auch sein mag. Den besten Einblick in das Geschehen des Krieges, die beste Anleitung zur bessernden Selbsterkenntnis bieten die Schriften der an der Kriegsleitung beteiligten Männer. Zwei solcher Bücher liegen vor mir. Beide sind von Generalen geschrieben, die in maßgebender Stellung in der deutschen Obersten Heeresleitung an der Gestaltung des Krieges hervorragenden Anteil genommen haben: General von Salkenhayn und General von Ludendorff.

Salkenhayns Buch „Die Oberste Heeresleitung 1914—1916“¹⁾ ist schon vor langer Zeit erschienen — eine gewisse Scheu, in dieses Selbstbekenntnis hineinzuleuchten, ließ das Buch bis jetzt liegen. General Ludendorffs neuestes Werk „Kriegführung und Politik“²⁾ ist erst vor kurzem als sein drittes Kriegsbuch der Öffentlichkeit übergeben worden.

Beide Bücher geben einen Einblick in die soldatische Denkweise dieser beiden Generale, die Deutschlands Schwert in der größten Zeit seiner Geschichte führten. Beide Bücher erhalten durch die Darstellung leider das Aussehen von Rechtfertigungsschriften, obwohl sie vor allem den Zweck haben sollten, das deutsche Volk auf den rechten Weg zurückzuführen. Als Rechtfertigungsschriften zeigen sie auch den Gegensatz auf, der zwischen diesen beiden hervorragenden deutschen Generalen bestanden hat. Dem deutschen Volk hat der höhere führende Geist gefehlt, der solche Gegensätze, die zwischen starken Naturen immer bestehen müssen, so wie 1870 unschädlich machte.

Eine Wanderung durch beide Bücher gibt uns ein Bild über den Geist der deutschen Kriegführung im ganzen Weltkriege, abgesehen von den ersten Einleitungs- und von den letzten Ausgangsmonaten.

Salkenhayn als Feldherr.

Erst die Zukunft wird der geschichtlichen Gestalt des Kaisers Wilhelm volle Gerechtigkeit angedeihen lassen. Zu sehr steht er heute noch inmitten der Einbrüche von Glück und Unglück, um seine guten und seine verderblichen Eigenschaften unbefangen würdigen zu lassen. Eines dürfte jedoch zweifellos feststehen: Er war nicht glücklich in der Wahl seiner wichtigsten Berater. Keinen Staatsmann, keinen Feldherrn griff er aus den reichen Beständen seines Volkes heraus. Lag das vielleicht daran, daß der Kaiser den Ehrgeiz hatte, selbst Staatsmann und Feldherr sein zu wollen? Der Kaiser wählte sich tatsächlich nur Männer zum Kanzler und zum Chef des Generalstabes, die ihn nicht von der ersten Stelle verdrängten, auch nicht in rein geistiger Hinsicht. Männer, die in Staats-

¹⁾ Bei Mittler & Sohn, Berlin 1920.

²⁾ Bei Mittler & Sohn, Berlin 1922.

kunst und Heerführung Bedeutendes leisten sollen, sind meist lantige, unebene Charaktere und somit unbequem. Der Kaiser wollte aber offenbar nur bequeme, seine Überlegenheit anerkennende Naturen um sich sehen. So trat er mit dem verschwommenen Kanzler Bethmann-Hollweg und mit dem schweren und gefügigen Generaloberst Graf Moltke in den Krieg. Wie beide schon vor dem Kriege und dann im Kriege versagt haben, erkennt jetzt jedermann. Nach der Marneschlacht mußte sich Kaiser Wilhelm von seinem langjährigen Chef des Generalstabes trennen. Zum Nachfolger erwählte er den Kriegsminister General Erich von Falkenhayn. War dies der richtige Mann? Die Schilderung seiner Tätigkeit von ihm selbst gibt wohl den besten Maßstab zur Beantwortung dieser Frage. Er übergab diese Schilderung bald nach Beendigung des Krieges der Öffentlichkeit. Ein bedeutender Mann spricht aus ihr zu uns — und doch, zum Unglück des deutschen Volkes, kein Feldherr.

General von Falkenhayn tritt uns in seinem Buch als ein ungemein kluger, militärisch hoch gebildeter, das Wort scharf meisternder, energischer, wo nötig rücksichtsloser General entgegen, alles in allem ein hervorragend tüchtiger Generalstabsoffizier, ein vorzüglicher Truppenführer, dem aber doch das letzte zum Feldherrn fehlte, das, was uns das Bild Moltkes als Feldherr so klar und unbestreitbar vor Augen stellt.

Falkenhayn sagt in seinem Vorwort: „Das Buch wird, nach meinem Wissen zur Zeit des Geschehens, die operativen Gedanken in allgemein verständlicher Weise darzulegen versuchen, mit denen jene Besten von uns in Kampf und Sieg während der beiden Kriegsjahre geführt wurden, in denen ich an der Spitze der Obersten Heeresleitung stand.“ Das Buch hält dieses Versprechen. Alle Entschlüsse werden sehr gut zergliedert und folgerichtig begründet, sie leuchten viel leicht auch ein und lassen doch kalt, denn es fehlt ihnen das Forttreibende, das Zwingende, Selbstverständliche. Alle Entschlüsse des großen Moltke rissen seinerzeit in mir schon den Leutnant, als er sich zur Kriegsschule vorbereitete, in Begeisterung fort, sie drängten sich als selbstverständliches Meisterstück meinem Empfinden ein; der einfache, klare Feldherrngeist Moltkes blieb überall siegreich, auf dem Schlachtfelde und in der Kritik. Ganz anders aber hier. Die Entschlüsse gehen nie aufs Ganze, aufs Einfache los, sie suchen, möglicherweise in kunstvoller, oder vielmehr in gekünstelter Auswirkung des Moltke-Satzes: „Strategie ist ein System von Aushilfen“ immer etwas besonders Kluges zu erzielen. Es fehlt ihnen die Wucht, die immer einfach ist, und die, den Erfolg bringend, der Handlung die Größe gibt.

Alle großen Feldherren sind immer auf die Vernichtung des Feindes losgegangen. Allerdings haben sie dazu, wenn das Geschick ihnen auch die Vorbereitung des Krieges übertrug, eine Übermacht nach Zahl und Bewaffnung in ihren Plan eingestellt. Wahre Feldherrngröße hat aber diese Vernichtung auch bei zahlenmäßiger Schwäche zu erreichen oder ihr nahezu kommen verstanden. (Cannae, Leuthen, Rossbach und auch Tannenberg). Das gilt für die Schlacht ebenso wie für den Krieg.

General von Falkenhayn hat auch nach der Marneschlacht das herrlichste Siegesinstrument, das die Welt je gesehen hat, in Händen gehabt. Mit Recht singt Falkenhayn das Lob seiner deutschen Helden auf allen Seiten seines Buches. Seine Übermacht lag nicht in der Zahl seiner Streiter, sondern in ihrer damals noch unvergleichlichen Überlegenheit über alle Feinde. Diese Übermacht berechnete ihn, an die Vernichtung der Feinde zu denken und sie zu erstreben. Falkenhayn

hat sie aber als nicht erreichbar gar nicht in den Kreis seiner Erwägungen gestellt. Und deshalb sage ich: Er war kein Feldherr. Moltkescher Geist hätte uns Vernichtungsoperationen beschert von einer einfachen Großartigkeit, wie sie die Kriegsgeschichte noch nicht kennt. Daß dieser Vernichtungswille Falkenhayn gefehlt hat, beweist er selbst in zwei Fällen.

Die große Offensive, die dem Durchbruch bei Gorlice folgte, führte nur zu einem frontalen Zurückdrängen der russischen Front. So gewaltig der Raumgewinn auch war, entscheidend waren die Russen nicht geschlagen. Ihre Front stand schließlich in ungeheurer Ausdehnung da und zwang unsere Führung zur Festlegung riesiger Kräfte in gleicher Front. Schon der Stoß gegen das ~~Et~~ Gorlice verzichtete auf Vernichtung, die nur eine dem Durchbruch folgende Umfassung bringen konnte. Die vernichtende Umfassung war aber von dem vorspringenden ~~Et~~ her unmöglich. Aber auch während der ganzen langen Offensive wurde es von der obersten Führung nie mit Erfolg erstrebt, die geschlagenen Russen wenigstens örtlich einzukreisen und zu vernichten. Falkenhayn sagt darüber auf Seite 128: „Der Feldzug 1915 gegen Rußland hat die Absichten der O. H. L. in Anbetracht der dafür zur Verfügung stehenden verhältnismäßig geringen Kräfte erfüllt. Eine Vernichtung des Feindes im Ganzen war freilich nicht erzielt. Sie ist aber auch nicht zum Ziel gewählt worden und konnte es unter den gegebenen Verhältnissen nicht werden.“ Sie ist nicht zum Ziel gewählt worden, darin liegt das Verhängnis. Nicht auf „eine Vernichtung des Feindes im Ganzen“ konnte es ankommen, sondern auf die Vernichtung eines bedeutenden Frontteiles, auf das Schlagen eines Loches, von dem aus dann die anderen Frontteile aufgerollt werden konnten. War einmal ein beträchtlicher Teil der russischen Front vernichtet, dann konnten auch die besseren Eisenbahnverhältnisse der Russen, auf die sich Falkenhayn beruft, eine rasche Schließung dieses Loches nicht mehr möglich machen. Vernichtung mußte immer das Ziel sein, wenn nicht des Ganzen, so doch von starken Frontteilen. Der Generalstabschef hat sich aber anscheinend dauernd mit dem Oberkommando Ost um Einzelheiten herumgestritten und sich der besseren Einsicht dieses Kommandos absichtlich verschlossen. Die feste einheitliche Führung der Offensive mit dem Ziel der Vernichtung hat gefehlt.

Der zweite Fall, der den Eindruck verstärkt, betrifft Italien. Dort war es möglich, durch eine gemeinsame Offensive vom Isonzo und aus Südtirol heraus die Millionenarmee Italiens ganz zu vernichten. Angesichts dessen zu sagen, Italien ist ein Nebenkriegsschauplatz, weshalb man auf die Vernichtung des italienischen Heeres verzichte, würde wohl allgemein als unbegreiflich angesehen werden. Und doch kommt die Begründung der Ablehnung des Conradtschen Vorschlages durch Falkenhayn dem nahe. Falkenhayn bezeichnet die Operation als „einladend, mit der sich während des Krieges gewiß jeder Generalstabsoffizier, wenn er die Karte des italienischen Kriegsschauplatzes betrachtete, einmal beschäftigt hat“. Er sagt dann weiter: „... In Italien sah die Doppelmonarchie den eigentlichen Feind. Gegen ihn waren Vorteile zu erstreiten, die außerhalb des Interessengebietes des großen Bundesgenossen im Norden lagen. Ein etwaiger Gewinn war mit niemand zu teilen.“ Welch ein Standpunkt für einen Feldherrn! Welch ein Tiefstand an politischer Einsicht, daß man es nicht begriff, was eine unter deutscher Mitwirkung erreichte Zerschmetterung des Erbfeindes der Doppelmonarchie für den politischranken Bundesgenossen bedeuten mußte! Falkenhayn erzwog zwar auch

die Teilnahme deutscher Truppen an der Offensive, aber nur bei voller Vernachlässigung des Vernichtungsgebantens. Seine Begründung der Ablehnung (Seite 165—168) wirkt geradezu verblüffend.

Hier sei erwähnt, daß die Art, wie der „Generalstabschef“ den deutschen Heros Hindenburg und auch den k. u. k. Chef des Generalstabes mit seinen Wortgründen abkanzelt, ohne etwas Besseres an seine Stelle der Vorschläge und Anträge zu setzen, wohl die Ursache der Verstimmungen sein mußte, die trotz der Versicherung der vollsten Übereinstimmung solange bestanden hat, solange Falkenhayn an führender Stelle stand. Gegensätze hat es immer und überall gegeben, wo bedeutende Männer zusammentrafen. Man vergleiche aber einmal die Art, wie Falkenhayn dem gleichgestellten Conrad und dem allerdings unterstellten, aber doch schon als siegreichen Feldherrn bewährten und in Deutschland verehrten Hindenburg bei Meinungsverschiedenheiten entgegentritt, mit der überlegenen und doch die Eigenart des Anderen schonende Behandlung, die Molke dem aufwärts drängenden Blumenthal sowohl 1866 als 1870/71 zuteil werden läßt. Hier die ruhige und daher schonende Überlegenheit des genialen Feldherrn, dort das Kleinliche, rechthaberische und daher nicht überzeugende Geltendmachen feiner Ansichten und Ablehnung aller noch so berechtigten Anregungen.

Heute ist es natürlich unmöglich, den Beweis zu erbringen, daß die Unterlassung einer Vernichtungs Offensive gegen Italien die größte Sünde unserer Heerführung war. Erwiesen ist aber durch den Mißerfolg, daß der Ansturm gegen das vorspringende Eil Verdun falsch war. Hätte der Vernichtungswille die deutsche Heerführung beherrscht, dann hätten sich Conrad und Falkenhayn gefunden, und die gemeinsame siegreiche Offensive gegen Italien hätte statt im Herbst 1917 schon anfangs 1916 stattgefunden. Ihre vernichtende Wirkung hätte Italien aus der Reihe der feindlichen Kämpfer ausgeschieden. Das erscheint jetzt natürlich vielen als Hirngespinnst. Aber auch die Schlacht mit verkehrter Front bei Gravelotte mit der folgenden Übergabe der französischen Armee in Metz wäre als Hirngespinnst angesehen worden, wenn sie uns nicht ein Feldherrngeist, der den Augenblick zu erfassen verstand, zur Wirklichkeit gemacht hätte.

Dem hervorragenden Soldaten Falkenhayn fehlte die letzte Weihe zum Feldherrn, denn ihm fehlte der unbedingte Vernichtungswille, der sichere Sinn dazu, der sich die Gelegenheit zur Vernichtung schafft, jedenfalls aber keine Gelegenheit entgleiten läßt, einen Feind zu vernichten.

„Kriegführung und Politik.“

Als ich das Buch Ludendorffs zuklappte, war ich nicht befriedigt. Ich wußte nicht, was will das Buch? Jedes gute Buch soll doch einem bestimmten Zweck dienen. Ich las daher nochmals das schöne Vorwort: „Wir müssen uns wieder zurechtfinden auf dieser Erde. Dafür ist ein klarer Blick über die jüngste Vergangenheit von Nutzen, nicht um zu hadern, sondern um für die Zukunft zu lernen.“ Also ein Geschichtswerk? Damit stimmt aber wieder der Titel nicht, der als Grundton die Beziehung von Kriegführung und Politik verspricht, diese der Masse so unklare Grundlage alles geschichtlichen Geschehens. Es war zu hoffen, daß Ludendorff, der beste soldatische Kopf, den der Krieg gezeitigt hat, in diese Zusammenhänge Klarheit, auch für die Masse verständlich, bringen werde. Er, der Meister der Kriegführung, beherrscht diese

Zusammenhänge sicher vollkommen, der Klarstellung für die Menge hat er aber mit diesem Buche nicht gedient. Statt das Wesen von Politik und Krieg in einfachster Weise dem Leser klarzumachen, wird durch die nicht gerechtfertigte Zergliederung des Begriffes Politik die Sache nur verwirrt. Ludendorff trennt die äußere Politik, deren Vorrang vor der Kriegführung er anerkennt, von der inneren und von der Wirtschaftspolitik, die der Kriegführung unterzuordnen sind, alles unter der Voraussetzung, daß „man an der Trennung dieser Arbeitsgebiete, Politik und Kriegführung, überhaupt festhält“ (Seite 1). Von dieser Voraussetzung kommt nun Ludendorff über Clausewitz und Friedrich den Großen zur weiteren Feststellung eines „wahrhaftigen Krieges“ im Gegensatz zu den Kriegen beschränkterer Ziele — wie z. B. zu dem Krieg von 1864 gegen Dänemark — und will nun Klarheit gewinnen, ob in dem wahrhaften Krieg, den Deutschland zu führen hatte, die Ermattungsstrategie oder die Vernichtungsstrategie der Politik mehr genützt hätte. Ludendorff schließt die Betrachtung über Politik und Krieg folgend: „Hierbei — bei der Lösung dieser Frage — ist nun aber das Wort Politik nicht mehr in dem vorher gezeigten engen Sinne der äußeren Politik, sondern in einem Sinne aufzufassen, der alles umschließt, was zum Leben eines Volkes gehört. Der Satz: ‚Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln‘ muß lauten: ‚Der Krieg ist die äußere Politik mit anderen Mitteln‘, und muß ergänzt werden durch den Satz: Im übrigen hat die Gesamtpolitik dem Kriege zu dienen.“ (Seite 28).

Mit dieser Zergliederung der Politik, des Krieges und ihrer Beziehung zueinander wird aber sicher keine Klärung der Auffassung bei allen den Personen erzielt, die eine weniger gründliche soldatische Schulung besitzen, aber, wie die Politiker, die Kriegshandlung mit führen sollen. Wenn man das Wesen der Politik erfassen will, und das ist die Voraussetzung alles Verstehens, darf man sie nicht zuerst zergliedern. Die Politik ist ein geschlossenes Ganzes. Innere und Wirtschaftspolitik lassen sich von der äußeren Politik nicht trennen. Wo es geschehen ist — wie in Österreich-Ungarn — oder wo es geschieht, dort wurde und wird schlechte Politik, schlechte äußere, innere und Wirtschaftspolitik, gemacht. Auch der Krieg läßt sich nicht in wahrhafte und in andere Kriege zergliedern. Es gibt im Wesen nur den Krieg schlechtweg. Auch der Krieg von 1864 war ein Krieg im vollsten Sinne des Begriffes. Für Dänemark konnte er zur Bestandsfrage werden, für die beiden Großmächte war er als „wahrhafter“ Krieg zu führen, weil er sonst jederzeit zu einem solchen auszuwachsen konnte. Krieg ist Krieg. Daß es zahlreiche Kriege gibt, die schlecht d. h. in voller Verkennung des wahren Wesens des Krieges geführt wurden, ändert ebensowenig an dieser Wahrheit, wie die Tatsache, daß meist schlechte Politik gemacht wird, eine Politik, die in voller Unkenntnis ihres eigentlichen Wesens geführt wird. Es gibt eben ungleich mehr Menschen, die vom Wesen von Politik und Krieg keine Ahnung besitzen, als solche, die dieses Wesen erfasst und in die Tat umgesetzt haben. Das sind die wenigen großen Männer der Weltgeschichte. Wesenseinheit ist die einzige Beziehung zwischen Politik und Krieg. Die Politik, und zwar die geschlossene Politik, ist Krieg, und Krieg ist Politik aller Grade. Beide sind nach denselben Grundgesetzen zu führen. Das ist die Grundlage für all die Männer, die an der Führung der einheitlichen Kampfhandlung Politik—Krieg teilnehmen wollen. Im Weltkrieg kam diese Wesenseinheit besonders stark zutage, weil dieser Krieg die wahre Form des Krieges (Clausewitz): Als Vernichtungskrieg, besonders stark

zeigen mußte. So sehen wir auch bei Ludendorff den Beziehungen der inneren Politik und der Wirtschaftspolitik zum Krieg einen breiten Raum gewidmet. Vergleichen wir die deutsche Haltung mit der Frankreichs! Clemenceau hat die innere Politik als einen Teil der Kriegshandlung geführt. Er hat mit Feuer und Schwert jede Regung der Schwäche in der Bevölkerung unterdrückt, er hat die ganze Führung des Staates im Sinne der Kriegshandlung besorgt; er war der Träger des Kriegsgedankens und hat daher in voller Gemeinschaft mit dem Heerführer den Krieg tatsächlich geführt: Seine Politik (äußere, innere und Wirtschaftspolitik), d. h. seine Führung des Staatslebens war wesensteins mit dem Krieg. Ganz anders in Deutschland. Dort war nicht nur die Führung des Staates von der Heerführung ganz losgelöst, sondern die Politik und zwar alle Teile, Äußeres, Inneres und Wirtschaft, wurden entgegen den Grundgesetzen der Kriegshandlung so geführt, daß sie diese lähmten. Sie wurden als gesondertes Arbeitsgebiet meist zur Kriegsführung in Gegensatz gebracht, trotzdem die Haltung vieler politischer Kreise nichts anderes war, als Kampf gegen den im Kriege liegenden Staat, Krieg gegen den Krieg. Bei dieser Sachlage hätte es nichts genützt, wenn „die Gesamtpolitik dem Kriege nur gedient hätte“. Der Reichskanzler mußte, gleich Clemenceau, den Krieg gegen diese Richtungen selbst führen, er mußte Seite an Seite mit der Heerführung an der Kampfhandlung mit allen seinen Kräften teilnehmen, denn seine Staatsführung — äußere, innere und Wirtschaftspolitik — war nichts als Kriegsführung. Sie war eine schlechte Kriegsführung, darum ist der Krieg trotz der guten Heerführung verloren gegangen.

Ludendorff kommt für seine Person selbstverständlich zur gleichen Erkenntnis. Er sagt auf Seite 66: „Es gibt während des Krieges keine Parteipolitik, keine Innenpolitik. Es gibt nur noch eine Politik, die dem Wesen und der Gestalt des Krieges Rechnung trägt und bis zum Waffensieg der deutschen Streitkräfte dann aber auch darüber hinaus rücksichtslos durchgeführt wird“, und weiter: „Wie in der Außenpolitik die deutsche Politik in die Verteidigungsstellung gedrängt und schließlich zum Kriege gezwungen worden war, so wurde es auch im Inneren. Der Reichskanzler meisterte die innere Lage nicht; die Zügel der Regierungsgewalt, die er nicht führen konnte, entglitten ihm. Die Parteien stellten sich bald wieder auf den Boden, den sie vor dem Kriege eingenommen hatten. Es entbrannten, während die besten Männer am Feinde standen und ihr Leben ließen, innere Kämpfe, und die Lohen der Revolution verzehrten Regierung und Volk.“ Das heißt also, die nicht von allem Anfang an — also schon im sogenannten Frieden — als Krieg, somit schlecht geführte innere Politik führte ebenso zur Niederlage des Staates im Inneren, wie die nicht als Krieg, schlecht geführte Außenpolitik zur Niederlage vor den äußeren Feinden.

In der Heerführung stellt sich das Buch eigentlich als ein Zweikampf Ludendorff—Salkenbain dar, der in der rein lehrhaften Frage Ermattungsstrategie oder Vernichtungsstrategie gipfelt. Das wahre Wesen des Krieges kennt nur die Vernichtung. Ermattungsstrategie ist somit nichts als ein künstliches, im Wesen des Krieges gar nicht berechtigtes Gebilde der Theorie, das nur solange Geltung haben kann, als ihm nicht das wahre Wesen des Krieges entgegentritt, d. h. der Wille zur Vernichtung. Daher hat kein bedeutender Feldherr je „Ermattungsstrategie“ betrieben. Auch Friedrich der Große hat, wie Ludendorff feststellt, immer nur die Vernichtung des Feindes gewollt und trotz

seinen geringen Kräften auch so oft erreicht, daß er zum Schluß gegenüber der gewaltigen Übermacht seiner Feinde eigentlich Sieger blieb. Daher wollte auch Ludendorff immer nur Vernichtung. Daß er sie nicht immer erreicht hat, dieses Schicksal teilt er mit den Größten.

Um so mehr ist es verwunderlich, daß Ludendorff sich in einem vollkommen mit Falkenhayn trifft: In der starren Ablehnung eines Vernichtungsschlages gegen Italien. Nach der ganzen Kriegslage war dort die Vernichtung wie nirgends sonst im größten Maßstab möglich. Aber auch Ludendorff verschließt sich, ebenso wie Falkenhayn, dem vernichtenden gleichzeitigen Angriff vom Isonzo und aus Tirol. Ludendorff lehnt diesen Angriff auf Italien eigentlich ganz ab, denn er sagt auf Seite 93: „Dem Angriff auf Serbien mußte die Auseinandersetzung mit Rumänien folgen.“ Er fügt allerdings bei: „Politik und Kriegsführung haben aber die schwere Verantwortung dafür gescheut, ... Rumänien unter Umständen auf die Seite der Entente zu drängen.“ Damit ist dem Gedanken das Urteil gesprochen: Die Politik war damals dazu nicht zu haben. Der Gedanke an sich war aber zweifellos berechtigt, wenn es auch natürlicher erscheint, die schon im Kriege stehende Großmacht Italien, die wohl wertvoller und entscheidender erscheinen mußte als Rumänien, vernichtend zu schlagen. Dazu wäre nur die Übereinstimmung beider Heeresleitungen nötig gewesen. Italien war gemeinsam anzugreifen, Verdun hatte daher ganz zu entfallen, um die Vernichtung durch starke Kräfte vom Isonzo und aus Tirol zu bewirken. Kräfte hiezu waren genügend vorhanden, denn für Südtirol sind 1916 anfangs nur vier Divisionen von der Ostfront herangezogen worden. Die Vernichtung der italienischen Armee, die bei einem solchen Angriff zweifellos vollkommen gelungen wäre, hätte auch Rumänien für alle Zeit erledigt. Ludendorff stellt sich aber auch gegen die Möglichkeit eines vernichtenden Schlages zu einer späteren Zeit, oder er gleitet darüber hinweg. Im Herbst 1917 wird der l. u. l. Front nur „eine Unterstützung gewährt“, und zwar auch „nur vorübergehend zur Führung eines entscheidenden Schlages“. Ist dies 1917 gelungen? War der an sich glänzende Schlag entscheidend? Hat er nicht die italienische Front nur an die Piave zurückgedrängt, ähnlich wie die russische im Jahre 1915 nach Gorlice nur zurückgedrängt wurde, hat also nur das erreicht, was sowohl Falkenhayn als auch Ludendorff als Ziel einer Offensive in Italien mit Recht ablehnen? An den allein vernichtenden gleichzeitigen Angriff vom Isonzo und aus Tirol wurde sowohl 1916 als auch 1917 gar nicht gedacht. Ludendorff stellt zwar fest, daß ein Angriff, der nach dem Zusammenbruch der italienischen Isonzofront aus Tirol eingesetzt hätte, große strategische Wirkung gehabt haben müßte, daß aber der l. u. l. Armee dazu die Stoßkraft mangelte. Eine Verstärkung vom Isonzo her war nicht erfolgt (Seite 201). Dazu wäre zu sagen, daß nicht die zu geringe Stoßkraft der l. u. l. Armee, die sich bei Glitsch bewährt hat, am Versagen des Angriffes aus Tirol Schuld trug, sondern die zu geringe dort verfügbare Kraft, die überdies ohne Vorbereitung eingesetzt wurde. Ein Verwerfen der Kraft vom Isonzo nach Tirol mußte zu spät kommen. Der Stoß aus Tirol mußte von der Führung von allem Anfang an geplant und vorbereitet werden. Ludendorff weicht diesem Gedanken auch heute noch aus. So sagt er auf Seite 201: „Die Nichtzufriedenen befürworteten statt der Operation aus der Front eine Operation aus Tirol gegen den Rücken des italienischen Heeres am Isonzo.“ Nein! Das wäre der gleiche Fehler gewesen, der uns 1916 den

Erfolg gekostet hat. Wären die obersten Heeresleitungen 1917 vom Vernichtungsgedanken, dem Leitgedanken aller großen Feldherren, beseelt gewesen, dann hätten sie die moralische Kraft gewonnen, die Heeresgruppe Boroewic zugunsten Tirols zu schwächen und auch die für den Angriff aus Tirol noch nötigen Divisionen von anderen Fronten freizumachen, den Angriff auch dort gründlichst vorzubereiten und dann durch das Eischtal herauszubrechen, um der am Isonzo zerschmetterten italienischen Armee den Rückzug an der Etsch vom Gardasee bis an das Meer zu verlegen. Die ganze italienische Armee, bis auf die schwachen Kräfte an der Westgrenze Tirols, wäre dann vernichtet worden. Ludendorff sagt auf Seite 210: „Wäre im Frühjahr 1916 mit starken Kräften überraschend aus Tirol angegriffen worden, oder wären wir hiezu 1917 Ende Oktober in der Lage gewesen, so hätte das italienische Heer, das mit seinen Hauptkräften am Isonzo stand, vielleicht entscheidend geschlagen werden können.“ Die Führung hat also den wirklich vernichtenden Schlag des gleichzeitigen Angriffes am Isonzo und aus Tirol nicht beabsichtigt, ja sie hat gar nicht daran gedacht, denn Ludendorff spricht auch heute noch immer nur entweder von dem Angriff am Isonzo oder von dem aus Tirol, nie aber von dem allein vernichtenden gleichzeitigen Angriff gegen Front und Rücken.

Um den Preis der Vernichtung der ganzen italienischen Armee hätte es gehen müssen, im September-Oktober 1917 noch vier bis fünf deutsche Divisionen frei zu machen. Fünf bis sechs Divisionen hätte man unbedenklich von der Heeresgruppe Boroewic nehmen können, so daß aus Tirol 14 bis 16 Divisionen hätten angreifen können. So hätte die italienische Armee nicht nur „entscheidend geschlagen“, sondern vernichtet werden können im vollsten Sinne des Wortes.

Ludendorff steht aber jedem Angriff aus Tirol überhaupt zweifelnd gegenüber, denn er sagt, daß das italienische Heer bei diesem Angriff „vielleicht“ entscheidend hätte geschlagen werden können. Den von einem klaren festen Willen nach Vernichtung des Feindes erfüllten Feldherrn muß das Gefühl der Sicherheit über alle Zweifel hinwegtragen — denn alle entscheidenden Vernichtungsschläge müssen als schwierigste Operationen im Zweifel geboren werden. Nur durch Besiegung aller Zweifel kam Ludendorff zu Lüttich und Tannenberg. Vor dem Gelingen beider stand vorher auch ein großes „Vielleicht“.

Aber auch 1918 war der vernichtende Schlag gegen Italien noch voll möglich, besser noch als zur selben Zeit irgendwo anders, wenn auch im Vergleich zu 1916 und 1917 wesentlich schwieriger und unsicherer. Die italienische Front zog sich damals vom Gardasee über den Passuber, Arsiero, Asiago und über den Monte Grappa zur Piave, und an dieser bis zum Meere. Der Saal war wesentlich kürzer geworden als 1917, wo er von Verona bis zum Isonzo, 200 km tief, reichte. Immerhin war aber die Front an der Piave noch immer 110 km von Verona entfernt, das von Rovereto, der l. u. l. Front in Tirol, nach 60 km Stoß zu erreichen war. (Etwa gleich der Entfernung Tolmein-Udine). Ludendorff stellt sich noch in seinem Buch gegen diesen Angriff, allerdings mit Gründen, die nicht überzeugen. Er sagt, daß die Schneeverhältnisse den Angriff im Gebirge auf späte Zeit verschieben mußten; daß der Angriff nicht mehr schwache, sondern starke Kräfte treffen mußte, daß er nicht mehr in den Rücken des feindlichen Heeres, sondern nur mehr auf die Flanke der Piavefront führte. „Auch war Verona festung.“ (Seite 210 und 211). Das ist die persönliche Auf-

fassung und Ansicht des bewährten Führers Ludendorff, die ich anerkenne und achte, von der aber meine Auffassung und Ansicht abweicht: Auf den Bergeshöhen war nicht anzugreifen, nur zu binden. In den Tälern bot der Schnee dem Angriff kein Hindernis. Der Angriff bei Tolmein war im schwersten Gebirge auf stärkste Kraft gestoßen und doch geglückt; die feindliche Stärke war somit kein triftiger Grund zur Verzichtleistung. Der Angriff führte nach Verona, 110 km westlich der Piavefront, also doch zweifellos in den Rücken dieser Front. Und Verona als Festung? Der Ludendorff von Lüttich dürfte vor Verona kaum Halt gemacht haben. Man durfte den Angriff beiderseits des Gardasees auf Verona allerdings nicht für einfach ansehen und leicht nehmen. Er wäre zweifellos eine sehr schwierige und daher gründlichst vorzubereitende Unternehmung gewesen, so wie der Durchbruch bei Tolmein-Glitsch. Aber nach Tolmein-Glitsch kann mit Berechtigung behauptet werden: Bei ebenso gründlicher Vorbereitung und ebenso guter Durchführung wäre der Stoß ebenso glänzend gelungen. Die italienische Armee, an der Piave angepackt und festgehalten, wäre dann sicherlich zum größten Teil gefangen genommen worden. Hier ist die Vernichtung der im Sack stehenden Armee zum Ziel genommen — nicht ein Zurückdrängen der italienischen Armee „in unserer Stoßrichtung“. (Seite 211).

Nach meinem persönlichen Gefühl hat nie und nirgends auf allen Kriegstheatern eine ähnlich günstige operative Gestaltung für einen vernichtenden Schlag bestanden, wie in Venetien 1916 und 1917, und auch noch 1918. Man hat diese Gelegenheit nie ausgenützt. Warum, wird wohl nie klargestellt werden. Aber deshalb die Möglichkeit einer solchen Offensive trotz allen Ereignissen einfach abzulehnen, dazu hat niemand die Berechtigung, auch nicht ein erfolgreicher Heerführer. Er kann nur sagen: Er für seine Person würde diese Operation nicht wagen oder nicht durchführen, weil er sich keinen Erfolg verspricht. Das schließt aber nicht aus, daß ein anderer sie als durchführbar erkennt und auch — zur Führung berufen — mit Erfolg durchführt. Wenn Lüttich nicht gewagt, durchgeführt und gelungen wäre, würde jedermann dieses Unternehmen als ein Hirngespinnst bezeichnet haben.

Heerführung ist nicht eine Wissenschaft mit Lehrsätzen und Beweisgründen, in der man mit Kenntnissen und Ansichten wirken kann; die Heerführung ist eine Kunst. Bei ihr entscheidet, wie bei jeder Kunst, nicht das Wissen sondern das Gefühl, die Persönlichkeit des Künstlers. Was dem „Wissenden“ auf Grund von Lehrsätzen als Wahnsinn dünkt, oder was der eine Künstler für sich nicht gelten lassen will, das führt der andere zum Staunen der Welt durch — verstanden wird er aber von ihr nicht, sondern wieder nur von gleichgestimmten und gleichveranlagten Menschen, also Künstlern oder Kunstverständigen. Das Persönliche jeder Kunst macht es ganz falsch, in Fragen der Kunst eine Kunstauffassung der anderen entgegenzustellen, besonders aber bezüglich gar nicht ausgeführter Kunstwerke, also in der Heerführung bei nicht durchgeführten Operationen. Die Auffassung und Überzeugung jedes bewährten Führers muß in dieser Hinsicht als eine persönliche aufgefaßt und anerkannt werden.

Ich anerkenne auch voll und ganz die Auffassungen des glänzenden Führers Ludendorff, den ich, wie vorne gesagt, für den stärksten militärischen Kopf ansehe, den der Weltkrieg gezeigt hat. Ich wende mich nur gegen den Schriftsteller Ludendorff, der, meinem Gefühl nach, dem Heerführer Ludendorff nicht entspricht.

So gut das ganze Buch auch ist, so wertvolle Aufschlüsse und Zusammenhänge es auch bringt und klarmacht, ich hätte es lieber gesehen, der Name unseres Ludendorff stünde nicht vor diesem Buch — das besser unter anderem Namen seinen Zweck hätte erfüllen können. Die oft seitenlangen Auszüge aus Nichtigkeiten, wie aus Reden und Schriften Bethmann-Hollwegs, aus Reichstagsreden, aus sozialdemokratischen, Merikalen und anderen bedeutungsarmen Schriften, der allzu weitgehende Gegensatz zu Falkenhayn und manches andere entsprechen nicht dem Umfang der Gestalt Ludendorffs. Hierbei muß das Schicksal Ludendorffs voll gewürdigt werden. Immer nur an zweiter oder dritter Stelle, kam er nie voll zur Geltung, hatte er nie Gelegenheit, sein Wesen ganz durchzusetzen. Zu spät kam überdies das Doppelwesen Hindenburg-Ludendorff in die führende Stelle, zu einer Zeit, als vielleicht nur mehr höchste Kunst und größte Größe den Erfolg bringen konnten, und in eine Stelle, an der bei den riesigen Ausmaßen des Krieges eine solche Fülle von Arbeit zu bewältigen war, daß bei dem völligen Versagen des anderen Teiles der Kriegführung, des Reichskanzlers, ihre Bewältigung über die Kraft eines Einzelnen gehen mußte. Um so mehr ist zu hoffen, daß Ludendorff, der sein ganzes Können noch nicht gezeigt hat, sich für die Zukunft des deutschen Volkes aufbewahrt, daß er sich nicht in Nichtigkeiten und in verfehlten Richtungen verbraucht.

Zur Seelenkunde der „Führer“.

„Die Hartnäckigkeit eines Führers ist kein Beweis für den Wert seiner Lehre; denn bekannt ist unserer Zeit der demagogischen Einwirkungen der Grundsatz, daß stete Wiederholung zum Erfolge führt, und daß schließlich oft vorgebrachte Unwahrheiten zuerst für wahrscheinlich und dann für wahr gehalten werden. Im Gegensatz zum tiefen Gelehrten, dem die Erkenntnis, die Entdeckung eines wissenschaftlichen Fortschrittes — und auch Moral und Ethik können Wissenschaften sein! — alles bedeutet, und der sich darum gar nicht kümmert, ob ihm die Menge nachläuft oder nicht, weil er weiß, daß der Wahrheitsgehalt einer Lehre sich durchsetzen muß und durchsetzen wird, legen so viele Führer Wert auf den rein äußeren Erfolg, auf zahlreiche Anhängerschaft. Und dies geschieht gewiß nicht aus edler Menschenliebe, sondern aus reiner Selbstsucht, weil es meistens ungemein eitle Menschen sind, die sich an dem Einfluß, den sie gewinnen, berauschen . . . Sie schmeicheln daher oft den niedrigsten Instinkten der Masse, nehmen den Standpunkt des Tiefsten ein, weil es zu schwer ist, die Masse auf ein höheres Niveau zu bringen.“

(Aus Dr. med. Ernst Wittermann: Der nervöse Mensch in den geistigen Töten der Gegenwart. Verlag von Strecker und Schröder, Stuttgart.)



Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn.

(Abgeschlossen am 15. Januar 1922.)

1.

Jetzt will es wieder keiner gewesen sein!“ pflegt man zu sagen, wenn Kinder etwas ausgefressen haben und bei der Untersuchung jeder der kleinen Missetäter unschuldsvoll beteuert, nichts zu wissen. Das gleiche Bild ergab sich auch im Kapp-Prozeß; in jener Verhandlung gegen Männer, die besten Willen mit sehr unzureichenden Mitteln durchzusetzen versucht hatten. Es fehlte auch nicht der Zug, alle Schuld den Abwesenden, den nicht faßbaren in die Schuhe zu schieben. Lassen wir lieber die Sache auf sich beruhen. Sehr erfreulich ist es nicht, dabei zu verweilen. Das festzustellen, ist man der Wahrheit schuldig. Erfreulich war in seiner aufrechten und offenen Männlichkeit eigentlich nur der Oberfinanzrat Bang. Sein mutiges Auftreten hat sogar dem „Vorwärts“ Achtung abgondigt.

Immerhin: die Kappleute haben, anders, als sie es gewollt und gedacht hatten, eine gewisse Sendung erfüllt. Sie haben gezeigt, daß mit der Revolution nicht das ganze Deutschland sich begeistert oder bequem „auf den Boden der Tatsachen gestellt“ hatte, wie es in Genossentreisen gern geglaubt und behauptet wurde. Sie haben damit manchen Laien, Schwankenden oder gar Schlafenden geweckt und innerlich gefestigt und damit für die Gegnerschaft gegen den ganzen faulen Revolutions-Sput eine breitere Bresche geschlagen. Dies Verdienst kann ihnen niemand nehmen. Und Bayern sollte sich noch besonders bei ihnen bedanken, denn es verdankt ihnen die glückliche Zeit des Ministerpräsidiums v. Kahr. Auch die Beschleunigung der Neuwahlen ist ihnen anzurechnen.

Darüber hinaus gab die Leipziger Verhandlung noch dankenswerten Anlaß, darüber nachzudenken, mit welchem moralischen Recht eigentlich ein Regiment von Verrätern — nämlich das der November-Verräter — über andere „Landesverräter“ zu Gericht sitzen lassen darf. Sehr richtig wurde bei dieser Gelegenheit gesagt: Landesverrat bleibt in Wirklichkeit immer Versuch, denn wenn der Versuch glückt, wird der „Verräter“ nicht Angeklagter sondern — legitimer Herr und kann seinerseits aburteilen lassen. In dieser glücklichen Lage sind zurzeit noch die Novemberleute. Es ergibt sich, daß sie, die da verkündeten, sie führten eine Zeit herauf, in der endlich Recht vor Macht ginge, lediglich Recht sprechen können, weil sie an der Macht sind, und sie wissen diese durch Demagogentkiffe erlangte Macht sehr gut zu gebrauchen.

Sie fühlen sich zwar nicht wohl in ihrer Macht, mögen sie aber doch nicht missen. Daher sinnen sie Maßregeln zu ihrem Schutz aus. Die famose August-Septembers-Verordnung vom vorigen Jahr, die sich in ihrer Anwendung deutlich gegen die nationale, insbesondere die antisemitische Presse, doch auch gegen das Versammlungsrecht wandte, ist ja nun inzwischen wieder aufgehoben worden. Diese Aufhebung erfolgte aber sichtlich nur, um eine gute Stimmung zu erzeugen für den als dauernden Ersatz der vorübergehenden Verordnung geplanten Gesetzentwurf. In Irreführung der öffentlichen Meinung hat man ihn genannt: „Gesetzentwurf zur Anpassung des Strafgesetzbuches an das Verfassungsrecht.“ In Wahrheit ist er nichts anderes als ein unverhüllter Entwurf zum Schutz der republikanischen Staatsform und ihrer Diener. Die darin angedrohten Geld-

strafen für „öffentliche Beschimpfung“ der verfassungsmäßigen Staatsform oder der Reichs- oder Landesfarben sind so ungeheuerlich hoch, daß bei einigem guten Willen jeder Angeklagte mit Leichtigkeit ruiniert werden kann. Dies Mittel wird man oft und gern gegen die nationale Presse anwenden. Neu ist aber, daß auch die Mitglieder der Reichsregierung oder einer Landesregierung durch den Entwurf geschützt werden. In gleich ungeheuerlich hoher Weise soll bestraft werden, wer gegen sie öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen oder Darstellungen zu Gewalttätigkeiten auffordert oder anreizt. — Scharfe Kritik kann leicht als Aufreizung ausgelegt werden.

Nun — eine solche Bestimmung entspricht durchaus dem Charakter der ehemaligen Volkerverhetzer und Demagogen. Sie wollen nicht, daß man sie mit den gleichen Mitteln angreift, mit denen sie hochkamen. Jeder Abgeordnete, der auf Grund seiner Parteizugehörigkeit — nach einer anderen Vorbildung wird ja nicht mehr gefragt — ein Regierungsamt erhält, wird durch den Entwurf zur unverletzlichen und geheiligten Majestät. Das paßt ausgezeichnet zu dem abso-luten, verantwortungslos geheimen Regiment der Parteibonzen. Nur wird man, sollte dies Monstrum von Entwurf Gesetz werden, nicht mehr ungestraft Deutschland „die freieste Republik der Welt“ nennen dürfen, denn dann würde man einen Staat, der solche Gesetze duldet, und seine Form im Sinne des Entwurfes beschimpfen. Denn jedermann müßte es als Hohn empfinden. Vom Geist der Männer, die eine Zeit heraufführen wollten, in der Recht vor Macht gilt, durfte man aber nichts anderes erwarten. Schade nur, daß die alte sehr liberale Kaiserliche Regierung den ganzen sozialistischen Phrasenschwindel dieser Herren so bitter ernst genommen hat! Hätte sie ihre jahrzehntelang aufreizenden und aufbegehrenden Kritiker mit der gleichen antiliberalen Rücksichtslosigkeit behandelt, die aus diesem Entwurf spricht, sie säße wohl heute noch in Amt und Würden. Ja — die neuen Herren verstehen es, die verheißene Freiheit im Namen der Freiheit zu erdroffeln. Ihr Geist ist rachsüchtiger jüdischer Geist.

2.

Nicht nur Wilsons Phrasen, nein, vielmehr noch den Phrasen der eigenen „Führer“ ist eben die Masse des deutschen Volkes grausam zum Opfer gefallen. Indem diese „Führer“ Deutschland wehrlos den Feinden und damit der Herrschaft des internationalen Kapitals in die Hände spielten, betrogen sie es gleichzeitig mit einer Verfassung, welche zu der grausamen Wirklichkeit in einem grotesken Gegensatz steht.

„Zieht man die sämtlichen völkerrechtlichen Verzichtse in Betracht, die Deutschland zumeist in blanco für die entfernteste Zukunft auf sich nehmen mußte, ferner die Bestimmungen über Handels- und Gewerbefreiheit, die Regelung des Kanals und Hafenwesens, so bleibt nur der eine Schluß, daß Deutschland ein Staat nach dem Geiste dessen, was man bislang unter Staaten, geschweige denn Großmächte zu verstehen pflegte, überhaupt nicht mehr ist. Es handelt sich nur noch um ein gemischt-souveränes Gebilde, welches vielleicht einmal später zu einem Gattungsbegriff erweitert den Typus für besiegte Staaten des 20. und späteren Jahrhunderts abzugeben berufen ist.

Diese deutsche Republik hat sich in ihrer Verfassung wie ein Staat geriert, sie hat Programme aufgestellt, die an Weltbeglückung grenzen... Das Völkerrecht aber, welches die Rangordnung der Staaten bestimmt, ist ein harter Richter, es läßt sich durch Schein nicht trügen, es fordert Effektivität im kleinsten

bei den Auswirkungen staatlicher Hoheitsakte; es wird sie auch im großen fordern, wenn es sich um die eine Frage handelt: Staat oder Nichtstaat?"¹⁾

Ja — wer ernsthaft alle die Verheißungen geglaubt hat vom Paradies der Gleichheit, in dem jeder Arbeiter mit einem Luftschiff die Schönheiten der Welt genießen wird, muß täglich neue Enttäuschungen erleben. Bis zum Luftschiff haben es bis jetzt trotz der hohen Papiergeldlöhne die wenigsten Arbeiter gebracht, ganz abgesehen davon, daß sie ihnen die Entente-Kommissionen wegnehmen würden, und sie sind jetzt auf Befehl der Entente mit einem Eisenbahntarif beglückt, der in der „freiesten Republik der Welt“ die Freizügigkeit für den Arbeiter so ziemlich aufhebt und die Wettbewerbsfähigkeit für weniger günstig gelegene Industriebezirke schon im Inlande, damit natürlich auch viele Verdienstmöglichkeiten der Arbeiter vernichtet.

Weiter: Daß auf Anweisung der Feinde nicht nur die ganze Erfüllungspolitik des unseligen Dr. Wirth — angesichts seiner Mißwirtschaft sollte er eigentlich Mißwirth heißen — sondern auch unsere ganze Steuerpolitik darauf zugeschnitten wird, unsere Sozialpolitik und den Arbeiterschutz unmöglich zu machen, hat neulich Oberfinanzrat Dr. Bang schlagend nachgewiesen (Deutsche Zeitung Nr. 5 vom 4. Januar d. Js.).

Alle diese klaffenden Widersprüche zwischen Versprechen und Wirklichkeit, zwischen Wort und Tat nimmt aber die Masse vorläufig geduldig und widerspruchslos hin. Warum? Weil sie zurzeit noch anscheinend unrettbar der Talmudlogik der jüdischen Presse verfallen ist, welche ihr alles, was geschieht, und wenn es das Todesurteil Deutschlands ist, in einer Weise mundgerecht macht, daß sie noch begeistert zustimmt. Diese Presse und ihre Aufmachungskunst ist der Grundpfeiler der revolutionären Herrschaft.

Wie sie arbeitet, dafür ein kleines Beispiel! In dem sonst friedlichen und wegen seiner altertümlichen Romantik gern besuchten Städtchen Dinkelsbühl hat zu Sylvester ein aus Rache gegen die Polizei verübter kommunistischer Bombenanschlag — die Täter waren aufgebezte junge Burschen — friedliche Bürger, die Turmchordale lauschten, massenhaft verletzt und in viele Familien Tod und Siechtum gebracht. Das Attentat muß als Sturmzeichen gelten für die für die Wintermonate angesagten neuen Unruhen. In welcher Aufmachung stellt nun der „Vorwärts“ die Sache dar? In einem Aufsatz „Das Wutfieber“²⁾ reiht er diesen Anschlag äußerst harmlos unter „psychologisch durch nichts begründete Verbrechen“ ein und behandelt ihn gleichzeitig mit einer Anzahl von Taten von notorisch wahnsinnigen Messerstechern, Revolverhelden und Irrenhäuslern, so daß die Dinkelsbühler Schreckenstat ganz leise und unmerklich aus dem politischen Gebiet — in das sie gehört — auf das pathologische geschoben und der Leser über die wahren Zusammenhänge und Hintergründe hinweggetäuscht wird. Dies Beispiel ist typisch für die jüdische Presseskunst. Nebenbei bemerkt: sie werden regelmäßig und mit besonderem Geschick angewendet, wenn es sich gar um jüdische Verbrecher handelt.

Wie war es denn mit dem unter Brechung des Tarifvertrages begonnenen Eisenbahnerstreik zu Ende des abgelaufenen Jahres? Zu guter Letzt stellte sich die jüdische Presse, der „Vorwärts“ an der Spitze, schützend vor den Streik, den die „Deutsche Tageszeitung“ mit Recht als Verbrechen am deutschen Volke

¹⁾ Dr. Otto Kersten in seinem sehr sachlich, klar und gründlich geschriebenen Buch „Staat oder Nichtstaat?“ (Ernst Guntter Verlag, Freiburg i. B.), einer sehr empfehlenswerten Untersuchung über die Reichsverfassung und ihre Organe. Der Verf.

²⁾ In Nr. 4 vom 3. Januar ds. Js.

kennzeichnende,¹⁾ da dieser Streik die Ernährungskrise verschärfte; während der „Vorwärts“ den Ausbruch des Streiks als „spontan“ entschuldigte — nach ihm ist ja auch die Revolution „spontan“ gekommen —, die Verantwortung für die zeitweise drohende Katastrophe einfach der Regierung zuschob und sogar befriedigt feststellte, daß infolge des Streikes eine starke Zunahme des deutschen Eisenbahnerverbandes zu melden wäre; woraus wohl hervorginge, daß die Haltung der tarifbrüchigen Führer des Streikes „als durchaus korrekt und einwandfrei“ angesehen würde.²⁾ — Hier zeigt sich eine andere jüdische Hauptkunst: nicht Recht, nicht Wahrheit ist das Ziel, sondern die Herrschaft über die Masse. Zu diesem Zweck frisiert man die Dinge so, daß die heimlich aber sehr bewußt von eben dieser Presse geleitete Masse das tut, was den Drahtziehern angenehm ist. Das Ganze wird dann aber als Ausbruch des unfehlbaren Rechtsinstinktes der Masse dargestellt und sanktioniert. Der Jude kennt keine Grundsätze, er kennt nur jeweils wechselnde Taktik und Dialektik, und abermals: sein einziges Ziel ist Herrschaft.

Neugierig muß man nur sein, wie diese Presse die zum Himmel stinkende Angelegenheit des in der Reichstreuhandgesellschaft fungierenden Morvilius behandeln wird, der offen u. a. der Zuhälterei beschuldigt ist, ohne daß es seiner republikanischen Beamtenlaufbahn geschadet hätte — übrigens ein Beispiel mehr für die in den „Weisen von Zion“ empfohlene Methode, am besten Beamte anzustellen, die möglichst viel auf dem Gewissen haben, damit man sie desto besser als willenloses Werkzeug benutzen könne.

3.

Wie im kleinen so ist es mit dieser Methode auch im großen. Nur mit Hilfe dieser Presseskünste kann sich in der Masse der Glaube an die Berechtigung der sehr sorgfältig vorbereiteten Revolution und ihre „segensreichen Folgen“ erhalten, während der — übrigens nicht sehr glücklich geformte — Vorwurf des „Dolchstoßes von hinten“ trotz der zahlreichen Zeugnisse aus dem sozialistischen Lager selbst als Legende angesehen wird (vgl. dazu auch die unlängst erschienene Schrift des Generals v. Zwehl „Der Dolchstoß in den Rücken des siegreichen Heeres“, Verlag Carl Curtius, Berlin). Ebenso rückt die Aufklärung in der Kriegsschuldfrage im Volke nicht recht voran, weil mit ihr die künstlich zurechtgebaute sogenannte „moralische“ Rechtfertigung der Revolution zu eng verquickt ist. Allerdings: hier tritt eine leise Wendung zum Bessern allmählich ein, denn die Dokumente aus dem neutralen und über das feindliche Ausland häufen sich derartig; auch Herr Wolff vom Berliner Tageblatt hat mit seinen Veröffentlichungen russischer Dokumente über Poincaré als Kriegshetzer soviel Beweismaterial gebracht; dazu kommen u. a. neuerdings die vergleichenden Geschichtstabellen Wilhelms II.,³⁾ die Zeugnisse von Lord Haldane und Kapitän Peter E. Wright, daß auf die Dauer die Wahrheit doch wohl durchbrechen muß. Auch der „Vorwärts“ tritt vorsichtig einen kleinen Rückzug an, indem er Poincaré den Hauptkriegsverbrecher nennt. Doch seinen Artikel darüber leitet er mit den kennzeichnenden Worten ein: „Dem Versuch der Deutschmonarchisten, Deutschland von jedem Schuldanteil am Ausbruch des Krieges freizusprechen,

¹⁾ In Nr. 601 vom 31. Dezember v. Js.

²⁾ In Nr. 4 vom 3. Januar ds. Js.

³⁾ Kaiser Wilhelm II.: Vergleichende Geschichtstabellen vom Jahre 1878 bis zum Kriegsausbruch 1914. R. S. Koehler Verlag, Leipzig. 35 M.

kann nicht entschieden genug entgegengetreten werden“.¹⁾ Natürlich, — denn auf dieser Lüge beruht eben die Verherrlichung der Revolution. Wenn er aber weiter von „Fahrlässigkeit und Dummheit“ mit Bezug auf den Kaiser spricht, für die „kein Fluch, keine Strafe“ hart genug wäre, so sei die Frage gestattet, welche Strafe wohl dann die jetzige Reichsregierung treffen müßte!

Ebenso kennzeichnend ist das Verhalten dieser Presse zu dem verhängnisvollen Abkommen von Lana, durch das Österreich geradezu in die Arme der Feinde Deutschlands getrieben wird, weil die Berliner Regierung auf Geheiß der Entente in der Anschlußfrage völlig versagt. Nach den f. Zt. von Aramarsch und Benesch in Paris vorgelegten Wünschen wird Deutschland dadurch von Ungarn, also auch vom Balkan, getrennt. Die Befreiungsbestrebungen der Sudetendeutschen darf Österreich nicht mehr unterstützen. Dr. Alfons Poller-Wien schreibt mir: „Wien ist entweder das Mittelstück einer Brücke vom Deutschen Reich über Ungarn ans Schwarze Meer oder einer Brücke von Danzig über Warschau und Prag nach Belgrad. Das Deutsche Reich sieht untätig zu, wie die zweite Brücke gebaut wird.“ Daß unmittelbar nach Lana ausgerechnet ein ganz unerfahrener Zentrumsmann, Dr. Pfeiffer, uns in Wien vertreten soll, ist der beste Beweis dafür, daß sich da unten etwas zusammenbraut, das anschlussfeindlich und alles andere als großdeutsch ist. Wie stellt sich nun der „Vorwärts“ dazu? Er begrüßt das Abkommen zwischen Österreich und der Tschechoslowakei, weil beides „freie Republiken, in denen das Proletariat eine hervorragende Rolle spielt“²⁾ zu deutsch: in denen die jüdische Presse und jüdisches Geld herrschen. Er behauptet, die Konvention werde den Frieden in Mitteleuropa sichern und „auch nicht ohne Einfluß auf das Verhältnis zwischen den Tschechen und Deutschen in der Tschechoslowakei bleiben“. Daß es eine Anschlußfrage gibt, die für die besten Deutschen eine Herzens- und Lebensfrage ist, daß diese Anschlußfrage durch das Abkommen von Lana außerordentlich gefährdet wird, daß die Tschechen die Polizeihunde Frankreichs sind — davon ist im „Vorwärts“ nicht eine Silbe zu lesen!

Solange die Massen der deutschen Arbeiter diesem Blatte glauben, tappen sie weiter im Dunkeln und ins Elend.

Kann man von einer Regierung, deren hauptsächliches Organ der „Vorwärts“ ist, irgendein Heil für Deutschland erwarten? Schwerlich! Diese Regierung ist der untertänige und gehorsame Diener der internationalen Plutokratie, die mit Hilfe des Valuta-Börsenspiels ihre Milliarden ins Ungemessene häuft und ganze Länder verelendet. Die Aufklärung über das Wesen und die Methoden der Hauptträger dieser Plutokratie ist und bleibt daher die erste Vorbedingung für eine Gesundung unserer ins Sinnlose verzerrten Zustände. Unser Heil blüht weder in Washington oder Cannes oder sonst irgendwie auf internationalen Konferenzen, denn dort treffen sich nur Agenten der internationalen Finanz, die über die Köpfe der Völker hinweg Geschäfte abschließen, sondern es blüht ganz allein aus dem Willen, der Verschwörung der Staats-Ausbeuter und Volksbetrüger, die im Parlamentarismus ihre Ausdrucks- und Herrschaftsform gefunden hat, energisch bei uns ein Ende zu machen.

¹⁾ In Nr. 618 vom 31. Dezember v. Js.

²⁾ In Nr. 617 vom 31. Dezember v. Js.

Bücherschau.

Dr. Kaethe Schirmacher: „Flammen“. Erinnerungen aus meinem Leben. Dürr und Weber m. b. H. Leipzig 1921. Nummer 51 der Zellenbücherei.

„Schwachheit, Dein Name ist“ — Mann — mit diesem Seufzer legte ich „Flammen“ aus der Hand. In drei kurzen Sätzen spricht Kaethe Schirmacher die Ursachen für all das Furchtbare aus, das wir durchgemacht haben und noch erdulden müssen: „Ohne nationale Muttererde sind die (Ideale) wurzellos, ohne nationale Form und Farbe seelenlos und enden als Geschwätz in vernichtender Gleichmacherei.“ —

„Als Wilhelm „der Jaghafte“ dahinter zum Vorschein kam, war es aus mit der „Anziehungskraft, die Wilhelm II. auf Frankreich ausübte.“ —

Eine 1909 zur Warnung aus Paris an den „Roten Tag“ gefandte „Arbeit kam umgehend zurück. Berlin wollte nicht hören.“ — Führende Männer hatten unser Volk dem Vaterlande, seinem Volkstum entfremdet und entfremden lassen, wir waren feige und verlogen geworden; die Wahrheit nicht hören wollen, bedeutet bewußte Unwahrheit und Feigheit.

„Flammen“ sind eine erschütternde Anklage gegen das Wilhelminische Zeitalter, ein Schrei um Rettung unseres unglücklichen, verführten Volkes. Daß eine Frau den hohen sittlichen Mut zur Wahrheit aufgebracht hat, soll uns in der Zuversicht stärken; wenn eine Frau so um ihr Volk kämpft und leidet und doch den Mut nicht sinken läßt, schlummern in uns noch Kräfte, die, geweckt, uns wieder aufwärts führen werden.

Kaethe Schirmacher hat ein reiches, arbeitssames Leben hinter sich; sie hat das deutsche Laster vermieden: über Arbeitskultur Kultur der Seele zu vergessen. — Alle einer Frau zugänglichen geistig-gymnastischen Prüfungen und Rangstufen hat sie durchlaufen, als eine der ersten weiblichen Doktoren nimmt sie die Frauenbewegung gefangen, ohne daß sie Schaden an ihrer weiblichen und deutschen Seele leidet. Die beste Zeit ihres Lebens verbringt sie im Lande unseres französischen Erbfeindes, begreift, daß der Krieg mit Ludwig XIV. noch nicht zu Ende ist, bereist ganz Europa, die Neue Welt, genießt überall Gastfreundschaft und Hochachtung, lernt Land und Leute kennen und verstehen, wird aber nicht angesteckt von der deutschen Käude des Internationalismus, besinnt sich immer wieder auf ihr Deutschtum, bleibt Idealistin, die „gar nicht gegen ihre Natur lann“ und brauchte nicht „heimzufinden“,

denn sie war immer „zu Hause“ geblieben. Eine das gewöhnliche Maß übersteigende literarische Tätigkeit liegt hinter ihr; Teilnahme an Kongressen, Vorträge führen sie durch die Alte und Teile der Neuen Welt, überall findet sie Anzeichen des gegen ihr Vaterland heranziehenden Gewitters, hat „Visionen vom vergewaltigten Deutschtum“, aber ihre warnende Stimme verhallt im geschäftigen, Geld verdienenden deutschen Alltags, ihre Mahnungen prallen ab an der mit Selbstgefälligkeit und Torheit gepanzerten Brust deutscher Männer, die sich Diplomaten nannten, aber Narren geworden waren, die vom Internationalismus am Nasenring geführt wurden, dessen Leitseil in der Hand des Judentums ruhte, auf dessen Spuren ihr gesunder völkischer Sinn immer wieder stößt.

„Juda und England sind eins“, erkannte diese kluge Frau schon vor Jahren, was deutsche Männer noch heute nicht begreifen wollen, vielleicht nicht fassen können, nachdem sie ihre träge Seele um Wohlleben und gelduldeter Wichtigkeitserei dem Teufel des Pazifismus verkauft haben, der der „Menschheit“ nicht Friede und Wohlgefallen, nur Vernichtung Deutschlands bringen will!

Von der „Frauenbewegung“, für die sie furchtlos kämpfte, wird sie abgeschüttelt; schon lange hatte die formale Demokratie sich der Frauenemancipation bedient, um unter ihrem Deckmantel gegen das deutsche Volk Sturm zu laufen; jeder Nationalismus war recht und gut, nur der deutsche ein Verbrechen, denn solange das deutsche Volk und Reich aufrecht standen, war der Weg zur Welt Herrschaft für Juda-England versperrt. Als ihr Mut als Rednerin vor feindlich gestimmter Versammlung bewundert wurde, fand sie das tiefsinnige Wort: „ich habe Jörn“ — deutscher Jörn nahm sie für den Kampf um unsere Ostmark gefangen, an dem sie sich an ragender Stelle bis zum bitteren Ende beteiligte!

Der Weltkrieg rief sie auf den Plan, sie bereiste die Front, leistete anstrengendste, unermüdlige Aufklärungsarbeit, sie hatte den Sinn des Kampfes um Sein oder Nichtsein ihres Volkes erkannt, suchte den Willen zum Siege, zum Leben zu entflammen, ahnte noch nicht, daß dieser Wille an führender Stelle von Anbeginn nicht vorhanden war und darum nicht erhalten werden konnte, denn bevor die Feinde ihr ceterum censeo zu sprechen wagten, hatten diejenigen, die unser tapferes Volk zu leiten berufen waren, ihr Herz unter das caudinisches Joch gebeugt; die deutsche Diplomatie kannte nur ein Mitte

zur Beendigung des Kampfes: Flehen um Gnade, Wehrlosmachung, — das Kastrenztum, von dem das hochgemuteste Volk sich führen ließ, hatte es verstandenen Verbündete in Armee und Marine zu finden; auch dort saßen, vielleicht sich selbst nicht bewußte, fesselnde Verräter, die von der Lüge der Demokratie in Banden geschlagen, vom „Völkerfrühlingsglauben“ sich einlullen ließen, die die Kraft eines Ludendorff zu zermürben verstanden, die einen Helden wie Hindenburg, dem die Lehnstreue über alles ging, dazu zu bewegen vermochten dem Kaiser die Flucht nach Holland anzuraten!

Kaethe Schirmacher hat eine der tiefsten Ursachen unseres Niederganges erkannt: wir trieben Unzucht mit fremden Geist; sie weiß, daß nur im Volkstum unsere Kraft wurzelt, der deutsche Antäus hatte sich die Verbindung mit seinem Volkstum rauben lassen, nun war er besiegt, die Welt brauchte den Riesen nicht mehr zu fürchten. Juda — England grinste ob des trefflich gelungenen Werks, wir hatten uns selbst genannt, unser herrliches, todesmutiges, unbeflegtes Heer ließ sich zu den Penaten heim-scheiden, dort sollten die entwaffneten Helden Buße tun für ihre bewiesene Vaterlandsliebe!

Kaethe Schirmacher gab den Kampf auch jetzt nicht auf, stritt für Danzig, die Ostmark, stieg in die Klokten des Parlamentarismus hinauf, erstichte dort schier, mußte das schmachvolle Getue in Weimar über sich ergehen lassen. „Es ist das Wesen der Ehre, daß man dafür stirbt. Aber das Volk stirbt nicht.“ Warum sterben, lockten doch panis et circenses! Und die ganze diabolische Verführung unseres Volkes begriff sie, wenn sie sich sagte, daß weite Volkstreife einen „inneren Sieg“ errungen zu haben glaubten!

Von ihren Erfahrungen in der deutschen nationalen Volkspartei spricht Kaethe Schirmacher nicht, die Feststellung gehört aber zu dem Gesamtbilde von ihr, daß man sie dort schwer ertragen hat; man war völkisch nicht taktfeist. Wollen wir hoffen, daß das anders geworden ist. Nur Unerbittlichkeit in unserem Volkstum kann uns retten, sie allein kann uns Vertrauen der verhegten Volksmassen und Achtung der Feinde bringen, beide bedingen sich gegenseitig. Wen man nicht achtet, fürchtet man nicht; wer vor seinem Feind kriecht, sacht seinen „Siegerwillen“ bis zur perversen Vernichtungssucht an. Glauben nicht viele unserer Feinde ein gutes Werk zu tun, wenn sie die Menschheit von einem Volk befreien, das sich fortwirft?!

Unser Volk ist schwer krank, wir müssen alle, wie Kaethe Schirmacher, um die Seele jedes Einzelnen ringen. Bringen wir Kraft und Liebe dazu nicht auf, so sind wir ver-

loren. Den Weg dazu hat sie erkannt: — „den Weg, den Deutschland durch die Blindheit seiner Massen am 9. November betrat, kann es nur durch die Einsicht seiner Massen, daß der ein Irrweg war, verlassen.“

Schelten wir weniger „das Volk“, lieben wir es mehr, Glaube und Hoffnung werden erst durch „die größte von den Dreien“, durch Liebe, zu unserem unglücklichen verführten Volk geboren werden; wir waren hochfahrend und lieblos geworden!

Unser Glaube an deutsches Volkstum wird der Sieg sein, der unsere Umwelt überwinden wird.

Die „Stillen im Lande“, die arbeiten, werden unser Volk aufwärts führen, nicht das Geschrei nach dem führenden Mann, der auf völkisch steril gewordenem Boden nicht wachsen kann.

Unsere Gesinnung hat Kaethe Schirmacher uns durch das verdeutschte Bibelwort vorgeschrieben: „Leben wir, so leben wir Deutschland, sterben wir, so sterben wir Deutschland, ob wir leben oder sterben, so sind wir Deutschland.“

Adalbert Vold.

Dr. Fritz Lenz: Menschliche Auslese und Rassenhygiene. J. S. Lehmanns Verlag, München 1921. — 251 Seiten. Preis geb. M. 38.—.

Mit diesem Werke ist der zweite Teil der „Menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene“ von Baur-Fischer-Lenz erschienen, deren erster, die Erblichkeitslehre als Grundlage der Rassenhygiene behandelnder Teil in Heft 11 des vorigen Jahrgangs besprochen worden ist. — Dieser zweite Teil hält, was der erste versprach. Das Buch behandelt und begründet die Erscheinungen und die Maßnahmen, die man unter der Bezeichnung „Rassenhygiene“ zusammenfaßt, in knapper aber erschöpfender und eindringlicher Weise und gibt damit den um die Lebenskraft und Tüchtigkeit unseres Volkes besorgten Volksführern und Staatsmännern eine übersichtliche, wissenschaftlich zuverlässige Grundlage für ihre Arbeit an der „Erneuerung Deutschlands“.

Sie werden aber gut tun, sich dabei klar darüber zu sein, daß „Rassenhygiene“ keine Hygiene ist, die Lenz als die „Lehre von den Bedingungen der Erhaltung des Lebens und der Gesundheit“ erklärt. Nicht nur deswegen, weil die durch Hygiene am Einzelwesen gepflegten Eigenschaften nicht erblich zu sein brauchen, sondern weil die bei der Rassenhygiene in Betracht kommenden Erscheinungen und Maßnahmen mit der Gesunderhaltung der Reimannlagen im allgemeinen nichts zu tun haben, sondern

deren Auslese, also teilweise Beseitigung bedeuten. Man könnte ebensogut die „biologische und soziale Auslese“, die Lenz im ersten Teil seiner Arbeit behandelt, auch eine „natürliche Rassenhygiene“ und die Maßnahmen der „praktischen Rassenhygiene“ des zweiten Teils eine „künstliche Auslese“ nennen. Und wenn diese Auslese wirklich der Erneuerung Deutschlands dienen soll, so muß sie nicht nur die allgemeine Tüchtigkeit und Lebenskraft, sondern auch die völkische Brauchbarkeit mit betreffen, also auf Rasse Rücksicht nehmen, was gerade die „Rassen“-Hygiene vermeidet. Sie wird damit zur „eugenischen Politik“.

Freilich sagt Lenz mit Recht, wir können nicht durch Begünstigung äußerer Merkmale einer Rasse, etwa der germanischen, auch deren geistige Anlagen auswählen, auf die es doch ankommt. Eine solche Auswahl kann nur durch Erziehung im deutschen Volkstum erreicht werden, die nur bei dazu passenden Anlagen möglich ist und diese zur vorwiegenden Sortpflanzung unter sich zusammenhalten kann. Genau wie schon bei höheren Tieren neben ererbten Instinkten die Überlieferung wirksam ist, um die gleichartige Lebensweise festzubalten, die eine bestimmte Gruppe von Abstammungslinien als biologische Wesenseinheit höherer Ordnung, als „Art“, abgrenzt und zusammenhält.

Die biologische Wesenheit des Volkes, das Lenz mit Schallmayer als „Sprachnation“ von der biologischen Betrachtung ausschließt, hat er nicht erkannt. Für die Sache des Deutschtums kommt es nicht darauf an, eine tüchtige und lebenskräftige Bevölkerung irgend welcher Art innerhalb der deutschen Grenzen zu erhalten, sondern ein tüchtiges und lebenskräftiges deutsches Volk. Ohne daß die Verhältnisse des Staates und der Gesellschaft so ausgestaltet werden, daß der zur Erhaltung des Volkstums dienliche Stamm begünstigt wird oder wenigstens überhaupt gedeihen kann und Fremdstämmige, die sich dem Volkstum nicht einfügen, fern gehalten werden, würde auch die beste „Rassenhygiene“ die Auflösung des Volkstums und damit den Untergang des Volksstaates nicht aufhalten können. S. G. Solle.

Wunder in uns. Unter Mitarbeit von Dr. Hermann Deller, Dr. Fritz Kahn, Dr. Adolf Koelsch und Prof. Dr. E. L. Schleich herausgegeben von Hanns Günther. Verlag Rascher & Cie., Zürich 1921. — 381 Seiten. Preis geb. M. 50.—.

„Ein Buch vom menschlichen Körper für jedermann“ nennt sich das Werk. Es ist im besten Sinne gemeinverständlich, ohne

daß die wissenschaftliche Zuverlässigkeit darunter gelitten hätte. Diese ist vielmehr noch erhöht dadurch, daß mehrere Sachmänner für ihre besonderen Gebiete eingetreten sind, die auch sonst schon mit Erfolg tätig gewesen sind, die Wissenschaft vom Menschen volkstümlich darzustellen. Es handelt sich dabei nicht so sehr um den Bau oder die Entwicklung des menschlichen Körpers, als vielmehr darum, seine Einrichtungen und Verrichtungen verständlich zu machen, also um die Physiologie des Menschen.

Die „Wunder in uns“ bestehen in einer viel weiter, als man früher wußte oder ahnte, gebenden Zweckhaftigkeit des Organismus, um eine bis ins Kleinste vorbedachte Automatie des Körpers, deren Entstehung aus blind wirkenden mechanischen Kräften nicht erklärt werden kann. Außerordentlich wirksam für das Verständnis der Erscheinungen sind die neben zahlreichen Einzelbildern im Text auf besonderen Tafeln gegebenen schematischen Darstellungen der Verdauung, des Kreislaufs, der Atmung und der Hirntätigkeit, denen der Vergleich mit einem verwinkelten Fabrikbetrieb zugrunde liegt. Ebenso anschaulich und fesselnd ist der Text geschrieben.

In der Tat ein sehr empfehlenswertes „Buch für jedermann“, der sich mit den Ergebnissen der neueren rasch fortgeschrittenen physiologischen Forschung vertraut machen will! S. G. Solle.

Hjalmar Kugleb: Der Zeitgenosse mit den Augen eines alten Wandervogels gesehen. Illustriert von A. Paul Weber. Verlag von Erich Matthes, Hartenstein und Leipzig. Geb. M. 62.50.

„Mir liegt vornehmlich der Hobn. Süble dich also getroffen, achtbarer Zeitgenosse, wenn dir das die Dide deines Jells und dein im Gefühlsbereich unterentwickeltes Gehirn überhaupt gestatten; andernfalls magst du dies Buch lieber gleich wieder aus der Hand legen.“ — So der unerfrockene Kugleb in den einleitenden Worten „an den Leser“!

Dieser Kugleb, der unlängst im gleichen Verlag die tapferen und schönen, allerdings noch nicht immer ganz gleich wertvollen Gedichte und Reime des originellen „Landfahrerbuches“ erscheinen ließ, ist ein ganz eigener, prachtvoller Kerl, der uns geradezu bis jetzt gefehlt hat. Wenn man schon ver gleichen möchte, so fällt einem wohl Franz Haifer ein. Kugleb hat den gleichen Mut, dem weichlichen, verschwommenen, rube seligen, hunddemütigen und doch auf seine „Kultur“ und „Bildung“ so maßlos eiteln

Kompromiß-Deutschen, wie er sich heute überall breit macht, mit unnachsichtiger satirischer Schärfe die Wahrheit zu geigen und ihm einen heftigen Stoß vor den wohlgepolsterten Bauch zu versetzen, sodaß er am Ende doch in eine etwas gesündere und natürlichere Richtung getrieben wird. Die schärfste Waffe des feigen Phylisters, nämlich das verlegene Totschweigen, wird man vermutlich auch gegen ihn anwenden, aber trotzdem wird seine Stimme nicht verhallen. Er ist mit vollem Bewußtsein Satiriker und nimmt daher das Recht der Verallgemeinerung und auch der Übertreibung in Anspruch, — das gehört durchaus dazu. Was er aber sagt, und wie er es sagt, ist glänzend, und im Aern hat er eigentlich überall Recht, sei es, daß er über den Adel, den Bürger, den Arbeiter, den Reformier, die Tanzstunde oder den Touristen spricht. Die ganze verlogene, sinn- und gedankenlose, materielle Allerweltezivilisation, in der sich der „Zeitgenosse“ so stolz und wohl fühlt, und in der alles Bodenständige, Ehrwürdige, organisch und geschichtlich Gewachsene zu üblem Aitsch und Brei aufgeweicht wird, hat in Augleb ihren grimmigen Hasser und überlegenen Verspottter gefunden. Etwas zu hart scheint er mir nur mit dem „Architekten“ umzugehn, da gerade dieser Beruf doch seit einiger Zeit zu Geschmack und Ehrfurcht zurückzukehren bemüht ist — wenn auch natürlich nicht allgemein —. In Paul A. Weber hat Augleb einen kongenialen, an Daumier gemahnenden Illustrator gefunden. Auch er ist vorzüglich auf das Satirische eingestellt. Aber hinter Wig und Hohn dieses Buches stehen klare Erkenntnis und heiße, aufrichtige Liebe zum Deutschen. Der heilige Ernst, der letzten Endes die Quelle dieses Jornes ist, der sich eben in der Form der Satire entladen muß, weil er nicht anders kann, hat sittliche Größe, so daß das Ganze von tiefer, nachhaltiger Wirkung ist. Augleb ist zweifelsohne eine starke Hoffnung, und seinem „Zeitgenossen“ ist weite Verbreitung und Anerkennung zu wünschen. Er wird übrigens auch einsehn, daß eine Haupt-Wurzel all des von ihm scharf angegriffenen Übels — die Übervölkerung ist, die sich im engen kleinen Deutschland mit Hilfe von Technik und Zivilisation mit aller Gewalt lebensfähig erhalten will und dabei in Größenwahn und falschem Bildungsdünkel die alte deutsche Kultur zertrampelt. E. A.

Gunnar Gunnarsson: Der Haß des Pall Einarsson. Gyldebrandscher Verlag A. G., Berlin W. 10.

Diese Erzählung ist von einem großen

Dichter und Herzenskinder geschrieben. Sie ist ein tiefes, bedeutendes Kunstwerk, das in sich aufzunehmen ein lange nachwirkendes Ereignis ist. Schweremütig, breit, gedankenvoll, ja grüblerisch bis an die äußersten Grenzen, ist es doch im Aufbau mit meisterhafter, überlegener Hand gefügt. Sicherlich konnte es nur ein nordischer Mensch schreiben, der die Abgründe der nordischen Seele und ihre feinsten Schwingungen auch von sich aus kennt. Man wundert sich nicht, daß der Verfasser ein Isländer ist, und auf Island spielt die Handlung. Die eigenartige Natur dieses Landes, in dem Eis und Feuer so dicht beieinander wohnen, greift von weitem wunderbar symbolisch in diese Handlung hinein. Die Menschen sind von geheimnisreicher Tiefe, aber der Dichter leuchtet ihnen bis auf den Grund. Die Handlung ist in erster Linie nach innen verlegt. Eine grausame Influenzaepidemie und die Rückkehr eines alten Jugendbekannten in den früheren Freundeskreis sind die äußeren Anlässe zu dem erschütternden Schicksal des menschenfreundlichen, idealistischen Arztes Ellidagrimur, das mit innerem Zusammenbruch und geistiger Umnachtung tragisch düster endet — weil der zurücklebende „Freund“, den der idealistische, menschengläubige Arzt selbst wieder in sein Haus führt, aus altem Haß darüber, daß dessen Frau den Arzt und nicht ihn vorgezogen hat, in satanisch planmäßiger Weise dem Arzt allmählich die Grundlage seines Idealismus und seines Menschenglaubens von Grund auf zerstört. Diese Grundlage ist der Glaube an seine Frau und die seelische Harmonie mit ihr. Doch nein — es ist nicht nur der Haß wegen der Frau; es ist der Haß des Minderwertigen, des Rötters, des Bastards gegen den Hochgearteten, Edlen; der Haß des gemeinen, niedrig gesinnten Materialisten gegen den vergeistigten Idealisten. Es ist also ein Haß, der uns alle und zu allen Zeiten sehr viel angeht. Dieser Kampf zwischen dem zurückgekehrten Einarsson und den arglosen, reinen Ellidagrimur ist der uralte Kampf zwischen Licht und Dunkel, Gott und Teufel. Darin liegt die tiefe Bedeutung dieses Buches. Auf die Gefahr hin, dem Dichter zu schaden, muß ich aber sogar noch mehr aussprechen: Hätte er den Kampf zwischen dem Arier und dem Semiten darstellen wollen, er hätte es nicht vollendeter und künstlerisch feiner tun können! Wie Einarsson gerade die Frau — übrigens eine köstliche Frauengestalt, diese Frau Vigdis — wählt, um den Mann im Innersten zu ent wurzeln, und mit welcher raffinierten Menschenkenntnis und Berechnung dies ge-

schiebt, ist unnachahmlich geschrieben. Scheinbar gleichförmige, bei näherem Zusehen aber unendlich verschiedene, bis ins kleinste lebenswahr gezeichnete Nebenfiguren, die mit weiser Regie verwandt werden, beleben und fördern die Handlung, jede auf ihre Art. Der Bühne Versuch, den Schluß, d. h. den geistigen Zusammenbruch des Helden Ellidagrimur, an den Anfang der Erzählung zu setzen, ohne der Spannung damit irgendwie Eintracht zu tun, ist völlig geglückt, was allein schon die hohe Kunst des Dichters beweist. Die Spannung wird dadurch nicht nur nicht geschwächt sondern noch gesteigert und nimmt mitunter atembeklemmende Dehnungen an, die — wenn ein solcher Vergleich gestattet ist — etwa an die fast unerträglichen Spannungen in der Ouvertüre zu Mozarts Don Juan erinnern.

Nochmals: das Problem geht uns alle an, die wir für den Idealismus kämpfen. Die Erkenntnis des Feindes und seiner Methoden, dem Idealismus den Boden zu entziehen, wird durch dies Buch wesentlich gefördert — woran der Dichter sicherlich nicht gedacht hat. Er hat einfach ein ganz großes Kunstwerk geschaffen, und seinen Namen muß man sich merken. E. K.

Alfred Kattshinst: Die zweite Heimat. Ein Zeitroman aus dem Memellande. Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. Berlin. Geb. M. 32.

Selten ist nach meinem Dafürhalten der ostpreussische Charakter — der der Landschaft und der eines bestimmten Teiles der Bewohner — so getreu gezeichnet worden wie in diesem Roman. Bei aller begablichen Breite der Erzählung und der naturwahren Genauigkeit — sei es in der Beschreibung der Feldarbeit, der einfachen Vergnügungen, der Lebensgewohnheiten auf dem Rittergut und in den Bauernhöfen, oder der schwermütigen Landschaft selbst — herrscht immer eine schöne Harmonie zwischen Stoff und Form, und gerade dieser Stoff verlangt diese ausführliche, liebevolle Versenkung. Die reiche, grüblerische Natur des Ostpreußen, der spät und schwer mit sich selbst und der Außenwelt fertig wird, tritt lebendig hervor mit allen Vorzügen und Schwächen. Das Schicksal des Helden, der sich als ein innerlich freier und gebildeter Mensch in die Stellung des dienenden Gutsangestellten finden muß und nach allerhand inneren und äußeren Wirrnissen und Menschlichkeiten zum freien Herrn auf eigener Scholle emporringt, ist mit organischer Folgerichtigkeit und einer etwas herben aber durchaus gesunden Lebens-

weisheit geschildert und wächst über die Bedeutung des Einzelfalles hinaus zu dem Bild eines Menschen, der — eben aus innerer Freiheit heraus — auch Herr des äußeren Schicksals wird. Um dies Schicksal ranken sich eine ganze Reihe köstlicher, herb-humorvoller, liebenswerter Figuren, wie sie das ländliche Ostpreußen noch hervorbringt. Hand in Hand damit geben Sittenschilderungen gerade aus dem jetzt mehr denn je bedrohten Memelland, sodaß das Ganze ein treues Bild ostpreussisch-litauischer Kultur ergibt. Um seiner großen dichterischen Vorzüge und seiner vaterländischen Treue willen ist zu hoffen, daß das Buch im ganzen Deutschland den verdienten Beifall findet. E. K.

Rudolf Greinz: König in Heimat. Roman. E. Staackmann Verlag, Leipzig 1921. Geb. M. 20, geb. M. 22.

Die für beide Teile — die Einheimischen wie die Reisenden — gleich bedeutsame Frage der Fremdenindustrie ist letzten Endes das Problem dieser Erzählung des Dichters Greinz. Sie hebt an in einer Zeit, in der es noch keine Eisenbahnen gibt und spinnt sich fort bis zu jenen Tagen, in denen die Technik es ermöglicht, daß sich alljährlich ein Fremdenstrom in die fernsten Alpentäler ergießt. Und die großen sittlichen und wirtschaftlichen Gefahren, welche der Sommerfrischenbetrieb im Gefolge hat, da er Leute mit ganz verschiedenen Grundätzen, Gewohnheiten und Anschauungen durcheinander wirbelt, alte Sitten ins Wanken bringt, Unrast in die Stille trägt, Unzufriedenheit mit der engen Umgebung, Sehnsucht in die weite Welt weckt, Einfachheit in Uppigkeit verwandelt, Unfrieden und Elend stiftet — sie hat der Dichter am Schicksal der Hauptpersonen mit seiner Kunst gezeichnet. Und eine zweite Linie läßt sich verfolgen, die sich mit der ersten häufig kreuzt: die Schicksale jener Bergbewohner, welche aus Jagd- und Wanderlust die Welt als Sänger, Jodler und Schubplattler durchstreifen und ihrerseits wieder Fremde in die Bergheimat locken. Und hinter beiden Gruppen, den fahrenden Sängern und den Fremdenindustriellen erhebt sich immer drohender und ernster der Dämon der Geldgier, des nackten Materialismus. — Trotz aller Sonne darin ist es ein todernstes Buch, und die Schicksale, die Greinz lebenswahr und folgerichtig erzählt von den Bauern, die Künstler oder Hoteliers werden und als Entwurzelte des Schicksals Jügel aus der Hand verlieren, sind erschütternd. Da söhnt man sich gern mit der bedächtig sich dehnenden Breite aus. E. K.



Deutschlands Erneuerung

Monatschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, S. St. Chamberlain, S. Claß, Professor R. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Sebr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeborg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. S. Lehmann, München

Bezugspreis: vierteljährlich M. 24.—, Einzelheft M. 2.—

Postcheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594

Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München

6. Jahrgang 1922

Heft 3

März

An unsere Leser!

Die allgemeine Teuerung hat eine neue Erhöhung der Buchdrucker- und Buchbinderlöhne, sowie insbesondere der Papierpreise verursacht. Wir sind deshalb zu unserem Bedauern gezwungen, den Bezugspreis für „Deutschlands Erneuerung“ ab 1. April auf vierteljährlich M. 24.— festzusetzen. Der Bezug läuft stillschweigend weiter, wenn nicht bis spätestens 15. März eine Abbestellung in unseren Händen ist. Die maßlose Erhöhung des Postgeldes zwingt uns, die Zusendung einer Rechnung an die Bezieher, welche unsere Monatschrift auf dem Zeitungspostwege vom Verlag erhalten, in Zukunft zu unterlassen.

Diese Bezieher bitten wir, das Bezugsgeld jeweils vor Beginn eines Vierteljahrs unaufgefordert einzusenden. Für Mahnungen von rückständigen Zahlungen müssen wir das Postgeld berechnen.

Bei Bestellung durch Post und Buchhandlungen ist der Bezugspreis an die bisherige Bezugstelle zu entrichten.

Postcheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594.
— Konto bei der Bayerischen Vereinsbank, München.

J. S. Lehmanns Verlag, München, Paul Heysestraße 26.

Von der Mechanik zu lebendigem deutschem Gegenwartsrecht.

Von Senatspräsident R. Deinhardt, Jena.

1. Das Recht muß innere Festigkeit haben. Die Festigkeit liegt nicht in der toten Einerleiheit und in Außerlichkeiten, sie muß sich auswirken aus immer kräftigerer Versittlichung. Um das klare sittliche Recht soll man nicht markten.

Dem deutschen Wesen entspricht aber nicht die Herrschaft der toten Regel, des starren, lebenskalten, abgespaltenen Begriffs, des rücksichtslosen, eindeutigen Alles-oder-Nichts, Entweder-Oder, die Herrschaft von Zwang und Gewalt, die nachträglich die verwirrten Dinge einrenken sollen. In allem Menschlichen muß

mehr voranstehen die wärmende Liebe und Sorge um die Seele, die Voraussicht, das vorschauende und vorsorgende Ordnen, das abwägende Sowohl-Als-Auch, der Ausgleich und das Abwägen des Widerstreits; Maß und Grenze; abzuwarten, bis ein Unrecht und Mißstand eingetreten ist, und dann rückwärts — meist zu spät — die Dinge wieder in reinem Denken, nach bloß logischen Rezepten — vergeblich — ins Gleiche bringen wollen, entspricht nicht unserm deutschen Lebensgefühl.

Verhüten, Vorbeugen müssen beherrschen die Gesetzgebung, das bürgerliche und peinliche Verfahren, die Verwaltung. Viele Zweifel sind nur praktisch durch die Tat, durch einen Vertrag, einen Vergleich zu lösen, nicht logisch hinterher zu beantworten.

Das deutsche Recht verlangt billige Rücksicht auf die Eigenart des besondern Falls. Das Allgemeine ist der einzelne Fall (Goethe). Der Fall wird erforscht, gewertet und geordnet auf Grund unmittelbaren Verkehrs des Volkesrichters mit seinen Volksgenossen. (Wirkliche, nicht scheinhafte Unmittelbarkeit). Wir finden die Lösungen nicht durch graues Theoretisieren von den erstarrten römischen Rechtsbegriffen her, sondern vor allem durch Bewertung von Erfahrungen und Beobachtungen, die in der Praxis des modernen Wirtschafts- und Arbeitslebens gemacht sind, aus den seelischen Erlebnissen und Bewertungen, aus Lebens-Denken.

2. Das Prozeßdenken der hergebrachten Prozeßschule rechnet gar nicht mit den Menschen, den Menschen, die streitsüchtig oder sonst entzweit sind, den Anwälten, den Richtern, wie sie nun einmal sind, es denkt nicht in Menschen, sondern in den gesetzglichen Schachtelungen, es erschöpft sich in logischen Kategorien und Formen, starren Formen, wie sie die kausale Wirklichkeit gar nicht zeigt. Die Wirklichkeit bringt gar nicht so viel Schulfälle, die nur logisches Recht zur Lösung forderten. Die Schulprozeßlehre sieht nur Häufung von Einzelnen, Stücken, getrennten Einzelheiten, Einerleihen, Abgezogenheiten, Begrifflichkeiten.

Doch erst im Gefühl für Wertigkeit (Qualität) und gegliederte, lebendige Ganzheit bewährt sich das rechtliche Verhältnis des Menschen zu den Dingen. Man muß sich freimachen davon, die Schulprozeßlehre als einzig Mögliches anzusehen, man muß erst einmal die Vielartigkeit der Dinge zugeben und die sittliche Entfaltung des Rechts voranstellen.

Die bisherige Lehre übertreibt in formalistisch-romanischem Sinn das Äußerlich-Wahrnehmbare, das Formale, das Mechanistische, Atomistische. Darum stellt sie mit der Glacéheit des Denkens, die der leeren Begrifflichkeit eigen ist, als unverrückbare Regel auf die Mündlichkeitsmaxime, wie früher die Schriftlichkeit, überschätzt den Parteibetrieb, das Zustellungswesen, das äußerliche Verfahren, Barrett und Kobe bei Richter und Anwalt. Die bisherige Lehre, die satt und selbstzufrieden durch kein Gefühl des Ungenügens gestört wird, glaubt in den jetzigen Maximen der Prozeßlehre die höchste, nicht mehr zu überbietende Höhe des Rechtsverfahrens erklettert zu haben, sie schwelgt in ungeschichtlichen Abstraktionen, die der Menschennatur fern sind, in falschen Typisierungen und Normalisierungen. Reden müssen gehalten werden in unserm Verfahren, wenn es auch ganz sinnlos ist. Es ist, als ob die Schrift noch nicht erfunden wäre. Sie ist doch da, weil es damit oft schneller geht. — Aber die „Mündlichkeit“, Bewegen der Sprechwerkzeuge, ist starres Dogma!

Deutsche Art ist es, mehr auf den unmittelbaren seelischen Ausdruck zu achten, sich die Personen und Dinge anzusehen, sich in sie einzufühlen, um der

Rechtschaffenheit aufzuhelfen. Wir sind weitherzig und duldsam, wollen die Dinge nicht alle mit demselben Maß von außen, fremdher messen, sondern nach eigenen Maßstäben aus sich heraus gestalten. Wozu Kobe und Barrett und rednerische Vorträge in bürgerlichen Auseinandersetzungen, wo es gilt, Mißverständnisse zu beseitigen, oder das Nichtzahlkönnen oder -wollen festzustellen, oder die Ausflüchte zu beurteilen, die aus Geldmangel oder Böswilligkeit gemacht werden? All das verführt ja nur zu Scheingefechten, Schauspielerei und Verstellung, bringt alles in eine giftgeschwängerte Scheinwelt, woran wir überall leiden.

Unsere Wertbegriffe haben sich geändert, und von den Schulbegriffen der Prozeßlehrstühle bleibt nicht mehr viel übrig.

Wir verlangen ein gelenkiges Verfahren, das mehr zuläßt, dem Fall in seiner Eigenart sein Recht zu geben: schnell, wahrhaftig und sicher; schriftlich, wo Schriftlichkeit genügt und kürzer zum Ziel führt, persönliche Anwesenheit und Aussprache (nicht Scheinrednerie), wo aus der Person und dem Eindruck eine Aufklärung zu erwarten ist. Schlichten und Richter sind gleich gangbare Wege: schaffend, in die Zukunft gerichtet muß die Rechtspflege sein.

3. Sachliches Recht und Verfahrensrecht gehören zusammen. Erst im Verfahren zeigt sich die Aufgabe und Wirkung der Rechtsordnung. So Ehescheidungsverfahren mit Ehescheidung, Erbrecht mit Erbschaftsteuer und Erbrechtsbeschränkung verbunden. Auf die Strafvollstreckung, auf die Forderungsbezahlung kommt es meist dem Volk an, nicht auf die Lehrmeinung, die theoretische Abhandlung. Freiwillige Zahlungsbereitschaft führt weiter als Beitreibung. Die Zwangsvollstreckung muß möglichst eingeschränkt oder ganz vermieden werden. In der jetzigen rohen Gewaltart und verzettelnden Wirrnis bedeutet sie eine Vergeudung wirtschaftlicher und seelischer Werte. Sie muß wirtschaftlicher, fruchtbarer eingerichtet, gegen böswillige Schuldner aber muß sie straff und entschieden durchgeführt werden.

Das Offenbarungseidverfahren muß einfacher werden: die Liste böswilliger, fauler Schuldner als „Schwarze Liste“ eingerichtet, würde ungesunden Kredit und damit viele unwirtschaftliche Prozesse verhüten.

In der Strafvollstreckung zeigt sich in der stärksten Wirkung die Macht des Staates. Auch hier darf äußerliche Gewalt nicht unnützlich angewandt werden. Gefängnis und Zucht haus dürfen nur das letzte Mittel sein. Aber der Staat darf auch seiner selbst nicht spotten durch Amnestien: er erschüttert damit das Recht und sich selbst.

4. Im gerichtlichen Verfahren, vor allem in Strafsachen, müssen die öffentliche Wohlfahrt, der Gemeingedanke und Gemeinwille, die Rechtsidee voranstehen der eigennützigen Willkür des einzelnen, dem Ich mit seinen Leidenschaften und Trieben, das nur an sich denkt und für sich etwas gewinnen will, nicht seelengebunden ist durch Gemeinschaftsgefühle.

Es darf nicht Grundsatz sein, daß der Einzelne für sich drauflos prozessieren dürfe, wie es ihm beliebt, daß ihm keine Schranken bindend, keine Hemmungen hindernd entgegenstehen dürften, daß nur dies dem Rechte diene. Die Gemeinschaft hat ihren Anspruch gegen den Einzelnen, und der Einzelne hat Pflichten, darf nicht das Rechtsverfahren übermäßig für sich beanspruchen oder gar noch das allgemeine Wohl mit seiner Streitsache schädigen.

Das hergebrachte förmliche Streitverfahren mit seiner Zuspitzung der Gegensätze, der Aufwühlung der tierisch grausamen, der niedrigen und selbstischen

Trieb, der schmutzigsten Gelüste, des Eigennutzes und des gräßlichsten Dämons, des Neides, züchtet und erzieht überhebliche Querulanten, Alles-Besser-wisser-woller und unzufriedene, enttäuschte hypochondrische Staatsbürger, hat die unheilvollsten Nach- und Nebenwirkungen, verschlimmert noch das Übel, schadet oft mehr als es nützt. Das Streitverfahren vergiftet den Gemeingeist. Es ist auch mit so viel Ballast überladen, und so viele Hemmnisse sind auf den Weg gelegt, daß es sehr oft knarrend still steht und leistungsunfähig wird.

In der abgelöst-bürokratischen Prozeßform stockt der Blutkreislauf, Überlebtes, Verdorrtes setzen sich als tote Last an.

Wir brauchen eine lebendig-geistige, innerlich gebundene Prozeßform.

Die Prozeßsücht und der Prozeßwürrwart ist keine vorübergehende Erscheinung, sondern eine innere Krankheit eines tief leidenden Volkskörpers. Nicht mit kleintlichen Mitteln gegen Erscheinungen, sondern gegen die Ursachen muß durch eine Umschichtung des ganzen Verfahrens geholfen werden, wir müssen Naturgeschichte des Prozeßierens treiben und aus der Erkenntnis der menschlichen Natur das Verfahren gestalten, nicht nach leerer Begrifflichkeit, nach bloß nebelhaften Gedächtnissen von Menschen.

5. Dem Streitverfahren muß ein Güteverfahren vorangehen. Es ist alte deutsche Rechtseinrichtung: Verfahren zur Minne. Meist handelt es sich bei Hader nicht um reinlich abgezielte Rechtsfragen; was die Menschen veruneinigt, sind sehr oft Schäden, die uns alle treffen, Mißverständnisse und Tüden des Objekts, Launen, Verstöcktheiten, Nervenüberreizungen. Der Gesunde hat keine Zeit, krank zu sein und alle seine Sinne darauf zu richten. Er sieht auf sein Werk, auf frohe Arbeit; der Bruchige wird noch launischer und verdüsterter.

Was im Prozeß durch ein theoretisches Verfahren aufgeblasen und aufgepludert wurde, läßt sich durch einen Wirklichkeitsausschnitt auf das Einfachste zurückführen, daß die Luft entweicht und man sieht, was Dunst und was Wesen ist. Der Staat darf auch im Rechtswesen nicht seinen Inhalt darin sehen, Rechtshabern, Selbstsüchtigen und Eigensinnigen ihren Willen zu tun. Er trägt dadurch zur Entartung bei. Die krankhaft Beanlagten werden es noch mehr, vorher Gesunde werden geschwächt und verseucht von der Prozeßhysterie, und wirtschaftlich wertvolle Volksteile werden wirtschaftlich belastet.

Das Güteverfahren muß ein Stau gegen die Prozeßflut sein. Es muß der Überlegung, der Lebensklugheit, der gegenseitigen Rücksicht, der Liebe, der Hilfe, der Verträglichkeit, den edlern rein menschlichen Tugenden und Bedürfnissen Raum lassen. Die Liebe und die Zusammenarbeit ist schöpferisch; der Haß, der Streit, der Hader ist vernichterisch. Die Liebe, nicht der Haß ist der Vater aller Dinge, Liebe kämpft um Höheres, Edleres, Haß um Robes, Gemeines. Das Güteverfahren hat den Wert des Ols und vermindert die Reibungen. Freiwilligkeit bringt in der Regel ein besseres Ergebnis als Zwang. Wozu sich jemand freiwillig versteht, erfüllt er eher, als wenn er sich vergewaltigt fühlt. Das Güteverfahren ist nicht abgestellt auf gegenseitige Vernichtung und Schädigung, auf aufklärerischen Vollkommenheitsdünkel. Das jetzige Streitverfahren, das unter diesem Zeichen steht, wirkt um so schmerzhafter und läßt die menschliche Unzulänglichkeit um so peinlicher empfinden, je mehr es Täuschungen bringen muß. Genug Fälle werden noch übrig bleiben, wo der Mensch durch Zwang zur Vernunft gebracht werden muß.

Das Güteverfahren ist ein dringendes Bedürfnis und muß sofort in einer Güteordnung misamt dem Schiedsverfahren geregelt werden. Eine

Regelung in einer neuen Zivilprozeßordnung würde seine Einführung auf unabsehbare Zeit hinauschieben und auch die alten eingewöhnten, verstaubten Doktrinen und Streitlaunen des Haderprozesses wieder eindringen lassen.

Die Güte muß ein einfaches ursprüngliches „menschmässiges“ Verfahren bilden. Es muß im Gedanken und Namen den eindrücklichen Zug des Neuen und Außerordentlichen an sich tragen. Nur dadurch weckt es und erhält es den neuen Geist, den Geist der Liebe und der Gemeinschaft an Stelle des Streits, des Parteikampfes, des Hasses und der Entzweiung: es spannt an und richtet auf ein neues Ziel. Alte Gedanken müssen immer wieder einmal in neuer Form von frischem gedacht und in Form gebracht werden.

Überall sind Ansätze zum Güteverfahren: ganz gering im Zivilprozeß und im Strafverfahren (Sühneversuch), mehr im schiedsgerichtlichen Verfahren, vor allem beim Kaufmanns- und Gewerbegericht, in den Rechtsauskunftsstellen aller Art, in Friedensämtern, Schlichtungsstellen, Gewerbeämtern, Arbeitersekretariaten, Schlichtungsausschüssen, Einigungsämtern (Pacht, Miete, Hypotheken), Innungen, Genossenschaften usw.

Für alle diese Ansätze muß eine Zusammenfassung stattfinden, die an Stelle des Streitschürens die Grundlagen des Friedewirkens durch gemeinsame Arbeit stärkt. Ein Rahmengesetz muß kommen, das den verschiedenen Richtungen Raum und im Wettbewerb Entfaltungskraft gibt und mit der Zeit auch das förmliche Verfahren zu mehr Kraft und Geist treibt.

Ein gleichmacherisches Schema darf nicht eingeführt werden. Land und Stadt sind ungleich; Großstadt, Mittelstadt und Kleinstadt vertragen nicht dasselbe, Bedürfnisse und Mittel sind verschieden. Wo das Amtsgericht noch in lebendiger Fühlung mit den Eingefessenen steht, muß der Amtsrichter, und wo es seines Amtes ist, auch der „Amtmann“ (früher „Gerichtschreiber“) im Schlichten wirken.

6. Die Rechtspflege muß lebensvoll und rasch arbeiten. Der Rechtsgang ist nicht ein toter Körper, den man geruhsam anatomisch und stets mikroskopisch mit Begriffen, Kommentaranmerkungen untersucht. Die Naturgeschichte der Prozeßleitung, die Naturgeschichte der Prozeßparteien müssen wir begreifen (Rentenhysteriker, Ehehysteriker, Querulanten, Verbildete, Überkluge usw.).

Der flutende Verkehr der Gegenwart fordert kürzesten Prozeß. Die Umwälzung in der Währung und den Preisen gebiert noch mehr Sinnlosigkeiten, wenn Anwalts- und Gerichtstätigkeit nach abgezogenen Formeln giert und unterdes das grundlegende Ereignis, die „Geschäftsgrundlage“, längst vom Leben selbst umgewertet ist. Recht und Rechtspflege sollen sorgen, daß das Volk baldigst zu Sicherheit, zu Ordnung und Rechtsfrieden kommt, damit jedermann in seinem Haus und in seinem Beruf ruhig und mit Freude schaffen und treu gegen sich und die Gemeinschaft arbeiten kann. Mehr als der persönliche und sachliche Widerstreit selbst bringt oft erst das rein lebhaft aufgetürmte Vielerlei der Instanzen, der Rechtsbehelfe und der Vorschriften die Unruhe, Unordnung und Wirrnis hervor, belastet und verärgert und schädigt die unmittelbar Beteiligten und auch die Volksgenossen in engeren und weiteren Kreisen.

Der Aufwand an Geld und Zeit und Nervenkraft steht oft in erschreckendem Mißverhältnis zum Ziel eines Lebensrechts, das doch mit den Menschen und Dingen rechnen muß, nur irdisch beschränkt ist, und nichts Vollkommenes erreichen kann und sich nicht vermessen soll, die Unvollkommenheit zu beseitigen.

Nicht hohle Lehrmeinungen dienen dem Leben, dem Rechtsfrieden, der menschlichen Gerechtigkeit, sondern nur festes Zupacken in der Wirklichkeit.

7. In den äußern Dingen des Rechtsbetriebs muß Wirtschaftlichkeit herrschen. Alles muß auf Ziel und Plan und Ordnung eingestellt sein: Planwirtschaft, Vereinfachung der Arbeitsvorgänge, Vermeidung der Leerlaufarbeit, Ausschaltung aller unschöpferischen Aufwendungen, mit geringstem Aufwand das Bestmögliche leisten: das sind die Forderungen technisch-wirtschaftlicher Betriebsweise.

Jeder Beamte von unten her bis nach oben muß sich an Selbständigkeit und kraftsparende Arbeitsweise gewöhnen, einen Blick auch für die kleinen Dinge der Alltagsarbeit bekommen: niemand darf sich für zu vornehm halten, vom geringsten Vordruck anzufangen und von da aus nach Wirtschaftlichkeit und Einfachheit zu gestalten.

8. In einem Prozeß darf niemand nur aus einer kleinen Gefechtslage heraus, etwa in Zermürbetaktik handeln und danach einen kleinen Augenblicksvorteil, eine Vertagung zu erreichen, die Sache möglichst von sich abzuschieben suchen. Entscheidend ist das Ende. Nicht kleinliche Taktik, sondern große Strategie, Handeln auf lange Sicht müssen voranstehen. Einheitliche Leitung, planvolle Arbeit auf das gute Ergebnis muß schaffend die Sache vorwärtsbringen.

Jetzt herrscht im Prozeß überhaupt keine Leitung, sondern wilde Planlosigkeit und Ziellosigkeit des müden und inhaltlosen, richtungsunbewußten, zielverachtenden Jururisten. Von drei, ja fünf Seiten wird neben-, ja gegen- einander gearbeitet. Jede Anordnung der sog. Leitung können die Parteien, die Anwälte jeder nach seinen Interessen zu Fall bringen.

Ein Terminstag in Zivilsachen ist die wüste Anarchie. Die Anwälte, die ja allein die mündliche Verhandlung führen können, kommen oder bleiben aus, wie es sich gerade trifft, je nachdem sie wo anders beschäftigt sind oder irgendwie sonst Abhaltung haben. Das Gericht muß immer wieder vertagen, die Sachen bleiben liegen, weil bald von der einen oder andern Seite, von den Parteien oder von den Vor- oder Zwischen- oder Hauptanwälten keine Unterweisung kommt oder eine Hemmung irgendwelcher Art an einer der vielen Stellen eintritt. Das abgezogene Gesetz hat der einen Partei das Recht gegeben, Versäumnisurteil zu geben. Doch welcher Anwalt ist so „unkollegial“, Versäumnisurteil zu beantragen? Es kann ja ihm ebenso gehen. Darum „schweben“ die Prozesse.

In Wechselwirkung miteinander stehen Idee und Eigennutz. Die Idee verflüchtigt sich, ersticht, wo alles auf äußeren Betrieb gestellt ist, wo nur Mittelbarkeiten sind, Mensch nicht mehr seelisch zu Mensch steht. Der Eigennutz versagt, wo der „Vorschuß“ da ist, und die Entlohnung nicht zur Erledigung treibt. Die Spannung zwischen Pflichten und Eigennutz hält das Zusammenleben in Gang. Wo keine persönlich-menschlichen Beziehungen mehr bestehen, stockt das Leben. Da stockt auch der Prozeßbetrieb. Wenn wir Pflichten erfüllen, werden wir besser und edler, je weniger die Menschen Pflichten haben, desto roher werden sie, desto mehr verfallen sie der Gemeinheit. Wo alles nach Freiheit für sich schreit, gibt es keine Pflichten. Das Leben verfällt. Pflichten aber werden um so weniger gefühlt, je mehr die menschlichen Beziehungen sich verflüchtigen, je weiter die Personen auseinander gezogen, das Menschliche gar nicht mehr fühlbar ist, alles nur äußerliche ferne Mechanismen

sind. Der Anwalt sieht oft die Partei nicht, der gezahlte Vorschuß läßt die geldliche Triebkraft erlahmen.

Amtsbetrieb, verantwortliche Leitung muß Planung und Ordnung schaffen. Tatwollen muß die Leitung beseelen. Der Deutsche will Leitung sehen und fühlen.

9. Eine Bagatelljustiz muß in einfachem Verfahren die gewöhnlichen Streitereien des Tages erledigen. Falsch ist, es mit der Redensart abzulehnen: Der Maus ist ihre Haut ebenso lieb, wie dem Elefanten die seine. Beim unreifen Menschen der Masse quirlen Recht, Sitte, Launen, Vorteils gier, Nachsucht, Bosheit und Niedertracht noch ununterschieden durcheinander. Die Masse, die Menge ist „das Kind im Großen“, ungeberdig und kindisch. Weil es einen Stant wegen der Kinder, einer Rage usw. gegeben hat, wird blind ein Servitutenprozeß in Szene gesetzt, an den sonst niemand gedacht hätte: ein jahrelanger Streit, der das Dorf aufregt und Würgebänder-Alten zeugt. Der sachliche Rechtsinn ist noch nicht herausgearbeitet. Darum ist für die Streitigkeiten des gewöhnlichen Verkehrs nicht ein formelhaft-logisches Verfahren geeignet.

10. In der Regel muß ein Gericht — ein einziger Rechtsgang — genügen, besonders wenn ein Güterverfahren vorbeigeht.

Bei dem einen Rechtsgang müssen sich möglichst Parteien und Richter in Aussprache Aug in Aug gegenüberstehen und die Verantwortlichkeit bei den Parteien und dem Richter muß lebendig und wach sein, daß die Dinge klar und wahr zum Ausdruck kommen, daß genaue Tatsachen und Seelenforschung getrieben wird. Jedes tote Dazwischenschieben von Schrift und Personen und Leerbegriffen schwächt die Verantwortlichkeit.

In seiner Glanzzeit hatte der römische Zivilprozeß nur eine Instanz.

Die Instanzen hat Byzanz eingeführt, weil die Rechtsucher von den Provinzialbeamten ausgebeutet wurden.

Das Schwurgericht entscheidet ohne Berufung. Das Reichsgericht in Hochverratsprozessen allein und endgültig.

Für die Anfechtung wäre bei Einschränkung der Berufung das Wieder- aufnahmeverfahren weiter auszubauen.

Mindestens muß leichtfertigen Berufungen dadurch vorgebeugt werden, daß nicht schon eine bloße Erklärung zur Berufung genügt; die Berufung darf nicht eine bloße Form, „Leerform“ sein, sondern muß sachliche Begründung enthalten (Begründungszwang). Es darf nicht ein Monat ganz ungenutzt vergehen und am letzten Tag Auftrag — womöglich durch Ferngespräch — erteilt werden; dann weiß der zweitinstanzliche Anwalt gar nicht, wozu er tätig wird und wofür er seine Gebühr verdient.

Das Berufungsverfahren braucht nicht alles wiederzuläuen, was die Regeln des ersten Verfahrens verlangen. Im Zivilverfahren verträgt die Berufung viel mehr das amtliche und schriftliche Verfahren ohne mündliche Verhandlung.

11. An schriftliche Ausarbeitungen und Ausfertigungen dürfen nicht die übertriebenen bloß leerförmlichen Anforderungen gestellt werden. Vieles ist die Gespreiztheit der alten Schulaufsatzvorschriften, der Chrie und sonstiger Dinge, die man dort als „papiernen Drachen“ verspottet und als „Regelmühle“ abzuschaffen versucht. Jedes Ding, auch ein Aufsatz und ein Urteil, hat seinen eigenen Aufbau aus innen heraus, nicht nach einem leeren Schema. Wie jetzt Schriftsteller vorgeschlagen haben, den deutschen Schulaufsatz zu verbieten, so

müssen auch die verkrampten Urteilsausarbeitungen, die auf Draht gezogenen Tatbestände und Gründe abgeschafft werden. Das Elend, die Unnatur der Urteilsabfassung ist nicht weniger schlimm als das Aufsatzelend (darüber vgl. Schneider, Meister des Stils über Sprach- und Stillehre, Leipzig, Teubner 1922).

Das Schreibwerk muß möglichst eingeschränkt werden, die Schreibkosten sind gegenüber der Bezahlung der geistigen Arbeit unverhältnismäßig gestiegen und sind ein Posten, der bei der Ersparnis stark berücksichtigt werden muß.

Was der Richter den Parteien mündlich sagt, ist tausendmal wichtiger und wirksamer, als was er noch so weitläufig zu Papier bringt und kaum jemand liest und versteht. (Gleichwohl ist die Urteilsniederschrift drei- oder vierfach vorhanden, der Tatbestand wird ziemlich gleichlautend vom Land-, Oberlandes- und Reichsgericht geschrieben).

Urteile, gegen die kein Rechtsmittel eingelegt wird, sollen nur schriftlich ausgearbeitet werden, wenn es die Partei verlangt, und sie soll eine besondere Gebühr dafür bezahlen. Mindestens sollen Ausfertigungen in solchen Fällen nur gegen eine erhöhte Gebühr gegeben werden.

12. Der Richter hat ein hohes Amt, ist Hüter und Wahrer des Rechts, aber auch des Guten und Rechts, Führer zu höherem Leben.

Persönliche Verantwortung muß wieder mehr gewertet werden als die verantwortungslose Vieltöpfigkeit. Der Mensch ist nicht Einzelwesen, nicht bloß Punkt und Zahl. Dazu sinkt er bei den Mehrstimmen herab. Er soll Persönlichkeit sein, eigenen Wert haben. Die Kollegien haben jetzt eine zu seelenlose, rein äußerliche Einrichtung: drei, fünf, sieben Richter. Ein Streit um einen Stempel von 3 Mk. kann 21 Juristen, ja mit Korrespondenzanwalt oder Syndikus 22 beschäftigen. Den großen Apparat des Reichsgerichts stellt das Gesetz für Kleinram(Bagatell-)sachen zur Verfügung. Nimmt man den Aufschlag der Post zum Maßstab (10 Pfg. zu 2 Mk.), so ist es, als wäre früher für Objekte von 200 Mk. das Reichsgericht zuständig gewesen. Einen Schutzwall gibt es nicht. Ein Revisionsgrund läßt sich immer herausbockern.

Für die uner schöp flichen Janfsachen, wo doch meist nicht sachlicher Rechtsinn, sondern Bosheit und Niedertracht, Eigensinn die Triebfeder sind, stellt man eine dritte Instanz zur Verfügung. Unsere Gerichtsverfassung erfordert ein Heer von Richtern. Aber ein Volk stellt gar nicht so viel Männer, die das Maß von Herzengüte, Phantasie, Bildung, Einsicht und Urteilskraft haben. Nur in der Theorie haben alle Kollegialmitglieder gleiches Gewicht. Überall sind Stimmführer und Nachläufer, je größer das Kollegium, desto mehr Nachläufer. Die Sachen sind auch nicht gleichbedürftig des großen schwerfälligen Apparates von Anwälten, Richtern und Gerichtsschreibern.

Laienrichter dürfen nur zugezogen werden, wo sie auch wirklich etwas leisten. Es muß Rücksicht genommen werden, daß das schaffende Volk nicht zu sehr seinem wertzeugenden Lebensberuf entzogen wird.

Der Politiker, der nach Laienbeteiligung schreit, entzieht sich wahrscheinlich selbst als erster dem Laienrichteramt.

Undeutsch ist das Schwurgericht mit seiner kraftvergeudenden Theatralität und Rhetorik.

Ist nicht die Denkrichtigkeit das eigentlich Entscheidende, sondern das innere Werten der Personen und Dinge, so gewinnt immer mehr Bedeutung der Einzelrichter, der ein Charakter ist, dem Land und Leute vertraut sind. Die Handlungsfreiheit, Tat- und Entschlußkraft, die Verantwortungsfreude des Einzelrichters muß wieder höher gewertet werden.

Statt des Kollegialprinzips verdient oft das Konziliarprinzip den Vorzug. Man berät sich, aber einer entscheidet und trägt die Verantwortung.

13. Obrigkeitliche Bevormundung wird jetzt selbst in öffentlichen Angelegenheiten mehr denn je als des Staatsbürgers und Volksgenossen unwürdig empfunden und gescholten. Am Anwaltszwang aber geht die Demokratie vorüber: in Griechenland, in Frankreich, überall waren die Advokaten die Macher der Formdemokratien: Advokatenrepubliken.

Der Deutsche ist frei und selbständig als Schwur-, Schöffens-, Gewerbe-, Innungs-, Einigungsrichter.

In seinen eigenen privaten Angelegenheiten bedarf darum der mündige Deutsche nicht der Zwangsvormundschaft eines Anwalts.

Mit der Einschlebung des Anwalts zwischen Rechtsfucher und Rechtsprecher wollte das Gesetz hauptsächlich unnütze Prozesse und aussichtslose Rechtsmittel vom Gericht fernhalten. Aber das Mittel wirkt beinahe das Gegenteil. Die Zahl der Anwälte wächst und die Prozesse nehmen zu. Zu den Prozessen sind die Anwälte nötig und die Anwälte brauchen, um bestehen zu können, Prozesse. Aufträge abzulehnen bringt nichts ein und fordert eine Selbstlosigkeit, die sich besonders unter den Menschen der vergeschäftlichten Gegenwart nicht findet. Die Versuchung gegen Lockungen geschäftlichen Vorteils ist zu groß, der Vorteil verleitet dazu, daß sich ein Anwalt zum bloßen Sprachrohr der Partei macht. Die Mittelbarkeiten nehmen zu. Auch kann niemand zweien Herren dienen.

Der Anwaltszwang ist nach abgezogenem begrifflichem Denken eingeführt. Aber es ist falsche Seelenkunde, anzunehmen, daß sich die Bedürfnisse der Partei und der Anwälte decken. Die Parteien, mindestens gilt das von der einen, wollen, daß die Sache bald zu Ende kommt. Sie würden also den Prozeß schnell betreiben und auch betreiben können. Der Anwalt behandelt den Streit nach seiner Geschäftslage und nach seiner Einstellung zu der Sache, die Anwälte nach ihren gegenseitigen Bedürfnissen. Bei den vielen Beteiligten und den vielen widerstreitenden Interessen müssen also viel Reibungen und Hemmungen eintreten, die vielen Zwischenglieder verlangsamen den Prozeß.

Bei der Konkurrenz um den Kunden siegt nicht die Tüchtigkeit. Der Auftraggeber kann nicht wie bei einer Ware oder bei einer Arbeitsleistung die Güte oder den Schund beurteilen. Zu welchem Anwalt die unkundige Partei geht, die zufällig und blind in einen Prozeß schlittert, ist der reine Zufall. Für die Wahl des zweitinstanzlichen Anwalts sind schließlich Geschäfts- und Studentenfreundschaften entscheidend.

Für die Gewerbefreiheit der Anwaltschaft darf nicht der Kundenzwang als Ausgleich dienen. Die Zuziehung von Zwischengliedern führt zu Verstellungsübungen, nutzlosem Geplänkel, bringt die Entzweiten erst recht gegeneinander und steigert das Gefühl der Erbitterung und Verbitterung, schafft Umständlichkeiten, ist zerlegt durch künstlich gezüchtete Süßlosigkeit, die nicht an die Allgemeinheit denkt. Simultanzulassung, Erstattung der Korrespondenzgebühren: all das sind doch nur Auswüchse des Kampfes um das geldliche Dasein: es wollen zu viele von der Unruhe, der Unreise, dem Unfrieden, der Friedlosigkeit leben. Wo der Vertrauensanwalt notwendig ist, bedarf es gewiß nicht noch eines Anwalts, der die überschickten Schriftsätze vorträgt. Was ist das für eine Unmittelbarkeit, daß der Obergerichtsanwalt erklärt, er wisse gar nichts von der Partei, er korrespondiere nur mit dem Voranwalt?

Nach deutscher Auffassung sind Rechtsanwälte nicht Partei, sondern Rechtsvertreter, öffentliche Diener am Recht. Zuziehung von Beiständen

genügt; Vertretung nur, wo persönliche Besorgung unmöglich oder unwirtschaftlich ist oder die Wahrheitsermittlung erschwert.

In ehrlicher Arbeitsgemeinschaft muß Richter und Anwalt zusammen das wahre Recht und die Gerechtigkeit suchen, niemand darf dabei ein Bein stellen. Ein vertrauensvolles Hand-in-Hand-Arbeiten zwischen Gericht und Anwalt ist nötig.

Die Wahrheitspflicht im bürgerlichen Rechtsverfahren muß vorangestellt und die Preisgabe sittlicher Würde durch verwerfliche Winkelzüge einer falsch verstandenen Prozeßtaktik und äußerlichen Dialektik muß durch Prozeßstrafen hintangehalten werden. Die Prozeßlüge muß bekämpft werden. Es dürfen nicht durch wahrheitswidriges Behaupten und Bestreiten und Färben die Grundlagen des Prozesses gefälscht und unnütze Beweiserhebungen heraufbeschworen werden. Staatstätigkeit ist zu gut für Prozeßspiel, für Rabulistik und bloße Dialektik. Unser deutsches Lebensgefühl wehrt sich gegen solche Formalistik überwundener Zeiten.

14. Die Rechtspflege kann nicht unentgeltlich sein, das züchtete noch mehr Querulanten.

Aber es widerspricht dem Wesen und Inhalt der Rechtspflege, ist eine Entartung, wenn die Kosten zur Hauptsache werden. Die Wirtschaft geht um Menschen und Arbeit, nicht um Geld. Gerechtigkeit und Rechtsverfahren ist um des Volkes willen da, ist da, damit das Volk froh und zufrieden sein Tagewerk tun kann, nicht damit Amtsstuben und Schreibstuben sich immer mehr bevölkern und Ober- und Unterschreiber Geld verdienen. Der Krieg ernährt den Krieg — nur dauert es nicht lange. Die Kostenfragen dürfen nicht das ganze Prozeßinteresse in Anspruch nehmen. Die Sorge um den Verdienst darf ebensowenig bestimmend sein, die Vereinfachung abzulehnen, wie die Beforgnis, den geistigen Genuß an juristisch-formalen Lederbissen zu verlieren.

Es darf nicht als Grundsatz gelten, daß der Unterliegende alle Kosten zu erstatten hat ohne Prüfung, ob sie notwendig sind. Das entfesselt die niedrigsten Instinkte, stachelt die Niedertracht an, auf Kosten des andern zu wüsten, da jeder denkt, bezahlen müsse doch der andere. Jeder Anwalt soll seinem Auftraggeber beim Auftrag angeben, wieviel voraussichtlich beim Unterliegen die Kosten machen.

15. Gerichts- und Anwaltskosten werden dauernd erhöht. Die Erhöhung kommt beinahe auf eine Rechtsverweigerung, eine Erdrösselung des Rechtsschutzes für den sorgsam redlichen Bürger hinaus. Die Finanzverwaltung und die Anwälte verlassen sich darauf, daß Prozeßschieber, Streitsüchtige und Eigensinnige doch die Kosten dranwenden. Darum wird immer wieder aufgeschlagen und aufgeschlagen. Und die Schieber kalkulieren die Aufschläge in ihre Preise ein und schlagen immer wieder auf die Waren auf.

Um Konkurrenz brauchen sich die Anwälte in ihrer Ringbildung nicht zu sorgen, der Dunskreis der Kollegialität überhebt sie dessen. Bessere Organisation, Verbesserung und Verbilligung des Betriebs wird unterlassen. Wo an einem Orte nur Durchschnitt ist, „strebt“ niemand den andern voraus, er machte sich unbeliebt, darum wachsen nicht nur die gesetzlichen Gebühren, sondern auch die „Extrahonorare“. Vom Gesetz bleibt wenig übrig.

16. Rechtseinheit ist ein Mittel zur Rechtssicherheit und Gerechtigkeit. Aber die Eigenart des Falles darf nicht einer geist- und seelenlos äußerlichen Rechtseinheit geopfert werden, am wenigsten im Strafrecht. Die Einheitlichkeit ist, wie jeder Tag lehrt, ein flacher Wahn, und die automatenhafte, seelenlose Rechtssicherheit und Rechtseinheit gebiert Unrecht.

Außerlicher spielerischer Apparat entscheidet, wenn über scharf umrissene Verbrechensbegriffe des Gesetzes Revisionsgerichte wachen, die den Sachverhalt gar nicht selbst feststellen und gar nicht das Unwägbare und Unmeßbare, das allen Dingen eigen ist, den Dunstkreis der Sache berücksichtigen können. Erste Forderung ist *Wahrheit*. Die Rechtsrüge (Revision) aber stellt die allgemeine, abgezogene, leere Regel vor die Wahrheit, macht die Wahrheit zum Zufallsspiel. Spielerei sind doch größtenteils die Bände der Rechtsbeschwerde-Entscheidungen in der freiwilligen Gerichtsbarkeit.

Die Richterperson kann man nun einmal nicht durch einen Rechtsfindungsautomaten ersetzen, der nur Vorentscheidungen aufschlägt und abschnürt.

Begriffsbestimmungen sind nur unvollkommene Versuche, den Inhalt, den Sinn und das Wesen einer Sache zu erfassen. Nur Anschauung hilft dazu.

Die Gesetze sollen von der rohen anschauungslosen Begriffsherrschaft nur sparsam und vorsichtig Gebrauch machen. Rechtsrüge (Revision) ist ein Rechtsmittel, das dem Volk unverständlich ist, dem Rechtsgefühl nicht Genüge tut. Die Rechtsrüge erscheint dem Volk als dritte Tatsacheninstanz und wird so zur entsetzlichen Fallgrube.

Die Möglichkeit, das Revisionsgericht anzurufen, muß dem Einzelnen entzogen sein. Das fordert die Rücksicht auf den Einzelnen wie die Allgemeinheit.

Es ist ein flacher, aufklärerischer Optimismus, zu glauben, die lebendige Gerechtigkeit und der Rechtsfriede werde durch die Instanzsucht gefördert.

17. Bürokratisch-zentralistische Massenbehörden mit übertriebener Zusammenballung von Menschen und Dingen sind dem Leben schädlich. Sie bewegen sich im eigenen Kreise, huldigen samt ihren gehorsamen Nachtretern einem Unfehlbarkeitsdünkel, sind durch ihre Ferne vom Lebensgefühl abgeschlossen, ihre Entscheidungen werden lebensfremd, papierern. Infolge ihrer eigenen Schwere sind sie zu frischen Wandlungen und Wendungen nicht fähig, Beharrung und Anlehnung, meist Erstarrung, Stillstand und Mangel an frischer Tat, Schwerfälligkeit und passiver Widerstand sind ihr Zeichen.

Die Zentralbehörden in Berlin, das Reichsgericht in Leipzig, der Reichsfinanzhof in München, das Reichsverwaltungsgericht — es werden alles Mammutbehörden.

So viel ist doch Schein. Das Reichsgericht hat entschieden — ... bedeutet doch nur: vier Männer gegen drei von den über 100 Reichsrichtern haben die Ansicht gehabt — und unter den vieren war es vielleicht einer! Mindestens gibt einer die entscheidende schriftliche Fassung, sechs mehr oder weniger die Unterschriften. Und doch machen, was so durch Zufall entschieden ist, getreue Nachtreter auch in Ausdrücken zu Dogmen.

Das Reichsgericht ist nur in nebelhafter Vorstellung eine Einheit; die einzelnen Senate stehen sich so fremd gegenüber wie verschiedene Behörden. So ist es bei den meisten großen Zentralämtern.

Trotz alles Versteckens von Widersprüchen zeigt sich doch, daß die Einheitlichkeit ein — nicht einmal schöner — Wahn ist.

Ein hohes Gericht in Leipzig darf sich nicht mit kleinlichen scholastischen Tifteleien abgeben und sich nicht in gleichbleibendem Kleinkram zersplittern. Das höchste Gericht muß die Spitze einer Pyramide sein. Jetzt ist das Reichsgericht mit seiner Zuständigkeit für Sachen von 4000 M. Revisionssumme und seinen über 100 Richtern, dazu den Mittelbeamten usw. oft eine Anstalt der Kleinigkeitstramerei.

Die Reichsrichter sollen Führer sein und bleiben, darum muß das Reichsgericht reformiert werden. (Siehe „Ketzerien“ über die Reform des Reichsgerichts in: E. J. Bekker, Grundbegriffe des Rechts und Mißgriffe der Gesetzgebung, Berlin 1910, Rothschild). Bei seiner Ausdehnung ist es reif zur Zerlegung.

Es sind Obergerichte für die einzelnen Länder oder Wirtschaftsgebiete zu bilden, und darüber muß stehen ein Rechts-hof für bindende Gesetzesauslegung.

Widersprechende Entscheidungen von Rechtsfragen haben schließlich in einer schlechten Fassung der Gesetze ihren Grund. Der Gang der Gesetzgebung ist zu schwerfällig, wird lahmgelegt von Parteigeganz, und das Ergebnis ist schließlich auch nur Parteischlagwort oder Lahmheit des Halben, darum muß ein Rechts-hof für bindende Gesetzesauslegung sorgen, daß die Streitfragen sich nicht unabsehbar fortschleppen und zu Haufen zusammengeworfen werden. Von Zeit zu Zeit müssen sie beseitigt werden. Das Recht muß willensmäßig fortwachsen. Zwischen der Fallentscheidung und der schwerfälligen, parteibeeinflussten Gesetzgebung muß nach der Gesetzgebung hin ein sachlich gestaltendes Zwischenglied sein: bindende Gesetzesauslegung und allmähliche Fortbildung.

18. Wie die große Zusammenballung, so sind auch die Zerklüftung und Zersplitterung von Übel. Sie führen zum Zerfall der Rechtspflege.

Amtsgerichte, Kaufmanns- und Gewerbegerichte, Innungsschiedsgerichte, Schlichtungsstellen, Einigungsämter, Spruchbehörden aller Art sorgen dafür, daß es den Volksgenossen recht sauer gemacht wird, die richtige Stelle für ihr Anliegen zu finden. Die Zersplitterung in Senate, Kammern und Abteilungen bringt abweichende Entscheidungen hervor und mindert das Vertrauen in die feste gleichmäßige Gerechtigkeit. Das Amtsgericht muß wieder viel mehr alle Streitfachen an sich ziehen. Das Amtsgericht steht den Dingen und Leuten nahe, kann schnell die Parteien und Zeugen sehen und hören, Ortlichkeiten besichtigen, die Tatsachen erforschen, während all das vor dem Landgericht und Oberlandesgericht infolge der hohen Fahrkosten oft nicht möglich oder doch schwierig ist. Gericht und Volk kommen auch durch die Tarifierhöhungen immer mehr auseinander. Statt lebender Tatsachen werden tote Anwalts- und Gerichtsaktenstücke zur Grundlage der Entscheidung, die Lebensnähe und Lebensfrische gehen verloren.

Solange der Rechtsstand im Durchschnitt noch so verstrickt ist in Formenstarre, in Formelsucht und leerer Begrifflichkeit, die Einrichtungen mehr Aristokratentabernakel sind als Werkstatt, ist dem werktätigen Volk, Gewerbeleuten, Unternehmern, Kaufleuten, Landwirten, Arbeitern, Angestellten nicht zuzumuten, sich mit Ordnung ihrer eigenen Wirrnisse an die ordentlichen Gerichte mit — so oft — kleinlichen Formalrichtern, Sekretären (Gerichtsschreibern) und so vielen Streitanwälten zu wenden.

Man hat zu lange gesäumt, die Grundsätze des Kaufmanns- und Gewerbegerichts auf die ordentlichen Gerichte zu übertragen.

Auch in das Rechtsverfahren muß körperschaftlicher, genossenschaftlicher Geist eindringen, denn nur in den Berufsverbänden wächst lebendiger Geist.

Ehe das Amtsgericht die ganze Gerichtsbarkeit übernimmt, muß der Formaljurist verschwinden und der Lebens- und Wirtschaftsjurist, der Friedensrichter, der soziale Richter, der Tatsachenrichter und wirkliche Volksanwalt — statt des Hader- und Geschäftsanwalts — herangebildet werden.

Gleichwohl lassen sich nicht alle Sachen in ein Kleinliches, ängstlich bis ins Letzte vorgeschriebenes Verfahren eindrängen.

Ehestreite müssen ihr eigenes Verfahren haben, das zusammenhängt mit dem Eherecht. Das Unglück einer unheilbar zerrütteten Ehe darf nicht noch vergrößert werden durch eine müßige Nachforschung nach der Schuldfrage, Klage, Widerklage, Mitschuldigerklärung und durch Aufspaltung von Bosheit und Niedertracht, durch das Dazwischentreten von Fremden.

Unfallstreite, von deren großem Gebiete nur Scherben den Gerichten geblieben sind, vertragen nicht das rein parteibetriebmäßige Verfahren. Von der Gefahr, die zum Unfall geführt hat, ist jedermann bedroht, und der einzelne Betroffene nimmt Recht und Schutz für die Allgemeinheit wahr. Der Haftpflichtige führt auch gar nicht selbst den Prozeß, an seine Stelle ist die Versicherungsgesellschaft getreten, der Beteiligte ist ganz ausgeschieden und nur noch Scheinpartei. Wie bei den sonstigen Unfällen muß binnen drei Tagen eine Unfalluntersuchung stattfinden und Amtsbetrieb sich anschließen.

19. Die Zersplitterung und Uneinheitlichkeit der Rechtsprechung liegt außer in den menschlichen Mängeln der Gesetze auch in der Verschiedenheit der Gerichte und ihrer Abteilungen, Kammern und Senate.

Die Zersplitterung kann beschränkt werden durch eine planvolle Zuteilung nach Sachgebieten. Wäre die Rechtsprechung rein formal und formbegrifflich, wäre sie eine selbsttätige, rein logische Auswirkung von Obersatz und Untersatz, wäre das Gesetz all-ordnend und der Richter nur Einordnungsmaschine (Subsumtionsautomat), so wäre eine Zuteilung nach den Anfangsbuchstaben der Beklagten oder ihrer Zugehörigkeit zu einem räumlichen Bezirk ohne Einfluß auf die Entscheidungen. So aber handelt es sich um eine Verbindung von logischem Begreifen und seelischem Verstehen, Einfühlen. Ein fremdes Leben kann nur vom eigenen erfaßt werden, nur innere Verwandtschaft erschließt das Verständnis zu den Erlebnissen und Vorgängen. Die gute Entscheidung hängt mit der Sache, der wirtschaftlichen Beziehung, der seelischen Umwelt, der Richterschulung zusammen, der Hauptinhalt liegt in den Tatsachen und sachlichen Beziehungen. Es ist ein barbarisches Unwesen, daß sich fünf Richter von Viertelstunde zu Viertelstunde seelisch umstellen sollen: jetzt auf die Güte von Käse und Seringen, jetzt auf die seelischen Qualen einer zerrütteten Ehe, jetzt auf die Lauterkeit einer Vermögensverschiebung, jetzt auf das Wohl eines Kindes, das ein Gatte vom andern verlangt, jetzt um den Lohn einer Erfindung, die ein Angestellter mühsam in Nächten eronnen hat. Eine Sinnlosigkeit, wie das kunterbunt verhandelt wird. Auch hier muß statt Leerform und Zahl der Inhalt gesetzt werden (wie bei Kaufmanns-, Gewerbe-, Sozialgerichten).

Die Prozesse müssen nach dem sachlichen Inhalt auf die Gerichte und ihre Abteilungen verteilt werden.

So wird schon von unten her darauf hingewirkt, daß die Dinge von der Sache, dem inneren Gehalt her, namentlich der Wirtschaft, nicht nur als juristische Technik und Form, als juristisches Spiel erfaßt und erfüllt werden. Es kommt Gleichmäßigkeit heraus, soweit sie sachlich erwünscht ist.

20. Organisierung ist notwendig für die Veröffentlichung obergerichtlicher Entscheidungen. Auch hier herrscht eine wilde Planlosigkeit.

Was von alten Entscheidungen noch maßgebend ist, liegt verschüttet in einem Wust von überholten Dingen, in hochgeschwemmtem Schutt. Die vielen Bände von Entscheidungen müssen, statt sie immer wieder in Kommentaren

zu verarbeiten, durchgesehen und auf ihre Gültigkeit geprüft, das Gültige muß maßgebend zusammengestellt werden. Neue Entscheidungen müssen nach Sachgebieten veröffentlicht werden.

Sichtung ist auch nötig für die Gesetze. Auch hier ist falsche Arbeitsteilung. Statt daß sich die Kommentatoren mit immer neuen Kommentaren abmühen, sollte eine Zusammenarbeit mit der Gesetzgebung stattfinden. Das Trümmersfeld der bisherigen Gesetze muß aufgesichtet, was davon vor dem 1. Januar 1900 liegt, muß zusammengefaßt und das Nichtzusammengefaßte für ungültig erklärt werden. Nur eine „Bestandsaufnahme“ kann dem Volk und den Rechtsanwendern zeigen, was eigentlich „das Gesetz“ ist, was eigentlich noch „gilt“.

21. Der Grundsatz: Ohne Strafgesetz keine Strafe, soll nicht dahin verkehrt werden, daß angeblich wissenschaftliche Begriffsmertmale und Logik (oft Talmudistik und Rabulistik) das „Rechtsgefühl“ und „Rechtsgewissen“ ersetzen und verdrängen.

Schutzwälle dürfen nicht zu Fallgruben werden. Das werden sie aber, wenn der Staatsanwalt jedes Tun verfolgen muß, das in diese künstlichen, oft der Natur widersprechenden Begriffsgrenzen fällt.

22. Wir leben unter einem Übermaß von Paragraphen und Amtsstellen. In dem Massenwirrwarr tritt das einzelne Gesetz zurück oder verschwindet ganz: mit jedem Gesetz mehr verliert sich aber auch das Bewußtsein der Gesetzmäßigkeit und des Rechts, die Gesetze in ihrer Massenhaftigkeit sind erklügelt, willkürlich zurechtgemacht ohne Rücksicht auf die Gegebenheiten von Natur, Geschichte und Menschenseele, sind nicht von innen erwachsen, sondern von außen herangebracht, zurechtgeschneidert.

An bloß Erklügelter heften sich immer neue Zweifel und Widerstreite. Die scharfen Strahlen des zergliedernden Verständertums zersetzen das feine Gewebe unbewußten Volkslebens und damit die Lebensgemeinschaft. Das Übermaß von Gesetzen und Amtsstellen zerbricht Gesetz und Recht, züchtet Unordnung, Schiebertum. Darum ist unter uns das Gesetz tot.

Deutsches Gesetz muß übersehbar, übersichtlich, klar, einfach und vor allem erfüllbar sein, wie es schon der alte Justus Möser (Patriotische Phantasien) gefordert hat. Die Rechtsbildung muß möglichst dem Willen der Betroffenen, den Gruppen und Verbänden überlassen werden.

Die zuverlässige Geltung der Gesetze hängt ab von ihrer Billigung durch das Volk.

Man soll Gesetzesrecht vermeiden, wo auf andere Weise dieselbe Wirkung erzielt werden kann. Beispiel und Sitte, Schule, Volkskirche (Freiwilligkeitskirche), Selbsterziehung und Selbstbildung sind stärkere Mittel zur Ordnung der Gemeinschaften. Ein sittlich gesunkenes Volk weiß mit den besten Gesetzen nichts anderes anzufangen, als sie zu verderben; äußerliche unübersehbare Gesetze aber tragen noch mehr zum Verderben bei.

Wir müssen das sittliche Gesetz in uns, über uns, unter uns allen aufrichten. Das Recht, das ewig ist, muß wieder Bedeutung gewinnen.

Das Gesetz muß klar und handlich sein.

Das Gesetz darf nicht überlastet sein mit allerlei überpeinlichen Kleinlichkeiten, deren Ausarbeitung, Ausführung, Befolgung und Überwachung nicht im Verhältnis zum Erfolg steht. (Tabaksteuer verschlingt 60% durch die Erhebungskosten).

An einen Tatbestand darf nur eine Rechtsfolge geknüpft sein. Auch gesetzestechnisch muß Wirtschaftlichkeit, haushälterische Sparsamkeit herrschen.

Gesetzgeberische Wirtschaftlichkeit (Gesetzesökonomie) würde das Bürgerliche Gesetzbuch, die Zivilprozeßordnung, die Strafprozeßordnung usw. um viele Hunderte Paragraphen kürzen und vielen Streit, Zweifel, vielen Aufwand an Scharfsinn, viele Bücher mit unfruchtbarem Fleiß beseitigen.

So viele Vorschriften sind als Einzelbestimmungen geschichtlich entstanden und durch andere allgemeine, umfassende überholt, bleiben aber doch noch bestehen. Man sollte keine neuen Rechtsätze erlassen, ohne alte abzustossen oder zusammenzufassen. Viele Bestimmungen fristen ihr Dasein in ihrem Sondergesetz, während sie doch als allgemeine Bestimmungen herausgenommen und gleichmäßig für verschiedene Gesetze geordnet werden könnten.

Im Bürgerlichen Gesetzbuch müßte das Loskommen vom Vertrag, das Verbandsrecht, das Schadenrecht neu geordnet werden. In den Prozeßgesetzen und sonst können die Fristen (z. B. Monat, vier Wochen, 14 Tage, zwei Wochen usw.), die Rechtsmittel (Beschwerden in den verschiedensten Gesetzen) normalisiert und typisiert werden. Das Erkennen der Wahrheit wird dadurch erleichtert und der Rechtsfriede vor zufälligen Reibungen behütet.

Wie die Gesetztechnik gebessert werden muß, so muß die gesetzestechnische Einseitigkeit, die Sachenge beschränkt werden. Die Gesetze müssen entfachtlicht (enttechnifiziert), volkstümlicher werden.

23. Gesamtregelungen (Modifikationen) sind nur angebracht, wenn sie genügend durch Teilreformen vorbereitet sind. Sie dürfen immer nur Zusammenfassungen sein. Neu-Gesamtregelungen haben ein Dasein nur auf dem Papier; die Menschen, die sie handhaben und nach ihnen leben sollen, sind doch die alten, und so bleiben die eingerosetzten Gewohnheiten bei der wirklichen Handhabung bestehen.

Die Steuergesetzgebung und der verfehlte Neubau der Steuerverwaltung beweisen schlagend die Vergeblichkeit und Schädlichkeit von umfassenden Neu-regelungen. Darum Teilreformen im Strafrecht und Strafverfahren, im Zivilrecht und Zivilverfahren.

Nur Teilreformen entsprechen der Forderung, daß Stetigkeit und Wachstum von innen her gestalten sollen.

24. Recht und Gesetz sollen den Richter mehr leiten als binden. Sie sollen Grenzstreifen und schmiegsame Schranken aufrichten, nicht scharfe Kanten, nicht Gefängnismauern. Eine engherzige Gesetzgebung, die allmächtig sein und alles ordnen will, nichts dem Vollgenossen selbst und der Selbständigkeit und der Entschlußkraft des Richters und Beamten zutraut, führt zu Härte und Erstarrung, schwächt die Führerkraft des Gesetzes und seine Wirksamkeit, schwächt die Entschlußkraft der Bürger.

Charakter, Gewissen und Wille sind der Schlußstein des Rechts und werden es trotz aller Apparate von Paragraphen, Einrichtungen und Behörden bleiben.

Sitte, Verkehrsanschauung, Verkehrsgebrauch, Gewohnheitsrecht und Gerichtsgebrauch sind die beste Quelle zu immer tauglicherem, tüchtigem Recht, sind die Verjüngung des Rechts.

Deutsches Recht bedeutet lebendiges Recht.

Juristische Tagungen und Zeitschriften.

Von Landgerichtsrat Jenne, Berlin.

Deutscher Juristentag: er hat ein ehrwürdiges Alter. Gründungsjahr 1860 (Berlin war erster Tagungsort). Er ist auch wichtig gewesen für die Gesetzgebung. In ihm und auf ihm treffen sich die sonst getrennten Berufsgruppen: Richter, Rechtsanwälte, Hochschullehrer; nicht nur Reichsdeutsche, auch Deutsch-Osterreich wird mit umfaßt. Der großdeutsche Gedanke kann also vom Juristentag gefördert werden. Er hat daher mehrfach auch auf deutsch-österreichischem Boden stattgefunden. Zuletzt tagte er 1912 in Wien. Diese Tagung war für den rassistisch geschulten und eingestellten Beobachter sehr lehrreich, allein schon durch das starke Hervortreten des jüdischen Elements. Es hing vielleicht mit der Umwelt, mit Wien zusammen. Gegenstand war damals unter anderem: Aussprache über Beibehaltung der Todesstrafe. Hier zeigte sich eine ganz klare rassenmäßige Scheidung der Geister: Die jüdischen Teilnehmer stimmten ganz oder doch überwiegend mit dem Berichterstatter Professor Liepmann-Kiel für die Abschaffung, die übrigen mit Professor Kahl-Berlin für die Beibehaltung. Zufall? — Nein! Für jeden, der tiefer sieht, eine rassenmäßige Scheidung.

Der jüngste Juristentag war im Herbst 1921 in Bamberg.

Wenn hier rein zahlenmäßig die jüdische Teilnehmerschaft auch nicht so stark wie in Wien hervortrat, so war sie doch hervorragend durch die Person des damaligen Reichsjustizministers Schiffer und reichlich in der Zahl der Berichterstatter sowie der Redner in der Aussprache vertreten. Namentlich zeigte sich dies in der Erörterung über die Arbeitsgerichte. Jedenfalls war in Bamberg wie in Wien und bei allen früheren Juristentagen dafür gesorgt, daß ja nicht einmal völkische Töne angeschlagen wurden oder jemand Schäden in der Gesetzgebung und Rechtspflege auf jüdische Einflüsse zurückführte und die rassistische Art der Juden auch im Recht beleuchtete.

Daher auch die große Erregung unter einem Teil der Besucher, als ein Vortrag von dem Schreiber dieser Zeilen: Grundlagen des deutschen Rechts, durch eine Bamberger Tageszeitung für die auf völkischem Boden stehenden Teilnehmer des Juristentags (und die Mitglieder des deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes) angekündigt wurde. Zunächst bedrohte man den Wirt des Versammlungsaaes mit Boykott. Der Wirt gab dem jüdischen Drucke nach, und der Vortrag mußte an anderer Stelle stattfinden. Das verminderte natürlich die Zahl der Teilnehmer. Aber nicht genug damit. Der Vorsitz, Professor Kahl, erwähnte in der Schlußversammlung den Vortrag und verwahrte unter starkem Beifall den Juristentag gegen eine Scheidung seiner Teilnehmer nach politischen Anschauungen. Natürlich lassen sich gesetzgeberische Fragen gar nicht ohne Rücksicht auf die Weltanschauung und auf schicksalhafte Erlebnisse behandeln. Der eine sagt es offen, der andere weiß mit angeborener Geschicklichkeit im Verborgenen seine Interessen und Eigentümlichkeiten den andern, die es in ihrer Harmlosigkeit gar nicht ahnen, so allmählich beizubringen und sie darin einzuwickeln. Der Deutsche war immer der blinde Hödur oder der arglose Siegfried. Aber man wird sich auf jüdischer Seite nicht wundern dürfen, wenn auf solchen Druck allmählich doch ein Gegendruck von deutscher Seite einsetzt.

Auch dieser Vorgang ist ein Beweis für die Notwendigkeit, daß im Zusammenhang mit dem Krieg der Bund deutschvölkischer Juristen und der Bund

für Deutsches Recht (unter Amtsgerichtsrat Wagemann, Bochum), wie der Deutsche Rechtsbund (Prof. Dingeldey, Dresden) entstehen mußten. Er beweist auch, wie notwendig es ist, immer wieder den organischen Zusammenhang zwischen Volk, Rasse und Recht zu klären und zu betonen, auch die notwendigen Folgerungen für die Tat daraus zu ziehen. Von diesen Zusammenhängen wird man aber auf einem deutschen Juristentag niemals etwas hören, ebensowenig auf andern Berufstagungen, etwa auf denen des deutschen Anwaltsvereins. Man würde sich höchstens darüber entrüsten, daß ein Deutscher es wage, sich auf die Grundlagen seiner seelischen und geistigen Art und Stimmung zu besinnen und auch für das Recht die Folgerungen zu ziehen. Der Anwaltsverein weist dem Vernehmen nach entsprechend dem starken jüdischen Teil in der Anwaltschaft eine starke jüdische Vorherrschaft auf. Man erträgt sie, wie eben der Deutsche leider meist alle Fremdherrschaft erträgt. Höchstens geht der Deutsche nicht zu solchen Tagungen. Aber nach außen gilt die Abstimmung irgendeiner Abteilung, mit 39 gegen 38 Stimmen als klare Stellung der deutschen Juristenschaft. Und dabei kommen bei solchen Abstimmungen die sonderbarsten Zufälle vor.

Auf derartigen Sachtagungen werden die Sachen juristisch-technisch in den hergebrachten Geleisen behandelt, als ob sich nie etwas ändern könne in der rechtlichen Auffassung, seit Justinians Pandekten wieder aufgedeckt oder in Deutschland zur Einfuhr gelangt sind. Überall sonst ist das Dasein nicht Sein, sondern Werden, nur Juristentagungen wollen das nicht einsehen, und so können sie nicht den Weg vom Juristenrecht zum Volksrecht bahnen helfen. Zu einer Verständigung zwischen Volk und Recht wäre schon eher die Gelegenheit gegeben gewesen in dem seinerzeit — 1911 — mit großen Hoffnungen gegründeten Verein für zeitgemäße Rechtspflege und Verwaltung, dem Verein Recht und Wirtschaft. Wie sein Name sagt, sollte er die Zusammenhänge zwischen Recht und Wirtschaft schärfer herausarbeiten und die Beziehungen zwischen beiden inniger knüpfen und verweben, auch für die Weiterentwicklung in Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung sorgen. Denn das Recht einer Zeit ist ohne ihre bewegenden wirtschaftlichen Kräfte und Strömungen überhaupt nicht zu verstehen und nicht zu gestalten.

Bei den Vereinen sind in erster und letzter Linie die Führer die Seele des Vereins. So konnte man vom Verein Recht und Wirtschaft ein tatkräftiges Eingreifen und ein Vorwärtsdrängen zu einem deutschen Gegenwartsrecht erhoffen, wie es der erste Aufruf „Um das Recht der Gegenwart“ verhiess. Der Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen in Jena hatte mit andern die Bewegung geschaffen und wenigstens verstanden, das was allen Deutschen im Gefühl lag, zum Ausdruck zu bringen. Man konnte von ihm fruchtbare Anregungen und Taten für die Gesundung und Neubelebung unfres ganzen Rechtswesens erwarten. Aber er verfiel bald — zu Beginn des Kriegs — in Krankheit, und so blieb es bei den Hoffnungen. Die Vereinszeitschrift ist nur eine bloße Fachzeitschrift mehr in der viel zu großen Zahl, beschäftigt sich besonders mit Arbeits- und Wirtschaftsrecht. Schon gleich im Anfang des Vereins hatte der Regierungsrat Dr. Fritz Rathenau-Berlin die geschäftliche Leitung an sich gezogen und übte bald den maßgebenden Einfluß aus. Im Krieg ging auch die Leitung der Zeitschrift auf ihn über und damit die Bestimmung der Vereinsrichtung. Es ist überhaupt eine eigentümliche Erscheinung bei den juristischen Tagungen und Zeitschriften: eine schöne Spitze mit deutschen Namen wird hingestellt, die eigentliche Geschäftstätigkeit fällt aber jüdischer Rührigkeit anheim.

So waren auf den erwähnten Juristentagen die Vorſitzer Brunner, dann Aahl, — Männer von deutſcher Art — aber die Schriftführer waren der verſtorbene Rechtsanwalt Hugo Neumann, Geh. Juſtizrat Dr. Heinig.

Neuſtens iſt der Deutſche Juristenbund als Zuſammenfaſſung aller Juristen gegründet worden. Auch da als Vorſitzer der Kammergerichtspräſident Dr. von Staff. Stark bei der Gründung beteiligt und von beherrſchendem Einfluß iſt aber Herr Liebmann, dem man ebenſo wie einem anderen Preſſegewaltigen, Rudolf Moſſe, den Dokortitel ehrenhalber verliehen hat. Herr Liebmann iſt überhaupt ein mächtiger Mann, er beherrſcht durch ſeine Deutſche Juristenzeitung und ſeine Deutſche Strafrechtszeitung die juristiſche Welt in Deutſchland. Ebenſo wenig wie in ihnen, könnte auch ſonſt irgendwo in Sachzeiſchriften auf derartige ſich wiederholende Eigentümlichkeiten hingewieſen werden, jeder Beitrag, der überhaupt nur an eine Kritik jüdiſcher Art anklängen könnte, wird ſchonungslos zurückgewieſen, mag der Beitrag noch ſo ſachlich und richtig ſein. Die Empfindlichkeit und Reizbarkeit läßt ſich überhaupt nicht ſchildern. Alles, was mit dem hergebrachten Juristenbetrieb verwachſen iſt, darf nicht kritiſiert werden. Jeder iſt dem Hentler verfallen; der es wagt. Sieht man auf die juristiſchen Tagungen und Zeiſchriften, ſo kann man aber wirklich ohne Übertreibung von einem jüdiſchen Monopol ſprechen. Der Ring iſt geſchloſſen; ein Eintreten für deutſchen Geiſt und deutſche Seele im Recht, für Volksrecht, ein Hochhalten deutſcher Art und ein Hinweis auf jüdiſche Dialektik und Rabuलिſtik, eine Gegnerschaft gegen jüdiſche Art, die doch nun einmal naturgegeben anders iſt als deutſche, kann da nicht aufkommen. Dafür wird aber breiſteſter Raum gewährt allem, was ins reinſte und abgezogenſte Juristenrecht, in die Rechtstechnik und ins Koſtenſpintifizieren gehört. Kein Hauch eines friſchen belebenden und beſeelenden Zugs, kein erfriſchender Trank vom urſprünglichen, naturhaften, unmittelbaren Rechtsgefühl und Rechtsempfinden, kein Hinweis auf die Billigkeit und die Natur der Sache, alles nur Mittelbarkeiten, Abgezogenheiten dritten und vierten Grads, nur Treibhaus, eine immer bedrohlichere Papierflut, eine immer verengendere Spezialisierung ohne Syntheſe, peinliche Absperrung gegen alles das, was zum deutſchen Volksrecht führen könnte, zu der ſo bitter notwendigen Verbindung mit den ſtillen und doch lebendigen Kräften deutſchen Volkstums und deutſcher Eigenart. Nur aus den bewußten Kräften der deutſchen Volksgemeinſchaft kann dabei eine Geſundung, Erneuerung und Erfriſchung unſres Rechts erwachſen, kann es auf neue Bahnen gelenkt werden. Glidwert und Lappchen von Paragraphen helfen uns nichts.

Bleibt man im alten bequemen Trott wie biſher, ſo wird uns nicht das neue Rechtsleben — befreit vom Banne erſtarrter Formen — erwachſen und nicht gewonnen werden. Vor allem wird es nicht erſchaffen werden können ohne lebendige Teilnahme des Volks an der Rechtsnot unſrer Tage, an der Ohnmacht und Entwürdigung des Geſetzes, an dem Hinſchwinden der Ehrfurcht vor Geſetz und Recht, der Würde der ewigen Rechtsgedanken.

Die zünftigen Tagungen und Zeiſchriften ſind für die Rechtserneuerung, wie wir ſie von unſerm deutſchen Sinn aus erſtreben, ohne Belang, völlig ungeeignet und untauglich. Eine Rechtserneuerung iſt nur zu erhoffen, wenn ſie als ein Teil von Deutſchlands Erneuerung inſgemein gewertet und in dieſem allgemeinen Schwung mit Sinn, Zweck und Verantwortung betrieben wird und es nicht bei Worten bleibt, ſondern jeder durch die Tat in ſeinem Kreiſe und in ſeiner Gruppe mitwirkt.

Deutsche Gedanken im Strafrecht.

Von Amtsgerichtsrat Schwabe, Plauen i. V.

Wann zeigt sich des gesunden Volkes Wille am unverfälschtesten? — Wenn es sich selbst überlassen ist.

In Hamburg hatte im Jahre 1919 ein Sülzefabrikant seinem Erzeugnisse mancherlei Unappetitlichkeiten beigemengt. Er ward dabei betroffen, und eine große Volksmenge drang bei ihm ein. Sie lud ihn und seine Helfershelfer auf einen Wagen, stellte darauf die Fässer mit den toten Ratten und anderen zukünftigen Sülzbestandteilen, hängte ihm und seinen Helfern Schilder um mit der Aufschrift: „Ich habe diese Schweinerei angegeben“, „Ich habe diese Schweinerei mit gekocht“, und fuhr diesen Wagen durch die Stadt. Einer Helferin aber flocht man Rattenschwänze in das aufgelöste Haar und stellte sie so allen Vorübergehenden aus.

Um dieselbe Zeit etwa erwischte man in Löbau i. S. einen Butterschieber. Auch ihn lud man auf einen Wagen und fuhr ihn durch die Stadt, wobei er ein Schild mit der Aufschrift tragen mußte: „Ich bin der größte Butterschieber“.

Wer Politiker sein will, muß auf die Regungen der Volksseele achten; wer Rechtspolitik treiben will, muß wissen, welche Rechtsgedanken im Volke schlummern.

In beiden oben angeführten Fällen zeigt es sich deutlich, daß der urdeutsche Gedanke des Prangers durchaus lebendig ist und sofort in die Wirklichkeit umgesetzt wird, sobald das Volk selbst Justiz zu üben beginnt. In vielen verschiedenen Formen können wir dies im kleinen täglich beobachten.

Seit der Justizgesetzgebung Ende der 60 er und Anfang der 70 er Jahre sind auch die letzten deutschen Gedanken aus unserem Strafenystem verschwunden. Nichts undeutscheres kann es geben als die jetzige Freiheitsstrafe, die den Täter an Leib und Seele krank macht, aber nicht bessert, und dabei der Allgemeinheit ungeheure Kosten aufbürdet; die Zahlen und die Art unseres Verbrechertums zeigen deutlich, wie völlig ungenügend der Kampf gegen die Straftaten bei uns geführt wird. Verschwunden ist zugunsten einer scheinbaren Gleichmacherei und weniger Strafen der deutsche Gedanke der Vielgestaltigkeit der Straftaten, die angepaßt wären der Eigenart und Vielgestaltigkeit der Straftaten! Hier gilt es viel kostbares deutsches Gut wieder zu heben, und in erster Linie gehört dazu der Pranger, eine billige, nicht den Täter zugrunde richtende, aber gründlich bloßstellende und dadurch bessernde Strafmethode. Denken wir uns den Schieber auf dem Markte der Stadt am Sonnabend von 8—12 Uhr vormittags öffentlich ausgestellt mit einem Schilde, das kurz seine Straftat enthält — aber schnell, sobald die Tat entdeckt, dazu verurteilt! —, wir würden nicht mehr zu klagen haben über das uferlose Anwachsen der Straftaten und den ergebnislosen Kampf der Aktenbündel und der Strafanstalten gegen das Verbrechen.

Auch im Strafrecht muß es heißen: Zurück zum Deutschtum, zu den verlassenen Wurzeln unseres Volkstums und damit zu unserer Kraft!

Deutsches Recht und Judentum.

Von Gustav Beck in Deggendorf (Niederbayern).

Stremend Geist sich anzuschmiegen, um ihn zu verfälschen und sich dienstbar zu machen, ist die unerreichte Kunst des Juden. Am leichtesten fällt seiner stets lauernnden List der Deutsche zum Opfer. Deutscher Geist ist am aufgeschlossensten für fremde Art. Rindlich ist des Deutschen Marusfreude an überfliegenden Ideen, an weltverlorenen Zielen, die sich gleich Sternnebeln in trughafter Ferne zeigen. Sie lockt ihn weit weg vom geistigen Boden des Heimischen und Wirklichen. Leicht wie man farbigen Wilden bunten Tand für Gold ausschwaigt, kann man seinem kindischen Ergötzen an Welt- und Menschheits-Wahngedanken unvermerkt den Sinn für Heimat, Volk und Vaterland, den Stolz auf seine Eigenart aus dem Herzen schmeicheln und stehlen.

Längst schon rühmen die Juden sich öffentlich, unseren geistigen Besitz zu verwalten. Am meisten jedoch reizt unser Recht ihre Gier. Es ist ja der Schlüssel zur äußeren Macht, zur Herrschaft im Staat. Es ist ihnen aber nicht nur eine lockende, sondern auch eine leichte Beute. Denn es zeigt ihren schlaunen Künsten besonders günstige Angriffsflächen: das Recht will Sicherheit des Ausdrucks; daher liebt es klare, bestimmte Formen. Scharf umrissene Verstandesbegriffe scheinen vielen diese Gewähr am besten zu bieten. Der Jude aber war von jeher Meister der spitzigsten Begriffskünstelei. Der Talmud ist hierfür sprichwörtlich geworden.

Noch mehr: Große Bestandteile unsres überkommenen Rechts selbst sind unserem Wesen ebenso fremd, wie sie dem jüdischen verwandt sind, und kommen so dem schlimmen Eindringling als heimliche Verbündete zu Hilfe. Schon längst hat sich ja bei uns römisches Recht eingenistet. Harten, nüchternen Sinnes war der Römer in seinem Recht mit kühler Vorsicht auf seinen Eigennutz bedacht. Schon in der Frühdämmerung seiner Geschichte schrieb er nach geschriebenen Gesetzen. Auf Einzelrechten, auf eigentümlich klaren Verstandesbegriffen, denen seine merkwürdig deutliche Sprache das einzigartige Gewand gab, baute er mit wundervoller Sicherheit sein stolzes Recht auf, die feste Grundlage seiner weltbezwingenden Macht. Wie sein starker Wille die eroberten Länder mit kraftvollen Armen umklammerte und beherrschte, mit ebenso festem, sicheren Griff umspannten und ordneten seine schmiegsamen Rechtsbegriffe das geistige Reich der rechtlichen Beziehungen. Noch einundeinhalb Jahrtausende nach der Hermannsschlacht hat diese Begriffswelt unseren deutschen Geist unter das Anechtesjoch gebracht, das ihm die Legionen nicht aufzwingen konnten. Ermöglicht, vollendet und befestigt wurde diese Anechtschaft aber nur durch semitische Hilfe und List. Durch die Hingabe an die Ausländerei sind alle im Rechte Tätigen, Anwälte, Richter, Verwaltungsbeamte in fremde, unnatürliche, verschrobene Gedankengänge verstrickt, ohne daß sie sich dessen bewußt sind.

Das ursprüngliche Rechtswert des mannhaften Eroberervolks haben in spätrömischer Zeit, als die vielen Völker des Weltreichs und ihre Eigenarten sich vermengten, Rechtskundige meist semitisches Blutes zu einem zwischenvölkischen, geschmeidigen Gebilde gestaltet, zum handsamen Werkzeug des Willens zur Macht. Stark mit semitischem Geist durchtränkt, ist es so ziemlich das Gegenstück deutschen Wesens. Nach urdeutscher Auffassung ist das

Recht Schirm und Tat der Selbstbehauptung, das Band freier Gemeinschaft im Geiste des Gemeinfinns, dem der Eigennutz unbedingt weicht, aufgebaut auf Pflichten, auf Treu und Glauben fußend. Innere Notwendigkeit ist sein Wesen, nicht Willkür äußerer Macht. Nicht in scharf begrenzten Verstandesbegriffen vorsichtig gefaßter schriftlicher Gesetze tritt es uns entgegen, sondern in alt überlieferten Rechtsitten und Gewohnheiten. Triebmäßig sträubten sich unsere Vorfahren gegen geschriebenes Recht; als Mache, Sessel und Halle erschien es ihnen. Das byzantinische Recht dagegen ist Macht zur Sicherung des Eigennutzes, der verantwortungslosen Willkür. Unbeirrt mag sie ihrem Sondervorteil nachgehen, eingeengt nur durch die Grenzen, die ihr die Sicherung der Wettbewerber im Eigennutz aufzwingt, ungehemmt aber durch irgendwelche Rücksicht auf das Gemeinwohl. „Vigilantibus ius est“ galt diesen Juristen als Leitstern; d. h. das Recht ist für die geschaffen, die mit rübrigem Eifer über ihren Vorteil wachen, für die Geld- und Machtgierigen, die Listigen und Rücksichtslosen. Die Einfältigen möge der Herr behüten. Denn Justinians Recht schützt sie nicht. Um so besser finden sich damit die Juden zurecht. Sind sie doch die vigilantissimi — die Wachsamsten und Rübrigsten —. Dieses Recht ist ihre beste Waffe für ihre Machtgelüste.

Noch nicht genug. Nicht umsonst waren es vor allem Juden, die die Ideen von 1789 eifrigst unter Gebildeten, besonders aber Verbildeten, Halbgebildeten und Massen ausäten. Der revolutionären Idee galt als Freiheit doch nur die Willkür. Der Jude ist die verkörperte Willkür. Darum war diese Art Freiheit das rechte Wasser auf seine Mühle, um alles Aernige deutschen Wesens zu weltbürgerlichem Brei zu zermahlen, um in ihrem Namen alles in Recht und Staat geschichtlich und natürlich Gewachsene durch willkürliche mechanische Einrichtungen zu ersetzen, die seinem Gelde zugänglich und gehorsam sind. Vor allem aber machte diese Freiheit den Juden selbst der rechtlichen Bande ledig, die ihn zum Heil der Menschheit bisher gefesselt hatten. Das gesunde Gefühl deutsch-christlichen Rechtsinns hatte ebendem die ägenden Säuren jüdischen Wesens im wohlthätigen Zustande der Gebundenheit gehalten. Vergeblich hatte Goethe gewarnt, sie zu lösen. Nun aber konnte ihr zeretzendes Gift unaufhaltsam unseren Volkskörper zerknagen. Im Gefolge der von den befreiten Juden geleiteten liberal-demokratischen Gedanken flutete auch der jenen innerlich so verwandte westländische Händlergeist breit in unser Recht ein. Auch ihm ist der Nutzen des Einzelnen die Richtschnur. Die englisch-amerikanische Gesinnungsweise, besser: Händlerungeist, ist hervorgegangen aus der Übertragung jüdischen selbstgerechten Geistes, ist hervorgegangen aus der geistigen Ansteckung von der jüdischen Gesetzesäußerlichkeit.

Mit planmäßiger Schlaubeit unternahm es der Jude, alle diese undeutschen Geister in unserem Recht sich dienstbar zu machen und ihre Macht zu stärken. Er ging dabei so fein zu Werke, daß er selbst so entgegengesetzte Strömungen wie Liberalismus und Sozialismus zum gleichen Ziel zu lenken wußte. Ursprünglich versteht es der Deutsche, selbst oberflächlichere fremde Ideen sich dadurch nutzbar zu machen, daß er sie in deutschem Geist vertieft und seiner eigenen Art fruchtbringend angleicht. Dies ist anders geworden, seitdem der Jude durch sein Geld und seine Hinterlist unsere Presse und öffentliche Tagesmeinung leitet, die Kinofeuche, die größte Macht zur Verflachung und

Veräußerlichung, sich dienstbar macht, unsere Bühnen — in Berlin ziemlich ganz — und den größten Teil des Schrifttums beherrscht, das von den breiten Schichten besonders der großen Städte gelesen wird. Ihm gehorcht jetzt der oberflächliche Zeitgeist. Dadurch erst werden alle diese fremden Ideen uns zum Verderben. Statt daß wir diese Gedanken von Freiheit, Gleichheit und Sozialismus in enge Verbindung mit der Pflicht setzen und so unserem Wesen annähern, benützt sie der Jude, um umgekehrt unsere guten deutschen Begriffe von Freiheit und Gemeinsinn dadurch zu verfälschen, daß er jene Gedanken in engsten Zusammenhang mit der Selbstsucht der Massen bringt. Die mechanisch-stofflichen (materialistischen) Zeitströmungen in Verbindung mit dem großstädtischen Industrialismus und Amerikanismus kommen ihm dabei zu Hilfe. Von der Verflachung und Veräußerlichung können wir Deutsche uns nicht freisprechen. Wir sehen den Geist der Rechenhaftigkeit, der das Leben und Denken austrocknet, als etwas Großes an: auch gar Juwelen von uns scheint das Geld, der Geldzettel, der letzte Wertmesser. Dieser Sinn lockt die Massen ins jüdische Netz.

„Sozial“ bedeutet dem Juden das, was dem Augenblicksvorteil der Massen dient, ihre vorübergehenden Begierden und Bedürfnisse befriedigt zum bleibenden Nachteil des ganzen Volkes und Staates, vor allem seiner idealen Güter. Sozial bedeutet ihm also das gerade Gegenteil des echten Gemeinsinns, nämlich den Eigennutz des großen Haufens.

Diese jüdische Auffassung hat auch so ziemlich alle breiteren deutschen Volksschichten gefangen genommen und hält alle im Banne, daß sie als zwingendes Zeitgefühl unentrinnbar waltet. Der Jude ist der geborene Revolutionär und Bolschewistenführer, Kommunistenhetzer. Der „Tag des Juden“ scheint angebrochen zu sein.

So brachte und bringt der Jude auf Kosten des Gemeinschafts- und Staatsgedankens unserem Recht überall die Herrschaft des Sondervorteils. So kommt das Recht dem Parteisinn entgegen. Hier ist das Feld des Advokaten. Da fühlt sich der Jude erst recht in seiner Stärke. Seine Spitzfindigkeit, Geschmeidigkeit, Mundfertigkeit, rücksichtslose Dreistigkeit, vor allem aber jener Eifer, der nie der Sache, dem Recht, dient, sondern restlos im persönlichen Zweck aufgeht, diese Eigenschaften machen ihn zum erfolgreichen Vertreter des Eigennutzes, zum Rechtsverdrehler, zum Parteianwalt. Unser Anwaltsstand, auch der deutsche, ist den Juden rettungslos verfallen. In den tonangebenden Großstädten besonders haben sie in der Anwaltschaft das erdrückende Übergewicht durch ihre Zahl, mehr noch durch ihren Geschäfts- und Erwerbsinn, ihr festes Zusammenhalten, durch die Schlaubeit und Fähigkeit, mit der sie ihre Machtziele verfolgen. Der deutsche Anwalt fügt sich leider schon vielfach und macht mit. Die jüdischen Anwälte herrschen im Anwaltsverein und bestimmen den Geist seiner in der Rechtswelt sehr verbreiteten Zeitschrift. Sie geben den Ton an auf der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung, auf dem Deutschen Juristentag. Stets wird das Gesicht gewahrt, indem ein angesehener Jurist aus deutschem Stamm ehrenhalber an die Spitze gestellt wird. Wenn Professor Rahl jetzt vorgeschlagen hat, alle Gesetze zur Rechtsreform müßten erst dem Deutschen Juristentag vorgelegt werden, so wird sich die Rechtsneugestaltung nicht nach dem deutschen Rechtsempfinden und nach Wirklichkeitsinn richten, sondern beeinflusst werden von hohler Begrifflichkeit,

Doktrinarismus, und ausschlaggebend wird sein der Gedanke, daß das Recht zum Geldverdienen da sei, daß Geschäftigkeit und Spezialistentum, hohle Aethorik und Macht am Rechtswesen, am Rechts„geschäft“, der Rechtsindustrie verdienen müsse. So sind die jüdischen Anwälte von großem Einfluß auf die Rechtspflege, noch viel mehr auf die Gesetzgebung. Reichen sich doch in unseren öffentlichen Vertretungen Parteianwalt und Parteipolitiker die Hand. Wie die antiken Republiken, so sind auch die westlichen und nun unsere „deutschen“ am Ende doch Advokatenrepubliken. Die deutsche Republik ist kein deutscher, kein nationaler Volksstaat. Der jüdische Anwalt ist der geschaffene Vertreter und Führer aller Parteien, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bewußt oder unbewußt daran arbeiten, unser Volk und Recht zu zersetzen. Die Judenparteien sind die natürlichen Verbündeten aller internationalen Richtungen, die deutschem Geist entgegenwirken. Wie die Juden die Anwaltschaft eroberten, so nehmen sie auch in der Staatsanwaltschaft, im Richterstand, in der Justizverwaltung und allen anderen Verwaltungszweigen sowie unter den Rechtslehrern der Hochschulen besonders seit der Revolution unheimlich überhand, spreizen sich in ihrer Überhebung, vor allem begünstigt durch die völlig von ihnen beherrschten Parteien der Linken, die mit Recht so genannten Judenparteien. Wo in den Ländern des Reichs die Ministerien noch frei waren, dringen jetzt die Juden langsam aber sicher ein. Diese fördern auch den starken Zustrom der Ostjuden. Damit wächst die Gefahr für unser Rechtswesen. Der Rechtsbetrieb zieht die Juden besonders an. Überall im Rechtsdienst kommen sie durchschnittlich mehr in die Höhe als der deutsche Mitbewerber durch ihre findige, geschmeidige Anpassung und ihren streberhaften Eifer, der überall ihren Zwecken, nicht der Sache gilt. Vielfach bevorzugen die leitenden Stellen die Juden mit Rücksicht auf ihre große Macht im Staat; oft genug sind ja die Spitzen selbst mit Juden besetzt. Zum mindesten aber berücksichtigen die Spitzen bei der Beurteilung ihres Wertes lediglich ihre rechtstechnischen Fertigkeiten, drücken jedoch die Augen zu vor den Verheerungen, die die bloße Rechtstechnik und der jüdische Geschäftssinn im Rechtsleben anrichten müssen.

Die Verheerungen durch jüdischen Geist kann man sich nicht schlimm genug vorstellen: Deutsches Rechtsgefühl und der Talmudrechtsinn der Juden stehen sich eigentlich wie zwei völlig fremde Welten gegenüber. Das müßte der Deutsche fühlen. Ein ebenso ergötzliches als bezeichnendes Beispiel für jüdischen Rechtsinn erzählte Bismarck von einem jüdischen Universitätsprofessor in seiner Landtagsrede vom Jahre 1847, worin er gegen die Zulassung der Juden zu Staatsmännern sprach. Unsere Gewohnheiten in Recht und Staat können ihnen nicht verständlich, unser Recht daher ihnen nicht heilig, nicht Selbstzweck sein, nur Mittel zur Macht über uns selbst. Das Recht und Rechtsverfahren ist ihnen ein rein verstandesmäßiger Mechanismus von Begriffen, die sie zerlegen, zusammensetzen und drehen, — ohne Rücksicht auf das Schergewicht der Tatsachen — wie es für ihre Zwecke paßt. Nicht Selbstverantwortlichkeit, Eigengesetzlichkeit, sondern reine Außengesetzlichkeit ist ihr innerstes Wesen. (So hat schon Kant geurteilt, ihre Religion sei gar keine Religion, sie wende sich nicht an die Gesinnung, sondern schreibe äußeres Verhalten vor.) Dieser Rechtsbetrieb muß deutsches Rechtsgefühl verletzen, kann also unmöglich volltätulich sein. Und solche Leute wie Laster, Bamberger, Preuß, Schiffer, Rathenau, Rosenfeld, Goldschmidt (der Verfasser des Entwurfs zum Rechtsgang in Strafsachen) und ungezählte andere „Sterne“ der Gegen-

wart sind die Haupt„Schöpfer“ unserer parlamentarischen Gesetzmacherei. Das Recht und den Staat lösen sie los von den lebendigen Verbindungen ihrer geschichtlichen Wurzeln und sittlichen Notwendigkeiten. Allenthalben ersetzen sie das natürlich Gewachsene, wie das Gewohnheitsrecht, den köstlichen Born der Selbstverjüngung deutschen Rechts, durch willkürliche gekünstelte Einrichtungen, meist westländischen Musters. Die lebendige Ordnung und Gliederung des Volks in Stände zermalmen und zerstäuben sie zur gestaltlosen Masse, die, durch kein seelisches Band verknüpft, keinem inneren Gesetz gehorcht, nur ihrer Gier folgt. Das blinde, willenlose Werkzeug jüdischen Einflusses und Machtwillens. Mechanisch-bürokratische Einerleiheit, Schematisierung verdrängt die männlich-sfrohe Selbstverwaltung, die der Lebensraum wahrer staatlicher Freiheit ist; mit Worten der Begeisterung heuchelt man von ihr als großem Gut, in Wirklichkeit wird sie erdroffelt. Der Gleichmachereimechanismus entzieht den Gliedstaaten die Lebensäfte, verkümmert dadurch aber auch die Eigenart der deutschen Stämme, diese prächtige Quelle unverfälschten Reichtums deutschen Geistes und Gemüts. Dafür bescheren sie uns das charakterlose Gemengsel sogenannter Einheit, dem reichlich jüdisches Blut, besonders aber jüdischer Geist beigemischt ist. Als ob eine Eintönigkeit, welche die Kräfte lebendiger Vielheit und Besonderheit nicht zusammenhält und meistert, sondern lähmt, den Namen „Einheit“ verdiente. Unter den Pazifisten sind besonders die Juden, die alles Lebendige in einen Brei zusammen rühren wollen, wo die Jagd nach dem Gelde an Stelle alles heldenhaften und geistigen Ringens tritt.

Überall setzen sie die Rechte vor die Pflichten, die Eigenvorteile an Stelle des Gemeinns. Dadurch spalten sie den Staat in Parteien, das Volk in Klassen, das Rechtsverfahren in Partei- und Streitbetrieb, das Erwerbsleben, das unter ihrer Herrschaft dem Gewinn statt der Nahrung nachgeht, in Zwietracht zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, die wild in wüstem Klassenkampf austoben muß. Tyrannische, rücksichtslose Parteimehrheiten, die ihrem Golde gehorchen, machen sie zum Herrn im Staat. Überhaupt setzen sie, wie die Parlamente an Stelle der Monarchie, so überall Mehrheiten und künstliche Gebilde an Stelle des selbstverantwortlichen Schaffens einzelner, gerauschvolle Öffentlichkeit mit Theaterei und rhetorischer, dialektischer Vielschwärmerei, eine Aufführung mit verteilten Rollen an Stelle aufbauender Arbeit, stiller Tat und unauffälligen Wirkens. Die papierene Willkür einer wahren Sintflut von Gesetzen bringt solcher Ungeist an Stelle innerer Lebensnotwendigkeiten, das Rechtsverfahren spizen sie zum bloßen Streitverfahren zu, wo statt des Schiedsrichters, des Friedensrichters, welcher Raum zu neuer freudiger Arbeit schafft, der Advokat herrscht, dem oft an zersetzendem Streit und unfruchtbarer Spitzfindigkeit gelegen ist. So wird das Recht zum Janlapfel, statt zum Schirm und Hort des Friedens. Die Anwaltschaft machen sie aus einem Amt im Rechtsdienst zum Erwerbsgeschäft und Parteidienst. Für dieses Geschäft schufen sie Gewerbefreiheit. Daher unterliegt es allen Verwüstungen, die die eigentümliche Art des hier besonders starken jüdischen Wettbewerbs mit sich bringt. Das Geschäft wird durch Kundenzwang in Gestalt des gesetzlichen Anwaltszwangs gefördert. Eine seltsame Bevormundung des Bürgers, noch dazu im demokratischen Staat! Sonst sind es doch die Juden, die für „Freiheit“ sich so überlaut ereifern! Dazu paßt vortrefflich, was wir jetzt erleben: während jeder verfehmt wird, der an den Anwaltszwang nur rührt, scheut ein (jüdischer?) Justizminister sich nicht, Hand an die richterliche Un-

abhängigkeit zu legen, an die Grundlage des Rechtes, der Freiheit und des Staats. Im Namen der Freiheit wollen die Juden den Richter zum Parteiliche machen, damit auch er unter dem Einfluß ihres Geldes stehe. Nur weil der Richter der jüdischen Macht trotzt, nennt ihn Radbruch einen „obrigkeitswidrigen Fremdkörper“ im Staat. Zuvor hatte der Jude Preuß gegen den „Obrigkeitsstaat“ geeifert! Aber jetzt sind eben die Juden die Obrigkeit im Staat. Und ihrer Obrigkeit muß natürlich auch die Unabhängigkeit des Richters sich beugen. Daß sie jede Macht mißbrauchen, also auch die Amtsmacht, hat schon Herder betont. Und gerade dieser Schöpfer der Idee des echten, d. h. auf nationaler Grundlage ruhenden Weltbürgertums war doch gewiß frei von engherziger Voreingenommenheit. Daß die Pläne Radbruchs darauf abzielen, die Zahl der Juden in der Justiz beträchtlich zu vermehren, braucht nicht erst gesagt zu werden. Mit Radbruchs Worten: „den Trägern der ‚deutschen‘ Rechtspflege muß zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie ... nur im Geiste der sozialen und demokratischen Richtung Recht zu finden vermag“ wird der Richter den un-deutschen, jüdischen Mächten unterworfen.

Mit ungeschminkter Schamlosigkeit treten Juden im Gerichtssaal, Volksvertretung (Parlament), durch Presse und Bühne ein für die „Rechte“ der Selbstsucht und zügellosen Eier gegen deutsche Zucht und Sittlichkeit, Ordnung und Staatsgedanken. Im Strafverfahren verschänzen sie den Verbrecher samt seinem Verteidiger hinter einem Prozeßbollwerk, hinter dessen papiernen Mauern er dem Recht und der Strafe in vermessener Hohn trotzt. Überall bekämpft die jüdische Denkweise die alten deutschen Ideale als ihre schlimmsten Feinde, am meisten natürlich die geschichtlich-nationalen, am giftigsten im Staatsrecht. Hier zeigt sich am widerlichsten, wie ihre Niedrigkeit am meisten den wahren Heldensinn und den echten Adel der Gesinnung haßt, und wie eng verschwistert ihr Sinn der Pöbelgier und dem Pöbeleid ist. Deutsches Staatsrecht wurzelt in Treue und Selbstverantwortung, der wahren Freiheit; sein Aufbau auf Pflichten bedingt Abstufung. Denn nur gleichen Pflichten können gleiche Rechte entsprechen. Um Pflichten aber reißt sich der Jude so wenig wie der Pöbel. Mit der ganzen Frechheit, deren nur er fähig ist, wagt er die staatsrechtlichen und nationalen Ideale, die jedes echt deutsche Herz höher schlagen lassen, als bloße Parteisache von einem kleinen Kreise Beschränkter und Engherziger, von Sanatikern hinzustellen. Was seiner Frechheit dabei Mut verleiht, ist das Bewußtsein, gerade hier des Beifalls des Pöbels jeglicher Art und aller Undeutschen jeder Sorte sicher zu sein, im Bund mit der Gemeinheit zu stehen. Seine schlimmste Mephistopheles-Tat aber war: die Juden entzogen unserem Staatsrecht und damit unserem Recht überhaupt den Boden der Macht nach außen und innen; der Macht aber bedarf unser Recht doch, um Wirklichkeit zu werden. Sie gaulsten dem politisch ewig untreuen Michel vor, das — jedem Staat unentbehrliche — Streben nach Macht widerstreite dem Rechts- und Freiheitsideal; damit aber wollten sie nur die Macht für sich selbst erschleichen. Die Macht wollen sie für sich, bilden sie doch einen fremden Staat in unserem Staat. So lähmen sie Staat, Recht und Freiheit. Denn sie sind Meister in der List, unsere Ideale zu verfälschen. Mit Taschenspielerkünsten weiß der Jude ihnen unvermerkt einen materialistischen Sinn zu geben, daß jene Ideale in ihrem Höhenflug erlahmend bleischwer zu Boden sinken. Von jeher war es das untrügliche Kennzeichen des echten Idealismus, daß er mit Leiden

lobnt, schwere Kämpfe und Opfer seinen Bekennern auferlegt, sie aber stärkt, daß sie alles freudig auf sich nehmen. Ein ebenso sicheres Merkmal aller verfälschten, aller Judenideale ist, daß sie nichts kosten, am wenigsten Selbstüberwindung und innere Umkehr. Sie machen es ihren Anhängern leicht, vor sich und dem großen Haufen in bengalischer Beleuchtung ihres „aufgeklärten, großherzigen“ Sinns zu strahlen. Mit äußeren mechanischen Mitteln wie Stimmzettel, Mehrheiten, Vereinigungen, Verbrüderungen, vor allem aber Verwischung aller natürlichen und überlieferten Unterschiede werden allerhand verschwommene Fernziele von Massenglück erstrebt. Um uns vom Weg zum nächsten Meilenstein abzulenken, verweisen uns die Betrüger auf Gott weiß welchen Punkt im Weltenraum als das „höhere Ideal“. Dagegen den Stolz auf das eigene Blut, die eigene Sprache, Art und große Vergangenheit sowie die durch sie überlieferten großen Aufgaben, den dadurch notwendigen Kampf samt der germanischen heldischen Kampfesfreude, welche kühn den Leiden und selbst der Gefahr des Untergangs trotzt, äußerste Opferbereitschaft: das alles haßt und höhnt der Jude, der losgerissen ist vom Vaterland und nicht verwachsen ist mit Geschichte und Gefühl.

Wie lange sollen wir diese innere Fremdherrschaft noch dulden, die zugleich die Ursache der äußeren Anechtung ist? Immer noch meinen manche, wir könnten uns ohne rechtliche Maßnahmen gegen die Juden davon befreien, wenn man nur deutschen Geist im Volk wecke und immer mehr belebe. Aber wenn wir warten wollten, bis der deutsche Sinn der Massen so gefestigt ist, daß er den listigen Verlockungen der Betrüger standhaft widersteht, während deren Zahl und Macht im Rechtswesen und Staat ständig wächst, so würden wir im Hoffen und Harten doch nur weiter zu Narren! Diese wirklichkeitsfremden Vertrauenden möge der erhabenste Verkünder des deutschen Idealismus belehren: Die beste Staatsverfassung ist die, „die jedem erleichtert, gut zu denken, doch nicht, daß er so denke, bedarf“. Also nicht voraussetzen und abwarten darf das Recht die gute deutsche Gesinnung der Bürger, sondern es muß sich im Gegenteil davon möglichst unabhängig machen, seinerseits die Massen zu gut deutscher Gesinnung erziehen, sie darin schützen und befestigen gegen die Gefahren, gegen die List der Fremden. Unser heutiges Recht, das von Juden gemacht ist, hat gecliffentlich alle Schutzvorrichtungen gegen die schlaunen inneren Umgarnungen und den gefährlichen Druck der äußeren Macht der Juden beseitigt. Es ist höchste Zeit, daß der deutsche Geist jener Vertrauensvollen endlich einmal zu Wille und Tat wird, wenn wir ihn für ernst nehmen sollen. Dazu muß er vor allem die zum Recht gehörige im Staatsrecht wurzelnde Macht wieder zu gewinnen trachten, die jene Volksfremden erschlichen haben. Nicht darin, daß der Jude schlecht sei, liegt für die Deutschen die Gefahr, sondern daß er dem deutschen Wesen völlig fremd ist, sich aber ihm täuschend anzupassen versteht. Der Deutsche kann wieder deutsch werden, auch wenn er undeutsch denkt, der Jude bleibt Jude.

Also ohne Hilfe entschiedener, rechtlicher Maßnahmen geht es nicht. Und zwar helfen uns jetzt die schönsten Gesetze sehr wenig oder nichts, wenn wir die Juden in stets zunehmender Zahl Recht und Staat weiter verwalten lassen. „Deutschland den Deutschen!“ muß unsere Losung sein. Unser Recht und unseren Staat wollen wir selbst verwalten. Wer nicht unfres Bluts ist, kann nicht unfres Sinns sein. Nicht Gesetze und sonstige Maßnahmen sind hier das Erste und Wichtigste, sondern wie überall die Mä n n e r. Also deutsche Männer an die

Stelle der Fremdlinge, unserer geistigen Gegenfüßler und Widersacher! Hier endlich gründlich reinen Tisch zu machen, erfordert vor allem die Gerechtigkeit gegen unser eigenes Volk. Sie ist ungleich wichtiger als die vermeintliche „Gerechtigkeit“ gegen die fremden Verführer und Ausbeuter, denen übrigens damit gewiß nicht Unrecht geschieht. Befreiung von dem Fremdjoch ist nicht nur unser Recht, sondern unsere erste und selbstverständlichste Pflicht. Die vollen staatsbürgerlichen Rechte dürfen nur Deutschen zukommen. Diese können selbstverständlich nur arischer Abkunft sein. Also Juden dürfen nicht sein die Mitglieder der Regierungen, des Reichstags, der Landtage und sonstigen öffentlichen Vertretungen, Juden dürfen nicht sein Richter, Staatsanwälte, Rechtsanwälte, Notare, Rechtslehrer, zum mindesten nicht alle Beamte, die staatliche Hoheitsrechte ausüben, Offiziere, Lehrer und Erzieher der deutschen Jugend und dgl. Auch der Rechtsanwalt ist ja Diener des Rechts, nicht Parteidiener.

Man wende nicht etwa ein, es sei zu schwer, Deutsche von Juden zu unterscheiden. In wie vielen Staaten des Auslands wurden während des Kriegs und noch später die Deutschen ausgewiesen, in Haft genommen oder andern Rechtsnachteilen unterworfen! Man hielt sich dabei an die Abstammung, nicht an die Staatsangehörigkeit, und die „deutschen“ Juden machten mit Erfolg geltend, daß sie keine Deutschen, sondern Juden seien. Sollte im umgekehrten Falle der Deutsche zu tölpelhaft sein, um die gleichen Unterschiede zu machen? Hier gilt sicheres prächtiges Wort: „Diese Sache wie jede andere vernünftige Sache in der Welt ist nicht hundertfach, sondern einfach“. Was unbedingt geschehen muß, liegt immer einfach. Hier handelt es sich in Wahrheit lediglich darum, ob man wirklich will oder nicht. So gut die Juden wissen, wer zu ihnen gehört, können auch wir es feststellen. Übrigens wäre schon sehr viel, ja fast genug gewonnen, wenn wenigstens die unzweifelhaften Juden vom Recht und Staatswesen entfernt würden. Auch weiß jeder, der sich etwas mit der Rassenfrage befaßt hat, daß Mischlinge für unsere Ziele den Volljuden gleich stehen. Den Juden erkennt trotz aller beliebten Verkleidungen und Maskierungen jeder, der ihn sehen will. An diesen Schwierigkeiten können nur Leute scheitern, die „Müden heißen und Kamele verschlucken“. Solchen würde es auch dann noch unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten, den Teufel „begrifflich festzustellen“, wenn er schon die Hand ausstreckte, ihnen den Kragen umzudrehen.

Natürlich werden alle Feinde deutschen Geistes im Ausland und Inland mit lautem Geschrei den Juden zur Hilfe kommen, besonders auch alle international Gesinnten und alle geistig vom Ausland Bestimmten in unserer Mitte. So sehr diese sich auch oft mit den Juden in den Haaren liegen, so sicher stehen beide zusammen, sobald es gilt, deutsches Wesen niederzuhalten und in der Wurzel zu schwächen. Das beweist nur, daß wir auf dem rechten Wege sind.

Schon Luther schrieb: „Meines Dünkens soll es doch da hinaus: sollen wir der Juden Lasterung nicht teilhaftig werden, so müssen wir geschieden sein, und sie aus unserm Lande vertrieben werden“. Inzwischen hat die jüdische Lasterung alles dessen, was dem Deutschen als hoch und heilig gilt, so ansteckend und vergiftend gewirkt, daß sie zu unserm innern und äußern Zusammenbruch führte, natürlich nicht ohne schwere Mitschuld der Verführten. Was wir fordern, ist sehr maßvoll im Vergleich zu den gründlichen Maßnahmen, die Luther verlangte, und deckt sich mit dem, was ja auch Bismarck in der Rede von 1847 wollte. Früheren Zeiten galten diese Grundsätze als selbstverständliches Naturrecht. Nur unsere mechanische stumpfe Gleichmacherei konnte davon abweichen, konnte

übersehen, daß deutsches Recht nur in deutschen Männern, also in deutschem Blut lebendig sein kann, daß dieses die erste und unerläßlichste Bedingung deutschen Rechts und deutscher Freiheit ist. Nur die Torheit materialistischer Barbarei konnte die heilige Macht des Rechts in die Hände machtgeriger Asiaten legen. Hier handelt es sich um Anfang und Ende unsrer Selbstbestimmung. Hier müssen wir Ziele haben. Ziele müssen eher zu weit als zu eng gesteckt sein. Wenn keiner über das Ziel hinauschießt, wird es sicher nicht erreicht. Auf das Erreichbare mag sich eine Regierungspartei beschränken, die Opposition muß sich vor allem von inneren Grundsätzen leiten lassen. Das gibt ihr auch den kräftigsten Rückhalt und die stärkste Stoßkraft. Der Deutsche, auch der Nationalgesinnte, ist matt, lau und träge, er ist es, weil er nicht mit dem Herzen bei der Sache ist, daher des nationalen selbstsichern Instinktes entbehrt, der selbst rohe Völker triebfester leitet. Aber mit gutmütiger träger Efelsgeduld dürfen wir uns nicht weiter in Unterdrückung und Schmach fügen. Wir müssen doch endlich einmal Mut aufbringen.

Daß zum deutschen Recht der deutsche Richter, der deutsche Anwalt, der deutsche Gesetzgeber gehört, ist einfach ein innerlich notwendiges „Postulat“ im Sinne Kants. Versochten muß es rücksichtslos werden. Nicht: „soweit du kannst, sollst du“, sondern: „du kannst, denn du sollst“. Auch wenn wir nicht einen deutschen Richter, Anwalt usw. durchbringen könnten, zum deutschen Recht gehört doch naturnotwendig der deutsche Richter und Anwalt. Nebenher gehen müssen Maßnahmen, das Übergewicht der Juden in der Presse, dem Bankwesen und dem sonstigen Wirtschaftsleben zu brechen. Besonders wichtig aber ist, daß die Ehen zwischen Deutschen und Juden wieder verboten werden. Goethe, der als Frankfurter das Judentum sehr genau kannte, hatte sich am meisten darüber entsetzt, daß dieses Verbot leichtfertig aufgehoben wurde. Diese Ehen bedeuten schlimmstes Verderbnis unserer Rasse.¹⁾

Auch daß die Juden deutsche Namen annehmen, muß ihnen verboten werden (Kurt Eisner, Maximilian Harden usw.) Die Namensfälschung ist viel schlimmer als Falschmünzerei. Ungleich wichtiger als das Gepräge der Münze ist der deutsche Name, Siegel und Stempel deutscher Art und Herkunft. Die Leichtfertigkeit, womit solcher Betrug bisher möglich war, kennzeichnet die leichtfertige, undeutsche Gesinnung der maßgebenden Stellen, ihre Verständnislosigkeit für den Adel und Wert deutschen Namens und Wesens, die bedenkliche innere Verjudung so vieler Deutscher in wichtiger Stellung. Der bisherige Schwindel muß gründlich aufgedeckt, die alten Namen müssen wieder angenommen werden. So will es die Ehre und Reinheit des deutschen Namens, der echte Stolz und die innere Sicherheit deutschen Wesens sowie der äußere Schutz unseres Volkes.

Ist der Teufel ausgetrieben, so hinterläßt er argen Schwefelgestank. Aber nicht allzulange! Sind wir erst wieder Herren in unserem Haus, so werden wir auch der darin noch spulenden undeutschen Geister schließlich Meister werden. Denn durch die schlimme Erfahrung gezwungen kennen wir nun deutlich ihre Art und Gefahr. Dann wird die vom Juden verschauchte Ehrfurcht wieder im Staat und Recht einziehen und mit ihr alle anderen guten deutschen Geister. Wie für den Römer sein Recht die geistige Wurzel seiner gewaltigen Kraft und Macht war, so soll auch unser Recht die feste Burg deutschen Wesens werden, es darf nicht länger die Falle sein, in der unsere Feinde deutsche Art erwürgen.

¹⁾ Sogar Rud. S. Bartsch schildert das neueste furchtbare Verhängnis dieser Mischung in: „Seine Jüdin“ (Leipzig 1921).

Neue Bahnen.¹⁾

Von Amtsgerichtsrat Schwabe, Plauen i. V.

Schon vor der Staatsumwälzung klagten wir über die Unfähigkeit des lebenden Geschlechts zu grundlegenden Änderungen, erinnerten an den mangelnden Beruf der Zeit zur Gesetzgebung. Seit der Staatsumwälzung ist es in dieser Beziehung nur schlimmer geworden; die auflösenden (analytischen) Kräfte sind noch weit mehr als früher in der Herrschaft über die aufbauenden (synthetischen). Die seit der Staatsumwälzung geschaffenen Werke zeugen davon: die neue Reichsverfassung ist ein Parteiprogramm ohne Ausführung, im besten Falle ein klägliches Kompromiß zwischen widerstreitenden Auffassungen, eine Vertagung der schwebenden Streitfragen, eine Kumpellammer aller möglichen Wünsche und Forderungen. Nicht anders steht es mit den Entwürfen zur Änderung der Strafprozeßordnung und des Gerichtsverfassungsgesetzes; man hätte glauben sollen, gerade hier würde ein völliger Umsturz versucht werden — statt dessen begnügt man sich mit ganz geringfügigen Änderungen des bestehenden Zustandes.

Diese unsere trübe Zeit läßt durch den Herzensabbat des Materialismus, der uns im Inlande und im Verhältnis zum Auslande um Jahrhunderte zurückzuwerfen droht, bei vielen Volksgenossen die Ideale völkischer und sittlicher Art wieder entdecken. Möge sie auch auf dem Gebiete des Rechtes und der Rechtsprechung jene lange, lange verschütteten deutschen Gedanken wieder erwecken und zur Tat werden lassen, die halb oder ganz vergessen unter dem Schutt schlummern. Vielleicht ist es ein Aufräumen, ein Wegschaffen des Schuttes nicht nur dieser letzten Zeit, sondern vielen älteren Schuttes, bis wir auf den Goldgrund treffen im Herzen unseres Volkstums.

Unsere Kultur ist romanisch übertüncht, wir leben im Halbmittelalter. Das von Germanen überwundene Rom hat uns geistig unterjocht. Und doch ist nachgewiesen, daß der Germane der Urzeit (Stein- und Bronzezeit) nicht nur viel, unendlich viel weiter war im Ackerbau und in der Hausindustrie als der ihn als Barbaren über die Achsel ansehende Römer, sondern auch sein Haus, sein Schwert, seine Schmuckwerke weit vielgestaltiger, eigenartiger und kunstvoller waren als die einförmigen, nur wenig verschiedene Gestaltungen aufweisenden Erzeugnisse Roms. Auch unser Rechts- und Staatsleben der Vorzeit mit seinen reichen poetischen Formen, seinem sittlichen Ernst und seiner germanischen Geradheit war tausendfach überlegen dem schematischen, öden, rein verstandesmäßigen Rechte Roms, das nach kurzer Blüte erstarbte, als dort Demokratie und Klassenkampf den Militärstaat der alten Zeit von innen zermürbten.

Die alten deutschen Richter waren Laienrichter im Nebenamte. Mit Ehrfurcht und Rührung lesen wir heute die wundervolle Sprache des Schwabenspiegels, des Sachsenspiegels und des Jütisch Low. Unser Erbübel und unsere Erbtugend, die vielgestaltige und übertriebene Eigenart des einzelnen, ließen keine starke Zentralgewalt aufkommen, und so geschah, was politisch so oft

¹⁾ Wir sind uns bewusst, daß die in diesem Aufsatz gemachten Vorschläge und Ausführungen nicht überall auf ungeteilten Beifall stoßen werden. Wir glauben trotzdem, daß ein sehr gesunder Kern darin steckt. Deshalb stellen wir die Anregungen des Verfassers zur Erörterung.
Die Schriftleitung.

unser Los war: auch auf kulturellichem Gebiete erschien der Feind im Lande und unterjochte uns; Rom als Kirche und Rom als Rechtssystem wurde in Deutschland der Herrscher; Klöster, Lateinschulen und fremdes Gelehrtenwesen waren die Folge.

Seit dem Mittelalter werden wir Gebildeten in fremdem und totem Geiste, noch dazu in dem eines absterbenden Zeitalters, erzogen. In dieser fremden Sprache sprechen wir alten Gymnasiasten, denken wir Juristen. Zwar darf man nicht jenen „Führern des deutschen Volkes“ folgen, die vor etwa zehn Jahren in einem Sammelwerke, befragt wegen ihrer Ansichten über das Gymnasium, nicht einen bahnbrechenden Gedanken zutage fördern konnten, sondern nur zu Klagen wußten über ihre Lehrer und die angebliche Unbill, die sie als Knaben von diesen erlitten. Der Schreiber dieser Zeilen hat seinen Lehrern, besonders vaterländisch begeisterten Lehrern des Deutschen und der Geschichte, viel zu verdanken, nicht weniger denen, die ihm das deutsche Christentum Luthers und die unsterblichen Worte Platons nahe brachten. Noch heute liest er Horaz, Plato und Homer — aber lieber das Nibelungenlied, die Edda und der Minnesänger König: Walther von der Vogelweide.

Aber trotz der Liebe zu den ewigen Schätzen des Altertums muß, sollen wir gefunden, ein Besinnen auf unser Volkstum, ein Zurückgehen auf die Wurzeln unseres Wesens über uns kommen. Der ganze Schutt muß weg!

Nur die ganz Großen des deutschen Volkes drangen bisher trotz humanistischer Vorbildung bis an das Herz unseres Volkstums, in die Tiefen zu unseren Bodenschätzen hinab: Luther, Goethe, Bismarck. Die meisten, auch unter uns Richtern, blieben bestenfalls Halbdeutsche. Wir wissen, welche Schwierigkeiten uns oft die eigene Muttersprache bereitet, wir kennen den Kampf des Allgemeinen deutschen Sprachvereins um die Erhaltung dieses köstlichen Schatzes. Kein Wunder, daß mit der fremden Sprache formales Denken, Überwiegen der Analyse, Mangel der Synthese die Zeichen unserer Tätigkeit sind.

Es ist höchste Zeit, daß wir den letzten Schritt aus dem Zeitalter des Humanismus, dessen große Verdienste auch um unser Geistesleben gleichwohl unvergänglich bleiben, als letztes Volk der alten Welt tun und unser Volkstum zu pflegen beginnen.

Wir wissen, wie wenig wir im Deutschen ausgebildet sind im Verhältnis zum Lateinischen und Griechischen, von wie wenigen deutschen Wörtern wir die oft so reizvolle Sprachgeschichte kennen; uns fehlt die deutsche Kulturgeschichte, die deutsche Mythologie und Sage, obgleich sie uns oft viel mehr geben könnte als die Kultur- und Sittengeschichte Athens und Roms und die Mythologie der Alten. Wie viele unter uns kennen das Nibelungenlied, wie viele Hans Sachsens Schöpfungen oder Luthers Tischgespräche?

Der deutsche Unterricht in Sprache, Kultur und Sage muß in den Mittelpunkt allen deutschen Schulwesens. Eine Aufgabe für Sie, meine Herren Schulreformer, die über „Rechte des Lehrers“ und kindliche Katzbalgereien nicht hinauskommen und das „Schulreform“ nennen, wenn endlich die urdeutsche Vielgestaltigkeit der Schularten beseitigt ist und das Einerlei schematischer Bildung die verhaßten „Großen“ — natürlich vergeblich, da man den Geist nicht binden kann — mit den „Kindern des Volks“ auf eine Schulbank zwingt. Es ist fremder Geist auch in diesen Bestrebungen; die

Gleichmacherei ist undeutsch, die Vielgestaltigkeit ist deutsch, meine Herren Wilson-Anbeter!

Aber weiter: Undeutsch ist die Kaste, der Beamtenstaat im jetzigen Sinne, undeutsch das römische Amtersystem mit seiner noch heute bei uns üblichen Tribunen-, Adilen- und Konsullaufbahn, mit seiner subalternen Wichtigtuerei, wie das Kolofo undeutsch war. Der große Deutsche, gleich welchen Berufes, wurzelte im Volke: Luther, Rembrandt, Bismard!

Die Richter der Sehne, die Freischöffen — was waren sie anders als ein Aufbäumen des freien deutschen Geistes gegen die starre Rechtsform, die sich vergeblich bemühte, in Deutschland Herrin zu werden? Täuschen wir uns nicht: Sie ist es heute noch nicht. Die Volkseigenschaften sind ewig, sie brechen durch jede Zwangsformel wieder hindurch.

Der deutsche Richter sei — ganz ebenso wie der andere Beamte — nicht der „geborene“ oder durch eine rein geistige, das Gemütsleben völlig vernachlässigende und das Volkstum vergessende Form „hinaufgebildeter“ Popanz, er sei, wie ein Dürer, ein Rembrandt oder Hans Sachs, wie alle die Großen der Vergangenheit, zuerst ein Schaffer und Werkstätiger im Volke und außer dem sei er Richter, sei er Freischöffe. Er sei „Schuhmacher“ und „Poet“ dazu, er habe seinen „richtigen“ Beruf erlernt, in dem er schafft, und sei ferner, beide Berufe miteinander vereinigend und der eine den anderen durchdringend, Richter — dann wird er ein deutscher Richter sein!

Uns Frontsoldaten tönt noch heute das herrliche Leitwort des preussischen, einst unsere Größe verbürgenden Heerwesens in den Ohren: „Handeln Sie!“ Mißmutig sitzen wir als Schreibknechte im dunklen Zimmer, wo der Altstaub unsere an die freie Luft des Kriegsschauplatzes gewöhnte Kehle kitzelt und unsere Stimme rauh macht. Wir sehnen uns nach Tätigkeit körperlicher, schaffender Art, wir hungern nach Tatsachen und Taten; denn der Krieg, wie Deutschland ihn geführt, war ein großer Schaffer. Man kann darüber bei dem während des Krieges vom Internationalismus zum Deutschtum übergetretenen ehemaligen sozialistischen Abgeordneten Jendrich sehr viel nachlesen, und nur Törichte können es nachplappern, daß diese vier Jahre des Standhaltens eines Volkes gegen eine Welt von Feinden vergeblich gewesen wären; sie sind von der Tafel der Weltgeschichte nie wegzuwischen, und ihre Wirkungen werden erst später erkennbar werden, mögen wir auch für den Augenblick darniederliegen.

Sehen wir zu, ob das, was ich anstrebe, dem „Juge der Zeit“ so sehr widerspricht. Was will das Volk, nach dessen Wünschen doch angeblich jetzt alles gehen soll? Es dringt in unsere Amtsstuben ein, die Laienmitwirkung soll verstärkt werden, der Amboß will auch Hammer sein. Setzen wir uns ihm ja nicht entgegen — kommen wir ihm entgegen! Will der Laie zugleich Werkstätiger und Richter sein — seien wir Richter und Werkstätige!

Haben wir denn genügt? Haben wir im Leben gewurzelt, haben wir — als Erwachsene, wohlgemerkt, wie es durch Zufall drei Jahre hindurch, lange Zeit vor dem Kriege, dem Schreiber dieser Zeilen glückte — im Erwerbsleben gestanden, nicht als dilettierende „Hörer“, „Zuschauer“ und „Anordner“,

sondern als Schaffende, und so am eigenen Leibe gefühlt, wenn die Schläge von „oben“ fielen auf Gerechte und Ungerechte? Haben wir im Kampf gegen Schwindel und Betrug, gegen das undeutsche, unsolide Wesen in Handel und Verkehr etwas „geschaffen“ und, wie der Prätor in seiner klassischen Zeit, auch aus ungenügenden Gesetzen heraus dem Volke etwas Brauchbares gegeben? Ließen wir nicht unmännliche Klagen ertönen über das Gesetz, das uns binde, gaben wir wirklich nicht dem Sprichworte Nahrung von den kleinen Dieben, die man hänge, während man die großen laufen lasse? Und lief nicht der „smarte“ Gemeinschuldner, der „durch die Maschen des Gesetzes geschlüpft“ (weil eben kein Richter, kein Staatsanwalt ihn hielt!), gepuzt herum, während die zerbrochenen Existenzen seiner Gläubiger, auf deren Kosten er jahrelang gelebt, auf seinem Wege lagen? War es nicht das höchste deutsche Gericht, das den berühmten 1800 Mk.-Vertrag guthieß, diesen Hohn auf Treu und Glauben? Hat die Rechtsprechung wenigstens die unzureichenden Gesetze gegen den Arießwucher, der so viel Schuld trug an unserem Zusammenbruch, nach Möglichkeit ausgenutzt, um die Wunde auszubrennen? Oder woher kamen die vielen Klagen über zu milde Urteile?

Gibt es nicht Gerichte, die in ihren Urteilen in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten wissenschaftliche Erörterungen bringen und so einem Maurer vergleichbar sind, der, statt zu mauern, einen Vortrag hält über sein Handwerkszeug, ja darüber, wie dieses Handwerkszeug früher beschaffen war und warum es jetzt so und so beschaffen ist? Sollen wir nicht mitarbeiten am großen Bau des deutschen Volkes?

Seien wir Schaffer! Nicht, daß die Wissenschaft verachtet oder gar von unserem Wege gewiesen werde — das sei fern! Sie mache uns den Kopf aber klar und frei und nicht eng und benommen; sie leuchte uns auf unseren Wegen, bis zu unserem letzten Urteil uns neu befruchtend.

Im Hohenzollernhause, dem Preußen-Deutschland so unendlich viel verdankt, war es üblich, daß jeder Prinz ein Handwerk lernen mußte, ein Handwerk, wohlgemerkt, nicht kaufmännische Buchführung, Finanzwissenschaft oder eine sonstige geistige Tätigkeit. Ein tiefer Sinn liegt meist im alten Brauch. Ich weiß nicht, ob diese Übung immer befolgt oder ob sie zuletzt Spielerei geworden ist; man möchte dieses fast annehmen; denn meistens ist jemand, der auf einem Gebiete ein Könnner, ein ganzer Kerl ist, dies auch auf jedem anderen, auf dem er sich betätigt.

Und schließlich die Handarbeit, die jetzt, vielleicht etwas zu laut und unbescheiden, nach Anerkennung und Rechten schreit, — spielt nicht auch bei ihrem Bestreben ein alter, deutscher Grundgedanke mit, den sich nur undeutsche Führer — von Marx bis zu Leviné — zunutze gemacht? Es ist etwas vom Antausgeiste, was da mitspricht, vom Urgrunde der menschlichen Natur herauf, daß der Zusammenhang mit der Erde, die physische Berührung mit den Dingen sich gebieterisch ihr Recht verschaffen will — und ein deutscher Schaffergedanke. Denn etwas zu schaffen und zu bilden ist unseres so hildesrohen Volkes Urtrieb. Wer in der Reservestellung im Felde unser Volk beobachtet hat, weiß etwas davon zu sagen. Und anderseits spricht die Erfahrung von den Großstädtern und den geistig Tätigen, die nach wenigen Geschlechtern unfruchtbar werden und oftmals geistig minderwertige Söhne haben, gebieterisch zugunsten auch der körperlichen Tätigkeit.

Ein jeder Richter also lerne einen handarbeitenden Beruf! Nur über die Mittelschule, die spätestens mit dem 16. Lebensjahre die Jünglinge an eine „Meisterlehre“ abgeben muß (sei es nun in Handwerk, Landwirtschaft, Seefahrt oder wo sonst), und über die Prüfung dieser Lehre gehe der Weg in Zukunft zur Hochschule und zu den führenden Stellen des Staats und der Wirtschaft. So werden wir eine gesündere, eine erdgebundene, eine soziale Führerschaft uns heranbilden.

Wo ein Wille, da ist auch ein Weg, und die Schaffter, die im Felde geschafft, sie werden, das bin ich sicher, auch einen deutschen Richter uns schaffen, der, zugleich ein Werktätiger, am besten imstande sein wird, mit deutscher Gründlichkeit, aber auch mit deutschem Tatendrang, das deutsche Recht, das wir uns wieder schaffen müssen, auf den Thron zu setzen.

Von Einzelheiten heute nichts. Die Hauptsache ist, den Gedanken vorerst einmal der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Was ich anführte, das gehört in einen großen Bauabschnitt, an dessen ersten Anfängen wir — zum Troste allen, allen Feinden — mitzubauen das Glück haben werden, und er heißt: Deutsche Wiedergeburt!

Sester Befehl.

In Arkadien ward auch ich geboren,
Auch ich habe einmal auf Freiheit geschworen.
Ich haßte Schranzen und Fürstenschmeichler
Glaubte beinahe an Held und Eichter —
Und Herwegh, Karl Beck und Dingelstedten
Erkor ich zu meinen Leibpoeten.
Auf dem offenen Meer der Freiheit schwimmen —
Ein Volk muß immer sich selbst bestimmen —
Ein Volk geht immer die rechten Wege —
Nieder die Polizeigebege
Nieder die possidentes beati!
So dacht auch ich — o tempi passati.
Freiheit freilich — aber zum Schlimmen
Führt der Massen sich selbst bestimmen,
Und das Klügste, Beste, Bequemste
Und auch freien Seelen weitaus Genehmste
Zeigt doch schließlich, ich hab's nicht Sehl:
Sestes Gesetz und fester Befehl.

Th. Fontana.



„Justizreform“.

Leitsätze für Rechtserneuerung auf völkischer Grundlage.

Von Landgerichtsrat Jenne, Berlin.

I.

Das ehemals königliche Amt des deutschen Richters muß in seiner hohen Würde erhalten werden. Unerläßliche Voraussetzung dafür ist das unerschütterte Vertrauen des ganzen Volkes zum Richter. Unabhängig vom Wandel der Zeiten besteht das Vertrauen nur gegenüber einem Berufsrichtertum, dessen Glieder durch wissenschaftliche Schulung und gründliche Sachdurchbildung zu jener Unparteilichkeit erzogen werden, die seit jeher den deutschen Richter ausgezeichnet hat. Zur Wahrung dieser Sonderstellung im ganzen Beamtentum ist eine Besserstellung der Richter vonnöten, damit die Zugehörigkeit zu ihrem Stande nicht ein Vorrecht der besitzenden Klassen werden kann. Mehr als bisher muß bei der Auswahl der Richter die charaktervolle Gesamtpersönlichkeit berücksichtigt und die bisherige einseitige Verstandesbetonung vermieden werden. Richteramt gebührt nur vollwertigen Männern, die deutschen Geist und deutsches Empfinden wie überhaupt das deutsche Wesen, weil selbst in ihnen wurzelnd, mit ganzer Seele erfassen. Nur unter solchen Gesichtspunkten wird es möglich sein, zeretzenden jüdischen Geist vom Richtertum fernzuhalten.¹⁾

¹⁾ Das Verlangen, das Berufsrichtertum beizubehalten, dient namentlich zur Abwehr der fortwährenden Angriffe, die von sozialdemokratischer und kommunistischer Seite auf die Justizverwaltung und Rechtspflege unternommen werden. Zwar verlangt das Görliger Programm der Mehrheitssozialdemokratie vom September 1921 nicht mehr die Rechtsprechung durch Richter, die das Volk wählt, es fordert nur „entscheidende Mitwirkung von Volksrichtern“. Aber das verrückt nicht das Endziel, das die Unabhängige Sozialdemokratie wie die Kommunisten hartnäckig verfolgen. Aber gerade in den gegenwärtigen Zeitläuften muß dem Endziel der schärfste Widerstand entgegengesetzt werden; unvermeidlich würde bei seinen Zielen die Parteipolitik in die Rechtspflege hineingetragen und die zu Unrecht behauptete „Klassenjustiz“ erst Wirklichkeit werden. Dazu gilt es, die sozialdemokratischen Bestrebungen neuester Zeit zu bekämpfen, die gerade Parteisekretären, also einseitigen Parteiangestellten, Zugang zum Richteramt verschaffen wollen.

Entsprechend seiner Eigenart ergibt sich die Sonderstellung des Richters im ganzen Beamtentum einmal in der Befoldung, die aus dem allgemeinen Rahmen herauszuheben ist, und weiter ergibt sich ein Sondergesichtspunkt bei der Auswahl der Richter. Das Recht ist nach Otto v. Guericke's ausgezeichneten Schrift: „Der Humor im deutschen Recht“ (2. Aufl., Berlin 1886, Weidmannsche Buchhandlung) ein Ausfluß des Volkslebens, darum können es nur Persönlichkeiten mit vollem Anteil an diesem Volksleben richtend handhaben. Daher die Forderung, daß die Richter in deutschem Geist, Empfinden und Rechtsgewissen als vollwertige Persönlichkeiten wurzeln müssen, und daß mehr als bisher die Gesamtpersönlichkeit zu berücksichtigen ist und einseitige Verstandesbetonung vermieden wird. Diese Verstandesbetonung (Talmudistil und Rabulistil), ein Hauptschade der Vorkriegszeit, hat auch jedenfalls das Eindringen des Judentums in den Richterstand und die Staatsanwaltschaft erleichtert, der jüdische Zustrom ist natürlich mit dem Umsturz nur noch angeschwollen. Wenn schon das Vorwiegen des jüdischen Einschlags in der Rechtsanwaltschaft nicht wünschenswert und erfreulich ist, so würde es im Richtertum geradezu eine Staatsgefahr bedeuten; deshalb ist am Schlusse jüdischer zeretzender Geist und die Notwendigkeit, ihn vom Richtertum fernzuhalten, noch besonders hervorgehoben worden. Die jüdische Rundschau 1921 Nr. 41 S. 293 schrieb in einem Bericht über die Sitzung der Repräsentanten-Versammlung der Berliner jüdischen Gemeinde vom 17. April 1921: „Es ist eine Tatsache, daß eine ganze Reihe

II.

Die Aufrechterhaltung des Berufsrichtertums schließt nicht die Teilnahme der Laien¹⁾ an der Rechtsprechung aus. Nur müßten nicht Schwäger und Gleichgültige teilnehmen, sondern wirkliche Männer des tätigen Schaffens, die uneigennützig und unparteiisch richten können, ausgesucht werden und tätig mitarbeiten, und sie dürfen auch ihrem Berufe nicht zu sehr entzogen werden.

Die Frau wirkt in und durch die Familie zur Erhaltung tüchtiger deutscher Art. Zum Richterberuf ist sie nach ihrer natürlichen Anlage und Bestimmung nicht geeignet, und ihre Mitarbeit als Richter ist vom völkischen Standpunkt abzulehnen.

Die Gemeinschaftsarbeit der Laien mit Berufsrichtern muß in allen Verfahrensorten durchgeführt werden. Daraus folgt namentlich, daß die Schwurgerichte in ihrer heutigen Form starrer Trennung der Richter- und Geschworenenbank nicht aufrechterhalten werden können; sie sind durch große Schöffengerichte zu ersetzen; dann verschwindet auch der Widerspruch, daß die leichtesten und schwersten Straftaten durch Schöffengericht und Schwurgericht, die übrigen Straftaten aber durch die Strafkammer als reines Berufsgericht abgeurteilt werden. Weiter müssen Sondergerichte jeglicher Art (Kaufmanns- und Gewerbegerichte, Mieteinigungsämter usw.) in die ordentliche Gerichtsbarkeit eingegliedert werden; es dürfen keine weiteren Teile von ihr absplitteln, sonst tritt eine Rechtslosigkeit der Beteiligten ein.

III.

Der Mensch ist Persönlichkeit, nicht bloße Zahl und Einzelwesen. In der Persönlichkeit liegt die Verantwortung und Verantwortungsfreude, die Arbeitslust. Mehrstimmigkeit mindert diese Verantwortung. Der Einzelrichter, der die Verantwortung fühlt, mit Land und Leuten vertraut ist und schnell und praktisch schlichtet und nach der Wirklichkeit und den Wirklichkeitstatsachen richten kann, muß der Grundpfeiler des Verfahrens sein. Er muß im ersten Rechtszug vorherrschen und im zweiten als Sachrichter die Vorbereitung bis zur Rechtsentscheidung leiten.

von Rechtsstreitigkeiten unter Ostjuden schon jetzt nicht vor bürgerlichen Gerichten, sondern vor einem Bethdin, das eben als Schiedsgericht auch im Sinne des deutschen Prozeßverfahrens anzusehen ist, ausgetragen werden. Die beteiligten Parteien empfinden instinktiv, wie schwierig es für den nichtjüdischen Richter ist, welcher den Geist und die Empfindung, die Sprache und das Wesen der Ostjuden nicht kennt, sich in deren Psyche zu versetzen.“

Hiernach ist umgekehrt die Feststellung berechtigt, daß es für den jüdischen Richter schwierig, ja unmöglich ist, Geist und Empfindung, wie das Wesen des nichtjüdischen Deutschen zu erfassen. Denn natürlich besteht kein Wesensunterschied zwischen den heimischen Juden und den Ostjuden.

¹⁾ Nach der geschichtlichen Entwicklung läßt sich aus der Rechtspflege das Laientum nicht bannen; Missetaten aber können nur vermieden werden, wenn es überall von innen dem Ganzen eingefügt und die richtige Auslese geübt wird. Die Eingliederung der Sondergerichte in die ordentliche Gerichtsbarkeit fordert auch der Vorstand des deutschen Anwaltsvereins in den Richtlinien für die Gesetzgebung betr. Gerichtsverfassung und Zivilprozeßordnung (Juristische Wochenschrift vom 18. April 1921):

„Das Bestehen derartiger Sondergerichte erschüttert nicht nur die Rechtseinheit, sondern vor allen Dingen auch das Ansehen der ordentlichen Gerichte, denen gegenüber die Tätigkeit der Sondergerichte als die bessere und vertrauenswertere von Interessententeilsen dargestellt wird, und damit das Vertrauen zu Recht und Staat.“

Unsere Kollegiengerichte sind zu vieltöpfig, zu entfernt von den Dingen, sie entsprechen mit ihrem umständlichen Verfahren meist nicht den Bedürfnissen der inneren Sachlichkeit und den Bedürfnissen der Rechtsucher; sie müssen beschränkt werden. Die Besetzung der Reichsgerichtsenate mit 7, der Oberlandesgerichtsenate mit 5 Richtern ist zu stark; drei Mitglieder genügen.

Das Reichsgericht, das jetzt bei Revisionssummen von 4000 Mk. entscheidet, ist dadurch Bagatellgericht geworden, das über gleichgültige Dinge aburteilt. Es muß seinem Beruf zurückgegeben werden, als Führer tätig zu sein. Die Gerichtsgliederung muß einfach sein, damit das Recht nicht durch einen Wirtswart von Rechtsgängen (Instanzen) zu schanden wird.

Das Gerichtswesen muß vollständig sein.

IV.

Alles Rechtswesen muß von der toten Gleichmacherei, Mechanisierung und der geistlosen Entpersönlichung befreit und der Mensch muß als Wesen geschichtlicher Volksgemeinschaft in seinem Wert als schaffendes Glied der Tatwelt eingesetzt werden.

Persönlichkeit und Gemeinschaft müssen sich durchdringen. Gemeinwohl aber ist oberstes Gesetz. Recht und Rechtsverfahren darf nicht nach bloßen Doktrinen, Abstraktionen und Konstruktionen in leeren Gedachteiten gezimmert, sondern muß nach den Bedürfnissen und Voraussetzungen des wirklichen und gesunden, wertvollen Lebens in seinen wirtschaftlichen und seelischen Beziehungen gestaltet werden.

V.

Das Recht der Parteien auf richterliches Gehör muß unbedingt gewahrt werden; das Gehör muß, soweit nötig und zweckmäßig, möglichst Aug in Auge, es kann aber schriftlich oder mündlich geschehen. Die Mannigfaltigkeit der Dinge entscheidet, nicht die starre leblose Regel.

Die Vertretung vor den Kollegialgerichten durch Anwälte entspricht in der Regel den Bedürfnissen der Parteien. Daher ist in der Regel der Anwaltszwang aufrecht zu erhalten. Gleichwohl darf dadurch doch keine Schranke zwischen Richter und Partei entstehen, da sonst das Vertrauen der Rechtsuchenden erschüttert werden kann. Das Rechtsverfahren ist des Volkes wegen da. Der Richter muß nicht nur in der mündlichen Verhandlung, sondern auch schriftlich mit der Partei selbst verkehren dürfen. Ausnahmen vom Anwaltszwang müssen eingeführt werden für Anerkenntnisse, Vergleiche usw., und es müssen auch anwaltlich vorgebildete Kräfte von Verbänden und Firmen zugelassen werden.¹⁾

VI.

Umständlichkeiten und unnütze Sörmlichkeiten müssen beseitigt, notwendige Sörmlichkeiten auf ein Mindestmaß beschränkt werden. Dabei müssen die Gerichte Verletzung von Verfahrensvorschriften für unschädlich erklären können,

¹⁾ Wenn das Recht der Parteien auf richterliches Gehör unbedingt gewahrt wird, so wird damit eine Hauptquelle der Abneigung weiter Kreise, ja vielleicht des Mißtrauens gegenüber dem Richter und dem Richter, verstopft werden. Nach § 137 Abs. 4 der ZPO. ist übrigens in Anwaltsprozessen (also den vom Landgericht aufwärts) neben dem Anwalt auch der Partei selbst das Wort zu gestatten, in der Praxis muß von dieser Bestimmung viel mehr Gebrauch gemacht werden.

wenn durch die Verletzung weder der geordnete Fortgang des Verfahrens noch die Rechtsstellung einer Partei gefährdet wird.

Das Rechtsverfahren muß von der Überbürokratisierung befreit werden und der lebendigen Mannigfaltigkeit und dem Wandel, dem innerlich gebundenen Volksgewissen genügend Raum lassen.¹⁾

VII.

Der Richter muß größeren Einfluß auf den Fortgang des Verfahrens haben und es straff betreiben und beschleunigen können. Der Parteibetrieb besteht nur in der Abstraktion; in Wirklichkeit verfällt der Betrieb den Interessen der Instanz, Vor- und Zwischenanwälte; an Stelle des Parteibetriebes ist ein Verfahren wie bei den preußischen Verwaltungsgerichten einzuführen.²⁾

VIII.

Die Prozeßsucht ist ein deutsches Erbübel. Um ihr wirksam zu begegnen, muß jeder Streit, bevor förmlich geklagt wird, im Güterverfahren unter Ausschluß berufsständiger Parteivertreter von einem Unparteiischen darauf geprüft werden, ob es sich wirklich um einen Kampf ums Recht handelt; für Spielsucht und bloße Rechthaberei darf im Rechtswesen kein Raum sein. Nicht zügellose Prozeßfreiheit, sondern gebundenes Prozeßführen trägt zur Verheerung bei, führt zu Ordnung und Arbeit, zu gesundem Rechtsfrieden. Der Anwaltszwang bewährt sich nicht als ersprießliche Hemmung vor Prozeßmißbrauch und unseligem Hader.³⁾

¹⁾ Die Abneigung gegenüber dem Rechtsbetrieb wird gesteigert durch die Förmlichkeiten des Verfahrens. Ohne Form ist allerdings ein geordnetes Verfahren überhaupt nicht durchzuführen. Gleichwohl können die Förmlichkeiten auf ein Mindestmaß beschränkt werden. Das Verlangen, daß die Gerichte Verletzung von Verfahrensvorschriften für unschädlich erklären können, steht in Einklang mit einer schweizerischen Verfahrensvorschrift.

²⁾ Die Klagen über die zu lange Dauer der Rechtsstreitigkeiten sind alt, verstummen nicht, sondern werden immer lauter. Diese Klagen sind in der Regel keineswegs unberechtigt, unleugbar haben sich Mißstände ergeben, die mit dem sog. — Scheinhaften — Parteibetrieb im Zivilprozeßverfahren zusammenhängen. Die Interessen der Partei und des Anwaltsgeschäfts stimmen nicht überein. Um die Mißstände zu bekämpfen, soll der Richter größere Machtbefugnisse zur Beschleunigung des Verfahrens erhalten, und zwar mit Hilfe des bei den preußischen Verwaltungsgerichten bewährten Verfahrens, wonach namentlich beim Ausbleiben von Parteien im Schlußtermin nach Lage der Akten entschieden werden kann.

³⁾ Schon am 18. August 1918 hat der Abgeordnete Mumm im Reichstag mit Unterstützung bis zu den Sozialdemokraten den Antrag auf Einführung eines Güterverfahrens gestellt. Der Antrag trug u. a. die Unterschriften von Baffermann, Behrens, Dietrich, Freiherr von Camp, Giesberts, Gröber, Dr. Ortel, Graf Praschma, Dr. Köstle, Schiffer, Dr. Stresemann, Graf von Westarp. Am 25. August 1918 wurde der Antrag von der Vollversammlung angenommen. Abg. Mumm hat seitdem wiederholt das Güterverfahren befürwortet und durch Anträge zu fördern gesucht.

Bei den Beratungen der Justizverwaltung im preußischen Landtag in der Sitzung am 17. Juni 1921 hat der deutschnationale Abgeordnete Dr. Seelmann als Forderung seiner politischen Freunde u. a. Maßnahmen zur Vermeidung unnützer Prozesse durch Ausbildung des Güterverfahrens etwa in der Form wie bei den rheinischen Friedensrichtern bezeichnet. Senatspräsident Richard Deinhardt in Jena ist in seiner Schrift: „Deutscher Rechtsfriede“ (Beiträge zur Neubelebung des Güterverfahrens, Leipzig 1916, A. Reichertsche Verlagsbuchhandlung) mit Unterstützung vieler dafür eingetreten.

Der Ausschluß berufsständiger Parteivertreter richtet sich gegen einen nicht unerheblichen Teil von Rechtsanwälten, die ihren Beruf bloß als Geschäft ansehen; dieser

IX.

Privateigentum und Erbrecht müssen bleiben. Eigentum ist nicht Diebstahl; das Bewußtsein des Eigentums mit seinen Pflichten und daraus folgend den Rechten muß gestärkt werden. Eigentum und Erbrecht erheischen aber Einschränkungen aus höheren Gesichtspunkten als dem Wohl und Wehe des einzelnen Menschen. Auch hier steht das Gesamtwohl voran.

Daher ist das Eigentum am Grund und Boden durch Bindung an die Familie zu beschränken; denn die Familie ist das Bleibende und Staaterhaltende. Dadurch wird zugleich die Bodenständigkeit und Selbsttätigkeit gefördert. Diese Bindung soll keineswegs den ganzen Grund und Boden fassen, sondern nur etwa wie in dem preußischen Gesetzentwurf vom Januar 1917 über Familienfideikomisse, Stammgüter und Familienstiftungen; der durch Unverschuldbarkeit und Unveräußerlichkeit zu sichernde Besitzstand soll allen Teilen des Grundbesitzes zugute kommen und sich auch auf städtischen Grundbesitz erstrecken.

Ein weiterer Schritt zur Überwindung römischer, dem deutschen Rechts empfinden widerstreitender, Rechteinrichtungen ist die zwangsweise Umwandlung aller Hypotheken in Stadt und Land in Tilgungshypotheken. Dadurch wird der Zwigzins, der nur vom Standpunkt des wirtschaftlichen Eigennutzes zu rechtfertigen ist, als eine Hauptquelle des arbeitslosen Einkommens abgeschafft.

Das gesetzliche Erbrecht ferner muß auf die Verwandten des Erblassers in auf- und absteigender Linie sowie auf seine Geschwister beschränkt werden. Es ist eine Überspannung der gesetzlichen Erbfolge, wenn der Nachlaß uneingeschränkt in weiteste Verwandtschaftsgrade übergehen kann, zumal durch den Krieg viele verwandtschaftliche Beziehungen, namentlich ins feindliche Ausland, zerstört worden sind und daher der Übergang deutschen Vermögens dorthin ein Unrecht ist. Auch erschließt eine solche Beschränkung des gesetzlichen Erbrechtes Deutschland eine große Einnahmequelle, ohne daß die davon betroffenen Deutschen so empfindlich getroffen werden, wie durch die Aufbürdung stetig wachsender Steuerlasten.¹⁾

X.

Wie das sinnvoll angewandte Kapital geschützt, so muß aller unnütze Gewinn, der nicht das Ergebnis von Mühe und Arbeit ist, bekämpft und alles Schieben, Wuchern, alle Unredlichkeit bekämpft werden. Würde, Ehre und Gewissen müssen wieder im Handel und Wandel gelten.

Geschäftsstandpunkt wird mit dem Vorwiegen des jüdischen Einflusses in der Rechtsanwaltschaft immer stärker betont und die Eifersucht immer schärfer; auch verschlimmern sich vielfach die Gegensätze beim Eingreifen von Anwälten. Ein solcher Zustand muß den Streit und die Hadersucht fördern, Ziel soll aber sein möglichste Schlichtung des Streits und Stärkung des Rechtsfriedens.

¹⁾ In weiten Kreisen wird immer mehr namentlich infolge des Kriegs die deutsche Erde als Handelsware behandelt, die man durch häufigen Umsatz im Preise möglichst hochzutreiben sucht. Dem ist entgegenzutreten. Gegen die Forderung auf zwangsweise Tilgung aller Hypotheken wird eingewandt, daß ein Grundstückseigentümer durch Belassung eines Kapitals auf Jahrzehnte Nutzen haben kann, und man meint, damit beziehe sich der Nachteil und Übelstand auf, daß das Kapital in so langen Zeiträumen womöglich über den Kapitalbetrag hinaus verzinst werde. Die Gefahr, daß der Boden zur Ware wird, ist aber größer. Hauptbedenken gegenüber der Beschränkung des gesetzlichen Erbrechts ist die Beforgnis, daß bei der Abneigung weiter Kreise gegen die Errichtung von Testamenten namentlich Familienanstanden der Familie verloren gehen können. Auch dies Bedenken wird übertrieben.

XI.

Die Ehe als die Keimzelle des Gemeinschaftslebens und des Staates muß als Pflicht, in ihrer Heiligkeit, sittlichen Berechtigung und Notwendigkeit unbedingt aufrecht erhalten werden. Freie Liebe bedeutet Volksverfall. Die Lösung des ehelichen Bandes darf daher nicht weiter erleichtert werden; in einer Zeit des Niederganges muß alles Staatserhaltende vor Zerfall unbedingt bewahrt werden. Das bedeutet aber nicht, daß das jetzige Ehescheidungsverfahren nicht geläutert werden könnte: es muß von allen Einrichtungen gereinigt werden, die den Riß noch vertiefen und die Qual bei Ehegatten und Kindern ins Unenträglichke steigern können.¹⁾

XII.

Auch im Strafrecht müssen die sittlichen Grundsätze des deutschen Gemeinschaftslebens aufrecht erhalten werden. Die Strafe darf nur das Letzte sein. Harte Strafgesetze für wirklich verderbte Verächter der Volksgemeinschaft sind eine Staatsnotwendigkeit. Ebenso muß der Strafvollzug hart sein, damit er als Übel empfunden wird. Die Verantwortlichkeit des einzelnen Volksgenossen muß voll aufrecht erhalten werden. Der Volksgenosse muß sich dem Recht beugen, ansonst es ihn beugt und im schwersten Falle gewaltsam aus der Volksgemeinschaft ausschließt. Die Todesstrafe ist unbedingt beizubehalten, ebenso jegliche Strafmaßnahme sonst, die sich daraus rechtfertigt, daß das Gesamtwohl oberstes Gesetz ist. Im Strafverfahren sind die Rechtsgänge (Instanzen) zu vermindern, damit nicht ein Mißverhältnis zwischen der Schwere der Straftat und dem Staatsaufwand zu ihrer Sühne eintritt.²⁾

XIII.

Gesetze müssen einfach und verständlich für die Volksgenossen sein, für die sie bestimmt sind.

Die Gesetzesprache muß einfach, schlicht und klar, von deutschem Gefühl belebt sein.

¹⁾ Auch ein Zeichen der tranken Zeit sind die ganz allgemeinen Angriffe auf die Ehe; besondere Beachtung verdienen die Ausführungen über Berliner Ehescheidungen nach einer Rundfrage bei Berliner Anwälten in der B. Z. am Mittag im Juni 1921, nach der abschließenden Betrachtung befürworten „manche der erfahrensten Anwälte ein menschlich besseres und feineres System der Eheschließung durch subjektiv vereinbarten und unter gewissen Bedingungen kündbaren Vertrag, der vom Staat lediglich nur registriert werden soll“. Richtig ist der Zusatz: „Diese Anschauungsweise kann man als einen Revolutionsversuch gegen die Familienbasis des Staates ansehen.“ Gerade darum aber muß die Ehe in ihrem festen Bestande erhalten werden. Bemerkenswert ist, daß jene Zeitung sich für die Unterlagen zu der Artikelreihe besonders den Rechtsanwältinnen Grünspach, Rosenberg und Werthauer zu großem Dank verpflichtet fühlt. Danach ist allerdings die Schlufbetrachtung nicht verwunderlich, weil offenbar vom jüdischen Geiste erfüllt und diktiert. Gerade im Ehescheidungsverfahren wirken oft Anwaltschrisftsätze verbitternd und auseinanderreibend.

²⁾ Jüdischem zerlegenden Geist gegenüber müssen die Sittlichkeit und die sittlichen Grundlagen des deutschen Gemeinschaftslebens auch im Strafrecht erhalten werden. Gerade im Zusammenhang mit der Strafrechtsreform macht er sich geltend. Vorkämpfer für die Abschaffung des § 175 ist Dr. Magnus Hirschfeld. Für die Abschaffung der Abtreibungsparagraffen 218 bis 220 sind es Dr. Moses und Dr. Goldstein; nach deren Wünschen soll künftig jede werdende Mutter bis zum vierten Monat ihrer Schwangerschaft das Schicksal des Kindes selbst bestimmen. Damit würde natürlich der Unsittlichkeit Tür und Tor geöffnet. Als Vorkämpfer für die Abschaffung der Todesstrafe — Forderung auch des Görlitzer Programms — tritt Dr. Katz auf.

Die Gesetzgebung muß sich von dem Wahn frei machen, daß sie alles in Regeln einzwängen könne.

In Paragraphen kann nur gebracht werden, was sich durchführen läßt. Gesetze müssen erfüllbar und durchführbar sein.

Bei den Deutschen galten einst gute Sitten mehr als Gesetze.

Stärker als Gesetze hebt ein Volk die Ehrfurcht, die durch Religion, Schule, Erziehung, Überlieferung und Familie mit lebendigen geistig-seelischen Gemeinschaftskräften erhalten wird und von Vergangenheit zur Zukunft die Volksgemeinschaft und damit den deutschen Staat als Kulturstaat stärkt.

Vom Königsrecht zur Paragraphenlotterie.

Von Leonhard Schridel, Weimar.

Recht“ ist unmittelbares sittliches Erlebnis und als solches an nationale „Wesenheit gebunden. Ein absolutes Recht, d. h. ein Recht von zeitlicher und räumlicher Unbeschränktheit, gibt es nicht.

„Gesetz“ ist zunächst nichts als Form; ist lediglich Papier oder zu Papier gewordene Rabulistik ohne nationale Bedingtheit.

Alles Recht ist also lebendiges, von innen heraus sich wollendes Volkstum und hat als Offenbarung der Volksseele unbedingte Geltung innerhalb des Volkes, — ungeachtet und trotz aller Gesetze. Es ist für jeden Volksgenossen ebenso unanfechtbar wie das Leben selber.

Anders das Gesetz. Als bloßes Gehäuse des wie das Leben sich tausendfach in seiner Gestaltung wandelnden, ewig sich entwickelnden Rechtsgefühls, stellt es sich als Versuch einer Uniformierung und Schematisierung des schlechthin Unendlichen dar, d. h. es bleibt, losgelöst von innerer Lebensnotwendigkeit des Volkes, eine mehr willkürliche und deshalb der Kritik unterworfenen, ansehbare Konstruktion.

Von außen her kann man einem Volke also wohl Gesetze geben, aber niemals Recht. Man wird vielmehr, insofern Recht und Gesetz Widersprüche sind oder doch immer über kurz oder lang werden müssen und Recht als sittliches Volkserlebnis zu gelten hat, nicht nur zumeist das Volk unter das Gesetz, sondern mit dem Volk auch das Recht beugen; unfehlbar und in stärkstem Maße dann, wenn man das vom Volkstum unabhängige, lediglich als Konstruktion des an sich ja unnationalen Intellektes zustande gekommene Gesetz aus fremden Händen nimmt und dem Volke auferlegt. In diesem Falle werden dann Rechtssinn und Rechtsgefühl im Volke unmittelbar vergewaltigt und allmählich zerstört, und mittelbar wird auch das Volk selbst langsam zermürbt und zerstört.

Wenn wir nun deutsch-germanisches Recht dem uns von der „Rezeption“ an immer wieder aufgezochten römisch-orientalischen Gesetz vergleichsweise gegenüberstellen und sie in ihrer beider- und gegenseitigen Wirkung abschätzen, dann kann angesichts des heutigen Staatsverfalls nicht länger verkannt werden, daß nur auf Grund einer **Rechts-erneuerung** eine Staats-erneuerung möglich ist. Weil „Recht“ aber als lebendiges Volkstum nur aus dem sittlichen Leben des Volkes selbst hervorgehen kann, (die nachfolgende Wechselwirkung zuzugeben), wird die unerläßliche Reformation an Haupt und Gliedern nur dann

möglich, wenn unser Volk im Kerne noch gesund ist. Und das sei denn vorausgesetzt.

Ein gesundes Volk bleibt sich trotz aller Abwandlung in seinem Wesen treu. Deshalb müßte, wenn jene Voraussetzung zuträfe, das deutsche Rechtsempfinden mit dem deutschen (orientalisch-römischen) Gesetz in scharfem Widerspruch stehen. Ist das nun wirklich der Fall? — Ohne jeden Zweifel. Und zwar wächst dieser verhängnisvolle Gegensatz: Rechts-Gesetz, von Zeitstufe zu Zeitstufe genau in demselben Maße, wie sich das Gesetz vom deutschen Rechtsgefühl entfernt und dank der Kabulistik und Deutelei volksfremder und volksentfremdeter „Rationalisten“ mehr und mehr zur hohlen, leblosen Form, zur bloßen Paragraphenlotterie auswächst. Es gibt schon heute kaum noch einen Deutschen, der — nun einmal in einen künstlichen Zustand hineingeboren — selbständig Recht und Gesetz in Einklang zu bringen wüßte; der, infolge der jahrhundertelangen Unterjochung unter fremdes Gesetz (d. h. fremden Geist) noch zu sagen vermöchte, was in diesem oder jenem Falle vor dem Gesetz als Recht gelten mag. Man bedarf der Hilfe eines — irrtümlich als Rechtskundigen bezeichneten — Gesetzeskundigen, der jedoch auch nur raten kann, in die Paragraphenlotterie zu setzen und das von hundert im Gesetz entfesselten Zufällen abhängige Ergebnis abzuwarten. Auch im günstigsten Falle ergibt sich aber lediglich ein Gesetzes-Urteil, nie ein Rechtspruch; immer läuft es auf eine dem Gesetz Genüge leistende Bestrafung oder Nichtbestrafung hinaus, nie auf eine Schlichtung, die aus schlecht wieder recht machte. Immer ist schließlich der Paragraph die entscheidende Instanz, selten das Recht. Formalien sitzen zu Gericht, nicht sittliches Erlebnis, nicht die Persönlichkeit.

Das deutsche Recht aber war seit jeher Königsrecht. Der König als Landesvater, als Vertrauensmann der Gesamtheit (Sippe, Hundertschaft, Volk) war Träger und Hüter des Rechts. Ihm standen der Priester, als leibhaftiges Volksgewissen mahnend an göttliche (dämonische) Mächte und Schicksalslenker, und die Besten des Volkes, die Vertrauensleute der Sippen, zur Seite. So war und blieb das Recht in allerwege Erlebnis und unantastbares Volksgut. Von seiner Unversehrtheit und Heilighaltung hing das Wohl der Gesamtheit, für das sich König und Knecht gleicherweise verantwortlich wußten, hing letztlich alles ab. Das Recht war Sozialrecht.

Erst aus diesem unantastbaren und wegen seiner restlosen, dauernden Übereinstimmung mit dem Volkswillen und Volkswesen für jeden Volksgenossen unbedingt verbindlichen Sozialrecht ergab sich ein ebenso selbstverständliches Privatrecht, dem naturgemäß die Überzeugung zugrunde lag, daß die Gemeinschaft das Recht über, der Einzelne als ihr Vertrauensmann nur ein Recht an den Dingen habe; d. h. der Einzelne betrachtete sich nicht als unumschränkter Herr des Besitzes, sondern nur als vom Vertrauen der Gesamtheit (Sippe, Hundertschaft usw.) getragener Verwalter des Gutes, so daß nicht der Einzelwille des jeweiligen, vorübergehenden Inhabers, sondern die eigentliche, soziale, der Sache dauernd innewohnende Idee selbst über das Geschick der Dinge entschied. Der König als Vertrauensmann der Gesamtheit wachte darüber, daß das Sozialrecht nicht etwa willkürlich oder unwissentlich verletzt oder zugunsten des Privatrechts hintangesetzt wurde. Gesah es doch einmal, dann wandte sich das Recht als Ausdruck des sittlichen Volkswillens gegen den Frevler an der Gemeinschaft. Aber nicht so sehr, um zu strafen und rachelüsten zu ver-

folgen, sondern um zu schlichten und das schlecht gemachte wieder recht zu machen.

Nach altem Thüringer Recht wurde z. B. ein Dieb durch Rechtspruch verpflichtet, die gestohlene Sache selbst oder eine ihr gleichwertige zurückzugeben. Darüber hinaus hatte er dafür, daß er den Frieden gebrochen und das Vertrauen der Allgemeinheit getäuscht, indem er sich an fremdem Gut und damit am Volksbesitz vergriffen hatte, ein Friedensgeld zu erlegen. Wurde er auf handhafter Tat ertappt und getötet, dann blieb sein Tod ungesühnt; denn es war ihm sein Recht geschehen.

Ebenso ward mit Brandstiftern und anderen verfahren. Nur wer sich der Feigheit, Fahnenflucht oder widernatürlichen Unzucht (die alle auf einer Stufe standen!) schuldig machte, wurde, weil es sich um nicht wieder gut zu machende Schandtaten handelte, die vor dem Auge der Sonne verborgen werden mußten, heimlich, mit übergeworfenem Flechtwerk bedeckt, in Morast und Sumpf versenkt.

Auch hier, wie in allen anderen Fällen, stand das Wohl der Allgemeinheit obenan.

Das hatte eine tiefgegründete Heiligung der Heimat zur Folge. Die Scholle ward das hehrste Gut des Deutschen, das zu erhalten er kein Opfer scheute. Drum war es die schwerste Sühne, daß, wer ein Unrecht nicht wieder recht machen konnte oder wollte, aus der Gemeinschaft, aus der er sich durch sein Tun selbst verstoßen, ausgeschlossen wurde und die Heimat verlassen mußte, um ein Fremdling zu werden. Fremdsein war noch nicht rechtslossein, aber dem im heimatischen Boden eingewurzelten Sippengenossen gab das Sozialrecht naturgemäß eine besondere Stellung in der Gemeinschaft; er hatte ein Hilfsrecht, ein Gastrecht usw., die der Fremde nicht hatte. Haus und Hof waren ferner in einen besonderen Frieden gestellt, der nicht gebrochen werden durfte. Wer ihn aber brach und dabei vom Hofeigner erschlagen ward, starb Rechtens. Nur wer, Diebsgut suchend, in ein Haus eindrang und das Diebsgut fand, der blieb im Recht.

Dieses deutsche Recht nun, das im besten Sinne ein königliches Recht war, fiel dem eindringenden Fremdgeist mehr und mehr zum Opfer. Es ist hier nicht der Ort, diesen für Deutschland und das deutsche Volk so ungeheuer verhängnisvollen Prozeß zu verfolgen und den verzweifelten Kampf des deutschen Rechtsgefühls gegen den römisch-orientalischen Gesetzesformalismus zu schildern, genug: das deutsche Recht als sittliches Erlebnis deutschen Volkstums mußte schließlich einer bloßen bürokratisierten und mechanisierten Technik weichen. Alles innerliche (organische) Gestalten der verantwortungsbewußten Persönlichkeit wurde ausgeschlossen und an ihre Stelle der Paragraph gesetzt. Der deutsche Idealismus wurde auch hier von einem öden Materialismus verknechtet. Nun trat an die Stelle des Rechtserlebens: schwatzhafte Spitzfindigkeit und berechnender Geschäftsggeist. Nicht Rechtsbefinden eines Königs als Landesvater gab es mehr, sondern lediglich Überwachung des Prozesses durch Beamte, deren Aufgabe es war, dafür zu sorgen, daß die (rechtsfremden) Formalien des Gesetzes nicht verletzt wurden. Dergestalt fielen die Urteile nun nicht selten zugunsten der Wucherer, Schieber und Ausbeuter aus, indem das Gesetz dem zufällig ins Unglück geratenen und in Wucherschlängen gefallenen Bauer seinen dank jahrhundertelanger Arbeit von der Familie behaupteten und zur Blüte gebrachten Hof absprach und den ausgewucherten Mann mit Weib und Kind wie einen Landstreicher von der Scholle trieb, während der geriebene, gesetzkundige Halunke auf Grund irgendeines Paragraphen das ergaunerte Gut in Besitz nahm.

Das formalistische (rechtsfremde) Gesetz römisch-orientalischer Herkunft sprach offenbare Volksverderber und gemeingefährliche Schädiger der Volksseele frei, obgleich das deutsche Rechtsgefühl ihnen das Verbrecherische ihrer unsozialen Handlungsweise unleugbar zur Last legte. Wir haben gerade neuerdings Gerichtsverhandlungen über gewisse Theateraufführungen, Tanzakte, Kinostücke, pornographische Bücher und Bildermappen erlebt. Aller Unflat wurde vermittels des zur hohlen Form, zum mechanischen Spielzeug der Kabulisten gewordenen Gesetzes als „Kunst“ abgestempelt. Diese vielen Gerichtsverhandlungen der letzten Zeit sind deutliche Beweise, in welch unüberbrückbaren Gegensatz heute deutsches Sozialrecht und römisch-orientalisches Gesetz stehen und in welch furchtbar verwüstender Weise dieses zumeist als „Privatrecht“ etikettierte fremdgeistige Gesetz auf das deutsche Rechtsgefühl wirkt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß mit dem an die Stelle des deutschen Königsrechts getretenen Rärnerrecht, mit diesem antisozialen Privatrecht der Geist orientalischen Despotentums nach Deutschland verpflanzt und in die Volksseele hineingepeset wurde, und daß mit ihm dem fessellosen fremden Erwerbsgelißt, der bedenkenlosen egoistischen Machtgier freie Bahn und ein Schein von „Rechtllichkeit“ (lies: Gesetzlichkeit) geschaffen wurde. Auf Grund dieses orientalischen Despoten-Scheinrechts konnte nun der Unsoziale, durch kein volkstümliches Rechtsgefühl gehemmt, die Notlage anderer zu eigenem Vorteil nützen. Er konnte und kann, wie Shylock auf seinem Schein bestehend, auch als Land- und Volksfremder, den Eingefessenen, Urdeutschen von Haus und Hof ins Elend, in die Fremde treiben; kann die Schlinge, die er ihm listig um den Hals geworfen, zuziehen und dergestalt Familien und Geschlechter verderben und vernichten, das Land entdeutschen und die Scholle, die uns als behrstes Gut und deutsches Erbe heilig war, zu einer Handelsware machen, zu einem Schachertram wie Hofenträger und alte Kleider. Mit Hilfe des antisozialen, undeutschen Privatrechts und des nicht anders denn als Paragraphenlotterie wirkenden fremdgeistigen Gesetzes kann ein Mann, der im Dienste der Allgemeinheit einen Volksschädling beim rechten Namen nennt, dadurch vor der Öffentlichkeit ins Unrecht gesetzt werden, daß er wegen formaler Beleidigung des Volksverrätters verurteilt wird; also werden sein Idealismus, seine deutsche Opferwilligkeit, Volksgelundenheit, Rechtllichkeit und Heimatliebe bestraft um des Schuftes willen.

Mit der Vernichtung des deutschen Sozialrechts durch das orientalisch-römische Privatrecht und sein mechanistisches Gesetz wurde der Kampf aller gegen alle ausgerufen, dessen jüngste Ausläufer wir in den unsozialen, die Gesamtheit schädigenden und darum nach deutschem Rechtsgefühl als volksverräterisch zu verwerfenden, aber eben freilich „gesetzlichen“ Streiten zu erkennen haben. Durch das orientalisch-römische Privatrecht und seinen öden Formalismus wurde auch die Sippen- und Volksgemeinschaft in Deutschland allmählich aufgelöst, Heimatliebe und Stammesbewußtsein (Volkswußtsein) wurden verwässert, der Unterschied zwischen Eingeborenen und Fremden wurde verwischt. Die Hilfspflicht hörte auf, das Gastrecht fand ein Ende, alles stellte sich auf Vorteil und Erwerb ein. Jeder Einzelne war eine Macht für sich, und dabei wurden alle doch Anechte des fremdgeistigen Gesetzes. Die Eigensucht war und blieb fortan die Richtschnur alles „gesetzlichen“ Handelns, an ein Wiedergutmachen etwaigen Unrechts ward nicht mehr gedacht. Gemeinsinn ward Unsinn. Vor dem Gericht gab es denn auch nur Rechtsstreit, nicht mehr

beiderseitige Rechtswahrung. Eine Pseudophilosophie forderte das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl, statt der größtmöglichen Tüchtigkeit der größtmöglichen Zahl und so wurde das Ziel allen Strebens in immer betonterer Entschiedenheit die eigene Behaglichkeit, statt, wie vordem: sittliche Vernunft und Erhöhung des Daseinswertes. Der Mehrheitstyp, der in der Masse aufgegangene Mittelmäßigkeitsphilister hatten die Voll-Persönlichkeit des Volkskönigs verdrängt.

Heute herrschen Formalismus, mechanistische Gesetzestechnik, Rabulistik und Sophistik unbeschränkt, und der Deutsche ist völlig, trotz seines annoch gesunden Rechtsgefühls, auf die grausame, verheerend wirkende Paragraphenlotterie angewiesen, die ebenso unpersönlich wie herzlos und vernunftlos, ebenso zeitlos wie heimatlos ist. Wenn es dem deutschen Volk, an dessen gesunden Kern wir noch immer unerschüttert glauben, nicht bald gelingt, an Stelle dieses furchtbaren Instrumentes seiner Verderber, das wir „Gesetz“ nennen, sich wieder sein altes deutsches Königsrecht zu schaffen, das ihm als sittliches Erlebnis heilig bleibt und unantastbar, dann ist, wenn auch ein äußerlicher Aufstieg glücken sollte, doch nie an eine Auferstehung, niemals an Glück und Größe, geschweige denn an Zukunft mehr zu denken.

Rechtswidrige Gesetze.

Rechtswidrige Gesetze — diese Vorstellung muß begriffen und geläufig werden, wenn überhaupt noch ein Schatten von Gerechtigkeit auch nur in Gedanken bestehen bleiben soll. Das Recht in seinen letzten Grundlagen und Prinzipien ist nichts, was erst durch Gesetze zu machen, d. h. hervorzubringen wäre. Es ist nur zu erkennen und anzuerkennen. Wie im Einzelvertrag kann man allerdings auch in Gesamtsatzungen spezialisierend, ja singularisierend darüber hinausgehen; aber man darf dabei nie gegen den ohnedies bestehenden Hauptinhalt verstoßen. Letzteres tun aber die rechtswidrigen unter den Gesetzen, und die rechtswidrige Gesetzerei ist in der bisherigen Geschichte der Welt die Regel, das Ur- und Naturgereehte aber stets nur eine spärliche Ausnahme gewesen. Ja man kann und muß sogar sagen, das wahre Recht sei von vornherein meist weg-gesetzgebert worden. Die Kluft zwischen Recht und Gesetz ist also eine kolossale, und es gehört zum Abc des gediegenen Rechtswissens, den Abgrund zu erkennen, der jene beiden, früher oberflächlich gleichgesetzten Dinge voneinander trennt.

Daß zwischen Recht und Gesetz ein Widerspruch bestehen könne, ja müsse, wenn die Gesetzgebung in Willkür und Gewalt ausartet, ist eine Wahrheit, die sich nicht erst mir aufgedrängt hat. In einem gewissen Sinne und Maße war sie sogar das Dogma jener sich geschichtlich nennenden Rechtsschule, die im neunzehnten Jahrhundert aufkam, in Berlin ihren Hauptsitz und an Savigny ihren gelehrtesten Hauptvertreter hatte.

Eugen Dühring (geb. 12. Januar 1833, gest. 21. September 1921).



Das Recht in der Volkshochschule.

Von Oberlandesgerichtsrat Georg Müller, Naumburg (Saale),

3. St. beim Reichsgericht.

1. Daseinsrecht der Volkshochschule.

Manchem klugen, selbständig denkenden Manne gilt die Volkshochschule als geschichtliche Eintags- oder Halbtagsfliege; als schwindelhafte Ausgeburt eines vorübergehenden Massenwahns.

a) Zweifel. In der Ablehnung dieser Zweifler steckt, gleichviel ob sie schließlich recht oder unrecht behalten werden, ein richtiger Kern. Der Name Volkshochschule ist nicht glücklich gewählt, weil er den Vergleich mit der echten Hochschule herausfordert. Und die Fehlbenennung mag dazu beitragen, daß sich das Neugebilde an Aufgaben wagt, die es nicht lösen kann; daß es eine Glashochschule werde, worin die Bildung verfeicht, die Wissenschaft verpöbelt wird. Jedenfalls muß die neue Schöpfung ihr Daseinsrecht erst beweisen. Und Beweise führt man im täglichen Leben nur durch Leistung. Auch die Volkshochschule werden wir an ihren Früchten erkennen. Zwar nicht morgen und übermorgen, aber in etlichen Jahren. Früher hätte man gesagt: nach Jahrzehnten; aber im Zeitalter der Erfindungen, der durch angewandte Naturerkenntnis beschleunigten Entwicklung, bewegt sich auch das Leben der Völker, der abendländischen wenigstens, im Geschwindigkeitsschritt.

b) Gebot der Stunde. Sollen wir warten, bis der Beweis geglückt oder mißlungen sei, und inzwischen abseits stehen? Nein. Die Volkshochschule ist vorhanden und wirkt. Ein großer Menschenkenner und Menschenverächter sagt: „Was Du nicht hindern kannst, befördere“. Sollten wir den verblüffenden Rat auch nicht ernst nehmen: wir tun besser, uns an der Volkshochschule mitarbeitend zu beteiligen, selbst auf die Gefahr hin, bei diesem Versuch ein Stück Irrweg mitzuwandern. Einzig dieser Entschluß ist für den Deutschen folgerichtig, weil er die Verleththeit eines Unternehmens nur dann inniglich einsieht, wenn er es an sich selber ausgiebig versucht hat.

2. Daseinsfragen des Rechts.

In dem Vielerlei, was die Volkshochschule bietet, soll demnach also auch die Rechtskunde vertreten sein.

a) Rechtswirrsal der Gegenwart. Lohnt es denn aber, der Gegenwart etwas von Recht und Ordnung zu erzählen? Unrecht und Gewalt stehen höher in Geltung, als Recht, Unordnung macht sich breiter als Ordnung. Leibhaftig schauen wir das düstre Bild der Rechtswirrsal, wie es im Zweiten Teil des Faust der Kanzler vorm Kaiser und seinen Großen malt. Was als Recht sich ausgibt, ist überaus verzweigt und zerfasert, verzwickelt und verfilzt, verändert sich alltätiglich so mannigfach, daß es in seiner Vielfalt und Wandelbarkeit keiner mehr beherrscht; erst wars ein Wust, nun ist's ein Graus!

b) Dennoch! Gleichwohl dürfen wir die Glinte nicht ins Korn werfen. Wer das Hochgebot der Gerechtigkeit nicht für ein eitles Wahngelbde hält, der sucht und findet im Rechte seiner Zeit, wie es auch beschaffen sei, gewisse Leitgedanken, woran er den Weg zur Lösung jetziger und künftiger Aufgaben weist. Recht muß und wird sein. Ohne das Recht können Menschen nicht

zusammen haufen, kann keine Volksgemeinschaft bestehen. Soll also vollständige Bildung vermittelt werden, darf das Recht, dieser allgegenwärtige Begleiter unsres Lebens und Webens, dabei nicht fehlen.

3. Gegenstand, Stoffauswahl.

Was kann und soll die Volkshochschule vom Rechte bieten?

a) Nötige Beschränkung. Wer die Rechtspflege zum Lebensberuf erkies, muß mindestens drei Jahre wirkliche Hochschulvorbereitung dranzuwenden; mehrere Jahre Lehrzeit obendrein. Komme niemand mit dem Einwande, daß gar mancher frühere und jetzige Würdenträger zwei Drittel der Studienzeit verbummelt habe und im letzten dann eingepaukt worden sei. Ob und wie weit man bei Leuten, die durch Auerbachs Keller zu Amts- oder Gewerbsnahrung eingingen, von tiefer Bildung, im Recht und ringsum, reden könne, lassen wir dahinstehen. Kein Kundiger bestreitet: zu ernster Aneignung des Rechtsstoffes nebst gründlicher Umschau in Volkswirtschaft und andern ergänzungsweise nötigen Zweigen der Geistesbildung genügen drei Jahre nicht. Also liegt klar zutage: Die Volkshochschule kann vernünftigerweise nicht erstreben, ihren Hörern den ganzen Rechtsstoff zu übermitteln, sondern nur eine Auswahl.

b) Auslese des Stoffs. Was man auswählt und lehrt, bestimmt sich größtenteils nach der allgemein-volkswirtschaftlichen Lebensregel von Angebot und Nachfrage. Kommt die Hörschaft, wie vielerorten, im wesentlichen aus dem bildungsbeflissenen Mittelstande, während der Arbeiter Lichtspiele und Aneipe vorzieht, so versteht sich von selber eine andre Stoffauslese als bei starker Beteiligung von Industriearbeiterschaft. Die verschiedenen Berufskreise hegen unterschiedliche Wünsche, stellen Fragen verschiedener Art. Immerhin findet mancher Gegenstand, z. B. Steuerrecht, allgemeine Aufmerksamkeit. Meistens verlangt und bietet man vornehmlich, was der Bedarf des Alltags erheischt: das Recht im Verkehre des täglichen Lebens, bei Kauf und Darlehn, Miete und Pacht, Arbeits- und Wertvertrag, Gesellschaft und Schadenhaftung, Grundeigentum und Grundbelastung, Kredit und Pfand, eheliches und elterliches Güterrecht, Vormundschaft und Erbfolge; sodann die geläufigsten Vorgänge aus dem bürgerlichen Rechtsstreite samt Vollstreckung, Zwangsversteigerung und Konkurs; auf Kostenfragen liegt in freiwilliger wie streitiger Gerichtsbarkeit, wie begreiflich, des gesunkenen Geldwertes wegen großes Gewicht; von je hat sich, trotz leidiger Entfremdung zwischen Recht und Volk, regste Teilnahme dem Strafrechte zugewendet. Andre Stoffgebiete kommen minder und nur ergänzend als Lehrgegenstand in Betracht.

4. Stoffbehandlung.

Lehren sollte nur, wer dazu Geschick hat und den Stoff beherrscht.

a) Sprache. Vollständige Lehrweise müßte ihre Ehre dreinsetzen, gemeinverständlich zu sein. Das kann sie nur in reinem Deutsch, ohne Beimengsel von Mönchslatein, Apothekergriechisch, Leierkastenitalienisch, Rennstallbritisch und Stutzerfranzösisch. Die wenigsten Richter, Gott sei's getlagt, können Deutsch. Die meisten drücken sich stelzig und gekünstelt aus und sitzen voller Fremdwörter. So bleiben sie dem gemeinen Manne unverständlich und geben ein böses Beispiel verwüstender Unart; von Teufels Gnaden würdige Nachfolger jener vollverhaßten Doktoren aus der Zeit, wo fremdes Recht

ins deutsche Leben drang! Die Versuche, den Mißbrauch zu entschuldigen, scheitern allesamt mit dem Verstande. Namentlich schlägt es der Wahrheit ins Gesicht, wenn man sich auf angebliche Fachsprache beruft, obwohl seit einem Menschenalter und länger die Gesetze sich fremder Kunstwörter fast völlig enthalten. Aus drei Ursachen kommt die Welscherei. Sie heißen: träge Gewohnheit, plummes Ungeschick, aufgeblasener Dünkel.

b) **Lehrart.** Höherwünscht ist freier Vortrag. Aber bloßes Vortragen frommt wenig, selbst wenn es aus voller Stoffbeherrschung in ungebundener Freiheit waltet. Gedankenaustausch in Frage und Antwort muß erstrebt werden. Was man „Arbeitsgemeinschaft“ zu nennen pflegt, läßt sich freilich mit einem großen Hörerkreise schwer durchführen; in einem kleinen, nach Vorbildung und Aufnahmefähigkeit gleichartigen, kommt Unterhaltung leichter in Fluß; freilich braucht sie Zeit, aber die durch sie geförderte innere Verarbeitung des Stoffes wirkt anregend und einprägend. Wenige Grundvorstellungen und Umrisse müssen genügen. Der Forscher mag verschwenden, der Lehrer muß zeigen. Anschaulich sei der Vortrag. Zeichnung, Urkundenbeispiel und sonstige augenfällige Mittel helfen viel. Vom Falle des täglichen Lebens gehe man aus, an ihm entwicke man die Rechtsätze. Das Beispiel ermöglicht es, Längsschnitte durch den Stoff zu legen, die weithin laufen durch Personen-, Schulds-, Sachen- und Erbrecht, freiwillige Gerichtsbarkeit, Güte- und Streitverfahren. Sie führen vor Augen, daß das Leben sich nicht in Begriffe zwingen läßt; daß Gesamtheits- und Einzelrecht ineinander verzahnt und verklammert sind, nicht geschieden durch Zäune und Mauern.

5. Ziele.

Was kann die Rechtslehre in der Volkshochschule erreichen? Wer's erprobt hat, wird bescheiden.

a) **Alltagszweck.** Mit großen Worten und aufgeplustertem Geschwätze wird nichts gefördert. Die Leute wollen und müssen etwas für den Alltag haben. Wenn sie Gliederung und Aufbau des Rechtsstoffes begreifen und gewisse oft anzuwendende Sätze des Verkehrsrechtes kennen oder im Gesetze finden lernen, ist schon viel gewonnen. Für genauere Aneignung ist unser heutiges Recht zu weitschichtig, fachlich verzweigt und vertüfelt. Unter Umständen bedeutet es schon hinlängliche Ausbeute, wenn der Hörer einsieht: in Fragen der und der Art mußt Du Sachmanns Rat einholen; genug, daß er ihn dann verstehen und ihm an die Hand gehen kann.

b) **Zukunfts-zweck.** Nächstes Ziel also bleibt Einführung ins geltende Recht für den Bedarf des täglichen Lebens. Aber darüber hinaus zeige man die großen Zusammenhänge der Rechtsgebiete untereinander; sodann die Beziehungen, wenngleich andeutend nur, zu andern Wissensgebieten; auf daß wenigstens die Ahnung dämmre: die Rechtskunde ist eine Vorhalle, aus der man zu allen Zweigen des Wissens vom Menschen und seiner Tätigkeit eingeht kann. Auch der Laie muß verspüren, daß unser Gegenwarterecht im Flusse der Geschichte steht. Unbeschwert bleibe er von Rechtsaltertümern, unbenebelt von leeren Zukunftsbildern. Aber vieles in heutigen Satzungen ist nur voll verständlich durch Aufzeigung des Bodens, daraus es erwachsen ist. Und wie die Geschichte überhaupt von Männern gemacht wird, so die Rechtsgeschichte auch! Das wollen wir nicht vergessen im Wahngewusel der Bangbüren,

Mantelträger und Jenachdemler. Weisen wir ehrlich die Fehler vor, durch die unser heutiges Recht volkfern, unser deutsches Volk rechtsfern geworden ist. Räumen wir auf mit der angewohnten Untugend, fremdes zu überschätzen, tüchtiges eignes zu mißachten. Beleuchten wir aufrecht und hochgemut die Dauerwerte, die wir aus großer Vergangenheit als Unterpfand und Wertstück besserer Zukunft bewahren müssen! Dann kann auch die Rechtslehre in der Volkshochschule mithelfen zu einem im Geiste des Gemeinnsinns geschaffnen und geübten wahrhaft deutschen Rechte.

Völkisch-nationale Kräfte und Lebenswirklichkeit.

„Die nationalen, volksbewußten Kräfte, die sich in den nationalen Volksparteien und in allerlei völkischen Gemeinschaftsbewegungen verkörpern, die aber auch in einzelnen volksbewußten Sozialisten und wahrhaft deutschen Demokraten (Volksmännern) sich regen, müssen sich frei machen von den hergebrachten Ansichten und dem eingefahrenen Denken und Wollen im Rechtswesen. Die Volksparteien mit ihrem deutschen, nationalen, volkstümlichen Untergrund müssen vorangehn in tatkräftigem, mutvollem Wirken für ein neues deutsches Rechtsdurchdenken und Rechtsgestalten.

Sie müssen nicht eine bloß verneinende, sondern eine bejahende, schaffende Opposition treiben, dürfen sich nicht auf Wirtschaftsdinge als ihr beschränktes Feld zurückziehen. Sie müssen kämpfen für ein neues geistig-sittliches Gesamtleben, für die Erneuerung und Wiedergeburt des geistig-seelischen Lebens, darum auch für eine Neugestaltung, Beseelung und Verinnerlichung des Rechts. Die nationalen Volksparteien müssen feste, dayerhafte Grundsätze haben, dürfen nicht aufgehen in bloßem Opportunismus, Grundsatzlosigkeit, lahmer Gefinnungslosigkeit, in bloßer Taktik, im Handeln von heute auf morgen, im Leben von der Hand in den Mund, in Herumstümpfern und Schaumschlägerei. Sie müssen verhüten den Glauben, daß der Staat eine Versorgungsmaschine für ihre Leute, für die alten Beamten, sei.

Sie müssen Erneuerungspartei großen Stils, Reformpartei werden, wenn sie das Geistige anziehen wollen. Nur Geistiges zieht an, hat magnetische Kraft.

Was Koon von der konservativen Partei verlangte, — auch die Deutsch-nationale Volkspartei darf kein Zerrbild sein, nicht als Hemmschuh bloß bremsen, sie muß eine Partei des seelischen Fortschritts, des Aufwärts sein und werden. Konservativ und national sein heißt nicht, all die Formen, wie sie sich oft zufällig gebildet haben, erhalten, sondern die Kräfte, die in n e r n g u t e n K r ä f t e des Volkstums, des Deutschtums, des deutschen Staatsgedankens wahren und pflegen, eintreten für das Gesicherte und Hergebrachte, wie für die Forderungen berechtigter und gesunder Entwicklung und der Volkserziehung, ohne die keine Entwicklung und kein Leben ist. Konservativ und national sein heißt auf dem Turm stehn und nach vorwärts schauen, daß Staat und Volk durch die Klippen und Strudel zu einer guten Zukunft gelenkt werden.

Eine Rechtspartei, eine Volkspartei, muß im Zusammensturz nun endlich einmal den Mut und den Willen haben und die „Dinge sehn, wie sie sind“, neue Wege zeigen und darauf vorangehn.“

(Aus: Richard Deinhardt: Volkstümliches Recht. Sammlung Deutscher Staat, Nr. 2. Herausgeber Dr. Hans Gerber. R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1922.



Arbeitszwang.

Von Staatsanwalt Dr. Schlegel, Eisenach.

Wer vom Strafrichter ein Urteil verlangt, das dem Volksempfinden gerecht wird, darf ihn nicht einengen nach Straftat und Strafmaß. Frei darüber muß er schalten und walten können. Selbst wenn zwei Straftaten äußerlich gleich sind, sie sind doch verschieden wegen der Verschiedenheit der Täter, ihrer Beweggründe und ihrer Eigenheiten. Aber noch mehr. Dem Strafrichter sei es erlaubt, wenns ihm gerecht scheint, in diesen Fällen ganz von Strafe abzusehen und nur zu verwarnen, in jenen zwar eine Strafe auszusprechen, sie aber nur unter gewissen Voraussetzungen zu vollstrecken. Hier könnte viel unnütze Arbeit und Zeit beim Hin- und Herschreiben in Gnadenfachen zwischen Regierung, Staatsanwaltschaft, Gericht und Polizeibehörde gespart werden.

Ob der Strafrichter eine oder mehrere Strafen nebeneinander erkenne, es stehe bei ihm. Stets halte er sich vor Augen, was er mit einer Strafe wirken wird hinsichtlich des Abgeurteilten sowohl, als auch der Volksgesamtheit, des Staates. Bald werden die Interessen des einen, bald die des anderen überwiegen. Er nehme das Leben, wie es ist, in seiner rauhen Alltäglichkeit, sei abhold allen nur ins Leere erklügelten Lehresätzen wirklichkeitsfremder Bücherwürmer oder Phantasten.

Heute frohlocken die meisten Diebe, Hehler, Betrüger, daß der Staat, in diesem Falle die Gesamtheit der steuerzahlenden ehrlichen Staatsbürger, sie freihält mit Kost, Wohnung, Kleidung, Wäsche, Heizung. Verlassen sie die Strafanstalt, so können sie in der Regel unbelümmert ihre Beute genießen, die sie rechtzeitig in Sicherheit brachten. Und doch bekommt der Geschädigte nichts, selbst wenn er den Dieb, den Hehler, den Betrüger mit förmlichem Erfolg verklagte. Er darf am Ende sogar noch die Kosten des Gerichtsverfahrens bezahlen. Ein Hohm auf jedes Gerechtigkeitsgefühl! In den meisten Fällen liegt der Gesamtheit nichts daran, daß die Übeltäter mit Freiheitsentziehung büßen. Ehrlich leben und arbeiten lernen sollen sie, aber auf ihre Kosten, durch ihren Fleiß. In der Regel sollten daher die Strafanstalten nur Unterkunftshäuser sein für Straffällige, die die ihnen auferlegten Geldstrafen nicht zahlen wollen oder können. Diese müssen verpflichtet und angehalten werden, durch ihre Arbeitskraft nicht nur die Gerichts-, Haft- und Verpflegungskosten, sondern auch den Schaden aufzubringen, den sie dem Einzelnen und der Gesamtheit zufügten. Ihn soll der Richter als Geldstrafe bestimmen nach freiem Ermessen unter Berücksichtigung aller Umstände. Der Betrüger, der Schieber, der Wucherer, der den Einzelnen oder die Gesamtheit schädigte und sich auf ihre Kosten bereicherte, soll nach seinen Fähigkeiten und Kräften, mindestens aber als ungelerner Arbeiter den Schaden abarbeiten, den er anrichtete. Es hängt dann von seinem Fleiß ab, wie lange er die Freiheitsbeschränkung hinsichtlich seiner Unterkunft, Verpflegung und Arbeitspflicht über sich ergehen lassen will. Eine solche Regelung führt dazu, daß der Strafrichter im allgemeinen eine bestimmte Freiheitsstrafe nicht mehr festzusetzen braucht. Man wird sie nur noch da fordern, wo der Täter wegen seiner Gemeingefährlichkeit oder besonderen Ehrlosigkeit einer Freiheitsentziehung auf Zeit neben den anderen Strafen schuldig ist, damit die staatliche Ordnung und Sicherheit erhalten bleibt. In diesem Falle soll dann der Bestrafte zu bestimmter Arbeitsart gezwungen werden.

Was ein Strafgefangener verdient nach den Lohnsätzen freier Arbeiter, gedeckt sind. Unterhaltspflichtige dürfen von dem Strafarbeitsertrag nicht unterstützt werden, sie mögen rechtzeitig auf den Übeltäter einwirken, daß er soll der Arbeitgeber solange an den Staat abführen, bis alle Kosten und Schäden ein ehrliches Leben führt. Ihnen bleibt notfalls die Erwerbslosenunterstützung. Hier muß man hart sein, wenn man erzieherisch und volkswirtschaftlich wirken will.

Eine derartige Arbeitspflicht hat nichts Ehrenrühriges mehr an sich, wird aber ungemein bessernd und abschreckend wirken. Der Dieb, der Schwindler, der Wucherer, der Schieber, Herrschaften, die fast nur auf Kosten anderer leben, keine eigene Arbeit leisten, sondern nur die anderer für sich ausnutzen, sie alle werden gründlich geheilt sein, wenn sie arbeiten und zwar mit Erfolg arbeiten müssen, da sonst ihre Freiheitsbeschränkung außerordentlich lang und unbequem würde. Die Erkenntnis, daß es dann schon praktischer ist, für sich selbst und nicht für den Staat und den einzelnen Geschädigten zu arbeiten, wird die Übeltäter tatsächlich bessern. Schon die Scheu vor der Möglichkeit, unter Strafaufsicht ernstlich arbeiten zu müssen, wird viele Tagediebe und Schmarotzer von ihrem strafbaren Tun abhalten. Selbstverständlich darf nur die tatsächlich geleistete Arbeit und nicht die Stundenzahl des Aufenthalts gelegentlich der Arbeit bezahlt werden.

Ein solches Abarbeiten der Geldstrafen ist aber als gerechte Sühne nur dann möglich, wenn diese nicht mehr hinsichtlich ihrer Höhe beschränkt sind. Eine Geldstrafe muß letzten Endes nach dem Einkommen und Vermögen des Täters und nicht nur nach der Tat an sich bemessen werden, soll sie wirklich gerecht sein. Erscheint eine Strafe von 100 Mk. eine gebührende Sühne bei einem, der 10 000 Mk. Einkommen hat, muß sie eben bei einem mit einer Million Einkommen mindestens 10 000 Mk. betragen, wenn nicht in diesem Falle Unterschiede der Bildung, Erziehung, gesellschaftlichen Stellung usw. eine noch höhere Bestrafung verlangen. Denn sonst ist nur jener bestraft, dieser aber merkt nichts von einer Strafe. Wenn heute nur allzuoft bei der Festsetzung von Geldstrafen dagegen gefehlt wird, bald wegen der Einengung durchs Gesetz, bald aus Kurzsichtigkeit, darf man sich nicht wundern, wenn die Masse der Minder-Gebildeten und -Bemittelten mit Recht sich beschwert fühlt und mißtrauisch wird. Eine krasse Ungerechtigkeit ist in den meisten Fällen auch die dem bemittelten Übeltäter gewährte Befreiung von der Untersuchungshaft gegen Sicherheitsleistung. Ein Strafverfahren darf nicht staatliche Geldquelle werden.

Abgesehen von ihrer außerordentlich erzieherischen, bessernden und abschreckenden Wirkung wird bei richtiger Verteilung die Arbeitspflichtstrafe von großem volkswirtschaftlichen Nutzen sein: Siedlungsarbeiten (Häuser- und Kanalbauten, Rodungen, Bergbau, Ziegelbrennen) können von Sträflingskommandos erledigt werden. Solche Zwangsarbeiter schädigen keineswegs die Masse der andern arbeitswilligen freien Arbeiter, sie müssen nur richtig angesetzt werden. Denn trotz aller Erwerbslosenfürsorge, vielleicht auch gerade ibretwegen, suchen heute noch so und so viele Arbeitgeber vergeblich nach Arbeitern, finden aber keine, weil den Arbeitslosen diese Arbeit nicht zusagt. Und wenn der Strafgefangene sehr bald, um seine Freiheitsbeschränkung abzukürzen, gute Arbeit leisten wird, wirkt er erzieherisch auf die freien Arbeiter, die heute so unendlich in ihren Leistungen nachgelassen haben. Man soll gerade auch die Strafgefangenen den privaten Erwerbsbetrieben zur Verfügung stellen. Größere

Betriebe mag man sogar auf der einen Seite zwingen, bis zu einer bestimmten Anzahl Strafgefangene zu beschäftigen, die dann nur im Akkord bezahlt werden dürfen. Auf der anderen Seite aber muß man ihnen das Recht einräumen, dadurch schlechte Arbeitskräfte zu entlassen. So fördert man die gute Arbeit und dient damit der Wirtschaft des Einzelnen wie der Gesamtheit. Die Minderzahl der Schwerverbrecher, die in staatlicher und ruhig auch gemeindlicher Zwangsarbeit beschäftigt wird, schädigt weder den Arbeitsmarkt noch das private Erwerbsleben. Die Gesamtheit hat ein Interesse an dem möglichst billigen Angebot der Gegenstände des täglichen Bedarfs, das unbedingt den Privatinteressen vorgeht. Glaubt der Staat trotzdem Rücksicht nehmen zu müssen, so soll er die in seinen Betrieben von Strafgefangenen hergestellten Gegenstände des täglichen Bedarfs ausschließlich zur Verfügung seiner schlecht besoldeten Beamten halten, damit diese ihren Bedarf an solchen Dingen decken können, ohne die Zwischenhändlergewinne zu tragen.

Daß die hier vorgetragene Bewertung der Geldstrafe als Hauptstrafe der Auffassung fast aller Kreise der Bevölkerung entspricht, geht unter anderem aus den vielen Eingaben in Strafsachen hervor, worin der Geschädigte „seinen Strafantrag zurückzieht“, sobald er entschädigt ist. Ihm liegt nichts daran, daß der Übeltäter womöglich noch eingesperrt wird und er dafür in Form erhöhter Steuern die Kosten bezahlen darf. Deshalb soll man ruhig grundsätzlich die Rücknahme des Strafantrags gestatten. Der Strafrichter soll aber dann trotzdem auch noch eine Geldstrafe da verhängen dürfen, wo er's wegen der Gefährdung oder wirklichen Schädigung der Gesamtinteressen für nötig hält.

Mit dieser ja nur kurz angedeuteten Umstellung unseres Strafrechts und Strafsystems dürften wir in jeder Beziehung unendlich viel weiter kommen, als mit dem heutigen Mittelschen, die, wenn wir es ehrlich sagen, beinahe bar jedes Erfolges sind.

Sürstenregel.

Sollen die Menschen nicht denken und dichten,
Müßt ihr ihnen ein lustig Leben errichten;
Wollt ihr ihnen aber wahrhaft nützen,
So müßt ihr sie scheeren und sie beschützen.

Goethe.

* * *

Égalité.

Das Größte will man nicht erreichen,
Man beneidet nur Seines-Gleichen;
Der schlimmste Neidbard ist in der Welt,
Der jeden für Seines-Gleichen hält.

Goethe.



Jüdischer Rechtsbetrug von jüdischer Seite gekennzeichnet.

Überall sonst sieht man, welche Gefahr Deutschland vom jüdischen Einfluß droht. Avenarius, doch wirklich ein gemäßigter Mann, sagt im Januarheft des Kunstwarts (1922) gelegentlich einer Auseinandersetzung mit Adolf Bartels:

„Auch er sehe in dem Thema Deutsche und Juden eine unüberschätzbar wichtige Frage, vielleicht die Schicksalsfrage des deutschen Volks.“

Müller-Freienfels (Die Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur, Beck, München 1922) sagt:

„Dabei darf eine psychologische Durchleuchtung der Gegenwart einen Faktor der neudeutschen Entwicklung nicht übersehen: das Judentum, das in immer gesteigertem Maße die geistige Physiognomie Deutschlands formen hilft....

Ich frage hier nicht, ob jüdische Art besser oder schlechter ist, ich stelle nur fest, daß sie anders ist als die deutsche....

Immerhin könnte eine scharfe Erkenntnis der Unterschiede der Volksscharaktere und der damit gesetzten Probleme mancherlei zur Klärung beitragen....

Zu den Tügen, die mit am stärksten am Bilde des Juden hervortreten, gehört der Rationalismus, und zwar ein eigenartig verbalistischer Rationalismus. Gerade darin ist er der deutschen Anlage schroff entgegengesetzt, und es ist der ausgeprägt wortgewandte Intellekt, dem der Jude ein gut Teil seiner Erfolge auf allen Gebieten des Kulturlebens dankt. Allerdings gerät er oft stark in den Bann des Wortes, was sich philosophisch als ‚Kabulistik‘, gesellschaftlich in der Vorliebe für Wortwige, politisch in einer Neigung zu abstrakten und radikalen Theorien äußert, die oft noch weit über die deutsche Begriffspbantastik hinausgehen.

Demgegenüber vergleiche man, wie die Juristen sich wie prude unschuldige Mädchen aus einem Pensionat wehren, daß die Beeinflussung des Rechts durch das Judentum überhaupt nur angerührt wird.“

Da kann man wirklich von Juden lernen.

Innerhalb des Judentums selbst erhebt sich ja immer stärker die Frage, ob Zionismus oder Eindeutschung die Aufgabe sei. Es gibt auch unter ihnen scharfe Kritiker jüdischen Wesens. So lesen wir in dem bekannten Buch von Arthur Trebitsch: „Deutscher Geist oder Judentum“ folgendes. Ist es auch manchmal in recht wenig verständlichem Deutsch geschrieben, so ist doch der Sinn klar und die Beobachtungen sind treffend:

S. 321. „Es ist immer dieselbe Geschichte: Zion begründet einen Verein, der zum Schlachthause wird, in das die arische Viehherde freiwillig und frohen Mutes hineinströmt, nicht ahnend, daß es zum Tode geht. Da sind es aber immer einige arische Leithammel, die durch persönliche Vorurteile verblendet genug sind, voranzuschreiten, ohne zu bedenken, daß die Freundschaft, die ihnen Zion dafür erweist, eine falsche und verbrecherische ist und daß der Tag kommen wird der wohlverdienten Strafe für den Verrat an ihrem eigenen Volke.“

S. 215. „Selbst bei bestem Willen und rechtschaffenster Veranlagung, also subjektiv absolut ehrenhaften Charakter, den wir ohne weiteres jedem jüdischen Richter zusprechen, ist abgesehen von der beweglichen Struktur, ja auch im physischen Verhalten, in der Position zum Wirtsvolke, die Sehnsucht und

Anpassungsphänomene zeitigen muß, nicht jene völlig innere Freiheit und Unbesangenheit anzutreffen, ohne welche willensungetrübte Rechtsprechung nicht möglich ist. Denn wer nicht gewollte (jüdische) Geistigkeit von sich stößt, wer ersehnte Struktur doch irgend zu mimen oder doch bewußt darzustellen beflissen ist, der besitzt nicht jenen gleichmütig unbesonnen und unentwegten Seelenzustand, aus welchem das Recht wie eine von Gott gesandte, von Wunsch und Wille ungetrübte Entscheidung erfließt. Und wenn zum Beispiel der jüdische Staatsanwalt oder Richter gerade in allen Verfehlungen des spezifischen Judentums als unbarmherziger und unerbittlicher Be- und Verurteiler auftritt, so ist auch dies begleitet von einem seelischen Phänomen des innerlichen Abrückens und sich Wegwendens von Dingen, die der so Richtende vor der Welt und vor sich selbst als ihm in keinerlei Weise zugehörig unterstreichend zur Anschauung bringen will. In wessen Seele aber beim Akte der Rechtsprechung irgendeine andere Regung mitspricht oder auch nur leise mitschwingt als die rein erfassenden Betrachtens des vorliegenden Falles, dem kann das Recht, Recht zu sprechen, nimmer zugesprochen werden.

S. 216. Und nun erst die Vertreter der ihr Recht suchenden, aber meist rechtsunkundigen Laienwelt! Was hat hier das Judentum „geleistet“ in fluchwürdiger und geradezu verheerender Weise beweglicher Geistesgegenwart, Standpunktlosigkeit und also überzeugend wirkende Vertretung jeglichen Standpunktes in den Dienst jeglicher gerade vorliegender Sache stellend! Und wie ferne allem gefunden Rechtsempfinden muß eine Rechtsanwaltschaft wohl stehen, die es zur Gewohnheit erhoben und nicht weiter verwunderlich findet, daß die Vertreter zweier streitender Parteien sich vergnüglich über den Fall besprechen und in bewußter Beherrschung aller möglichen psychologischen Künste und Tricks den Richtern gegenüber geradezu im Voraus auszuknabeln wissen, wie ein Prozeß verlaufen wird! Und kommt nun vollends das Hauptmachtmittel aller Beweglichkeit, das Geld, hinzu, das richtunggebend, respektive nehmend seine bestechliche Beeinflussung ausübt, so daß etwa zwei Anwälte in gutem pekuniärem Einverständnis sich über den Ausgang eines Prozesses einigen, dann ist der Rechtsverdrehung, der Gesetzlosigkeit, dem Schwindel die Bahn freigegeben, und das nur fassendem Geiste gemäße, ja verständliche Recht hat aufgehört zu bestehen. Denn nun tritt der Ausgleich auf den Plan, jenes fluchwürdige Manöver des beweglichen Geistes, das da vermittelnd, vermischt, vertuschend, abschleifend, verwirrend, verdrehend und entrechtend dem Wirken fassenden Geistes den endgültigen Todesstoß versetzt. Denn ein klares Entweder-Oder ist letzter und tiefster Sinn von Recht und Unrecht. Wo aber Bestückulation, verständnisinniges Jublinzeln, gehässige Überredungskünste, konzedernde Nachgiebigkeit hüben und drüben zu Hause sind, da verwirrt und lähmt sich die Kraft des fassenden Blickes, da muß sich arisches Rechtsgefühl unsicher, haltlos und aus dem Gleichgewicht gebracht verwirrt und verlegen zurückziehen, und das hat begonnen, was das Judentum aus dem Rechte gemacht hat und unter Rechtsprechung zu verstehen scheint.“

Gleichheit und Freiheit.

Eine Gleichheit und Freiheit festsetzen, so wie sie sich jetzt viele Menschen gedenken, das hieße ein erstes Gebot geben, wodurch die übrigen zehn aufgehoben würden.

Lichtenberg.



Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn.

(Abgeschlossen am 15. Februar 1922.)

1.

Während diese Ausführungen begonnen werden, zittern in allen Gemütern noch die seelischen Nachwirkungen des Eisenbahnerstreiks nach, zu dem der Januarstreik, wie im letzten Heft schon angedeutet wurde, nur der vorsichtige Auftakt war. Es sei daher gestattet, auch hier bei den Betrachtungen gleich von dem Eisenbahnerstreik auszugehen.

Reichsfinanzminister Hermes hat in der Reichstags Sitzung vom 11. Februar öffentlich festgestellt, daß ein Lokomotivführer, wenn er Frau und zwei Kinder hat, in der Ortsklasse A mit allen Nebenbezügen, die ihm zustehen, ein Jahreseinkommen von rund 40 000 Mk. hat.¹⁾ Das wäre ein Einkommen, das dem Zinseneinkommen eines Vermögens von einer Million entspräche (bei sehr niedrigem Zinsfuß gerechnet). Einen „Bürger“, der ein so hohes Einkommen hatte, nannte der verheiratete Arbeiter früher gern einen „Mastbürger“. Es liegt mir ferne, heute von „Mastarbeitern“ zu sprechen, aber ein Anlaß zum Streiten läge bei einem solchen Gehalt ganz gewiß nicht vor, denn es gibt sicherlich Tausende und Abertausende von geistigen Arbeitern, die unendlich froh wären, wenn sie für sich die Möglichkeit einer so reichlichen Einnahme jemals erzielen könnten. Trotzdem haben Lokomotivführer gestreikt. Andere Schichten machten es ebenso, und sollten sie ein paar Tausend Mark mehr oder weniger haben. Daraus darf man wohl ruhig den Schluß ziehen, daß allgemein in manchen Schichten die Ansprüche, die an die Lebenshaltung gestellt werden, zu hoch sind. Darin soll zunächst noch kein Tadel liegen. Auch Adam Smith ging bei seinen volkswirtschaftlichen Untersuchungen von der Voraussetzung aus, daß jeder seine Lage zu verbessern trachtete. Es wäre unbillig, zu erwarten, daß gerade die Lokomotivführer — um bei diesem Beispiel zu bleiben — sich, obendrein angesichts der immer noch höher springenden Teuerung, von diesem Bestreben freihalten sollten. Wenn man im führenden Blatte des handarbeitenden Proletariates, dem „Vorwärts“, den Anzeigenteil studiert, so wird man aber ehrlich darüber erstaunt sein, was alles diesen angeblich immer noch Ärmsten und Ausgebeuteten des Volkes angeboten wird: vom eleganten, luxuriösen Kleidungsstück an über teure Nahrungsmittel und Möbel bis zu Kinos, Dielen, Varietes und Theatergenüssen, und unwillkürlich folgert man: wenn das kostspielige Anzeigen dieser für den geistigen Arbeiter meist unerschwinglichen Dinge im „Proletarierblatt“ Tag für Tag erfolgt, muß es sich lohnen, d. h. also, die Kreise, welche dies Blatt lesen, müssen gute Verbraucher und Käufer dieser Dinge sein. Es sei ihnen ganz gewiß gegönnt, — aber sinnlos und zum allgemeinen Widerspruch herausfordernd wird es, wenn diese Kreise obendrein es unternehmen, zum Zwecke der Erzielung noch höheren Einkommens das ganze Wirtschaftsleben zum Stillstand zu verdammen, Millionen in Kälte, Hunger und Dunkel zu stürzen, Kranke und Säuglinge

¹⁾ Ich führe dies nach dem Bericht des „Berliner Tageblatts“ in Nr. 73 vom 12. Februar an. Reichstagsabgeordneter Seibert, der selbst Lokomotivführer ist, bestreitet allerdings die Richtigkeit dieser Angaben und gibt als Höchsteinkommen nur 33 030 Mk. an.

dem Tode nahe zu bringen und den ganzen Staat in den Augen des Auslandes bloßzustellen.

„Sozial“ kann man eine solche Handlungsweise in keinem Falle nennen. Sie wird aber geradezu zum Verbrechen, wenn sie von Klassen ausgeht, welche vom ganzen Volke, aus den Steuern der Allgemeinheit besoldet werden und daher der Allgemeinheit gegenüber eine schwere Verantwortung tragen.

„Wenn die Arbeiter, Angestellten nicht begreifen, daß zwischen gemeinschaftlichen Betrieben und privatwirtschaftlichen ein Unterschied zu machen ist, dann ist die Sache des Sozialismus verloren“ schrieb sogar der Genosse Friedrich Stampfer.¹⁾ Um ja nicht zu sehr Anstoß zu erregen, erklärte allerdings der Leitartikler im „Vorwärts“ vorsichtig ein paar Tage danach: „Ein letztes Notwehrrecht aber, das unter Umständen auch durch Arbeitseinstellung ausgeübt werden kann, läßt sich durch geschriebene Bestimmungen nicht beseitigen und kann auch den Beamten nicht versagt werden.“²⁾ Na also!

Herr Reichsanzler Wirth hatte sich unlängst auf einer Zentrumsversammlung bezüglich der Stellung seiner Partei zur Republik mehr bequem als logisch auf das Bibelwort berufen: „Jedermann sei Untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“ — Nebenbei bemerkt: würde er sich auch darauf berufen, wenn eines Tages eine Regierung Sobelsohn oder Hölz „Gewalt über ihn hätte?“ — Bei der Aussprache über den Streik hat er dann im Reichstag entschieden betont, daß er ein Streikrecht der Beamten unter keinen Umständen anerkennen könne. Das ist gewiß erfreulich, obschon er trotzdem einen Streikvertreter zu Verhandlungen vor Beendigung der „Revolte“ zuzog, — doch erscheint es fraglich, ob er diesen imposanten Standpunkt wird aufrechterhalten können, wenn er nicht als Vertreter der Obrigkeit tatsächlich „Gewalt“ hat und sie auch auszuüben gedenkt. Die Frage der Disziplinierung der Streikführer dürfte da entscheidend sein.

2.

Die Gründe zu diesem böseartigen Streik, den wir in letzter Zeit sahen — und doch hat man das Gefühl, was kommt, wird noch böseartiger —, sind mannigfacher Art.

Von Bulgaren hörte ich kürzlich erzählen, daß sie ihre Niederlage mit Stolz und Würde trügen und sich in keiner Weise schämten, z. B. auch äußerlich in ihrer Kleidung zu offenbaren, daß sie ein besiehtes Volk wären. Vor hundert Jahren war es in Preußen ebenso, und die spartanische Einfachheit, die aus der Not eine edle, befreiende Tugend machte, war der Anfang der Wiedergeburt. Heute ist man angesichts des wüsten, aufgepuzten Treibens vieler Kreise, zu denen auch meist unverheiratete Lohnarbeiter gezählt werden können, in Versuchung zu sagen: je ärmer und versklavter, desto üppiger! Die schon erwähnten übertriebenen Anforderungen an die Lebenshaltung gehören auch zu den Ursachen des Streiks. Das alte Wort „Sich nach der Decke strecken“ hat längst seine Geltung verloren. Man ist zu feige, den Tatsachen der Verarmung und Versklavung ins Gesicht zu sehn. Die Parteipresse huscht gern darüber hinweg, und man glaubt, andere darüber hinwegzulügen, wenn man sich nur selbst mit Tanz und Tand etwas vorlügt.

¹⁾ „Vorwärts“, Nr. 61 vom 8. Februar 1922.

²⁾ „Vorwärts“, Nr. 71 vom 11. Februar 1922.

Von der organischen Staatsauffassung und dem Verantwortungsgefühl für das Staatsganze — Eigenschaften, die früher unzerlänglich die Grundlagen der Beamtengefinnung bildeten — muß man z. T. leider schweigen. Diese Gefinnung leimt erst wieder recht in jüngeren Jahrgängen. Die älteren, die sie hatten, sind meistens ausgeschaltet, und wenn man von ihr spricht, wird man häufig mißverstanden von den Zeitgenossen, deren jeder einzelne sich etwas darauf zugute tut, eine „Persönlichkeit“ zu sein, die in ihrer außergewöhnlichen Erhabenheit sich über althergebrachte Pflichten gegen die Gesamtheit hinwegsetzen darf. Bestärkt wird dieser Dünkel durch eine gewisse Halbbildung, derzufolge sich unausgegorene Gedanken massenhaft auf unreife Gehirne stürzen und dort wilde Krankheitserscheinungen erzeugen. Gefördert wird diese ungesunde, alle Bindungen und Hemmungen zerstörende Entwicklung ganz besonders aber noch durch den wetteifernden Vereins-, Partei- und Parlamentsbetrieb, bei dem um jede Stimme mit Versprechungen geworben wird, die auch den Sanftesten und Zufriedensten auf die Dauer so größenwahnsinnig und anspruchsvoll machen, daß ihm die Lebensfähigkeit des Staates gleichgültig wird.

Entscheidend ist aber letzten Endes bei diesen Auswirkungen immer wieder, daß die Marxanbeter die „soziale“ Republik und damit das seit Jahrzehnten versprochene Paradies auf Erden gerade in dem Augenblick eröffneten, in dem außenpolitisch die allergeringste Möglichkeit bestand, die Verheißungen zu erfüllen. Man machte Revolution, um an die ersehnte Macht zu gelangen, war dann aber zu feige und unehrlich, selbst die Massen zu einer Herabminderung ihrer Erwartungen umzustimmen. Wahrscheinlich war man auch nicht mehr fähig dazu, so daß die radikale Verblöddung weiter um sich griff. Unter diesen Umständen darf man sich über nichts, auch ganz gewiß nicht über einen Streit wundern.

„Die Grundursachen des Streits freilich sind nicht zum wenigsten bei denen zu suchen, die die Revolutionsgeister gerufen und systematisch aufgepeitscht haben und die sie nunmehr nicht mehr bannen können. Da nun leider die Staatsautorität zunächst nicht eine genügende Sicherung gegen eine solche Wiederholung bietet, wird jeder Beamte selbst mit aller Macht gegen diese verheerende Richtung scharf Stellung nehmen müssen, wenn unser einst so vorbildlich gewesenes Berufsbeamtentum wieder gesunden und nicht in Trümmer geschlagen werden soll“ — so schrieb Herr Lokomotivführer Reichstagsabgeordneter Seibert in der Nationall. Korrespondenz!

Ich fürchte, daß auch diese Stimme der Vernunft ungehört verhallen wird, denn vielfach will man nicht hören. Das Gleichgewicht der Kräfte im Staate ist durch die Revolution zerstört. Den durch das Koalitionsrecht zusammengeballten Massen kann kein ausgleichendes Gegengewicht entgegengesetzt werden, und so rutscht denn der Staatskarren haltlos jeweils nach der Seite, nach der die Massen rutschen. Früher hielten sich die weise verteilten, organisch gewachsenen Kräfte gegenseitig in der Schwebe, so daß das Ganze unerschüttert blieb.

Im alten Österreich, wo man so milde zu regieren wußte, gab es keinen Impfwang, aber jedes Kind, das in eine Schule aufgenommen werden wollte, mußte geimpft sein. Ich habe den Eindruck, daß die Vorstellung von dem heiligen Streitrecht, auch der Beamten, augenblicklich noch so fest in die Gehirne eingegriffen ist, daß sanftes Zureden nicht viel helfen wird. Vielleicht kann man aber nach altösterreichischer Manier der Sache auf Umwegen beikommen:

man bewilligt ruhig auch den Beamten ihr heißbegehrtes Streikrecht, macht aber für jeden mittelbaren und unmittelbaren Schaden, der durch einen Streik entsteht, die beteiligten Gewerkschaften und jeden Streikteilnehmer einzeln haftbar. Am Ende würde eine solche Maßnahme mehr Vernunft werden als alles Zureden.

Besonderer Dank gebührt aber allen Mitarbeitern der technischen Nothilfe und den nichtstreikenden Eisenbahnern, die trotz mangelnden Schutzes ihre schwere, gefährliche Pflicht taten.

3.

Bei allen diesen Vorgängen handelt es sich auch um eine Erkrankung und Erstickung des eingeborenen, natürlichen Rechtsgefühls.

„Die nackte Selbstsucht ist auf den Kampfplatz getreten; sie wird zum Kampf aller gegen alle führen, wenn sie nicht rücksichtslos in ihre Höhlen gescheucht wird“, sagt Heinrich Clag,¹⁾ der zur richtigen Zeit immer die richtige Diagnose zu stellen weiß. Die Übertreibung der Selbstsucht hat das Bewußtsein zerstört, daß alle Volksgenossen auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden sind. Zu der Übertreibung der Einzelselbstsucht tritt die durch den Parlamentarismus gesteigerte Partei- und Klassenselbstsucht. Die Prediger der internationalen Solidarität — die Juden — sind die Vernichter der nationalen Solidarität. Der gute Deutsche, der gern das Fernerliegende ins Auge faßt, um einen Grund zu haben, die nächstliegenden Aufgaben zu versäumen, und der sich diesen Fehler gern als „Idealismus“ zurecht legt, schwärmt für die Menschheit, während er bei sich zu Hause den offenen und versteckten Bürgerkrieg pflegt, in dem eben die nackte Selbstsucht der treibende Beweggrund ist. Streik ist Bürgerkrieg, ist rohe Gewalt, ist Mangel an Rechtsgefühl. Das Streikrecht ist aber ein wesentlicher Teil des sozialdemokratischen Programms, das auf jüdischem Geist fußt. Die innere und äußere Politik erscheint immer deutlicher als die Frage: Wen wählen die Juden zum Bundesgenossen, um ihre Herrschaftspläne zu verwirklichen? Dies muß dem Arbeiter klar gemacht werden. Dann wird er von selbst zu dem Schluß kommen, daß der Jude ihn fallen lassen, ja sogar knebeln, verfolgen und ausrotten wird — siehe Rußland mit 30 Millionen hungernder Russen! —, sobald er an der Herrschaft ist.

Gegen das Rechtsgefühl verstoßt der ganze Parlamentsbetrieb, bei dem nicht das staatlich Notwendige, nicht Recht und Ordnung oberster Leitstern ist, sondern bei dem Geseze gemacht werden, um Stimmen zu fangen und ganze Wählermassen gewissermaßen durch gesetzlich festgelegte Vergünstigungen und Vorrechte zu bestechen. Das ist Schiebermoral. Doch wo angeblich „der Wille der Masse“ den Staat bestimmt, kann auf die Dauer nichts Besseres herauskommen. Der einzelne Volksgenosse wird, nachdem das völkische Empfinden ausgerottet ist, ein aufgeblasener und doch kriecherischer Geld-, Einfluß- und Stellenjäger. „Das ist, was bei der Wahlzettelherrlichkeit herauskommt: Arroganz, gepaart mit Servilität“ sagte der ehrwürdige H. St. Chamberlain schon 1915.²⁾ Das persönliche Interesse hat das staatliche Verantwortungs- und das Rechtsgefühl an die Wand gedrückt. Mit Recht hat einer unserer treuesten Vorkämpfer, v. Bodelschwings-Schwarzenbasel, auf dem 35. Adels-

¹⁾ In dem Aufsatz „Bürgerkrieg“ in Nr. 68 der Deutschen Zeitung vom 12. Februar 1920. Papst.

²⁾ H. St. Chamberlain: Politische Ideale, S. Bruckmann, A.-G. München, S. 107.

tag gegenüber dieser Verfallserscheinung gerade auf das Wort hingewiesen, das am Denkmal des Großen Kurfürsten in der Siegesallee steht: „So will ich die Herrschaft führen, daß ich weiß, der Staat ist nicht meine private Angelegenheit.“¹⁾ So fürstlich müssen wieder alle Parteiführer, alle Beamten, ja alle Volksgenossen empfinden lernen, auch wenn sie nicht berufen sind, eine führende Rolle zu spielen. Aus dem Verantwortungsgefühl für das Volksganze erblüht dann auch wieder das wahre Rechtsgefühl. Der Kampf aller gegen alle, wie wir ihn jetzt auf Grund unserer „Freiheit“ haben, tötet das Rechtsgefühl.

4.

Ist es mit dem Rechtsgefühl unseres Millionenvolkes vereinbar, daß in dieser seiner Schicksalszeit zum Außenminister ein Mann gewählt wurde — und zwar unter sehr undurchsichtigen, anscheinend etwas brutalen Formen —, ein Mann wie Rathenau, der ganz offenkundig nicht nur der Angehörige der uns wesenfremden jüdischen Nation, sondern geradezu der Lieblingskandidat der internationalen, deutschfeindlichen Kapitalismächte ist? Diese, obendrein von einer Unehrlichkeit des Reichskanzlers Wirth gegen die Stresemann-Partei begleitete Ernennung²⁾, war eine zynische Herausforderung aller national und völkisch gerichteten Kreise, eine Verletzung des Empfindens dafür, daß ein Angehöriger eines fremden Volkstammes nie und nimmer das außenpolitische Schicksal des deutschen Volkes bestimmen darf, selbst wenn Kassegenossen dieses Fremdstämmigen zu einem gewissen kleinen Prozentsatz „deutschen Staatsbürgern“ zuzuzählen sind. Wie ich mir in einem Prozeß nicht ausgerechnet den Rechtsanwalt meines Gegners zum Vertreter meiner Belange wählen würde, ebenso wenig darf ein Nichtdeutschblütiger zum Vertreter deutscher Interessen genommen werden. Wenn die Massen der Wähler über die Judenfrage erst aufgeklärt sind, wird eine solche Ernennung unmöglich sein. Man darf nicht vergessen: auf Rathenau geht, wie er selbst bestätigt hat, zurück „die bewusste Schöpfung einer neuen Wirtschaftsordnung, die nicht vergehen kann und alle künftigen Wirtschaftsformen in ihrem Schoß trägt“. Und weiter: „Nun beschreibt Rathenau, der eigenmächtig uns in Wiesbaden zur Lieferung von 1½ Milliarden Sachwerten jährlich verpflichtet hat, den Weg in Genua, sein Angebot von Cannes von zwei Milliarden als Außenminister festzulegen: das bedeutet die endgültige Versklavung der deutschen Wirtschaft an die Internationale der Banken und Börsen, die den Frieden von Versailles beschlossen haben; unsere Feinde, die mit ebensogroßer Freude Rathenaus Ernennung begrüßt haben, wie wir mit Leid, werden natürlich Garantien verlangen; und mit schmerzlicher Gebärde wird Rathenau sich verpflichten, durch ein Reichsgesetz die deutsche Wirtschaft zu zwingen, nur noch an die deutsche Regierung zu liefern! Dann ist auf dem Umweg über unsere Feinde das Ziel, die deutsche Wirtschaft zum Sklaven und Gegenstand der Ausbeutung der Herren der Welt zu machen, voll erreicht.“³⁾

Zu diesen Plänen stimmt es auch, wenn jetzt die in Berlin stets sehr entgegenkommend behandelten Vertreter Sowjet-Rußlands andeuten, sie würden

¹⁾ v. Bodelschwingh: Gegen den jüdischen Geist. Sonderdruck aus dem Deutschen Adelsblatt Nr. 12.

²⁾ Angeführt nach der Deutschen Tageszeitung Nr. 76 vom 14. Februar 1922.

³⁾ Landrat v. Herzberg in dem der deutschen Landwirtschaft gewidmeten, sehr bezweifelhaften Aufsatz „Herr oder Knecht!“ in der Deutschen Zeitung Nr. 70 vom 14. Februar 1922.

ihreits den Vertrag von Versailles anerkennen und von Deutschland Entschädigungen aller Art verlangen, um auf diesem Wege aus deutscher Tasche die Verzinsung der französischen Anleihen bezahlen zu können. Überall sehn die jüdischen Großbankeninteressen, die jüdischen Herrschaftsabsichten und die gegen Deutschland gerichteten jüdischen Vernichtungspläne heraus.

Dagegen sind wir so gut wie wehrlos, wenn wir eine Regierungs-Koalition haben, welche letzten Endes auf einem Abkommen zwischen jüdischem Freimaurertum und Jesuitentum beruht.¹⁾ Daher mag man es an und für sich begrüßen, daß dem neugewählten Papst Pius XI. von seiner Kardinals- und Nuntiuszeit her deutschfreundliche Gesinnungen nachgerühmt werden — abzuwarten bleibt, ob er damit in irgendeiner Weise zutage treten und gar durchdringen wird. Die Wiederherstellung einer protestantischen Vormacht dürfte die Kurie in Deutschland nach wie vor stark bekämpfen. Das Zentrum als Partei steht daher auch, mit Ausnahme von Bayern, noch auf der Seite derer, die eine nationale Bewegung hintanzuhalten suchen. Es hat daher im Bunde mit Sozialdemokraten, Demokraten und den abwesenden Unabhängigen Wirth zu jenem Vertrauensvotum verholten, welches die Erfüllungspolitik nach außen und die Politik der Schwäche nach innen gutieß und somit verlängerte. Es ist eine groteske Sache um so ein Vertrauensvotum: die Schuldigen beschleunigen sich gegenseitig ihre Unschuld.

Die Erfüllungspolitik schlägt insofern dem Rechtsempfinden ins Gesicht, als sie nach wie vor auf der längst als Lüge nachgewiesenen Mär von unserer Schuld am Kriege aufgebaut ist, die auch der Revolution zur moralischen Rechtfertigung dienen muß. Maynard Keynes hat in seinem neuesten Buch „Eine Revision des Vertrages“ der Reparationskommission eine Herabsetzung ihrer Forderungen von 1312 auf 36 Milliarden empfohlen.²⁾ Den letzten Eisenbahnerstreik erklärte der Kommunist Koenen für einen „Aufruhr gegen die Erfüllungspolitik“.³⁾ Es dämmert also draußen wie drinnen.

An uns ist es, dieser „Dämmerung“ nachzuhelfen, damit sie zum hellen, klaren Licht wird, in dem das deutsche Volk endlich deutlich sieht, wohin es seine falschen Bundesgenossen, die Juden und Judengenossen, geführt haben und wo sie es noch hinführen wollen. Herrscht endlich diese Klarheit, wird auch der Klassenhaß verschwinden, die völkische Solidarität wird an seine Stelle treten, das natürliche Rechtsgefühl im Bunde mit Verantwortungsgefühl wird Platz greifen und das im Innern erstarrte Volk wird auch nach außen wieder seine alte Freiheit erringen.

¹⁾ Auffallend ist z. B. das Eintreten der Wiener Neuen freien Presse für die katholische Kirche sowie die Tatsache, daß Freiherr v. Cramer-Clett seine ultramontane Begeisterung in den — Münchener Neuesten Nachrichten abläßt.

²⁾ Nach Nr. 167 der Neuen Züricher Zeitung vom 6. Februar 1922.

³⁾ Oberfinanzrat Bang in Nr. 72 der Deutschen Zeitung vom 15. Februar 1922.

Berichtigung.

Auf Seite 152 dieses Heftes, letzte Zeile unten, ist, da die Korrektur infolge eines Versehns unterblieben ist, das eingeklammerte Wort „jüdischer?“ als irrtümlich zu streichen. Raddruck ist nicht Jude.

Die Schriftleitung.



Bücherschau.

Dietrich Schäfer: Staat und Welt. Eine geschichtliche Zeitbetrachtung. Verlagsgesellschaft Otto Elsner, Berlin. 308 Seiten. geb. M. 40.—, geb. M. 50.—, in Halbleder geb. M. 90.—.

Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk;
Doch dieses Volk ist formlos, rechtlos, schuglos,
Denn Feind, dem Nachbar hilflos preisgegeben.
Denn Volk Gehalt und Schug gibt erst der Staat.
Denn ist das höchste Gut des Volkes sein Staat.
Heißt Dahn.

An dieses hohe Lied vom Staat wird man unwillkürlich erinnert, wenn man Dietrich Schäfers neuestes tief wissenschaftliches und doch echt volkstümliches, jeden Deutschen in innerster Seele packendes Werk „Staat und Welt“ zur Hand nimmt. Wohl jeder, der sich in diesen stattlichen Band näher versenkt, insbesondere aber jeder Geschichtslehrer und Politiker, wird sich alsbald gefesselt fühlen von dem höchst zeitgemäßen Problem, das ein wie kein Zweiter hiezu Berufener hier seinen Zeitgenossen zu ernstester Beherrigung gründlich sachlich und überzeugend erörtert. Man merkt an jeder Zeile, daß der Verfasser das inhaltschwere Werk mit seinem Herzblute geschrieben, daß in dem Sechundsiebzigjährigen nochmals das heilige Feuer jugendlicher vaterländischer Leidenschaft lebendig geworden ist, als er diese hochpolitische staatsbürgerkundliche Schrift verfaßte. Ganz im Sinne Rantes, seines berühmten Vorgängers auf dem Lehrstuhle der Universität Berlin, der den Satz aufstellte: „Es ist die Aufgabe der Historie, das Wesen des Staates aus der Reihe der früheren Begebenheiten darzutun und zum Verständnis zu bringen; ein Verständnis der Gegenwart gibt es nicht ohne Kenntnis der früheren Zeiten; die eine reicht der andern die Hand“, legt Dietrich Schäfer den Begriff „Staat“ dar und zeigt, wie sich Staat und Umwelt zu einander verhalten. In der Einleitung begründet der Verfasser den Zweck der Abhandlung und die Absicht, die ihn dabei geleitet hat, und nennt die Schrift sehr treffend „eine geschichtliche Zeitbetrachtung“. Sie will Richtlinien geben für Wege, die Deutschland noch zu einer Zukunft führen können, zu dem Ziele, das erreicht werden muß, wenn unser Volk fortbestehen soll.“ Eingehend setzt er uns dann das Wesen und die Wirksamkeit des Staates auseinander, um uns zu überzeugen, daß der Urgrund des Staates Macht ist und seine innere Entwicklung von seiner

äußeren Machtstellung unabwendbar beeinflusst wird. „Der Staat steht vor allen anderen Kulturgebieten weit im Vordergrund; ... noch nie ist ein großer Gedanke zu allgemeiner, die Menschheit bewegender Wirkung gelangt ohne Beihilfe, ja Führung des Staates.“ Das ist die Tendenz der tief schürfenden Abhandlung.

Diesen Nachweis liefert aber der Gelehrte nicht in langatmigen, ermüdenden, lehrhaften Abhandlungen, sondern versteht es auch, dem Laien, dem gemeinen Mann, ans Herz zu greifen. Die 5 Einzelkapitel, in welche sich das Ganze gliedert, wahre Kabinettsstudie von Stoffbeherrschung und Überzeugungskraft, bilden jedes gleichsam eine Flugschrift für sich, die es verdiente in alle deutschen Gaue versandt zu werden, um den richtigen Staatsgedanken und damit den echten Vaterlandsglauben neu zu beleben und den Irrwahn von der Internationale zu zerstören. Es ist mir unmöglich, in diesem engen Rahmen auf den Inhalt der einzelnen Abschnitte näher einzugehen, sie sprechen für sich selbst: I. Die Bedeutung des Staates. — II. Der Staatsgedanke als Quelle der Macht. — III. Der deutsche Staat. — IV. Der Weltkrieg. — V. Deutschlands Lage. — Dabei führt uns der Verfasser durch alle Epochen der Kulturgeschichte, zeigt uns die Entstehung der Staaten und das Prinzip ihrer Erhaltung, die Ursachen ihrer Blüte und ihres Verfalls auf und führt uns die weltgeschichtlichen Zusammenhänge vor Augen. Zu prophetischer Höhe erhebt er sich vor allem im letzten Buche „Deutschlands Lage“, in dem er die katastrophale Wirkung des Zusammenbruchs und des unseligen Gewaltfriedens auseinanderlegt und den Unterschied zwischen der Denkweise der deutschen und ausländischen Sozialisten aufdeckt. Wenn je ein Buch zeitgemäß gewesen, ist es dieses. Jedes seiner goldenen Worte ist ein Samenkorn, gesät in die Furche der Zeit, auf dem Acker des Deutschtums, und bestimmt betrübtlich aufzugehen und heranzureifen zu einer neuen Ernte echten deutschen Staatstums der Zukunft. Möchte dieses bedeutsame Werk des weithin bekannten Historikers, des mutigen unentwegten Vorkämpfers für deutsche Art und Macht, in möglichst viele Hände kommen. Seine Gedanken sind richtunggebend und grundlegend für den Wiederaufbau deutscher Macht.

Nachschrift. Für die zweite Auflage würde sich die Beigabe eines Personen- und

Sachregisters empfehlen, um die Benutzung noch zu erleichtern. Auch sei an dieser Stelle noch warmstens empfohlen die 1919 im Verlag J. S. Lehmann erschienene Schrift deselben Gelehrten „Wie wurden wir ein Volk? Wie können wir es bleiben? Preis M. 12.—, sowie dessen bei Kriegsausbruch im Kurt Wolff-Verlag Leipzig herausgegebene Abhandlung „Staat und Volk“. (Preis jetzt 4 M.), die beide das obengenannte Werk trefflich ergänzen. G. Widenbauer.

Dr. Erwin Goerle, Niedergang und Neubau der deutschen Volkswirtschaft. Eine politisch-volkswirtschaftliche Untersuchung, 1922. Staatspolitischer Verlag, G. m. b. H., Berlin S. 68. Preis 12 M.

Während in unserer Zeit die bei weitem meisten volkswirtschaftlichen Schriften, die sich mit Deutschland beschäftigen, entweder nur seinen Niedergang erklären oder die Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände nachweisen, macht die vorliegende, leicht faßbare, knapp formulierte, gut geschriebene Arbeit einmal den Versuch, positive Wirtschaftspolitik zu leisten. In der Ablehnung der Versteifung in das Negative ist schon ein Vorzug an sich zu sehen. Das Buch regt zudem zum Nachdenken über das, was geschehen soll, lebhaft an und tritt der Gebenlassenspolitik, der unsere Regierung, sehen wir von Reparationen und Steuern ab, zu sehr huldigt, entgegen.

Da nach dem Kriege und dem Versailler Diktat nebst den sich daran anschließenden Zwangsmaßnahmen Deutschland aus der Weltwirtschaft zum nicht unerheblichen Teile ausgeschlossen sei, müsse eine Umstellung der Wirtschaftspolitik auf die Betonung der Entwicklung der Binnenwirtschaft gerichtet sein: die Landwirtschaft müsse so ergiebig werden, daß sie den Bedarf der Nation an Lebensmitteln decke, und die Industrie und der Handel haben mehr als bisher für die Landwirtschaft tätig zu sein, um sie zu heben. Dieses Programm ist seit Bismarcks Eingreifen in die äußere Handelspolitik gar oft bei uns vernommen und ebensooft mit dem gegenteiligen einer zunehmenden Verflechtung in die Weltwirtschaft bekämpft worden. Das Ergebnis dieser sich widerstrebenden Bestrebungen war in der Regel ein Kompromiß, wenn auch unter mehrfachen Schwankungen, meßbar an der Zollgesetzgebung und den Handelsverträgen. Auch in Zukunft wird die praktische Politik nicht anders werden, wie das in dem Parteiwesen begründet ist, wenn bei ihr auch neben dem Zollwesen für Agrarprodukte die Ansiedlung von Bauern und Kleinrenten, mehr als in der Vergangenheit, in dem Vordergrund stehen mag.

Wenn das Buch seinen industriellen Exporturs vornehmlich nach Osteuropa hinrichten will, wofür gar manches spricht, so darf der landwirtschaftliche Zoll nicht übertrieben hoch werden, da jede Handelsvertragspolitik unter dem Zeichen „do ut des“ steht, da der agrare europäische Osten nur unsere Fabrikate willig aufnehmen wird, wenn wir seinen Getreideüberschuß zulassen. Daraus folgt, daß die intensivere Gestaltung unseres Ackerbaues, die trotz aller Fortschritte der Landwirtschaftslehre ohne entsprechende Preise nicht auskommen kann, nur in mäßigem Tempo wird zunehmen können.

Der Verfasser des Buches verkennt die praktischen Schwierigkeiten nicht, die sich der Ausführung seiner Ideen — Kultivierung der Moore und Ödländereien, Aufteilung eines Teiles des Großgrundbesitzes für die innere Kolonisation, intensivere Landwirtschaft mit Bevölkerungsverdichtung auf dem Lande — entgegenstemmen, wodurch das Ziel an sich nicht aufgehoben wird, das aus den gegenwärtigen Verhältnissen heraus gesetzt ist und dankbar anerkannt zu werden verdient.

Indessen wird man sagen müssen, daß wir den Weg, auf dem wir seit mehr als 80 Jahren in die Weltwirtschaft hineingeschritten sind, bei der bestehenden Volkszahl und der Einstellung eines großen Volksteiles auf Industrie und Handel nicht werden zurückwandeln können. Das Günstigste, was zu erwarten steht, ist, daß wir soviel Bevölkerung in die landwirtschaftlichen Betriebe werden ablenken können, als der Menschenzuwachs beträgt, also daß wir den einseitigen Industriestaat nicht weiter forzieren, sondern ihn lassen, wie er ist, und zwar unter seiner Anpassung an die Absatzländer, die uns offen stehen werden. Die Voraussetzung dazu ist allerdings, daß Deutschland im wirtschaftlichen Vollerleben sich wird wieder frei bewegen können. Wenn der Gewaltfriede von Versailles in allen Punkten ausgeführt werden wird, so haben wir überhaupt keine Zukunft, und ob wir dann autarkische oder weltwirtschaftliche Politik betreiben wollen, ist ganz gleichgültig.

A. Sartorius von Waltershausen.

Arnold Wagemann, Richter am Amtsgericht in Bochum: Schrift Deutsches Recht. Flugschrift. 80 Pfg. Zu beziehen von der Geschäftsstelle des Bundes für Deutsches Recht, Bochum, Marktstr. 8.

Der verdienstvolle Leiter des Bundes für Deutsches Recht hat in dieser Flugschrift die Kritik an dem geltenden un deutschen Recht und die Grundzüge für ein deutsches Recht wirkungsvoll zusammengefaßt. Viele Bünde und reformerische deutsche Menschen schließen sich ihm an. R. D.

Richard Müller-Freienfels: Die Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur. Ein volkscharakteriologischer Versuch, C. S. Becke Verlagbuchhandlung. München 1922. 228 Seiten.

Der Verfasser führt aus, wie der Deutsche eine andere Anlage hat als der Franzose, eine andere als der Engländer, der Italiener, der Jude usw. Er will die Unterschiede verstandesgemäß (rational) feststellen. Zwischen Einzelnen wie Völkern, meint er, ist nur dort die Möglichkeit wertvoller Beziehungen vorhanden, wo man sich und andere richtig und unvoreingenommen einschätzt. Unterschiedenheit und wechselseitige Ergänzung sind fruchtbarer als Gleichmacherei und Nachahmung. Nötiger ist es als je, daß der Deutsche sich auf sich selbst besinne, auf seine Schwächen und auch auf seine Stärke. Wagemann will wieder die Grundzüge deutschen Rechtslebens herausarbeiten. Darin werden wir ihm alle zustimmen. Die Frage ist nur die, welche Wege zum Ziel führen. Können es Lehrgemeinden deutschen Rechts tun, können wir zurück zu einem Leit- und Wunschbild deutscher Gemeinde? „Die Gemeinde, auch die Stadt mit den sie versorgenden Dörfern, soll eine Einheit sein, sich auf eigenem Boden durch die eigne Tatkraft erhalten. Die Gemeinde muß in ihrem Wirtschaftsleben selbständig dastehn. Kein anderer Wille hat in der Gemeinde Bedeutung als der Wille der Bürgerschaft, welche in Viertelschaften zerlegt, im Kreise der ihnen nach Fähigkeiten und Charakter bekannten Mitbürger über alle die Fragen berät, welche das gemeine Wohl verlangt. Diese Gemeinden haben sich freiwillig, nur dem Zwange des Bluts und dem eignen Bedürfnis folgend zusammenzuschließen zu Stämmen (Franken, Schwaben, Alemannen, Niedersachsen usw.) in dem Bewußtsein, daß die größeren Aufgaben der Gemeinden nur durch festen dauernden Zusammenschluß zu größeren Kreisen sachgemäß sich durchführen lassen. Diese Stämme treten ebenso freiwillig zusammen zum Deutschen Reich, einer Zusammenfassung aller derer, welche gleichen Bluts sich fühlen.... Ob wir den Reichsleiter König oder Kaiser nennen, ist unwichtig; wichtig ist, daß die Leitung stets in den Händen dessen liegt, den das allgemeine Vertrauen zu diesem Amt erhob.“

Wir können die leisen Zweifel nicht unterdrücken, wie wir aus den bestehenden Zuständen durch noch so theoretische Vertiefung zu dem Wunschbild Wagemanns kommen. Die bestehenden Zustände sind zwar nicht unwandelbar, aber zunächst stützen sie sich doch auf eine Mehrheit. Und diese Mehrheit hat politischen Willen. Sie setzt ihn auch mit Jauch, mit Gewalt, mit Streit

durch. Nimmt man selbst eine kleine Gemeinde, wesentlich Bauernwirtschaften bet, ungefähr 200 Einwohner: es sind darin doch 20 Gelegenheitsarbeiter; im Sommer arbeiten sie ab und zu, im Winter melden sie sich krank und beziehen ein recht ansehnliches Krankengeld. Es wird doch immer Kampf zwischen diesen so verschiedenen Leuten der Gemeinde geben, ein Zusammenhalt wird nie sein. Zur Urgemeinde könnte man doch nur kommen, wenn wir vollständig ins Chaos gerieten und wenn wir — zweitens — uns daraus mit eignen Kräften in einer neuen Art Volksaufbau etwa wie zur Zeit der Völkerwanderung aufrichten könnten. Sind das Wirklichkeiten, worin wir als schaffende tätige Menschen wirken wollen, wirken können? Wir können doch im Rechtswesen nur weiterkommen durch einen allmählichen Abbau der bestehenden fremden Einrichtungen, durch eine schrittweise Rückbildung von all den Aufspaltungen und Überfremdungen der westlichen und sonstigen Anempfindungen zu immer größerer deutscher Selbständigkeit und Stetigkeit. Dazu muß man die im Rechtswesen herrschenden Kräfte mit ihren eignen Mitteln bekämpfen und man muß politische Leidenschaft aufbringen. Daran fehlt aber in den nicht westlichen Kreisen des Rechtslebens alles, aber auch alles! Und dann: es ist wohl etwas zu viel nach rückwärts gesehen und zu viel der Freiwilligkeit vertraut. Der deutsche Geist trägt seine Möglichkeiten in der Zukunft und dann noch etwas, was man bei Müller-Freienfels nachlesen mag (S. 104): „Mag man es unpolitischen Sinn scheitern, die Tatsache läßt sich nicht ableugnen. Niemals wird eine Regierung, die durch Wahl zustande gekommen ist und von heute auf morgen gestürzt werden kann, in Deutschland genug Autorität besitzen, niemals auch wird durch rationale Gründe, mögen sie rednerisch noch so glänzend vorgetragen werden, Deutschland zu regieren sein. Es will die starke Hand, der es sich freiwillig beugt. Tief im Volkscharakter liegt es, daß keine Regierung in Deutschland vom Volle selbst gestürzt worden ist. Die letzte und einzige Revolution, die wir in Deutschland kennen, ist von russischen, englischen, französischen Ideen gemacht worden. Die deutsche Veranlagung muß vom Willen geleitet werden, kann sich nicht selbst durch die ratio lenken.“

Diesen Ausführungen von M. F. kann man nur zustimmen. Sie decken sich mit Sonntags Worten:

Und das Klügste, Beste, Bequemste
Und auch freien Seelen weitaus Genehmste
Heißt doch schließlich, ich hab's nicht beht,
Festes Gesetz und fester Befehl.

Wobei man freilich unter Gesetz nicht eine äußerliche Maske und Fassade verstehen darf.

K. D.

Heinrich Heersfahrt: Das Problem der berufsständischen Vertretung von der französischen Revolution bis zur Gegenwart. Stuttgart und Berlin 1921, Deutsche Verlagsanstalt. 193 S.

Seit dem Niedergang der absolutistischen Staats-Idee hat die Erörterung der zweckmäßigsten Form, in der das Volk an den Aufgaben des Staates mitwirken soll, im politischen Schrifttum einen sehr großen Raum eingenommen, aber es fehlte bisher an einer zusammenfassenden kritischen Betrachtung des zu allen Zeiten, von der französischen Revolution bis zur Gegenwart verfolgten Gedankens, die Volksvertretung nicht auf irgendwelchen Privilegien oder auf der Verschiedenheit der politischen Anschauung, sondern auf der natürlichen, beruflichen Gliederung der Gesellschaft aufzubauen. Dieser Aufgabe hat sich Heersfahrt mit großer Sachkenntnis und Gründlichkeit unterzogen. Er verfolgt zunächst die geschichtliche Entwicklung des berufsständischen Problems, sagt im 2. Teil seines Buches die gewonnenen Gesichtspunkte zusammen und leitet daraus die Folgerungen ab für die Beurteilung der gegenwärtig zu lösenden gesetzgeberischen Aufgaben.

Ein besonders lesenswertes Kapitel bilden die Ausführungen über den Standpunkt, den Bismarck gegenüber einer berufsständischen Vertretung eingenommen hat. Für ihn „stand im Vordergrund die Sorge, daß die Parteien die Regierung nicht genügend mit sachlichem Erfahrungs- und Tatsachenmaterial unterstützten und daß sie durch künstliche Verschärfung der Gegensätze den Gang der Staatsmaschine erschwerten.“ Die praktischen Folgerungen, die der Kanzler aus dieser betrüblichen Erkenntnis gezogen hat, sind in zwei getrennten Gedankengängen niedergelegt: „Einmal in dem Plan, das allgemeine gleiche Wahlrecht, ebenso aber auch das preußische Dreiklassen-Wahlrecht durch eine neue Form berufsständischer Vertretung zu ersetzen; zweitens in dem Versuch, neben dem Parlament in seiner derzeitigen Form einen aus Berufsvertretern zusammengesetzten Volkswirtschaftsrat mit rein beratenden und gutachtlichen Befugnissen zu stellen.“ (Bekanntlich sind diese Bemühungen Bismarcks durch die um ihre Machterstellung besorgten Parteien vereitelt worden).

Nicht minder beachtenswert ist Heersfahrts scharfsinnige Würdigung des deutschen Kätegedankens, durch den das Problem der berufsständischen Vertretung — fast zu

plötzlich — der Verwirklichung näher gebracht wird.

Die Forderung nach einer Änderung der parlamentarischen Form geht jetzt nicht mehr von einigen Staatsmännern oder Gelehrten aus, sondern von einer ihrer Macht bewußt gewordenen Klasse, dem Arbeiterstand; während man im Staat der Vortriebszeit im Repräsentativsystem den Schlüsselpunkt aller politischen Weisheit erblickt hatte, wird heute verlangt, daß jedem Einzelnen Gelegenheit gegeben werde, persönlich seine Belange zu vertreten und auch auf die Geschichte der Volksgesamtheit mitbestimmenden Einfluß auszuüben. Das ist eine ganz neue Phase in der staatlichen Entwicklung, deren bewegende Ursachen vielleicht tief in der Volksseele schlummerten und bis auf die Vorstellung unserer germanischen Vorfahren vom Verhältnis zwischen Staat und Individuum zurückzuführen.

Das klar geschriebene und — was heutzutage auch erwähnenswert ist — schön gedruckte Buch sollte nicht nur von Politikern, sondern von jedem Deutschen gelesen werden, der nach einem gangbaren Ausweg sucht aus dem Elend, das volksfremde Demagogen und pseudodemokratischer Parlamentarismus über uns gebracht haben.

Ta.

Otto Kernholt: Vom Shetto zur Macht. Die Geschichte des Aufstiegs der Juden auf deutschem Boden. 1.—3. Auflage. Verlag Theodor Weicher, Leipzig-Berlin. Geh. 40 Mk., geb. 46 Mk.

„Nun sind wir auf den Tod erkrankt, und nur schnelle und durchgreifende Mittel können uns am Leben erhalten. Wadere Ärzte sind bereits bei der Arbeit, um allen Anfeindungen zum Trotz zunächst die augenblickliche Gefahr zu bannen und der dringendsten Judennot zu wehren.“ So Kernholt im Vorwort seines Werkes. Dies Werk aber beweist, daß Kernholt selbst einer der „wadersten Ärzte“ ist, die wir in Deutschland haben. Denn der erste und wichtigste Schritt, den wir zu tun haben, um in ein fruchtbares, gedeihliches Verhältnis zur Judenfrage und zum Judentum zu gelangen, ist und bleibt die reifliche Aufklärung über den wahren Charakter des Juden, über seine Ziele und über seine Methoden, andere geistig und wirtschaftlich zu unterjochen. Das vorliegende Buch ist nun, neben den Werken von Chamberlain, Stryman, Naumb und Meißner, ein ganz ausgezeichnetes Aufklärungsmittel. Es ist eine gründliche und ausführliche Arbeit, die das Wichtigste, nach großen maßgebenden Gesichtspunkten geordnet, klar und überzeugend darstellt. Mit vornehmter Sachlichkeit, dabei aber mit leidenschaftlicher Liebe zum „Patienten“, dem deutschen Volke,

geschrieben, mit dem Mut der Wahrheit, der dem „Patienten“ keine bitteren und unbequemen Erkenntnisse schenkt, erfüllt es tatsächlich eine Sendung und schließt eine fühlbare Lücke in der einschlägigen Literatur. Es sollte möglichst weite Verbreitung finden. Vorausichtlich wird der Verfasser, schon mit Rücksicht auf sicher kommende neue Auflagen, seine Forschungen ständig weiter betreiben und noch so manchen Abschnitt neu anfügen. Wenn Anregungen gestattet sein sollten, so würde ich u. a. eine Untersuchung über den Einfluß der Juden auf unsere Rechtsgestaltung und Rechtsauslegung vorschlagen; ferner, vielleicht schon als grundlegende Einführung, eine Abhandlung über „Judentum als Lebensform“. Doch muß ich es natürlich dem Verfasser überlassen, ob ihm dies als über den Rahmen seines Werkes hinausgehend erscheint. Zu berücksichtigen wären wohl später auch die Arbeiten von Friedrich, Ch. Ch. Meyer u. a. aus unserer Zeitschrift. — Durchaus nicht als Vorwurf sondern lediglich zur Feststellung sei darauf hingewiesen, daß die Begründung unserer Zeitschrift nicht ganz richtig dargestellt ist. Plan und Anregung zu ihr stammen von mir. (Vgl. die Chamberlain-Biographie von Leopold v. Schröder).

Dr. E. Kühn.

H. Chr. H. Meyer: „Der Jude und sein Slaventum“, eine Studie zur Geschichte des Gaunertums. Deutscher Volksverlag, Dr. E. Voepfle, München, Adelheidstr. 36. Preis M. 4.50.

Die vorliegende Schrift des Kriminalisten H. Chr. H. Meyer ist die einzige ihrer Art. An und für sich gibt es ja wenig Bücher über das Gaunertum; in wie weit das Judentum mit dem Gaunertum zusammenhängt, ist hier zum erstenmal ausgesprochen. Dieses Stillschweigen ist um so verwunderlicher, als beinahe jedermann weiß, daß die Gaunersprache, das Rotwälsch, mit sehr vielen jüdischen Worten durchsetzt ist, und daß wir u. a. in den alten Berichten über die niederdeutschen und brabantischen Räuberbanden immer wieder auf den Juden als Organisator und Hehler der negativen Gesellschaft hingewiesen werden. Für den Kenner der Judenschaft ist es nicht ohne Reiz, Vergleiche zu ziehen zwischen dem Gaunertum im landläufigen Sinn und den verkappten Dieben und Hehlern unserer Zeit, die als Ehren- und Biedermänner den Raub, den Mord und den Diebstahl im Großen betreiben. Aus dem Inhalt seien folgende Kapitel angeführt: 1. Entstehung des mittelalterlichen Proletariats. 2. Entstehung des gewerbmäßigen Gaunertums. 3. Die sogenannte Gaunerliteratur. 4. Der

Jude als Slavenhalter. 5. Das Wesen des gewerbmäßigen Gaunertums. 6. Der Jude als Gauner. 7. Gaunersprache und Kabbala. 8. Das Weib im gewerbmäßigen Gaunertum. 9. Der Weltparasit und sein Ende. 10. Ausblick in die Zukunft.

Gottlob Egelhaaf: Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. 2 Bde. 1. Aufl. (21.—25. Tausend). Stuttgart 1920, A. Krabbe Verlag (E. Gußmann). Preis 60 M., gebunden 75 M.

Egelhaafs Buch, das uns die Zeit von 1871 bis zur Gegenwart vorführt, ist zweifellos das beste unter allen Veröffentlichungen seiner Art. Es vereinigt die Eigenschaften, sehr Stoffreich und gut lesbar zu sein, und zeichnet sich durch gesunde Auffassung aus. Natürlich wird unser Wissen durch neue Quellenerschließungen beständig vermehrt, und das wiederholte Durchdenken der jüngsten Vergangenheit an der Hand der neuesten Erfahrungen schärft unsere Erkenntnisse. Aber die große Stoffbewältigung, die E. fertig gebracht hat, verdient Anerkennung und Dank. Wir wünschen dem Buch die stärkste Verbreitung. Eine Anmerkung mag zu dem Abschnitt über den 4. August 1914 (Bd. 2 S. 129) gemacht werden. Die Erklärung, die der sozialistische Abg. Haase abgab, begründet seine Zustimmung zum Krieg mit der Notwendigkeit des Kampfes gegen den „russischen Despotismus, der sich mit dem Blut des eigenen Volkes besetzt hat“ (vgl. A. Arbeit, Kernworte des Weltkriegs S. 26). Wenn es charakteristisch ist, daß die demokratischen Kreise überhaupt in Rußland den Hauptgegner sahen, so ist jene Begründung von besonderer Art. Im Zusammenhang mit dem, was wir weiterhin erlebt haben, werden wir anzunehmen haben, daß der Abg. Haase den russischen „Despotismus“ in erster Linie als Antisemitismus betämpfen wollte, wogegen ihm anderes viel weniger am Herzen lag.

Ich benutze die Gelegenheit, um auf die in gleichem Verlag erschienenen „Historisch-politischen Jahresübersichten“ von Egelhaaf (seit 1908), ein sehr nützliches Unternehmen, hinzuweisen. Seit 1920 werden sie in erweiterter Gestalt von Prof. H. Haug fortgesetzt und ersetzen jetzt einen Geschichtskalender. Die sachkundig und mit bewundernswerter Zuverlässigkeit gearbeiteten Übersichten der wichtigsten Ergebnisse der einzelnen Jahre verdienen ein allgemeines Hausbuch zu sein, zumal die Auswahl mit dem scharfen Blick für unsere völkischen Belange getroffen ist.

Freiburg i. B.

G. v. Below.



Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, S. St. Chamberlain, S. Claß, Professor R. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat A. Seeburg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. S. Lehmann, München

Bezugspreis: vierteljährlich M. 24.—, Einzelheft M. 2.—

Postcheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594

Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München

6. Jahrgang 1922

Heft 4

April

Von der Sendung des deutschen Geistes.¹⁾

Rede bei der von der Universität Jena veranstalteten Feier zur 51. Wiederkehr des Jahrestages der Gründung des Deutschen Reichs, gehalten am 18. Januar 1922.

Von Professor Dr. Bruno Bauch, Jena.

In tiefer innerer Zwiespalt muß für uns den heutigen Tag kennzeichnen. Vor jetzt über einem halben Jahrhundert hatte unser Volk die heiß und sehnstuchsvoll erstrebte Einheit seines Reiches gewonnen. Jener wunderbare große Mann, der vor allen anderen sie geschaffen, Bismarck, und unsere Väter, die sie, wiederum vor allen unter der starken, staatsmännischen Leitung seines Geistes und sodann auch unter der Führung der Besten ihrer Zeit durch Arbeit, Kampf und Sieg erreicht, hatten glauben und hoffen dürfen, daß dieser Tag dem deutschen Volke immer der Tag der deutschen Einheit sein und bleiben werde. Und heute scheint ein großes Erbe schmachlich vertan. Trotz der Einheit des Deutschen Reiches Uneinheit des deutschen Volkes überall. Deutsches Land ist verstümmelt und zerstückelt. Unentbehrliche Glieder sind durch Willkür und Gewalt aus dem deutschen Staatskörper gerissen. Millionen deutscher Brüder schmachten unter dem Joch der Fremdherrschaft. Im Inneren sind wir, nicht bloß politisch, zerspalten und zerklüftet in Parteien, die leider eben nur Parteien sind, d. h. dem ursprünglichen Wortsinne entsprechend bloße Teile des Volksganzen, von ihrer Parteifucht, die immer organisierte Selbstsucht ist, so geblendet, daß ihnen der Blick für das Volksganze, für die Volksgemeinschaft geraubt ist. Für den, der sein Volk wahrhaft liebt, ist diese innere Zerrissenheit, und das will viel sagen angesichts unserer ungeheuren wirtschaftlichen Not, die schmerzlichste und tiefste aller Nöte des Volkes. Denn solange gerade diese Not besteht, wird unser Volk auch alle anderen Nöte nie überwinden,

¹⁾ Als Sonderdruck erschienen. Preis: einzeln M. 1.50, 10 Stück je M. 1.20, 100 Stück je M. 1.—, 1000 Stück je 0.80 Pf.

wird es nie wieder frei atmen können in der Welt. Nur wenn ihm eine innere Einheit beschieden wird, kann es sich aus seinem Zusammenbruch, der in seiner Tiefe kein Beispiel hat im geschichtlichen Leben, wieder erheben. Man versteht darum die Geschichte schlecht, wenn man das Elend und den Jammer unserer Zeit mit der Zeit der Erniedrigung vor 115 Jahren vergleicht und sich der trügerischen, wirklichkeitsfremden Hoffnung hingibt, auch für uns könne der Erniedrigung so rasch der Aufstieg folgen, wie einst für unsere Urgroßväter. Damals war das deutsche Volk zwar auch erniedrigt, aber im Inneren nicht so tief und unselig zerspalten, wie wir. Es teilte mit uns zwar die äußere Erniedrigung, aber nicht die innere Zerrissenheit. Darum sind wir heute einem Aufstieg unvergleichlich ferner. Vor einem Jahrhundert durfte die Hoffnung ausgesprochen werden, daß das deutsche Volk, was ihm an seiner äußeren Stellung verloren gegangen wäre, durch geistige sittliche Kräfte ersetzen könnte. Wo aber gewahren wir heute diese geistigen sittlichen Volksträfte, die ebenso geistig und sittlich, wie Volksträfte, also Kräfte im Dienste des Volksganzen, wären? Sind das nicht immer noch Ausnahmen, die nicht ihrem eigenen persönlichen und Parteivorteile nachjagen, sondern wirklich der Volksgemeinschaft dienen? Taumelt nicht gerade heute, wo unser Volksganzes am Abgrunde steht, immer noch ungezügelter Selbstsucht in blinder Eier dem bloßen Genuß des Lebens nach? Fast scheint es, als sei gerade für unsere Zeit das Wort unseres größten Denkers bestimmt, daß, wenn eine Zeit kein höheres Lebensziel als den „Genuß des Lebens“ kenne, sie geradezu einen „Haß gegen die Vernunft“ nähren müsse, und das schließlich in solchem Maße, daß ihr selbst „Künste und Wissenschaften“ als bloßer „Luxus“ erscheinen würden.

Unsere innere Einheit ging uns aber nicht etwa erst durch Krieg und politische Revolution verloren. Sahen wir sie doch gerade in den Augusttagen 1914 noch einmal in erhabender Größe vor uns aufsteigen. Und doch war das nur, wie ein letztes gewaltiges Aufflammen vor dem Erlöschen ihrer heiligen Glut. Diese ward längst allmählich zum Ersticken gebracht. Der Tag aber, an dem der erste erstickende Erdwurf in sie gesenkt wurde, war der Tag, an dem dem Manne, dem wir unsere Einheit verdankten, Undank seine Tat damit lohnte, daß ihn Selbstüberschätzung und Mangel an Ehrfurcht vor seiner überragenden Größe von seinem Platze drängten. Dieser Mangel an Ehrfurcht, diese Selbstüberhebung beraubten unser Volk seines altbewährten staatsmännischen Führers und ließen neue echte Führerpersönlichkeiten nicht aufkommen. Über diese geschichtliche Wirklichkeit soll uns auch heute kein menschliches Mitgefühl hinwegtäuschen. Gleichviel ob es menschlich angebracht sein mag oder nicht, es bleibt jedenfalls in politischen Dingen der unzuverlässigste Berater, weil diese ganz allein auf klare Einsicht und starken Entschluß gestellt sind. Seien wir darum in klarer Einsicht vor allem ehrlich gegen uns selbst, sehen wir furchtlos der Wahrheit und der Wirklichkeit ins Gesicht. Denn nur, wenn wir wissen, wie es in Wahrheit und in Wirklichkeit um uns bestellt ist, können wir Wege und Mittel finden, uns durch Entschluß und Tat zu helfen. Lernen wir verstehen, wie politisch gänzlich führerlos nach dem Sturze Bismarcks, wie sehr von allen guten Geistern verlassen alles in unserem Volke dem äußeren Scheinerfolge nachjagte, wie wir scheinbar einen großartigen Aufstieg erlebten, der in Wahrheit aber ganz aufs Äußere gerichtet und darum eben nur der äußere Glanz war, der uns über den inneren Niedergang hinwegblendete und es uns verbarg, daß, je länger, desto mehr dem Staatsganzen

jenes Volksganze fehlte, das allein getragen sein kann vom Geiste der Volksgemeinschaft. Allüberall hat sich an die Stelle des Geistes und der Gemeinschaft ein solcher Götzendienst des Nutzens gerückt, daß heute das Wort Schopenhauers, es sei „das Vorrecht des Genies, unnütz zu sein“, nicht bloß den breiten Schichten des einstigen Volkes der Dichter und Denker, sondern auch vielen von denen, die sich vielleicht selber für Dichter und Denker halten mögen, so unverständlich sein wird, daß es ihnen geradezu alsbarer Unsinn erscheinen muß. So tief ist in der Tat heute unser Leben in die Niederungen der Selbst- und Nützlichkeitssucht gesunken, daß dieser Zeit in ihrem Haß gegen Vernunft und Geist die Vernunft zum Unsinn, die Wohltat der Vernunft zur Plage wird. So weit sehen wir heute den Haß gegen die Vernunft und die Wahrheit, sehen wir den Unsinn heutigen Tages sich versteigen, daß deutsche Volksangehörige das deutsche Volk mit der Kriegsschuldlüge belasten und sich und ihr eigenes Volk in den Augen der ganzen Welt schänden, und dies alles in der wahrwichtigen Nützlichkeitsverblendung, als könnten sie damit wirklich einen äußeren Vorteil erlangen. Man träumt bei uns von abstrakten Allerweltsgemeinschaftstheorien, aber die konkrete wirkliche Volksgemeinschaft will man nicht sehen; alle konkreten Forderungen der Vernunft überhört man und rennt dabei immer in der Selbsttäuschung, gerade recht im Wirklichen und Konkreten zu Fuß, abstrakten verblasenen Phantomen nach. Gerade solche Selbsttäuschung ist charakteristisch für den Abfall vom Geist, für den allgemeinen Aufstand gegen Vernunft und Geist.

Unsere Lage ist darum so furchtbar ernst, daß wir sie gar nicht furchtbar und ernst genug denken können, weil es aussieht, als habe deutscher Geist überhaupt keine Bedeutung für die Weltgeschichte des Geistes. Über die Furchtbarkeit dieser Lage sollen wir uns nicht einen Augenblick täuschen. Diese härteste Wirklichkeit muß in ihrer ganzen wirklichen Härte genommen werden, wie sie wirklich ist. Aber trotzdem, trotz aller Furchtbarkeit und allen Ernstes, brauchen wir nicht zu verzweifeln. Es ist wiederum die Wirklichkeit, und zwar die allerkonkreteste Wirklichkeit, die Geschichte, die uns Mut geben kann, gerade weil sie uns Vertrauen zum deutschen Geiste geben kann. Freilich kann Geist nur immer wieder vom Geiste auch in der Geschichte gefunden werden.

Es ließe sich mit dokumentarischer Sicherheit, Zug um Zug und Schritt für Schritt, bis ins Einzelne an der Hand der Geschichte nachweisen, daß das Unheil, unter dem wir Deutsche heute leiden, nicht gerade dem deutschen Geiste entsprungen ist, daß es von fremdem Geiste in deutschen Geist verpflanzt ist. Unsere Offenheit auch für fremdes Leben ist ja nicht bloß ein Vorzug. Sie ist auch unsere, schon von Sichte gezeigte, verhängnisvollste Schwäche. Hier liegt unsere Schuld. Darum ist unser Volk dem fremdvölkischen Einflusse zersetzender Selbst- und Nützlichkeitssucht in allen ihren Formen, von der dem Augenblicke hingeebenen Genußsucht bis zur weitausschauenden, genau rechnenden Geldsucht, erlegen. Doch dieser Nachweis des Fremden in uns soll hier nicht versucht werden.

Was uns viel mehr nützt, das ist vor allem, daß wir uns auf uns selbst besinnen. Diese Selbstbesinnung aber kann uns zeigen, daß auch dem deutschen Volke eine Sendung für die Geschichte der Menschheit beschieden ist. Und daß wir uns der Sendung des deutschen Geistes wiederum bewußt werden, dazu kann uns gerade ein Gedanktag, wie der heutige, verhelfen. Dem Gedanken an die Sendung des deutschen Geistes soll unsere heutige Feier dienen.

Deutscher Geist ist es gewesen, der auf dem Gebiete des Geisteslebens der Menschheit so entscheidend eingriff, daß von diesem Eingreifen her die ganze Kultur Menschheit ein neues Zeitalter datierte, das sie eben als das der Neuzeit bezeichnete. Zwar noch auf dem Übergange vom Mittelalter zu dieser neuen Zeit stehend, hatte doch schon ein deutscher Kardinal, Nikolaus von Cues, dem allerdings auch bereits dem Altertum nicht fremden Begriff des Unendlichen eine ganz neue Bedeutung dadurch abgewonnen, daß er ihm, dem großen Leibniz damit vorarbeitend, zum ersten Male eine wirklich mathematische Fassung zu geben suchte und ihm gerade in dieser eine Anwendung auf die gesetzliche Ordnung der Natur erarbeitete. Ein deutscher Domberr, Nikolaus Copernicus, zerschlug wiederum mit der Kraft des mathematischen Denkens unser sinnfälligtes Weltbild und richtete durch den Sieg des wissenschaftlichen Denkens das neue astronomische Weltbild auf. Ein deutscher Mönch, Martin Luther, diese wunderbarste und herrlichste Kraft deutscher Sittlichkeit und Religiosität, aber war es, der der ganzen Kultur Menschheit das größte Geschenk brachte, das ein Mensch ihr bringen konnte: jene innere Freiheit, jene „Freiheit eines Christenmenschen“, die die Willkür überwindet und gerade darum wahre Freiheit ist, weil sie zugleich Selbstbindung und Gottgebundenheit ist.

Ich habe schon einmal in anderem Zusammenhange und bei anderer Gelegenheit darauf hingewiesen, wie sehr dieser drei Männer Geist und Stellung zugleich die Tragik kennzeichnen, die der deutsche Geist in dem von ihm herausgeführten neuen Geistesleben selbst zu durchleben hatte. Alle drei sind Deutsche und alle drei sind Priester gewesen. Das ist nicht bloß Sinnbild, das ist geradezu und im eigentlichsten Sinne Verkörperung jenes historischen Gesamtprozesses, in dem der deutsche Geist den Widerstreit zwischen dem neuen Kulturschaffen und der Überlieferung am schwersten und unmittelbarsten unter allen Kulturvölkern des Abendlandes durchzukämpfen hatte. Das wiederum macht es begreiflich, daß gerade das deutsche Volk, das diese anderen Völker alle, vor allem durch die Reformation, einem neuen Geistesleben entgegengeführt hatte, dessen Segnungen in vollem Umfange sehr viel später am eigenen Leben erfahren sollte, als die anderen. Denn auch damals schon führte das neue Leben unser Volk in einen Zustand religiöser und politischer Zerrissenheit hinein.

Es hatte nicht allein für die Sittlichkeit und Religiosität, sondern auch für die ganze Wissenschaft, für die Philosophie, Mathematik und Naturforschung das neue Zeitalter herausgeführt und war auf geschichtlichem Gebiete reich beteiligt an der Erneuerung der Antike. Aber seine wissenschaftlichen Leistungen kamen zunächst allein anderen Völkern zugute. England und die romanischen Länder traten sofort das deutsche wissenschaftliche Geisteserbe an. Wie mächtig gerade Nikolaus von Cues und Copernicus wirkten, wie sehr sie selbst die verschiedensten Geister zu befruchten vermochten, das können am besten vielleicht gerade zwei so verschieden gerichtete Geistesgestalten bezeugen, wie die beiden Italiener Galilei und Giordano Bruno. Aber so groß die Kraft auch war, die der deutsche Geist für die Erneuerung des wissenschaftlichen Geisteslebens von Beginn auch der wissenschaftlichen Neuzeit eingesetzt hatte, er mußte doch auf dem Gebiete der Wissenschaft sehr bald und für längere Zeit von der Führung zurücktreten. Zwar gewahren wir am Himmel der deutschen Wissenschaft noch „den großen Stern, der den ganzen Himmel verstand“, wie man Johannes Kepler genannt hat. Und von seiner gewaltigen Leistung sind ja heute die Keplerschen Gesetze fast in das allgemeine Bildungsbewußtsein übergegangen.

Aber zu einer vollen zusammenhängenden Entfaltung eines deutschen Gesamtgeistes auf dem Gebiete der Wissenschaft kam es noch nicht. Einerseits hinderte die Gestaltung des politischen Lebens eine solche wissenschaftliche Gesamtentfaltung, andererseits nahm die sittlich-religiöse Erneuerung die Kraft des deutschen Geistes ganz in Anspruch. Hier aber war, wie Gustav Freytag einmal gesagt hat, ganz unermesslich die Fülle von Segen, die aus Luthers „großem Herzen in das Leben seiner Nation eingeströmt ist“. Gerade weil man das heute in weiten Kreisen unseres Volkes vergißt oder es geradezu zum Vergessen zu bringen trachtet, muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß ohne Luther die höchsten Gipfelpunkte im Geistesleben des deutschen Volkes gar nicht zu denken sind, ein Bach ebensowenig, wie ein Kant und wie ein Goethe. Um das zu verstehen, kann man sich gerade das Urteil Goethes nicht oft und hell und einbringlich genug zum Bewußtsein bringen, das da lautete: „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu verdanken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegnadeten Menschennatur zu fühlen.“ Der Geist der deutschen Reformation war ja freilich geschichtlich schon vorbereitet durch den Geist der deutschen Mystik. In ihrer wunderbaren feinen und zarten Tiefe dürfen wir gewiß das erste Erwachen des eigenen deutschen Geistes auch für die Folgezeit erblicken. Und gerade im Thüringer Lande dürfen wir ihrer um so weniger vergessen, als eine ihrer herrlichsten Gestalten, Meister Eckhart, ein Kind Thüringens ist. Aber um einem neuen Geiste die ganze Stoßkraft für die umfassende Erneuerung des geistigen Lebens zu geben, dazu war jene sittlich-religiöse Urgewalt der Tat nötig, die in Luther lebte. Gerade er konnte es wagen, aller äußeren Macht zum Troste, den Menschen auf seine Innerlichkeit zu stellen, die Tat der Persönlichkeit zur Freiheit zu entbinden, ihren inneren Persönlichkeitswert vom äußeren Werke abzulösen, alle Verantwortung vor Gott und sich selbst dem eigenen Gewissen aufzuladen und gerade darum erst die Persönlichkeit in unauflösliche Beziehung zur Gemeinschaft zu setzen.

Damit hatte der große Mann, nicht zwar in begrifflicher Strenge, aber aus dem tiefen religiösen Fühlen seines warmen Herzens heraus erkannt, daß sittlich-religiöse Freiheit nichts zu tun habe mit einer vermeintlichen psychologischen Willensfreiheit. Ebenso ausdrücklich, wie er betonte, „daß der freie Wille nichts sei“, setzte er sich ein für die „Freiheit eines Christenmenschen“. Das wiederum konnte er aus seinem tiefsten Gotteserleben heraus, das Gottes Wirken nicht mehr in eine außerweltliche Ferne verlegte, sondern in innerweltliche Nähe rückte, indem er betonte, daß „der Welt Lauf nur Gottes Nummerei ist, darunter er sich verbirgt und in der Welt so wunderbar regiert und rumort“ und daß er darum „alles in allem wirkt“. Damit warf er ein ganz neues Licht auf das Leben. Er befreite es von aller fesselnden Starrheit, erkannte es als „nimmer ruhenden“ Prozeß und sprach von ihm den großen urdeutschen Gedanken aus, der niemals wieder aus wahrhaft großem deutschen Denken verschwinden sollte, daß „das Leben überhaupt nicht ein Sein, sondern ein Werden“ sei. Zum ersten Male im geschichtlichen Leben ward damit dieses geschichtliche Leben selber als ein Fortgang von Sinngestaltung zu immer neuer Sinngestaltung erkannt, der durch keine starren Schranken aufgehoben werden könne und

aufgehalten werden dürfe. Mit dem starken Mute der Folgebeständigkeit wagte er diesen Gedanken auch auf das religiöse Gebiet des geschichtlichen Lebens anzuwenden. Denn er sprach das wunderbare Wort aus, das in goldenen Lettern über allem Gottesdienste leuchten sollte: „Vor allen Dingen will ich gar freundlich gebeten haben, auch um Gottes willen, alle diejenigen, so diese unsere Ordnung im Gottesdienste sehen oder nachfolgen wollen, daß sie ja kein nötig Gesetz daraus machen, noch jemandes Gewissen damit verstricken oder fassen, sondern der christlichen Freiheit nach ihres Gefallens brauchen, wie, wo, wann und wie lange es die Sachen schiden und fordern.“

Daß die sittlich-religiöse Freiheit zugleich den Geist überhaupt in Freiheit gesetzt hat, das hat uns soeben Goethe bezeugen helfen. Das bezeugt aber auch der ganze Gang des geschichtlichen Lebens. Innerhalb Deutschlands kam die Auswirkung der Tat Luthers, wie gesagt, zunächst auf dem Gebiete des ethisch-religiösen Lebens zur Geltung. Sie fand aber auch schon einen philosophischen Niederschlag in einer ungemein bedeutungsvollen gedanklichen Doppelbewegung. Deren eine Reihe beginnt mit Melancthon, greift über das im engeren Sinne ethisch-religiöse Gebiet, aber durch dieses hindurch philosophisch tief in das Rechtsbewußtsein sowohl innerhalb, wie außerhalb Deutschlands, namentlich in Holland, ein. Oldendorp, Johannes Althusius und Hugo Grotius bezeichnen die geschichtlichen Zielpunkte dieser Reihe. Die andere Reihe führt in bereits ausgesprochen ethisch-religionsphilosophischer Richtung von Schwendfeld und Grand zu dem tiefsinnigen schlesischen Schuster Jakob Boehme, dem berühmtesten Vertreter seines ebsamen Handwerks nächst Hans Sachs, der ja auch längst seine Stimme stark und vernehmlich für „die wittenbergische Nachtigall“ erhoben hatte.

Diese beiden Gedankenreihen verbinden auf gewisse Weise ja doch auch schon das Gebiet des sittlich-religiösen Geisteslebens mit dem des wissenschaftlichen Geisteslebens. Die größte ausgesprochen wissenschaftliche Gestalt innerhalb Deutschlands, die auch alle anderen wissenschaftlichen Erscheinungen aller anderen Völker weithin überragt, ist nach dem zeitweiligen Zurücktreten des deutschen Geistes von der Führung auf dem Gebiete der Wissenschaft Gottfried Wilhelm von Leibniz. Mit ihm tritt der deutsche Geist nicht allein überhaupt dauernd wieder in den Zusammenhang der Wissenschaft ein, sondern zugleich auch in einer Weise, daß keine wissenschaftliche Erscheinung seit der Reformation ihm auch nur zu vergleichen ist. Im deutschen Geistesleben eröffnet Leibniz zugleich jene, freilich durch Kepler, ja schon durch Nikolaus von Cues vorge deutete, Bewegung, die durch die enge Verbindung von Philosophie, Mathematik und Naturforschung eine ungeheure wissenschaftliche Fruchtbarkeit erlangen sollte. Es ist vielleicht gerade heute von besonderem Interesse, darauf hinzuweisen, daß einer der angesehensten Mathematiker der Gegenwart, und zwar ein Mathematiker des uns in seiner innersten Gesinnung wohl feindlichsten und am meisten hassenden Landes, der also einer Voreingenommenheit für deutsches Wesen nicht verdächtig ist, in diesem deutschen Manne, Leibniz, den größten Mathematiker seit Euklid, und in Euklid und in ihm die beiden größten Mathematiker aller Zeiten sieht und meint, daß von keinem sonst die Mathematik so entscheidende Antriebe erhalten habe, wie von diesen, daß aber, wenn wir an den ganzen modernen Geist in der Mathematik dächten, die Wirkung von Leibniz als noch tiefer und unwalzender angesehen werden müsse. Auf dem Gebiete der Philosophie nun ist er die bedeutsamste Erscheinung zwischen Platon und Aristoteles

auf der einen Seite und Kant auf der anderen Seite. Das Wunderbare dieses deutschen Mannes aber ist es, daß seine Gesamtbedeutung nicht mit seiner philosophischen und mathematischen Leistung erschöpft ist. Wie wir auf mathematischem Gebiete noch heute mit den Leibnizschen Symbolen differenzieren und integrieren, so lernen wir auf physikalischem Gebiete schon in der Schule die Leibnizsche Unterscheidung zwischen lebendiger und potentieller Kraft oder die Leibnizschen Antriebs- und Bewegungsgrößen-Gleichungen kennen. Auch das weiß ja heute fast jeder, daß Leibniz zum ersten Male den Gedanken von der Erhaltung der Kraft ausgesprochen hat, der freilich erst fast ein und ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, wiederum durch die deutsche Wissenschaft, durch Robert Mayer und Helmholtz, seine endgültige Begründung im Gesetze von der Erhaltung der Energie finden sollte, das übrigens auch noch Helmholtz selber als Gesetz von der Erhaltung der Kraft bezeichnete.

Leibniz, dieser einzigartige Mensch, beherrschte nicht allein das ganze Wissen seiner Zeit, das philosophische, mathematische, naturwissenschaftliche, historische, juristische, theologische, nein, was sehr viel mehr ist, er hat alle diese Wissenschaftsgebiete durch eigene Arbeit bereichert und fortgebildet. Dazu betätigte er sich als großartiger Organisator der Wissenschaft, so daß auf ihn jene deutsche Schöpfung zurückgeht, die unter dem Namen der „Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften“ allbekannt ist. Leibniz war ihr erster Präsident. Zu alledem wirkte er auf technischem, industriellem Gebiete, auf dem des Bergbau, der Landwirtschaft, des Bibliothekswesens, auf dem der Politik als Staatsmann, auf dem der Kirche und der Religion im Dienste der Unionsbestrebungen. Der Kosmos seines Geistes umspannte den Kosmos der Welt. Das Tiefste und Größte aber war seine Einsicht, daß der Kosmos der Welt selber gegründet ist im Kosmos des Geistes. Das ist freilich nicht im Sinne eines subjektiven Geistes oder geistigen Subjekts zu verstehen. Ein solcher Gedanke wäre weder sonderlich neu, noch tief, noch wissenschaftlich haltbar gewesen. Ja er wäre geradezu verfehlt und im übrigen auch schon einem Berkeley, ja vor Berkeley selbst vulgärer Auffassung geläufig gewesen. Leibniz erhebt sich hier vielmehr zur Einsicht in die objektive ewige Vernunftgefestigkeit selber. Eine Einsicht, die freilich zu tief ist, als daß sie in breiterem Umfange der heutigen entgeisteten Zeit auch nur faßlich sein könnte, die in ihrem groben Denken Vernunft und Geist kaum anders als im Sinne des Spuk- und Gespenster-Aberglaubens nehmen kann, der ja wahrhaftig, auch ein Zeichen der Zeit, in unseren Tagen, freilich unter neuem fremden Namen, eine Auferstehung feiert.

Jene tiefe Einsicht war es aber, durch die Leibniz diejenige große deutsche philosophische Bewegung eröffnete, die wir mit dem Namen des deutschen Idealismus zu bezeichnen gewohnt sind. Es ist, wenn auch nicht in Übereinstimmung mit dem tatsächlichen historischen Gebrauch, so doch der Sache nach und von Rechts wegen vollkommen zutreffend, wenn Wilhelm Wundt an die Spitze dieser Bewegung gerade Leibniz stellt. Denn der Sache nach führt in der Tat Kant, freilich in großartiger Weise, die Arbeit des Leibniz fort. Auch er setzt zunächst Philosophie auf der einen Seite und Mathematik und Naturforschung, insbesondere mathematische Naturwissenschaft, auf der andern Seite in die engste Beziehung. Während der ersten drei Jahrzehnte seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit lag deren Schwerpunkt sogar sehr viel mehr auf dem Gebiete der Naturforschung, als auf dem der Philosophie, so daß es verständlich ist, wenn Helmholtz von Kant erklärt, er sei nach Anlage und Neigung ebensowohl

Naturforscher, wie Philosoph. Schon als Zweiundzwanzigjähriger greift er, um nur einiges Wenige hervorzuheben, in den die Physiker seiner Zeit bewegenden Streit über das Kräftemaß in so entscheidender Weise ein, daß er ihn prinzipiell auf dieselbe Art schlichten kann, wie d'Alembert. Ein Jahrzehnt später schafft er die Grundlagen der modernen Kosmogonie, die unter dem ihr später von Helmholtz gegebenen Namen der Kant-Laplaceschen Hypothese fast in das allgemeine Bildungsleben eingebracht ist. Daß Helmholtz den Namen Kants voranstellte, tat er in der vollbewußten Absicht, damit der wissenschaftlichen Priorität Kants im Gemeinsamen der Grundgedanken, bei allem Unterschiede im Einzelnen, zum gebührenden Ausdruck zu verhelfen. Serner macht Kant als Erster den in seiner Bedeutung vielleicht gerade heute erst voll zu würdigenden Versuch der Überführung der Mechanik auf eine allgemeine Dynamik. Wieviel sich auch sonst noch im Einzelnen hervorheben ließe, sehr viel bedeutungsvoller wird es doch, daß Kant die Beziehung zwischen Philosophie, Mathematik und mathematischer Naturwissenschaft zu seiner philosophischen Grundfrage nach der Möglichkeit von Mathematik und mathematischer Naturwissenschaft präziserte. Damit war ein für allemal die strenge Wissenschaft von der Natur abgegrenzt, gegen die dogmatisch-naturalistische Auffassung, nach der die Natur ein absolutes Allwesen, ein unbedingtes Dasein sei. Sie ward im Gegenteil gerade als das nach allgemeinen Gesetzen bedingte Dasein erkannt. Die bedingenden Gesetze, die auch schon die Voraussetzungen der Naturgesetze sind, sind die objektiven Gesetze der Vernunft selber, so daß später freilich mit einer wieder etwas ins Subjektive entgleisenden Wendung, der Mathematiker Jacobi erklären konnte, daß die Natur gerade darum allein begreiflich und damit die Mathematik auf sie anwendbar sei, weil ihre Gesetze in letzter Linie auf Gesetzen des Geistes beruhen.

Das Problem der Begreiflichkeit der Natur hatte ja gerade Kant in seiner ganzen Wucht und Bedeutung erstmals aufgeworfen. Wir finden es später wieder aufgenommen außer von Jacobi und in der deutschen Philosophie, hier zuletzt besonders von Lotze, auch von Helmholtz und von Ferdinand Braun, dem während des Krieges in Amerika verstorbenen Straßburger Physiker. Auch davon ist das Ausland mannigfach befruchtet worden. Ich erinnere nur an Poincaré einerseits und Charles Darwin andererseits, dem angesichts der Begreiflichkeit der Natur geradezu ein philosophisches *Javuaßeiv* antkommt, so daß er sie direkt als ein „Wunder“ bezeichnet, an dem nur die alltägliche Gedankenlosigkeit aus Gewohnheit achtlos vorbeigehe. Kant hebt dieses „Wunder“ oder, wie er selbst sagt, diesen „glücklichen Zufall“ auf, indem er, was zunächst „Wunder“ und „Zufall“ scheint, als strenge Notwendigkeit begreift, und die Bedingtheit auch aller Besonderheit im objektiven Vernunftgesetze erkennt. Dazu verhilft ihm besonders der Umstand, daß er seine Untersuchung von der anorganischen Natur auf die organische erweitert. Auf biologischem Gebiete ist er, was seltsamerweise erst von wenigen Biologen gesehen wird, der Erste, der von einer „wirklichen Verwandtschaft“ der Arten, die Goethe nur im künstlerischen Gleichnis und Bilde anzudeuten wagte, spricht, der vor Goethe, vor Erasmus Darwin, also längst auch vor Charles Darwin, die Variabilität der Spezies, die Anpassung, die Selektion, den Kampf ums Dasein in ihrer prinzipiellen biologischen Bedeutung erkannte. Das muß die um so größere Bewunderung jedes denkenden Menschen erwecken, als Kant zu seiner Zeit im Vergleich mit der unserigen ein verschwindend geringes Tatsachenmaterial zur Verfügung stand

und er in der Hauptsache auf Beobachtung domestizierter Tiere und auf Reiseberichte angewiesen war. Freilich einer Zeit der „fatalistischen Unterwerfung unter das Tatsächliche“ imponiert emsiges Tatsachenanhäufen mehr als wahrhaft geniale wissenschaftliche Verwertung der Tatsachen.

Im Problem des Lebens hatte Kant zugleich den sachlichen Übergang von der Natur zur Kultur gewonnen. Wie schon Lao-Tses Tiefsinn erkannt hatte, daß „über dem Leben leben inniger leben ist, als im Leben leben“, so stellt Kant in scharfer, sachlicher Präzision über das Leben den Sinn und die Bestimmung des Lebens, die dem subjektiven wirklichen Leben und der Wirklichkeit überhaupt allein aus objektiven Werten fließen können. So vermochte der deutsche Denker durch den objektiven Wertgedanken philosophisch zu begründen, was der deutsche Reformator aus unmittelbarem Gefühle für das Gebiet der Sittlichkeit erschaut. Vor allem leitet er das die Menschheit zu allen Zeiten bewegende, ganz besonders aber unsere Gegenwart in ihren tiefsten Tiefen aufwühlende Problem von Persönlichkeit und Gemeinschaft jener entscheidenden Lösung entgegen, die allein unsere im Innersten erschütterte Zeit über ihre innerste Erschütterung hinwegführen könnte. In der Autonomie der Persönlichkeit überwand er die Willkür des bloßen Individuums, deckte die Haltlosigkeit und Sinnwidrigkeit aller bloßen Selbst- und Nützlichkeitsucht auf und erkannte, daß wahre Freiheit nicht in der Willkür des Individuums liege, sondern allein in der Ordnung des sittlichen Gesetzes sich gründe. Eine Einsicht, der Goethe die eindringlichsten Prägungen gab, wenn er betonte: „Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben“, oder wenn er sagte:

„Nach seinem Sinne leben ist gemein,
Der Eile strebt nach Ordnung und Gesetz.“

Weil die Persönlichkeit vom Gesetze der Vernunft selber ihren Wert, ihre Bestimmung, Darsteller des Gesetzes zu sein, und damit ihre Menschheitswürde empfängt, die niemals zum bloßen Mittel herabgesetzt werden darf, so ist mit dem Persönlichkeitsgedanken unabtrennbar auch der sittliche Gemeinschaftsgedanke verbunden, und beide sind in der Innerlichkeit der reformatorischen Bedeutung gefaßt, die Kant dahin präzisierte, daß es in sittlicher Hinsicht „nicht ankommt auf die äußeren Handlungen, die man sieht, sondern auf die inneren Prinzipien derselben, die man nicht sieht“. Der ethische Gemeinschaftsgedanke griff auf den Staatsgedanken über und gab weiter auch dem Rechtsgedanken einen neuen Sinn, indem das Recht in seiner tiefsten und innersten Bedeutung, zum Unterschiede von dem äußeren, zeitlich bedingten und in Paragraphen gefaßten Rechte verstanden wurde als Recht auf Freiheit zur Pflichterfüllung innerhalb der Gemeinschaft. Diese Freiheit zur Pflichterfüllung ist es auch, die allererst dem Rechtszwange selbst sein Recht geben kann als Mittel der Einschränkung der Willkür im Dienste der Freiheit innerhalb der Gemeinschaft. Diese Gedanken haben im Staats- und Rechtsleben unser Volk schon einmal aus der Erniedrigung zur Erhebung emporgeführt. Das geschah freilich zu einer Zeit, die nicht so sehr von allem Geiste verlassen und verlottert war, daß sie gerade darum einen Staatsmann als Philosophen bezeichnete, weil er sich als Staatsmann nicht zu raten und zu helfen wußte, sondern die vielmehr zu Staatsmännern wirkliche und wahrhaftige philosophische Köpfe hatte, befruchtet vom Geiste Kants, befruchtet vom Geiste Fichtes, beiden Denkern sachlich, zum Teil auch persönlich, nahestehend. Die Stein-Scharnhorst'schen Reformen wurden geboren aus dem Geiste der deutschen Philosophie.

Das gehört ja auch gerade zu dem Großen jener großen Zeit, daß sich ihr allgemeines Geistesleben auch den tiefsten philosophischen Gedanken offenhielt, so daß diese jenes durchdringen und durchwirken konnten. Geradezu unermesslich ist der geistige Reichtum, den jene geistige Höhezeit deutschen Lebens vor uns ausbreitet. Dieser Reichtum kann wohl gar nicht unmittelbarer und anschaulicher zum Ausdruck kommen, als durch die Tatsache, daß hier in Jena, von wo aus auch die Kantische Philosophie ihren Siegeszug durch Deutschland, ja durch die ganze Kulturwelt antrat, zum Teil miteinander, zum Teil nacheinander wirkten: Hufeland und Schüz, Schiller und Reinhold, Fichte, Schelling und Hegel und Fries, daß, wie schon Leibniz, nun auch Herbart Jenaer Student war und Schopenhauer unserer philosophischen Fakultät die berühmteste Dissertation vorlegte, die ihr je vorgelegen hat, und daß um jene Zeit drüben in Weimar Goethe als Minister, der ein echter Diener des Geistes war, der Verwaltung unserer Universität vorstand. Das ist ein wahrhaft erhebendes Zeitbild von der überzeitlichen Sendung des deutschen Geistes, das sich in den Städtchen Jena und Weimar malt. Ein ganz anderes, aber kaum weniger sprechendes Bild bot sich in einer anderen kleinen deutschen Universitätsstadt, in Tübingen. Als wollte der reichbegabte Schwabenstamm die Fülle seiner Begabung uns in größter Konzentration vor Augen führen, sitzen nebeneinander auf derselben Kollegbank, schließen miteinander Freundschaft drei Studenten, deren Namen unsterblich geworden sind. Zwei haben wir schon als spätere Jenaer Professoren genannt: Hegel und Schelling. Der Dritte im Bunde ist Hölderlin. Sie begeisterten sich mit und aneinander für einen vierten großen schwäbischen Landmann, für Schiller, und gleichzeitig für die Antike. Der persönliche Bund dieser drei Studenten ist charakteristisch für einen dreifachen sachlichen Bund im deutschen Geiste, für den Bund zwischen Philosophie, Kunst und Antike. Er zeigt uns, wie im deutschen Geiste das Bewußtsein lebendig ist von seiner Verwandtschaft mit dem griechischen Geiste. Eine Verwandtschaft, die aufzulösen für das ganze moderne Kulturleben sich selbst verleugnen, sich selbst aufgeben hieße, die zu pflegen eine der hervorragendsten Bestimmungen gerade des deutschen Geistes geworden ist und immer bleiben muß, wenn wir uns selber treu bleiben wollen.

Alle die großen Namen, die wir genannt haben, und denen wir noch viele große hinzufügen könnten, weisen für die Sendung des deutschen Geistes in die eine große Richtung: Die konkrete Wirklichkeit aus der objektiven Vernunft selbst zu verstehen, um daraus auch zugleich zu verstehen, daß unser Leben einer objektiven Sinn- und Wertgestaltung fähig ist, die in der wiederum konkreten Geschichte und Kultur ihren Ausdruck und Niederschlag findet. Zwar ist gerade der philosophische Anteil jener großen einheitlichen Bewegung, wie er sich im deutschen Idealismus darstellt, den größten Mißverständnissen ausgesetzt gewesen und noch immer ausgesetzt. Man hat ihn als abstrakt verschrien, während sein eigentliches Problemziel das Konkrete ist. Man hat ihm gegenüber geglaubt, den „Respekt vor den Tatsachen“ fordern zu sollen, ohne ihn, ohne sich selber, und ohne diesen „Respekt vor den Tatsachen“ zu verstehen. Man begriff nicht, worauf sich dieser Respekt gründe, weil man nicht begriff, daß er allein durch objektive Vernunft gerechtfertigt werden könnte. Man begriff nicht, daß Tatsachen gerade darum Respekt fordern, weil sie, wie später Otto Liebmann betont, auch schon als Tatsachen nicht jene leere Begrifflosigkeit sind, zu der sie eine „doktrinaire Sition“ machen möchte. Das also

begründet im Sinne des deutschen Idealismus erst den Respekt vor den Tatsachen, daß sie in der objektiven Vernunftgesetzlichkeit selber begründet sind. Und darum allein können sie auch als echte wissenschaftliche Argumente eben in der Wissenschaft selbst verwertbar sein. Wie sollten sie auch abgelöst von allem Logos in der Wissenschaft die logische Bedeutung von Argumenten haben können? Und wir sollten wir unserem subjektiven, tatsächlichen, zeitlichen Leben in jeder seiner individuellen konkreten Lagen einen vernünftigen Sinn erarbeiten können, wenn nicht seine tiefsten Wurzeln in der objektiven, überzeitlichen, ewigen, göttlichen Vernunft ihren Grund und Boden fänden? Diese philosophische Gedankenbewegung innerhalb des deutschen Geisteslebens verläuft in diesem so wenig isoliert, daß ohne sie das ganze deutsche Geistesgut, vor allem die deutsche Kunst jener Höhezeit zum großen Teil überhaupt nicht zu verstehen ist. Gerade der größte deutsche Künstler, Goethe, hat dem Inhalt dieser philosophischen Gedanken, wie wir noch sehen werden, oft die besonders angemessene Form gegeben.

Überhaupt tut sich gerade von der deutschen Kunst die Einheit des deutschen Geisteslebens in wunderbarer Weise auf. Wie die deutsche Malerei schon der Reformationszeit uns gleich in Dürer den gewaltigsten Grüblertiefinn entgegenstellt, so hat die deutsche Musik in Bach dem Geiste der Reformation den gewaltigsten musikalischen Ausdruck gegeben. Es ist darum durchaus nicht befremdlich, wenn wir die deutsche Musik, in der deutsches Wesen wohl überhaupt seine charakteristischste Ausgestaltung findet, auch mit der deutschen Gestaltung des philosophischen Denkens in Verbindung treten sehen. Auf die Geistesverwandtschaft Beethovens mit Kant und Schiller hat man, wie ich glaube, mit vollem Rechte hingewiesen. Und die ganze naive Urgewalt des musikalischen Genies hat nicht, wie die Oberflächlichkeit zu glauben geneigt sein mag, Mozart daran gehindert, sondern, wie jetzt Albert besonders gezeigt hat, gerade dazu geführt, den Sinn des menschlichen Lebens als fortschreitende Reinigung zu deuten. Auf dem Gebiete der Dichtkunst hat man Schiller ja immer schon in Verbindung mit dem deutschen Idealismus gebracht. Viele wissen sogar, wenn es auch nur wenige verstehen, daß er tief innerlich mit ihm verwandt ist. Viel bestimmter und tiefer hat freilich, wie ich soeben andeutete, der allumfassende Geist Goethes die deutsch-idealistische Grund- und Ureinsicht ausgeprägt. Gerade sein gegenständliches Denken erkennt: „Das Höchste wäre, zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist.“ In diesem Satze hat das Wort „Theorie“ freilich nicht die Bedeutung, in der nach Mephistopheles alle Theorie grau ist. Dabei ist ja auch schon zu beachten, daß es gerade Mephistopheles ist, der dies ausspricht, und der seines Opfers gewiß ist, wenn es nur Vernunft und Wissenschaft verachtet. Die Theorie, in deren Sinne auch das Tatsächliche Theorie ist, ist vielmehr der Logos selbst, den Faust in seiner Übersetzung des Anfangs des Johannesevangeliums: *ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος* mit den deutschen Worten bezeichnet: „Im Anfang war die Tat.“ Hier hat Goethe genau den Sinn der Vernunfttathandlung getroffen, wie er innerhalb des deutschen Idealismus am bestimmtesten von Fichte, im Gedanken des überzeitlichen Prozesses von Hegel herausgearbeitet worden ist, und in dem später Nietzsche sagte: „Es gibt kein Sein hinter dem Tun. — Das Tun ist Alles.“ Für Goethe vereinigt sich in dieser Grundeinsicht ebenso ein philosophischer, wie ein religiöser, wie ein künstlerischer Sinn.

Diese grundsätzliche Einsicht, auf die besondere Wirklichkeit des Lebens

angewandt, wirft ein neues Licht wiederum auf den tiefen Gedanken Luthers, daß das Leben „nicht ein Sein, sondern ein Werden ist“. Weil alles Wirkliche in der objektiven Vernunfttathandlung sich gründet, weil alles Tatsächliche Theorie ist, darum kann dem Leben ein Sinn gegeben werden allein durch die Tat. Wie nach Fichte die Faulheit die Hauptsünde, wie sie nach Kant das Übel aller Übel ist, so sagt Faust:

„Werd ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan.“

Wie es für Fichte darauf ankommt, immer von Aufgabe zu Aufgabe, zu immer neuer Aufgabe fortzustreben, so verdichtet sich der tiefste Sinn im Faust in die schlichten Worte:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.“

„Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat.“ So heißt es in der „Pandora“. Und Schiller erkennt: „Es ist nichts, als die Tätigkeit nach einem bestimmten Ziele hin, was das Leben erträglich macht.“ Freilich, wenn das Ziel ein echtes Ziel, ein *τέλος* im objektiven Sinne sein soll, dann kann es für den Einzelnen nicht „nach seinem Sinne“, es muß „nach Ordnung und Gesetz“ bestimmte sein. Ordnung und Gesetz sind und bleiben es, die das strebende Bemühen regeln. Weil sie dem zeitlichen Leben in seinem Werden Sinn geben, können sie nicht selber im Werden und im Zeitlichen liegen. Sie müssen ihm, wie Kant sagt, als „ewige Aufgaben“ gegenüberstehen, oder, wie es bei Goethe heißt, „ins Ewige“ weisen. Weil aller Sinn dem Leben durch die Tat allein aus ihnen fließen kann, müssen sie über dem Leben stehen als „das Reich der Zwecke“, das niemals zum bloßen Mittel herabgesetzt werden kann, das ewig in sich selbst gegründet ist und allen Sinn des zeitlichen Lebens dadurch gründet, daß die Tat nach ihnen das Leben gestaltet. Sie sind die ewigen Werte, die überzeitlich in sich selber und um ihrer selbst willen Geltung haben und in der Kultur des zeitlichen Lebens ihre geschichtliche Darstellung finden: die Wahrheit in der Wissenschaft, das Gute in der Sittlichkeit, das Recht in der Regelung der Gemeinschaft, die Religion in der Religiosität, der ästhetische Wert in der Kunst usw. Darum kann Schiller erklären: „Wer die Wahrheit sucht, weil sie Wahrheit ist, und das Gute begehrt, weil es das Gute ist, der hat Augenblicke seines Lebens als Ewigkeit behandelt.“ Und eben darum kann Fichte von der reformatorischen Religiosität sagen, ihr „breche die Ewigkeit nicht jenseits des Grabes an, sondern komme ihr mitten in die Gegenwart hinein.“

Auf die Tat, die um des objektiven Wertes als Selbstzwecks willen getan wird, kommt es für den Sinn des Lebens an. Kämpfe es bloß auf Glück und Nutzen an, dann wäre Goethes Leben, der erklärt, in seinem langen Leben nicht volle vier Wochen ungestört glücklich gewesen zu sein, ziemlich sinnlos gewesen. In der Tat, die um der Werte als Selbstzwecke willen getan wird, liegt auch die wahre Freiheit. Freiheit ist Freisein zu Sinn und Wert. Sie macht die Persönlichkeit ebenso erst zur Persönlichkeit, wie die Gemeinschaft zur Gemeinschaft zwischen Persönlichkeiten und zur Gemeinschaft von Werten. Diese aber findet ihre konkrete geschichtliche Darstellung immer und allein im Leben der Nation. Und wenn der Name der Menschheit nicht eine leere Abstraktion bleiben soll, so kann er nur das Zusammenwirken der Nationen

im Dienste der Werte selber bedeuten. Die Werte als Werte haben zwar ihren Geltungsbestand unabhängig von aller Nation, aber ihre charakteristische Ausprägung im geschichtlichen Werden können sie immer nur finden durch das nationale Leben. Diese Ansicht war Luther und Kant ebenso gemeinsam wie Goethe und Schiller, fand ihre bestimmteste Ausprägung aber durch Fichte. Der Vernunfttatgedanke und der Wertgedanke, das sind die tiefsten und höchsten Offenbarungen des deutschen Geistes. Aus ihnen begreift sich unser Leben, wie Schopenhauer treffend bemerkt, nicht als ein Geschenk zum Genießen, sondern als ein Pensum zum Abarbeiten. Diese Gedanken sind auch in den besten Vertretern des deutschen Geistes allezeit lebendig geblieben. Auch Nietzsche betont in den besten und stärksten Zügen seines Denkens, daß diese Gedanken die schlechtweg höchsten Gesichtspunkte sind, und er fügt ausdrücklich hinzu, „daß sie von den Deutschen gefunden“ worden sind.

Daß wir Deutsche uns wieder zurückfinden zum Tun und Werden nach Werten um der Werte willen, darauf wird alles ankommen. Unsere ganze Zukunft hängt daran. Die Gegenwart ist im allgemeinen leider weit davon entfernt, das zu begreifen. Ist doch selbst die Kunst für eine gewisse Menschenklasse zum bloßen Handelsobjekte geworden, und muß sich doch auch die Wissenschaft allzuoft die Frage gefallen lassen, wozu sie eigentlich da sei, als ob sie nicht um ihrer selbst willen da sein könnte und durchaus bloß ein Nützlichkeitswerkzeug sein dürfte. Es ist ungemein fein, wenn die antike Überlieferung berichtet, daß es eine thrakische Magd gewesen sei, die den Astronomen wegen seines Mangels an praktischer Nützlichkeit verlacht habe. Einer thrakischen Magd vor zwei und ein halb Jahrtausenden darf man das nachsehen. Wenn aber heute Menschen, die sich für gebildet halten, der Naturforschung nur Wert zuerkennen, weil und insoweit sie sich in den Dienst des Nutzens stellen läßt, oder wenn Quasiphilosophen, an denen das Beste ist, daß sie sich selber für Quasiphilosophen erklären, wenn sie also selbst die Wahrheit zum bloßen Nützlichkeitsinstrument herabwürdigen, so ist das tief beschämend für unsere ganze Zeit. Dabei glaubt diese Zeit hoch über dem Mittelalter zu stehen, weil dieses die Philosophie zur Magd der Theologie machte. Aber war das nicht immer noch ein Ehrendienst, verglichen mit dem, der etwa die Naturforschung zur Magd des Unternehmers und Händlertums erniedrigen soll?

War es doch gerade die deutsche Naturforschung, die schon einmal, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Geist im theoretischen Materialismus zu versinken und zu ersticken drohte, am Rettungswerke des Geistes in großartiger Weise mitwirkte. An dem hervorragenden allgemeinen Aufstiege der mathematischen und naturwissenschaftlichen Arbeit im letzten Jahrhundert hatte der deutsche Geist ebenso großen Anteil, wie an dem allgemeinen geschichtswissenschaftlichen Aufstiege. Beide Wissenschaftsgebiete nahmen ihn sogar in solchem Maße in Anspruch, vor allem die naturwissenschaftliche Arbeit, daß sie ihn von seinen philosophischen Aufgaben zeitweise abzogen. Und doch, wie die historische Forschung auch der Philosophie bald selber wieder zugute kam, so half ebensoviele die Naturforschung, das deutsche Geistesleben auch seinen philosophischen Aufgaben wieder zuzuführen. Es ist ein ganz eigenartiges Schicksal, daß, worauf ja schon hingewiesen wurde, die größte physikalische Entdeckung des vorigen Jahrhunderts an zwei deutsche Namen sich knüpft, an Robert Mayer und Helmholtz, und daß der eigentliche Sinn dieser Entdeckung die endgültige Begründung eines Gedankens ist, dessen erste Konzeption schon

um mehr als ein und ein halbes Jahrhundert zuvor an den deutschen Namen Leibniz sich geknüpft hatte, und daß Robert Mayer und Helmholtz selbst eminente philosophische Köpfe waren. Gerade Helmholtz werden wir es nie vergessen dürfen, daß er um dieselbe Zeit, als zum zweiten Male hier von Jena aus durch Runo Fischer und in Tübingen durch den jugendlichen Otto Liebmann an der erneuten Befestigung der Kantischen Leistung gearbeitet wurde, sich auch seinerseits für diese Erneuerung deutschen philosophischen Geistes einsetzte. Diese Erneuerung überwand damals den theoretischen Materialismus. Er ist heute auf allen Gebieten der Wissenschaft abgetan und findet in keinem wahrhaft wissenschaftlichen Kopf mehr Eingang. Um so tiefer ist unsere Zeit in den praktischen Materialismus verstrickt. Sein Joch abzuschütteln durch die Tat der Freiheit zu Sinn und Wert, das sollte unserer aller Lösung werden. Sollte dem deutschen Volke die Erfüllung solcher Forderung beschieden sein, dann würde es in Zukunft den Tag der Reichseinheit auch als Volkseinheit begehen können.

Auf Euch, deutsche Jugend, richtet sich in erster Linie der Blick der Hoffnung für die Zukunft. Täuschen nicht alle Zeichen der Zeit, so zieht, trotz der für unsere Zeit charakteristischen Lockerung aller Wertbindungen, gerade von der Jugend ein neues Zeitalter herauf, das wertgebundene und darum volle und ganze Persönlichkeiten, nicht bloß Teilmenschen dieser oder jener Spezialität, auf den Plan stellen wird. Dafür dürft Ihr Mut und Vertrauen schöpfen aus der Geschichte des deutschen Geistes, nicht um Vergangenes in seiner Vergänglichkeit hervorzuholen; und festzuhalten, sondern um Euch für Zukünftiges und werdendes vom Ewigen berühren zu lassen und in seinen Dienst Euer Leben zu stellen. Dazu bedarf es vor allem anderen des Einen, das der deutsche Geist von Luther über Kant und Goethe bis zu Nietzsche immer wieder als das Dringlichste erkannt hat: der Ehrfurcht.

Wieder ist es ein Wort Goethes, von dem ich sagen möchte, daß wir es uns nicht oft genug, nicht inständig genug wiederholen können, das Wort: „Es ist die Ehrfurcht, worauf alles ankommt.“ Pflegen wir die Ehrfurcht vor dem Ewigen, in dem unser zeitliches Wirken sowohl seinen Grund, wie sein Ziel findet, pflegen wir die Ehrfurcht vor den großen Gestalten unseres geschichtlichen Lebens, in denen sich Göttliches menschlich verkörpert, und pflegen wir endlich die Ehrfurcht, die Nietzsche einmal die „Ehrfurcht vor sich selbst“ genannt hat; das ist freilich nicht eine Ehrfurcht vor unserem kleinlichen selbstischen Selbst, sondern vor der Bestimmung, deren Träger unsere Persönlichkeit innerhalb der Gemeinschaft ist, die Ehrfurcht also vor eines jeden zeitlichen Menschen ewiger Bestimmung. So werden wir diese ehrfurchtslose Zeit in uns und für unser Volk, zum Heile unseres Volkes, überwinden. Das ist die praktische Lehre auch, die uns alle die geschichtlichen Gestalten geben können, an deren Wirken die Schöpfung von unseres Reiches Einheit geknüpft ist. Beherzigen wir sie, und wir werden jeder an seinem Teile dazu helfen können, als Sendlinge deutschen Geistes das deutsche Schicksal des Volkes Einheit entgegenzuführen. Dann werden wir uns aus tiefster Überzeugung mit Luther sagen dürfen: „Für meine lieben Deutschen bin ich geboren; ihnen will ich dienen.“

Gegen Rudolf Steiners „Dreigliederung des sozialen Organismus“.

Von Professor Max Wundt, Jena.

Unter den Plänen, die uns heute so reichlich entgegentreten, um unserem armen darniederliegenden Vaterlande zu helfen, macht Rudolf Steiners Gedanke der Dreigliederung des sozialen Organismus vielleicht am meisten von sich reden. Die Lehre selbst ist einfach, einfacher, als sie in der eigentümlichen Darstellung Steiners und seiner Anhänger gelegentlich erscheint. Der soziale Organismus besteht danach aus drei Gliedern: dem Wirtschaftsleben, dem Rechtsleben und dem Geistesleben. Rudolf Steiner sagt: (Die Kernpunkte der sozialen Frage, Seite 44): „Das erste System, das Wirtschaftssystem, hat es zu tun mit all dem, was da sein muß, damit der Mensch sein materielles Verhältnis zur Außenwelt regeln kann. Das zweite System hat es zu tun mit dem, was da sein muß im sozialen Organismus wegen des Verhältnisses von Mensch zu Mensch. Das dritte System hat es zu tun mit all dem, was hervorspringen muß und eingegliedert werden muß in den sozialen Organismus aus der einzelnen menschlichen Individualität heraus.“ Der Satz mag zugleich als Probe der köstlichen Steinerschen Sprache dienen. Den nicht ganz klaren Vergleich mit den 3 Organsystemen des menschlichen Körpers können wir dabei auf sich beruhen lassen. Diese drei Glieder sollen nun jedes selbständig für sich entwickelt werden und sich möglichst einer Einwirkung aufeinander enthalten. Rudolf Steiner und seine Anhänger werden nicht müde, uns die gewaltigen Vorteile einer solchen Zerlegung des sozialen Organismus in drei selbständig nebeneinander stehende Glieder zu rühmen. Wirtschaft und Geistesleben werden nicht mehr unter der Vormundschaft des Staates zu leben haben, und der Staat wird nicht mehr, wie es etwa im letzten Kriege geschehen ist, durch Konkurrenzkämpfe der Wirtschaft in politische Konflikte hineingerissen werden. Hört man Steiners Anhänger, so ist überhaupt seit den Zeiten der alten Pharaonen nichts Herrliches in der Welt geschehen, was nicht irgendwie mit der Dreigliederung zusammenhinge.

Die Prüfung dieses Planes kann von zwei Fragen ausgehen: 1. Ist seine Durchführung möglich? und 2. ist sie wünschenswert? Wir können dabei allerdings nur unseren gemeinen Menschenverstand zur Anwendung bringen und müssen dahingestellt sein lassen, ob der Plan selbst und seine Durchführung etwa aus „der Erkenntnis höherer Welten“ stammt. Da aber für ihn unter den gewöhnlichen Sterblichen nun einmal geworden wird, und seine etwaige Durchführung doch jedenfalls alle angeht, so werden wir uns das Recht nicht bestreiten lassen, ihn mit unseren gewöhnlichen Verstandeskräften zu prüfen.

1. Ist die Durchführung dieses Planes möglich? Steiner betont immer wieder, daß es sich dabei um keine Utopie handle. Er und seine Anhänger verwickeln sich allerdings hierbei schon in Widersprüche, mit denen sie überhaupt sehr freigiebig sind. Einmal behaupten sie, der Plan spreche nur aus, was in der wirklichen Entwicklung hervortrete und sich gestalte, dann aber erklären sie wieder die ganze innere Umwandlung, welche die Anthroposophie von den Menschen verlangt als eine Voraussetzung seiner Durchführung. Als eine Utopie wird man wohl allgemein gelten lassen, was andere Menschen voraussetzt, als sie nun einmal sind. Wenn also die innere Verbesserung der

Menschen, welche die Anthroposophie doch nun einmal erstrebt, Voraussetzung für die Durchführung dieses Planes ist, so können wir ihn füglich auf sich beruhen lassen. Gibt es nur noch edle und gute Menschen, so ist die soziale Frage ohnehin gelöst, und wir brauchen uns über die Organisation der Gesellschaft keine weiteren Sorgen zu machen. Ich glaube aber, daß man mit einer solchen Abweisung des Planes als Utopie, zu der die Art, wie er gerade im Zusammenhang mit der Anthroposophie gepredigt wird, allerdings herausfordert, Steiner doch nicht ganz gerecht wird. Ich glaube vielmehr, daß Steiner etwas durchaus Wirkliches und, was für unsere Zeit gelten soll, verlangt. Es bliebe also die Frage nach der Möglichkeit zu beantworten.

Prüfen wir die Trennung der einzelnen Glieder. Im Vordergrund steht ohne Zweifel bei Steiner die Trennung der Wirtschaft vom Staate, ein Gedanke, der heute infolge der Übermüdung an Sozialisierungsversuchen ja sicher auf einen vorbereiteten Boden trifft. Er sagt, daß die Wirtschaft nur ihren eigenen Gesetzen folgen soll, und er will uns glauben machen, daß dann die für alle erwünschte Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens sich von selber einstellen würde. Dabei ist er aber der Meinung, daß nicht mehr wie bis jetzt die einzelnen wirtschaftlichen Gruppen sich in sich selber zusammenschließen sollen, die Produzenten, Kaufleute, Konsumenten jeder für sich, sondern der Zusammenschluß in Genossenschaften erfolgen soll, in denen die an einem bestimmten wirtschaftlichen Vorgang als Produzenten, Kaufleute und Konsumenten Beteiligten sich vereinigen. Man fragt sich, auf welchem Wege diese wirtschaftlichen Gruppen dazu gebracht werden sollen, von ihrem rein wirtschaftlichen Standpunkte eine solche Organisation herzustellen. Aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten wird sich doch immer Produzent, Kaufmann oder Konsument, jeder mit Seinesgleichen verbinden, um seine wirtschaftliche Macht nach Möglichkeit zu steigern. Es bedürfte einer übergreifenden Macht, um die Einzelnen zu einer solchen, für die Gesamtheit vielleicht wünschenswerten genossenschaftlichen Organisation zu bewegen. Und es ist nicht einzusehen, welche Macht dies sein sollte, wenn nicht der Staat. Wie wird sich andererseits diese Trennung für den Staat auswirken? Noch genauer gefragt: wie wird der Staat zu seinem Gelde kommen, da er ja Machtmittel gegen die Wirtschaft nicht zur Verfügung haben soll? Aus „freiem Verständnis“, auf das sich Steiner beruft, werden wohl immer nur die wenigsten ihre Steuern bezahlen.

Dann die Trennung des geistigen Lebens vom Staate! Der Staat soll nicht mehr bestimmen, was gelehrt wird, sondern seinen Antrieb von dem freien geistigen Leben empfangen. Das klingt sehr schön, aber Steiner ist unvorsichtig genug, die Anwendung auf Seite 9 der „Kernpunkte“ gleich auf die Jurisprudenz zu machen. Auch der Inhalt der auf der Universität gelehrteten Rechtswissenschaft soll nicht mehr an einem staatlichen Gesetz seine feste Regel finden, vielmehr soll auch hier der Staat warten „auf dasjenige, was ihm von dem freien Geistesleben aus überantwortet wird. Er wird befruchtet werden von den lebendigen Ideen, die nur aus einem solchen Geistesleben entstehen können.“ Was teilweise ohne Zweifel richtig, wünschenswert und auch verwirklicht ist, wird so von Steiner aufs äußerste gesteigert, wodurch es jeden Sinn verliert. Man vergegenwärtige sich nur einmal die aus dem Wesen der Wissenschaft hervorgehenden und für die Entwicklung der Wissenschaft so nötigen Unterschiede der Rechtsauffassung unter den verschiedenen juristischen Schulen und Gelehrten, und man kann sich ungefähr vorstellen, was dabei herauskommen wird, wenn jeder junge Referendar mit der Forderung an den

Staat herantritt, ihm das Recht zu bieten, das sein Lehrer auf der Universität für das richtige erklärte.

Eine Trennung der Wirtschaft vom geistigen Leben gibt es bei Steiner nicht. Es ist ihm selbstverständlich, daß der Geist der Wirtschaft ihre Antriebe mitteilen soll, und daß dafür die Wirtschaft das geistige Leben erhält. In Wahrheit kommt es nur auf das Zurückdrängen der Staatsmacht an, das ist der eigentliche Zweck der Dreigliederung.

Diese drei selbständig nebeneinander stehenden Gebiete sollen zusammengehalten werden nicht in objektiven Mächten, sondern im Innern der einzelnen Menschen. Wie jeder einzelne allen dreien bis zu einem gewissen Grade angehört, so wird er dafür zu sorgen haben, daß seine Handlungsweise innerhalb jedes einzelnen Gebietes nur dessen eigenen Gesetzen entspricht. Damit wird aber eine psychologische Unmöglichkeit vorausgesetzt und geradezu die Einheit des Bewußtseins aufgehoben. Jeder Mensch müßte danach drei Seelen in seiner Brust haben. Tatsächlich ist es natürlich selbstverständlich, daß er sich in den allermeisten Fällen durch die Bedingungen des Gebietes bestimmen lassen würde, dem er vornehmlich angehört. Ein Volk lebt als eine Einheit zusammen. Es ist nicht möglich, ihm sein Leben in verschiedene getrennte Glieder auseinander zu reißen. Notwendig müßte sich eine neue Einheit bilden. Es fragt sich nur, bei wem sie liegen würde. Bei wem sie nach Steiners Plan tatsächlich liegen würde, werden wir alsbald sehen.

2. Ist die Durchführung dieses Planes wünschenswert? Die Beantwortung dieser Frage ist ohne Zweifel viel wichtiger. Wir verlassen hier die rein theoretische und wenden uns der praktischen, politischen Beurteilung zu. Dabei möchte ich von einem Gedanken ausgehen, der heute wohl als ziemlich allgemein anerkannt gelten darf: das Wesen des Staates ist Macht. Es handelt sich dabei nicht um eine besonders alldeutsche oder militaristische Auffassung. Wir haben es hier ja gar nicht mit dem Verhältnis des Staates gegenüber anderen Staaten zu tun, sondern nur mit dem Verhältnis zu seinen eigenen Gliedern. Und hier geben sogar Pazifisten zu, daß das Wesen des Staates Macht ist. Ich führe eine Stelle aus der Schrift von Kurt Wolzendorff „Der reine Staat“ an, auch deshalb, weil sich der Verfasser begeistert für Steiners Dreigliederung ausspricht. Wolzendorff sagt auf Seite 14: „Das ureigenste Wesen des Staates ist seine nicht weiter ableitbare Herrschaftsgewalt, seine Macht.“ Es ist nun bezeichnend, daß der Machtgedanke bei Steiner so gut wie vollständig fehlt. Auf die einfache, für eine politische Beurteilung selbstverständliche Frage, wo in dem dreieggliederten Organismus die Macht liegt, gibt er wie gebliffentlich keine Antwort. Um so notwendiger ist es, diese Frage zu stellen.

Denken wir uns also die Dreigliederung, soweit es denn eben möglich sein mag, durchgeführt. Wo liegt die Macht?

Sicherlich liegt die Macht nicht bei dem Staat. Denn die Macht des Staates wird hier wie mit Absicht möglichst zurückgedrängt. Er hat nur noch Polizeiaufgaben und gewinnt eine verwünschte Ähnlichkeit mit dem alten Nachtwächterstaat. Er wird vollständig von der Wirtschaft abhängig, von der er sein Geld erhalten muß. Alle Berufungen auf „elementare Rechtsempfindungen“ werden nicht hindern, daß die wirtschaftlichen Mächte dem Staate nur soweit Mittel zur Verfügung stellen, als er ihre Geschäfte besorgt.

Das Geistesleben wird aus dem „freien Verständnis“ erhalten, natürlich von der Wirtschaft, die allein die dazu nötigen Geldmittel aufzubringen vermag.

Daß dabei die technischen Wissenschaften einseitig in den Vordergrund gezogen würden, und die rein geistige Wissenschaft warten könnte, was für sie etwa noch abfällt, versteht sich von selbst. Bisher haben wir es in Deutschland für einen großen Vorzug etwa vor Amerika gehalten, daß unsere Universitäten nicht unter der Botmäßigkeit irgendwelcher Geldmagnaten standen und also nicht von der Laune Einzelner, sondern von der dauernderen Willensrichtung des Staates allein abhängig sind. Unterstützungen von den wirtschaftlichen Mächten, die den Universitäten ja gerade in neuester Zeit so reichlich zufließen, bedeuten für diese nur dann keine Gefahr, wenn sie in Freundschaft und also unter gleich Freien und gleich Berechtigten empfangen werden.

Daß die Wirtschaft in dem dreigliederten Organismus die Hauptsache ist, daraus macht auch Rudolf Steiner kein Hehl. Er nennt sie das erste Glied des sozialen Organismus (Seite 45) und vergleicht sie dem „Kopfsystem“ (Seite 46). Es kann nach allem Gesagten nicht zweifelhaft sein, daß die Herrschaftsgewalt, die Macht, hier restlos an die Wirtschaft übergeht, ohne daß die anderen Glieder irgendeine Möglichkeit hätten, ihren von der Wirtschaft etwa abweichenden Willen zur Geltung zu bringen. Wem aber wird innerhalb der Wirtschaft die Macht zufallen? Oder anders ausgedrückt: Wer schützt den wirtschaftlich Schwachen? Die Steinerianer, die ja, wie gesagt, alles Herrliche der Welt für die Dreigliederung in Anspruch nehmen, berufen sich sogar auf die große, von Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck eingeleitete soziale Gesetzgebung und behaupten, sie stünde mit ihren Gedanken in Übereinstimmung. Aber gerade dies Beispiel zeigt ja deutlich, wer allein den wirtschaftlich Schwachen zu schützen vermag. Die soziale Gesetzgebung ist doch ganz gewiß nicht aus dem eigenen Antriebe der Wirtschaft entstanden, sondern sie ist ihr von dem Staate aufgezwungen worden. Denn Kaiser Wilhelm und Bismarck waren doch gewiß staatliche Mächte. Dieser Schutz des wirtschaftlich Schwachen fällt also weg. Die Macht fällt restlos dem wirtschaftlich Starken zu, d. h. demjenigen, der das meiste Geld hat.

Damit haben wir den wahren Herrscher in dem dreigliederten Organismus gefunden. Es ist das Geld, das seinem Wesen nach international, sich in großen internationalen Machtgruppen zusammenschließt. Auf diese internationale Vormachtstellung des Kapitals wird offen hingewiesen, denn es wird uns versichert, daß die einzelnen Glieder sich international zusammenschließen werden (Seite 98). Nun verstehen wir, warum auf die Einheit des Volkes ein so geringer Wert gelegt wird. Sie kann ruhig verloren gehen, damit das internationale Großkapital um so leichter seine Herrschaft über die Völker ausüben kann. Nun verstehen wir, warum der Staat zur Machtlosigkeit verdammt wird. Er soll der Macht des internationalen Kapitals kein Hindernis in den Weg legen können.

In seinem Erfolg bedeutet die Dreigliederung des sozialen Organismus also die Herrschaft der internationalen Geldmächte. Kathenaus berühmte 300 reichste Männer, die sich alle kennen und die die Welt beherrschen, und Steiners Dreigliederung des sozialen Organismus erstreben genau dasselbe.

3. Damit sind die angepriesenen Vorteile der Dreigliederung auf ihren wahren Wert zurückgeführt. So bleibt der Gedanke dieser Gliederung selbst, auf dessen Originalität sich Steiner (Seite 19 Anm.) und seine Anhänger viel zugute tun. Wolzendorff vergleicht ihn in der genannten Schrift (Seite 25) rühmend mit der berühmten Lehre Montesquieus von der Trennung der politi-

schen Gewalten. Wenn diese Theorie also auch als Plan einer künftigen Neugestaltung nichts taugte, so möchte es noch immer ein geistreicher Versuch sein, die in dem wirklichen sozialen Organismus zusammenwirkenden Glieder aufzuweisen. Aber mit der berühmten Selbständigkeit Steiners ist es schlecht bestellt. Steiner selbst erwähnt gelegentlich auf Seite 41 den bekannten Soziologen Albert Schäffle, der ein Buch über „Bau und Leben des sozialen Körpers“ geschrieben hat, rückt aber ziemlich entschieden von ihm ab. In Wahrheit hat er den ganzen Gedanken der Dreigliederung von Schäffle übernommen. Nur handelt es sich bei Schäffle natürlich allein um eine Darstellung der in der Gesellschaft lebendigen Glieder, und Schäffle ist sich der sie verbindenden Mächte wohl bewußt, als deren wichtigste er das Recht nennt. Aber die Dreigliederung selbst ist bei ihm vorhanden. Über Schäffles Lehre kann man sich am bequemsten aus seinem „Abriss der Soziologie“ unterrichten, der nach seinem Tode von Karl Bücher herausgegeben ist (Tübingen 1906). Hier heißt es auf Seite 173/74: „Der Verfasser hat in ‚Bau und Leben‘ — unter dem Einfluß der Veranschaulichung durch Analogie — die einfacheren Veranstellungen als Gewebe bezeichnet.... Als Hauptanstanalten, als ‚Organe‘ und ‚Organsysteme‘ hatte er daraufhin — in beiden Auflagen auf sachlich fast übereinstimmende Weise — aufgestellt und unterschieden: A. Die materiellen oder nach der Außenwelt gerichteten Institutionen, nämlich 1. das Niederlassungs- und Transportwesen, 2. das Schutz- und Sicherheitswesen, 3. die Technik, 4. die Volkswirtschaft (als Sozialstoffwechsel); B. die Institutionen des geistigen Volkslebens, nämlich 5. die Veranstellungen der Geselligkeit, 6. der Bildung, der Erziehung, des Unterrichts (Schule), 7. der Wissenschaft, 8. der schönen Künste, des ästhetischen Volkslebens, 9. des religiösen Volkslebens; C. 10. die Institutionen des einheitlichen Wollens und Machens (Macht), d. h. die Staats- und Kommunaleinrichtungen.“ —

Es lohnte nicht, sich so ausführlich mit Steiner auseinanderzusetzen, wenn seine Gedanken sich nicht einer Richtung eingliederten, die heute schon geradezu als eine Gefahr für unser Volksleben bezeichnet werden muß. Die Loslösung vom Staate ist allerorten im Gange, als eine natürliche Gegenwirkung gegen die im Beginn der Revolution übersteigerten Bestrebungen der Verstaatlichung. Daß Steiner hier manches ausspricht, was sich tatsächlich vollzieht und zum Teil verwirklicht ist, muß man zugeben. Aber das sind oft recht verderbliche Erscheinungen und einer besonderen Verstärkung bedürfen sie nicht. Die Gefahr, daß unser Volk auseinanderfällt, in Stämme, in Parteien, in wirtschaftliche Gruppen, war vielleicht selten so groß wie heute. Und starke Mächte sind geschäftig, dies Auseinanderfallen noch zu fördern. Daß auch der Gedanke der Dreigliederung, ob gewollt oder ungewollt, im Dienste solcher Bestrebungen steht, und daß er zugunsten einer der stärksten Mächte, der Geldmacht, ausfallen würde, glaube ich gezeigt zu haben.

Was wir brauchen, was wir gerade heute brauchen, ist so ziemlich das Gegenteil von dem, was die Dreigliederung uns verspricht. Wir brauchen eine Macht, die sich wieder für das Ganze des Staates verantwortlich fühlt und für das Ganze des Staates einsteht. Die Form, in der sie verwirklicht werden kann, ob in der Form der Monarchie oder der Republik, ist eine Frage zweiten Ranges. Aber daß eine solche Macht in unserem Staate wieder errichtet wird, ist geradezu die politische Forderung des Tages.

Die Mystik Meister Eckharts.

Von Prof. Dr. Christian Janetzky.

(Vortrag, gehalten im „Treubund deutscher Künstler in Bayern“.)

Ich schiede voraus, daß ich keinen gelehrten Vortrag zu halten gedenke und mich nicht an diejenigen wende, die schon mit Meister Eckhart vertraut sind, vielmehr an solche, die ihm und seiner Mystik erst näher zu kommen gewillt sind. —

Wenn ich in Ihrem Kreise über einen deutschen Mystiker sprechen darf, so bewege ich mich dabei allerdings außerhalb der besonders künstlerischen und ästhetischen Fragen, und doch ist der Gegenstand unserer Betrachtung etwas, das uns alle angeht oder angehen sollte in unserem Bemühen um die Aufrichtung eines neuen Geistes und eine neue Innerlichkeit, in dem Kampf gegen das, was uns heute entgegentritt als nacktes Streben nach der äußeren Gestaltung und der materiellen Annehmlichkeit des Lebens.

Nur vergesse man bei dem Namen Mystik alle die landläufigen Vorstellungen vom „mystischen Dunkel“, die meinen, Mystik habe etwas zu tun mit Aberglauben, Gespensterfurcht, Spiritismus und Wunderwerken. Das mag etwas der eigentlichen Mystik Angehängtes sein, an ihr Wesen rührt es nicht.

Für den wahren Begriff der Mystik wüßte ich keinen besseren und größeren Zeugen als den, der uns Deutschen hierin Führer und Haupterscheinung geworden ist, den Theologen des Mittelalters, Meister Eckhart. Fast 600 Jahre trennen uns von ihm, aber, was uns immer wieder zu ihm zieht, ist keineswegs nur ein geschichtliches und gelehrtes Interesse. Man mag ihn als Irrlehrer und Ketzer ansehen, wie die katholische Kirche seiner und unserer Zeit, man mag ihn ablehnen vom Standpunkt eines bestimmten christlichen Bekenntnisses, und doch darf das niemanden hindern, sich dem gewaltigen Erlebnis aufzuschließen, das in Eckhart zuerst mit gesammelter Kraft laut wird und sich aufbäumt gegen die erstarrte Form scholastischer Kirchlichkeit. Gewiß, er steht nicht allein. Das 13. und 14. Jahrhundert ist erfüllt von dem Schrei zahlloser Menschen und Sekten, die ihren Gott nicht mehr finden können in den Mauern und Formeln der Kirche und ihn suchen in neuem, erregtem Fühlen einer besonderen Offenbarung. Tausende haben ihre innere Freiheit bewahrt gegenüber den Zwangsmitteln geistlicher und weltlicher Inquisition und lieber den Rauch ihrer Leiber zum Himmel steigen lassen, als ihre Junge das Alte mit Altem bekennen. Aber, was Meister Eckhart von ihnen scheidet, das ist die gedankliche Schwere und Macht seiner Religiosität, die Wucht der Persönlichkeit, die über allem Zufälligen und Einzelnen das Notwendige und Allgemeine ergreift und es zusammenfaßt zur richtunggebenden Einheit. Und vor allem: er hat zuerst das Bewußtsein letzter, mystischer Innerlichkeit in deutsche Worte gefaßt und hat sein frei gewordenes Denken und Leben gelöst aus den Klammern des bloß Theologischen und seiner lateinischen Formulierung. Immer wieder ist ihm von seinen Gegnern vorgeworfen, daß er das gelehrte und hohe Wissen gemein gemacht habe, daß er die schwierigen Begriffe der Scholastik in deutscher Sprache vermittelt und so den Irrtümern ihren Weg geebnet habe; aber wer nur eine Seite seiner deutschen Schriften liest, der fühlt, daß Eckhart nicht anders konnte, weil hier die Eigentümlichkeit seiner Religiosität zusammentraf mit dem Bewußtsein von den unerhörten Möglichkeiten des deutschen Ausdrucks. Niemand unter seinen Zeit-

genossen kann sich mit ihm messen in der Kraft der Neuschöpfung und keiner in der Fähigkeit, gewohnten Begriffen der Gelehrtensprache durch Umsetzung in das Deutsche sogleich einen freieren und reicheren Umfang zu geben. Unmittelbarkeit ist es, was er wollte und brauchte, als Religiöser und als Lehrer; unmittelbar sollte der Mensch mit Gott in Beziehung treten, unmittelbar der Prediger mit dem Laien. Die unzähligen Grade des kirchlichen Kultus und seiner Vermittlungen, die Fremdheit lateinischer, unverständener Formeln, das alles wurde unerträglich; jeder Mensch sollte rein durch sich selbst, durch gesteigerte Innerlichkeit zu Gott gelangen können: es blieb kein anderes Werkzeug als die Muttersprache, in der Gemüt und Gestaltung unmittelbar eins waren oder werden konnten.

Ich habe damit schon die Richtung der mystischen Religiosität angedeutet, und ich will, ohne der Darstellung vorzugreifen, gleich hier das feststellen, was zum Wesen und zum Begriff der Mystik gehört.

Machen wir es uns klar an den großen Formen des religiösen Verhaltens. Wir nennen die Vorstellung Theismus, die einen persönlichen Gott als Welt-schöpfer annimmt, als Herrn und Vater der Dinge und Menschen, zu dem man betet, und den das Ich sich gegenüber sieht als ein unendlich vergrößertes Du. Wir sprechen da von Pantheismus, wo ein absolutes göttliches Wesen sich entlassen hat in das All der Welt und der Natur, wo Welt und Gott sich gewissermaßen decken. Neben diese beiden typischen Formen müssen wir die Mystik stellen als etwas durchaus Anderes.

Immer wird der religiöse Mensch seinen Gott denken als das Höchste und Vollkommenste, aber immer scheint auch die Vermenschlichung Gottes unvermeidbar, insofern ihm Eigenschaften beigelegt werden, die unter menschlichem Gesichtspunkt einen Wert bedeuten; Eigenschaften, die sein Wesen definieren und festlegen, und durch die erst die religiöse Wechselwirkung zwischen Gott und Mensch möglich wird. Hier nun setzt die Mystik ein. Ihr ist jede Aussage über Gott eine Verkleinerung und Abschwächung, jede Definition seiner Unendlichkeit eine Verendlichung. Die Mystik allein macht Ernst mit der Zerstörung jeglichen Bildes von Gott, sei es durch Gedanken oder Sinne von Menschen erschaffen, sie allein weiß, daß alle Benennung nicht heranreichen kann an das Namenlose, und so entrückt sie ihre Gottheit in das Letzte und Allerletzte, in das absolut Unendliche, wo alle Unterschiede und Eigenschaften wesenlos geworden sind: in das Nichts, das über dem Etwas steht. Weil aber menschliche Vernunft und Sinne unendlich weit zurückbleiben unter dieser ins Absolute entrückten Gottheit, darum muß es für den Mystiker im Menschen, in seiner Seele eine Kraft geben, die mehr ist als alle besonderen Vermögen; etwas, das mit Gott in ein Verhältnis gelangen kann, weil es so wenig wie das Ziel aller Sehnsucht mehr ein Besonderes bleibt. Er nennt es den Seelengrund, und hier sieht er die Möglichkeit, eins zu werden mit der Gottheit; hier im Unterschiedlosen sind Menschliches und Göttliches nicht mehr getrennt, hier vollzieht sich die mystische Einigung, die unio mystica. — Dieser Begriff der Gottheit und dieser Begriff des Seelengrundes, das ist es, was zum Wesen der Mystik gehört, und das ist es auch, was Meister Eckhart als Deutscher zuerst vor uns hinstellt und es abgrenzt gegen das, was ihm nicht mehr Religion zu sein schien.

Die Lebenszeit Eckharts fällt zwischen 1260 und 1327 und umschließt ein außerordentliches Maß geistiger Leistung. Er entstammte einem ritterlichen thüringischen Geschlecht, trat dem Orden der Dominikaner bei und verwaltete

hierin im Laufe der Jahre die angesehensten und wichtigsten Ämter. An der damals berühmtesten Universität Paris erwarb er die Magister- oder Meisterwürde, lehrte dort und in Köln, bereiste im Dienste seines Ordens einen großen Teil Europas, organisierend und dozierend, und nie doch verlor er über dem Riesenumfang seiner Tätigkeit die tiefe Innerlichkeit und Versenkung des Geistes, von der seine Schriften, Predigten und Reden zeugen. Er hat sich nie äußeren Pflichten entzogen, er hat die Arbeit bejaht und geliebt, aber alles beruht und erhält Farbe in seiner mystischen Religiosität, wo das nur weltlich Gerichtete verblaste vor dem allein Wesenhaften, dem Sein der Seele in der Gottheit.

Ich will hier nicht wissenschaftliche und genaue Nachweise liefern über das Verhältnis Eckharts zu Vorgängern und Zeitgenossen, sondern nur eine Skizze seiner Person und Lehre zu geben versuchen, und ich bemerke dazu, daß Eckhart oder die Mystik damit nicht als unser Vorbild oder als das Ziel unserer geistigen Richtung bezeichnet werden sollen. Aber wenn es klar wird, daß hier, in diesem mystischen Erlebnis eines überragenden Menschen Elemente und Tatsachen sich bieten, die keineswegs hinter uns liegen als Überholtes und Wertloses; wenn die Einsicht entsteht, daß dies Vergangene nicht tot ist für uns und unsere Selbstbesinnung, dann ist die Zeit nicht verschwendet. —

Es könnte merkwürdig erscheinen, daß Eckhart als Dominikaner, als Angehöriger der katholischen Kirche, als Christ zugleich Mystiker sein konnte; oder anders ausgedrückt: es stellt sich uns die Frage, wie Eckhart seine mystische Religiosität mit dem Christentum vereinigen konnte, ohne in sich selber den Konflikt zum harten Austrag zu bringen. Die Kirche, Papst Johann XXII., hat die Lehre Eckharts verurteilt, und nur der Tod bewahrte den Mystiker vor dem schlimmen Ausgang des Verfahrens. Er aber vermochte nicht anzuerkennen, daß er geirrt habe und schloß sich nicht am Ende von der Gemeinschaft aus, der er sein Leben lang angehört hatte. Und doch: Christentum ist Theismus, gebunden an den persönlichen Gott und seine Offenbarung durch Christus, seinen Sohn. Christentum beruht auf dem Glauben an die Erlösertat des Mittlers, ohne den niemand zum Vater gelangen kann; es gründet sich auf das Vertrauen in das stellvertretende Leiden des Gekreuzigten, der die Sünde der Welt auf sich nahm. Einmal, in einem bestimmten Zeitpunkt, als die Zeit erfüllt war, sandte Gott den Erlöser, und von diesem Moment an ist der Weg zur Seligkeit erst frei für den Gläubigen.

Aber so einfach und eindeutig lagen die Dinge doch nicht für den, der gewohnt war, die Offenbarungswahrheiten mit der Philosophie in Einklang zu bringen, und der wußte, aus wie verschiedenartigen Bestandteilen das jeweils als richtig angesehene Dogma entstanden war. Und vor allem: in den maßgebendsten Urkunden des Christentums selbst, in den Evangelien und bei Paulus boten sich genug Anhaltspunkte, die ein Abweichen in die mystische Religiosität ermöglichten. Ich und der Vater sind eins, hatte Christus gesagt, und sein Gebet lautete, daß alle Menschen eins seien, „gleich wie du Vater in mir und ich in dir, und daß auch sie in uns eins seien“. Paulus bekannte: Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir; oder das andere: In ihm leben, weben und sind wir. Wer am Herrn hängt, ist ein Geist mit ihm, hieß es. Die Zweifelt von Mensch und Gott, von Person und Person schien sich aufzuheben, und hinter ihr öffnete sich die Aussicht in das Unterschiedslose, in die Einheit, nach der die Mystik verlangte. Die Kirche selbst konnte sich davon nicht freihalten in ihrer Lehre von der Dreieinigkeit, und die Bibel deutete hin auf die Zeit der Vollen-

ding, wo Christus wieder zum Vater eingehen würde und Gott allein alles in allem sein.

Das war es, daß Christus, der Sohn wohl einmal Fleisch geworden sei und Knechtsgestalt angenommen habe, daß er aber von Ewigkeit her, vor aller Zeit beim Vater gewesen sei, und daß durch ihn Gott sich offenbart, sich ausgesprochen habe, in die Erscheinung getreten sei. Christus verhält sich zum Vater wie das hörbare oder sichtbare Wort zum Gedanken, zum Unsichtbaren, zum reinen Geist. Durch das alles konnten die Grenzen zwischen Christentum und Mystik verwischt werden, ohne immer ein ausschließendes Entweder-Oder zu fordern. Christus als der ewige Logos, als das Wort, in und mit dem die Welt, die Offenbarung Gottes ausgesprochen wurde, davon redeten Johannes und Paulus. Im Anfang war der Logos, und der Logos war bei Gott, und Gott war der Logos, so beginnt Johannes; alle Dinge sind durch den Logos gemacht, und ohne ihn ist nichts gemacht, was gemacht wurde. Paulus nennt Christus „das Abbild des unsichtbaren Gottes“; die Welt ist nicht nur durch ihn, sondern auch in ihm und zu ihm geschaffen worden. Das ist die ewige Sohnschaft des Gottmenschen, die vor seiner zeitlichen Erscheinung steht, und das ist es, worauf die Mystik allen Ton und alles Gewicht legt und was ihr zum entscheidenden Wert ihres religiösen Erlebens wird.

Die Gottheit des Mystikers, jenseits aller Eigenschaften und Aussagen, kann sich nicht verändern, denn das würde Übergang aus einem Zustand in einen andern bedeuten; das würde einen Unterschied in das Absolute hineinbringen, und es muß doch beharren als das schlechthin Entrückte und Eine. Die Gottheit des Mystikers ist erhaben über Raum und Zeit, über Denken und Tun, und in dieser „Abgeschiedenheit“ von allem findet die Mystik das Höchste und Letzte, was sie vorzustellen vermag. Was hat diese Gottheit zu tun mit dem Schöpfergott des Judentums oder Christentums? Er ist weit unter ihr. Es gibt für sie nicht Vorher und Nachher, nicht Wollen und Vollbringen; alles, was ist, steht ewig, zeitlos in ihr, die doch in keinem Sein befaßt werden kann.

Nur in Bildern rührt die Mystik an das Verhältnis der Gottheit zur Welt, an den Übergang des Nichts zum Etwas, des Namenlosen zum Benannten. Anschließend an die spätgriechische Philosophie des Neuplatonismus läßt sie die Gottheit, wie die Sonne das Licht, alles Seiende ausstrahlen in unendlich vielen Graden der Helligkeit; von dem obersten, dem Geist über die Seele, die verbunden ist mit dem Leibe, bis zum dunkelsten, der Materie. Und das alles ist für sie von höchster, metaphysischer Notwendigkeit, nicht bestimmt durch Entschluß und Willen, und alles ist zugleich durchdrungen von dem im Wesen der Dinge liegenden Zug, aus dem Niedrigen zum Höheren zurückzulehren, aus der Entzweiung wieder hinzukommen zum Einen und Übereinen, zur unio mit dem Unterschiedslosen. Spinoza hat später für dies zeitlose Hervorgehen der Welt aus Gott die Formel gebraucht, es folge alles aus Gott wie aus der Natur des Dreiecks, daß die Summe der Winkel $2 R$ betrage, und er drückte damit die ewige Notwendigkeit aus, die nicht heute oder morgen besteht, sondern als etwas, was nicht anders sein und gedacht werden kann.

Das verbindet sich in Eckharts religiösem Erlebnis mit der Ansicht von Christus als Logos, durch den die Gottheit erst offenbar wird, in die Welt als ihre Erscheinungsart eintritt, mit dem sie sich verwirklicht. An diesem Punkte, in ihrem Übergang zum sinnlich und gedanklich Erfahrbaren, hier erst kann sie Vater, Sohn und Geist genannt werden, hier erst wird sie eigentlich zu Gott.

Diese fundamentale Unterscheidung zwischen Gottheit und Gott ist es, wodurch Eckhart sich loslöst von dem kirchlichen Christentum und der offiziellen Theologie der Scholastik.

Nicht als ob diese Trennung zuerst bei ihm auftauchte, aber als etwas Neues und Aufrührendes teilt er sie seinen Hörern mit, und in seltsamer Ergriffenheit geht seine Predigt zu ihnen: „Nun merket auf! Ich will nun sagen, was ich nie gesagt. Als Gott Himmel und Erde und alle Kreaturen erschuf, da tat Gott nichts. Er hatte nichts, um sich damit zu betätigen, in ihm war auch kein Tun... Und nun bitte ich euch! Vernehmet es bei der ewigen und bei der immer währenden Wahrheit und bei meiner Seele! Wieder will ich sagen, was ich nie gesagt: Gott und Gottheit sind so weit verschieden wie Himmel und Erde. Von Gott reden alle Kreaturen. Und warum reden sie nicht von der Gottheit? Alles, was in der Gottheit ist, das ist Eines, und davon läßt sich nicht reden. Nur Gott tut etwas, die Gottheit tut nichts. Gott und Gottheit sind unterschieden als Tun und Nichtstun.“ —

Man spürt nirgends so sehr als hier den inneren Zwang dieses Menschen, von seinem Erlebnis zeugen zu müssen, auch auf die Gefahr hin, nicht begriffen zu werden. „Wer diese Predigt verstanden hat, dem gönne ichs wohl,“ schließt er. „Wäre niemand hier gewesen, ich hätte sie diesem Opferstod predigen müssen.“

Es ist gleichgültig, ob Eckhart doch immer wieder von Gott statt von der Gottheit spricht; was er meint, ist sicher: das aller Bestimmtheit und aller Veränderung entrückte absolute Nichts der Mystik. Zwischen vollkommener Abgeschiedenheit und dem Nichts gibt es keinen Unterschied, sagt er; Abgeschiedenheit ist mehr als Liebe und Demut, und als Gott in seiner liebevollen Demut sich herabließ in die menschliche Natur, so blieb er doch in sich selber so unbewegt, wie da er Himmel und Erde erschuf. Denn alle diese Worte des Tuns gelten nicht von dem Urgrund, der Gottheit.

Dieser Mensch beraubt sich bewußt des gebeterhörenden Gottes, er wirft alle Hilfe durch Gott von sich, er entschlägt sich aller persönlichen Obhut, er will nichts als das Nichts: die Abgeschiedenheit, die der Mensch mit der Gottheit zu teilen vermag.

Was kann ihm Christus sein? Vielleicht ein Vorbild, aber niemals der Mittler. Was kann der Glaube an das in der Zeit Erschienene bedeuten für den, der in sich die ewige Gottheit trägt? Für die Scholastik ist Christus alles; er ist das Zentrum, der Höhepunkt der Dreieinigkeit. Auf ihm ruht alles Gewicht, der volle Akzent der Religion; in ihm ist die Seligkeit und der Weg zum Himmel. Woher er kommt und wohin er geht, das ist für sie, wie für die Kirche überhaupt, nebensächlich und belanglos. Er hat den Tod überwunden, in ihn zu schauen ist die Hoffnung der Gläubigen. Seinetwegen wird die Zeit unseres irdischen Daseins entwertet gegenüber der unendlichen Zeit eines nachirdischen Lebens.

Mögen die Denkmittel der Mystik und Scholastik, Eckharts und Thomas' noch so oft die gleichen sein und sie noch so oft von den gleichen Begriffen ausgehen: hier ist die tiefe Kluft zwischen Mystik und Scholastik.

Für die Scholastik ist der Sohn Gottes die Höhe des göttlichen Geschehens, für sie ist die Zeit durch Christus geteilt in Verdammnis und Erlösung, für sie ist die Seligkeit erst möglich in der unendlich gedachten Zeit, im Himmel.

In der Mystik ist alles umgekehrt. Für sie ist der Sohn Gottes eine Zwischenstufe, eine Senkung, etwas wieder Aufzubehebendes. Für sie ist alles, was in der Welt geschieht und sich befestet an Raum und Zeit, ein Unzulängliches. Sie läßt nicht warten auf die Seligkeit nach dem Tode, sondern will sie wirklich werden lassen schon in diesem Dasein; dadurch, daß der Mensch allem Dinglichen entsagt und sein Ich versinken läßt in der Einheit des Unterschiedlosen. Durch das Entwerden wird er vergottet, durch die Abgeschiedenheit verzückt in das Letzte. „Leer sein aller Kreatur heißt Gottes voll sein, und voll sein aller Kreatur heißt Gottes leer sein.“ — Immer wieder kommt Eckhart auf die Abgeschiedenheit zurück, und er faßt sein mystisches Gotterleben scharf und unkirchlich genug. „In unbeweglicher Abgeschiedenheit ist Gott ewig gestanden und steht er noch; und als Gott das Himmel- und Erdreich schuf und alle Kreatur, das ging seine unbewegliche Abgeschiedenheit so wenig an, als ob er nie Kreaturen geschaffen hätte. Ich sage noch mehr: Alle Gebete und guten Werke, die der Mensch in der Zeit tun mag, davon wird Gottes Abgeschiedenheit so wenig bewegt, als ob nirgends und niemals ein Gebet oder Werk geschehe, und Gott wird dadurch um nichts milder und geneigter gegen den Menschen, als wenn er nie das Gebet und die guten Werke getan hätte. Ich sage noch mehr: Als der Sohn in der Gottheit Mensch werden wollte und ward und die Marter litt, das ging die unbewegliche Abgeschiedenheit Gottes so wenig an, als ob er nie Mensch geworden wäre.“ Was können für einen Mystiker Gottes Zorn oder Neigung noch bedeuten? Nichts als menschlich relative Anschauungen. „Die Menschen wännen“, sagt Eckhart, „Gott habe eine neue Neigung gefaßt, aber wenn er zürnt oder einem eine Freude macht, so werden wir gewandelt, und er bleibt unwandelbar; wie der Sonnenschein den kranken Augen weh tut und den gesunden wohl und doch in sich selbst unwandelbar bleibt.“ Das geht durch die ganze Mystik hindurch, und der unbekannte Verfasser der „Deutschen Theologie“, die Luther zum Druck beförderte, ist darin nicht Eckharts einziger Genosse. „Gott als Gottheit“, heißt es hier, „kommt nicht zu weder Wille noch Wissen noch Offenbaren noch sonst etwas Bestimmtes, das man benennen oder vorstellen mag“; in Gott als Gottheit hat weder Leid noch Trübsal noch Mißfallen eine Stätte. — Es gibt nur einen Weg zu ihm, das Hinabsteigen in sich selber, die absolute Verinnerlichung, das Aufgraben aller Vermögen und Kräfte bis zur letzten Tiefe des Einen.

Die Lehre von der Stellvertretung durch Christus, die Verdienste der Heiligen, alles verliert für den Mystiker Sinn und Wert. Das gehört wohl zu dem Größten in dieser religiösen Weltanschauung, daß sie jeden Menschen allein läßt gegenüber seiner höchsten Pflicht, daß sie ihn allein dem Göttlichen gegenüberstellt ohne die Hilfe gebeterhörender Wesen. Was nützte ihm das, was ein anderer einmal getan hätte? Wer könnte für ihn den Weg gehen in sich selber? Wir mögen uns wohl freuen, sagt Eckhart, daß Christus, unser Bruder, aus eigener Kraft über alle Chöre der Engel emporgefahren ist und zur rechten Hand des Vaters sitzt; „aber wahrlich, ich gebe nicht viel darum. Was hülfte es mir, wenn ich einen Bruder hätte, der ein reicher Mann ist, während ich arm bin; oder er wäre weise und ich ein Tor.“ Man beachte wohl, daß Eckhart von Christus als Bruder spricht, daß er ihm Genosse und Vorbild ist, aber nicht der erlösende Mittler. Die Einheit mit Gott, die Christus für sich bekannte und besaß, die mußte jeder Mensch erringen können, denn der Grund der Seele ist ohne Unterschied in allen der gleiche und der Weg für jeden geöffnet. „Alles,

was Gottvater seinem eingeborenen Sohne in der menschlichen Natur gegeben hat, das alles hat er auch mir gegeben. Davon nehme ich nichts aus, weder die Wesenseinheit noch die Vollkommenheit, sondern alles hat er mir so gegeben wie ihm.“ Das stand unter den verurteilten Sätzen Eckharts und entstammt durchaus dem Geiste der Mystik. Aber das betrifft nicht das individuelle Ich, die Einzelheit und Besonderheit des Menschen, sondern immer den Grund seiner Seele, das Menschheitliche des Menschen. Wenn andere Weltanschauungen, wenn schließlich jede Philosophie und Religion einen göttlichen Kern, etwas Gottähnliches im Menschen behaupten müssen, wodurch er erst befähigt wird zu Aussagen über das Göttliche, so hat doch keine den göttlichen Teil, die Gottgleichheit des Menschen so hoch getrieben wie die Mystik. Eckhart hat nach Namen gesucht für das, was er in sich wußte als das schlechthin Ewige und Zeitlose, das hinter aller Bestimmtheit als das Eine beharrte, und er hat mit allem doch nur den Abgrund geöffnet, aus dem sein Pathos heraufstieg, um immer von neuem auf seinen Ursprung zu weisen. Ich kann es mehr nur andeuten als ausführen, dies Erhabenheitserlebnis, das alle Definitionen des Seelenbegriffes vernichtet und versinken läßt, diesen Überschwang des Wissens, das etwas in uns ruhe, das nicht Gott, nicht dem Sohn, nicht der Welt geböre, sondern mehr ist als sie alle. Wenn die Seele in ewiger Einheit mit dem Göttlichen steht, außer aller Zeit, dann ist sie auch an allem beteiligt, was aus der Gottheit hervorgegangen ist, dann ist auch in ihr die Gottheit zu Gott geworden, dann gebiert auch in ihr von Ewigkeit die Gottheit sich selber, den Sohn, und spricht in ihr sein Wort; dann steht das Menschwerden der Seele, ihr Sichtbarwerden am Ich in Parallele mit der Manifestation der Gottheit in Gott oder im Logos; dann aber ist ihre Aufgabe die gleiche wie die Gottes: zum Nichts zurückzukehren aus aller Befassung und Benennung. Dies Letzte und Tiefste ist namenlos wie die Gottheit selbst; niemand und keine Kraft vermag einen Blick in sie zu tun, auch Gott nicht, soweit er bestimmt ist als Vater, Sohn oder Geist. Das muß er alles draußen lassen und gelangt nur in sie hinein als das schlechthin Eine, sagt Eckhart. Der Sohn ist wohl der Gottheit gleich; aber Gleichheit ist Vergleichung von zweien, ist noch Getrenntsein. Wo Gleichheit ist, ist nicht Einheit, heißt es bei Eckhart, und darum muß die Seele noch über den Sohn, über Gott, über die Gleichheit zur Einheit. So ist es zu verstehen, wenn Eckhart ausspricht: die vergottete Seele ist dazu eingesetzt, keinen Gott mehr zu haben, Gottes ledig zu sein. Sie muß gottlos werden, um gottheitlich zu sein. In ihr entwirrt Gott zur Gottheit; und das ist das unüberbietbare Seligkeitserlebnis des Mystikers, daß nirgends anders als in der menschlichen Seele die Gottheit sich von aller Dinglichkeit und Bestimmtheit befreit, daß sie sich in der Seele erlöst von ihrem zeitlosen Ausgehen in Unterschied und Vielheit. Hier erhält die Weltlosigkeit des Mystikers ihren wahren Grund, in diesem letzten Grad einer Verinnerlichung, die nichts mehr von außen empfangen kann, weil sie in sich oder weil sich in ihr die Gottheit trägt und gebiert.

Niemals, weder von einem Früheren noch Späteren, ist mit so großer und einfacher Gebärde und Geste die ganze Außenwelt durchstrichen und entwertet wie von Eckhart; niemals auch der ganze Apparat kirchlicher Institutionen und Heilungsvermittlungen mit so ruhiger und sicherer Hand zur Seite geschoben wie von ihm, der geweitert war im Seelengrunde über Menschen und Mächte, für den Erde und Sonne, Welt und Natur versanken in der seelischen

Einheit des Unerhoffenen. Uns Heutigen fehlen die Maße und Gewichte, es ganz zu erfassen, wenn vor sechs Jahrhunderten ein in sorgsam gehüteter Überlieferung aufgewachsener Mensch es unternahm, Himmel und Hölle, Gott, Welt und alles Werk in die eigene Seele hineinzuziehen und darin untergehen zu lassen als etwas nur Bildliches, Unzulängliches, das da ist, um aufgehoben zu werden durch die Kraft, die größer ist als das alles. Für jene Zeit hatte ja die Welt, deren Anblick sich erhob auf biblischer Schöpfungslehre und aristotelischer Physik, und alle jene Vorstellungen vom Irdischen und Überirdischen eine ganz unvergleichbar andere Tatsächlichkeit als für uns. Für das Mittelalter stand die Erde fest inmitten der Planeten und Fixsterne, die Himmelskugel schloß alles in sich und gab ihm Ort und Begrenzung. Für jene Menschen war Hölle und Segesfeuer etwas Bestehendes, Drohendes, unabwendbar Wirkliches, ein Schauplatz, auf dem sich die Leiden der Verdammten zu Gottes Ehre abspielten. Es ist die Mythologie, die durch Dante ihre klassische und poetische Aussprache gefunden hat. Und nun trat ein Mystiker auf und ließ seine Augen gleichgültig vorübergleiten an den Orten der Seligkeit und Qual, ohne eigentlich ihr Nichtdasein zu behaupten. Ja, das ist bezeichnend für seine überlegene Haltung, daß die jenseitige Wirklichkeit nicht geeignet zu werden braucht, so wenig wie die diesseitige; weil alles in Raum und Zeit Bestehende, auf der Erde und über der Erde, doch wieder sich entkaltet in der Sphäre des Seelischen, wo nicht mehr dieser Gott und dieser Mensch sich gegenüberstehen, sondern das Eine dem Einen.

Es ist nicht Schwäche, wenn Eckhart es nicht zum Bruche kommen ließ mit denen, die am Alten und Überkommenem hingen. Er paßt sich dem Standpunkt jener an, die vor ihm sitzen, er läßt geduldig das Eine und das Andere gelten, er besteht nicht auf der Entscheidung; er kann sich zufrieden geben, wenn einer, der die Sehnsucht nicht hat nach dem Höchsten, wenigstens die Sehnsucht nach der Sehnsucht hegt. Und wenn man nicht taub ist, so muß man eine leise Ironie durch seine Sätze hindurchhören, die Ironie dessen, der es besser weiß. Auch Moses sprach davon, daß Gott Himmel und Erde schuf an verschiedenen Tagen; er wußte es aber viel besser, sagt Eckhart, er tat es um der Leute willen, die es nicht anders begreifen konnten. Denn die Gottheit schuf nie in Zeit und Raum, sie wirkt ohne Mittel und Bild. Wer keinen Sinn hat für die ungeheure Höhe Eckharts, der vieles gelten lassen kann, weil es letzten Endes unwesentlich ist, von welchem Punkte man hindeutet auf das Gottheitliche, weil alles Bestimmte doch unzulänglich bleibt und die ewige Wahrheit doch hinter allem unverrückbar und unveränderlich beharrt, — wer diese geniale Gleichgültigkeit nicht spürt, wird nie Zugang zu ihm gewinnen. Man muß ihn darin mit Spinoza oder mit Goethe vergleichen, in dieser großen Lässigkeit, die nicht fanatisch eifert gegen dies oder jenes, weil alle konkrete Form oder Formel sich von selber aufhebt gegenüber dem Einen, worin alle Gegensätze zusammenfallen und sich begraben. Als Spinoza von einer Frau gefragt wurde, ob sie in ihrem lutherischen Glauben selig werden könne, da suchte er sie nicht zu der Höhe seiner Erkenntnis hinaufzuziehen und zu belehren, sondern sagte, sie bedürfe keines andern und könne darin des Heils teilhaftig werden. Und er selber führte wohl sein stilles, bedürfnisloses Leben in der Gottesliebe, aber er ließ den Menschen ihre Freuden und mochte sich keinen Gott denken, der Lust hätte am Versagen und am Leid. Als Goethe, — um aus Zahllosem eins herauszugreifen, — von seinem Freunde Lavater auf das Christentum festgelegt werden

sollte, da stellte er dem Entweder-Oder sein All entgegen, seine Gottheit, die aus Paulus, Spinoza und Moses so gut sprach wie aus den Evangelisten und nicht alle mit gleichem Mittel heilte; und aller Widerspruch schien ihm Wortstreit zu sein, weil er in ihrer Relativität die Dinge anders benenne. Goethe stellte sich ja selber zu Spinoza, und neben ihnen muß man Eckhart sehen, um ihn zu verstehen; aus seiner Überzeugung heraus, daß alle bestimmte religiöse Vorstellung unrichtig ist, daß aber dem Gegenstand oder dem Ziel der Verehrung, des Glaubens, der Erkenntnis damit nicht Abbruch getan werden kann, weil im letzten Sinne alles eins ist und nicht berührt wird von dem Meinen der Menschen. Aus der mystischen Weltanschauung muß die weiteste religiöse Duldung hervorstechen, die Duldung, die alles Bedingte des religiösen Verhaltens als bedingt gelten lassen kann, der Richtung wegen, in der alles sich doch bewegt. Nicht die sichtbare Kirche, nicht ein Bekenntnis, daß sich mit peinlicher äußerer Ordnung und dem Dienste des Buchstabens als allein richtig ansieht, kann den Mystiker in sich bergen; nur die „unsichtbare Kirche“, die alles Einzelne überdacht und die Relativität des Besonderen in sich duldet. Der sich im Streite der Bekenntnisse laut zu ihr bekannte und leidenschaftlich für die Gottheit über den Göttern eintrat, war wieder ein von mystischer Religiosität erfüllter Mensch, Sebastian Frank, der Zeitgenosse Luthers; und der Reformator schalt ihn, daß er nichts wollte als Geist, Geist, Geist. —

Es bedarf keines Beweises mehr, daß die Mystik oder ein Mystiker wie Eckhart alle Wertheiligkeit, alles äußere Tun, um Gott zu gefallen und sich einen gnädigen Gott zu schaffen, ablehnen mußte. Nicht das äußere, sondern das innere Werk ist wesentlich, sagt er. „Das äußere Werk, das in Raum und Zeit beschlossen ist, das eng ist, das man hindern mag und bezwingen, das müde und alt wird von Zeit und Übung“, das ist nicht das göttliche, sondern das innere. Es scheint und leuchtet Tag und Nacht, es ist nicht bestimmt durch irgendeinen Zweck, es ist da um seiner selbst willen. Wie das Leben besteht um des Lebens willen, so soll das Wirken geschehen um des Wirkens willen, in reiner Gelassenheit an sich selbst. Eckhart vergleicht dies innere Tun mit dem des Steines, dem Drängen nach unten, der Schwerkraft. „Sein äußeres Werk ist hinfallen und auf der Erde liegen, das kann veranlaßt und gehindert werden; sein inneres Werk aber kann ihm weder Gott noch Kreatur noch irgend jemand nehmen, er wirkt es Tag und Nacht, nach tausend Jahren nicht weniger als am ersten Tag.“ Hier gibt es keine Zeit, oder hier ist die Zeit erfüllt. Denn was heißt das Wort: als die Zeit erfüllt war? „Wo es Zeit nicht mehr gibt, da ist Erfüllung der Zeit. Dann ist der Tag voll, wenn vom Tage nichts mehr übrig ist.“ Das ist die rechte Abgeschlossenheit, ein gottleidender Mensch zu sein, nichts mehr zu wollen, ja nicht einmal mehr den Willen zu haben, mit der Gottheit eins zu werden; nichts zu tun um Gottes und der Seligkeit willen, sondern ganz in Abgeschlossenheit zu stehen. Abgeschlossenheit kann nicht beten oder um etwas bitten. Denn wer betet, sagt Eckhart, der begehrt etwas von Gott, daß es ihm zuteil werde oder daß Gott es ihm abnehme; die abgeschiedene Seele aber hat nichts zu viel oder zu wenig, sie steht in völliger Gelassenheit in dem sich selbst Gleichen. Selig sind die Armen im Geiste, lehrte die Schrift, und Eckhart übersetzt: selig sind, die arm sind an Willen; arm ist der Mensch, der nichts will, nichts weiß, nichts hat. Mit unerbittlicher Konsequenz prüft er die Grundsätze derer, die neben ihm ein gottgefälliges Leben zu führen meinen. Diejenigen glauben wohl, nichts für sich zu wollen, die Gottes Willen zu

erfüllen trachten mit äußeren Übungen, Fasten, Beten und guten Werken, heißt es: „und doch sage ich, daß sie Esel sind, die nichts verstehen von göttlicher Wahrheit.“ Eckhart, der der Größte seines Ordens war und das mechanische Werk der Pönitenzen und Exerzitien kannte, er fand die feinste Auslegung für die Austreibung der Kaufleute aus dem Tempel. Der Tempel, das ist die Seele, sagt er; „das aber sind Kaufleute, die sich hüten vor groben Sünden und tun ihre guten Werke Gott zu Ehren, als Fasten, Wachen, Beten und dergleichen. Das tun sie doch deswegen, daß unser Herr ihnen dafür etwas gebe oder daß Gott ihnen dafür etwas erweise, was ihnen lieb ist. Das sind alles Kaufleute, denn sie wollen das eine um das andere geben und wollen also Handel treiben mit unserm Herrn.“ Diese Kaufmannschaft sollen wir ablegen und frei sein in unsern Werken und sie verrichten ohne ein Warum und ohne an den Vorteil zu denken.

Man müßte Eckhart selbst lesen oder mehr von seinen Sätzen anführen als ich es hier kann, wenn man die über den Dingen stehende Lässigkeit dieses geistlichen Redners und Führers ganz erkennen will. Alles, worauf der Christ der Kirche sich stützen zu können meint, wird belanglos. Nicht Weltflucht und äußere Einsamkeit, nicht monchisches Wesen und Askese führt zu Gott, sondern das innere Alleinsein mit ihm, und es bedarf nicht der Mauern, sich mit ihm einzuschließen. Wem recht zu Mute ist, der hat Gott bei sich; „an allen Orten, auf der Straße und unter allen Leuten so gut wie in der Kirche oder in der Linde oder in der Zelle. Wer ihn recht hat und ihn allezeit hat, den Menschen vermag niemand zu beirren.“ Ja, am äußeren Genießen des Abendmahls liegt wenig, geistlich nehmen kann man es tausendmal am Tage, es sei, wo es wolle. Und in einer Zeit, wo die Kirche sich stärkte mit Visionen und Offenbarungen, — Dinge, die man fälschlich der Mystik anhängt —, da ging Eckhart über diese besonderen Zeugnisse Gottes hinweg und gründete sich auf das, was allen gottliebenden Menschen zuteil wird. „Das Sagen könnte trügen und vielleicht eine falsche Erleuchtung sein“, die innere Gewißheit aber ist so sicher als die Gottheit selbst. Darum ist es auch nicht maßgebend, was die Heiligen getan haben, die es sehr hart hielten mit strengem Leben und Bußübungen, und darum soll man selbst Christus nicht nachahmen in allem seinem Tun. „Es frommt dir mehr, davon unbekümmert zu bleiben als streng zu fasten von aller Speise.“ —

Man mißverstehe indessen nicht diesen Mystiker, der so sehr nach innen gewandt war und so sehr die Menschen in ihre Seele wies, als ob er mit dem allem Quietismus und Passivität hätte üben und gemein machen wollen. Er, der gewohnt war, sich in praktischen Dingen zu rühren, konnte sich nicht zu der tatlosen Versenkung orientalischer Mystiker verstehen; er vermochte nicht bis zu dem Grade mystischer Abgeschlossenheit fortzuschreiten, wo das Schauen in die Seele und ihren Grund zum selbstischen, menschenfremden Egoismus werden muß. Wohl ist ihm das äußere Werk unwert, als Mittel zu Gott zu gelangen, und nicht uns sollten die guten Werke heiligen, sondern wir sie; aber damit erhält die mystische Weltlosigkeit ein ganz anderes, freies und offenes Gesicht. Der Deutsche Eckhart erträgt nicht die pessimistische Verneinung des Kampfens und Strebens, er scheut nicht das Straucheln und Fallen, er muß das elementare Drängen und Leben seiner Seele vereinigen mit der Gelassenheit in Gott, und nicht aus der Welt, sondern in ihr rettet und bewahrt er sein göttliches Teil. Damit ist nicht gesagt, daß Mystik und praktisches Wirken

ihrem Wesen nach zusammengehören, ja, man darf zugeben, daß rein begrifflich gefaßt eins das andere fast ausschließt, aber hier kann ein lebendiger Mensch seine energische Bewegtheit nicht einspannen in die Konsequenzen des Logischen. Eckhart hat auch den Weg gefunden, alles in ein Ganzes, in seine Individualität eingehen zu lassen: durch das Bewußtsein, daß der im Besitze Stehende durch nichts in seiner inneren Ruhe gestört werden könne. Er wußte wohl, daß man mit seinem Tun nicht an die Gottheit reicht, aber er wußte auch, daß hinter allem Tun der Seelengrund in ewiger Einheit mit dem Göttlichen beharre, und diese letzte Tatsache und diese innerste Erkenntnis gibt allem Wirken erst Sinn und Inhalt. So kann die Pflicht des Handelns bejaht werden und doch alles Enge und Kleine ausgeschieden bleiben, weil immer mit dem höchsten Maße gemessen wird. „Wenn es mit einem Menschen recht gehen soll, so muß ihm je von zwei Dingen eines geschehen: entweder er muß Gott ergreifen und so innehaben lernen in den Werken, oder er muß alles Wirken lassen. Da nun der Mensch in diesem Leben nicht sein kann ohne Tätigkeit, die zu seiner Natur gehört und von vielerlei Art ist, darum lerne der Mensch, seinen Gott zu behalten in allen Dingen und ungehindert zu bleiben bei jedem Tun und an jedem Ort.“ „Was die Augenwelt an ihn heranbringt, an Augen und Ohren, das soll er zu Gott lehren.“ Wer Gott so im Wesen besitzt, dem leuchtet er in allen Dingen, alle schmecken ihm göttlich, und aus allem kommt ihm Gottes Bild entgegen. So kann sich der Mystiker Eckhart bekennen zur freudigen Betätigung der Nächstenliebe und so alles Tun in Alltag und Beruf mit Göttlichem erfüllen, weil das Gemüt, die Gesinnung, aus der alles fließt, sich gleich bleibt in ihrem „wissenden Wahrnehmen“ der Gottheit. Weil es nicht nur diese oder jene bestimmte Weise gibt, Gott zu dienen, weil der Mystiker Gott nicht heften und binden kann an Regel und Vorschrift, darum, so folgert Eckhart, ist Gott in jeder Tätigkeit gegenwärtig. Diese Geistesart flieht und fürchtet nicht Wirken und Handeln, sondern regt und bewegt sich und weiß ihre Tapferkeit zu behaupten. „Wäre der Mensch also in der Verzüchtung, wie St. Paulus war, und wüßte einen kranken Menschen, der eines Suppleins bedürfte, ich achtete es für weit besser, du ließeß aus Liebe von jenem und dienstest dem Bedürftigen in größerer Liebe.“ „Wer seine Werke täte aus einem gleichen Gemüt, wahrlich, dessen Werke wären auch alle gleich, und wenn es recht mit ihm stände und er Gott so besäße, so würde ihm Gott im Weltlichen so rein leuchten wie im Göttlichsten.“

Es ist, als ob hier ein mittelalterlicher Großer vorausdeute auf die Reformatoren, die ihre Weltoffenheit dem monchischen Lebensideal entgegenstellten, und es ist nicht das Einzige, worin sie sich begegnen. Eckhart ertrug vor ihnen nicht mehr die Eintönigkeit der Ordnungen und die beengte Regelung des Lebens. Er verwarf gewiß die Sünde, und das ist ihm dasselbe wie Selbstsucht und Eigenwille, aber er wußte auch, daß der Sündige erst durch die Reue sein Innerstes ganz aufrühren könne; daß dem in Sünde Gefallenen durch die Stärke des Gegensatzes erst das Göttliche ganz aufgehe. Die Kirche verstand es nicht, daß Eckhart sprechen konnte, man solle die begangene Sünde nicht ungeschehen wünschen, man diene Gott auch durch Fehlen; er aber bekannte: ohne Sünde stände der Mensch ungewiß in allen Dingen, erst die Versuchung bringe die Tugend und den Preis des Kampfes und nur der Streit führe zur Vollkommenheit. Ihm war der verlorene Sohn lieber als jener, der nie den Gang zur Sünde verspürt hatte; und wenn Luther sagte, man solle kräftig sündigen, so meinte er nichts anderes als Eckhart, daß man durch die Erkenntnis des Fehlens tiefer hinabbringe zum Unfehlbaren. Denn Gott vergibt lieber Großes als Kleines.

Es ist das Erlebnis, von einem neuen religiösen Geist gepackt und erschüttert zu sein, das Eckhart durchdrang, und es ist das Verlangen eines lebendigen und starken Menschen, das Erschütternde in der Welt nicht entbehren zu wollen. Hier sollte sich die Ruhe in der Unruhe beweisen, denn hier bedeutete Aktivität nicht Gefahr, sondern Sicherung des Besizes. „In allen Gaben und Werken sollen wir Gott ansehen lernen, und an nichts sollen wir uns genügen lassen und bei nichts stehen bleiben. In keiner Weise gibt es ein Stehenbleiben für uns in diesem Leben, noch wurde es je einem Menschen zuteil, wie weit er auch kommen mochte. Vor allen Dingen soll der Mensch gewärtig sein der Gaben Gottes und allzeit neuer.“

Diese Bewegtheit, die bei dem tiefsten Wissen vom ewig Gleichen und Einem ihr Erlebnis an Veränderung und Verschiedenheit tätig offenbaren wollte, führt nun noch zu einer andern Umbiegung rein mystischer Gedanken. Der heroische Mensch kann die letzte Identität des Seelischen mit der Gottheit als das Erhabenste bejahen und zugleich seiner Besonderheit sich erfreuen und zugestehen, daß nicht allen die gleiche Weise gegeben sei, sich ihres göttlichen Wesens bewußt zu werden oder davon zu zeugen in Tun und Leben. Weil jeder nur für sich selbst eintreten kann und immer allein Gott gegenüber treten muß, darum soll es nicht einer machen wie der andere, denn uns ist verschiedene Kraft und Fähigkeit verliehen. Die Gesinnung, das Gemüt, die innere Richtung entscheiden; damit aber erweise sich jeder in persönlichem und ureigenem Tun. So wächst aus mystischen Grundsätzen ein neuer Individualismus heraus, der wieder anklingt an die reformatorische Lehre, daß jeder nur nach eigenem, freien Entschlusse sich zum Wahren bekennen dürfe; ein Individualismus, der die Gewalt kirchlicher Diktatur hinter sich gelassen hatte wie die einebnende Anmaßung der Menge. „Meide alle Sonderlichkeit, es sei an Kleidern, an Speise, an Sprache, wie hohe Worte zu reden, oder absonderliche Gebärden, womit nichts geholfen ist. Doch sollst du wissen, daß dir nicht alle Besonderheit verboten ist, ... denn wer etwas Besonderes ist, der muß auch Besonderes tun zu mancher Zeit auf viele Weise.“ —

Als ein Besonderer trat Meister Eckhart heraus aus dem Ringe mittelalterlicher Enge, aus Mauern und Buchstaben, weil er das Äußere zu vernichten imstande war in der Kraft seiner gewaltigen Innerlichkeit; als ein „lediger Mensch“, der sich bewußt war, Neues und Großes sagen zu dürfen, gottlos zu sein in der Seele, die trunken war ihrer Gottheitlichkeit.

Gewiß, er hat selber die Linien reiner Mystik durchbrochen, aber doch möchten wir die durch ihn vollzogene Verschmelzung des deutschen und mystischen Geistes nicht missen in dieser überragenden Gestalt; wegen der typischen Bedeutung seines hohen Menschentums, das seine Person über ihr zeitliches Dasein erhebt zu gebieterischer Größe in der Geschichte menschlicher Besinnung. —

Was ich gesagt habe von ihm, möge als ein Versuch gelten, das Vergangene als ein Bleibendes Ihnen nahe zu bringen und einen Eindruck zu vermitteln von jenem Menschen, der im Irrsal der Welt seinen Blick weitete für die Ewigkeit der unverlierbaren Gottheit.

Eine deutsche Stimme aus dem Ausland.

Aus einem Privatbrief eines in Villarica (Paraguay) lebenden Deutschen an einen hiesigen Geschäftsmann werden uns freundlichst einige Abschnitte zur Verfügung gestellt, welche, gerade weil sie aus dem hartbedrängten Deutschum im Ausland kommen, die allerweiteste Verbreitung verdienen.

Ja, lieber Herr . . ., auch mir ist es eine innere Herzensfreude, wieder mit den paar alten Freunden in der Heimat verkehren zu können, sie, die Vertrauen und Freundschaft, Treu und Glauben bewahrt haben und zu schätzen wissen, denn Sie glauben nicht, welch' kalten, abstoßenden Eindruck die hier einwandernden Deutschen machen! Sie scheinen vergessen zu haben, daß es Vertrauen und Freundschaft je gegeben hat. Sie betrachten uns eher als eine feindliche Batterie. Im letzten Fall ersuchen sie mißtrauisch um Dienste und schimpfen nachher auf uns. Bezeichnend ist die kalte Gleichgültigkeit gegen uns; ja, die Seele, wie Sie sagen, ist wohl weg!

Sehr schmerzt es einen, daß Sie immer noch schreiben müssen, es sei himmelschreiend! Leider stimmt damit auch mein alter Freund H. in Hamburg überein, von dem ich kürzlich ausführliche Nachricht bekam. Ich habe so nach allem, was durch die Zeitungen sickert, entnommen, daß sich doch langsam eine geistig-moralische Besserung, eine Vernunftdrehе, anbahne. Vielleicht merken Sie es, selber im Betriebe drin, noch nicht so. Schwer wird die Besserung allerdings sein, denn, wie ich früher wohl schon auseinanderetzte, was wollen wir von einer Masse erwarten, die nicht einmal die Bedeutung unserer deutschen geistigen Kulturschätze erkennt, weil sie eben nicht dazu und damit erzogen worden ist? Sollen wir als Nation, als Volk zur Geltung kommen, so muß endlich das ganze Volk von unten bis oben rassisch-national oder besser gesagt rassisch-völkisch mit und durch unsere eigenen geistigen Kulturwerte erzogen werden. Der Engländer und Franzose achtet wohl unsere Kenntnis von Sprachen, Technik usw. — den Allerwelt-Kerl in uns —, aber er verachtet uns wegen des Mangels an rassisch-völkischem Charakter. Wir haben hier Leute unter uns, die die hiesigen spanisch-indianischen Mischlinge eher für Rassenmenschen anerkennen als sich selber, und von der Bedeutung unserer Geistesheroen, sei es auch nur von Luther bis Bismarck und Wagner, haben sie keine Ahnung. Wie können sie da das „Deutsche“ und sich selber „als Deutsche“ schätzen?! Sie haben ja gar keinen Anhaltspunkt und Fundament in sich dafür! Helfen Sie mit dazu, daß die einseitige Beibringung von Kenntnissen und Fähigkeiten, dieser einseitige Schuldrill aufhört, und daß unsere Kinder rassisch-national, mit den eigenen geistigen Kulturschätzen unserer großen Männer erzogen werden. Auf „Erziehung“ und auf diese Erziehung kommt alles an, wollen wir ein Volk sein, das sich selber als solches achtet und in sich selber seinen Wert findet, und das Fremde abweist. Diese Notwendigkeit habe ich durch meine vierzehnjährige Erfahrung hier unter unseren Deutschen und besonders durch meine Tätigkeit als Vorsitzender unserer deutschen Schule nur zu schmerzlich erkannt. Als Volldünger wirft sich der gewöhnliche Deutsche nur zu schnell fort und das jämmerlichste Fremdländische schätzt er und ahmt es nach, eher, als daß er unsere eigenen geistigen Kulturschätze anerkennt oder sich nur anzueignen bestrebt. Deshalb waren hier fürs Ausland die Schriften H. St. Chamberlains so wichtig, aber merkwürdig, selbst darauf reagierten unsere Leute nicht. Ob es vollständige Verständnislosigkeit ist? Ich verstehe es nicht!

Das Fremdländische, obwohl die meisten nicht einmal richtig Spanisch lernen wollen, steht ihnen doch höher, da bequemer, und sie gehen ganz in ihren engen selbstsüchtigen Interessen und in ihrer niederen Sinnlichkeit auf. Da möchte man verzweifeln, wenn nicht eben unsre großen geistigen Kultur männer vorhanden gewesen wären, die das Deutschtum gemacht und ihm seine erhabenste Richtung gegeben haben, wie in keinem anderen Volk, und wenn man nicht genau erkannte, daß unser Volk das tüchtigste und bedeutendste würde, wenn es endlich im Sinne dieser Großen, mit deren Leistungen und Anschauungen und Lebensresultate erzogen würde. Eben nicht auf den Schuldrill, sondern auf die geistig-seelische-sittliche Erziehung kommt es an. Da könnten Literaten und gerade Sie als Verleger viel helfen! Wenn nur endlich einmal dieses jämmerliche Parteigezänke aufhörte; wirklich, wie lauter dummer Jungens-Kram ödet einen das von hier aus an! Wo so Viel, so Großes, so Hohes auf dem Spiel steht! — Ja, seelenlos, sinnlos, wie Sie sagen. Wo bleibt der Retter, ein Luther, Bismarck, ein Prophet?!.....

Bemerken möchte ich noch, daß so viel in deutschen Blättern geschrieben wird, was für uns Deutsche ja sehr angenehm klingt, für uns selber aber eigentlich überflüssig ist, was dagegen in Englisch und Spanisch in alle Welt hinausposaunt werden müßte und kostete es Millionen! Was nützt es, wenn dergleichen in deutschen Zeitungen steht, wie können wir Propaganda für uns oder gegen unsere Feinde machen, wenn es nicht die ganze englisch- und spanischsprechende Welt zu lesen bekommt? Könnten Sie in diesem Punkt nicht auch mitwirken? Unsere Feinde bleiben sie ja doch, denn England gibt nicht wieder preis, was es gewonnen hat und läßt, solange es nur geht, den Franzhammer auf uns niederfallen. Unser Aufstieg ist Englands Niedergang, und darnach handelt es, außer es müßte uns mal gegen andere „Niederzudrückende“ benutzen! Wenn unser Volk das doch einsehen wollte! Wollte der Himmel eine Wendung herbeiführen und uns den mutigen Mann, die Männer senden, die fähig sind das ganze Volk aufzurütteln und mit sich fortzureißen..... zu einem 1811!.....

Dem Geldherrn Ludendorff.

Dein Schicksal gleicht jenem Hannibals:
Nach einem Lustrum unerbörter Siege
Das düstre Drama des Titanenfalls,
Und nach des Volks „Hosianna!“ nun sein „crucifige!“
Wie Hannibal im zweiten Punierkrieg
Sah klar dein Feuergeist: Es gilt ein Ringen
Um Sein und Nichtsein! Nur der Waffen Sieg
Kann Sicherheit dem Staat, Freiheit dem Volke bringen.
Doch wie der Punier bleibst du fast allein
Mit solcher Einsicht wie im Siegeswollen:
Standhaft wie Erz und hart wie Marmelstein —
Wie 's not tut, wenn des Schicksals eh'rne Würfel rollen.
Die Siegesherre ließ das Volk im Stich.
Die Heimat war des langen Krieges müde;
Bequemer schien es, wenn man sich verglich —
Bedingungslos und schwachvoll schloß man Frieden. — — —
Karthago liefert all sein Kriegsgerät
Dem Todfeind aus — den Helden selbst, den kühnen!
Wohl kam die Keue; doch sie kam zu spät.
Mit seinem Untergange muß Karthago süßen.

Rudolf Siebrl.

Die drei deutschen Erbfehler.

Von Oberfinanzrat Dr. Bang.

Ein feiner, völkischer Seelenkennner war Tacitus. Er hatte erfaßt, daß das unvölkische römische Imperium trotz seiner zahlenmäßigen und technisch-militärischen Überlegenheit und seiner unerschöpflichen finanziellen Machtmittel dem völkischen Ansturm der minderwertig bewaffneten, technisch ungeschulten und jeder wirklichen Finanzunterlage entbehrenden rassistereinen Germanen unterliegen mußte. Der römische Patriot erblickte die Rettung seines jüdisch vergifteten und im Materialismus versunkenen Vaterlandes, an dessen völkischer Erneuerung er mit Recht verzweifelte, nur noch darin, der völkischen Kraft der Germanen von innen heraus die sieghafte Kraft zu nehmen, sie zu lähmen, zu zersplittern und wenn möglich ganz zu zerstören. Das beste Mittel dazu wäre schon damals eine schleunige Durchsetzung mit jüdischen Elementen gewesen. Nach Lage der damaligen Verhältnisse war ein solcher Versuch ausgeschlossen. Ein Ostjudenproblem gabs damals für Germanen noch nicht, und jüdische Schnorrer oder Finanzleute aus Rom hätten die deutschen Adalinge damals auf deutschem Boden noch nicht geduldet. Übrigens hatten die rauen deutschen Wälder und die steinigten Äder des Nordens zu jener Zeit auch noch nichts Verlockendes für diese Weltgenossen. Die Germanen waren für die Begnadung aus dem Orient noch zu „unkultiviert“, sie waren ja „Barbaren“. Es hat immerhin ziemlich lange gedauert, bis sie reif wurden für Berliner Tageblätter, Frankfurter Zeitungen, Vorwärtse, Rote Fahnen und was drum und dran hängt.

So gings also nicht. Tacitus wies deshalb auf andere Mittel hin. Mit unvergleichlicher Seelenkunde hatte er gewisse Grundfehler der deutschen Seele entdeckt, deren geschickte Ausnutzung und Pflege die Germanen um ihre völkische Stogkraft bringen mußte. Und schließlich bis zum heutigen Tage gebracht hat! Tacitus hebt selbst die „invidia“ hervor. Weiter sprach man auch damals schon von der „stultitia“ und dem „odium aui“ der Deutschen.

Die invidia ist eine sehr häßliche Eigenschaft. Sie ist im engeren Sinne der soziale und gesellschaftliche Neid und im weiteren die unüberwindliche Abneigung der empfundenen, aber nicht eingestandenen eigenen Minderwertigkeit gegenüber sittlicher Überlegenheit und wahrer Größe. Als Neid steigert sie sich bis zur Hier nach dem materiellen und geistigen Besitz der anderen. Sie ist in diesem Sinne zum Nährboden des jüdischen Marxismus und damit zum Ursprung der Revolution geworden, die von ihren eigenen Machern ja schließlich als „Lohnbewegung“ — immer noch sehr zart ausgedrückt — bezeichnet wurde, und die alle politischen und wirtschaftlichen Schieber und Wucherer ans Ziel brachte. Am 9. November 1918 wurde die invidia auf den geräumten Thron gesetzt und herrscht seitdem uneingeschränkter als irgendein absoluter Zar. Hierzu ließe sich sehr viel sagen. Weil es für deutsch Empfindende zu etelhaft ist, mag es unterbleiben. Wir haben seit jenem Schicksalstage auch eine neue, der invidia entsprechende Sittlichkeit: Die Sittlichkeit der Futterkrippe. Sehr treffend sagt der sozialistische Wirtschaftspolitiker Richard Calwer (Wirtschaftliche Tagesberichte vom 2. Februar 1922): „Wenn heute der Staat und seine Vertreter moralisch werden, wenn der Staat als Retter der Sittlichkeit auftritt, dann wird damit immer auf die Naivität

der öffentlichen Meinung spekuliert. Die Wirtschaftspolitik des Staates hat erst alle die Zustände geschaffen, aus denen die ungesunde und meinerwegen nach früheren Begriffen unsittlichen Erscheinungen von heute auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens sich mit Notwendigkeit entwickeln mußten. Nun steht der Staat vor dieser unerfreulichen Beschärung und schlägt Töne der Entrüstung gegen eine Krankheit an, die er selbst verschuldet hat.“ Wie sehr diese invidia sich übrigens selber straft, geht vor allem aus zweierlei hervor. Einmal daraus, daß seit ihrem Herrschaftsantritt durchweg nur in sozialisierten Betrieben gestreift wird, zum anderen daraus, daß der von ihr zum Siege geführte marxistische Scheinstaat von heute ausgerechnet von Vertretern des hanebüchsten Großkapitalismus geführt wird.

In weiterem Sinne ist die invidia die Grundlage jener unseligen neidischen Gleichmacherei, die mit dem Heuchlerwort Demokratie alle echten Werte zerstört, indem sie alles Überragende entweder ausbeißt oder umknickt. Sie hat die Deutschen schon die Almannenschlacht verlieren lassen, weil sie nicht dulden wollten, daß die Führer zu Pferde saßen. Im sogenannten „freien Volksstaat“ von heute ist sie nunmehr zum asterpolitischen Grundsatz, zur Staatsgrundlage erhoben worden. Sie hat gesiegt im Einheitsstaat, in der Einheitschule und ähnlichem naturwidrigen Unsinn. Bismarcks Kennzeichnung der „gleichmachenden Hedensphäre aus Frankfurt a. M.“ war richtig. Wir haben nun an Stelle des gotischen Baues von einstmal, in dem sich die Artfremden so leicht verlaufen konnten, weil sie von deutscher Gotik nichts verstehen, die gliederlose, nackte, lahle, große Scheune, einen Massenpferch ohne Zierat und Türme, ohne Erker und Emporen, in dem sich für die Juden viel leichter wirtschaften läßt als in den für sie sinnlosen, für uns sinnvollen Ausbauten des deutschen Staatsdomes von früher. Daß ein Staat doch schließlich etwas anderes ist als ein Massenstall mit allgemeinem gleichen Futtertroge, daß ihm geschichtliche Bestimmungen, sittliche Werte und ewige Beziehungen innewohnen müssen, wenn er bestehen will, daß er nicht ungestraft von seinen historischen Wurzeln sich lösen kann und darf, das ist den an der „invidia“ Erkrankten Heluba. Mit welcher Verachtung der Jude, der uns mit Hilfe der elenden deutschen invidia den heutigen Staat gezimmert hat, selber auf diesen Staat herabsieht, hat uns kein Geringerer als Heinrich Heine (Chaim Büdaburg) enthüllt: „Ich hasse ihren Freiheitsstall mit ihren Gleichheitsflegeln“ oder:

„Grundgesetz sei volle Gleichheit
 Aller Gottescreaturen
 Ohne Unterschied des Glaubens
 Und des Selles und Geruches (!)
 Strenge Gleichheit! Jeder Esel
 Sei befugt zum höchsten Staatsamt
 Und der Löwe soll dagegen
 Mit dem Sack zur Mühle traben.“

Der Herr Reichspräsident Fritz Ebert ist offenbar anderer Ansicht. Denn seine tiefgründige Eröffnungsrede zur Nationalversammlung schloß er mit der großartigen Ankündigung des neuen Zeils: „Gleichheit alles dessen, was Menschenantlig trägt!“

Sast schlimmer noch wirkt diese invidia auf Kultur und Bildung. Wir haben uns mit widerlichem Kulturgeschwätz um die Kultur gebracht, ja sind zum Kulturbordell der anderen geworden. Wirtschaftlich sitzen wir heute auf

der Kultur der Postkutsche, geistig in der Indianermoral der Morgan, Schiff & Co. Und unsere Bildung? Du lieber Himmel! Die Volksschule ist bereits weit hin zerstört, und im übrigen befindet sich unser ganzes Bildungswesen im demokratischen Bergrutsch. Es ist ewig schade, daß Adolf Hoffmann, der in richtiger Einschätzung der Sachlage den Totengräber der Berliner freireligiösen Gemeinde zum Presseschef des Bildungswesens machte, nicht mehr amtlich über mir und mich bestimmt. Wir sind durchaus für seine Wiederkunft. Es wäre dann wenigstens das klar, was ist. In Sachsen war man in der Hinsicht, wie in vielem anderen, zielbewußter und ehrlicher. Allerdings hat man hier auch einen Sächsischen Lehrerverein als Vorarbeiter und Wegbereiter der neuen „Kultur“. Lagarde hat recht: „Demokratie und Bildung schließen sich genau ebenso aus, wie Demokratie und Freiheit.“ Deutlicher noch Fr. Nietzsche: „Die einzige allgemeine Bildung ist die Barbarei.“ Für verständige Menschen sind das Binsenwahrheiten. Für die von der sozialistischen invidia Besessenen ist's Gotteslästerung, da sie nur sich selbst als Gott anerkennt. Nietzsche trifft auch damit ins Schwarze: „Der Sozialismus — als die zu Ende gedachte Tyrannei der Geringsten und Dummsten, d. h. der Oberflächlichen, Neidischen und dreiviertel Schauspieler — ist in der Tat die Schlußfolgerung der ‚modernen‘ Ideen und ihres latenten Anarchismus; aber in der lauen Luft eines demokratischen Wohlbefindens erschläft das Vermögen, zu Schlüssen oder gar zum Schluß zu kommen. Man folgt, aber man folgert nicht mehr. Deshalb ist der Sozialismus im Ganzen eine hoffnungslose, säuerliche Sache, und nichts ist lustiger als der Widerspruch zwischen den giftigen und verzweifelte Gesichtern, welche heute die Sozialisten machen — und von was für erbärmlichen gequetschten Gefühlen legt gar ihr Stil Zeugnis ab! — und dem harmlosen Lämmerglück ihrer Hoffnungen und Wünschbarkeiten.“

Wenn wir ehrlich bleiben wollen, dürfen wir aber nicht beim Heute stehen bleiben, sondern müssen bekennen, daß die invidia als Abneigung der sittlichen und geistigen Schwäche gegen die sittliche und geistige Stärke die treibende Kraft der gesamten nachbismarckischen Politik war, und zwar nicht nur der reichsfeindlichen Parteien, sondern auch des amtlichen neuen Kurses. Wer heute tiefer hineinsteigt in die Geschichte dieser deutschen Unglückszeit, der möchte vor Scham vergehen ob dem, was 1890 und in der Folgezeit, vor allem auch während des Krieges, die invidia angerichtet hat. Der wundert sich dann aber auch nicht über die notwendigen Folgen und lernt, sich in Demut beugen vor einem schweren geschichtlichen Strafgericht. Der lernt einsehen, daß das verwüstende Geschehen seit der Meintat im November 1918 nicht eine unverständliche, unerklärliche „Schidung“ im Sinne Bethmanns, eines der Allerschuldigsten, ist, sondern daß diese Tat selbst und ihre Begleiterscheinungen nichts anderes sind, als eben die naturnotwendigen Folgen einer Zeit neidischen Alleinfinns und geschichtsloser Verirrung, der Zeit der gleißnerischen, wahrheitscheuen Phrase, der byzantinischen Verkrüppelung des deutschen monarchischen Gedankens, der politischen Verantwortungsscheu und Charakterlosigkeit, kurz und gut: der völkischen Entartung. Schuldig der invidia in diesem Sinne sind nicht nur einzelne, sondern mit wenig Ausnahmen das ganze deutsche Volk. Ein Volk, das mit so unerhörter Gleichgültigkeit, mit so teilnahmslosem Stumpfsein den Frevel an seinem Besten, an der Verkörperung seines nationalen Staatsgedankens, an Bismarck, hinnahm, ein Volk, das noch heute

trotz aller Peitschenschläge der Geschichte in breiten Schichten sich in widerlichster invidia in Ausschweifungen des Hasses und der böswilligen Hetze gegen die Besten der Nation ergeht, ein solches Volk muß büßen und sühnen und muß seinen Leidensweg weitergehen, solange es sich nicht frei macht von dieser Sünde, von der Treitschke in seiner Deutschen Geschichte sagt: „Die häßlichste aller deutschen Sünden ist die ungeheure Undankbarkeit der Nation.“

Die invidia der Deutschen wälzt sich 3. B. seit Jahr und Tag in der widerwärtigsten Anpöbelung und der niederträchtigsten Hetze gegen unsere einzigen Großen aus dem Weltkrieg, vor allem gegen Ludendorff, Tirpitz und ihre Mitarbeiter. Jeder, der auch nur eine Spur von Dankbarkeit im Herzen, einen Funken Ehrgefühl im Leibe und einen Rest von Verstand im Kopfe hat — mag er politisch zu jenen Männern stehen, wie er will —, muß dieses scheußliche Treiben, das uns die tiefste Verachtung des Auslandes einträgt, als ein Denkmal der Schmach und Schande des deutschen Volkes kennzeichnen. All dieser politischen Selbstbefleckung gegenüber bleibt einem Ehrliebenden wirklich nur noch ein Urteil: Pfui Teufel! Wir sind entsetzt, daß man in Rußland ein Denkmal von Judas Ischarioth errichtet hat. Nun, wir machen mit dieser schmutzigen Hetze genau dasselbe! Dabei ist diese invidia so grenzenlos dumm. Sie sieht nicht, daß uns jene Männer nur deshalb nicht retten konnten, weil sie das leider nicht waren, was die Albernheit der Verleumder aus ihnen macht. Wäre insbesondere Ludendorff das gewesen, was die Hetzer aus ihm machen: der politisch klardenkende und handelnde Gewaltmann, so hingen zwar heute verdientermaßen eine Reihe öffentlicher Halunken am Galgen, wohin sie gehören, das deutsche Volk aber säße nicht im Schmutze der Entehrung und in der immer schwerer werdenden Not einer unmenschlichen Verflavung. Es stünde im strahlenden Sonnenschein einer glücklichen Zukunft. Wer einigermaßen Einblicke in diese Zusammenhänge gewinnen will, muß zwei der wertvollsten Urkunden gelesen haben, über die wir heute verfügen: „Kriegführung und Politik“ von Ludendorff (Mittler & Sohn, Berlin), und „Der große Krieg in Feld und Heimat“ von Oberst Bauer (Osiander, Tübingen), einem der verdienstvollsten Offiziere der Obersten Heeresleitung, was ihm auch seine Gegner werden lassen müssen. Wenn alle auch über sich selbst so ehrlich wären, wie die Verfasser dieser beiden wahrhaft erschütternden Zeitweiser, es stünde besser um uns. Die politischen Aufschlüsse, die in ihnen über das Zustandekommen unseres Zusammenbruches gegeben werden, erscheinen dem in keiner Hinsicht übertrieben, der selbst während des Krieges Gelegenheit gehabt hat, in den Herentressel hinter den Kulissen zu schauen. Im Gegenteil! Uns sagen in der Hinsicht diese Bücher deshalb nichts neues. Die von den Verfassern gewonnenen Erkenntnisse sind von uns vielmehr schon während des Krieges u. a. auch in dieser Zeitschrift mehr als einmal in fast genau übereinstimmender Gedankenfolge — selbstverständlich unter starker Verkrüppelung durch die Bethmännische Zensur — dargelegt worden, durchweg als Mahnwort an die Verantwortlichen, die Zeichen der Zeit nicht mißzuverstehen und das Notwendige zu tun. Das alles war vergeblich. Warum? Unter den ehrenhaften, aber erschütternden Selbstbekenntnissen jener Bücher greift das tief schmerzliche Geständnis Bauers wohl am härtesten ans Herz aller derer, die zur rechten Zeit raten und helfen wollten und nicht raten und helfen durften: „Die O.H.L. galt natürlich auch als

alldeutsch; leider war sie es nicht. Man wagte nicht einmal, Alldeutsche und Konservative bei der O. S. L. zu sehen." Es hat nicht sollen sein. Aber eins ergibt sich, um auf den Ausgangspunkt zurückzukommen, mit unwiderleglicher Schlagkraft auch aus jenen Worten: Daß die Beschmutzung des Restes deutscher Ehre, der sich heute ausschließlich in den Taten unseres alten Heeres und seiner Großen darstellt, nicht nur ungeheuer gemein und hündisch, sondern auch ungeheuer dumm ist. Die invidia ist stets dumm. Schlau ist bei alledem nur der, der diese invidia füttert und anstachelt. Das ist der, für den deutsche Heldenverehrung Gift ist: Judas. Ludendorff hat ihn erkannt und hat ihn beim Namen genannt. Er wird deshalb tödlich von ihm gehaßt und sitzt seitdem im Kesseltreiben. Es ließe sich auch dazu sehr vieles sagen. Wir wollen uns hier beschränken. Der Herausgeber eines Beiblattes des „Berliner Tageblattes“ spricht in einem Schreiben von den „alten schlechten Idealen einer noch nicht genügend zerstörten deutschen Welt“ und ein anderer jüdischer Mitarbeiter jenes Blattes schreibt vom „Jahre der Niedrigkeit 1914“. Ganz deutlich wird in einem anderen alljüdischen Blatte Hugo Ball, der unsere auf der Auslieferungsliste stehenden Krieger als „Abschaum“ bezeichnet und sagt: „Deutsche Gerichte würden niemals den deutschen Heldenbegriff verurteilen können. Um diesen Heldenbegriff aber handelt es sich. Ihn gilt es zu zerstören!“

Schleierlos tritt die invidia schließlich auf im Haß gegen die „Alldeutschen“. Wie groß die Angst des alljüdischen vor dem alldeutschen Gedanken ist und wie stark das Bedürfnis, gerade nach dieser Richtung hin die invidia des deutschen Michels zu heizen, dafür liegt ein erdrückendes Beweismaterial vor, das allein schon die Bedeutung des alldeutschen Gedankens für unsere Zukunft in helles Licht stellt. Angeführt sei hier nur ein einziges Stichwort, das den ganzen abgrundtiefen Haß offenbart. Der „Vorwärts“ schreibt am 13. Juli 1921: „Befreiung vom alldeutschen Gesinnungsschmutz lautet das Gebot deutscher Volksehre.“ Es hat keinen Zweck, sich mit einem alljüdischen Blatte über den Begriff der deutschen Volksehre zu unterhalten. Es ist auch nicht zu verlangen, daß ein Nichtdeutscher die Beschmutzung erfasse, die in solchen Sudelworten zwar nicht den Alldeutschen, wohl aber dem deutschen Volke angetan wird. Schlimm ist nur, daß auch hier und gerade hier mit Erfolg auf die invidia der Deutschen spekuliert wird. Vielleicht ist der Haß gegen den alldeutschen Gedanken und seine Vertreter das verhängnisvollste Zeichen unserer Zeit. Denn was ist im Grunde „alldeutsch“ denn anderes, als alles das, was uns einst groß, ehrenhaft, rein und glücklich gemacht hat? Was versteht man denn anderes darunter als die Seele unseres alten Kaisers und seines großen Kanzlers, die nicht sterben kann und nicht sterben darf, wenn Deutschland wieder auferstehen und leben will? Dieser Haß quillt aus derselben Abneigung der Schwäche gegen die Stärke, der Untreue gegen die Treue, der Verlogenheit gegen die Wahrhaftigkeit, der Grundlosigkeit gegen die Grundsätzlichkeit in Denken und Handeln, der sittlichen Trägheit und Feigheit gegen Männlichkeit und Bekennermut, der einst Bismarck und mit ihm der deutsche Staatsgedanke zum Opfer fiel.

Aber lehren wir zu guter Letzt doch auch bei uns selber ein, bei den Deutschgesinnten und denen, die sich völkisch nennen. Was die politischen Parteien anlangt, so liegt es auf der Hand, welche Rolle die invidia zwischen

ihnen und in ihnen spielt. Schlechthin ausschlaggebend ist diese Rolle bei den Parteien, die außerhalb der Zucht des nationalen Gedankens stehen und sich im Suttertrippen-Gedanken finden. Es ist nur selbstverständlich, daß die invidia in der demokratisch-parlamentarischen Verfassungsform zum alles beherrschenden Grundsatz wird. Denn diese Verfassungsform bedeutet die Losbindung der niederen Instinkte, die Überordnung des Parteiinteresses oder gar des selbstischen Interesses der Parteiführer über das Gesamtwohl, die Auflösung der Begriffe von Verantwortlichkeit, Zucht, Selbstlosigkeit und Ordnung. Jene Verfassungsform wirkt auf die Gesamtheit wie auf alle einzelnen, die nicht in Selbstzucht groß geworden sind, entsetzlich. Deshalb ist ihre erste und stärkste Begleitererscheinung stets die Korruption, die Beseitigung der sittlichen Würde. Der sozialistische Staatssekretär A. Müller schreibt im „Achtuhr-Abendblatt“ vom 18. Januar 1922: „Es gehört zu den Schönheiten des parlamentarischen Regiments, daß es ehrgeizigen Demagogen die Verdrängung eines Nebenbuhlers dadurch ermöglicht, daß wilde Hoffnungen und Begierden wachgerufen werden, die leichter erhoben als erfüllt werden.“ Frankreich hat den Parlamentarismus während des Krieges ausgeschaltet und ist deshalb ans Ziel gelangt. Briand nannte ihn damals „einen stagnierenden Sumpf“, Millerand bezeichnete ihn als „ein verruchtes Regierungssystem“. Nur mit tiefer Beschämung können Deutsche das lesen, was der französische Sozialistenführer Hervé in der „Victoire“ am 16. November 1917 schrieb: „Heute ist Clemenceau mit einer Art moralischer Diktatur ausgestattet. Die innere Macht der Dinge hat uns zu diesem Experimente geführt. Im Kriege gibt es keine demokratische Politik. Die Demokratie, welche vor allem ein Regime von Diskussionen und Ungebundenheiten ist, muß im Kriege zeitweise aufhören, wenn sie nicht zur nationalen Katastrophe führen soll.... Es gibt nur eine einzige Kriegspolitik: das ist die auf Gehorsam und Disziplin gegründete Politik des öffentlichen Wohls, oder um klarer zu sprechen, die Diktatur. Weder die römische Republik noch die englische Revolution zur Zeit Cromwells, noch die französische Revolution haben sich auf andere Weise retten können.“ Ebenso Victor Aubertin im „Berliner Tageblatt“ (1) vom 22. September 1919 über die französische Kammer: „Ihre Geschichte kann lehren, daß Parlamentarismus.... vor den großen Katastrophen versagt. Wenn ein Volk um sein Dasein ringt, verschwinden die Mehrheiten und Ausschüsse und die Diktatoren nehmen die Sache in ihre unverantwortliche Hand; das war schon so bei den Komitien des republikanischen Roms und das wird vermutlich auch so bleiben.“ Nur in Deutschland war die invidia unüberwindlich. Bei uns ging man den entgegengesetzten Weg. Bethmann, selbst ein Musterbeispiel des von der invidia Befallenen, fütterte die invidia der anderen, um sich zu halten, und lieferte deshalb das deutsche Volk an die invidia der Unverantwortlichen und Machtgierigen aus. Nur aus diesem Grunde hat uns unser Schicksal ereilt! Dabei haben auch nationale Kreise mitgeholfen! Wir erinnern an den geradezu trostlosen Jammer der „interfraktionellen“ Ausschüsse und ähnliche Aberwige, bei denen die invidia eine Giftblüte nach der anderen trieb.

Damit ist schon gesagt, daß sie auch zwischen und in den nationalen Parteien ihr Wesen treibt. Sie hat während des Krieges die nationale Oppos-

sition gegen die Bethmannsche Zusammenbruchspolitik verhindert und verhindert heute die nationale Einheitsfront gegen die Todfeinde des Deutschtums. Hier paart sich die invidia mit der stultitia, von der unten die Rede ist. Bismarck sprach in diesem Sinne von der „Fraktionsfinasserie“ und sah deshalb im Parteiwesen die schwerste Gefahr für die Zukunft des deutschen Staates. Am 26. Juni 1884 erklärte er im Reichstag: „Ich bekämpfe immer das Parteiwesen; mein dringender Wunsch wäre, daß alles Fraktionswesen verschwände und bei Strafe verboten würde: aber ich werde es nie erreichen.“

Das Vorstehende sei abgeschlossen mit dem Hinweis darauf, daß die invidia heute selbst in den Kreisen eine überaus verhängnisvolle Rolle zu spielen beginnt, die keinen inneren Hemmungen durch Rücksichten auf politische Parteien oder wirtschaftliche Gruppen unterliegen: in den völkischen Kreisen! Hier tritt sie auf in verschiedenerlei Gestalt: als echte invidia aus der Allemannenschlacht, die aus törichter Selbstüberschätzung und eitler Mißgunst Führer von den Pferden reißen will, als kleinliche Besserwisseri und fanatische Verantwörtlichkeit, als Unfähigkeit zur Unterordnung und zur Selbstzucht, als Mangel an Verantwortlichkeitsempfinden und schließlich als überaus häßliche und gänzlich undeutsche Stänkerei, Geschichtenträgerei, ja als niederträchtige Verleumdung. Es handelt sich eben um ein altes deutsches Laster, das scheinbar nicht ausrottbar ist, und dem die Deutschen schon unendlich viel geschichtliches Unheil verdanken. In Zeiten allgemeinen Zusammenbruchs, seelischer und körperlicher Niederlagen hat dieses Laster stets in besonderem Maße verwüstend gewirkt; so in der schweren Zeit der Niederlage und des Wiederaufbaus vor 100 Jahren. Die Alldutschen von damals, die Blücher, Gneisenau, Stein usw., selbst Arndt und Sichte konnten ein Lied davon singen: sie haben sich nicht nur gegen die Mut äußerer und innerer Feinde, sondern auch gegen verlogene Quertreibereien, Stänkereien und Hetzereien der eigenen Kreise wehren und durchsetzen müssen. Aus tiefster Empörung heraus rief damals Gneisenau: „Neid und Mißgunst und Scheelsucht und Selbstsucht und Jertum und Schwachheit, das sind die Feinde, die wir jetzt zu bekämpfen haben, bei weitem fürchterlicher als Bonaparte und seine Banden!“ Das ist wie für heute geschrieben! Im Grunde handelt sich um ein Sammel-sorium aus armseligem Philistergeist, echter Spießbürgerei und krankhafter Schnüfflersucht.

Dabei kann man übrigens die eigenartige Beobachtung machen, daß gerade edelste, reinste und größte Gedanken, wie beispielsweise der deutschvölkische, dann, wenn sie in engstirnige Konventikel eingespannt und zum Vorbehaltsgut der ewig Blickbeschränkten gemacht werden, dort seelisch verwüstender wirken als irgendein Irrtum der materialistischen Weltanschauung. Woran das liegt, mögen Ärzte untersuchen, die sich auf Seelenkunde verstehen. Die Beobachtung selbst wird jedenfalls von vielen ernstern Männern bestätigt, so daß sie zweifelsfrei erscheint. Das beliebteste Mittel, dieser unvölkischen Kulissenkunst angeblich völkischer Kreise zur Lahmlegung irgendwelcher unbequemer Persönlichkeiten ist meist die Unterstellung, daß der im Kesseltreiben Befindliche Jude, ganz oder halbjüdischer Freimaurer, Jesuit oder zumindest ein von Juden, Freimaurern oder Jesuiten Gekaufter sei. Was in völkisch sich dünkenden Kreisen nach dieser Richtung hin geleistet wird, übersteigt nachgerade alle Grenzen. Wie eine Gehirnschnecke fressen sich sinnfälligste Lügen und albernste Lästereien weiter.

Gewiß ist alles heller Wahnsinn, aber in unserer geisteskranken Zeit finden sich immer Dumme, die auf ihn reinfallen. Dafür sorgt auch hier die Stultitia der stultitia. Zumeist gehen Behauptungen dieser Art von Leuten aus, die selber nie in ihrem Leben gewagt haben oder wagen würden, in offenem Kampfe gegen Romanismus und Judaismus die eigene werthe Person, die Lebensstellung, die Familie, Einkommen und Vermögen aufs Spiel zu setzen. Vergiftete Pfeile kommen ja meist aus sicherem Hinterhalt. Von manchen Seiten wird behauptet, daß hinter dieser bornierten Hege jüdischer Einfluß stehe. Wenn man sich ihre Zielrichtung und ihre Methode ansieht, möchte man es fast glauben. Juda spannt ja mit Vorliebe deutsche Esel vor seinen Wagen.

Es ist überaus schmerzlich, von all diesen Dingen überhaupt reden zu müssen. Daß es trotz aller nahe liegenden Bedenken nötig ist, in aller Öffentlichkeit davon zu sprechen, mag beweisen, wie gefährlich dieses in jeder Hinsicht gewissenlose Treiben nachgerade geworden ist. Es ist eine schmerzliche Tatsache, daß Segest ein Deutscher war und daß bisher noch jede nationale Bewegung bei den Deutschen mit einem Segest geboren wurde. Wenn verhütet werden soll, daß das, was Bethmann und seiner Sippschaft nicht gelang und was bis heute auch der gesammelten Kraft jüdischer Herrschgier noch nicht gelang, schließlich den Hetzern und Lasterern im völkischen Gewande gelingt, wird die völkische Bewegung sich daran erinnern müssen, daß gerade sie mehr als irgendeine andere die Berechtigung ihres Daseins und die Bürgschaft siegreichen Kampfes nur in der geistigen Gesundheit und in der sittlichen Reinheit ihrer Vertreter und Mitstreiter zu finden hat, und wird daraus jederzeit rückhaltlos die Folgerungen zu ziehen haben. Wenn nicht, — dann wollen wir die Fahnen streichen. —

Weniger häßlich, aber nicht minder gefährlich ist die stultitia. Hier liegen die Dinge offenkundiger auch für den, der sich sonst nicht mit den politischen Wirkungen fehlerhafter Volkstumsanlagen befaßt. Stultitia heißt wörtlich übersetzt Dummheit, geistige Blickbeschränktheit, Mangel an Urteilsfähigkeit. Man wendet den Ausdruck an in Übertragung auf die politische Denkfähigkeit, den politischen Gesichtskreis, also als politische Blindheit und verbissene Dickköpfigkeit, als politische Gedanken- und Disziplinlosigkeit, die sich willenlos zum Sklaven fremder Denkart und schließlich fremder Herrschaft macht. Aus dieser stultitia heraus sind die Deutschen — schon zu Roms Zeiten — zum Landknechtswolk der Fremden, später zum Kulturdünger, heute zum Paria der Welt geworden. Schon im frühen Mittelalter wurde die „Stultitia Saxonum“ zum geflügelten Wort der Welschen. Und später hat der alte Ernst Moritz Arndt einmal in wundervoller Erfassung des Wesens der Dinge, um die es sich hier handelt, gesagt: das deutsche Volk sei für die größten und tiefsten Dinge begabter als jedes andere, aber die Dummheit seiner Dummen sei auch dümmer als jede andere, denn sonst müßte dieses Volk die ganze Welt beherrschen. Die deutsche Geschichte ist mehr als jede andere eine Geschichte der aus Dummheit verpaßten und verpaßten Gelegenheiten. Bei uns selber nennt man diese Dummheit natürlich nicht bei Namen, sondern findet für sie hochtrabende Umschreibungen. Am häufigsten wird bei uns stultitia übersetzt mit „Hochherzigkeit“. Wo sich dieser Ausdruck in der deutschen Geschichte findet, ist stets die stultitia wirksam gewesen.

Einen schweren und bis heute nachhaltigen Stoß in Richtung der stultitia hat deutsches Denken und Fühlen durch den Dreißigjährigen Krieg erlitten.

Es verlohnt sich, darüber nachzudenken, wie sehr wir noch heute unter der letzten Auswirkung dieser unerhörten nationalen Katastrophe stehen, die zu überstehen nur der unerklärlichen, ewig jungen Lebenskraft des deutschen Blutes möglich war. Jedes andere Volk wäre durch solches Erleben, von dessen Grausigkeit sich heute kaum jemand eine Vorstellung machen kann, vom Erdboden vertilgt worden. Unser Volk hats überstanden, wie es auch die gegenwärtige Prüfung überstehen wird. Wohl aber hat seine politische Denkfähigkeit damals dauerns den Schaden erlitten. Ein Menschenalter namenloser Leiden hatte den freien Sinn und die politische Urteilsfähigkeit gebrochen. Die Einstellung des Denkens auf die Arterhaltung und auf die Belange des Ganzen waren erstickt worden in der jahrzehntelangen steten Herzensangst um die Rettung derjenigen Lebensnotwendigkeiten, die im allerengsten Gesichtskreis des einzelnen liegen. Der Selbsterhaltungstrieb war gewissermaßen von seiner Wurzel, vom Arterhaltungstrieb, gewaltsam losgerissen worden. Aus einem Volke waren die Deutschen zu einer Summe von Einzelwesen geworden, von denen jedes ohne Rücksicht auf das andere um die Erhaltung des eigenen armseligen Lebens kämpfte. Wohin das bei der sowieso individualistischen Veranlagung der Deutschen führen mußte, ist klar: auf der einen Seite zu jenem Mangel an Gemeinsinn und zu jener verhängnisvollen Interesselosigkeit gegenüber dem Schicksal des Ganzen, die sich seitdem in verstärktem Maße durch die Geschichte ziehen und immer wieder, solange sie nicht durch starke preußische Fürsten gebändigt wurden, zu Niederbrüchen führten; auf der anderen Seite zu jener turmspolitischen Blickverengung vor allem des deutschen Parteiwesens, zu jener verbohrtten, spießbürgerlichen Betrachtung aller Angelegenheiten außerhalb des Gesichtskreises der unmittelbar fühlbaren Wirkungen des öffentlichen Wesens und zu jener grenzenlosen Gleichgültigkeit und gefährlichen Urteilschwäche bei allen großpolitischen Fragen, — also alles in allem: zu einer in jedem Belang verderblichen Verstärkung und Vertiefung der Stultitia Saxonum. Das Deutschland Armins und Luthers, das einst Königskronen verschenkte, wurde damals in bedientenhaftem Treiben zum klassischen Boden der politischen Beschränktheit. Aus jenen jammervollen Zeiten stammt auch die widerwärtige Sucht nach billigen Trostgründen zu suchen für das Schmachvolle und Erbärmliche und sich mit ihnen auf den schwammigen Boden der sogenannten „gegebenen Tatsachen“ zu stellen, stammt die Neigung, sich abzufinden mit dem schlechthin Unerträglichen, stammt die strategielose „Taktik“ unfruchtbarer Parteisclauheit und jene eigenartige geistige Entartung, die in dem politischen Un- und Fehlgedanken der „mittleren Linie“ ihren dummen Ausdruck findet. In ihm spricht sich nichts weiter aus als die aus stultitia geborene weiteste Abirrung von der Grundlage germanischen Denkens: daß man sich nur im Kampfe erhalten kann gegen feindliche Gewalten. An ihre Stelle tritt die Angst vor grundsätzlichem Denken und Handeln, die Scheu vor dem Konflikt. Hier gilt Gobineaus Wort aus „Savonarola“: „Ihr habt das Feigheitsfieber und findet kein Arg darin, diese Krankheit Klugheit zu nennen.“ Gerade in dieser „Taktik der mittleren Linie“ findet sich die stultitia in Reinkultur. Sie war der Weg, auf dem die Keime der Zersetzung in alle Teile unseres öffentlichen Wesens Einzug halten konnten, unter anderem auch in Kirche und Schule. Sie hat zum Bankrott unserer inneren und äußeren Politik geführt. Sie hat dem jüdischen Marxismus zum

Siege verholzen. Sie hat Bethmann und seine Regierungsweise am Leben erhalten. Sie hat einst gemeinsam mit der invidia im „interfraktionellen Ausschuß“, im „Verfassungsausschuß“, in der „Siebenerkommision“ usw. politischen Sortrott getanzt. Sie hat für alle Dummen politische Leimruten ausgestellt nach Art des unsagbar albernen Stichwortes: den Marxismus „bei der Stange zu halten“. Sie war und ist noch heute der ungedankliche Gegensatz und der Feind der einheitlichen, nationalen Kräftesammlung gegen alles Widerdeutsche.

Der gesamte Neue Kurs stand wie auf der invidia so auch auf der stultitia. Schließlich gehört ja auch beides zusammen: offenbar handelt es sich bei beiden um ein Tätigwerden ein und derselben Gehirnzelle. Die stultitia verließ die „Bismarckschen Geleise“, kündigte den russischen Rückversicherungsvertrag, verzichtete auf den siegreichen Präventivkrieg 1906, feierte Triumphe in der Marokkopolitik, machte sich schließlich zum Sklaven des Hauses Lothringen-Darmstadt und krönte sich in der Revolution von oben. Denn das war die vom November 1918. Sie ist gegen das deutsche Volk von oben gemacht worden. Daß dabei von unten her eine Hand voll Schweinhunde — Schmutz und Dreck soll man bezeichnen als das, was es ist, — mitgeholfen und gewisse unerläßliche Voraussetzungen geschaffen hat, ändert nichts an jener Tatsache als solcher. Deshalb ist jene Revolution nach Ursprung, Verlauf und Erfolg — vor allem in den feinen „Eigenschaften der Revolution“ geradezu der Ausdruck der stultitia. In Bethmann hat sie ihren Gipfel erklommen, alles, was später kommt, bis heute, ist nur eine Gipfelwanderung in derselben Höhenlage. Er entartete den Krieg, um „die Feinde nicht zu reizen“, machte ihn zu einer Angelegenheit der inneren Politik, verbot polizeilich den furor teutonicus und steigerte den Irrtum der mittleren Linie bis zu dem weltgeschichtlichen Überwitz, auch den Lebens- und Sterbenskampf der Deutschen auf ihr durchzuführen zu wollen. In ihm überschlug sie sich geradezu und führte zu der ihr gemäßen Ausprägung eines neuen politischen Grundsatzes, der bis heute festgehalten wird: je erbärmlicher ein politischer Irrtum zusammenbricht, desto nachhaltiger ihn wiederholen, je größer die gemachte Dummheit, um so schneller und möglichst noch dümmer sie wiedermachen, je kräftiger die Ohrfeige, desto begieriger die Wange wieder hinhalten! Das gibt unserer Politik jenen karnevaleskischen Anstrich, den sie für alle geistig gesund gebliebenen Menschen im Inlande und fürs Ausland seit Bethmanns Aussprache mit Goschen bis zum heutigen Tage hat. Wir spielen seit Jahr und Tag eine Rolle, die man sonst nur im Zirkus gern sieht: den dummen August! Das nimmt selbst unserem Unglück, selbst unserer Versklavung den veredelnden Zug der Tragik: ein Sklave kann noch Würde haben, ein lächerlich gewordener nicht. Und das ist das Entsetzlichste unseres Erlebens. Zu fürchterlichster Wahrheit ist geworden, was Fr. Nietzsche einst der deutschen stultitia voraussagte: „Ihr seid die Narren aller Jahrhunderte! Die Geschichte wird Euch nur die Bekenntnisse machen, die eurer würdig sind!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Bedeutung Danzigs im osteuropäischen Wirtschaftsgebiet.

Von Dr. rer. pol. Hermann Thomsen, Danzig.

Die Liquidierung des Weltkrieges hat überall die Grundlagen der alten Wirtschaftsbeziehungen vom Erzeuger zum Verbraucher und von Staat zu Staat verändert. Alte Faktoren sind zerbrochen, neue schon entstanden oder im Entstehen begriffen. Diesen Verhältnissen entspricht eine fieberhafte und notwendigerweise spekulative Tätigkeit aller im Wirtschaftsleben Stehenden, die auf Grund der schon veränderten oder neu im Werden befindlichen treibenden wirtschaftlichen Kräfte den Weg zu finden oder vorauszuahnen suchen, die das Wirtschaftsleben der Staaten und der Welt in logischer Folge der veränderten oder in Abänderung stehenden Wirtschaftsgrundlagen gehen muß.

Es gibt kein zweites Wirtschaftsgebiet, das so starke Veränderungen der wirtschaftlichen Triebkräfte erfahren hat wie Osteuropa. Aus diesem Grunde ist auch der spekulative kaufmännische und industrielle Lebensgeist in keinen Ländern so angespannt wie in den osteuropäischen und allen den Staaten, die auf enges wirtschaftliches Zusammenarbeiten mit den osteuropäischen Wirtschaftskräften angewiesen sind. Zu den Konzentrationspunkten dieser Tätigkeit gehören insbesondere solche Plätze, in denen neben der eigenen örtlichen Umstellung sich gleichzeitig die Umstellung auf die in Umwälzung stehenden Wirtschaftsbeziehungen von Staat zu Staat vollziehen muß. Die Freie Stadt Danzig mußte mit Noturnotwendigkeit ein solcher Platz werden, denn in der alten Hansastadt kreuzen sich mit den lokalen Umstellungsnotwendigkeiten die Gedanken, die der im Außenhandel stehende einheimische oder ausländische Kaufmann oder Industrielle in die Wirklichkeit umzusetzen trachtet. Aus diesen Tatsachen erklärt sich das allgemeine, sehr große Interesse fremder Staaten und internationaler Wirtschaftskräfte für die Freie Stadt Danzig mehr als ein wirtschaftliches Problem als ein politisches. Viele Tausende und darunter auch vielfach ausländische neue Firmen sind in Danzig gegründet worden. Die verschiedensten Wirtschaftsiden kaufmännischer und industrieller Natur haben durch sie versucht, im praktischen Wirtschaftsleben zur Geltung zu kommen.

Gerade mit Rücksicht auf die großen, nach Osten gerichteten Wirtschaftsinteressen Deutschlands, die von vielen Wirtschaftspolitikern als die Lebensinteressen des deutschen Volkes betrachtet werden, ist es erforderlich, der Danziger Frage die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das Bedürfnis zur Erörterung des Danziger Problems wird in Deutschland um so lebhafter empfunden werden müssen, als neben den örtlichen Wirtschaftsinteressen Deutschlands auch besonders stark kulturpolitische Fragen mitsprechen. Man darf in Deutschland nicht vergessen, daß die Freie Stadt Danzig zu 95% eine rein deutsche Stadt war, geblieben ist und bei günstiger wirtschaftlicher Entwicklung auch in der Zukunft sein wird. Es darf nicht verschwiegen werden, daß nicht alle Kreise des deutschen Volkes diese einfachen Zusammenhänge klar erfassen und achten. Allzuoft wird beispielsweise von seiten der Danziger Konkurrenzhäfen Stettin und Königsberg auf das „ausländische“ Danzig hingewiesen, gegen das vor eisenbahntarifarischen Kampfmaßnahmen nicht zurückgeschreckt zu werden braucht. Aber nicht nur in den Konkurrenzhäfen Danzigs ist ein solcher Geist anzu-

treffen, sondern auch noch in unzähligen vielen kaufmännischen und industriellen Kreisen, namentlich Süddeutschlands und des Westens, die trotz des von der Reichsregierung verständnisvoll bewilligten Deutsch-Danziger Wirtschaftsabkommens versucht haben, den deutschen Danziger Konsumenten die hohen Weltmarktpreise aufzuzwingen. Dabei ist nicht darauf Rücksicht genommen worden, daß Danzig noch immer mit Deutschland das starke wirtschaftliche Band der gleichen Währung verbindet. Naturgemäß ist durch die Einziehung Danzigs in das polnische Zollgebiet für das Deutsche Reich eine Lage geschaffen, die als notwendige Folge wirtschaftliche Gegenmaßnahmen auch auf Deutschlands Seite erfordern. Es sollte aber mit diesen notwendigen Maßnahmen sein Bewenden haben und Danzig nicht auch in jeder anderen Beziehung auf die Stufe eines fremdländischen Auslandshafens gestellt werden, wie es nur zu häufig, ja sogar fast ausnahmslos, geschieht.

Die folgenden Ausführungen werden dazu bestimmt sein, darzutun, welche Bedeutung gegenwärtig der Freistaat Danzig für das östliche Wirtschaftsleben hat, welche Bedeutung er um seines eigenen Daseins willen als Handels- und Industriezentrum haben muß, und wie weit deutsche Wirtschaftsinteressen von der Wirtschaftsentwicklung Danzigs berührt werden.

Entsprechend den starken Veränderungen der osteuropäischen Wirtschaftsgrundlagen steht Danzig vor einer ganz neuen Entwicklung, die sich in einer doppelten Umstellung auswirken muß. Ob diese Entwicklung eine gute oder schlechte sein wird, das zu prophezeien, kann nicht die Aufgabe eines Wirtschaftspolitikers sein. Es soll jedoch auf alle Notwendigkeiten und neuen Möglichkeiten hingewiesen werden, ebenso wie darzulegen ist, welche früheren Interessen zu Grabe getragen werden müssen. Die Umstellung ist insoweit eine doppelte, als sie hauptsächlich zerfällt in die Umstellung, wie sie hervorgerufen wird durch die Einziehung in das polnische Zollgebiet, und in die Umstellung, die für den Handel eintreten muß mit Rücksicht auf die Verschiebung aller osteuropäischen Wirtschaftskräfte. Auf diese sei zunächst eingegangen.

Das Hauptstützgerat des Danziger Warenhandels war in der Vorkriegszeit der Getreidehandel mit verwandten Handelszweigen der Nahrungsmittelbranche, der Zuckerhandel, der Holzhandel, der Kohlenhandel, der Kolonialwarenhandel, der Heringshandel, der Petroleumhandel, ferner der Handel mit pharmazeutischen Waren, Metallen, Waren daraus und Maschinen. Wesentlich zurückgegangen sind der Getreidehandel und der Zuckerhandel als naturgemäße Folge der Produktionsunfähigkeit der ukrainischen agrarischen Gebiete, die früher Getreide und Zucker in großen Mengen auch über Danzig ausführten. Getreide ist sogar in den vergangenen Jahren wiederholt in größeren Mengen über Danzig nach Polen eingeführt worden. In absehbarer Zeit ist mit einer stärkeren Wiederbelebung dieser zum Teil ältesten Danziger Handelszweige kaum zu rechnen. Bei dem Exporthandel spielte ferner noch mit die bedeutendste Rolle der Holzhandel. Er ist der einzige, dem auch jetzt im Exporthandel eine ausschlaggebende Bedeutung zukommt, wenn der frühere Umfang auch auf diesem Gebiete nicht erreicht ist. Der junge Staat Polen ist nun eifrig bestrebt, für den fehlenden Export Ersatz zu schaffen. Praktisch bewährt haben sich, zum mindesten zeitweise, der Zementexport, die Ausfuhr von Haaren und Borsten und die Ausfuhr von Naphtha. Geplant und erhofft wird von Polen ein Export von Textilwaren und von Emaillewaren.

Verhältnismäßig die geringste Veränderung gegen die früheren Verhältnisse

haben die alten Importhandelszweige erfahren. Wenn man von dem Petroleumhandel absieht, der jetzt zu einem Erdölexport geworden ist, so finden sich fast alle früheren Importhandelszweige wieder in Tätigkeit. Dazu gekommen ist der zeitweise sehr starke Lebensmitteltransport von Amerika nach Polen, dem jedoch nicht ein dauernder Charakter zugesprochen werden kann. Neben den alten bereits genannten Importhandelszweigen und den nur vorübergehenden Lebensmittelverschiffungen sind noch einige neue Importbestrebungen zu verzeichnen, die gegebenenfalls zu einer dauernden Bereicherung des Danziger Handelsverkehrs führen können. Es handelt sich hier insbesondere um den Baumwollhandel, den Tabakhandel, den Wollhandel und den Handel mit Südfrüchten.

Einen schnellen Gesamtüberblick erlangt man am besten durch einige Ziffern:

Schiffsverkehr im Danziger Hafen:

Angelommene Seeschiffe.

Im Jahre	Schiffe	Trgt.	davon sind als mit Ladung ein- bzw. ausgehend verbucht worden:	
			Schiffe	Trgt.
1912	2992	970 653	2299	727 064
1919	1455	535 490	1138	423 758
1920	1951	987 740	1053	908 211
1921	2032	1 568 330	2074	1 397 547

Ausgehende Seeschiffe.

1912	2974	993 152	2120	692 786
1919	1413	567 099	107	145 265
1920	1935	979 860	972	446 326
1921	2023	1 603 713	1614	1 064 582

Seewärtiger Waren-Ein- und Ausgang im Danziger Hafen.

	Einfuhr	Ausfuhr	Summe
1919	670 024,41 t	72 234,7 t	742 259,11 t
1920	1 872 457,22 t	205 042,7 t	2 157 499,92 t
I. Halbjahr 1921	847 065,3 t	63 573,2 t	911 238,5 t

Es ist interessant, zu diesen Ziffern die Vergleichszahlen der Jahre 1911 und 1912 heranzuziehen.

	Einfuhr	Ausfuhr	Summe
1911	1 039 701 t	1 203 795 t	2 243 496 t
1912	1 141 455 t	1 311 757 t	2 453 212 t

Aus diesen Ziffern sind deutlich erkennbar die verhältnismäßig stark ansteigenden Zahlen der ein- und ausgehenden Netto-Register-Tonnage der Seeschiffe, die auf den Aus- und Rückwanderer- bzw. Passagierverkehr zurückzuführen ist. Der Warenverkehr zeigt leider, daß von einer völligen Gesundung der polnischen Wirtschaftsverhältnisse gegenwärtig noch nicht gesprochen werden kann, da die Importzahlen auf Transporte zurückzuführen sind, die dem Wiederaufbau des Landes, oder der Versorgung Polens mit Kriegsmaterial, oder der Lebensmittelversorgung, d. h. mehr oder weniger einmaligen Expeditionen, zugeählt werden müssen. Namentlich ist die ungünstige Güterverkehrsbilanz der Jahre 1920 und 1921 im Vergleich zu den Jahren 1911 und 1912 auffallend.

Besonders tritt in diesem Zusammenhang die teilweise fast völlig versagende Ausfuhr Danzigs in Erscheinung. Aus diesem Grunde muß für den Freistaat die Entwicklung Danzigs zum Auswandererhafen besondere Aufmerksamkeit und Pflege erfordern. Von Mai 1920 bis Ende des Jahres war ein blühender Auswandererverkehr zu verzeichnen, doch bald meldeten sich die Kinderkrankheiten. Die anfangs bestehenden Mißstände im Danziger Auswandererlager, die inzwischen erstklassigen Einrichtungen gewichen sind, eifrige Wettbewerbsbemühungen der Nordseehäfen und endlich — eine unverständliche oder, wie man will, auch sehr verständliche — Politik Polens Danzig gegenüber brachten es zuwege, daß der Verkehr von Danzig teilweise abwanderte und zwar vorzugsweise zugunsten Antwerpens. Folgende Ziffern zeigen dieses klar:

Auswandererverkehr über Danzig

Mai 1920 bis 31. Dezember 1920	31 703	} 32 215
1. Januar 1921 bis 30. Juni 1921	22 282	
1. Juli 1921 bis 31. Dezember 1921	10 527	

Auswandererverkehr über Antwerpen

im Jahre 1920	32 032
" " 1921	60 727 ¹⁾

Mit Rücksicht auf die fehlende Ausfuhr war dieser Auswandererverkehr und der gleichfalls nach vielen Tausenden zählende Rückwandererverkehr für Danzig und die polnischen Überseeimporte von außerordentlich großer Bedeutung. Der Auswandererverkehr hat bekanntlich durch das Bremer Beispiel des Baumwoll- und Tabakhandels, der durch ihn sich so entfalten konnte, eine wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung als verkehrskonzentrierender Faktor. So durfte auch der Freistaat hoffen, dank der durch den Aus- und Rückwandererverkehr geschaffenen regelmäßigen überseeischen Verbindungen ein Import- und Exportmittelpunkt des osteuropäischen Wirtschaftsgebiets zu werden und damit in handelspolitischer Beziehung das Danzig der Vorkriegszeit zu überflügeln. Es sei gleich jetzt darauf verwiesen, daß eine solche Entwicklung für Danzig eine Lebensfrage bedeutet und daher auch im Interesse Deutschlands liegt. Später wird noch darauf zurückzukommen sein. Im einzelnen erfüllt der Auswandererverkehr, neben den allgemeinen Vorteilen für die Ausfuhr und Einfuhr, mit Rücksicht auf die regelmäßigen Dampferverbindungen besondere Aufgaben für einzelne

¹⁾ Davon nur 39 627 unmittelbar in Antwerpen. 17 101 sind demnach nur über Antwerpen gegangen. Von den unmittelbar in Antwerpen eingeschifften Reisenden waren 25 217 Polen, d. h. über 60 %.

Spezialhandelszweige. Namentlich der Baumwollhandel ist es, der als eine Neuentdeckung in Danzig heimisch zu werden beginnt. Der Bedarf Polens, und zwar insbesondere der Bedarf Lodz', betrug in der Vorkriegszeit etwa 25 000 Tonnen, die infolge der russischen Zollpolitik zum größten Teile aus russischen Gebieten bezogen wurden. Die amerikanische Baumwolle wurde entweder über Bremen befördert oder auf der Bremer Baumwollbörse gekauft. Durch die Loslösung Polens von Rußland und den Zusammenbruch des russischen Baumwollanbaugebiets ist nunmehr Polen gezwungen, seinen ganzen Bedarf ferwärts einzuführen. Infolgedessen lag es nahe, den Versuch zu machen, in Verbindung mit dem Aus- und Rückwandererverkehr unmittelbare Baumwolltransporte von Amerika nach Danzig zu führen, zumal Danzig dem Hauptverbrauchsgebiet Lodz um 425 Tarif-Kilometer näher liegt als Bremen. Aber nicht nur auf den polnischen Absatzmarkt kann der Baumwollhandel in Danzig rechnen, sondern in Zukunft auch auf den Bedarf der recht bedeutenden baltischen Textilindustrie und später vielleicht auch auf den Bedarf der wieder den Betrieb aufnehmenden großen russischen Industriezentren.

Eine ähnliche Bedeutung hat der Auswandererverkehr für den Tabakhandel, dem gleichfalls durch das Angebot verhältnismäßig großer und billiger Schiffsräume ein starkes Rückgrat gegeben wird.

Mit Rücksicht auf steigende Einfuhrmöglichkeiten für Danzig bleibt insbesondere noch hinzuweisen auf die oberschlesische Frage und die Kanalpolitik Polens. Polen plant bekanntlich einen Ausbau der Weichsel sowie den Bau eines großen Kanals Danzig—Oberschlesien, der naturgemäß zur Versorgung Oberschlesiens mit Eisenerzen über Danzig führen würde. Derartige Transporte sind bereits in der Vorkriegszeit auf dem Bahnwege über Danzig zum Versand gekommen. Sie bedeuten also für Danzig nichts Neues, würden jedoch ihrem Umfange nach wesentlich stärker in Erscheinung treten und zu einer außerordentlichen Belebung des Danziger Hafenverkehrs beitragen. Trotzdem eine derartige Entwicklung eigentlich nahe auf der Hand liegt, steht man ihrer Durchführung in Danzig trotzdem sehr skeptisch gegenüber. Diese Zurückhaltung hängt damit zusammen, daß trotz aller von polnischer Seite verkündeten Ausbaupläne der Weichsel und der übrigen Wasserstraßen das gesamte Kanalnetz sich noch immer in einem traurigen, ja, vertrauenswürdigsten Pressenachrichten zufolge, fast noch trostloseren Zustande als früher, befindet, so daß die Schiffbarkeitsverhältnisse sich gegen die Vorkriegszeit erheblich verschlechtert haben. Ziffernmäßig kann der Rückgang der Bedeutung des Danziger Binnenwasserstraßenverkehrs im Vergleich zur Vorkriegszeit auf den zehnten Teil zurückgeführt werden.

Damit leiten wir zu Betrachtungen über die tatsächliche praktische Handelspolitik Polens über, so wie sie gegenwärtig Danzig gegenüber geübt wird. Diese ist teilweise dafür maßgebend, ob die einzeln aufgezählten Handelszweige sich wirklich vorteilhaft und zu selbständigen Märkten entwickeln können. So wie bei den Wasserstraßen ergibt auch die Nachprüfung der polnischen Eisenbahntarifpolitik und der Auswandererpolitik den Beweis, daß Polen entweder gegenwärtig noch nicht in der Lage ist, eine einheitliche Handelspolitik durchzuführen, oder aber daß es gewisse politische Absichten mit seinen gegen Danzig gerichteten Maßnahmen bezweckt. Durch die Steigerung der polnischen Markt ist für Danzig die merkwürdige Lage entstanden, daß sowohl Stettin als auch Königsberg und sogar die Nordseehäfen, bis tief in die polnischen Gebiete hinein, auch wenn sie selbst zum engeren geographischen Sinterlande Danzigs

gehören, den polnischen Warenverkehr vermitteln. Statt von einer Konzentrierung des polnischen Verkehrs in Danzig muß geradezu von einer Zersplitterung der polnischen Ausfuhr auf die einzelnen deutschen Häfen gesprochen werden. Die gleiche Wirtschaftspolitik treibt Polen in bezug auf die bedeutungsvolle Frage der Transittransporte Danzigs nach Rußland, die früher für den Danziger Hafen und namentlich für den Export von einer außerordentlich weitreichenden Bedeutung waren. Auch in dieser Beziehung werden Danzig von Polen Schwierigkeiten bereitet. So werden beispielsweise Auswanderern, die von der Tschechoslowakei oder Rumänien über Danzig auszuwandern wünschen, die Ausgangsvisen verweigert, so daß die Auswanderer durch polnische Maßnahmen auf den Weg über Antwerpen gewiesen werden. Ähnlich steht es mit den Gütertransporten, denen es auf Grund polnischer Maßnahmen unmöglich ist, ihren Weg durch Polen zum Danziger Hafen zu nehmen. Dafür wird Danzig dann um so reichlicher mit gefährlichen Munitionstransporten bedacht. Naturgemäß sind alle anderen Häfen, die früher an dem russischen Verkehr beteiligt waren, wie Königsberg, Libau, Riga, Reval von solchen Beschränkungen und Hindernissen frei. Die Folgen aller dieser handelspolitischen Maßnahmen sind gegenwärtig in Danzig in dem verkehrschrumpfen Hafenbild zu erkennen. Der Schiffseingang ist im Vergleich zu 1921 im Januar 1922 zurückgegangen von 159 Schiffen mit 104 251 TMT. auf 172 Schiffe mit 81 094 TMT. Für Februar lauten die Vergleichsziffern für das Jahr 1921 auf 206 Schiffe mit 128 112 TMT. und 1922 auf 53 Schiffe mit 43 459 TMT. Der besonders ungünstige Vergleich im Februar ist allerdings zum Teil auch auf die Eisverhältnisse zurückzuführen, die, wenn auch der Danziger Hafen eisfrei war, die Schifffahrt in der Ostsee erheblich erschwerten. Im ganzen genommen kann aus den Ziffern der Rückgang gegen das Jahr 1921 nicht verkannt werden. Es fragt sich nun, in welcher Weise ist Deutschland an einer derartigen Entwicklung interessiert? Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß die deutschen Hafenstädte naturgemäß mit den gegenwärtigen Verhältnissen außerordentlich zufrieden sind und nichts sehnlicher wünschen als eine Fortführung der — es sei dahingestellt, ob gewollten oder ungewollten — polnischen Handelspolitik. Während Danzig bei einer Zusammenfassung des polnischen Verkehrs nach dem Freistaathafen — gemessen nach dem Verkehr der Häfen Königsberg, Stettin, Hamburg und Bremen in der Vorkriegszeit nach Westpreußen, Polen, Posen und Galizien, also Gebieten, die jetzt und eigentlich auch früher zum Danziger Hinterlande gehören sollten — seinen Verkehr nach den gleichen Gebietsteilen um 46% verstärken könnte, ist es jetzt statt dessen einem sehr viel stärkeren Wettbewerb der deutschen Häfen in seinem eigenen Hinterlande ausgesetzt als früher. In der Vorkriegszeit betrug dieser für Danzig so bedeutungsvolle Anteil der gesamten deutschen Häfen an diesem Verkehr noch nicht einmal 0,6% ihres Gesamteisenbahngüterverkehrs,¹⁾ d. h. ein etwaiger Verlust dieses Verkehrs zugunsten Danzigs würde kaum ins Gewicht fallen. Danzig dagegen braucht diesen Verkehr zur Erhaltung seiner Lebensfähigkeit. Statt dessen hat sich der Prozentsatz von 0,6% auf Kosten Danzigs zugunsten deutscher Konkurrenzhäfen erheblich erhöht und zwar in der Weise, daß der Verkehr der deutschen Häfen nach dem früheren Westpreußen, den westpreußischen Häfen, einem Teile Oberschlesiens, Posens, Polens und Galiziens, also Gebieten, die angeblich zum Danziger Hinterlande gehören

¹⁾ Vgl. Fußnote S. 239.

sollen, 149% von dem Verkehr Danzigs nach diesen Verkehrsgebieten beträgt. Diese Feststellungen sollten auch Deutschland zu denken geben.

Zu den polnischen Maßnahmen oder Unterlassungen, die gegenwärtig eine derartige Verdrängung Danzigs in seinem eigenen Hinterlande hervorrufen, gesellen sich naturgemäß die großen Anstrengungen, die von seiten der deutschen Konkurrenzhäfen unternommen werden. Es sei beispielsweise erwähnt, daß in einer Denkschrift des Stettiner Magistrats über die Vereinheitlichung von Hafenabgaben Danzig in erster Linie als Auslandshafen bezeichnet worden ist, gegen den Gegenmaßregeln getroffen werden müssen. Auf der anderen Seite wird Königsberg, welches im übrigen im Gegensatz zu den normalen Verhältnissen lediglich durch die von der polnischen Eisenbahnverwaltung, unter Verletzung des deutsch-polnisch-Danziger-Korridorabkommens, durchgeführte Zugführung um 56 Tarifkilometer Warschau näher liegt als Danzig, vom Deutschen Reich mit großen Geldmitteln unterstützt, um große wirtschaftliche Aufgaben, wie beispielsweise Hafenausbau, deutsche Ostmesse usw., durchzuführen. Außerdem bestehen in Königsberg eine Reihe glänzend geleiteter wissenschaftlicher Organisationen, und zwar das „Osteuropa-Institut“, das „Institut für Rußlandkunde“, das „Wirtschaftsinstitut für Rußland und die Randstaaten“ usw., die zum Teil auch praktische Arbeit für den Kaufmann leisten sollen. Danzig hat dem überhaupt nichts entgegenzusetzen. Es ist vielleicht ein ungewolltes Zusammentreffen von Ereignissen, daß in der Frage der handelspolitischen Behandlung Danzigs die polnischen Bestrebungen mit den deutschen Bestrebungen, die sich zum Teil auch auf Eisenbahninteressen gründen, in engem Einklang stehen, und es wird angenommen werden müssen, daß weder von polnischer Seite noch von deutscher amtlicher Seite diese eben gekennzeichnete Politik mit dem vollen Bewußtsein ihrer Wirkung auf Danzig geführt wird. Es ist verständlich, daß Danzig, das früher als preussische Provinzstadt sich der Zuschüsse des steuerreichen Westens erfreute, durch die Staatwerdung erhöhte finanzielle Pflichten hat auf sich nehmen müssen, denen es nur schwer gewachsen sein kann, wenn nicht sein Handelsverkehr über die Bedeutung, die er in der Vorkriegszeit hatte, erheblich hinauswächst. Daß dieses dringende Erfordernis auch von Deutschland anerkannt werden muß, scheint ohne weiteres im deutschen Interesse zu liegen, da umgekehrt Deutschland von einem etwaigen finanziellen Zusammenbruch des Freistaats und seinen politischen Folgen auf das Empfindlichste in seinen eigenen Interessen berührt werden müßte. Es wird also von Deutschland aus wohlverstandenen eigenen Interessen nicht eine blindlings geführte Wettbewerbspolitik gegen Danzig betrieben werden können, vielmehr müßte die Gesamtheit der deutschen Häfen zugunsten Danzigs und seiner Erhaltung als selbständiges Staatswesen auf etwa 0,6% ihres gesamten Eisenbahngüterverkehrs¹⁾ verzichten. Das gleiche gilt für den Auswanderer- und Rückwandererverkehr, den Danzig gleichfalls nicht aufgeben kann. Für alle diese Fragen muß Danzig auf das verständnisvolle Entgegenkommen Deutschlands hoffen, dessen Aufgabe es kaum sein kann, mit der Verwirklichung des etwa gesteckten Zieles, den Verkehr Danzigs zugunsten der deutschen Häfen herabzumindern, seine großen kulturellen und wirtschaft-

¹⁾ Wenn man den außerordentlich großen Binnenwasserstraßenverkehr Hamburgs, Bremens, Stettins, Königsbergs mit in Betracht zieht und den geradezu minimalen Wasserstraßenverkehr Danzigs dem gegenüberstellt, so ist klar erkennbar, daß von dem Binnenwasserstraßenverkehr + Eisenbahnverkehr der an Danzig etwa abzugebende Anteil des Eisenbahnverkehrs ganz geringfügig ist.

lichen Interessen im Freistaat Danzig aufs Spiel zu setzen. Dabei muß hervor-gehoben werden, daß Danzigs Eisenbahnverkehr in der Vorkriegszeit, und zwar berechnet für den Durchschnitt der Jahre 1908/13 zu 40%, nach auch heute noch nicht polnischen Gebieten und zwar vornehmlich deutschen Gebieten gerichtet war. Für das Jahr 1919 beträgt dieser Prozentsatz sogar 67,54%, und zwar war dieser Verkehr in diesem Falle ausschließlich nach deutschen Gebieten gerichtet, so daß nur 32,56% des Gesamtverkehrs seinen Weg nach oder von Polen genommen hat. Nach anderen Aufstellungen betrug für den Durchschnitt der Jahre 1910/13 der Import nach den bei Deutschland bzw. dem Freistaat verbliebenen Gebieten des Danziger Hinterlandes 52,09%, während sich der Anteil des Verkehrs nach dem heutigen Polen nur auf 47,91% belief. Erläuternd wird bemerkt, daß im ersten Falle als heutiges polnisches Gebiet gerechnet worden ist ganz Westpreußen, ganz Posen, die Hälfte des Reg.-Bez. Oppeln, ganz Polen und Galizien, und im zweiten Falle große Teile Westpreußens, ganz Posen, Polen, Galizien, Rußland und die Ukraine. Man wird verstehen können, daß Danzig bei dieser Sachlage großen Wert darauf legen muß, daß ihm die früher deutschen Teile seines Hinterlandes nicht in Zukunft verschlossen bleiben. Vielleicht liegt es sogar gerade im Interesse des Deutschen Reichs, daß Danzig dieser Verkehrsanteil gesichert wird, damit es immer auf eine feste Grundlage, unabhängig von den Schwankungen des polnischen Wirtschaftslebens, seinen Handelsverkehr gründen kann.

Es muß im übrigen hervorgehoben werden, daß in den deutschen Kreisen, in denen das Verständnis für Deutschlands weltwirtschaftliche und überseeische Interessen gewissermaßen zu Hause ist, nämlich den Hamburgischen Wirtschaftspolitikern, abgesehen von einigen einseitigen Interessenten, durchaus Verständnis für die Lage Danzigs dem Deutschen Reich gegenüber vorhanden ist. So schreibt z. B. die Hamburger Schiffsahrtszeitung in der Nr. 112 vom 29. Dezember 1920 in einem Artikel mit der Überschrift: „Hat Danzig für Deutschland noch eine Bedeutung?“ u. a. folgendes:

„Der Vorteil Deutschlands in Danzig ist der, daß Deutschland, solange der Freistaat als solcher in seinem deutschen Charakter bestehen bleibt, wohl verständlicherweise nicht zu den Staaten gehören wird, denen Danzig Schwierigkeiten zu machen etwa wünschen sollte. Danzig in seiner jetzigen Staatsform ist praktisch ein Absatz- und Kolonisationsgebiet für Deutschland, wie es idealer nicht gedacht werden kann. Man klagt in Deutschland über die Liquidierung deutscher Unternehmungen im Auslande und nun, wo die Möglichkeit gegeben ist, in einem abgetrennten Landesteile, der in ein anderes Wirtschaftsgebiet eingefügt worden ist, Auslandsbeziehungen zu Import- und Exportzwecken anzuknüpfen, da wird nicht zugegriffen. Und dabei wird Danzig, angeschlossen an das polnische Zollgebiet, auch eine der größten Industriestädte des Ostens werden. Will Deutschland die Führung dieser Industrie Polen, Engländern, Amerikanern, Franzosen überlassen, oder aber will Deutschland nicht nach Danzig kommen?“

Zu diesen rein wirtschaftlichen Interessen, die Deutschland mit Danzig verbinden, treten auch noch währungspolitische Momente hinzu. Danzig, das eigentlich von den Kriegsschadigungslasten Deutschlands befreit sein soll, trägt durch die Beibehaltung der deutschen Währung indirekt seinen Teil mit an den deutschen finanziellen Lasten. Diese mittelbare Teilnahme liegt darin

begründet, daß die Kriegsschädigung Deutschlands nicht zuletzt auch bezahlt worden ist durch die Noteninflation, die zur Entwertung der deutschen Mark und damit auch zur Entwertung der Danziger Zahlungsmittel geführt hat. Da Danzig außerdem durch den gewinnbringenden Zwischenhandel, den es zwischen Polen, den Randstaaten und den ausländischen Staaten betreibt, eine stärkere Nachfrage nach deutscher Mark hervorruft, als Angebot entsteht, so stellt die Beibehaltung der deutschen Währung sich gleichzeitig dar als eine Stütze der deutschen Zahlungsbilanz. Für diese großen Leistungen Danzigs für Deutschland erhält Danzig währungspolitisch kaum ein nennenswertes Entgelt. Auch aus diesem Grunde wäre es eine gewisse Dankbarkeitspflicht Deutschlands Danzig gegenüber, wenigstens auf anderem wirtschaftspolitischen Gebiete Danzig entgegenzukommen.

Damit sind die Betrachtungen über die allgemeine Umstellung des Danziger Handelsverkehrs abgeschlossen. Es ist nur noch kurz einzugehen auf die Umstellung, die notwendig ist durch die Einbeziehung Danzigs in das polnische Zollgebiet. Der Zollanschluß Danzigs an Polen belastet durch die ungewöhnliche Höhe der polnischen Zollsätze das Danziger Wirtschaftsleben auf das Empfindlichste. Dieser Zolldruck ist für den Freistaat nur dann erträglich, wenn es möglich ist, der Zollbelastung eine eigene industrielle Entwicklung entgegenzusetzen. Nach dieser Richtung hin sind auch bereits erfolgverheißende Ansätze vorhanden. Es bieten sich in Danzig infolge der polnischen industriefordernden Handelspolitik Möglichkeiten für chemische Industrien, für Textilindustrien, für Erweiterung der Maschinenindustrien, für Papierindustrie, Schuhindustrie, Konfektionsindustrie usw. Wer über diese Möglichkeiten Danzigs sich näher unterrichten will, verweise ich auf meine kleine Broschüre „Danzigs Handel und Industrie in ihren Entwicklungsmöglichkeiten“ (Verlag Rasemann, Danzig). Erfreulicherweise ist es neuerdings auch im großen Umfange deutsches Kapital, welches sich an den industriellen Neugründungen in Danzig beteiligt, um von dort aus das osteuropäische Wirtschaftsgebiet, und namentlich das polnische Zollgebiet, zu bearbeiten. Wenn diese industrielle Entwicklung gute Fortschritte machen sollte, woran nicht zu zweifeln ist, wird sie Danzig einen gewissen Ausgleich geben für die großen Verluste, die es durch die Abschnürung von Deutschland, von dem es bisher mit Industriewaren versorgt wurde, erlitten hat.

Als Ergebnis der gesamten Betrachtungen darf hervorgehoben werden, daß Danzig sich gegenwärtig in einem bedeutungsvollen Übergangsstadium befindet. Die polnische sowie die deutsche Handelspolitik sind beide, entweder bewußt oder unbewußt, gegen Danzigs Handelsinteressen gerichtet. Dadurch kann in dem Freistaat in vieler Beziehung eine schwierige Wirtschaftslage entstehen. Auf der anderen Seite muß im Hinblick auf die Zukunft mit Bestimmtheit die Möglichkeit hervorgehoben werden, daß durch industrielle Entwicklung und bei einer sich mehr ausgleichenden Politik Deutschlands und Polens gegenüber Danzig und seinen Konkurrenzhäfen in Danzig die Möglichkeit zu einem Wirtschaftsaufstieg vorhanden ist. Ebenso klar muß aber betont werden, daß dieser Wirtschaftsaufstieg auch nicht nur im Interesse Danzigs, sondern auch im Interesse polnischer und auch deutscher Wirtschaftsinteressen als erforderlich gelten darf.

Es muß von Deutschland eine genaue Prüfung der Danziger Frage erfolgen, und zwar nicht nur unter dem einseitigen Gesichtspunkt der Konkurrenzhäfen. Welche Richtlinien diese Politik manchmal einschlagen kann, dafür führe ich

an, daß in einer Zeit, in der große Transporte nach Polen über die deutschen Ostseehäfen gehen, und in absehbarer Zeit die Verwirklichung von Ausbauplänen des Danziger Hafens mehr als zweifelhaft ist, ein Mitglied des Reichstages, Dr. Paul Fleischer, sich in einem Artikel in der Danziger Zeitung vom 3. Februar „Ein ostpreussisches Wirtschaftsproblem“ wie folgt äußert: „Da es offenkundige Absicht der Entente ist, durch den Ausbau von Danzig und Memel Königsberg derart aus dem Welthandel zu verdrängen, daß der Verkehr daselbst verkümmert“ usw. Die tatsächlichen Verhältnisse sind im Gegensatz zu diesen Äußerungen die, daß Königsberg in großzügiger Weise seinen Hafen ausbaut, Kontorhäuser errichtet, Messen veranstaltet, besondere wissenschaftliche und kaufmännisch-praktische Wirtschaftsinstitute errichtet, während in Danzig an eine Durchführung derartiger Aufgaben zurzeit nicht im entferntesten gedacht werden kann. Was für Danzig Zukunftspläne und Zukunftsnotwendigkeiten sind, das ist in Königsberg bereits Tatsache geworden.

Ohne Verleennung der wichtigsten wirtschaftlichen und politischen Ziele Deutschlands in Ostpreußen, besonders in Königsberg, muß doch von Deutschland eine objektive Prüfung der tatsächlichen Verhältnisse erfolgen. Deutschland darf nicht vergessen, daß es auch in dem zu 95% deutschen Freistaat Danzig Interessen hat, die zu verteidigen ein wichtiges Ziel deutscher Wirtschaftspolitik sein muß. Es darf auch nicht vergessen, daß es gegenwärtig den Anschein hat, als ob Polen das Freistaatproblem nicht, wie eingangs erwähnt, mit allen anderen am Handel mit Danzig beteiligten Staaten als ein wirtschaftliches betrachtet, denn mehr und mehr gleitet das Schwergewicht der Interessen Polens trotz aller vertraglichen Sicherungen Danzigs auf das politische und militärische Gebiet über. Welche Interessen hat Deutschland demgegenüber wahrzunehmen, und wie stellt sich der Völkerbund dazu, unter dessen Schutz Danzig gestellt ist? Das alles sind Fragen, an denen alle Beteiligten nicht ohne ernste Prüfung vorübergehen sollten. Ich schließe mit der Hoffnung, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen wird.

Deutsche Art.

Was du in Prunk und Rausch erlernst,
Zerbricht dir Mut und Stärke.
Es ziemt dem Mann der schlichte Ernst,
Die hohe Lust am Werk.

Schau klar hindurch durch Glanz und Tand:
Der Adel blüht im Geiste!
Ich pflege meine Herrenband,
Indem ich Arbeit leiste.

Erich Kühn.



Deutschland und die Häfen Rotterdam und Antwerpen.

Von Professor Dr. R. Hennig.

Während bis in die 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein das Schwergewicht der deutschen Seeinteressen noch in den Ostseehäfen lag, sind seither Hamburg und Bremen allein in die Stellung großer „Welthäfen“ eingerückt und sind zum großen Brennpunkt des deutschen Überseewelt Handels geworden. Hamburg als weitaus führender Hafen, mit einem 7 mal größeren Vorkriegs-Jahresumschlag an Tonnage, als Bremen ihn besaß, stand jedoch seit geraumer Zeit in einem scharfen Wettbewerb mit dem holländischen Rotterdam, das hauptsächlich in den 60er Jahren nach der Schaffung des „Nieuwe Waterweg“ in seine beherrschende Stellung hineinzuwachsen begann, und mit dem belgischen Antwerpen, dem nach jahrhundertlangem Siechtum durch die Vereinbarung über die Scheldeschiffahrt (1859) die Möglichkeit wiedergegeben wurde, den größeren Teil seiner königlichen Stellung vor 1867 zurückzugewinnen. Der Wettkampf der drei großen kontinentalen Nordseehäfen Hamburg, Rotterdam und Antwerpen war vor dem Kriege Jahr für Jahr eines der bedeutungsvollsten Symptome für den Stand des europäischen Wirtschaftsbarometers.

Dabei fügte es ein fast tragisch anmutendes Geschick, das ein Erbteil der sturmdurchtosten älteren Jahrhunderte deutscher Geschichte war, daß die stolze Blüte der Auslandshäfen Rotterdam und Antwerpen zum weit überwiegenden Teil eine Auswirkung deutscher Tatkraft und Arbeitsfreudigkeit wurde, denn ohne das deutsche Rheinland als Hinterland wären die genannten beiden Häfen ohne wesentliche Bedeutung und würden nur Häfen dritten Grades sein. Die Millionen Tonnen von Gütern, die in Rotterdam und Antwerpen alljährlich aus- und eingingen, waren zu einem unverhältnismäßig großen Teil für deutsche Empfangsstationen bestimmt oder kamen aus deutscher Quelle: ganz ausschließlich als Kopfstationen des gewaltig schaffenden rheinisch-westfälischen Industriegebietes sind Rotterdam und Antwerpen groß geworden. Es hatte sich dabei ohne bewußte menschliche Mitwirkung eine weitgehende Arbeitsteilung entwickelt, insofern als die eigentlichen Massengüter, die die billige Wasserfracht auf dem Rhein auszunutzen bestrebt waren, ziemlich weitgehend eine Art Monopol für Rotterdam waren, während die wertvolleren Fertigwaren, die Stückgüter, durchaus Antwerpen bevorzugten. Für Antwerpen waren demgemäß seine sorgsam ausgebauten Eisenbahnverbindungen mit dem Hinterland von noch größerer Wichtigkeit, auch im Güterverkehr, als die zwischen Rhein und Schelde bestehende Wasserstraßenverbindung, die in weitem Bogen über holländischen Boden hinweg führte und den Belgiern auch schon aus diesem Grunde nicht sehr sympathisch war. Immerhin war auch für Antwerpen die Rheinschiffahrt als Zubringer und Abnehmer des Hafenverkehrs ein durchaus nicht zu verachtender Faktor: auf 19 Millionen Tonnen Güter, die auf dem Wege von oder nach Rotterdam die deutsch-holländische Grenze bei Lobith auf dem Rhein vor dem Kriege in einem Jahre passierten, entfielen immerhin noch weitere 2 Millionen Tonnen, die Antwerpen als Umschlagshafen benutzten.

Im Wettbewerb der drei führenden Festlandshäfen des Erdteils hatte Hamburg alljährlich einen zwar nur bescheidenen, aber leidlich gesicherten Vorsprung;

die Größenordnung, in der der Verkehr sich bewegte, war allerdings bei ihnen außerordentlich gleichmäßig. Die Gesamtmenge der aus- und eingehenden Tonnage belief sich z. B. im Jahre 1912 auf folgende Werte:

Hamburg	24 942 000 T
Antwerpen	23 907 000 T
Rotterdam	23 176 000 T

In den Kriegsjahren schieden dann aus naheliegenden Gründen Hamburg und Antwerpen aus dem Wettbewerb völlig aus, aber Rotterdam hatte kaum irgendwelchen Vorteil davon, litt vielmehr selbst aus bekannter Ursache aufs schwerste unter dem lähmenden Einfluß des Krieges. Mit der Wiederkehr des Friedenszustandes kam der alte Wettbewerb, wenn auch nur langsam, wieder in Gang. Allerdings war selbstverständlich Hamburg durch die noch bis 1920 andauernde Blockade, durch den niederträchtigen Raub der deutschen Handelsflotte, die der unselige Erzberger allzu sorglos den Feinden aushändigte, und durch den rapiden Sturz der deutschen Valuta nach der politischen und finanziellen Mißwirtschaft von 1919 aufs denkbar schwerste beeinträchtigt und konnte bis jetzt mit seinen Verkehrszahlen die beiden Nebenbuhler noch nicht wieder erreichen. Immerhin hat im letzten Jahr auch Hamburgs Verkehr schon wieder eine so bedeutende Belebung erfahren, daß im laufenden Jahr 1922 der alte Wettbewerb wohl ungehemmt sich wieder entwickeln kann und zunächst gar keine Prophezeiung möglich ist, wer im Wettlauf von 1922 den Sieg davontragen wird.

In den ersten zwei Jahren nach dem Kriege schien Antwerpen mit mächtigem Anlauf seine beiden Gegner gründlich und, wie man in Belgien hoffte, nachhaltig überrennen zu wollen. Die alten belgischen Hoffnungen, Antwerpen zum größten Hafen des europäischen Festlandes, ja, womöglich gar der ganzen Welt zu machen, lebten kräftig wieder auf. Das Jahr 1921 hat aber bereits unzweideutig erkennen lassen, daß dies Auslodern des Verkehrs Strohsfeuer war, das schon wieder zusammenzusinken beginnt. Es ist nämlich zu bedenken, daß Antwerpen seit 1919 der Haupthafen für die Besatzungstruppen im Rheinland ist, deren sehr umfassende militärische und private Bedürfnisse dem Hafenverkehr Antwerpens in ganz außerordentlicher Weise zugute gekommen sind. Dazu kam, daß die belgische Valuta bekanntlich beträchtlich schlechter als die holländische steht. Dieser Umstand bedeutete für alle Schiffe, die sich ihren Hafen beliebig wählen konnten, eine Art Prämie, Antwerpen vor Rotterdam zu bevorzugen, weil dort alle Hafens- und sonstigen Gebühren wie auch der Aufenthalt an Land viel billiger als hier war. Die Valuta-Differenz hält zwar auch gegenwärtig noch an, und dennoch hat schon das Jahr 1921 wieder eine merklliche Überflügelung Antwerpens durch Rotterdam gebracht. Zwei Umstände scheinen hieran in erster Linie schuld zu sein. Einmal werden die Schiffe ceteris paribus Rotterdam stets deshalb den Vorzug geben, weil seine Hafens- und Löschvorrichtungen ganz unvergleichlich mehr auf der Höhe stehen als die vielfach veralteten Einrichtungen in Antwerpen, das ja noch heute ein offener Flußhafen ist, wo sich der ganze Güterumschlag auf der Schelde selbst abspielen muß. Hierdurch sind oft genug, zumal aber in der Nachkriegszeit, schwere Verkehrsstockungen in Antwerpen vorgekommen, da die einkommenden Schiffe oft viele Tage auf Abfertigung warten müssen, während sie in Rotterdam fast stets in denkbar kürzester Zeit befriedigt werden. Dann aber kam hinzu eine zwar aus der noch fortdauernden Kriegspsychose zu verstehende, nichtsdestoweniger aber überaus törichte „Vergraulung“ aller deutschen Schiffe aus

Antwerpen. Die deutschen Schiffsmannschaften, die nach Antwerpen kommen, werden bis heute, mit Duldung und Unterstützung gewisser Behörden, trotz gelegentlicher Warnungen der Regierung, in unflätigster Weise behandelt, und den deutschen Schiffen und Mannschaften wird der Aufenthalt in jeder Weise verleidet. Was Wunder, wenn gerade die deutschen Linien, deren regelmäßiges Anlaufen von Antwerpen einst für den belgischen Hafen eine der wichtigsten Quellen des Verkehrs war, sich in möglichst weitem Umkreis von Antwerpen fernhalten und sich in rasch wachsendem Umfang daran gewöhnt haben, Rotterdam an Stelle von Antwerpen unterwegs anzulaufen! Man darf diesen Faktor, obwohl er rein gefühlsmäßigen Erwägungen entspringt, in seiner realen Bedeutung keineswegs unterschätzen, denn der deutsche Verkehr steuerte vor dem Kriege, 1913, zum Antwerpener Gesamtverkehr in Höhe von 12 022 101 TMT. nicht weniger als 4 510 022 TMT. bei, d. h. nicht viel weniger als die englische Schifffahrt, die mit 6 173 231 TMT. in Antwerpen vertreten war! Ähnlich lagen die Dinge im Verkehr mit den Flußhäfen des Antwerpener Hinterlandes. Deutsche Häfen im Rheingebiet steuerten zum Gesamt-Warenumschlag der Antwerpener Binnenschifffahrt in Höhe von 19 948 246 Tonnen wesentlich mehr als ein Viertel bei, nämlich 5 481 509 Tonnen gegenüber einem belgischen Anteil von 11 693 071, einem holländischen von 2 444 172 und einem französischen von gar nur 330 094 Tonnen. Berücksichtigt man, daß hierzu nun noch der besonders umfangreiche deutsche Stüdgüterverkehr auf den Eisenbahnen kam, der den Antwerpener Hafen befruchtete, so ist es verständlich, daß sich in Belgien selbst warnende Stimmen erhoben, man möge durch die unsinnige Deutschenhetze der Nachkriegszeit nicht Antwerpens hauptsächlichste ausländische Kundschaft verschrecken, ihm seine Nährquelle dauernd abgraben und die deutsche Schifffahrt ganz an die Benützung Rotterdams statt Antwerpens gewöhnen. „Die Buben aber hörten nicht“, der antideutsche Geist in Antwerpen feierte weiter seine Orgien, und die Folgen sieht man heute darin, daß 1921 Antwerpen schon wieder recht erheblich von Rotterdam überflügelt worden ist, obwohl die Antwerpen begünstigenden Momente der schlechten belgischen Valuta und der feindlichen Besetzung des deutschen linken Rheinufers unvermindert fort dauern. Nicht unerwähnt soll schließlich bleiben, daß auch die erneute Losreißung des deutschen Elsaß vom Mutterlande und seine erneute Angliederung an das so unendlich „friedliche“ Frankreich für Antwerpen eine empfindliche Dauereinsbuße darstellt, denn Frankreich tut sein Möglichstes — trotz gelegentlicher kleiner Beruhigungspulver für Belgien, wie kürzlich die Aufhebung der protektionistischen „Surtaxes d'entrepot“ für Antwerpener Waren — um Straßburg und die anderen Haupthandels- und Industrieplätze möglichst restlos mit den nordfranzösischen Seehäfen in Verbindung zu bringen und ihnen ihre einst lebhaften Beziehungen zu Antwerpen und Rotterdam zu erschweren und zu verleidern. (Dieser Ausfall berührt ausschließlich die ausländischen Nordseehäfen, nicht die deutschen, die für das Rheingebiet ohnehin nur geringe, für das elsäß-lothringische überhaupt kaum irgendwelche Bedeutung haben). Die Warnungen haben nicht gefruchtet, und Antwerpen spürt die Folgen schon heute empfindlich am eigenen Leibe und würde sie in Zukunft voraussichtlich noch schmerzlicher spüren, falls es nicht einlenkt, was neuerdings anscheinend geschieht.¹⁾

¹⁾ Im Oktober 1921 stand Deutschland im Antwerpener Hafenverkehr immerhin schon wieder an 3. Stelle: unter 750 Schiffen waren 410 englische, 74 französische und 48 deutsche.

Um zu zeigen, wie sich in der Nachkriegszeit der Verkehr der drei großen konkurrierenden Nordseehäfen gestaltet hat, sei nachstehend eine Übersicht über die Verkehrszahlen der ein- und auslaufenden Seeschiffe für die einzelnen Jahre gegeben. Man wird daraus auf den ersten Blick erkennen, daß der gewaltige Vorsprung Antwerpens schon wieder der Vergangenheit angehört, und daß sogar der vom Kriege weitaus am schwersten betroffene Hamburger Hafen es bereits 1921 mit dem Antwerpener schon wieder aufzunehmen vermochte, während Rotterdam die beiden Wettbewerber zurzeit überflügelt hat. Jedenfalls ist der Konkurrenzkampf schon wieder in vollem Gange, und die Ausgleichung der noch bestehenden Verschiedenheiten dürfte sich schon im Laufe des Jahres 1922 so weitgehend vollziehen, daß die einzelnen Verkehrszahlen sich wieder ungefähr auf derselben Höhe bewegen. Die Aussichten für Hamburg, vielleicht schon 1923 wieder an der Spitze zu stehen, wird man als nicht ungünstig betrachten dürfen, wenn man aus den Zahlen der nachfolgenden Tabelle die gewaltige Stoßkraft ersehen hat, mit der sich der Aufschwung des führenden deutschen Hafens vollzieht. Die Jahres-Tonnage in den drei Häfen war die folgende:

Hafen	1919	1920	1921
Hamburg	1 115 000	3 365 000	9 552 601
Antwerpen	2 985 000	7 062 000	9 598 819
Rotterdam	3 008 000	4 156 000	10 874 629

Zurzeit ist jedenfalls Antwerpen von Rotterdam wieder in den Hintergrund gedrängt worden. Speziell im Anteil der deutschen Flagge dürfte noch nie ein solches Mißverhältnis bestanden haben wie jetzt. Um den deutschen Verkehr Rotterdam abspenstig zu machen und nach Antwerpen zu ziehen (wo man ihm, wie gezeigt, nach besten Kräften das Wiederkommen verehelt), hat die belgische Regierung in das Versailler Diktat u. a. die sonderbare Bestimmung hineinkomponiert, daß Deutschland verpflichtet sei, nach dem Gutdünken der belgischen Regierung einen Rhein-Schelde-Kanal nach belgischen Plänen zu bauen. Die betreffenden belgischen Vertreter in Versailles waren, wie wir heute wissen, von irgendwelcher Sachkunde nicht beschwert und haben sich von den gerisseneren Franzosen eine Kanalführung aufschwätzen und in das „Friedensdokument“ hineinschreiben lassen, die wirtschaftlich ein vollkommener Nonsens ist und bei der etwaigen Ausführung aller Voraussicht nach überhaupt kein Schiff jemals sehen wird. Es steht heute durch verschiedene Zeugnisse fest, daß die Mündung des Kanals in den Rhein bei Ruhrort, wie sie in Versailles festgelegt worden ist, den Belgiern von dem alten Fuchs Clémenceau suggeriert worden ist, um den nordfranzösischen Seehäfen den unwillkommenen Wettbewerb Antwerpens am Oberrhein und in Süddeutschland bzw. der Schweiz nach Möglichkeit fernzuhalten. So erweckte man den Belgiern die Sata Morgana der führenden Stellung Antwerpens für den rheinisch-westfälischen Ausfuhrhandel nach Übersee, und der belgische Vertreter, der offenbar keine Ahnung von wirtschaftlichen Dingen hatte, tappte blindlings in die gestellte Falle und billigte die Festlegung der Kanalmündung „in Höhe von Ruhrort“. Inzwischen ist man allerdings in Belgien mehr als zweifelhaft geworden, ob diese Kanalführung (zu der Deutschland allein verpflichtet ist), irgendeinen noch so bescheidenen Zweck für Belgien haben würde, und seitens der Sachkenner hat eine starke Gegenbewegung eingesetzt, die für den künftigen Rhein-Schelde-Kanal eine südlichere, unstreitig zweckmäßigere Führung mit einer Mündung in den Rhein bei Neuß oder Köln anstrebt, was nicht nur den wichtigen Verkehr

Antwerpens mit Süddeutschland vorteilhaft beeinflussen, sondern auch das linksrheinische Industriegebiet erschließen würde. In Deutschland hätte man keine Veranlassung, eine solche geänderte Kanalführung zu beanstanden, aber der Versailler Frieden gibt Belgien kein Recht, einen anderen Kanalbau zu „befehlen“ als einen mit der Mündung in Höhe von Ruhrort. Man weiß daher zurzeit in Belgien nicht recht, was man eigentlich will, der Karren ist recht gründlich verfahren, und überdies sind die belgischen Finanzen nichts weniger als glänzend, so daß man mit Recht in Antwerpen Bedenken trägt, eine Kanalpolitik praktisch in die Wege zu leiten, die auch dem belgischen Staat große finanzielle Lasten auferlegen würde. Infolgedessen hat dieses Mittel, Antwerpens Verkehr zu fördern, wohl noch gute Weile. —

Acht Fragen an die deutschen Professoren soweit die deutsche Junge klingt.

Wir deutschen Hochschulehrer müssen uns davor hüten, daß man uns nicht in unserm eigenen Volke mit Recht weltfremd und rückständig schilt. Heute mehr als jemals sonst. Denn wir sollen die treuen, klugen Führer zu gesundem deutschen Volkstum sein, das wird mit Recht von uns gefordert.

Darum frage ich:

1. Wann werden deutsche Hochschulen zur deutsch-völkischen Frage sachgemäß und offene Stellung nehmen?
2. Sind die deutschen Hochschulehrer in ihrer Gesamtheit bedingungslos treue, kluge und gesund empfindende Volksführer?
3. Ist es recht, wenn deutsche Professoren so tun, als sei es ganz gleichgültig für deutsche Studenten, deren Eltern und ihr Volk, ob und in welchem Umfange sie von Deutschen oder von Juden unterwiesen werden?
4. Sind die deutschblütigen Professoren ihren jüdischen, halb-jüdischen und jüdisch ver-
sipperten Amtsbrüdern mehr Rücksicht schuldig, als der Sorge um die Gesundheit des deutschen Volkstums, dem sie ausschließlich dienen sollten? —
5. Ist es ein Zeichen bedingungslosen Bekennermutes (Professor heißt doch Bekannter), wenn die deutschen Professoren einer Sache ausweichen, weil ihre Behandlung heikel ist?
6. Kann man nicht mit dem nötigen guten Willen, Ernst und Takt auch einer schwierigen Aufgabe gerecht werden, ohne berechnete Rücksichtnahme außer acht zu lassen und ohne Versäumnis höherer Pflichten?
7. Ist es recht, daß das deutsche Volk immer noch vergeblich darauf wartet, von den berufenen amtlichen Vertretern seiner Geistigkeit eine rückhaltlose Äußerung über den deutsch-völkischen Gedanken (nicht über sinnlose Hegerereien) zu erhalten, in einer Zeit, in der bereits erlauchteste Geister sich dazu geäußert haben und ein umfangreiches ernstes Schrifttum dazu vorliegt?
8. Wieviele deutsche Hochschulehrer halten es der Mühe für Wert, die wichtige deutsch-völkische Frage, anstatt sie dem Parteigetriebe zu überlassen, ohne alle Rücksicht auf politisches Parteigezänk in den Bereich ihrer Studien, ihres Unterrichts und ihrer Veröffentlichungen zu ziehen, damit das gesunde deutsche Volkstum daraus Nutzen ziehen könne?

Ich wäre erfreut und dankbar, wenn Deutschblütige (nicht jüdische und jüdisch versippte) Hochschulehrer mir öffentlich und sachlich auf diese Fragen Antwort geben wollten. Gar zu oft hörte ich den Vorwurf der Leisetreterei in diesem Zusammenhang gegen die deutschen Hochschulehrer erheben.

Auf die Ansichten jüdischer Menschen, auch wenn sie sehr wohlmeinend sind, lege ich als Deutscher weniger Wert.

Prof. Ernst Petersen, Danzig-Langfuhr.



Die Rassenfrage im zeitgenössischen deutschen Roman.

Von Regierungsrat Prof. Dr. Benno Imendörffer.

Die Wiener „Neue Freie Presse“ brachte kürzlich eine Besprechung des neuesten Romans von Rudolf Hans Bartsch „Seine Jüdin“. Bartsch gehörte, seitdem er sich daran gewöhnt hat, in seinen Werken, wie z. B. besonders aufdringlich in seiner „Elisabeth Rödt“, gelegentliche Verbeugungen vor dem Judentume zu machen, zu den ausgesprochenen Lieblingen der jüdischen Presse. Mit seinem letzten Buche aber scheint er auf dem besten Wege zu sein, diese vorteilhafte Stellung einzubüßen. Nun kann man gerade gegen „Seine Jüdin“ vom ästhetischen und literarischen, wie vom Rassenstandpunkte aus allerlei Bedenken erheben, es ist aber bezeichnend, daß der Berichterstatter des Wiener „Weltblattes“ das Werk ablehnt, vor allem deshalb, weil es Bartsch überhaupt gewagt hat, die Judenfrage in seinen Stoffbereich einzubeziehen und in der Mischehe zwischen Deutschen und Juden ein Problem zu erblicken. Bartsch hat damit aber nur dasselbe getan, als das, was eine ganze Reihe anderer Erscheinungen des zeitgenössischen deutschen Schrifttums gleichfalls tut. Gerade der Weltkrieg und der ausschlaggebende Einfluß, den auf seinen Ausgang das Weltjudentum geübt hat, mußte notwendig die Judenfrage, deren Vorhandensein Blätter vom Schlage der „Neuen Freien Presse“ beharrlich, aber vergeblich leugnen, in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses rücken. Es ist daher auch gar kein Zufall, daß die verschiedenen zu dichterischer Auswertung reizenden Erkenntnisse und Streitfragen, die sich aus den einschlägigen Erlebnissen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart ergeben, in den verschiedensten Lagern der Schriftstellerwelt den Anstoß zur Entstehung von Werken gegeben haben, die sich in irgendeiner Weise mit der Judenfrage befassen.

So weit ich sehe, lassen sich die neuesten Romane — denn fast nur diese Art der epischen Dichtung kommt hier in Betracht —, die es unternehmen, aus dem weiten Gebiete der Judenfrage ihren Vorwurf zu holen, in zwei Gruppen einteilen. Die einen fußen bewußt auf dem Boden der nationalen Überzeugung und gehen von dem Dasein rassenhafter Verschiedenheit aus; die anderen hingegen sehen ungeklärte Probleme vor sich und suchen sich mit diesen je nach der Artung ihres Schöpfers auseinanderzusetzen. Greifen wir aus der Reihe der einschlägigen Werke, unter denen, wie nicht anders zu erwarten ist, auch solche sind, die einer ernsthaften Würdigung nicht wert sind, diejenigen vier Bücher heraus, die den gekennzeichneten Unterschied der Stellungnahme am deutlichsten zum Ausdruck bringen. Es sind dies: Erich Kühns „Rasse?“, der Jutta Lebens „Der Feind im Hause“ auf der einen, „Seine Jüdin“ von Rudolf Hans Bartsch und „Das andere Blut“ von Grete von Urbanitzky auf der anderen Seite. Wir finden also, daß zwei reichsdeutsche Verfasser zwei österreichischen gegenüberstehen, und daß auf beiden Seiten je eine männliche mit einer weiblichen Feder gemeinsam auf den Plan treten.

Was zunächst die erste Gruppe betrifft, so stehen Kühn und Jutta Lebens auf dem festen Boden einer in sich gefestigten völkischen Weltanschauung, und der Stoff, den sie behandeln, hat für sie nichts Problematisches. Sie wollen

nicht untersuchen, ob und wie weit es berechtigt ist, von einer Judenfrage und von Rasse zu sprechen, sondern lediglich an einem bestimmten Beispiele, das möglichst typische Züge aufweist, das tatsächlich bestehende Verhältnis zwischen Deutschen und Juden veranschaulichen. Damit geben sich ihre Werke ganz unbekümmert als das, was sie sind, als Tendenzromane. Heute, wo wir längst darüber hinaus sind, Kunst und Tendenz als unvereinbare Begriffe anzusehen, wo vielmehr auch in anderen Künsten die Tendenz oft dazu dienen muß, formale Mängel zu decken, können wir an dieser Einstellung der beiden fraglichen Werke keinen Anstoß nehmen, zumal sie auch den Anspruch erheben dürfen, rein literarisch gewertet zu werden.¹⁾ Überhaupt ist es nicht die Absicht dieser Zeilen, ästhetische Betrachtung zu spinnen, sondern zu untersuchen, ob es an sich berechtigt ist, die hier vertretene Tendenz auch in dichterischer Form zu vertreten, und ob es insbesondere von völkischem Standpunkte aus gesehen, wertvoll und berechtigt ist, dies zu tun. Auf der anderen Seite wird sich dann daran die Behandlung der Frage schließen müssen, ob es angeht und von völkischem Standpunkte aus gerechtfertigt werden kann, die Rassenfrage, die sich für unser Volk im gegenwärtigen Augenblicke zur Judenfrage verdichtet hat, noch als eine an sich problematische Sache aufzufassen und dem Leser vorzuführen. Dabei ist es selbstverständlich, daß an und für sich jeder Dichter und Schriftsteller das Recht haben muß, seinen Stoff so zu behandeln, wie es ihm gut dünkt. Dieses Recht zu bestreiten, fällt mir auch gar nicht ein, wohl aber dürfen wir fragen, ob diese oder jene Art der Behandlung vom Standpunkte der gegebenen Tatsachen anfechtbar ist oder nicht, und ob sie, wenn dies überhaupt geschieht, Anspruch darauf erheben darf, völkischem Denken gerecht zu werden.

Erich Kühn hat wohl absichtlich einen an sich alltäglichen und durchaus nicht mühsam erklügelten Vorwurf gewählt. Was er schildert, ist nichts anderes als das Schicksal eines deutschen Mädchens, das das Opfer jüdischer geschlechtlicher Begehrlichkeit wird. Wie bei jedem Dichtwerke ist auch hier nicht der Stoff an sich das Entscheidende, sondern die Art und Weise seiner Behandlung. An und für sich ist die allmähliche Verführung eines von Hause aus reinen Weibes durch männliche Ränke ein uralter und in der Weltliteratur tausendmal verwerteter Vorwurf. Was dem vorliegenden Werke seine eigene Note gibt, ist eben die Besonderheit des Falles, die darin gelegen ist, daß ein Mann jüdischen Blutes ein deutsches Weib zu Fall bringt. Natürlich liegt der Einwurf nahe, daß dieser Unterschied der Volkszugehörigkeit etwas rein zufälliges sei, denn unzählige deutsche Mädchen seien von deutschen Männern verführt worden. Dies ist gewiß richtig, dennoch aber hat Kühn ein gutes Recht, gerade diesen Sonderfall zu behandeln. Denn nicht die Verführung als solche ist ihm das Entscheidende, sondern die Schilderung der seelischen Kräfte, die dabei auf seiten des Verführers ins Treffen geführt werden und nur aus dessen Zugehörigkeit zum jüdischen Volke verständlich werden. Auf der anderen Seite soll ja gerade die verhältnismäßige Wehrlosigkeit der deutschen Mädchenseele gegenüber jüdischer Suggestivkraft zur Anschauung gebracht werden. Dabei übersieht der Dichter nicht, daß auch dem Opfer eine Schuld erwächst, die es so schwer einschätzt,

¹⁾ „Man komme mir nicht mit der zimperlichen Furcht vor der Tendenz. Wir können gar nicht genug Tendenz bekommen, wenn sie uns nur in dieser Gestalt entgegentritt.“ Der Kritiker H. Flemming im „Berliner Tageblatt“ Nr. 311 vom 10. Juli 1919. „Diese Gestalt“ bedeutet allerdings: die der Tendenz des „B. T.“ entsprechende Gestalt. Die Schriftleitung.

daß sie nur durch den freiwilligen Tod gesühnt werden kann. Ich sehe gerade darin ein Hauptverdienst des Buches, daß nicht schlechtweg davon gesprochen werden kann, Friedenthal habe die unglückliche Cordelia von Buslar in den Tod getrieben, sondern, daß diese selbst dadurch, daß sie dem jüdischen Verführer ein Vertrauen entgegenbringt, das dieser nicht verdient, und daß sie sich durch äußere Gründe verleiten läßt, in diese Vertrauensseligkeit zu versinken, selbst schuldig wird, denn Friedenthal kann vermöge seiner Wesenheit gar nicht daran denken, daß sein Handeln so tragische Folgen haben könnte. Gerade darin aber offenbart sich der unüberbrückbare Gegensatz zwischen deutscher und jüdischer Weltanschauung: die zermalmende Einsicht in die eigene Schuld auf der einen, die schlechtthinige Gewissenlosigkeit auf der anderen Seite. Die von außenher kommende, fast zu äußerliche Züchtigung, der der Verführer anheimfällt, kann wohl seine gesellschaftliche Stellung erschüttern und ihn zum Verlassen seiner Wirkungsstätte zwingen, aber wir haben den Eindruck, daß Friedenthal in Amerika dasselbe Leben, das er in Deutschland geführt hat, erfolgreich fortsetzen und kaum von dem Schatten der toten Cordelia geängstigt werden wird. Was aber Kühn anstrebt, an einem, dem Leben abgelauchten Beispiele den tiefen seelischen Zwiespalt zwischen Judentum und Deutschtum, zugleich den die deutsche Seele zersetzenden Einfluß des Judentums darzulegen, ist ihm vollauf gelungen. Wenn die zwei ersten Forderungen, die wir an einen Roman stellen dürfen, sind: spannende und flott fortschreitende Handlung und die Begründung des Geschehens der handelnden Personen aus ihrem Charakter, was natürlich voraussetzt, daß die Charakterzeichnung innere Wahrhaftigkeit besitzt, so kann sein Buch „Rasse“ auch berechtigten Anspruch auf literarische Würdigung erheben.

Nicht nur bezüglich des als gegeben zu betrachtenden Standpunktes zur Rassen- und Judenfrage, auch hinsichtlich der beiden eben genannten Kriterien stellt sich Jutta Lebens mit ihrem Romane „Der Feind im Hause“ ebenbürtig Erich Kühn an die Seite. Auch hier dreht sich die Handlung um das Verhältnis zwischen Mann und Weib verschiedenen Blutes, nur ist es diesmal das Weib, das dem Judentume angehört, und an die Stelle eines bloßen Liebesverhältnisses tritt die Mischehe. Wenn die Verfasserin hier an einem Beispiele die notwendige innere Brügigkeit einer solchen ehelichen Verbindung darzulegen sucht, so kann natürlich eingewendet werden, daß ein vereinzelt Beispiel für die Allgemeinheit nichts beweist. Es ist auch nicht zu bestreiten, daß es jüdisch-deutsche Mischehen in großer Zahl gibt und gegeben hat, auf die das hier Geschilderte mindestens in seinen letzten Auswirkungen nicht zutrifft. Aber es muß doch daran festgehalten werden, daß die Ehegemeinschaft zwischen Deutschen und Juden unter allen Umständen zu einer Rassenvermischung führt, bei der fast immer — die Ausnahmen sind verschwindend gering an Zahl — das jüdische Blut, wenn nicht in der zweiten, so in der dritten oder einer der folgenden Generationen durchschlägt. Eine Tatsache übrigens, die von jüdischer Seite oft genug mit Genugtuung festgestellt worden ist. Bei den orthodoxen polnischen Juden finden wir eine merkwürdige Gepflogenheit, die uns erkennen läßt, wie wenig das Judentum vom arischen Einschlage zu fürchten hat. Jüdische Mädchen sind dort zu außerehelichem Geschlechtsverkehre oder zur Ehe für Nichtjuden schlechterdings nicht zu haben. Dagegen geht man mit Stillschweigen darüber hinweg, wenn eine verheiratete, natürlich jüdisch verheiratete, Frau sich einem Nichtjuden hingibt, und die aus solchem Verkehre entstammenden Kinder werden ohne weiteres und ohne nach dem Vater zu forschen, anerkannt, denn sie be-

deuten eine von Zeit zu Zeit notwendige Auffrischung der Rasse und werden völlig ins Judentum assimiliert. So erscheint es mir denn auch als das Entscheidende in dem vorliegenden Werke, daß es der Verfasserin gelingt, überzeugend darzustellen, wie die Kinder aus der Ehe des Herrn von Jeetgow mit Lucie, geborenen Eppstein, durchaus auf die jüdische Seite fallen. Damit wird die gefährlichste und verhängnisvollste Wirkung der deutsch-jüdischen Mischehe in wirkungsvollster Weise betont. Die innere Entfremdung zwischen den Gatten, die bei Einsetzen der Handlung bereits 17 Jahre lang vermählt sind, benötigt dagegen einer besonderen Begründung, die, allerdings sehr geschickt, aus der zeitlichen Umwelt gewonnen wird. Herr von Jeetgow, der als Reservehauptmann den Krieg mitgemacht hat, findet, als er auf Urlaub zu Hause weilt, keinerlei Verständnis für die Schicksale seines deutschen Volkes, muß dagegen in einer für ihn niederschmetternden Weise erfahren, daß seine nächsten Angehörigen und die gesamten Verwandten seiner Frau durchaus auf Seiten der Feinde der Ordnung stehen und nur die günstige Gelegenheit zu ungestörter und leichter Bereicherung sehen. Im einzelnen diesen Konflikt zu verfolgen, kann hier nicht meine Aufgabe sein. Es sei nur festgestellt, daß er folgerichtig und überzeugend durchgeführt wird bis auf das einigermassen gewaltsam herbeigeführte Ende des Helden, das mit seinem bisher etwas allzu weich gestalteten Wesen nicht völlig übereinstimmt. Die auftretenden jüdischen Charaktere sind überhaupt im ganzen merkwürdigerweise straffer und einheitlicher gezeichnet, was sich vielleicht daraus erklärt, daß sie uns nicht so leicht bis in die letzten Falten bekannt werden und dafür die äußerlich kennzeichnenden Merkmale für uns aufdringlicher in die Erscheinung treten.

„Seine Jüdin“ von Rudolf Hans Bartsch, der sich durch eine lange Reihe rasch aufeinander folgender Romane einen über deren literarische Bedeutung weit hinausgehenden Namen gemacht hat, zeigt uns äußerlich genommen einen ganz ähnlichen Fall, wie wir ihn eben im Buche der Jutta Lebens gesehen haben. Auch hier handelt es sich um eine deutsch-jüdische Mischehe, auch hier geht der deutsche Mann an dem jüdischen Weibe seelisch zugrunde. Wie anders aber steht der Österreicher seinem Stoffe gegenüber als die Norddeutsche! Hier finden wir keine bestimmte Tendenz, die an einem typischen Beispiele beleuchtet werden soll. Für Bartsch kommt nur das verlockende psychologische Problem in Betracht, das er durchaus nicht typisch, sondern individuell gestaltet. Sein Hauptmann Christoph ist geflissentlich so gehalten, daß seine Ehe mit der ihn rein geschlechtlich liebenden Jüdin früher oder später in die Brüche gehen muß. Das Weib, wie es hier geschildert wird, hat aber kaum ausgesprochen jüdische Züge, es ist eine Hetärennatur schlechtweg, und so manche Stammesgenossin des Verfassers hätte denselben Dienst für seine Zwecke getan. So wird es nicht recht einleuchtend, warum das Verhältnis zwischen dem Helden und seiner Frau, die ihm später gelegentlich vorwirft, daß er nicht einmal etwas Perverfes von ihr verlangt habe, nicht einfach als eine auf falschen seelischen Voraussetzungen beruhende Ehe an sich gegeben wird. Wenn schon eine deutsch-jüdische Ehe geschildert werden sollte, so hätte auf beiden Seiten die Rassenzugehörigkeit greifbar betont werden müssen, wie es in den beiden früher besprochenen Büchern der Fall ist. Dieser ewig philosophierende und ganz in Reflexionen aufgehende späte Nachfahre Jakob Böhmes, des schlesischen Mystikers, kann aber nicht schlechtweg als Typus des Deutschen, noch weit weniger als der des österreichischen Offiziers gelten. Aber ebensowenig vermag die Gestalt seiner Frau die

typische Jüdin glaubhaft zu machen, sie ist vielmehr der Typus der leichtlebigen Wienerin aus reichem Exportkömmlingshause mit einem leichten, nur gelegentlich angedeuteten Zuge ins Jüdische, wie er sich aus begreiflichen Gründen allerdings bei vielen Wienerinnen dieser Art findet. Das Gleiche gilt von den Töchtern des ungleichen Paares, die einfach Miniaturausgaben der Mutter sind. So sagt Bartsch sein immer wieder, aber nicht durch innere Vorgänge, sondern durch tönende Worte belichtetes Problem viel zu leicht und viel zu äußerlich an, als daß es überzeugende Kraft gewinnen könnte. Daß er dennoch, wie eingangs erwähnt wurde, mit diesem untauglichen Versuche bei der jüdischen Presse Anstoß erregen konnte, dafür genügte schon die Tatsache, daß er sein Werk als einen Versuch, dem Probleme der Mischehe dichterisch näher zu kommen, ausgibt. In der Tat ist das Fesselndste in dem ganzen Buche der Kampf, den der Dichter mit seinem Vorwurfe führt, nur daß er leider dabei nicht Sieger bleibt.

Ganz ähnlich das Verhältnis, in dem Frau Grete von Urbanitzky in ihrem Romane „Das andere Blut“ zu dem darin behandelten Thema steht. Auch hier handelt es sich um eine deutsch-jüdische Mischehe, nur ist der eigentliche Held der Erzählung nicht einer der beiden Ehegatten, sondern der aus der Ehe hervorgegangene Sohn. Für die Verfasserin gestaltet sich daraus ein wesentlich anderes Problem, als das in den bisher betrachteten Werken. Sie will die Frage, ob ein deutsch-jüdischer Mischling ganz zum Deutschen werden könne, lösen und bejahen, wie hier schon festgestellt sein mag, diese Frage. Um zu dieser Bejahung zu gelangen, zu einer Bejahung, die nach dem Willen der Dichterin offenbar nicht nur für den einzelnen Fall Geltung haben, sondern grundsätzliche Bedeutung gewinnen soll, sieht sich Grete Urbanitzky genötigt, einen ganz gewaltigen Apparat von Dialektik und Reflexion in Bewegung zu setzen, der das bei Bartsch Gebotene weit in den Schatten stellt und dem Buche einen Umfang gibt, der zu seiner literarischen Bedeutung nicht im richtigen Verhältnisse steht. In der ganzen Problemstellung erinnert ihr Werk einigermaßen an den Roman „Der Vertriebene“ des Halbjuden Oskar A. S. Schmitz, der sich die aus seiner Abstammung entspringende innere Zwiespältigkeit darin vom Herzen zu schreiben bemüht war. Aber gerade dadurch, daß Schmitz seine eigenen inneren Kämpfe in dichterischer Gestaltung wiedergibt, gewinnt sein Werk unsere Teilnahme, während die frei erfundene Gestalt des Fritz von Bergen bei der Urbanitzky rettungslos an innerer Unwahrhaftigkeit krankt und nur durch allerlei Sophismen dem Leser vorgetäuscht werden kann, der Judenstämmeling sei am Ende der letzten Seite glücklich zum reinen Deutschen geworden. So weit auch in dem Buche der österreichischen Dichterin eine Tendenz enthalten ist, die nämlich, darzutun, daß in deutsch-jüdischen Mischlingen auch das deutsche Blut den Sieg davontragen könne, wenn ihm der entschlossene Wille zur Seite stehe, ist es, ich möchte fast sagen, gefährlich, denn es könnte manchen Leser dazu verführen, Judenstämmeligen Zugeständnisse zu machen, die für die Reinheit unseres Blutes verhängnisvoll werden könnten. Das fühlt Frau Urbanitzky wohl selbst, denn sie läßt Fritz von Bergen ein für allemal die Hoffnung rauben, jemals von seinem germanischen Weibe Nachkommenschaft zu erhalten. Für ihn aber ist es nicht der Verlust einer hohen Hoffnung, sondern die Erlösung von bangen Zweifeln. Er fürchtet, daß das „andere Blut“, das er in sich mühsam zum Schweigen gebracht hat, in seinen Kindern seine Stimme um so lauter wieder erheben könnte. Man wird aber doch wohl nicht Judenstämm-

lingen, wie es der Held dieser Erzählung ist, verbieten können, Kinder in die Welt zu setzen; schon gar nicht aber wird man verhindern können, daß diese die Merkmale ihrer Herkunft tragen. Wenn dem aber so ist, so war Fritz von Bergens Kampf, unter dem Gesichtspunkte rassistischer Reinheit gesehen, vergeblich.

Vergleichen wir, welche Wirkung die besprochenen vier Werke nach der für uns hier in erster Linie maßgebenden nationalen und rassistischen Seite ergeben, so wird man etwa folgende Schlüsse ziehen dürfen: An sich ist es erfreulich, daß die Judenfrage wiederum literaturfähig geworden ist. Sie war es bekanntlich schon zur Zeit unserer Klassiker, und Lessings „Nathan“ ist ein bleibendes Denkmal der völlig falschen, rein konfessionellen Wertung des Judentums, wie sie die Aufklärung begründet und der Liberalismus gepflegt hat. Dann kam eine lange Zeit, da in unserem Schrifttume des Judentums nicht anders als in anerkennendem und duldsam verstehenden Sinne gedacht werden durfte. Eine Judenfrage durfte es nicht geben. So ist es ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß heute wieder deutsche Schriftsteller offen auftreten und sagen dürfen, was ist. Gewiß führt dies, wie unsere beiden ersten Beispiele zeigen, zunächst zum ausgesprochenen Tendenzwerke. Wenn dieses aber richtig Geschautes in literarisch wertvollem Kleide bietet, soll es uns willkommen sein, denn es wirkt weit mehr in die Breite als die scharfsinnigsten grundsätzlichen und theoretischen Erörterungen. Aber die Behandlung der Judenfrage in der schönen Literatur kann nur dann für uns einen völligen Gewinn bedeuten, wenn sie von einem bestimmten und gefestigten Gesichtspunkte, mit vorgefaßter Meinung meinetwegen, geschieht. Schwankende und problematische Darstellungen, wie bei Bartsch, vollends das Wesen der Rassenfrage mißverstehende und schließlich zu bedrohlichen Ergebnissen führende Untersuchungen in erzählender Form, wie sie uns Frau von Urbanitzky bietet, müssen wir von völlig-rassistischem Standpunkte aus ablehnen.

A u f r u f.

Bisher war Adligsein geringe Kunst!
Geschwinde Bildung lernten die Kadetten,
Von vielen Höfen strahlte warme Gunst,
Und golden waren ihre leichten Betten.
Mit wenig Geld war auch auf kleinem Gut
Das Leben vornehm-lässig aufzutragen, —
Der Bruch am Jagdhut war dem Doktorhut
Doch überlegen in den meisten Tagen!

Jetzt aber wird uns schwer das Tagewort,
Und doch: Wie recht man selig seine Säuste,
Die Zeit der Nord und Stein und Hardenberg,
Die alte Zeit ward wiedermal die neuste,
Nun laßt uns zeigen, was wir stets gezeigt,
Wenn überm Land die dunkeln Wolken hingen:
Je härtere Arbeit uns den Nacken brengt,
Nur desto stolzer woll'n wir sie vollbringen.

Freiherr Bories von Münchhausen.

(Aus der prachtvollen Sammlung „Schloß in Wiesen“, Balladen und Lieder, erschienen bei der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart; in Pappband 20 M.).





Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, S. St. Chamberlain, S. Laß, Professor
R. Seyfer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Ge-
heimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat
R. Seeburg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. S. Lehmann, München

Bezugspreis: vierteljährlich M. 24.—, Einzelheft M. 8.—

Postcheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594

Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München

6. Jahrgang 1922

Heft 5

Mai

Der Untergang der Kulturvölker im Lichte der Biologie.¹⁾

Von Dr. phil. et med. Erwin Baur,

ord. Prof. der Vererbungslehre an der landwirtschaftlichen Hochschule
zu Berlin.

Rede gehalten bei der Jahresfeier der Hochschule am 18. Juli 1921.

Eine akademische Rede kann keine wissenschaftliche Abhandlung sein, kann keine Belege erbringen für die aufgestellte Behauptung. Sie wird immer nur die ganz subjektive Auffassung wiedergeben, die der Redner sich auf Grund seines Sachwissens gebildet hat. Wenn man so „ex cathedra“ spricht, dann soll man sich darum auch der Verantwortung bewußt sein, die man damit auf sich nimmt, und soll nicht über Dinge reden, von denen man nichts versteht.

Es könnte vielleicht scheinen, daß der Biologe, der es wagt, Probleme der Menschheitsgeschichte zu behandeln, gegen diesen Grundsatz verstößt.

Der Mensch ist aber ein Lebewesen und unterliegt als Einzelner, wie als Art, den allen Lebewesen — Pflanzen und Tieren — gemeinsamen biologischen Gesetzen. Gerade so, wie die Lebenserscheinungen des Einzelmenschen nur klar verständlich sind, wenn man auch die ähnlichen Lebensvorgänge bei den Tieren und Pflanzen mit vergleicht, genau so sind auch sehr viele Vorgänge im Menschenvolk und Menschenstaat sehr viel besser verständlich, wenn man die ähnlichen und meist viel übersichtlicheren und besser erkannten Vorgänge in Tier- und Pflanzenstaaten zum Vergleich heranzieht.

Selbstverständlich wäre es verfehlt, die ganze Menschheitsgeschichte einseitig von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten und zu beurteilen, aber ebenso verfehlt ist es, wenn — wie es heute leider meist geschieht — die Historiker und Sozialpolitiker ganz ohne biologische Kenntnisse ihre Schlüsse

¹⁾ Als Sonderdruck erschienen. Preis: einzeln M. 1.50, ab 10 Stück je M. 1.20, ab 100 Stück je M. 1.—, ab 1000 Stück je 80 Pf.

ziehen. Manches, das dem biologisch ungeschulten Historiker ein unverständliches Problem erscheint, ist für den Biologen ohne weiteres klar verständlich.

Ein solches Problem der Menschheitsgeschichte, das überhaupt nur biologisch völlig zu verstehen ist, stellt der heute so viel besprochene Untergang aller bisherigen Kulturen und Kulturvölker dar, und wenn ich als reiner Biologe ohne irgendwelche geschichtliche Sachkenntnisse hier auf diese große Frage eingehe, so glaube ich deshalb trotzdem in meinem engeren Arbeitsgebiet zu bleiben.

Wenn man vor 10 Jahren über das mir heute vorliegende Thema hätte sprechen wollen, so hätte man auf wenig Verständnis rechnen können. An einen vielleicht bald bevorstehenden Untergang unserer Kultur und unseres Volkstums dachten wir damals so wenig, wie ein Fisch oder ein Vogel an seinen Tod denkt. Bei der heute weit verbreiteten Aschermittwochstimmung ist das Wagnis vielleicht nicht mehr ganz so groß. Überall spricht man vom Untergang unserer Kultur.

Wenn wir die Menschheitsgeschichte überblicken, dann sehen wir, daß bisher fast alle Kulturen und ebenso die Völker, die diese Kulturen getragen haben, nach einer kurzen Blütezeit rasch zusammengebrochen sind. Assyrien, Ägypten, Hellas, Rom, überall das gleiche Bild: Langsamer kultureller Aufstieg, immer mehr verfeinerte städtische Kultur, Blüte von Kunst und Wissenschaft, und dann rasch eine allgemeine Entartung und mit dramatischer Schnelligkeit ein völliger Verfall.

Wir sehen auch, daß bei uns schon die Dinge diesen Weg zu laufen scheinen. Die Ähnlichkeit zwischen den heutigen Zuständen und denen im alten Rom zu Ende der Kaiserzeit ist augenfällig genug.

Man hat auch oft, so erst neuerdings wieder Spengler in seinem Buch vom „Untergang des Abendlandes“ den Schluß gezogen, daß auch unser Schicksal das gleiche sein müsse, wie das der früheren Kulturkreise; so, wie ausnahmslos jeder Mensch einmal sterben müsse, so gelte das auch für die Völker.

Ob dieser Analogieschluß berechtigt ist, ob man daraus, daß bisher diese Entwicklung sich vier- oder fünfmal in ganz ähnlicher Weise abgespielt hat, schon auf ein ganz allgemeines Gesetz schließen darf, darüber werden wir nachher noch zu sprechen haben. Analogieschlüsse sind in der Biologie immer gefährlich, vor allem, wenn man aus wenigen Fällen schon weittragende Schlüsse zieht.

Um klar zu sehen, ob es ein Naturgesetz sei, daß alle Kulturen und alle Kulturvölker zugrunde gehen, muß man den tieferen Ursachen dieses Verfalles nachforschen. Diese Ursachen heben sich heute schon ganz deutlich ab. Bleiben wir einmal, um sie darzulegen, bei dem Beispiel des alten Rom und den Parallelen dazu aus der heutigen Zeit.

Träger einer bestimmten Kultur ist immer ein ganz bestimmtes Volkstum, eine ganz bestimmte Rasse. Wenn wir heute plötzlich alle keine Kinder mehr bekommen wollten und statt dessen Negerkinder adoptierten und ganz so aufzögen, wie wir es für unsere Kinder gewohnt sind, dann würde diese nächste Generation alle unsere kulturelle Überlieferung haben, über all unser Wissen verfügen, unsere Sprache sprechen und in allem und jedem kulturell zunächst so hoch stehen wie wir. Ein bis zwei Generationen lang würde dieser äußerliche kulturelle Firnis wohl auch noch halten, dann aber

ginge alles rasch zu Ende. Erhalten würde das so entstandene hochkultivierte Negervolk unsere Kultur nicht können und weiterführen erst recht nicht!

Sie werden vielleicht finden, dieses Beispiel sei paradox, so etwas habe sich nie abgespielt, und doch ist ein sehr ähnlicher Prozeß dem Untergang aller Kulturvölker vorausgegangen und spielt sich auch in den heutigen Kulturvölkern unter unseren Augen ab.

Bisher hat noch fast jede höhere Kultur bewirkt, daß das betreffende Volk sich seiner Rasse nach völlig verändert, verschlechtert hat. Infolge der Kultur wurde das alte Volk, das diese Kultur geschaffen hatte, langsam aber unaufhaltsam von innen heraus verdrängt und ersetzt durch ein anderes, schlechteres, tiefer stehendes Volkstum. Sowie die Verdrängung einen gewissen Grad erreicht hatte, brach dann die Kultur zusammen. Die Römer zu Ende der Kaiserzeit waren ein gänzlich anderes Volk als die Römer etwa zur Zeit Catos.

Die Frage nach den Ursachen des Untergangs der Kulturvölker hat sich heute schon dahin zugespitzt: Warum setzt mit einer gewissen Kulturböhe eines Volkes immer dieser verhängnisvolle Rassenverfall, diese geistige und körperliche Entartung des ganzen Volkes ein?

Auch diese Frage können wir heute schon größtenteils beantworten. Der Degenerationsprozeß hat zwei Hauptursachen, betrachten wir zunächst die erste davon.

Bei allen Lebewesen, Pflanzen, Tieren und Menschen, treten immer und überall einzelne Individuen auf, die irgendwelche neue Eigenschaften aufweisen, die dann ganz oder doch teilweise auf ihre Nachkommen vererbt werden. Man hat heute hierfür den Ausdruck „Mutation“. So tritt, um ein Beispiel zu nennen, bei den wilden Kaninchen ab und zu einmal ein Junges auf, das nicht die gewöhnliche wildgraue, sondern eine rein schwarze oder eine grauweiß gefleckte Farbe hat, oder ein Tier, welches weniger scheu ist, oder schlechter hört, oder irgendwelche andere mehr oder weniger auffällige Mißbildung aufweist.

Weitaus die meisten dieser Mutationen bedeuten eine Verschlechterung, im Wildleben werden alle diese Tiere sich nicht halten können, sondern rasch in dem strengen Kampf ums Dasein erliegen und immer wieder ausgemerzt werden. Trotz der sehr großen Häufigkeit der Mutationen halten sich durch diese scharfe natürliche Zuchtwahl die wilden Tiere sehr weitgehend gleichbleibend und einheitlich in ihren Eigenschaften.

Ganz anders ist der Verlauf, wenn man Tiere einfängt und in Gefangenschaft, oder weiterhin als Haustiere weiterzieht. Jetzt werden die Mutationen, die aus der Art geschlagenen Einzeltiere, nicht mehr durch die natürliche Zuchtwahl ausgemerzt, und so kommt es, daß jede wilde Tierart, die man zum Haustiere macht, sofort eine große Mannigfaltigkeit von Spielarten aus sich hervorgehen läßt. Denken Sie etwa einmal an unsere zahmen Kaninchen, Hühner, Tauben!

Man hat früher geglaubt, daß durch die „Domestikation“, durch die Einwirkung der Gefangenschaft erst die Entstehung dieser vielen neuen Rassetypen hervorgerufen würde, das ist nach unserer neueren, sehr großen Erfahrung aber nicht der Fall. Mutationen treten bei gefangenen Tieren nicht häufiger auf als bei wild lebenden, sie sind nur im Wildzustand meist nicht erhaltungsfähig. Diese ganze Wirkung der Domestikation beruht nur in der Ausschaltung der natürlichen Zuchtwahl.

Wie alle anderen Lebewesen zeigt auch der Mensch diese Art des Variierens. Je höher die Kultur sich entwickelt, desto mehr wird ganz ähnlich wie bei den Haustieren die natürliche Auslese ausgeschaltet. Zahllose Individuen, die bei einem primitiveren Kulturzustande rasch erliegen würden, bleiben bei höherer Kultur erhalten und pflanzen sich und damit auch ihre minderwertigen Eigenschaften weiter fort.

Es genügen wohl ganz wenige Beispiele, um das zu zeigen. Vergleichen wir die Zustände in einer Höhlen bewohnenden Horde von Jägern zu Anfang der Steinzeit mit den Zuständen in einem Kulturvolke von heute: In der Steinzeit wird jedes Individuum, das nicht über große Körperkraft, scharfe Sinne, Geistesgegenwart und rasche Entschlußfähigkeit verfügt, im Kampf mit der Tierwelt und im Kampf mit andern feindlichen Horden sehr früh schon erliegen müssen. Menschen mit geringer Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten werden in den ungesunden, schmutzigen, feuchten Höhlenwohnungen ebenfalls schon früh Krankheiten erliegen. Frauen, die nicht glatt und leicht gebären können, oder die ihre Kinder nicht stillen können, werden sich nicht fortpflanzen, weil sie bei der ersten Geburt sterben oder weil ihre Kinder alle sterben. Kurzum, wir haben hier noch eine scharfe natürliche Auslese, fast so wie bei einer wilden Tierart.

Und nun im Gegensatz hierzu die Verhältnisse bei einem Kulturvolk: Menschen, die schlecht sehen oder hören, die nicht eine Spur von Geistesgegenwart besitzen, die alle erdenklichen körperlichen und geistigen Gebrechen aufweisen, bleiben erhalten und pflanzen sich fort, sehr häufig sogar ausgiebiger als vollwertige Menschen. Mit allen Mitteln der ärztlichen Kunst halten wir körperlich und geistig schwer Kranke, die ohne Pflege in wenigen Tagen sterben würden, Monate und Jahre lang am Leben.

Denken Sie allein an die vielen hunderttausend mehr oder weniger idiotischen Kinder, die wir mühsam großziehen und ins fortpflanzungsfähige Alter bringen! Oder denken Sie ferner etwa an die verhängnisvolle Wirkung unserer hochentwickelten Geburtspflege! Daß die Gebärfähigkeit der Frauen in allen Kulturvölkern immer schlechter wird, daß heute schon im allgemeinen ein Geburtsakt, der eigentlich ein ganz harmloser physiologischer Vorgang sein mußte, von den meisten Frauen als eine große Lebensgefahr eingeschätzt wird, rührt nur daher, daß durch viele Generationen lange, immer mehr verfeinerte Geburtshilfe jede Selektion, d. h. jede Ausmerzung gebärunsfähiger Frauen, verhindert wird. Ganz ähnlich wirkt die moderne Säuglingspflege. Wie viele schwächliche Kinder, die bei dem Steinzeitvolke rasch gestorben wären, ziehen wir heute mit den raffiniertesten Mitteln groß.

Zu dieser Ausschaltung der natürlichen Zuchtwahl kommt bei uns Kulturmenschen nun noch hinzu, daß körperlich und geistig gänzlich minderwertige Menschen, die aber dazu nur gerade eine, unter den heutigen Zuständen vorteilhafte Eigenschaft aufweisen, sogar besonders günstige Aussichten haben, sich stark fortpflanzen zu können. Ein K-beiniger, fettfüchtiger feiger Mensch, der aber dazu eine besondere Fähigkeit hat, Geld ins Ausland zu schmuggeln oder andere unsaubere Geschäfte zu betreiben, ohne dabei erwischt zu werden, wird heute rasch ein reicher und angesehen Mann und kann sich eine große Familie leisten.

Die Fortpflanzung sehr vieler gänzlich minderwertiger Menschen wird durch unsere heutige Kultur nicht nur nicht gehemmt, sondern sogar sehr stark begünstigt.

Die Ausschaltung der natürlichen Zuchtwahl bedeutet also eine sehr schwere

Gefahr, und wie weit wir alle schon degeneriert sind, das sieht jeder, der sich einmal seine Mitmenschen etwas genauer betrachtet. Körperlich und geistig vollkommen gesunde Menschen sind heute schon weitaus in der Minderzahl.

In gewissem Sinne liegt auch schon darin eine gewisse natürliche Zuchtwahl, daß in jedem Naturvolk Menschen mit ausgesprochen verbrecherischer Veranlagung wohl größtenteils bei der ersten Gelegenheit totgeschlagen wurden.

Freilich ist dies gerade ein sehr schwieriges Kapitel. So manches, was heute unter unserer Hypperkultur als antisoziale und verbrecherische Anlage erscheint, wäre unter primitiver, noch mehr naturgemäßer Kultur vielleicht eine durchaus nützliche und „soziale“, d. h. der Sippe oder der Horde vorteilhafte Veranlagung gewesen. Im großen und ganzen wirkt aber heute doch wohl unsere milde Justiz auslesehemmend, schon weil so viele imbezille oder geistesranke Gewohnheitsverbrecher, die noch vor 200 Jahren eben einfach alle gehängt wurden, heute am Leben bleiben und sich — und zwar mehr als der Volsdurchschnitt — ausgiebig fortpflanzen.

Diese Ausschaltung der natürlichen Zuchtwahl ist die eine Ursache für die Degeneration der Kulturmenschen.

Es tobt ja noch immer unter den Biologen ein großer Kampf der Meinungen darüber, ob die natürliche Auslese der Hauptfaktor für die ganze Evolution und die Weiterentwicklung der Arten sei. Darüber aber, daß die natürliche Auslese zum mindesten art-erhaltend wirke, d. h. die Entartung verhindere, besteht wohl kaum noch eine ernsthafte Meinungsverschiedenheit.

Diese Degeneration nach Ausschaltung der natürlichen Zuchtwahl läßt sich auch nicht dadurch aufhalten, daß man die körperlich oder geistig minderwertig veranlagten Kinder durch sorgfältigste Körperpflege und beste Erziehung noch zu leidlich brauchbaren Menschen macht. Ein infolge erblicher Veranlagung minderwertiges Kind, das auf diese Weise selbst ein ganz brauchbares Glied des Volkes geworden ist, vererbt trotzdem seine minderwertige Veranlagung weiter.

Wie schon gesagt gibt es noch eine zweite, wohl sehr viel wichtigere Quelle unserer Entartung. Um sie kennen zu lernen, müssen wir etwas weiter ausholen: Was wir heute ein Volk heißen, etwa Deutsche, Dänen, Polen usw., ist durchaus nichts einheitliches. Alle Völker Europas sind Mischrasen, entstanden aus der Vermischung vieler sehr stark verschiedener Ausgangsrassen. Die Urbestandteile sind bei fast allen europäischen Völkern so ziemlich die gleichen, verschieden ist bei den einzelnen Völkern nur das gegenseitige Mengenverhältnis der Bestandteile.

Was heute die verschiedenen Völker in sich eint und voneinander trennt, ist viel weniger, als man denkt, die einem Volke gemeinsame Rasse, als die gemeinsame Sprache und gemeinsame Geschichte und Kultur.

Rassengrenzen — freilich sehr verschwommene und verwaschene Grenzen — gibt es auch in Europa noch, aber sie decken sich durchaus nicht mit den Sprachgrenzen.

So wie heute sich die Menschen nach „Nationen“, — d. h. Sprach-, Kultur- und Interessengemeinschaften — zusammenschließen und sich gegenseitig betrügen, so haben sie sich vor wenigen Jahrhunderten nach Religionen zusammengeschlossen und gemordet. „Rasse“ hat mit Nationalität nicht mehr zu tun, als mit Konfession.

Jede einzelne von den Ausgangsrassen, aus deren Verschmelzung die

heutigen europäischen Völker entstanden sind, hatte ihre guten und ihre schlechten Eigenschaften. Und alle diese ursprünglichen Rassenunterschiede werden ebenso wie die durch Mutation neu entstandenen erblichen Eigenschaften im wesentlichen nach dem Mendelschen Gesetz vererbt, d. h. es treten in dem so entstandenen Mischvölk alle erdenklichen Kombinationen von diesen vielerlei Eigenschaften auf. Jeder Mensch ist sozusagen eine andere Kombination. Das wird uns an der Hand eines einfachen Beispiels wohl am besten klar werden.

Läßt man aus der Paarung eines schwarzen, langhaarigen, stehobrigen Kaninchens mit einem weißen, kurzhaarigen, hängeobrigen, also aus der Kreuzung zweier Rassen, die drei Unterschiede aufweisen, im Laufe einiger Generationen ein Kaninchenmischvolk hervorgehen, so besteht dieses Mischvolk aus folgenden achterlei Kaninchentypen:

schwarz kurzhaarig stehobrig,	weiß kurzhaarig stehobrig,
" " hängeobrig,	" " hängeobrig,
" langhaarig stehobrig,	" langhaarig stehobrig,
" " hängeobrig,	" " hängeobrig.

Die drei Rassenunterschiede, welche hier zwischen den Ausgangsrassen bestanden, ermöglichen eben diese acht Kombinationen, und diese achterlei Tiere treten dementsprechend und zwar in einer ganz bestimmten gegenseitigen Häufigkeit auf, und diese Zusammensetzung aus den achterlei Arten von Tieren bleibt für dieses Kaninchenvolk dauernd bestehen, solange keine Auslese einsetzt und sich alle Tiere gegenseitig, wie es gerade der Zufall fügt, paaren.

Entsteht ein solches Mischvolk aus zwei Rassen, welche mehr, etwa 10 Unterschiede aufweisen, so gibt es auch mehr, in diesem Falle 2^{10} , d. h. 1024 Kombinationsmöglichkeiten, und auch derartig buntschedig zusammengesetzte Mischvölker bleiben — in ihrer charakteristischen Buntschedigheit — durch viele Generationen sich gleich, wenn nicht Auslesevorgänge einsetzen.

Mischvölker dieser Art sind alle heutigen Kulturvölker, nur spielen nicht bloß zehn, sondern hunderte von selbständig vererbbaaren und nach Zufälligkeiten miteinander in den Einzelindividuen sich kombinierenden ursprünglichen Rassenunterschieden hier mit. Daß unter Millionen Menschen eines Volkes, abgesehen von einigen Zwillingen auch nicht zwei gefunden werden, die einander völlig gleich sind, rührt im wesentlichen daher, daß eben die vielen hundert ursprünglichen Rassenunterschiede eine ungeheuer große Zahl von Kombinationsmöglichkeiten ergeben. Ebenso wie wir es vorhin von unserm Kaninchenmischvolk gehört haben, bleibt auch ein solches Menschenvolk in seiner charakteristischen Buntschedigheit durch lange Reihen von Generationen gleich, solange nicht eine Selektion einsetzt, d. h. solange nicht bestimmte Kategorien von Menschen, d. h. bestimmte Kombinationen von Rasseigenschaften sich weniger stark oder stärker als der Volksdurchschnitt fortpflanzen. In einem solchen Mischvolke bleibt also die relative Häufigkeit der Blonden und der Dunkelhaarigen, der Krummnasigen und der Gradnasigen, der Langen und der Kurzen, der Klugen und der Dummen immer die gleiche. Sobald aber eine Auslese stattfindet, ändert sich die Zusammensetzung. Wenn also in einem Volke, um ein ganz grobes Beispiel zu nehmen, immer die klugen Menschen wenig Kinder bekommen, um ihnen ein größeres Vermögen übererben zu können, während sich die Dummen sorglos unbeschränkt vermehren, dann wird dieses Mischvolk bald nur noch einen sehr geringen Prozentsatz kluger Menschen aufweisen.

In jedem Volke spielen sich solche Auslesevorgänge nun aber in sehr großem Umfange ab. Bei primitiven Völkern wirkt diese Auslese völkerverbessernd, oder sie erhält doch wenigstens die Volkstüchtigkeit, bei Kulturvölkern aber wirkt sie völkerverderbend. Das ist leicht zu zeigen. Bei einem primitiven Volk, das in hartem Kampf mit seiner Umwelt steht, so wie etwa das vorhin als Beispiel gebrauchte Steinzeitalter, werden alle Individuen, die minderwertige Eigenschaftskombinationen verkörpern, sehr rasch ausgemerzt und es wird sich ein ganz bestimmter einheitlicher Rassetyp aus dem Mischvolk wieder herauszüchten, eben ein Rassetyp, welcher gerade die Kombination der besten in dem ursprünglichen Mischvolk vorkommenden selbständig vererbaren Rasseigenschaften darstellt. Ganz anders ist der Verlauf bei einem Mischvolk mit einer gewissen Kulturböhe, in dem schon die natürliche Zuchtwahl größtenteils ausgeschaltet ist.

Ein solches Volk wird zunächst, wie vorhin schon gesagt, lange Zeit in seiner Buntschedigkeit erhalten bleiben, ein einheitlicher Rassetyp wird nicht entstehen. Mit zunehmender Kultur setzt dann ebenfalls wieder ein scharfer Selektionsprozeß ein, aber es wird jetzt nicht mehr das schlechte Erbgut ausgeschieden, sondern das gute: Mit einer gewissen Kulturstufe setzt immer eine ausgiebige willkürliche Einschränkung der Kinderzahl ein, und im allgemeinen sind es gerade die körperlich und geistig bestveranlagten Familien, welche mit dieser Kleinhaltung der Kinderzahl beginnen und sich deshalb viel weniger stark fortpflanzen, als die schlecht veranlagten. Das zeigen uns alle statistischen Aufnahmen mit erschreckender Deutlichkeit. Durchweg haben die führenden Menschen und die führenden Familien in allen Gesellschaftsschichten zu wenig Kinder; diese Ausmerzung des besten Erbgutes geht also durch das ganze Volk, spielt sich durchaus nicht nur in den wohlhabenderen Volksschichten ab. Gerade darum ist dieser Vorgang so besonders gefährdend.

Ein Volk, in dem sich eine solche verkehrte gerichtete Auslese eine längere Reihe von Generationen abspielt, muß unbedingt verfallen und entarten.

Jeder Landwirt weiß, daß, wenn er einige Jahre lang immer die Körner seiner besten Weizenpflanzen in die Mühle schickt und nur die Samen der schlechtesten Pflanzen für die Aussaat verwendet, daß dann der Weizen sehr rasch völlig heruntergezüchtet sein wird. Bei uns Kulturmenschen geht aber dieses Herunterzüchten von Jahr zu Jahr stärker vor sich.

„Führend“ und „bestveranlagt“ ist selbstverständlich durchaus nicht identisch mit „wohlhabend“ oder „sozial hochstehend“. Es ist wohl gut, das ganz ausdrücklich zu betonen. Unter der heutigen Hyperkultur werden sogar zu einem großen Teil doch gerade ethisch recht minderwertige Menschen rasch wohlhabend und damit auch stark unterfrüchtig und kommen so zum Aussterben. Wenn in der Regel nur die tüchtigen Menschen „aufsteigen“ würden, wenn es wirklich schon immer „freie Bahn“ und sicheren sozialen Aufstieg gerade nur für die wirklich tüchtigen, hochwertigen Menschen gegeben hätte, wären wir längst völlig degeneriert! Es ist geradezu unser Glück, daß lange nicht alles, was gut ist, aufsteigt, sondern daß vielmehr sehr vieles, was aufsteigt, und vor allem was gerade heute aufsteigt, innerlich durchaus faul und minderwertig ist. Immerhin ist aber, trotz dieses etwas hemmenden Umstandes, heute die Gefahr des Aussterbens gerade der wirklich Bestveranlagten schon groß genug.

Die ungenügende Fortpflanzung der führenden bestveranlagten Volksbestandteile ist wohl auch in der Hauptsache schuld an dem Niedergang des

alten Rom gewesen. Die künstliche Kleinhaltung der Kinderzahl war im alten Rom in der Kaiserzeit mindestens so weit gediehen wie bei uns. Die eigentlichen alten Römerfamilien starben infolgedessen sehr rasch aus, zahlreiche Kinder hatten nur die im wesentlichen aus den Nachkommen freigelassener Sklaven bestehenden niederen Volksschichten, und so kam es, daß schon zu Ende der Kaiserzeit die große Mehrzahl der Einwohner Roms Nachkommen von asiatischen und osteuropäischen Vorfahren waren. Sie waren alle völlig latinisiert, hatten alle römische Kultur und Bildung, aber eben nicht die Eigenschaften der alten Römer r a s s e, welche den Staat groß gemacht hatte. Die von diesen Menschen getragene Kultur und der ganze Staat erlagen deshalb dem ersten Ansturm von außen.

Im alten Rom hat sich dieser Volksverfall deshalb so rasch abgespielt, weil durch die Sklaven dauernd ein Zustrom von Menschen, meist niedrig stehender Rassen, nach Rom kam. Bei uns und ebenso bei allen anderen heutigen Kulturvölkern, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, geht diese Entwicklung langsamer voran, weil wenigstens die Zuwanderung tieferstehender Rassen-
elemente nur geringfügig ist. Trotzdem geht die Herabzüchtung der heutigen Kulturvölker erschreckend rasch vor sich.

Für jeden, der Augen hat zu sehen, ist es klar, daß wenn die Dinge so weitergehen, auch wir und alle anderen heutigen Kulturvölker schon aus diesen beiden eben kurz geschilderten Ursachen zugrunde gehen müssen.

Es gibt außerdem noch eine ganze Reihe von Ursachen, die alle diese gleiche Folge haben. Ich will nur ganz kurz eine nennen. So z. B. die Auswanderung. Es ist keine Frage, daß wenn infolge wirtschaftlicher Not eine stärkere Auswanderung einsetzt, die Auswanderer im Durchschnitt erblich besser veranlagt sein werden, vor allem gesünder und entschlußfreudiger und unternehmungslustiger als der Volksdurchschnitt. Wir verlieren also nicht bloß die einzelnen auswandernden Menschen, sondern, was viel wichtiger ist, das zurückbleibende Volk wird durch diesen Verlust dauernd geschädigt. Was haben wir allein an Intelligenz und Charakterfestigkeit durch die Auswanderung nach den 48er Jahren verloren! Eine Auswanderung ist nur dann unbedenklich, wenn der auswandernde Volksteil wenigstens nicht über dem Volksdurchschnitt tüchtig ist.

Eine andere solche Teilursache haben wir in der Bildung der großen Städte und der Entvölkerung des Landes zu suchen. Die Kinderzahl ist in den großen Städten immer besonders klein; böses Beispiel, Wohnungsnot, Hang zum Luxus, Alkoholismus und Geschlechtskrankheiten spielen dabei mit. Nun sind es aber ganz bestimmt nicht die unter dem Durchschnitt stehenden Menschen, die von dem Land in die Städte abwandern! Die Städte stellen also gewissermaßen Fallen dar, in welchen überdurchschnittlich begabtes, mindestens jedenfalls überdurchschnittlich intelligentes Menschenmaterial gefangen und an der Fortpflanzung verhindert wird.

Die Kulturvölker gehen zugrunde, weil bei ihnen der natürliche Auslesevorgang, der allein die Pflanzen- und Tierarten und ebenso auch den Menschen gesund und lebensfähig erhält, fast ausgeschaltet und größtenteils sogar in umgekehrte Richtung gelenkt ist. Dieser Satz dürfte heute wohl allgemein anerkannt sein.

Soll also der Untergang der heutigen Kulturvölker und so auch der Untergang unseres Volkes verhindert werden, so muß in irgendeiner Weise wieder eine richtig wirkende Auslese einsetzen, und der verhängnisvolle heutige Rassenelbstmord, die ungenügende Sortpflanzung gerade der bestveranlagten Volksbestandteile muß verhindert werden.

Wie dieses Ziel im einzelnen erreicht werden kann, das auszuführen kann nicht meine Aufgabe sein. Auf diesem Wege muß uns eine neue Generation von biologisch geschulten Sozialpolitikern führen.

Ich kann hier wieder nur vom Standpunkt der Biologie aus zeigen, welche Grundrichtung alle diese künftigen sozialpolitischen Maßnahmen haben müssen, wenn sie nicht von vornherein aussichtslos sein sollen.

Um eine Krankheit zu heilen, darf man nicht bloß ihre Symptome bekämpfen, sondern man muß der Krankheitsursache zu Leibe gehen. Die Frage ist hierbei immer nur, wie weit man in der Ursachenkette zurückgreifen soll.

Die letzte, tiefste Ursache der Degeneration aller Kulturvölker ist nun allerdings unsere „Kultur“ an sich. Man kann darum folgern: also weg damit, kehren wir zum Naturzustand zurück! Diese schon oft aufgestellte, aber nie verwirklichte und überhaupt nicht erfüllbare Forderung ist in gewissem Sinne und mehr, als die meisten Menschen wohl denken, auch biologisch begründbar.

Der Mensch, wie er in die Kulturperiode eintritt, ist immer ein ausgesprochenes Einzelwesen, kein von Natur aus staatenbildendes, wie etwa die Ameisen, Bienen oder Termiten; er lebte in kleinen Familien und Horden ohne andere Arbeitsteilung als die zwischen Mann und Frau. Der Naturmensch ist ein ausgesprochenes Produkt der Anpassung an ein solches Dasein, d. h. an reinsten biologischen Individualismus. Hierauf sind alle unsere Instinkte eingestellt. All unser Tun und Lassen ist aber viel mehr, als man gemeinhin denkt, im tiefsten Grunde triebartig und instinktiv, Verstand und Überlegung spielen eine viel geringere Rolle als wir uns einbilden. Zu einem großen Teil steht diese unsere eigentliche innerste Natur im scharfen Gegensatz zu den Forderungen des heutigen sozialen Staates und zu den Lehren der heutigen „Moral“. Wieviel von der inneren Zerrissenheit, unter der wir Kulturmenschen leiden, wieviel von unserer widerwärtigen Verlogenheit und Heuchelei geht auf diese Ursache zurück!

Der Mensch ist also von Natur aus ein Einzelorganismus und kein staatenbildender, er ist eben keine Termiten oder Ameise.

Es ist nun aber eine alte Wahrheit, daß eine plötzliche scharfe Umstellung der ganzen Evolutionsrichtung immer ungeheuer schwierig ist. Die Anpassungsfähigkeit versagt hierbei meist — aus Gründen, auf die hier einzugehen ich mir versagen muß. Wenn Tier- oder Pflanzenarten ausgestorben sind, dann lag es wohl meist daran, daß, um es einmal teleologisch auszudrücken, von ihnen eine radikale Änderung der Evolutionsrichtung verlangt wurde. Eine Pflanzengattung, die wie ein Säulenkaktus (*Opuntia*) das Ergebnis der Anpassung an ein äußerst regenarmes Klima ist, würde wohl aussterben, wenn ihr zugemutet würde, sich rasch, d. h. in wenigen Jahrtausenden, an ein feuchtes Klima anzupassen.

Derartige radikale Änderungen der „Zuchttrichtung“ bedeuten auch in der Zucht der Kulturpflanzen und Haustiere immer einen sehr gewagten Schritt. Es scheint fast so, als ob der Mensch die mit der heutigen Kultur verknüpfte Umstellung der Evolutionsrichtung vom Einzelorganismus zum Staaten-

bildenden, vom Individualismus zum Sozialismus nicht oder nur unter schweren Krisen überleben kann.

Man kann die Lage aber auch weniger pessimistisch betrachten. Man kann so folgern: Es ist zwar nicht möglich, die letzte, tiefste Ursache unserer Degeneration, die ganze heutige Kultur selbst zu beseitigen, aber man kann wenigstens ihre gefährlichsten Auswirkungen verhindern.

Die schlimmste Schädlichkeit unserer Kultur liegt, wie vorhin ausgeführt wurde, darin, daß sie die natürliche Selektion, d. h. die Ausmerzung aller körperlich und geistig Minderwertigen, sehr stark hemmt, und daß sie statt dessen sogar eine umgekehrt wirkende Auslese auftreten läßt, d. h. daß gerade die körperlich und geistig über dem Durchschnitt stehenden Menschen sich zu wenig fortpflanzen und so selbst langsam zum Aussterben bringen.

Wir müssen also versuchen, nicht die Kultur, wohl aber diese beiden Folgen der Kultur zu beseitigen.

Das dürfte wohl möglich sein. Wir müssen dann aber die natürliche Selektion ersetzen durch eine bewusste Ausmerzung wenigstens eines Teiles der erblich Minderwertigen, und wir müssen mit allen Mitteln erstreben, daß die körperlich und geistig hochstehenden Menschen sich auch wieder genügend stark fortpflanzen. Es muß also beim Menschen so, wie bei den Haustieren, die ja auch der natürlichen Selektion entzogen sind, eine — verzeihen Sie den etwas anstößigen Vergleich — gewisse bewusste Züchtung einsetzen.

Für die bewusste Ausschaltung der stark und für die Allgemeinheit gefährlich Minderwertigen gibt es vor allem einen wichtigen, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bereits mit einem gewissen Erfolg beschrittenen Weg: Von allen Minderwertigen ist für das Gesamtvolkstum weitaus am gefährlichsten die große Gruppe der leicht imbezillen, halt- und willenlosen Menschen, aus der sich die Mehrzahl der Gewohnheitsverbrecher, Landstreicher, Zuhälter und Prostituierten zusammensetzt. Diese Menschen sind deshalb so gefährlich, weil sie sich sehr stark vermehren. Mit dieser Sorte Menschen hat früher ein barbarisches Strafrecht sehr scharf aufgeräumt, heute wird sie geradezu systematisch gezüchtet. Betrachten wir ein viel zitiertes, sehr lehrreiches Beispiel:

Eine amerikanische Landstreicherin Ada Juke hatte in wenigen Generationen 2220 Nachkommen. Davon sind sehr viele Verbrecher aller Art, auch mehrere Mörder. Mehr als die Hälfte der weiblichen Nachkommen wurden Prostituierte. Die meisten Mitglieder dieses Geschlechtes waren nicht imstande, ihren Lebensunterhalt zu verdienen und kamen in Armenpflege.

Zur Zeit, als diese Statistik aufgenommen wurde — vor einigen Jahren erst —, lebten noch 600 Schwachsinnige aus diesem Geschlecht in verschiedenen amerikanischen Anstalten. Man hat berechnet, daß den Vereinigten Staaten nur für diese eine Familie mehr als 2½ Millionen Dollar an unmittelbaren Ausgaben für Gerichtskosten, Verpflegungskosten usw. erwachsen sind. Diese Kosten und all das Elend und Leid, welches dieses Geschlecht sich selbst und anderen gebracht hat, hätte mindestens zum großen Teil vermieden werden können, wenn die Stammutter Ada Jukes an der Fortpflanzung verhindert worden wäre.

Die Folgerung hieraus liegt nahe genug und wird auch heute schon in manchen amerikanischen Bundesstaaten wenigstens teilweise gezogen:

Diese ganze große Gruppe von leicht schwachsinnigen, minderwertigen Menschen pflanzt sich sehr stark fort, einfach deshalb, weil sie sich, wie allen Trieben, so auch dem Geschlechtstrieb hemmungslos hingibt. Die vielen Kinder

sind aber für diese Menschen nur eine ganz ungewollte Folgeerscheinung des Geschlechtsgenusses, nur etwa ebenso wie der Kater die Folge eines Rausches ist. Es hat sich denn auch in den Vereinigten Staaten gezeigt, daß diese Menschen sich gerne sterilisieren lassen, sofern nur dadurch ihre sexuelle Betätigung und der Geschlechtsgenuss selbst nicht gestört werden. Dieses Ziel ist, wenigstens beim Mann, sehr leicht durch eine einfache Durchschneidung des Vas deferens, eine in wenigen Minuten unter lokaler Anästhesie völlig gefahrlos durchführbare kleine Operation erreichbar. Sehr viele Insassen von Gefängnissen, Anstalten usw. lassen sich nach einigem Zureden ohne weiteres sterilisieren, ja verlangen sogar selbst diese Operation, wenn erst einmal in ihren Bekanntenkreisen sich deren „Vorteile“ herumgesprochen haben. Man ist in manchen amerikanischen Bundesstaaten noch weiter gegangen und hat die Sterilisation gewisser Kategorien von Verbrechern und sonstigen Minderwertigen gesetzlich eingeführt.

Es wird aber wohl noch lange dauern, bis die Erkenntnis allgemein sein wird, daß Schutz der Rasse auch eine Aufgabe, ja sogar die wichtigste Aufgabe unseres „Straf“-Rechtes ist.

Das ist ein Weg.

Viel wichtiger ist noch ein zweiter Weg. Wir müssen nicht bloß die gefährlichsten Minderwertigen an einer zu starken Vermehrung verhindern, sondern wir müssen auch dafür sorgen, daß die körperlich und geistig gesunden, tüchtigen Menschen sich nicht schwächer fortpflanzen als die Minderwertigen.

Die geringe Kinderzahl gerade der tüchtigsten Familien hat zwei verschiedene Ursachen. Die eine davon ist in dem allzuhohen durchschnittlichen Heiratsalter weiter Volkstreife zu suchen. Je später die Männer heiraten, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß sie geschlechtskrank und dadurch ganz oder teilweise zeugungsunfähig werden. Wie ungeheuer viele kinderlose Ehen oder „Einkinderehen“, wie ungeheuer viele kranke, zeitlebens sieche Frauen, welches Übermaß von Elend und Leid hierdurch verschuldet werden, das wissen ja leider so wenige Menschen. Und wie wenige sind sich darüber klar, mit welchen schweren Schäden wir die übertrieben lange Ausbildung unserer jungen Leute in fast allen Berufen, unsere viel zu lange Schul- und Lehrzeit, überhaupt diesen ganzen blöden Ballast an Wissen bezahlen!

Die zweite Ursache der Kinderarmut der besten Menschen aus allen Volksschichten ist die, daß durch die heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse gerade die vorbedachtsamen Menschen, die nicht bloß blind darauf los, so wie ein Tier, Kinder in die Welt setzen, sondern die für ihre Kinder auch sorgen wollen, einfach gezwungen sind, ja nicht zu viele Kinder zu erzeugen. Heute liegen die Dinge ja doch so, daß Kinderreichtum unter allen Umständen eine Familie sozial herabdrückt. Wer mehr als ein bis zwei Kinder hat, der kann ihnen im allgemeinen kaum mehr die Erziehung und Ausbildung geben, die seiner eigenen sozialen Stellung entspricht. Und wieviele andere Sorgen kommen hinzu! Ich nenne die Wohnungsnot der kinderreichen Familien nur als ein Beispiel von vielen.

Zu einem Teil spielt da freilich auch die grobmaterielle, genußsüchtige Wesensart unserer Zeit mit. Das einfachste Mittel, um sich bei einem gegebenen Einkommen möglichst viel Lebensgenüsse zu verschaffen, ist die Kleinhaltung der Kinderzahl. Aber wenn bloß diese Sorte von Menschen wenig Kinder hätte, dann wäre es ja schließlich für das ganze Volkstum kein Schaden. Schlimm ist nur, und das betone ich deshalb immer wieder, daß gerade die vorbedacht-

famen, überlegenden Menschen, die Familiensinn haben, ebenfalls zur Kleinkhaltung der Kinderzahl gezwungen werden.

Um hiergegen anzukämpfen, gibt es nur einen Weg: es muß mit allen Mitteln verhindert werden, daß Kinderreichtum eine schwere Last ist. Heute aber tut der Staat alles, um diese Last besonders schwer zu machen. Und hierin liegt die größte Gefahr, hier muß rasch und gründlich eingeschritten werden.

Wenn man bedenkt, daß die wichtigste Leistung für den Staat, die eine Familie aufweisen kann, die Heranzucht einer genügenden Zahl von gesunden und tüchtigen Kindern ist, dann muß es doch geradezu ungeheuerlich erscheinen, daß diese Leistung heute noch fast gar nicht in der Steuergesetzgebung berücksichtigt wird. Unbedingt muß verlangt werden, daß bei der Berechnung der Einkommensteuer nicht das Gesamteinkommen des Familienvaters zugrunde gelegt wird, sondern nur die Anteile, die davon auf die von dem einzelnen Familienvater zu versorgenden Familienglieder (Frau und Kinder) fallen. Ebenso ist es ein Widersinn, daß Einkommen und Besitz von Mann und Frau bei der Steuer zusammengerechnet werden. Diese Bestimmung ist geradezu eine Prämie für Ehelosigkeit. Das sind nur zwei Beispiele aus unserer heutigen staatsgefährlichen Steuergesetzgebung. Die Gründung einer Familie und die Aufzucht von Kindern werden aufs Äußerste erschwert, und allem tollen, wüsten Luxus der alten und vor allem der neuen Reichen aus der Kriegs- und Revolutionszeit läßt man freien Lauf! Es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre.

Es ist wohl noch nie einem Finanzminister eingefallen, daß seine wichtigste Aufgabe nicht die ist, recht viel Geld aus dem Volke herauszuquetschen, sondern daß er es in der Hand hat, das Schicksal unseres Volkstums zu bestimmen. Er kann es unheilbarem Siechtum verfallen lassen, wenn der heutige Schlendrian fortdauert, er kann aber auch unser schwerkrankes Volkstum wieder gesund machen helfen.

Es sind nicht bloß Maßnahmen der Steuergesetzgebung, die ergriffen werden müssen, obwohl schon durch eine vernünftige Einkommensteuer- und Erbschaftssteuergesetzgebung sehr viel erreichbar ist, noch sehr vieles andere kommt in Betracht: So Verteilung der Aufzuchtskosten der Kinder auch auf die Schultern der Kinderarmen, auf dem Wege der Elternschaftsversicherung, ferner Berücksichtigung der Kinderzahl bei der Gehaltsbemessung usw.

Doch ich will auf diese Einzelfragen hier nicht eingehen, dies ist nicht meines Amtes und ich bin dafür nicht sachverständig.

Eingegriffen muß aber hier werden. Und zwar rasch und gründlich. Es ist kein Zufall, daß heute die Gefahr des Untergangs unserer Kultur und unseres Volkstums so allgemein besprochen wird. Die Gefahr ist wirklich sehr groß. Noch ist zwar kein Grund zu hoffnungslosem Pessimismus, es ist ganz gewiß kein allgemeines Naturgesetz, daß alle Kulturvölker unbedingt verfallen und entarten müssen, daß also auch der „Untergang des Abendlandes“ sich so abspielen muß, wie der Untergang von Hellas und Rom. Tun wir freilich nichts, lassen wir den Dingen ihren Lauf, dann werden auch wir ganz bestimmt den Weg gehen, den schon so viele Völker und Kulturen vor uns gegangen sind.

Adel und Rasse.

Von Leopold Baron von Vietinghoff gen. Scheel.

Wie es bei den alten Germanen zur Bildung eines Adelsstandes kam, wird wohl auf immer eine unbeantwortete Frage bleiben. Jeder germanische Stamm weist schon beim Hervortreten aus dem Dunkel der Vorzeit einen Adel auf, dessen Ursprung sich also in Tage verliert, aus denen uns kein Zeugnis übermitteln werden konnte. Es ist die Meinung verbreitet worden, der altgermanische Adel habe wohl den Rest einer Erobererschicht dargestellt, die sich einst in grauesten Tagen über ein unterworfenes Volk setzte, sich daher als obersten Stand desselben fühlte und sich auch Ansehen und Einfluß eines solchen Standes in die Zeit hinein zu bewahren wußte, wo Eroberer und Unterworfenen (rassisch wahrscheinlich gleicher Herkunft) einander längst als eine Einheit empfanden. Einiges spricht für diese Ansicht, sehr vieles aber dagegen. Wie dem jedoch sei — für heutige Betrachtungen ist es ebenso belanglos wie die Tatsache, daß der jetzige deutsche Adel nur zu einem wohl ziemlich geringen Teile Blut des altgermanischen Adels, zum größten Teile Blut des Standes der „Freien“ (die Behauptung, der heutige niedere Adel enthalte infolge seiner Herkunft von den „Ministerialen“ des Frühmittelalters sehr viel Blut ehemaliger Unfreier, ist sehr übertrieben) in den Adern hat. Das Entscheidende ist: Adelsstand ist Führerstand; erfüllt ein Adel die ihm obliegenden Führeraufgaben nicht, so hat er jede Daseinsberechtigung verloren, ja in Wirklichkeit zu bestehen aufgehört; erfüllt er sie aber, so wird er sein Adelsansehen bewahren, auch wenn man ihm alle Rechte nahm, ihn gar „abschaffte“.

Ist nun der heutige deutsche Adel bestrebt, seinen Führerpflichten nachzukommen? Die Antwort hat mit der Feststellung dieser Pflichten zu beginnen, und es sei versucht, den Kerninhalt derselben in dem Satze zusammenzufassen: Der deutsche Adel hat dem deutschen Gesamtvolke auf dem Wege zur Höherentwicklung voranzuschreiten, indem er ihm auf allen Lebensgebieten in Wirken und Verhalten ein würdiges Vorbild ist und sich in steter, enger Fühlung mit dem Volke bemüht, es zur Nachfolge auf der Aufstiegsbahn zu veranlassen.

Hat der deutsche Adel — es sei bei der Frage aber nur der Neuzeit gedacht — dieser hohen Aufgabe zu genügen gewußt? In vielen Einzelfällen gewiß; die Erscheinung des wahren „Edelmannes“ gab und gibt es noch heute. Auch auf manchem hochwichtigen Gebiete wie Landwirtschaft, Offiziers- und Beamtenstand hat der Adel im großen und ganzen den betreffenden Sonderaufgaben Genüge getan, und es zeugt nur von Unwissenheit oder Böswilligkeit, will man ihm dies abstreiten. Dagegen muß die oben gestellte Frage, tritt man an sie von höchsten Gesichtspunkten aus heran, leider insofern verneint werden, als der Adel sich in seiner Gesamtheit der Größe seiner Aufgabe dem Volke gegenüber, die oben in Sperrsatz dargelegt wurde, vielleicht niemals voll und klar bewußt geworden ist. Als Entschuldigung mag ja dienen, daß der beste Leitstern zur Erkenntnis dieser Aufgabe erst in neuerer Zeit aufgegangen und auch heute noch nicht zu voller Strahlung gekommen ist: der „völkische Gedanke“, der das Volk nicht mehr als die Summe der von irgendeiner Stelle her „beherrschten“ Staatsbürger beliebiger Herkunft auf-

faßt, sondern als einen wahrhaft lebendigen, aus blutlich miteinander verbundenen Volksgenossen organisch geschichteten Körper mit einer echten, von feinen rassistischen Grundlagen bestimmten Seele und fest umrissenen Führungsaufgaben der einzelnen Organe. Dieser völkische Gedanke kommt erst in der Gegenwart zur vollen Ausreifung und bricht sich erst allmählich Bahn; ob der Adel ihn rechtzeitig und voll erfaßt und sich in die erste Reihe seiner Vorkämpfer zu setzen weiß, — sein Sein oder Nichtsein, Bleiben oder Vergehen wird davon abhängen!

Ja, so ernst ist die Sachlage für den deutschen Adel, mit um so größerer Freude sei aber festgestellt, daß der Adel sich in jüngster Zeit dem völkischen Gedanken deutlich zu nähern begonnen hat. Bis vor kurzem stand er ihm noch gänzlich fremd gegenüber, so fremd, daß er sogar dessen, wobei gerade ihn bei Mangel völkisch-wissenschaftlicher Erkenntnis allein schon die adlige Überlieferung hätte erhalten können, nämlich der Reinhaltung seines Blutes mehr und mehr zu vergessen drohte.

Nachdem um die Wende des 18. Jahrhunderts zum 19. die ersten Vermischungen deutscher Adliger mit Frauen jüdischen Standes stattgefunden hatten, haben sich diese Vermischungen bis in unsere Tage hinein fortgesetzt gemehrt. An Mahnungen und Warnungen aus dem Adel selbst heraus hat es zwar nicht gefehlt, weite Kreise des Adels haben sich auch — bisweilen aus schon bewußt werdendem Rassegefühl, meist aus instinktmäßiger Abneigung — von der Vermischung freizuhalten gewußt, so daß die gerade heute hier und da zu hörende Behauptung, der deutsche Adel sei im wesentlichen verjudet, unrichtig ist. Von irgendeiner Stellungnahme der Gesamtheit des Adels zugunsten bewußter Reinerhaltung des Blutes, geschweige denn von Maßnahmen gegen die drohende Gefahr der Hereinschleppung jüdischen Blutes war aber nicht die Rede, und die Fürstenthümer gaben auch durch Erhebung von Juden in den Adelsstand und durch gesellschaftliche Vermengung mit den Juden ein nur zu schlecht wirkendes Beispiel. Im Staatsleben galt wiederum der Grundsatz, daß zwar Personen mosaischer Konfession von allerlei Ämtern, vom Zutritt zum Offiziersstande und auch von der Eheschließung mit Offizieren ausgeschlossen waren, nicht aber der getaufte Jude. Die jüdische Frage wurde also als Rassefrage überhaupt nicht empfunden, und infolge dieser Gleichgültigkeit wuchs die Gefahr immer stärkeren Eindringens jüdischen Blutes in den deutschen Adel zusehends an. Möchte die Zahl der Ehen mit Volljüdinnen auch nicht allzugroß sein, jede solche Ehe drohte jüdischen Bluteinschlag in immer zahlreichere bisher blutsrein gebliebene Adelsfamilien hineinzuschleppen, denn wer sich vielleicht noch besonnen hätte, eine Volljüdin zu ehelichen, fragte kaum je danach, ob etwa die Mutter oder gar nur eine der Großmütter seiner Auserwählten jüdischen Stammes war. Die jüdische „Aufklärungsarbeit“ hatte es nur zu gut vermocht, die Frage nach den „Ahnen“ als lächerliches Überbleibsel aus dem finsternen Mittelalter erscheinen zu lassen! Und doch: Trotz aller jüdischer Gegenwehr, listigsten Ablenkungsversuche usw. schritt der Rassegedanke, dieser Grundstein des völkischen Gedankens langsam zwar, sehr langsam, aber doch unwiderstehlich vorwärts, griff auch in den deutschen Adel hinein, begann aus seinen Reihen wohlunterrichtete und unermüdete Vorkämpfer zu gewinnen, und deren Bemühungen führten im Jahre 1920 zu einem ersten Schritt auf neuer Bahn.

Im Jahre 1874 war die „Deutsche Adels-Genossenschaft“ ge-

gründet worden. Als Ziel gab sie sich die Zusammenfassung des gesamten deutschen Adels zu einer fest geschlossenen und gegliederten Körperschaft. Damit sollte eine immer deutlicher empfundene Lücke ausgefüllt werden. Nachdem schon früher die „ständischen“ Rechte des deutschen Adels in Fortfall gekommen waren, gab es wohl in einigen wenigen Bundesstaaten wie Sachsen, Bayern usw. sogen. „Adelsmatrikeln“, aber in Preußen, dem größten deutschen Bundesstaate, fehlte sogar eine solche, und von einem den gesamten deutschen Adel umschließenden Bande irgendwelcher Art war überhaupt nicht die Rede. Die Schöpfung der „Deutschen Adelsgenossenschaft“ war also sicherlich ein verdienstvolles Werk, aber das junge Gebilde entwickelte sich nur langsam, so langsam, daß es bis in die neueste Zeit hinein nur einen verschwindenden Bruchteil der deutschen Edelleute zu Mitgliedern zählte und dadurch allein schon nennenswerter Bedeutung entbehren mußte. Da brach der Umsturz vom November 1918 herein. Wohl wurde der Adel im Deutschen Reich nicht wie in Österreich förmlich durch Verbot der Führung von Adelsbezeichnungen „abgeschafft“, aber diese Bezeichnungen wurden als Bestandteile des Namens erklärt und damit der Adel, der — wie schon gesagt — ständische Rechte längst nicht mehr besaß, auch des Schutzes der Adelsnamen beraubt. Dadurch, vor allem aber wohl, weil sich der größte Teil des Adels in seinem Gesamtempfinden durch den Umsturz, seine Begleiterscheinungen und seine Wirkungen tief verwundet fühlte und Druck ja stets Gegendruck erzeugt, begann ein Erwachen durch den Adel zu gehen, das zunächst in dem bisher nur zu sehr vermigten Trieb und Willen zur Zusammendrängung, zu Zusammenschluß Ausdruck fand. Man schaute nach einer Stelle für den Zusammenschluß aus, erinnerte sich dabei der „Deutschen Adelsgenossenschaft“, wandte die Blicke ihr zu, und so ist es gekommen, daß nun schon seit Jahr und Tag fortgesetzt tausende deutsche Edelleute der „Deutschen Adels-Genossenschaft“ beitreten; setzt sich das fort, so kann es, zumal dem inneren Ausbau durch Bildung von Landesabteilungen, Ortsgruppen usw. viel Sorgfalt gewidmet wird, kommen, daß die „Adels-Genossenschaft“ sich tatsächlich zu einer den wesentlichen Teil des deutschen Adels umfassenden und zu seiner Vertretung befähigten Vereinigung auswächst. Erfreulicherweise hat es aber nicht nur bei einem äußerlichen Wachstum sein Bewenden, sondern es wurde, wie schon erwähnt, durch die Arbeit einer Reihe von Vorkämpfern ein Bestimmen darauf rege, daß das Wesen deutschen Adelstums im tiefsten Grunde nicht in der Berechtigung zur Führung eines Adelstitels, sondern in der Reinheit und Keinerhaltung deutschen Blutes zu suchen sei. Man begann dabei vor allem die Gefahr, die aus weiterem Eindringen nichtarischen Blutes entstehen mußte, mehr zu erkennen und zu bewerten und gab den gewonnenen Erkenntnissen alsbald auch Ausdruck. Auf dem Adelstage von 1920 wurde die Satzung der „Deutschen Adels-Genossenschaft“ durch den Punkt ergänzt: „Wer unter seinen Vorfahren im Mannesstamm einen nach dem Jahre 1800 geborenen Nichtarier hat oder zu mehr als ein Viertel anderer als arischer Rasse entstammt, oder mit jemanden verheiratet ist, bei dem dieses zutrifft, kann nicht Mitglied der „Deutschen Adels-Genossenschaft“ werden.“ Diese Bestimmung kann gewiß rassewissenschaftlicher Prüfung noch nicht standhalten; sie ist nach mancher Richtung ungenügend und laienhaft gefaßt, aber sie bedeutet doch eben einen ersten tüchtigen Schritt auf neuer guter Bahn, indem sie den Grundsatz zum Ausdruck bringt, eine eheliche Verbindung mit Angehörigen

nichtarischer Rassen sei einem Mann oder einer Frau vom deutschen Adel so wenig angemessen, daß, wer solche Verbindung eingehe, der „Deutschen Adels-Genossenschaft“, also der Stelle, die die förmliche Vertreterin des deutschen Adels zu werden bestrebt ist, anzugehören nicht würdig sei.

Inzwischen hatte der im deutschen Adel lebendig werdende Rassegedanke auch im Rahmen einer anderen Bewegung in Adelstreifen in die Erscheinung zu treten begonnen. — Der Fortfall des kgl. preussischen Heroldsamtes als Adels-schutzbehörde und die schon erwähnte Bestimmung der neuen Reichsverfassung (Artikel 109), daß die Standestitel nur noch als Namensbestandteile gelten sollten, machen den Übergang von Adelsnamen auf die uneheliche Nachkommenschaft adliger Mäddchen, den Namenslauf usw. möglich und haben damit der Entstehung eines Scheinadels Tor und Tür geöffnet. Das ließ zunächst den Gedanken entstehen, durch Zusammenfassung aller derer, die kraft des bis zum Umsturz geltenden Rechts zum Adel gehörten, in eine Adelsmatrikel für alle Zeiten eine deutliche Scheidelinie zwischen diesem Adel und dem etwa nachher entstehenden Scheinadel zu ziehen. Mit diesen verdienstvollen Plänen waren die Mitglieder des königlichen preussischen Heroldsamtes Regierungsräte Freiherr von Houwald und von Owstien schon im Herbst 1919 hervorgetreten. Die Bewegung kam auch alsbald in erfreulichen Fluß, sehr bald aber schon (Anfang 1920) trat ihr eine andere Bewegung zur Seite, die dahin zielte, in die geplante Adelsmatrikel nicht alle aufzunehmen, die bis zum November 1918 das Recht auf Führung eines Adelstitels hatten, sondern nur solche Edelleute, die in bestimmtem Umfange die Reinheit ihres Blutes von nichtarischer Beimischung erweisen konnten. Das Ergebnis beider Pläne ist dann nach längeren Beratungen und Auseinandersetzungen folgendes geworden:

Es wird ein deutsches Adelsbuch errichtet, dessen Einrichtung und Führung der Arbeitsabteilung 4 der „Deutschen Adels-Genossenschaft“ übertragen worden ist. Punkt 1 der Geschäftsanweisung für dieses Adelsbuch lautet: „Zum Schutze des deutschen Adels gegen Mißbrauch adliger Namen, zur Wahrung altüberkommener Rechte, zur Reinigung und Keinerhaltung von fremdrassiger Blutmischung werden bei der Deutschen Adelsgenossenschaft als Arbeitsabteilung 4 angelegt, geführt und aufbewahrt

ein Adelsbuch mit der Bezeichnung:

Eisernes Buch deutschen Adels deutscher Art (Edda), als ein auf urkundlichen Unterlagen beruhendes Verzeichnis der nach den Erfordernissen der wissenschaftlichen Rassebiologie von semitischem und farbigem Bluteinschlag freien deutschen Edelleute, deren Adelsherkunft als einwandfrei zu gelten hat, und

eine allgemeine Adelsmatrikel, umfassend alle Familien und Personen, welche nach der bis zum 9. November 1918 gültigen Rechtsauffassung im Deutschen Reiche einen deutschen Adelstitel zu führen berechtigt sind, und die nach § 70 dieser Geschäftsanweisung zur Eintragung zugelassenen deutschen Familien und Personen.“

Für die Eintragung in die „Edda“ fordert die Geschäftsanweisung dann weiter in ihrem Punkt 2 folgendes:

b) Die eigenhändige, schriftliche Erklärung, daß der Bewerber, oder falls er verheiratet ist, auch sein Ehegatte nach bestem Wissen und Gewissen unter seinen oder seines Ehegatten 32 Vorfahren von Vaters und Mutters Seite in der obersten Reihe keinen oder höchstens einen Semiten oder Farbigen zählt,

c) zur Belegung dieses Blutbekenntnisses die Ausfüllung des Vordrucks einer 32feldigen Ahnentafel für den Bewerber, gegebenenfalls auch seinen Ehegatten, mit allen Namen, Orts- und Zeitangaben, soweit es möglich ist."

Punkt 20 der Geschäftsanweisung befaßt endlich, im ersten Abschnitt: "Heiratet ein in die Edda Eingetragener jemanden, der die Bedingungen des § 8, 1 zu b und c nicht erfüllen kann oder nachweislich von semitischem oder farbigen Bluteinschlag nach den Grundsätzen der wissenschaftlichen Rassebiologie nicht frei ist, so ist er in der Edda wieder zu streichen und zwar auch, wenn er in früherer Ehe bereits eine reinblütige Gattin gehabt hat und Nachkommen aus dieser Ehe verzeichnet sind. Letztere werden durch die Streichung nicht berührt."

Jeder Kenner und Verfechter des Rassegedankens wird sich beim Lesen obiger grundlegender Bestimmungen ohne weiteres darüber klar sein, daß sie in verschiedenen Richtungen noch allerlei zu wünschen übrig lassen. Zunächst bedeutet es ja ohne Zweifel schon einen Widerspruch, daß zum Eintritt in die „Deutsche Adelsgenossenschaft“ und zur Eintragung in die „Edda“ Freisein von farbiger oder jüdischer Beimischung in ganz verschiedenem Umfange gefordert wird. Es ist klar, daß in dieser Beziehung einheitliche Bestimmungen und zwar zugunsten der weitergehenden Forderung anzustreben sein werden.

Dann wäre es vom Standpunkt des Rassegedankens aus unzweifelhaft besser gewesen, nur die „Edda“ ins Leben treten zu lassen und nicht noch nebenher eine allgemeine Adelsmatrikel, in die natürlich auch alle Personen mit stärkstem jüdischen oder farbigen Bluteinschlag eingetragen werden können, sofern sie nur ihre Zugehörigkeit zum deutschen Adel gemäß den bis zum 9. November 1918 geltenden Bestimmungen nachzuweisen vermögen. Dieses schafft die Gefahr, daß der weitaus größere Müheaufwand, den die Beschaffung aller zur Eintragung in die Edda erforderlichen Nachweise kostet, viele veranlaßt, sich nur in die allgemeine Adelsmatrikel eintragen zu lassen, und daß derart die an sich viel wichtigere Edda in den Schatten gedrängt wird. Immerhin dürfte es möglich sein, durch unermüdliche Belehrung, Verbreitung rassewissenschaftlicher Kenntnisse usw. diese Gefahr zu bannen, und es kann auch festgestellt werden, daß vorläufig wenigstens die Anträge zur Eintragung in die „Edda“ sogar zahlreicher sind als die Anträge auf Verzeichnung in die allgemeine Adelsmatrikel.

Weiter kann Bedenken erregen, daß laut der oben wiedergegebenen Bestimmungen der Geschäftsanweisung in die „Edda“ auch Angehörige geadelter Familien jüdischen Ursprungs hineinkommen können, sofern nur in 8 aufeinander folgenden Geschlechtern Heiraten ausschließlich mit Abkömmlingen arischer Familien erfolgten, die ihrerseits unter ihren Vorfahren bis zur 8. Reihe hinauf keine Personen jüdischen oder farbigen Bluts zählten. Dann bleibt nämlich in der

obersten Reihe der 32 Ahnen nur der jüdische Vorfahr, dessen jüdischen Namen aber das inzwischen geadelte Geschlecht dauernd trägt, als einziger Träger jüdischen Blutes in der gesamten Tafel über 32 Ahnen übrig, und einen solchen Fremdblütigen läßt ja der Punkt 2 der Geschäftsanweisung zu. Mag auch angenommen werden, daß in solchem Falle der Abkömmling eines jüdisch geadelten Geschlechts sich infolge 5 Geschlechter hindurch geschehener Zuführung völlig arischen Blutes gänzlich entmischt hat, indem höchst wahrscheinlich alles jüdische Blut „herausgemendelt“ ist, so wird doch das deutsche Volksempfinden der Zuzählung eines Herrn von Katzensohn zum echten deutschen Adel stets widerstreben, und ein Stand, der Führerstand sein soll und will, muß dem Volke empfinden doch sicherlich Rechnung tragen.

Endlich wird mancher Kundige in Rassefragen vielleicht überhaupt bestreiten, daß es richtig sei, unter der Annahme einer „Entmischung“ auch nur einen Träger farbigen oder jüdischen Blutes in der obersten Reihe der 32 Ahnen zuzulassen. Es kann gesagt werden, daß gewisse neueste Arbeiten auf dem Gebiete der Rassewissenschaft zwar die Möglichkeit einer Entmischung in ungefähr 5 Geschlechterfolgen andeuten, aber noch nicht erweisen. Es ist auch richtig, daß in dieser Richtung Sicheres noch lange nicht feststeht.

Dagegen bringt die Fassung der Bestimmungen praktisch den Gewinn, daß die mit jüdischem oder farbigem Blut Vermischten tatsächlich nahezu vollständig der „Edda“ fernbleiben werden. Mit 5 Geschlechterfolgen greift man schon tief in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zurück, und damals sind derartige Mischungen noch so gut wie gar nicht vorgekommen. Serner ist mit Befriedigung festzustellen, daß die Bestimmungen nicht nur auf Abwehr unwillkommener Blutmischung hinielen, sondern auch einen ersten Versuch auf dem Wege zum letzten fernen großen Ziele bringen, nämlich der Schaffung einer deutschen Rasse. Wir sind, — darüber seien wir uns ehrlich klar — im ganzen genommen ein Mischvölk, erzeugt von unseren rein germanischen Ahnen in Vermengung mit (im Osten) Slaven, die auch mongolischen Einschlag beitrugen, mit (im Westen und Südwesten) Blut der mittelmeeerländischen Rasse und (im Süden) Leuten der alpinen Rasse. Die germanische Grundlage ist zwar so stark, daß sie ohne Zweifel noch unsere Wesenheit bestimmt, aber die Vermengung ist trotz vieler einzelner rein gebliebener Familienstämme so groß, daß wir im ganzen als Mischvölk angesehen werden müssen. Wie wir aus diesem Zustande heraus zu einer neuen echten Rasse kommen sollen, sei hier nicht weiter behandelt, es sind auch noch weitere Forschungsergebnisse zu erzielen, um den rechten Weg klar erkennen zu können; es kann aber schon jetzt nicht zweifelhaft sein, daß es im Rahmen der zahlreichen zunächst zu klärenden Vorfragen festzustellen gelten wird, welches Blut dem unserigen gleichzuordnen, also auch in alle Zukunft unbedenklich zu weiterer Mischung mit uns zuzulassen ist. In dieser Hinsicht bringen nun die Bestimmungen über die Edda einen allerersten Schritt. Sie bezeichnen als Träger germanischen Blutes, das natürlich nicht nur zugelassen wird, sondern besonders erwünscht ist, Deutsche, Holländer, Dänen, Schweden, Norweger, Isländer und Angelsachsen ohne jeden Unterschied des Standes. Natürlich wird dabei nicht blind nach der Staatsangehörigkeit gegangen werden, sonst könnten ja z. B. holländische Juden nur zu leicht zur Zulassung kommen. Weiter wird dann bestimmt, daß die Angehörigen des Uradels verschiedener Völker, z. B. des französischen usw. als Träger eines dem germanischen gleichgeordneten Blutes gelten sollen. Das wird manchen stutzen

lassen, ist aber doch berechtigt. Wir wissen, daß es eine Zeit gab, wo in fast allen Ländern eine germanische Oberschicht herrschend war; zu dieser Oberschicht hat auch der Adel gehört, so daß der Uradel der meisten europäischen Länder tatsächlich germanischen Blutes und Ursprungs ist. Gewiß ist er nicht überall unvermischt geblieben, aber im großen Ganzen zeigt er noch immer germanische Wesenheit, und mehr können wir Deutschen, wie schon erwähnt, von uns auch nicht sagen.

Trotz aller Mängel, Unfertigkeiten usw., die den Bestimmungen des deutschen Adelsbuches noch anhaften, bedeuten sie also in ihrer Gesamtheit einen erfreulichsten Fortschritt auf dem Wege zur Erfassung des Rassegedankens und damit des gesamten völkischen Gedankens durch den deutschen Adel. Man stelle sich vor, daß diese Anträge vor 10 Jahren eingebracht worden wären, — wer wollte bezweifeln, daß sie fast einmütige Ablehnung gefunden hätten! Die neuen Bestimmungen werden auch sicherlich alsbald praktisch gute Wirkungen zeigen. So mancher wird nun doch vor seiner Eheschließung nach den Ahnen seiner Auserwählten fragen; droht ihm doch Streichung aus der „Edda“, falls sich erweist, daß seine Gattin den Anforderungen zur Eintragung in die „Edda“ nicht entspricht. Es wird auch immer leichter werden, genügend vollständige Ahnentafeln zu beschaffen, denn wer in die „Edda“ eingetragen sein will, muß ja Lücken in seiner und seiner Gattin Ahnentafel, die er bisher unbeachtet ließ, soweit als nur irgendmöglich auszufüllen bestrebt sein. Es ist dem Verfasser bekannt und aufs freudigste zu begrüßen, daß jetzt schon in dieser Richtung an tausenden von Stellen — in Familienverbänden wie bei Einzelpersonen — eifrige Arbeit geleistet wird. Die Früchte dieser Arbeit werden nachkommenden Geschlechtern die Aufstellung vollständiger Ahnentafeln und damit Gewinnung voller Klarheit über die Blutzusammensetzung immer mehr erleichtern. Die Wirkung der neuen Einrichtung wird sich aber noch weit hinaus über die Verhinderung weiterer Versippung mit fremdem Blute erstrecken. Nur zu oft ist dem deutschen Adel vorgehalten worden, er drohe sich durch die fortschreitende Mischung mit jüdischem Blute dem deutschen Volke schließlich raffisch so zu entfremden, daß er eines Tages von diesem als gar nicht mehr zum deutschen Volke gehörig und schon deshalb allein als nicht mehr einen deutschen Führerstand darstellend, betrachtet werden würde. Dieser Vorwurf ging, wie schon früher gesagt, auf den gegenwärtigen Blutzustand bezogen, entschieden zu weit, ja einige Untersuchungen aus jüngerer Zeit scheinen eher darzutun, daß dem deutschen Adel in seiner Gesamtheit allerlei äußerliche Merkmale der germanischen Vorfahren sogar noch in höherem Maße zu eigen sind, als anderen Schichten des deutschen Volkes. Aber es hätte leicht sein können, daß der Vorwurf berechtigt geworden wäre, und so war es höchste Zeit zur Umkehr. Nun ist sie erfolgt, und nun darf der deutsche Adel sagen, daß er die Sünden früherer Zeit erkannt und wenigstens schon das wichtigste in die Wege geleitet hat, um sie gut zu machen, ja er darf sagen, daß er mit seinen obigen Beschlüssen über Reinerhaltung und Reinigung seines Blutes fast als erste Stelle (nur einige Verbände und Vereine forderten schon früher von ihren Mitgliedern ähnliches) dem deutschen Volke auf dem wichtigsten Gebiete der Rassefrage ein Beispiel gegeben hat, ihm ein Vorbild zu werden trachtet. Damit hat aber der deutsche Adel eine Tat getan, die nichts geringeres anzeigt, als daß er sich seines Berufs, dem deutschen Volk ein Führerstand zu sein, noch bewußt ist. Vorwärts auf dieser Bahn,

nichts wird dann dem deutschen Adel sein Ansehen, seine Bedeutung, seine Führerrolle rauben können!

Verschwiegen soll freilich nicht werden, daß die neue Fassung der Satzung der „Deutschen Adels-Genossenschaft“ und noch mehr die Errichtung der „Eda“ nicht ohne Widerstand vor sich gingen, und daß die Widerstände nicht etwa nur von jüdisch versippten Personen des Adels, sondern auch von vielen anderen ausgingen. Das darf aber nicht wunder nehmen. Die Unkenntnis auf dem Gebiete der Rassefrage ist ja heute noch in allen Schichten des deutschen Volkes, nicht nur im Adel, riesengroß. Nur ganz wenige ahnen überhaupt, welche eine nie wieder wett zu machende Verschleuderung kostbarsten, in Jahrtausende langer mühseliger natürlicher Auslese gewonnen Gutes an besten rassischen Erbanlagen es bedeutet, wenn man sie mit Keimen mischt, die Träger andersrassiger, also allzu fremder und deshalb allzu gegensätzlicher Erbanlagen sind. Wie wenigen ist überhaupt erst der Begriff „Rasse“ klar, wie vereinzelte sind erst mit den Ergebnissen neuerer Forschung auf dem Gebiete der Biologie usw. vertraut, wie wenige empfinden daher Vermischung mit andersrassigem Blut als das, was sie ist: eine Sünde wider das Blut, wobei dieses fremde Blut ein unwillkommenes Mischungsergebnis gar nicht deshalb zu liefern braucht, weil es schlechter ist, sondern allein weil es anders ist. Angesichts alles dessen kann es gar nicht befremden, daß auch heute, trotzdem es gelang, die hier behandelten neuen Grundsätze zur Geltung zu bringen, ein großer Teil der Angehörigen des deutschen Adels diesen Grundsätzen innerlich noch fremd, daher mindestens recht gleichgültig, oft sogar ablehnend gegenübersteht. Man schelte diese nicht, sondern übe geduldigste Aufklärung auf allen erdenklichsten Wegen und sei gewiß, damit zum Ziel zu kommen. Denn der Rassegedanke ist eine Wahrheit, und eine solche bricht sich schließlich immer Bahn. Der Weg zum Ziel ist immerhin beschritten, und daß der Adel mit als erster den Weg zu Gewinnung und Betätigung des Rassegedankens betritt, wird ihm das deutsche Volk, wenn es sich einst den völkischen Gedanken zu eigen nahm, zu danken wissen. Der Tag, wo das geschieht, mag noch ferne sein, aber er kommt, und diese Gewißheit sporne den deutschen Adel an, die gute Bahn, die er einschlug, weiterzugehen. Er dient auf ihr nicht nur sich selber, sondern tut damit guten Dienst am deutschen Volke. Das aber ist ja des Adels Aufgabe und Bestimmung!

Vom Adel.

Adel ist Gewissen, Vorbild, Führung. Wo solches einem Volke fehlt, da ist sein bestes Ich verschüttet und verloren.

Vom Adel sein heißt: einen sicheren und reinen Instinkt und den Mut haben, ihm zu folgen; vor allem aber heißt es Charakter haben: Es gibt auch einen Uradel der Seele, der besteht in einer gewissen Unschuld und Selbstverständlichkeit des Seins und Tuns, einem Über-den-Dingen-Sein, einer letzten Gleichgültigkeit gegenüber den Dingen dieser Welt, die doch nach sich zu gestalten des adeligen Menschen vornehmeres Ziel bedeutet.

(Aus: Vom Adel. Sprüche und Gedanken von Karl Boesch. Verlegt bei Erich Matthes, Leipzig 1920.)



Die Wehrhaftigkeit als Grundbedingung unseres Wiederaufstieges.

Von Oberst a. D. Immanuel.

Die Entente führte den Weltkrieg unter dem Schlagworte, daß es den Kampf und die Ausrottung des deutschen Militarismus gelte, der seit Jahrzehnten die Welt unter der Last der Kriegsrüstungen erdrückte. Es war klar, daß eine solche Behauptung viel Stimmung machte und namentlich in den angeblich nichtmilitarischen Ländern, also in England und Nordamerika, gläubige Zuhörer fand. In Wahrheit aber handelte es sich gar nicht um den deutschen Militarismus, denn Deutschlands Feinde waren es, die sich für den künftigen Krieg bis an die Zähne rüsteten und uns dazu zwangen, es nach Möglichkeit ihnen nachzutun, wenn wir nicht zurückbleiben und uns nicht in ungünstige Bedingungen für den unvermeidlichen kriegerischen Zusammenstoß der Zukunft bringen wollten. Kaiser Wilhelm II. hat in seinen „Vergleichenden Geschichtstabellen“ an der Hand eines urkundlichen Quellenstoffes die Stärken der Friedensheere kurz vor Ausbruch des Weltkrieges nachgewiesen. Hiernach ergaben sich folgende Zahlen:

Deutschland . . .	760 908	Rußland	1 445 000
Osterreich-Ungarn .	477 859	Frankreich . . .	910 000
	1 238 767	England	248 000
		Serbien	81 000
		Belgien	61 282
			2 715 282

Im Winter 1914/15 sollten durch die in Vorbereitung befindlichen Neuaufrüstungen Rußlands für dieses Reich noch 400 000 Mann hinzutreten, während Frankreich seine schwarzen, braunen und gelben Truppen, deren Friedensstärke einstweilen nur 67 000 Mann betrug, in der nächsten Zeit zu verdreifachen bereit war. Das Verhältnis der Friedensstärken zur Bevölkerungszahl betrug in Frankreich 2, in Deutschland 1,17, in Osterreich-Ungarn 0,94 v. H. Die Zahl der tatsächlich zum Dienst eingestellten Wehrpflichtigen belief sich für Frankreich auf 82, für Deutschland auf 55 v. H. Nehmen wir hinzu, daß Frankreich 1918 zur dreijährigen Dienstzeit zurückgekehrt war, während das volksträftige Deutschland aus Sparsamkeitsgründen drei Armeekorps unaufgestellt ließ, so läßt sich aus den mitgeteilten Zahlengrößen deutlich erkennen, wo der Schwerpunkt des Militarismus lag — keinesfalls bei den Deutschen.

Als der Krieg am 11. November 1918 mit dem uns so tief erniedrigenden und widerstandsunfähig machenden Waffenstillstand abschloß, betrug das Zahlenverhältnis der Fronttruppen auf der Westfront, die allein noch zur Geltung kam, in abgerundeten Größen etwa 2,75 zu 5,50, wobei aber in Rechnung zu stellen ist, daß unsere Truppen schlecht versorgt und mangelhaft bekleidet, mit geringen technischen Hilfsmitteln ausgestattet und durch die Einwirkung der Revolution geschwächt waren, während die Amerikaner monatlich 400 000 Mann frischer Kräfte über den Ozean bringen konnten und Frankreich wie England in den Kolonien noch sehr bedeutende Reserven besaßen. Das österreich-ungarische Heer war völlig zertrümmert. Italien und Südslawien drohten aus Süden, Polen,

Ungarn, Tschechoslowakien und Rumänien aus dem Osten. Gegen diese geradezu erdrückende Übermacht waren auf deutscher Seite nur noch knapp 2 Millionen Mann Fronttruppen in erschüttertem Zustande vorhanden, denn auf Ersatz aus der Heimat ließ sich angesichts der dort herrschenden Zustände nicht mehr hoffen.

Das Streben der Entente ging darauf hinaus, Deutschland wehrlos zu machen. Daher setzten die Friedensbedingungen — der furchtbare Erdrösselungs- und Diktatfriede von Versailles mit allen seinen Zusatzbestimmungen und den durch Drohungen erzwungenen Erweiterungen und Verschärfungen — die Zerstörung der deutschen Wehrkraft fest. Zunächst wurde abgeschafft, was uns stark, einig und groß gemacht hatte, nämlich die **a l l g e m e i n e W e h r p f l i c h t**. Entstanden auf dem Boden der Erhebung Preußens gegen die napoleonische Zwangsherrschaft, war sie das Kennzeichen des preußischen Staats- und Volksgeistes, die Grundlage seines Bestandes geworden. Man hat gesagt, daß der „preußische Schullehrer der eigentliche Sieger von Königgrätz gewesen ist“, da durch ihn die allgemeine Volksbildung geschaffen wurde, die Preußen an die Spitze der sittlichen Kraftentfaltung erhoben haben soll. Die Tätigkeit der preußischen Volksschule sei voll anerkannt und ihr Einfluß auf den staatlichen und völkischen Aufbau durchaus bewertet. Allein der Satz ist doch nur in bedingtem Umfange richtig. Die allgemeine Wehrpflicht zog die gesamte Kraft des Volkes zum Dienst im Heere heran und schuf hiermit eine Einrichtung, die von 1816 bis 1866, bzw. bis nach 1871 nur in Preußen bestand, um sich dann auf ganz Deutschland, nach den deutschen Siegen von 1870/71 auf die meisten europäischen Staaten zu übertragen, wobei das deutsche Vorbild sich als mustergültig Bahn brach. Die allgemeine Wehrpflicht stellte nicht allein für den Kriegsfall die **v o l l s t ä n d i g e** Kraft des Staates dem Vaterlande zur Verfügung und verwandelte die Streitmacht in ein wirkliches Volksheer, sondern schuf auch **s i t t l i c h e** Grundlagen von der größten Bedeutung. Sie überbrückte die Gegensätze der Volksschichten und machte sie gleich vor den Pflichten gegen den Staat, sie erzog alle Stände zum Gehorsam, zur Selbstüberwindung, zur körperlichen Spannkraft und Leistungsfähigkeit, zur Kameradschaft, zum Einsatz der Kraft für des Vaterlandes heilige Sache. War die allgemeine Wehrpflicht zerstört, so sank ein Bau zusammen, auf dessen Stützen die Volkserziehung zur Wehrhaftigkeit und zur Mannhaftigkeit sich entwickelt hatte. Daher eben ging die erste Forderung der sogenannten „Siegerstaaten“ in militärischer Beziehung auf die Beseitigung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland hinaus, um uns die Grundbedingung der völkischen und militärischen Leistungsfähigkeit zu entziehen und hiermit die Voraussetzung zum Wiederaufstieg zur Macht endgültig zu entreißen.

Leider fand dies Diktat der Feinde im deutschen Volke selbst nicht die gebotene Gegenwehr. Wir waren müde und matt geworden, wir unterlagen der Zermürbung und dem Nervenzusammenbruch, es fehlte uns die starke führende Hand zum Kampf um die Wahrung und Erhaltung unserer heiligsten nationalen Güter. Dazu kam der traurige Umstand, daß sowohl die Sozialdemokratie und die ihr in politischer Hinsicht nahe stehenden Kreise, wie auch die Schwarmgeister des Pazifismus den deutschen „Militarismus“ als die Grundlage der Volksfeindlichkeit betrachteten, also selbst die Hand an die Zerstörung unserer Wehrhaftigkeit legten. Es ist bekannt, wie nicht allein die sozialdemokratischen, sondern auch die demokratischen Führer nicht müde wurden, die Menge immer von Neuem gegen die Armee und ihre Führer aufzuhetzen, indem sie beide als die

Träger der Rückständigkeit und der Knechtung zu brandmarken suchten.¹⁾ Sie verwechselten in ihrer kleinlichen, klassenpolitischen, parteiisüchtigen Denkweise den hohen Gedanken der vaterländischen Wehrkraft und der allgemeinen Waffenschulung mit der Gefahr, daß die sogenannten „Errungenschaften der Revolution“ früher oder später durch das Heer und durch den im Volke erhalten gebliebenen soldatischen Geist beeinträchtigt werden könnten. So ist es gekommen, daß der „alte Geist“ des deutschen Heeres von weiten Schichten des eigenen Volkes bekämpft und verfolgt wird, und daß die Regierenden sogar die Absichten der Entente, allerdings unbewußt, fördern, nämlich dem deutschen Volk die Wehrhaftigkeit aus dem Herzen zu reißen. Die partei- und klassenpolitischen Ziele trugen den Sieg über die Sache des Vaterlandes davon.

Daß ein stehendes Heer nach den altbewährten Gesichtspunkten der allgemeinen Wehrpflicht dem deutschen Volk nicht gelassen werden würde, war nach dem Zusammenbruch unserer Macht und unseres Ansehens klar. Anfangs freilich wiegten wir uns in der Hoffnung, daß man uns wenigstens ein Milizheer, etwa nach Art der schweizerischen Eidgenossenschaft, bewilligen würde. Es wurden in dieser Hinsicht mancherlei Anregungen und Vorschläge gemacht, die im wesentlichen die Absicht vertraten, um ein sehr kleines Berufsheer als Stamm milizartige Aufgebote mit ganz kurzer Ausbildungszeit auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht zu schaffen. Hätten wir dieses Zugeständnis erhalten, dann stände es ganz anders und ungleich besser um unsere Zukunft, denn es wäre wenigstens die Wehrhaftigkeit des Gesamtvolkes erhalten geblieben und der Sinn für den Waffendienst als eine vaterländische Ehrensache gepflegt worden, wie es in der Schweiz der Fall ist. Nichts von dem geschah. Die Entente, wo Frankreich die führende Stimme bei der Entwaffnung und Wehrlosmachung Deutschlands führte, sah in einem deutschen Milizheer, sei es auch noch so eingeschränkter Art, eine furchtbare Gefahr und wollte grundsätzlich von einem solchen Zugeständnis nichts wissen. Aber auch die führenden Parteien in Deutschland selbst waren dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht durchaus abgeneigt, denn der Staat sollte grundsätzlich „entmilitarisiert“ und jeder Einwirkung durch die allgemeine Wehrpflicht entzogen werden, in welcher man den Geist der Reaktion und des Nationalismus, des Rachekrieges und der Kampflust vermutete.

Nachdem die Reste des alten Heeres in den Jahren 1919 und 1920 in selbstloser Weise dazu gedient hatten, den Bolschewismus und Kommunismus in Deutschland niederzudrücken und die herrschenden Gewalten zu schützen, wurde zum 1. Oktober 1920 auf Grund der Versailler Satzungen das „100000 Mann-Heer“ als stehende Berufsarmee errichtet. Hiermit war die allgemeine Wehrpflicht begraben, die Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes zerstört. Mit der Schaffung des kleinen, selbst bei den allerbesten Eigenschaften weder zum Grenzschutz noch zur Bewältigung innerer Unruhen unter ernsten Lagen ausreichenden „Soldheeres“, wie man auch zu sagen pflegt, war die planmäßige Entwaffnung eng verbunden. Durfte das neue Heer keinen Generalstab und keine höheren Bildungsanstalten, keine Herbstübungen und keine Betätigung für die Zwecke des großen Krieges kennen, so wurden ihm die Waffen mit größter Strenge zugemessen und seine Ausstattung in jeder Hinsicht aufs peinlichste beschränkt. Es sei daran erinnert, daß unser Heer keine schwere

¹⁾ Vgl. hierzu das in seiner Art ganz ausgezeichnete Buch von Boehm: Die Offiziersbege. J. J. Lehmanns Verlag.

Artillerie, keine Luftfahrzeuge, keine Gaslupfmittel, keine Flammenwerfer, keine Kampfpunzerwagen, keine Eisenbahntruppen, überhaupt keine Einrichtungen haben darf, die es zur Führung eines Augentrieges auch nur mit der bescheidensten Aussicht auf Erfolg befähigen. Die Westfestungen sind geschleift, die Küstenwerke abgetragen worden. Nur im Osten hat man uns einige veraltete Festungen mit ganz ungenügender Artillerieausstattung zugestanden. Die im Reiche tätigen „Überwachungsausschüsse“ der Entente haben das Recht, sich um jede Kleinigkeit zu kümmern und überall herumzuspüren, damit ja nichts im Geheimen bestehen bleibt, was nach Stützung unserer Verteidigungskraft aussieht. Die Waffenbestände wurden abgegeben oder zerstört und genaue Listen darüber geführt, darunter 3. B. fast 6 Millionen Gewehre, 100 000 Maschinen-gewehre, 54 000 Geschütze, 14 000 Flugzeuge, 24 000 Motoren usw. Die militärischen Fabriken wurden entweder abgebaut oder für andere Betriebe umgestellt — kurz, es wurde nichts unterlassen, um die Entwaffnung und Wehrlosmachung durchzuführen.

Noch umfassender und wirksamer als die Beseitigung der sachlichen Kampfmittel ist die Unterdrückung der persönlichen Kräfte, da es schließlich doch auf die Menschen ankommt. Mit der Einrichtung des 100 000 Mann-Herres ging die Abschaffung des Ersatz- und Mobilmachungswesens Hand in Hand, damit das kleine Heer keine Reserven hat und sich nicht auf den Krieg vorbereiten kann, wie Scharnhorst 1808 bis 1818 im Geheimen aus dem 42 000 Mann-Heer Preußens die gewaltige Kampfkraft des Befreiungskrieges zu bilden verstand. Diese Möglichkeit ist uns durch die Vorschriften und durch die Überwachung völlig genommen. Die Entente verlangte und setzte diese Forderung durch die Drohung mit Zwangsmaßnahmen auch durch, daß alle „Selbstschutzbildungen“, vor allem die „Einwohnerwehren“, entwaffnet und aufgelöst wurden. Sie hatten natürlich gar keine militärische Bedeutung, sondern dienten lediglich dem Zweck, Ruhe und Sicherheit aufrechtzuerhalten und den drohenden kommunistischen Erhebungen, mit welchen unter dem zunehmenden Druck der Teuerung und Not zu rechnen ist, entgegenzutreten. Aus den Hochschulen mußte jeder militärische Einschlag bei den körperlichen Übungen entfernt, in allen Schulen der soldatische Ton beim Turnen ausgeschaltet werden.

Und w a r u m geschah dies alles? Aus zwei Gründen. Erstens wollte man Deutschland wirklich entwaffnen und wehrlos machen, zweitens ihm auch für die Zukunft jede Möglichkeit entziehen, sich im militärischen Sinne wieder in die Höhe zu arbeiten. General Nollet, der bekannte Vorstand der „interalliierten“ Überwachungsstelle zu Berlin, hat vor kurzem dem Gedanken Ausdruck gegeben, welcher die Entente und in erster Linie Frankreich in bezug auf die Entwaffnungsfrage Deutschlands beherrscht. Er sagte bei Besichtigung der im Abbau begriffenen Erfurter Gewehrfabrik zu den dortigen Arbeitern: „Ihr Deutschen sagt mit Zug und Recht, daß Ihr Euch entwaffnet habt, anders aber sprechen Euere Kinder.“ Dieser Franzose hat damit ein sehr richtiges Gefühl ausgesprochen, indem er empfand, daß zwar zurzeit die Wehr- und Waffenlosigkeit Deutschlands unbestritten ist, daß aber in der deutschen Jugend, also in der Zukunft Deutschlands die Wehrhaftigkeit begründet ist.

Augenblicklich und wohl für eine Reihe von Jahren hinaus sind wir gegen den äußeren Feind wehrlos, denn wir haben keine Waffen und können uns keine schaffen, weil wir kein Geld besitzen und dazu noch von den Feinden scharf überwacht werden. Hindenburg, Ludendorff und die anderen Heerführer

aus dem großen Kriege, die sich in Schrift und Wort zu dieser Frage geäußert haben, konnten alle nur vor Unbesonnenheiten warnen und betonen, daß die Feinde uns in militärischer Beziehung weit überlegen sind und uns im Falle eines neuen Krieges völlig zerreiben würden. Somit ist der Kriegsgedanke zurzeit Wahnsinn. Man bedenke, daß Frankreich sich als den „Soldaten der Welt“ und als den „Zuchtmeister Deutschlands“ ansieht. Es verfügt über ein Friedensheer von 212 000 Mann, worunter 247 000 Farbige. Es besitzt im Mutterlande 30, in den Farbigen der Kolonien 11 ausgebildete Jahrgänge und kann aus seinen schwarzen, braunen, gelben Hilfsvölkern noch große Massen herausholen, um die schwache Volkskraft des Mutterlandes, die in sichtbarem Rückgang begriffen ist, gewaltig zu verstärken. Es ist keine Übertreibung, wenn die Kriegsstärke Frankreichs auf $5\frac{1}{2}$ —6 Millionen Mann berechnet wird, ja wahrscheinlich wird eine weit stärkere Zahl zur Verfügung stehen, wenn die Kolonien mit Hilfe der allgemeinen Wehrpflicht bis auf den Grund ausgepreßt werden. Neben Frankreich steht Belgien mit einem Friedensheere von 120 000, einem Kriegsheere von 780 000 Mann. Polen, Tschechoslowaken, Südslawien, Rumänien können zusammen ohne weiteres 2— $2\frac{1}{2}$ Millionen Mann Kriegsstärke aufbringen, so daß ein in Frankreichs Dienst stehendes Kriegsheer von fast 9 Millionen Mann eine Tatsache werden kann. Daß England, Amerika, Japan mit ihren Neigungen eher gegen als für die Deutschen sein werden, falls es noch einmal zum „Weltenzusammenstoß“ kommen wird, dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen. Warum hätten sie den Weltkrieg geschlagen, wenn sie das fleißige und betriebsame Deutschland wieder in die Höhe steigen und als Wettbewerber auf den Weltmarkt treten lassen? Zu den Zahlen der Menschenkräfte aber kommen die Größenverhältnisse der Bewaffnung. Wir wissen, daß wir so gut wie ganz entwaffnet sind und einstweilen keine Aussicht haben, uns von Neuem zu bewaffnen. Die Feinde sind dagegen bis an die Zähne gerüstet und besitzen in der Vollendung alles, was die neueste Kriegstechnik unter gründlichem Ausbau der Erfahrungen des Weltkrieges an Vernichtungswerkzeugen auf der Erde, unter der Erde und in der Luft geschaffen hat: Geschütze von fast märchenhafter Tragweite, giftige Gase verderblichster Art, Riesenluftfahrzeuge, Tausende von Panzerwagen, kurzum alles, was die Erfindungsgabe ausfinden konnte.

Trotz allen diesen Bildern, die uns ringsumher umdrohen, wollen und dürfen wir nicht verzagen. Freilich ist der Optimismus, zu deutsch die Leichtgläubigkeit und Schönscherei, dem manche Kreise bei uns noch immer huldigen, durchaus nicht gerechtfertigt. Da hört man sagen, daß die deutsche Wirtschaft allein die Welt erobern und die Völker gefügig machen, ja daß der deutsche „Mustertoffer“, angefüllt mit guten und billigen Waren, die Welt erobern wird. Das ist eine schwere Täuschung, denn die Völker des Welthandels werden sich den deutschen Wettbewerb nur bis zu einem gewissen Grade gefallen lassen, um im gegebenen Augenblick die Gegenmaßregeln zu ergreifen, zu denen sie kraft ihrer überlegenen politischen und militärischen Macht ohne weiteres befähigt sind. Die Deutschen können sich allenfalls zu „Allerweltssklaven und Arbeitskulis“ gebrauchen lassen, allein den „Platz an der Sonne“, wie Kaiser Wilhelm II. zu Zeiten des Glüdes und der Blüte gesagt hat, werden wir nur auf Grund einer völligen Stärke erwerben und erhalten, die auf tatsächlicher Gewalt beruht. Nicht mit den Fragen der Valuta, nicht mit Wirtschaftsabkommen, nicht mit Waren- und Geldumsatz wird die

Welt auch in Zukunft beherrscht werden, sondern mit der Gewalt der Waffen. Macht geht vor Recht — das hat der Weltkrieg, mehr noch die Nachkriegszeit bis zur Überzeugung gelehrt. Wer da vermeint, daß die allgemeine Weltverbrüderung und der Ausgleich zwischen den Völkern das Kennzeichen der Zukunft sein werde, der befindet sich auf ganz falschem Wege. Trotz Völkerbundes und trotz Abrüstungsgeredes werden die entscheidenden Fragen der Zukunft nicht auf friedlichem Wege gelöst werden, wenn es einmal ums Dasein, um Sein oder Nichtsein gehen wird. Pazifismus und Glaube an ewige Menschheitsideale nach der süßlichen Art der indischen Mystik Tagores und seiner deutschen Nachbeter werden uns keine Erlösung aus Not und Vernechtung, keine Erneuerung der Volkskraft, keinen Aufstieg aus dem Abgrunde der Gegenwart bringen.

Anderer Wege müssen wir betreten. Nur die allmähliche Wiedererstartung zur Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes ist der gangbare Weg, der uns mit der Zeit zum Ziele führen kann, mögen auch noch viele Jahre, vielleicht Jahrzehnte darüber hingehen. Wir wollen und dürfen doch nicht glauben, daß Deutschland, welches vor 1900 Jahren die Römer schlug, das durch die Reformation die Sadel des neuen Geistes der Glaubensbefreiung entzündete, das im Weltkrieg mehr als vier Jahre lang einer Welt von Feinden fast bis zum Siege getrotzt hat, sich auf immer und ewig in den Ketten unwürdiger Sklaverei halten lassen wird.

Die Wiederbelebung der deutschen Wehrhaftigkeit beruht auf zwei Voraussetzungen: der körperlichen und der sittlichen Schulung des Volkes insonderheit der Jugend bis in deren reifere Jahre hinein. Beide Gesichtspunkte — die körperliche und die sittliche Schulung — greifen unmittelbar ineinander und ergänzen sich gegenseitig: „Sana mens in corpore sano“ — „nur im gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist.“

Werfen wir zunächst einen Blick auf die körperliche Ausbildung, so ist es ohne weiteres klar, daß das Turnen und alles, was mit dem Turnen zusammenhängt, die fehlende allgemeine Wehrpflicht ersetzen und die Grundlage der körperlichen Erztüchtigung des deutschen Volkes bilden muß. Als in der Zeit der Unterjochung nach dem Tilsiter Frieden sich das preußische Volk auf sich selbst und auf seine eigene Kraft besann, fand es unter der Leitung Jahn's und Friesen's in der Turnkunst einen neuen Weg, um den Körper für das Vaterland zu schulen und den Geist zu erheben. Wenn in dem Zeitalter der Reaktion nach den Befreiungskriegen im Turnen eine nationale und daher verdächtige Sache gewittert wurde, so beweist dies nur, wie eng der Begriff der Leibesübungen mit dem Gedanken der vaterländischen Betätigung und der freibürgerlichen Bewegung verknüpft war. Die allgemeine Wehrpflicht in Preußen, die sich seit 1866 auf ganz Deutschland übertrug, drängte zwar das Turnen etwas zurück, doch ließ sich die Strömung nicht bannen, daß die Schulung der Jugend durch das Turnen eine unerläßliche Vorschule und Ergänzung des Militärdienstes sein müsse.

Heute, wo unserem Volke durch das Machtgebot der Feinde die soldatische Erziehung durch die allgemeine Wehrpflicht genommen worden ist, hat die Turnerei eine Rolle von geradezu entscheidender Bedeutung für unsere Zukunft erlangt. Ohne Turnen und ohne Körperschulung müßten wir in Schwäche und Entartung, in Mattigkeit und Verweichlichung versinken. Diese Gefahr hat man in leitenden Kreisen denn auch eingesehen und seit der Revo-

lution den Versuch gemacht, die Turnerei von Neuem zu beleben und zu fördern. Allein es geschieht bis jetzt noch lange nicht genug auf diesem Gebiete, jedenfalls auch nicht annähernd Durchgreifendes, um der entscheidenden Bedeutung der großen Sache gerecht zu werden. Zunächst kommt die Schule aller Grade, auf dem Lande und in der Stadt, in Frage. Unter Anerkennung der Erlasse, die von seiten der Regierungen in diesem Sinne ausgegangen sind, müssen wir betonen, daß die Schulturnerei bei weitem nicht auf die rechten Grundlagen gestellt ist. Man wendet manches gegen sie ein. Es wird, namentlich von den Vertretern der alten Schule, behauptet, daß ein zu weit getriebenes Turnen den wissenschaftlichen Unterricht benachteilige. Nun — so erwidern wir — alle Achtung vor der humanistischen Bildung, aber was ist wichtiger: die Kenntnis z. B. der lateinischen Grammatik oder die körperliche Stählung unserer Jugend, die sonst nichts mehr besitzt, um sich durch Leibesübungen zu ertüchtigen? Wir meinen, daß für jeden wahren Vaterlands-, Volks- und Jugendfreund die Antwort gar nicht anders lauten kann als: „Jedes Ding mit Maß, aber die körperliche Erziehung der Jugend ist eine Aufgabe, hinter welcher jeder andere Gesichtspunkt zurücktreten muß.“ Sodann wird auf die Unterernährung der Jugend durch die Kriegs- und Nachkriegszeit, auf die hohen Kosten der Turn- und Spielplätze, auf die Ausgaben für Turnbekleidung, auf den Mangel an geschulten Lehrkräften aufmerksam gemacht. Gewiß haben alle diese Einwände ihre Berechtigung. Wegen der Unterernährung muß in vorsichtiger und sachverständiger Weise auf den Betrieb des Turnens und der sonstigen körperlichen Übungen Rücksicht genommen werden, damit keine Überspannung eintritt. Freilich steht es mit dem Geld knapp, sehr knapp, ja es wird voraussichtlich in den nächsten Jahren noch weit schlechter werden. Allein da heißt es, sich zu behelfen und zu bedenken, daß heutzutage das Geld für recht überflüssige Dinge hinausgeworfen wird, die sich ersparen oder wenigstens einschränken ließen. Wenn an einer Stelle etwas zugelegt werden darf, was sich zum Heile des ganzen Volkes und der deutschen Zukunft gewißlich lohnt und reich verzinst, so liegt dies auf dem Gebiete der Schulturnerei. Hinsichtlich der Lehrkräfte ist es dringend geboten, durch besondere Kurse einen Stamm von tüchtigen, für ihren schönen Beruf begeisterten, jungen Lehrkräften heranzubilden. Wir brauchen einen tadellos durchgebildeten, hoch angesehenen, gut bezahlten Turnlehrerstand für unsere Schulen, der ebenbürtig neben den wissenschaftlichen Lehrkräften steht, aber keinen Lehrstand zweiter Ordnung darstellen darf. Wenn heute noch aus Sparsamkeitsgründen in vielen Großstädten ein besonderes Turnlehrerpersonal fehlt und daher der Turnunterricht im Nebenamt durch ältere Kräfte gegeben werden muß, so liegt hierin eine bedauerliche Verkennung der Wichtigkeit dieses Unterrichtszweiges. Das Schulturnen muß täglich stattfinden, im Sommer ergänzt durch das ebenfalls tägliche Turnspiel. Die Gemeinden und Schulbehörden müssen mit Mitteln versehen werden, um Turnplätze und Spielwiesen anzulegen und zu pflegen, Turnbekleidung an bedürftige Schüler zu liefern, Geräte zu beschaffen — freilich keine kleine Sache, wo heute ein Klettertau statt 25 bis zu 500, ein Sprungbock statt 20 bis 700, eine Sprungmatratze eine märchenhafte Summe kostet!

Was soll die Schule an Leibesübungen betreiben? Neben dem pflichtmäßigen Turnen, von welchem nur ein amtsärztliches Zeugnis entbinden kann, müssen die geeigneten Rasenspiele gepflegt werden: Fußball, Speerwerfen, Lauf, Schleuderball, dazu Schwimmen als Pflichtausbildung. Man

sage doch ja nicht, daß z. B. das Fußballspielen verroht oder leicht zu Beschädigungen führt, auch kein deutsches Spiel ist, sondern aus England herübergeholt wurde. Es kommt alles auf die Art des Betriebes und auf die persönliche Einwirkung des Lehrers an. Warum haben England und Nordamerika im Weltkriege je ein mehrfaches Millionenheer aufstellen können, wenn schon keine allgemeine militärische Friedensschulung bestand? Doch nur aus dem Grunde, weil die Leibesübung — wir vermeiden den undeutschen Ausdruck „Sport“! — seit vielen Geschlechtern ein durchaus selbstverständliches Gut der dortigen Bevölkerung ist und zwar von den untersten Schulklassen an bis in die reifen Mannesjahre hinein. Wenn aber die Leibesübung ein Eigentum des Volkes sein soll und sich untrennbar in das natürliche Empfinden einfügen muß, so ist es erforderlich, daß hiermit gleichsam von Kindesbeinen an, also in der Schule, begonnen werden muß. Durch Wettbewerb zwischen den einzelnen Schulen und Gemeinden sollte auch bei uns der Ehrgeiz geweckt und die Teilnahme erhöht werden, natürlich unter Ausschaltung des Wettens um Geld, das in England und Amerika nun einmal zu jedem Wettbewerb gehört, aber eine ganz undeutsche Art ist.

Soweit die Hauptgesichtspunkte über das Schulturnen und die hierzu gehörigen Übungs- und Lehrzweige! Weit schwieriger liegt die Frage in bezug auf die schulentlassene Jugend. Am einfachsten regeln sich die Dinge an den Universitäten und sonstigen Hochschulen. Es regt sich zurzeit in dieser Hinsicht ein sehr erfreulicher Geist, der zwar noch der wesentlichen Zehung bedarf, aber doch bereits gesunde Grundlagen aufweist. Auf allen Universitäten und Hochschulen bricht sich der Gedanke Bahn, daß, genau wie in England und Amerika, jeder junge Mann, der auf Bildung und gesellschaftliche Stellung, auf Achtung und Bewertung Anspruch macht, sich turnerisch betätigen muß. Nur wer durch amtsärztliches Zeugnis den Nachweis eines durchaus dringenden Hindernisgrundes beibringen kann, darf von der Teilnahme an den Leibesübungen befreit werden. Bei Erteilung der Zeugnisse aus Anlaß der wissenschaftlichen Prüfungen ist ein Zeugnis des beamteten Turn- oder Spielleiters vorzulegen, daß der Betreffende mit Erfolg an den Leibesübungen teilgenommen hat. Wer ein solches Zeugnis nicht beizubringen vermag oder wer mangelhaftes geleistet hat, kann das berufsmäßige wissenschaftliche Zeugnis nicht erhalten. Ob der Prüfling seine Verpflichtung zur Ausbildung in den Leibesübungen in einem akademischen Turnverein oder in einem sonstigen Verein für Leibesübungen nachgekommen ist, bleibt sich gleich, doch muß es der Behörde frei stehen, den Betreffenden in bezug auf Leistungen in der Körperschulung nachzuprüfen. Unsere akademische Jugend ist die Erzieherin des Volkes der Zukunft. Darum sind an sie in bezug auf die persönliche körperliche Ertüchtigung besonders strenge Anforderungen zu stellen.

Wie soll es aber mit der nicht akademischen Jugend nach Entlassung aus der Schule gehandhabt werden? Soll sie ohne alle Leibesschulung bleiben? Leider sehen wir in dieser Hinsicht heute sehr betrübliche Bilder. Die jungen Leute verdienen im Handwerk, in der Fabrik, in sonstigen Betrieben sehr viel Geld, das in zahlreichen Fällen in Alkohol, in Zigarren, in Schledereien angelegt, in Lichtspielhallen, in Tanzsälen, meistens in Gesellschaft weiblichen Anhangs vergeudet wird. Unter diesen Bedingungen, die jeder, der die Augen offen hält, namentlich in den Großstädten auf eine erschreckende Weise beobachten kann, muß unsere Jugend entarten, muß unser einst so

gesundes Volk dem Siechtum verfallen. Bis zum Weltkriege war die allgemeine Wehrpflicht der Jung- und Gesundbrunnen, welcher der Jugend die Klauen aus dem Kopfe trieb und ihr vernünftige Gedanken einflögte. Sie ist leider nicht mehr. Daher muß ein anderes Mittel gefunden werden, welches uns wenigstens bis zu einem gewissen Grade die verlorene allgemeine Wehrpflicht ersetzt. Wir brauchen ein Gesetz, das, ähnlich wie in der Schweiz, die ganze männliche Jugend von der Schulentlassung bis zu einer bestimmten Altersgrenze, sagen wir bis zum 25. Lebensjahre, unter den Zwang der pflichtmäßigen Leibesübungen stellt. Es gibt ja schon jetzt bei uns eine Fülle von Turnvereinen und sonstigen Verbindungen für die Pflege der Leibesübungen, die Gutes leisten und warm zu begrüßen sind, vorausgesetzt, daß sie keine parteipolitischen Ziele nach rechts oder nach links verfolgen. Die Politik ist grundsätzlich auszuschalten, der Begriff der körperlichen Schulung für das Gesamtwohl des Volkes und Vaterlandes allein entscheidend. Das Gesetz sollte von dem Grundsatz ausgehen, daß die Gemeinde verpflichtet wird, Turn- und Turnspielgruppen zu bilden und entsprechende Übungen unter amtlicher Leitung durch staatliche Turnlehrer abzuhalten. An diesen Übungen müssen Alle teilnehmen, soweit sie aus gesundheitlichen oder aus dringenden geschäftlichen Ursachen auf Grund eines amtlichen Zeugnisses nicht befreit sind. Wer ohne diese Nachweise fehlt, wird in Geldstrafe genommen, im Wiederholungsfalle von der Ausübung des Wahlrechtes ausgeschlossen. Man komme nicht mit der Einwendung, daß hier eine Anebelung der verfassungsmäßigen persönlichen Freiheit vorgeschlagen wird! Gewiß kommt ein Zwang in Frage, geht es aber in unserer verzweiflungsvollen Lage ohne einen solchen Zwang? Daß der Staat die bestehenden Turnvereine und die anderen Verbindungen für Leibesübungen aller Art, auch die Schützenvereine fördert, ihren Wettbewerb untereinander durch Preise begünstigt und überhaupt aneifernd in diesem Sinne wirkt, ist eine selbstverständliche Notwendigkeit.

Noch einige Worte über einen besonderen Zweig der Leibesübungen, über das Wandern. In dieser Hinsicht hat sich schon in der Zeit vor dem Weltkriege eine starke Bewegung geltend gemacht. Leider ist das zielbewußte und vernünftige Wandern, wie es von Schulen und Wandervereinen betrieben wird, durch die Auswüchse der sogenannten „wilden Wandervögel“ in Mißachtung gebracht worden. Diese Leuten — Männlein und Weiblein in oft recht unreifem Alter zusammen — haben durch unanständige Freiheiten im Anzuge, durch Lärmen und Ausschreitungen, durch die Verletzung der einfachsten sittlichen Formen, durch Zerstörungen in Wald und Flur der guten Sache erheblich geschadet. Alle Wanderungen müssen unter geübter und zuverlässiger Aufsicht stattfinden, denn es kommt nicht darauf an, eine möglichst große Zahl von Kilometern herunterzurasen und sich jede Ungebundenheit zu gestatten, sondern es gilt einer hohen und vaterländischen Sache. Die Jugend soll hinaus in die freie Gottesnatur, sie soll dem Dunstkreise des Tanzbodens und der Lichtspielbühne entzogen werden, sie soll Lungen, Augen, Herzen gesunden. Sie soll sich erfreuen an den Schönheiten und an dem Werte des deutschen Landes, sie soll einen Begriff in sich aufnehmen von dem Weben und Leben im Vaterlande, der Städter soll das Land, der Landbewohner die Stadt schauen, um die Widersprüche zu überwinden und die Hand zur Überbrückung der gesellschaftlichen und parteiischen Gegensätze zu bieten. Auf jeder Wanderung soll etwas für Körper und Gemüt gelernt werden. Das deutsche Volkslied soll

erklängen und die Geister der stolzen und schönen Vergangenheit wecken zur Pflege von Herz und Gemüt.

Wenn wir uns im Rahmen dieser Anregungen auf die männliche Jugend beschränken, so geschieht es deshalb, weil unsere Arbeit im besonderen die Wehrhaftigkeit betrifft. Indessen weisen wir, wenngleich eine eingehende Behandlung der Frage hier nicht möglich sein kann, darauf hin, daß die körperliche Ausbildung der weiblichen Jugend in den Schulen und die Pflege der weiblichen Leibesübungen nach der Schulzeit in Turn- und ähnlichen Vereinen von größter Bedeutung ist und ebenfalls der pflegenden Fürsorge des Staates und der Gemeinden in einer entsprechend veranlagten, vernünftig eingeschränkten Weise bedarf.

Zum Schluß noch einige Worte über die sittliche Seite der Vorbereitung unseres Volkes zur Wehrhaftigkeit auch unter den Fesseln der gegenwärtigen Lage. Es gibt eine sittliche Rüstung, die uns kein Verbot und keine Drohung der Feinde rauben kann. Hierzu gehört an erster Stelle die Pflege der vaterländischen Geschichte in der Schule. Wir wissen und beklagen es, daß sich die demokratische und sozialistische Richtung, aber auch der Pazifismus und die Schwarmgeisterei der internationalen Völkerverbrüderung gegen die Betonung der vaterländischen Geschichte wenden. Sie wollen damit den Boden der allgemeinen Versöhnung unter den Völkern ebnen und den kriegerischen Sinn ertöten, der zu unserer Jugend aus den Großtaten der deutschen Vergangenheit spricht. Sie wünschen nicht, daß von Hermann dem Cherusker, von Kaiser Rotbart, von Luther, vom Großen Kurfürsten, vom alten Fritz, von York und Blücher, von Wilhelm I., Bismarck und Moltke, von Hindenburg und Ludendorff, von Lettow-Vorbeck und Luckner, von den Heldentaten unserer Weltkriegskämpfer die Rede sein soll. Statt dessen dürfte nur über Kulturgeschichte und Erfindungen der Jugend vorerzählt werden, damit sie endlich erfährt, wer den Pflug, wer die Seife, wer die Zahnbürste erfunden hat — höchst nützliche und hochwichtige Entdeckungen, über deren Wert die Menschheit natürlich aufklärt werden muß. Sodann darf nach der geschilderten Auffassung nicht mehr von Kriegen und Schlachten, von Heldentaten und Kämpfen berichtet werden, weil dies die Jugend „verrohen“ könnte. Von Fürstenhäusern und Herrschergeschlechtern muß völlig geschwiegen werden, denn dies würde den verhassten monarchischen Gedanken zum Schaden der allein beglückenden Republik stärken. Dafür soll die Reihe der Vorkämpfer für die Freiheit von Rousseau und Voltaire herunter bis Marx, Lassalle, Bebel und Liebknecht desto gründlicher abgehandelt werden. Ach über diese Toren! Sie besorgen die Geschäfte der Feinde draußen, da den Franzosen ja gar nichts erwünschter sein kann, als wenn der deutschen Jugend das Gefühl für vaterländische Größe aus der Seele gerissen und dafür der Sinn für verflachende, internationale, süßliche und rückenmarklose Schwärmerei eingeflößt wird. Doch es ist noch nicht soweit! Man lasse den deutschen Jungen wählen: hier ein gelehrtes Buch über Kulturwerte, dort Kriegsgeschichten von Mannesmut und Heldensinn — nun, auch in der Nachrevolutionzeit wird dem Anaben die Wahl nicht schwer fallen. Es ist die heilige Pflicht des Staates, der Schule, der Familie, dafür zu sorgen, daß unsere Jugend frisch, vaterlandsfroh und begeistert für Deutschlands Größe und Rettung bleibt, damit sie nicht versumpft, sondern die Rächerin des geschändeten und zertretenen Vaterlandes sein wird, sobald früher oder später die Stunde dazu gekommen ist.

Endlich treten die Verbände der alten Krieger vor uns hin, die „Armee im schwarzen Rod“, wie Kaiser Wilhelm II. vor Jahren zu besseren Zeiten einmal

sehr treffend gesagt hat. In den Krieger-, Veteranen-, Regimentsvereinen steht ein entscheidendes Element des vaterländischen und wehrkräftigen Gedankens, eine sichere Grundlage der Wiederfindung und Erhaltung unserer Wehrfähigkeit. Durch die Erinnerung an die Dienstzeit im Frieden und an die gemeinsam erlebten Kämpfe des Weltkrieges in Not und Tod, durch das innige Band der Kameradentreue und Waffengenossenschaft wird ein Ring geschlossen, der sich über die Kleinlichkeit der wirtschaftlichen und parteipolitischen Gegensätze emporhebt und den Vaterlandsbegriff über die Verkümmernng durch die Klassenwirtschaft erhebt. Daß die gegenwärtige Regierung den Kriegervereinen nicht hold gesinnt ist, sondern immer wieder den nationalen Sinn mit reaktionären Anschlägen verwechselt, ist klar und sehr bedauerlich. Allein die Zeit wird und muß kommen, wo die Not und die Schmach so riesengroß anschwellen, daß eine gewaltsame Entladung nicht mehr hinzuhalten sein wird. Bismarck führte in der herrlichen Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 aus: „Frankreich wird uns bis auf die Blutleere zur Ader lassen, wenn es erst kann.“ Heute kann es, denn wir liegen entwaffnet und wehrlos am Boden: waffenlos aber ist rechtlos!

Über diesen trübseligen Dingen steht aber eine Wahrheit unwandelbar fest, hoch erhaben über die Nöte und Jämmerlichkeiten der Zeit. Die Rettung und die Erneuerung wird uns nicht von selbst zufallen, nicht wie ein Wunder vom Himmel beschert werden. Wir dürfen nicht auf den Zwiespalt unter unseren Feinden, nicht auf Zufälligkeiten, nicht auf wirtschaftlichen Umschwung hoffen, sondern müssen selbst die Hände rühren und arbeiten. An zweierlei gilt es zu arbeiten: erstens an der Schaffung der nationalen Einheit des ganzen deutschen Volkes ohne Parteispaltung und ohne Klassenhaß, zweitens an der Wehrfähigkeit, auch wenn wir nur ein kleines 100 000 Mann-Heer halten können und keine allgemeine Wehrpflicht mehr besitzen dürfen, dieses wertvollste und höchste Kleinod der Vergangenheit. Wenn wir darüber unsere Mannhaftigkeit und unsere Kampfständigkeit für die vielleicht späte, aber gewisse Stunde der Vergeltung und Abrechnung einbüßen und in Weichheit und Marklosigkeit versinken — nun, dann haben die Franzosen ihren Zweck erreicht und werden uns knechten, wie heute China und Indien geknechtet sind und zwar riesengroße Volksmassen, aber kein nationales Volk von Selbstbesinnung bedeuten. Wir müssen im Stillen, fest und treu, an der Erhaltung der Wehrhaftigkeit, an der Schulung der körperlichen und sittlichen Kräfte arbeiten. Dies kann uns keine Entente, keine interalliierte Überwachung, kein Völkerbund verbieten. Das liegt in unserem Willen, das ist das Einzige, was uns an nationalem Gut noch geblieben ist. Es geht hier um eine große, wahrhaft vaterländische Sache. Jeder Deutsche ist zur Mitarbeit berufen und verpflichtet. Es ist eine rein persönliche Angelegenheit des deutschen Volkstums. Der deutsche Michel muß sich auf sich selbst und auf seine natürliche Kraft besinnen. Er muß endlich aufhören, im eigenen Hause herumzupoltern und in trostloser Hadersucht zu streiten. Er darf nicht abwarten wollen, bis ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen oder bis sich die Dinge günstig für ihn wenden. Nein, nur von innen heraus wird die Rettung, kann die Erneuerung kommen. Wo ein Wille ist, da findet sich der Weg. Darum arbeite, du deutsches Volk, an deiner körperlichen, geistigen, sittlichen Gesundung. Dann wird sich auch unter den Fesseln, die uns die Feinde heute auferlegt haben, die Erstarkung zur Wehrhaftigkeit mit der Zeit entwickeln, damit wir im Augenblick der Reife die Ketten zu sprengen vermögen!

Die drei deutschen Erbfehler.¹⁾

Von Oberfinanzrat Dr. Bang.

(Schluß.)

II.

Alle Bekenntnisse unserer Größten sind in den Wind geschrieben. Je bitterer sie sind, um so dümmer werden wir. Ein Wunder ist das nicht. Denn neben der invidia ist die stultitia zur Grundlage der wesentlichsten „Errungenschaft der Revolution“ unseres neuen Verfassungslebens geworden. Sie wirkt, wie bereits gesagt, in besonderem Maße als politische Borniertheit im Partei- und Fraktionsleben. Bismarck geißelt sie als die sonderbare Fähigkeit der Deutschen „im Parteiinteresse jede Dummheit hinzunehmen“. Die Geschichte unsrer Bethmännischen Kriegs- und nachbethmännischen Friedens- und Erfüllungspolitik ist in diesem Sinne ein Bilderbuch der stultitia, die natürlich auch hier anders benannt wird. So wird sie mit Vorliebe „Realpolitik“, „taktische Klugheit“, „Logik der Dinge“, „nüchterne Überlegung“ und ähnlich genannt, während ihr Gegensatz zumeist als „Katastrophenpolitik“, „extrem“ — und wenn der Gegensatz ganz deutlich wird, als „alldeutsch“ bezeichnet und verurteilt wird. Jene stultitia, also die Fähigkeit, im Parteiinteresse jede Dummheit hinzunehmen, muß natürlich unter demokratisch-parlamentarischer Verfassung, d. h. unter unbeschränkter Parteiherrschaft, ungemein an Verbreitung gewinnen und zum Dauerzustand werden. Sie ist mit der invidia zusammen tatsächlich die Grundlage unseres heutigen Verfassungslebens. Der von der Zentrumsfraktion mit der Vertretung des Reichskanzlerpostens beauftragte Dr. Wirth, der sich selbst mit schönem Selbstbewußtsein als „Kerl“ der Zentrumspartei bezeichnet, hat auf der Tagung dieser Partei am 17. Januar 1922 nach dieser Richtung ein schätzenswertes Bekenntnis abgelegt. Er meinte bei der üblichen Anpreisung der Politik der Erfüllung: „Wir gehen den Weg der harten Pflicht in dem Bewußtsein unserer parteipolitischen Verantwortlichkeit.“ Es ist wirklich nicht möglich, kürzer und schlagender den in des Wortes tiefster Bedeutung erschütternden Wechsel, der mit dem Einzug der stultitia in den Amtsräumen Bismarcks stattgefunden hat, in Worte zu fassen. Was trennt übrigens eine solche Auffassung noch von der eines Crispian, der kein Vaterland mehr kennt, das „Deutschland heißt“? Ob man den Vaterlandsbegriff mit einem internationalen Götzenbilde auswuchtet, oder ob man den Staatsgedanken durch den Parteigedanken ersetzt, kommt in der schließlichen Wirkung doch auf dasselbe hinaus. Das Aachener Zentrumsblatt „Volksfreund“ hat kürzlich geschrieben: „Bismarck war weder groß noch genial. Kleinlich war er. Hatte nie eine große Idee, nie ein ideales Ziel.... Bismarcks scharfer Gegensatz ist Wirth, der Vertreter der alten christlichen und germanischen Auffassung des Staates als Vermittler des Rechtes“; es sei deshalb „die Wahl zu treffen zwischen Bismarck und Wirth“. In dieser Auslassung haben wir eine geradezu klassische Blüte der stultitia vor uns. Die Auffassung, zwischen ihr und ihrem Gegensatz

¹⁾ Die ganze Arbeit ist als Sonderdruck erschienen. Preis: einzeln M. 1.50, ab 10 Stück je M. 1.20, ab 100 Stück je M. 1.—, ab 1000 Stück je 20 Pf.

zu wählen, trifft dabei allerdings den Kernpunkt der Sache. In der Tat, je nach Ausfall dieser Wahl wird sich Deutschlands Schicksal gestalten. Auf der einen Seite die Leitung unseres Geschicks nach der „partei politischen Verantwortlichkeit“, auf der andern der Mann, der schon 1884 sagte: „Diesen Parteigeist klage ich vor Gott und der Geschichte an, wenn das ganze herrliche Werk unserer Väter...wieder in Verfall geraten wird.“ Diese Voraussage ist eingetreten. Die stultitia hat bis auf weiteres gesiegt.

Sind die invidia und stultitia echte Fehlerveranlagungen, so handelt es sich beim odium sui um den Schatten einer Tugend, einen Schatten allerdings von so erkältender Wirkung, daß er bisher noch immer in der deutschen Geschichte jeden neuen Frühling zum Erfrieren gebracht hat. Wenn er auftritt, wirkt er als Todes Schatten. Odium sui heißt wörtlich übersetzt: Haß seiner selbst und bedeutet kurzweg jenen politischen Masochismus, der ohne völlige Einsicht und nationale Würde ständig des eigenen Wertes vergißt, der sich seelisch, politisch und wirtschaftlich willig „überfremden“ läßt, der die Deutschen in der falschen Voraussetzung ihrer eigenen Innerlichkeit bei den andern an den „Neuen Geist“, an „Europäische Kulturgemeinschaft“, „Weltgewissen“ und „Weltvernunft“, an „Verständigungsfrieden“ und völkerver söhnende Wirkung der Demokratisierung (d. h. der Selbstentäußerung!), an Internationalismus, Marxismus und Weltrevolution, an rote Fahnen auf englischen Schiffen, an einen „Gerechtigkeitsfrieden“ bei sittlicher und körperlicher Selbstentwaffnung, und schließlich, in Steigerung dieses Überwiges, an den eigenen Zenker, an Wilson, glauben ließ und läßt. Schon Bismarck klagte: „Wir Deutschen kriechen nicht nur aus unserer Haut heraus, sondern auch in die Haut anderer hinein!“

Um Schatten einer Tugend soll es sich bei alledem handeln? Wer die Geschichte und Seele unseres Volkes wirklich kennt, wird diese Frage beja hen müssen. Wir dürfen uns den Blick nicht durch die wüsten Alltagserscheinungen trüben lassen. Es ist in der Tat die gedankliche Verinnerlichung, das Streben nach tiefster Wahrhaftigkeit, der Wille zu edler Gerechtigkeit, der Hang zu wahrer Freiheit, die Sehnsucht nach dem Ideale reiner Menschlichkeit, was den Deutschen zur Selbstvergessenheit und Selbstaufgabe und schließlich unter artfremder Verführung zum staatlichen und völkischen Selbstmordversuche getrieben hat und treibt. Der Deutsche verallgemeinert seinen Idealismus und setzt immer wieder seinen geistigen Universalismus in politischen Universalismus um. Die Deutschen haben infolge der Eigenart ihrer Entwicklung und ihres Bildungsganges im Gegensatz zu allen andern Völkern ein literarisches Weltbild, kein wirkliches. Treitschke spricht einmal von der „Traumwelt des Verstandes“, die den Deutschen immer besonders gefährlich geworden sei. Auch im Ausland weiß man das. So sagt der englische Geschichtsschreiber Lecky in seiner Geschichte der Zivilisation: „Die Bereitwilligkeit und besondere Fähigkeit der Deutschen zu völlig begrifflicher, von der nächstliegenden Erscheinung und vom Bedürfnis absehender Gedankenarbeit ist die Rehrseite oder vielleicht sogar die Ursache ihrer politischen Unfähigkeit.“ Diese Eigenschaften — im Zusammentreffen mit den oben behandelten — haben unser Volk stets von neuem zu Fall gebracht. Der Sieg der äußeren und inneren Feinde des Deutschtums war nicht anders möglich als durch eine teuf-

lische Inrechnungstellung und Ausnutzung dieser seelischen und geistigen Veranlagung des deutschen Volkes, des odium sui. Nur deshalb konnte Juda seinen Doppelsieg erringen: durch den Marxismus und durch Northcliffe. Den Deutschen ist auch der Irrtum ein Gegenstand gläubiger Erfassung. Was den andern Form und Technik, ist den Deutschen Sache und Inhalt, was den andern nur Mittel zum Zweck, ist ihnen Selbstzweck, was den andern nur Phrase und Vorwand für geschickt verhüllte machtpolitische Ziele, ist den Deutschen ein Heiligtum des Herzens, ist ihnen Glaubenssache. Der deutsche Arbeiter glaubt an Marx, der deutsche Berliner Tageblatt-Leser glaubt an Demokratie, die deutsche Gefolgschaft des alljüdischen Gedankens glaubt an Völkerbund und die Erfüllungspolitik usw. Der Glaube aber macht blind, am blindesten da, wo er sich auf Gebiete verirrt, die an sich nichts mit dem Herzen, sondern allein mit dem Verstande zu tun haben. Denn er schaltet ihn aus, führt also auf diesen Gebieten zur stultitia. Wem Marxismus und Demokratie mit ihrem alljüdischen Internationalismus zur Diesseitsreligion geworden ist, der kann erst wieder sehend und verständig werden, wenn seine Götzen zerschlagen in Scherben vor ihm liegen.

Eine überaus gefährliche Steigerung erfährt die Wirkung dieser seelischen Veranlagung unseres Volkes dadurch, daß die Reversoite des Glaubens die Selbstquälerei ist, die den Deutschen heute unter jüdischer Anleitung bis zur Selbstentebrung und Selbstzerfleischung treibt. Schuldbekenntnis, also Schuldlüge, „Erfüllungspolitik“ bis zur Verschiebung unserer „Sachwerte“ ins Ausland usw. haben hier ihre tiefste Wurzel. Damit ist der schwarze Schatten einer von Artfremden mißbrauchten Tugend aufgedeckt. Der Deutsche glaubt eher an die eigene Tücke, Niedertracht und Schuld als an die handgreiflich erwiesene seiner mords- und raubgierigsten Feinde. Wir sind der Flagellant, der Geißler, der Weltgeschichte.

Man muß diese seelischen Zusammenhänge kennen, um die Dinge von heute überhaupt verstehen zu können. Deshalb bleibt der Masochismus unserer Kriegs- und Nachkriegspolitik, der den Selbsterhaltungss durch den Selbstmordtrieb ersetzt, denen draußen immer ein Rätsel, weil sie eben unsere Art nicht verstehen können. Man traut uns ein solches Übermaß von Dummheit und Irrsinn, wie es während des Krieges in der Bethmännischen Politik und heute im Erfüllungsimmel zutage tritt, einfach nicht zu, sucht auf Grund der eigenen Veranlagung zu Lüge und Heimtücke immer wieder nach irgendwelchen tückischen Absichten und gefährlichen Plänen, die dahinter stecken. Man täuscht sich: unsere Politik ist wirklich so dumm, wie sie aussieht. Aber Tatsache ist, daß das den anderen nicht verständliche odium sui am wesentlichsten dazu beigetragen hat, uns in aller Welt zu verlogenen, hinterhältigen Schurken zu machen!

Im odium sui tritt die Tragik der ganzen deutschen Geschichte zutage. Auch im Ausland wissen es erlebte Geister. Der englische Geschichtsprofessor Charles Kingsley schreibt in seinem Werke „Römer und Germanen“: „Die edle deutsche Nation, dahingerafft und zu Boden geschlagen durch die Bauernkriege, durch einen 30 jährigen Krieg, durch die Kriege mit Frankreich... hat nichtsdestoweniger Werke geschaffen, wie nie vorher eine Nation — was hätte sie zum Besten der Menschheit beitragen können, wenn sie, die Mutter alles europäischen Lebens, nicht von Generation zu Generation von ihren eigenen unnatürlichen

Kindern verzehrt worden wäre. Trotzdem bleibt sie eine Mutter und Deutschlands Geschichte ist, wie ich glaube, die Grundwurzel der Geschichte Europas.“ Jene Tragik des Aberglaubens an die Ausgleichung der Weltgesetze durch Verzicht auf die Geltung der eigenen Art und der Toleranz gegenüber grundsätzlicher Intoleranz beginnt schon unter Theoderich dem Großen, zieht sich durch den Internationalismus des ganzen mittelalterlichen Kaisertums und steigert sich in der elenden, geistlosen Zeit nach dem vorzeitigen Augsburger Religionsfrieden, der nichts endgültig regelte. Damals hat das Reich das getan, was ihm auch später wieder schwagende Professoren der Demokratie als Heilmittel gegen Kriege empfahlen: es schied aus Friedenssehnsucht freiwillig aus der Reihe der großen Mächte und verzichtete auf jeden Anteil an der europäischen Politik. Beseffen vom Aberglauben an die Frieden erhaltende Wirkung völkischer Verzicht, ließ es sich teilnahmslos lebendige Glieder aus seinem Leibe reißen. Der Erfolg dieser Selbstauschaltung zum Zweck der Erhaltung des Friedens war — ein Krieg von 30 Jahren. Und je größer die Nachgiebigkeit gegen jeden Rechtsbruch, je williger die damalige „Erfüllungspolitik“, desto rücksichtsloser traten neue Forderungen auf, deren Erfüllung immer neue herbeizog. Wie heute! Das Reich wurde gerade durch seine elende Schwäche und die selbstverschuldete Waffenlosigkeit der Mittelpunkt und die Grundlage der Raubpolitik der Mächte. Wie heute! Überall aber wurde dieser entsetzliche Zustand heuchlerisch und höhnisch als die feste Bürgschaft des Weltfriedens gepriesen. Wie heute! Das deutsche Volk aber deckte seine Schande, indem es sich selbst diese unsagbar verlogene Heuchelei seiner Feinde zu eigen machte. Wie heute! Es erstarb auch damals in Schuld-lagen und in vergeblichem Mühen, einer Welt von Feinden seinen „guten Willen“ zu beweisen, es versank in Erfüllungspolitik, im odium sui. Immer mit dem Erfolg, daß genau das Gegenteil des Erhofften erreicht wurde. Wie heute! In den geschichtlichen Urkunden von damals findet man eine Fülle Wirthscher Reden. Fast alle damaligen deutschen Politiker und Schriftsteller bis herab auf Pütter und Johannes Müller machen in odium sui.

Aus demselben Aberglauben der Erweckung von Feindesliebe durch Verzicht auf die Durchsetzung der eigenen völkischen Belange ist später das Erbe Friedrichs des Großen verwirrschaftet worden. Es ist geschichtlich nachweisbar, daß Napoleons endgültige Erfolge nur auf Grund dieses unseligen deutschen Irrtums möglich gewesen sind, genau wie die Erfolge unserer Feinde heute. Auch damals hoffte und baute man aufs Ausland. Solange das deutsche Volk dies tut, schwebt über ihm der Fluch eines seiner Treuesten und Reinsten, des alten Fr. Ludwig Jahn: „Schande, Elend, Fluch, Verderben und Tod über dich, der du vom Ausland den Heiland erwartest!“ Der schandbare Verzichtsvertrag von Lunéville und der schmäbliche Verständigungsvertrag von Schönbrunn von 1815, die statt des Friedens den Krieg brachten, sind ebensolche Denkmäler des odium sui wie unser Angebot österreichischen Landes an den italienischen Verräter, wie unser erbarmliches Notengeschmiere im letzten Kriege, wie die Erzbergerresolution Juli 1917, und wie alle weiteren Akte unserer auf Selbstmord eingestellten Politik.

Heute leben wir mitten drin im odium sui. Wie wir schon während des Krieges feindliche Interessen zur Grundlage wichtigster Entschlüsse gemacht haben, wie uns ein Bethmann erhalten blieb, weil er (im Kriege!) „das Vertrauen des Auslandes genießt“, wie wir unsere sieg-

verbürgenden Kriegsmittel entwerteten, „um die Feinde nicht zu reizen“, wie wir schließlich die Rüstung unserer Waffen und unserer Verfassung wegwarfen, um den Feinden zu gefallen, so tun wir heute in der „Politik der Erfüllung“ das letzte an Selbstentäußerung, was einem fanatischen Selbstmörder noch zu tun übrig bleibt. Den Wertmesser eigenen Könnens, die Geeignetheit unserer Vertreter suchen wir nur noch im Interesse des feindlichen Auslandes und buchen es als „politischen Aktivposten“ (Frankf. Ztg.), wenn ein zur Wahrung deutscher Lebensbelange Eingesetzter mit besonderem Geschick die Interessen des Auslandes zu wahren versteht. Die gegen den Verdacht der Regierungsfeindlichkeit gekette Kölnische Zeitung schrieb am 24. November: „Inhalt und Ton der Wirthschen Rede im Steuerauschuß hätten den Eindruck erwecken können, als ob sich der Reichskanzler mehr zum Wortführer des Wiederherstellungsausschusses als zum Vertreter der deutschen Belange gemacht habe.“ Das odium sui freut sich auch noch, daß diese Auffassung im Ausland als richtig bestätigt wird. Nur ein paar wenige Beispiele. Temps 22. Oktober 1921: „Wirths Verdienste kann man nicht vergessen... er hat entwaffnet, hat bezahlt. Deshalb ist das Ministerium Wirth ein Symbol, denn es bedeutet Republik, Frieden und fiskalische Anstrengungen.“ Sigaro 27. Oktober 1921: „Wirths Name allein genügt in wunderbarer Weise, die Alliierten und sogar die Franzosen zu beruhigen.“ Liberté 27. Januar 1922: „Wirth ist der erste wirkliche Staatsmann, den Deutschland seit dem Kriege gefunden hat. Er hat es verstanden, das Vertrauen der Sieger zu erwerben!“ Die gleiche Liebe der Feinde genießt bekanntlich Herr Dr. Rathenau. Wir sind dahin gelangt, daß uns von außen her ruhig ins Gesicht gesagt wird, daß uns „Kandidaten des Auslandes regieren“. Emil Ludwig geb. Cohn feiert in der deutschfeindlichen „Neuen Züricher Zeitung“ seinen Kassegenossen Rathenau tatsächlich als „Kandidaten des Auslandes“, und Herr Dernburg grüßt ihn im Berliner Tageblatt als „international im besten Sinne“. Er selber hat nach einem Kablogramm (Bergisch-Märkische Ztg. 764 vom 30. Dezember 1921) im Dezember in Frankreich erklärt: „Ich vertrete nicht wie Herr Stinnes Deutschland, sondern ich vertrete den internationalen Finanzgeist.“

Das odium sui endet in der Sklavenmoral von heute. Die rückständigen Zeiten sind vorüber, in denen ein Hohenzoller sagte: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist“, oder wo ein Luther meinte: „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen.“ Dies war einst die sittliche Grundlage des deutschen Staates und seiner Wirtschaft, das gab ihm und ihr Inhalt und Form, war ihm und ihr Daseinsursache und Kraftquelle zugleich. Alles das haben wir im odium sui weggeworfen. Das odium sui haben wir nunmehr auch verfassungsrechtlich bei uns eingeführt: in der Verpflichtung zur Erziehung der Deutschen zur „Völkerversöhnung“ in Art. 148 der neuen Verfassung — mitten in einer haßerfüllten, uns strangulierenden Welt, die uns das Brot vom Munde, das Hemd vom Leibe und täglich von neuem die Ehre nimmt, die unsere Frauen und Kinder mit Schwarzen schändet! Was wäre wohl einem Franzosen geschehen, der sich nach 1870 auch nur mit einem solchen Vorschlage ans Licht gewagt hätte? Das alles ist nicht nur unsagbar traurig, es ist auch unsagbar dumm und lächerlich.

Und zum Schaden haben wir den Spott. Herr Rathenau predigt uns „ein Leben der Versöhnung und Erfüllung“, Herr Wirth kennt nur noch „eine einzige Aufgabe“ und empfiehlt uns „Lammesgeduld“, die Frankf. Zeitung will uns durch „Würde des Tragens“ und „Pathos der Geduld“ zu einer „geistigen Neugeburt“ führen. Worum es sich bei alledem handelt, hat am deutlichsten Herr Siegfried Jacobsohn in der „Weltbühne“ gesagt: Das deutsche Volk „möchte sich zum Selbsthass erziehen, damit es jenes fromme und romantische Leben wieder auferstehen lasse, in Schlichtheit und Bedürfnislosigkeit, das dem früheren Deutschland so vertraut gewesen und ihm die Zuneigung und Sympathie der ganzen Welt verschafft habe“. In diesen Worten kommt der ganze grausame jüdische Siegerhohn zutage, zugleich aber das Mittel, womit dieser Sieg errungen wurde: die diabolische Ausnutzung des geschickt geleiteten und ständig gefütterten odium sui, dieser unglückseligen Veranlagung der deutschen Seele.

So stehen über dem Tore, durch das das deutsche Volk in langem traurigem Zuge Einzug hält in seine ehrlose Sklaverei, die drei Worte: invidia, stultitia und odium sui. Es ist ebenso töricht wie lästerlich, Gott anzuklagen wegen eines unverdienten Geschickes, das über uns gekommen sei. Von uns gilt durchaus das, was Solon 600 v. Chr. seinem Volke in ähnlicher Lage zurief:

Ihr habt euch selber euer Los geschaffen,
Drum gebt den Göttern nicht die Schuld daran!
Dummheit und Feigheit schmieden selbst die Waffen,
Daß freche Niedertracht sie knechten kann.

Damit ist aber zugleich gesagt, daß wir auch nicht verzweifeln dürfen, und wo der Weg zum Wiederaufstieg liegt. Wer verzweifelt, setzt nur die alten Sünden fort. Voraussetzung der Wiedergeburt ist die Erkenntnis der geschichtlichen Notwendigkeit unseres Zusammenbruches als Folge unserer eigenen Verirrung. Diese Erkenntnis ist nur zu gewinnen auf der Grundlage der Selbsterkenntnis, also der Einsicht in die hier angedeuteten seelischen und geschichtlichen Zusammenhänge. Daraus ergibt sich die Aufnahme eines rückhaltlosen Kampfes gegen die oben behandelten deutschen Laster und Irrtümer, die den Feinden draußen und drinnen die Unterjochung des trotz seiner Fehler edelsten Volkes dieser Erde erst ermöglicht haben. Wer diesen ersten Gedanken für richtig hält, wird, falls er ehrlich ist, auch dem zweiten folgen: daß dieser Kampf nur erfolgreich sein kann auf dem Boden der zu schaffenden völkischen Gemeinschaft. Das deutsche Volk ist sich bis heute noch nicht seiner Eigenart als Volk und der wunderbaren Kräfte bewußt, die dieser seiner Blutsart mitgegeben sind. Der völkische Gedanke ist deshalb schlechthin der Gedanke der deutschen Lebensrettung. Wenn's den Seheebächen vor diesem Gedanken „übel“ und den Scheidemännern angst und bange wird, so ist das nur selbstverständlich und ein Beweis für seine Güte und Richtigkeit. Wer die Partei über das Vaterland stellt, wird ihn niemals erfassen. Nur der völkische Gedanke, verwurzelt in einem von unchristlichen internationalen Irrtümern und von unchristlichen sentimentalischen Ein schlägen englischer Herkunft befreiten Arndtschen Christentum (1. Tim. 5, 8: „Wer die Seinen nicht versorgt, ist ärger denn ein Heibel“), kann uns zu dem machen, was wir infolge invidia, stultitia und odium sui immer noch nicht sind: zu einem Volke! Und nur die straffe nationale Willenseinheit in

einem auf dieser völkischen Grundlage aufgebauten deutschen Staate kann uns retten.

Um dahin zu kommen, brauchen wir eine Führung. Die kann nun und nimmermehr im Parlamentarismus gefunden werden. Denn der Parlamentarismus ist geradezu der Ausdruck der invidia, stultitia und des odium sui. Bis ans Ende der Dinge werden Männer Geschichte machen, und vielleicht hat der Herausgeber der Kopenhagener Finanztische, Thalbitzer, recht, wenn er im September 1921 schreibt: „Zu allem Unglück für Deutschland ist noch das hinzugekommen, daß man die Staatsform in eine Republik geändert hat. So schön die republikanische Staatsform unter anderen Verhältnissen auch sein mag... im Augenblick ist sie genau so schädlich, wie etwa ein verschrobener und bornierter Kaiser sein könnte. Was Deutschland nötig hat, ist ein Diktator, der erhaben über Parteistreitigkeiten und parlamentarische Hemmnisse seinen Willen mit Hammerschlägen durchzwingen kann. Immer, wenn die Existenz eines Reiches bedroht wird, steht es vor der Wahl: Diktator oder Untergang.“

Im übrigen wollen wir nicht vergessen, daß auch die Federn des Libanon nicht in den Himmel wachsen, und wollen uns an das Wort halten, das einst der deutsche Reichsfürst von Stein in einer nach menschlichem Ermessen aussichtslosen Not und Schmach seinen verzweifeltsten Freunden zurief: „Ob und wie Gott helfen wird, wer kann das wissen? Aber festes Hoffen und Vertrauen nach oben, das heißt auf Gott, muß die Besseren aufrichten und jetzt mehr als je treu und fest unter sich zusammenhalten. Nur wer sich selbst aufgibt und in mutloser Untätigkeit den Geschicken überläßt oder unterwirft, der ist ganz und für immer verloren!“

Was auch heute noch gilt.

„Erstens begehrt das Volk, von einem Trugbild des Guten getäuscht, oft seinen Untergang. Wird ihm also nicht von einem Manne, zu dem es Vertrauen hat, begreiflich gemacht, was gut und was übel ist, so entstehen in einer Republik zahlreiche Gefahren und Nachteile. Trifft es sich aber, daß das Volk niemand traut, wie es bisweilen vorkommt, wenn es früher schon durch die Dinge oder die Menschen getäuscht wurde, so stürzt es sich notwendig ins Verderben. Deshalb sagte Dante in seiner Abhandlung „De Monarchia“, das Volk schreie oft: es lebe mein Tod und es sterbe mein Leben! Von diesem Mangel an Vertrauen kommt es bisweilen, daß in Republiken gute Maßregeln nicht ergriffen werden . . .“

Niccolo Machiavelli.

(Aus: Klassiker der Politik. Herausgegeben von Friedrich Meinecke und Hermann Onken. Zweiter Band, Seite 105. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61, 1922.)



Über die europäischen Rassen und ihre Verteilung im Gebiet des deutschen Volkstums.

Von Dr. Hans Günther.

Über die Zusammensetzung der europäischen Völker aus verschiedenen Rassen bestehen im allgemeinen die unklarsten Vorstellungen. Ofters hört man z. B. von einer „weißen Rasse“ oder von einer „kaukasischen Rasse“ reden, der die Europäer angehören sollen. Aber niemand wüßte wohl die Körpergestalt einer solchen Rasse anzugeben, wenn er dazu aufgefordert wäre, da es doch klar ist — oder wenigstens klar sein sollte —, daß eine „Rasse“ sich in einer Menschengruppe darstellen muß, die bei allen ihren Vertretern das gleiche leibliche und seelische Bild zeigt. Wie groß aber sind die körperlichen und seelischen Unterschiede nicht nur innerhalb Europas (des angeblichen Gebiets einer „weißen“ oder „kaukasischen“ Rasse), sondern schon innerhalb eines engbegrenzten Gebiets eines europäischen Landes selbst! — Man hört reden von einer „germanischen“, einer „romanischen“ und einer „slawischen“ Rasse. Aber gleich wird augenfällig, daß innerhalb der Gebiete, auf denen eine germanische bzw. romanische oder slawische Sprache gesprochen wird, ja ebenfalls eine verwirrende Bunttheit des Menschenbildes herrscht, nirgends aber sich eine Gleichartigkeit der Menschen zeigt, die an das Bestehen einer Rasse denken ließe. So zeigt sich: die ins Auge gefaßten Menschengruppen, die „Germanen“, „Romanen“ und „Slawen“ gehören jeweils nicht rassisch, sondern sprachlich zusammen. Es bedarf ja, um nicht rassische Zugehörigkeit und sprachliche Zugehörigkeit zu verwechseln, nur etwa folgender Überlegung: Ist ein nordamerikanischer Nigger, also ein Mensch, der das amerikanische Englisch, eine germanische Sprache, spricht und zwar als seine Muttersprache spricht, ein Germane? Die übliche Antwort heißt: Nein, denn ein Germane ist hochgewachsen, blond und helläugig. Da tritt neue Verwirrung ein: In Finnland leben viele hochgewachsene, blonde, helläugige echte Finnen (nicht von den schwedischen Abstammlichen Finnlands ist jetzt die Rede); diese reden finnisch, eine sog. uralaltaische (mongolische) Sprache. Also gibt es Mongolen, die „germanisch“ aussehen? Wie Germanen werden aber auch die Kelten in ihrer Frühzeit geschildert und ebenso viele Menschen des alten Griechenlands und Roms. Blonde, helläugige Menschen finden sich nicht selten im Kaukasus. Es gibt Italiener „germanischen“ Aussehens. Ich habe einen Spanier solchen Aussehens anthropologisch gemessen. Auf der anderen Seite: es gibt sehr viele Deutsche, also Angehörige eines Volkes, das eine germanische Sprache spricht, die gar nicht „germanisch“ aussehen. Die Deutschen aber sind doch Nachkommen der alten Germanen? — wie sind diese Widersprüche zu entwirren? Als „Widersprüche“ erscheinen solche Tatsachen doch zunächst sicherlich.

Eine Besinnung auf den Begriff „Rasse“ kann allein helfen. Wer irgend sich mit Rassefragen beschäftigen will, muß sich hüten, miteinander zu verwechseln: Rasse und Volkstum (meist ausgedrückt durch Sprache) oder gar Rasse und Staatsangehörigkeit oder auch (z. B. im Falle des jüdischen Volkes) Blut und Glaubensbekenntnis. „Rasse“ gehört zunächst einmal nur der Begriffswelt der vergleichenden Menschenkunde (Anthropologie) an, die zunächst (als physische Anthropologie) nur nach den meß- und zählbaren Einzelheiten der Körperbildung

frägt, z. B. die Körperhöhe, die Länge der Gliedmaßen, den Schädel und seine Teile mißt, die Hautfarbe (nach einer Hautfarbentafel) feststellt, ebenso die Haarfarbe usw. Das hervorragende „Lehrbuch der Anthropologie“ (Jena 1914) von Martin mag dem Laien schon durch seinen Umfang anzeigen, welche große Anzahl von Einzelmessungen und Bestimmungen vorzunehmen ist, bis ein Menschenkörper menschenkundlich (anthropologisch) in allen Einzelheiten aufgezeichnet ist.

Was ist aber nun eigentlich eine „Rasse“? — Viel Schaden ist der Rassenkunde und der Erörterung der Rassenfragen dadurch entstanden, daß die mancherlei Schriften und Bücher, die über Rassen und angebliche Rassen geschrieben worden sind, und vor allem die Bücher, die aus der Betrachtung der Rassenfragen weltanschauliche Folgerungen zogen oder ziehen wollten, sich meistens gar nicht darüber geäußert haben, was sie unter „Rasse“ eigentlich verstanden. Ich habe in meiner demnächst erscheinenden „Rassenkunde des deutschen Volkes“¹⁾ erläuternd ausgeführt, was hier nur als Zusammenfassung gegeben sei:

Eine Rasse stellt sich dar in einer aus Artgleichen bestehenden Menschengruppe, die immer wieder nur ihresgleichen zeugt.

Unter einer aus Artgleichen bestehenden Menschengruppe sei hier zu verstehen: eine Menschengruppe, die sich durch die ihr eignende Vereinigung körperlicher Merkmale von jeder anderen Menschengruppe unterscheidet.

Man ersieht somit alsbald: Die Völkertunde zeigt kaum ein Beispiel dafür, daß irgendwo eine solche Menschengruppe, eine Rasse, zusammengeschlossen zu einem Volk oder unter einer Sprach- oder Staats- oder Glaubensform vorkomme. Insbesondere stellen die europäischen Völker alle eine Mischung dar aus allen vier europäischen Rassen oder wenigstens aus dreien von ihnen; Osteuropa stellt sogar eine noch vielfältigere Mischung dar. Was die einzelnen europäischen Völker voneinander unterscheidet, ist demnach, rassenkundlich betrachtet, meist nur das jeweilige Mischungsverhältnis.

In allen europäischen Völkern sind rein und durcheinandergekreuzt folgende vier Rassen vertreten:

Die nordische Rasse: hochgewachsen, langschädlig, schmalgesichtig, mit ausgesprochenem Kinn; schmale Nase mit hoher Nasenwurzel; weiches, schlichtes oder welliges helles Haar; zurückliegende, helle (blaue oder graue) Augen; rosig-weiße Hautfarbe.

Die mediterrane Rasse: kleingewachsen, langschädlig, schmalgesichtig, mit minder ausgesprochenem Kinn; schmale Nase mit hoher Nasenwurzel; weiches, schlichtes oder lockiges braunes oder schwarzes Haar; zurückliegende, braune Augen; bräunliche Hautfarbe.

Die alpine Rasse: kurzgewachsen, kurzschädlig, breitgesichtig, mit un- ausgesprochenem Kinn; stumpfe, kurze Nase mit flacher Nasenwurzel; hartes, braunes oder schwarzes Haar; nach vorn liegende braune Augen; gelblich-bräunliche Haut.

Die dinarische Rasse: hochgewachsen, kurzschädlig, schmalgesichtig, mit steilem, wie abgehakt wirkendem Hinterhaupt; sehr starke Nase, die, mit

¹⁾ Anmerkung der Schriftleitung: Wir möchten unsere Leser schon heute auf dieses Buch Dr. Günters aufmerksam machen, das zum ersten mal in wissenschaftlicher Weise, dabei allgemein verständlich und sehr anschaulich die wichtigen Fragen der Rassenkunde des deutschen Volkes behandelt, ein Buch, das mit seinen nahezu 400 Bildern und seinen Karten dazu berufen ist, den im deutschen Volk herrschenden Mangel an Anschauung und Kenntnissen in diesen lebenswichtigen Fragen zu beheben. Das Buch erscheint in J. S. Lehmanns Verlag, München.

hoher Nasenwurzel weit herausspringend, sich im Anorpelteil nach unten senkt und gegen unten ziemlich fleischig wird; lockiges braunes oder schwarzes Haar, zurückliegende braune Augen, bräunliche Hautfarbe.¹⁾

Nebenbei sei erwähnt: Die dinarische Rasse ist verwandt mit der sog. vorderasiatischen (armenoiden, hettitischen, alarodischen) Rasse, von der sie von einigen Forschern überhaupt nicht geschieden wird. Tatsächlich besteht auch außer der verschiedenen Körperhöhe — die vorderasiatische Rasse ist kurzgewachsen — kaum ein augenfälliger Unterschied. Die nordische und die mediterrane Rasse haben wahrscheinlich eine gemeinsame Herkunft, die aber sehr weit in der Vorgeschichte zurückliegt. Die alpine Rasse gehört in einen hier nicht näher zu bestimmenden Zusammenhang mit den mongolischen Menschenarten Asiens.

Leider ist hier auch nicht der Raum, die oben gewählten Ausdrücke „langschädlig“, „breitgesichtig“ usw. näher zu erläutern oder gar, wie es zur Anschaulichkeit dienen würde, auf an sich wichtige Einzelheiten der Wachstumsverhältnisse (Proportionen), der Weichteile, der Bewegungseigenarten usw. einzugehen, ebensowenig wie hier der Raum freisteht für die Kennzeichnung der seelischen Eigenschaften der angeführten Rassen, welche Eigenschaften begreiflicherweise für die (durch unbewußten Widerstreit der einzelnen Rassen sich ergebende) seelische Richtung eines (durch diese Rassen zusammengesetzten) Volkstums sehr bedeutungsvoll sind. Über all diese Dinge die Abschnitte 6—14 meiner „Rassenkunde“! Auf Darstellungen von Vererbungs- und Kreuzungsercheinungen muß ebenfalls hier verzichtet werden.

Einige kurze Darlegungen aber über die Verteilung der Rassen im Gebiet der deutschen Sprache mögen hier erfolgen, wiewohl bei der leider noch so unvollständigen anthropologischen Durchforschung des deutschen Volkes in einer solchen Schilderung heute noch vieles mehr Vermutung als Gewißheit bleiben muß. Zunächst dies: Die Gebiete verhältnismäßig größter Reinheit der einzelnen europäischen Rassen liegen außerhalb Deutschlands: für die nordische Rasse ist es Schweden, für die mediterrane Süditalien, Sizilien, Sardinien, Spanien, für die alpine Rasse anscheinend Teile der welschen Schweiz und Frankreichs, das tschechische Böhmen und wohl auch gewisse osteuropäische Gebiete, für die dinarische Rasse Bosnien, Herzegowina, Kroatien, Slawonien, Albanien und vielleicht gewisse osteuropäische Gebiete.

Die mediterrane Rasse ist durch reinrassige Menschen im deutschen Volk kaum vertreten. Eine gewisse geringe Durchmischung mit mediterranem Blut ist in Tirol, vielleicht auch sonst in den österreichischen Ostalpen zu vermuten; etwas stärker scheint solche Zumischung in der Westschweiz zu sein.

Das Gebiet deutscher Sprache zeigt im allgemeinen ein Gefälle nordischen Blutes von Nordwesten gegen Süden und Osten, ein Gefälle, das allerdings annähernd gleichmäßig ist nur bis etwa zu einer Linie Bingen a. Rh.—Görlitz—Oberlauf der Oder. Südlich dieser Linie zeigen sich starke Zuflüsse nordischer Rasse bis tief in die „dunklen“ (auf den Karten meist dunkel gezeichneten), d. h. vorwiegend alpinen, bzw. dinarischen Gebiete hinein. Es fällt auf, daß die angegebene Querlinie ungefähr der Linie entspricht, an der die höheren Gebirgs-

¹⁾ Ich bemerke an dieser Stelle, daß ich hier, wo für längere Begründungen kein Raum ist, die Benennungen der vier Rassen so gewählt habe, wie sie heute meistens angeführt werden. In meiner „Rassenkunde d. d. V.“ habe ich nach Überlegung an Stelle der Bezeichnungen „alpin“ und „mediterran“ andere (dazu deutsch klingende) gesetzt.

erhebungen gegen Norden enden. Dieser Umstand läßt sich aus Erscheinungen der Vorgeschichte und Geschichte erklären.

Nördlich der bezeichneten Querlinie zeigt sich also ein Gebiet stärkeren Vorwiegens der nordischen Rasse. Die Gebiete verhältnismäßig reinsten nordischen Rasse auf deutschem Boden sind: Schleswig-Holstein, Oldenburg, Braunschweig, das nördliche Holland, Hannover, ein größerer Teil des östlichen Pommerns, der weitere Umkreis der westfälischen Stadt Münster, der engere Umkreis Magdeburgs.

Die deutschen Gebiete verhältnismäßig reinsten alpiner Rasse sind: Luxemburg, in Elsaß-Lothringen vor allem der Wasgenwald (dessen Südennde jedoch dinarische Beimischung zu zeigen scheint), ein Teil des schwäbischen Juras, der fränkische Jura, der Schwarzwald vor allem mit seinen nördlicheren Teilen, in der Schweiz anscheinend vor allem Wallis und Graubünden, Teile des mittleren Bayerns, geringe Teile des deutschen Böhmens. Doch ist in all diesen Gebieten das Vorwiegen der alpinen Rasse nicht so stark wie das Vorwiegen der nordischen Rasse in Norddeutschland.

Die Gebiete verhältnismäßig reinsten dinarischer Rasse im Bereich des deutschen Volkstums sind die österreichischen Alpen. Das Vorwiegen dinarischer Rasse scheint dort um so stärker zu sein, je näher die Gebiete der südöstlichen Grenze deutscher Sprache liegen. Im ganzen betrachtet ist aber die Beimischung der alpinen Rasse und da und dort (vor allem in den großen Tälern und in Steiermark) auch der nordischen Rasse in Österreich so bedeutend, daß das Vorwiegen der dinarischen Rasse in dieser Mischung nirgends besonders stark ist. Immerhin zeigt aber vor allem auch der ganze bayerische Alpenhang ein deutliches Vorwiegen dinarischer Rasse, die überhaupt vom Alpengebiet Österreichs her in Zumischung noch ziemlich weit nördlich nach Bayern hinein und ebenso nördlich und westlich nach Württemberg und in die Schweiz hinein reicht. Erst im südlichen Baden verliert sich allmählich die wahrzunehmende dinarische Zumischung, verstärkt sich allerdings noch einmal auffällig im sog. (südbadischen) Hohenwald, dessen Bewohner in ihrer Eigenart den Betrachtern auch immer wieder auffallen. Doch reicht eine geringe, gerade noch merkbare Zumischung dinarischen Blutes anscheinend noch etwa bis zur Mainlinie. (Man betrachte z. B. die vorwiegend dinarischen Züge des in Schweinfurt geborenen Friedrich Rückert.) Meine „Rassenkunde“ bringt das Bild einer dinarischen Ostpreußin; man erinnere sich der dort im 18. Jahrhundert angesiedelten 15000 Salzburger.

Auf den Karten der Verteilung der Haar-, Haut- und Augenfarbe in Mitteleuropa sieht man, wie von Norden her in die „dunkleren“ Gebiete Mittel- und Süddeutschlands „helle“ Vorstöße eindringen, die oben erwähnten Zustrome nordischer Rasse; ein solcher reicht besonders stark ins Maintal und in dessen bayerische Seitentäler hinein, ein anderer vom Maintal her in das Neckartal, diesem und dessen Seitentälern folgend bis etwa ins badische Gebiet der Saar, und — nach einer Verzweigung schon vom mittleren Neckartal her — über die schwäbische Alb und weiter über die Donau hoch ins Iller- und Günztal hinauf und vom Illertal noch einmal gegen den Bodensee hinüber. Stärkere nordische Beimischungen zeigen sich in allen größeren Flußtälern (außer im bayerischen und oberösterreichischen Donautal), so daß z. B. auch noch das schweizerische Aar-, Limmat- und Reusstal viel „heller“ erscheinen als ihre Umgebung. Nordischer Einschlag reicht so im vorwiegend dinarischen Gebiet ins

Immtal hinaus, reicht im niederösterreichischen Gebiet die Donau hinaus (entsprechend dem dortigen östlich-westlich gerichteten Vordringen der Markomannen und Bajuwaren vorwiegend nordischen Blutes). Aber nicht nur Süddeutschland, auch das östliche Mitteldeutschland zeigt in seinen „dunkleren“ Gebieten diese Vorstöße nordischer Rasse in die größeren Gebirgstäler, so z. B. in die Täler der Gölzitzer Neiße und der Glatzer Neiße.

Einzelheiten gehören nicht hierher, wiewohl die Betrachtung der „dunkleren“ Gebiete auch in Norddeutschland, gerade auch solcher „dunklerer“ Strecken in den oben bezeichneten deutschen Gebieten verhältnismäßig reinsten nordischer Rasse zu wichtigen Betrachtungen Anlaß gäbe — zu Betrachtungen, die im Zusammenhang mit der Einsicht in die Rassenverteilung in den andern europäischen Völkern bedeutungsvolle Aufschlüsse über geschichtliche Vorgänge ergeben müßten, Betrachtungen endlich, die in weiteste Zusammenhänge der Vorgeschichte und Geschichte Europas in rassenkundlicher Hinsicht führen müßten, darunter auch zu den Fragen der sog. indogermanischen Völker, zu den Fragen der Beziehungen zwischen Rasse und Sprache, zwischen Rasse und Volkstum.

Vor allem müßte sich eingehender geschichtlicher Betrachtung die von dem französischen Grafen Gobineau (1816—1882) zuerst erschlossene Bedeutung der Nordrasse für das Werden und den Niedergang der sog. indogermanischen Völker ergeben:

Das allmähliche (durch bestimmte, hier nicht näher zu erörternde Ursachen bewirkte) Schwinden der nordischen Bestandteile der indogermanischen Völker bedingt deren „Untergang“ (um den heute geläufigen Spenglerschen Ausdruck zu wählen). Indien spricht heute noch in weiten Gebieten das Indische, eine indogermanische Sprache, obschon die heutigen Inder kaum noch nordisches Blut besitzen. Von den nordrassischen Eroberern des 2. vorchristlichen Jahrtausends ist nur noch die Sprache geblieben, die sie dorthin überbracht haben. Griechenland und Rom fanden ihren „Untergang“ wie das alte Persien: durch das Schwinden des nordischen Volksbestandteils. Ich konnte daher in meiner „Rassenkunde“ den Versuch wagen, in einer Art Formenlehre nordischer Ausbreitung und Stammesgeschichte die dem Aufblühen und Niedergang all dieser Völker gemeinsamen Erscheinungen zu erweisen. Die gleichen Entwicklungsstufen im Leben der indogermanischen Völker (Bryce und Spengler betrachten solche Erscheinungen der „Gleichzeitigkeit“) zeigen sich als gleiche Stufen der Entwicklung. So wiederholt sich „the passing of the Great Race,“ wie ein amerikanischer Darsteller (Madison Grant) es nannte, in allen Völkern, deren Aufblühen einst durch das Vorherrschen nordischen Blutes bewirkt war.

Wir fragen uns, wie in solcher Hinsicht das deutsche Volk dasteht. Da zeigt sich dem Forscher folgendes: Wie seit vorgeschichtlicher Zeit vom nordwest- und mitteleuropäischen Gebiet immer wieder nordrassische Stämme süd- und ostwärts und bis weit nach Asien hinein (u. a. Calbinder, Altperfer, Tocharer) vorgeedrungen sind, aufeinander folgenden Wellen vergleichbar, so sind in der sog. Völkerwanderung — die eigentlich nur die letzte, die germanische Welle nordischer Ausbreitung darstellt — die Germanen zur Herrschaft über fast ganz Europa von Deutschland aus süd- und ostwärts gedrungen. Von ihnen stammt in der Hauptsache der nordische Blutbestandteil der heutigen europäischen Völker und somit auch das nordische Blut im Körper des deutschen Volkes. Aber die letzte Völkerwelle nordischen Blutes ist im Verfliegen. Keineswegs sind die heutigen Deutschen noch dem „Voll des

Tacitus" gleich, wie ich in einer vielgelesenen Zeitschrift noch vor etwa Jahresfrist behauptet fand. Keineswegs sind die heutigen Engländer noch den angelsächsischen Scharen gleich, die im 5. Jahrhundert von Deutschland nach England zogen. Darum auch die bange Frage eines englischen Rassenforschers, ob seine heutigen Volksgenossen das erhalten könnten, für dessen Gründung jene Engländer der früheren nordischen Zeiten ihr Leben gegeben haben. So zeigt sich der Vorgang der Entnordung in ganz Europa, hier mehr, dort minder vorgeritten: „Ausgemerzt ist heute schon das Germanenblut, die nordische Rasse, in Italien und Spanien und Portugal. Rückgang, zum Teil Bedeutungslosigkeit, ist die Folge. Frankreich ist das nächste Volk, das daran glauben muß — und dann wir — mit absoluter Sicherheit, wenns so weitergeht wie bisher und heute!“ (Sischer, Sozialanthropologie und ihre Bedeutung für den Staat. 1910.)

Eine nochmalige Erneuerung, Wiederbelebung der europäischen Völker, wie eine solche die germanische Eroberung im frühen Mittelalter mit sich gebracht hat, ist heute nicht mehr möglich, weil eben die germanische Völkerwelle die letzte war, die aus dem Urheimatgebiet der Nordrasse um Ost- und Nordsee, aus diesem „Mutterschoß der Völker“, wie die Alten sagten, ausgehen konnte.

Eine Erneuerung der Völker könnte heute nur noch ausgehen von einer Mehrung ihres eigenen nordischen Blutbestandteils. Eine Möglichkeit scheint aber heute nur noch den europäischen Völkern germanischer Sprache gegeben zu sein. Gerne hätte man Grundlagen wissenschaftlicher Art zu einer genaueren Abschätzung des nordischen Blutbestandteils im heutigen deutschen Volkstörper. Vor einer gründlichen menschenkundlichen Durchforschung des deutschen Volkes lassen sich aber hierüber nur Vermutungen aussprechen. In meiner „Rasskunde d. d. V.“ habe ich folgende Vermutung geäußert:

Der nordische Blutbestandteil macht im Gesamtkörper des deutschen Volkes etwa 60% aus — in der nördlichen Hälfte des deutschen Sprachgebiets etwa 70%, in der südlichen etwa 50%.

Der alpine Blutbestandteil macht etwa 20% aus — in der nördlichen Hälfte des deutschen Sprachgebiets etwa 20%, in der südlichen 25%.

Der dinarische Blutbestandteil macht etwa 15% aus, in der nördlichen Hälfte des deutschen Sprachgebiets höchstens 5%, in der südlichen etwa 20%.¹⁾

Der mediterrane Blutbestandteil macht vielleicht etwa 2% aus.

Hinzukommt (durch stetes Einsickern von Osten her) ein gewisser (in Osteuropa ziemlich starker) Einschlag mongolischen Blutes, der im deutschen Volkstörper vielleicht 2—3% ausmacht, in der östlichen Hälfte des deutschen Sprachgebiets vielleicht 5—6%.

So etwa die Verteilung der Blutbestandteile im Gesamtkörper des deutschen Volkes. Diese mutmaßlichen Verhältniszahlen sagen jedoch nichts aus über die Anzahl reinrassiger Menschen der einzelnen europäischen Rassen, die man im deutschen Volk vermuten kann. Die reinrassigen Menschen der nordischen Rasse machen vielleicht 3% des deutschen Volkes aus, die der alpinen Rasse vielleicht 4%, die der dinarischen wohl ebenfalls 4%. In allen Völkern überwiegen die Mischlinge bei weitem.

¹⁾ Ich selbst habe in einer früheren Veröffentlichung die dinarische Rasse zu den „im deutschen Blut minder vertretenen“ gerechnet. Reisen und Forschungen haben mich inzwischen besser belehrt.

Der verhältnismäßige Gehalt nordischen Blutes ist in den skandinavischen Völkern, besonders in Schweden, größer, in England wohl etwas geringer als in Deutschland. Rußland und Frankreich besitzen verhältnismäßig nicht mehr so viel nordisches Blut wie etwa Deutschland oder England, und ganz gering ist der nordische Bestandteil Italiens, Spaniens oder Rumaniens.

Was ist zu tun, daß sich das Anteilverhältnis der Rassen nicht immer mehr und mit zunehmender Beschleunigung zuungunsten des — jedenfalls für die heute noch vorwiegend nordrassischen germanischen Völker — höherwertigen nordischen Bestandteils verschiebt? Kann die sich beschleunigende Entmischung auch der germanischen Völker aufgehalten werden? Die Betrachtung der Geburtenziffern in Europa wie in Deutschland ergibt, daß diese gegen Süden und Osten zunehmen etwa in dem Maße, in dem die Durchmischung mit nordischer Rasse abnimmt. Die geringere Geburtenziffer des nordischen Volksbestandteils im ganzen deutschen Volk bereitet das Aussterben der nordischen Rasse vor. Diese geringere Geburtenziffer wird verursacht durch eine Reihe von Umständen, die hier nicht näher zu erörtern sind, deren Betrachtung aber zeigt, daß es gerade die durchschnittlich höhere Begabung und die für ein Volkstum so wertvollen seelischen Eigenschaften der Nordrasse sind, die bei einer Lage der Dinge, wie sie unsere Zeit mit sich bringt, zum Aussterben der Rasse führen müssen. Die Betrachtung all dieser für ein Volk germanischer Abkunft so bedeutungsvollen Zusammenhänge hat mich in meiner „Rassenkunde“ dazu geführt, auf die Notwendigkeit eines Schutzes für die — gleichsam im Vordertreffen alles staatlichen und geistigen Lebens kämpfende — Nordrasse hinzuweisen. Solch ein Gedankengang wird in unserer Zeit zweifellos größtem Argwohn, ja heftigem Widerspruch begegnen. Aber zur Wiedergeburt deutschen Volkstums führt nur der Weg der Wiedervernordung.

Solche Folgerungen und Forderungen rufen nun gleich eine Reihe von Fragen auf, die weit über das Feld naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Betrachtungen hinausreichen und an die weltanschaulichen Grundlagen unseres Denkens rühren. In Kürze und zum Schluß nur dies:

Der Niedergang auch der Völker germanischer Sprache, also auch des deutschen Volkes, ist nicht anders abzuwenden als durch einen gründlichen Wandel der Anschauungen. Das zeitgemäße Denken nämlich ist allein auf den Einzelmenschen eingestellt, ist „individualistisch“. Den größten Stolz des heutigen Menschen machen sein „Individualismus“, seine „Persönlichkeitskultur“ aus. Vielleicht ist er der neuzeitlichen „Persönlichkeitskultur“ um so mehr verfallen, als er ihre Schlagwörter zur Verhüllung seines bruchstückartigen Wesens und Wirkens bedarf. Not tut ein neues Begreifen des menschlichen Lebens in der Welt, ein zum Verantwortungsbewußtsein reifendes tiefes Ergreifen jener Schicksalszusammenhänge der Geschlechterfolge, des Zusammenhangs mit Vorfahren und Nachkommen, des Zusammenhangs des Einzelnen mit seinem Volk, eine ernste Aufmerksamkeit auf die Fragen des Blutes und der Vererbung — not tut somit eine Weltanschauung, die in mächtigerer Tiefe und Breite gründet als die auflösenden, den Niedergang beschleunigenden Tagesanschauungen unserer Zeit.

Soll es zu einem neuen Anfang deutschen Lebens kommen, so tut vor allem not die heldische, im Sippenleben verwurzelte Gesinnung der schöpferischen Frühzeit germanischer Völker. Ich habe in einem (weniger wissenschaftlichen

als bekenntnismäßigen) Buch „Ritter, Tod und Teufel, der heldische Gedanke“ (1920) versucht, die Grundlagen einer Weltanschauung germanischen Geistes für unsere Zeit zu umschreiben und darzutun, in welchem Sinne es für uns gilt: „Keine nordische Rasse ist uns nicht gegeben, wohl aber aufgegeben.“

Der Kühnheit nordisch-deutschen Geistes bleibt heute vor allem diese Aufgabe zu ergreifen: wie eine Wiedervernordung ermöglicht und verwirklicht werden könne, wie aus nordischem Geist dem deutschen Volk wieder ein nordischer Leib zu schaffen sei, damit es leiblich wie seelisch aus der Wirtnis wieder zur Einheit und damit zur Größe komme.

Vom Einmaleins der Vererbung.

Von Eduard von Stadelberg.

Die Erforschung des rätselvollen Zusammenhanges zwischen Vorfahren und Nachkommen hat — besonders bei solchen Pflanzen und Tieren, die in schneller Folge von Entstehung und Reifung uns größere Mengen von Einzelwesen bestimmter Herkunft zum Vergleich miteinander vor Augen treten lassen, — ganz wunderbar einfache Grundregeln abzuleiten gestattet, die als „Mendelsche Gesetze“ wenigstens dem Namen nach schon allgemein bekannt sind.

Vielleicht kann die folgende Betrachtung etwas dazu beitragen, die Freude am Eindringen in diese Zusammenhänge und das Verständnis für die Eigenheiten lebender Gemeinschaften in weitere Kreise zu tragen, wo sie den Boden für eine neue, tiefere Erkenntnis der Natur und des Menschen vorbereiten können. Auf diese aber kommen wir erst zurück, wenn wir die Grundlagen der Vererbungslehre erörtert haben werden.

Sie führt uns zunächst zur Einsicht, daß wir an jedem lebendigen Wesen begrifflich zu unterscheiden und gesondert in Betracht zu ziehen haben:

sein Erscheinungsbild (Phänotypus), in welchem alle Eigenschaften, Merkmale, Fähigkeiten, Gewohnheiten zusammenfließen, die im Lauf des Eigenlebens irgendwie wahrnehmbar sind, — die also bei Haustieren und Nutzpflanzen ihren Gebrauchswert ausmachen, Aussehen, Leistung und Anpassungsfähigkeit bedingen,

und das Erbbild (Genotypus, Idiotypus) oder die Erbmasse dieses Wesens mit allen Eigentümlichkeiten, die von den Vorfahren herrühren, — sie mögen an ihm selbst sichtbar zutage treten oder völlig verborgen bleiben und erst in den Nachkommen wieder nachweisbar sein.

Diese Unterscheidung ist nötig, da nur die in der Erbmasse vorhandenen Eigenschaften weiter vererbbar sind. Nur das Erbbild also, das oft sehr unvollständig am Einzelwesen in Erscheinung tritt, macht seinen Zuchtwert aus und lebt in späteren Geschlechtern fort.

Beide Bilder decken sich somit nur zum Teil: nur in den sichtbaren erbten Merkmalen. Zucht- und Gebrauchswert können sehr verschieden sein.

Alle Unterschiede zwischen den Gliedern eines Stammes beruhen mit anderen Worten im wesentlichen auf äußeren oder inneren Anlässen: entweder sie sind von Ereignissen und Zuständen herkommend, die das Leben in der Eizelle schon und erst recht später beeinflusst haben: — Ernährung, Standort, Beanspruchungen, Schädigungen — dann berühren sie nur den eigenen vergänglichen

Körper (das „Soma“) und wir nennen sie Abwandlungen oder Modifikationen (Paravariationen).

Oder — die Verschiedenheiten kommen von Innen her: aus dem Lebenskeim oder dem „Keimplasma“ also von beiden Eltern und deren Vorfahren, — dann nur setzen sie sich weiter im Keimplasma fort, sind also in gewissem Sinne unvergänglich. Und diese Verschiedenheiten oder Stammeszeichen nennen wir Variationen (auch Mikrovariationen).

Beide zusammen bestimmen also das Erscheinungsbild des Einzelwesens, worin, wie wir sahen, erstere — die Abwandlungen oder die „erworbenen Eigenschaften“ — für die Nachwelt gänzlich belanglos sind.

In die Erbmasse aber treten die angestammten Variationsmerkmale ein — die wahrnehmbaren wie die verborgenen.

Es ist also, als ob die Lebewesen alle einem eigenartigen Staate zugehörig sind, der einem jeden Neugeborenen ein unantastbares Erbgut zuweist, der aber alles wohlverworbene Vermögen beim Tode des Erwerbers restlos einzieht. Und andererseits: die Nachteile und Schulden, die diese Erbgutsbesitzer im Lauf ihres Lebens auf sich geladen haben, sind mit ihrem Tode getilgt — bloß alte Lasten der Vorfahren können sich forterben bis ins tausendste Glied.

Verschiedenheiten aus Abwandlungen auf dem Lebenswege und Unterschiede, die auf Teilung oder Spaltung des Erbes auf dem Nachlaßwege beruhen, sind begrifflich leicht zu trennen, — beim bloßen Anblick des Einzelnen aber gar nicht auseinander zu halten. Erst „an den Früchten“ läßt sich das innerste Wesen, das Erbbild erkennen.

Beide Arten Verschiedenheiten zusammen bilden auch fast die ganze Mannigfaltigkeit der lebenden Natur. Wir dürfen aber nur „fast“ sagen, denn es gibt noch ein Drittes: die Mutation (Idiovariation); etwas Seltenes und Geheimnisvolles: Veränderungen, die das Keimplasma, also die Erbmassen und Erbbilder umwandeln — plötzlich oder langsam im Lauf der Jahrtausende. Doch dürfen wir diesen Wechsel im Bilde der Lebewesen aus dem Kreis unserer Betrachtung deswegen fortlassen, weil wir uns mit der in Zahlen faßbaren Regel befassen wollen. Die Mutationen haben zwar ein hohes Interesse für den Ausbau unserer Anschauungen über die Entstehung neuer Arten und Rassen. Doch können wir sie nicht so handhaben, wie die Pflege von Einzelwesen und die Umformung ihrer Erscheinungsbilder, und wie auch oft die Auswahl der Nachzucht und die Zusammensetzung neuer Erbbilder, die uns im Folgenden beschäftigen soll.

Zur richtigen Unterscheidung, die wir eben kennen gelernt haben, fügen wir noch eine weitere hinzu, die wir ebenfalls der züchterischen Erfahrung verdanken:

Es erwies sich nämlich mitunter, daß alle Einzelwesen gleicher Herkunft auch gleichen Zuchtwert haben und ihn bei Inzucht innerhalb derselben Sippschaft auch behalten. Deren Erscheinungsbilder können dann in bestimmter Weise um einen Mittelwert schwanken, doch halten die Abweichungen davon eine gewisse sog. Streuungsbreite ein. Auch wenn wir die nach der einen Seite abweichenden Einzelwesen (etwa die besonders großen oder starken) von den Abweichungen nach der anderen Seite hin (den kleinen und schwachen) absondern, so hat doch die Nachzucht aus jeder dieser Gruppen wieder den gleichen Mittelwert und dieselbe Streuungsbreite. Daran erkennen wir eben den gleichen Zuchtwert und die Zwecklosigkeit einer Auswahl oder Auslese aus dem gleichwertigen Bestande dieser Sippschaft. Einen solchen Stamm nennen wir dann einen Erbstamm oder eine reine Linie und die dazu gehörigen Einzelwesen — reinblütig, reinerbig oder „homozygot“.

Erweisen sich aber die Angehörigen eines Stammes als ungleich im Zuchtwerte, also gewissermaßen untereinander als unebenbürtig — was sich in bleibender Verschiedenheit äußerlich ungleicher Nachkommen äußert, also in der Möglichkeit, durch Auslese und Absonderung verschiedenartiger Nachzuchten neue, voneinander unterscheidbare Stämme zu bilden — so nennen wir den Hauptstamm, von dem wir ausgingen, eine Mischbevölkerung (Population) und bezeichnen ihn als unrein, spalterbig oder mischblütig. Womit aber noch nicht gesagt ist, daß unter den Stammesgenossen nicht auch reinblütige Einzelwesen mit enthalten sind. Um die Mannigfaltigkeit, die in einer solchen Mischbevölkerung nachgewiesen werden kann, darzustellen und um das Erbbild der Einzelwesen in seiner Abhängigkeit von der Abstammung richtig wiederzugeben, reicht der Wortschatz der Umgangssprache nicht aus und auch die Bezeichnungen der landwirtschaftlichen oder Liebhabierzüchtung erweisen sich als unzulänglich. Insonderheit sind die Begriffe „Vollblut“ und „Halbblut“ nicht mehr ausreichend und wir müssen unsere Zuflucht zu den Symbolen und Sachausdrücken der Vererbungswissenschaft nehmen, wo die allgemein verständlichen Bezeichnungen versagen.

Zum Begriff des Erbbildes und der reinen Linie müssen wir noch eine weitere möglichst treffende Bezeichnung hinzufügen, um dann mit den Symbolen der Vererbungslehre und mit ihrem „Einmaleins“ umgehen zu lernen.

Wir werden von gesonderten Erbmerkmalen oder Erbeinheiten reden und von Erbteilen oder Erbfaktoren, als wäre die gesamte Erbmasse eine Summe von getrennten Bestandteilen oder gar ein algebraisches Produkt von einzelnen Faktoren, von denen jeder für sich gemessen oder gewogen werden könnte.

Und in der Tat ist die ganze Anschauung der Vererbungswissenschaft ebenso atomistisch aufgebaut, wie die heutige Chemie mit ihren Molekeln und Atomen und wie die neueste Physik mit ihren Quanten und Elektronen. Nur erscheinen zwei Erbbilder nicht in dem Sinne verschieden, wie zwei Wollen am Himmel oder wie zwei Flüssigkeiten von verschiedenem Mischungsverhältnis mehrere Bestandteile — denn zwischen solchen Gebilden sind alle Zwischenstufen möglich und die Mannigfaltigkeit ähnlicher Gebilde läßt sich begrifflich nicht beschränken, sie ist im mathematischen Sinn des Wortes unendlich groß.

Die Erbbilder sind nachweislich viel einfacher, faßlicher und nicht fließend verschiebbar zusammengesetzt, sondern sind ein Mosaik von Einzelstücken, wie Moleküle, die aus mehreren oder auch vielen Atomen bestehen, wie die Karten in der Hand eines Spielers, wie die Bausteine im Baulasten eines Kindes. Und zwar gibt es nicht allzuvieler Bausteine oder Karten in diesem Spiel.

Jedes einzelne Haar im Pelze eines Säugetieres konnte ja seine Farbe von irgendeinem seiner vielen Vorfahren ererbt haben. Auch dann wäre ein Vergleich unmöglich. Es erweist sich aber, daß die Erbangelegenheiten auch bei höheren Lebewesen nicht so unüberschbar sind. Oft ist das ganze Fell einfarbig und eindeutig bestimmt, oft geht mit weißer Körperfarbe auch die Farbe der Augen mit bestimmt einher: der Farbstoff ist in beiden Fällen vorhanden oder er ist nicht vorhanden, was wir dann Albinismus nennen.

Und besonders ist zu beachten: der Albinismus, der erblich ist in einem Stamm, kann dabei in diesem Stamm etwa mit der erblichen Anlage zu besonderem Körperbau verbunden sein.

Der Albinismus kann aber auch in einem anderen Stamm sich forterben, der gleichzeitig durch ein Erbmerkmal ausgezeichnet ist, das ihn zu bestimmten

Krankheiten verurteilt. Und schließlich kann es Stämme geben, in denen jene Anlage zu besonderem Körperbau und diese Anlage zu besonderen Krankheitserscheinungen (ohne albinotisches Merkmal) vererbt werden.

Diese Erkenntnis von der Trennbarkeit bestimmter Erbeinheiten voneinander stellt der Forschung die weitere Aufgabe, die Tiere und Pflanzen so genau in ihren zusammengesetzten Erbbildern zu erfassen, daß alle einzelnen Einheiten oder Bausteine, die das Bild ausmachen, angegeben werden können — so wie die Bestandteile einer chemischen Verbindung in der Elementarformel ausgedrückt werden.

Sofern uns das für ein Einzelwesen gelingt, müßte seine Erbformel dem chemischen Symbol etwa für die Zusammensetzung eines Eiweißstoffes sehr ähnlich sein. Es treten jedoch mehrere Umstände zusammen, die dahin wirken, daß die Erbformeln der Einzelwesen in gewissen Beziehungen einfacher sind als die Molekularformeln hochzusammengesetzter chemischer Verbindungen. Zwar ist die Zahl der Elementarbestandteile meist viel größer, da es sich um Dutzende und Hunderte von Erbeinheiten, die sich gesondert vererblich erweisen, handeln kann, — aber immerhin nicht um unzählig viele.

Als besondere Eigentümlichkeit der Erbformeln ist hervorzuheben, daß jede Erbeinheit (etwa die Fähigkeit, eine besondere Farbe hervortreten zu lassen) von zwei Vorfahren beeinflusst werden kann, so daß für jede Erbeinheit zwei Erbteile ohne Faktoren in der Formel aufgeführt werden müssen, von denen der eine mit einem großen (lateinischen) und der andere mit einem kleinen (oder griechischen) Buchstaben bezeichnet zu werden pflegt. Sind die Einflüsse von beiden Seiten völlig gleich, so schreiben wir die Zeichen AA BB CC DD oder für ein anderes Wesen aa bb cc dd, was wir beim Aussprechen „Alpha-Alpha, Beta-Beta, Gamma-Gamma und Delta-Delta“ lesen wollen, um die zweite Formel von der ersten nicht nur fürs Auge zu unterscheiden.

Jede dieser beiden Erbformeln stellt ein Lebewesen dar, das von seinen beiden Erzeugern genau die gleichen Erbteile in allen Merkmalen oder Erbeinheiten in sich aufgenommen hat — das also reinerbig (homozygot) ist. Dieselben Formeln kommen allen gleichzusammengesetzten Wesen zu, bezeichnen also auch die beiden reinen Linien oder Sippen, zu denen AA BB . . . und „Alpha-Alpha-Beta-Beta . . .“ gehören.

Serner scheint es, daß wir für jedes Erbmerkmal (oder jede Erbeinheit) mit bloß zwei verschiedenen Möglichkeiten zu rechnen brauchen, daß wir also stets mit denselben Buchstaben (groß und klein) als Faktoren die Variationsmöglichkeiten ausreichend beschreiben können.

Trifft das zu und kennen wir die Zahl der überhaupt vorkommenden verschiedenen Erbeinheiten, so können wir schon sagen, wieviel verschiedene Erbstämmen oder reine Linien innerhalb der ganzen Art möglich sind.

Im einfachsten Fall, von dem wir im Folgenden auch immer wieder ausgehen werden, wo nur eine einzige Erbeinheit das ganze Erbbild bestimmt, dürfte es danach nur zwei reine Sippen AA und aa geben und mithin auch nur zweierlei Typen reinerbiger Einzelwesen: ein AA „Vollblut“ und ein Alpha-Alpha Vollblut. Und auch nur einen Typus von spalterbigiger Natur Aa, der von der einen elterlichen Seite das Erbteil der einen Sippschaft A und von der anderen Seite das Erbteil Alpha auf den Lebensweg mit erhalten kann.

Endlich können wir als Vereinfachung uns merken, daß bei allen solchen Mischlingen oder Bastarden es nicht darauf ankommt, ob ein Erbteil von väter-

licher Seite und das andere von mütterlicher Seite her stammt oder umgekehrt: für die weitere Vetterung ist das ganze gleichgültig und das Symbol des Mischling Aa ist gleichwertig mit aA. Wesentlich ist nur, daß von seinen Eltern ein Teil der Sippe AA und der andere Teil der Sippe aa angehört hat.

Um uns vom Anschaulichen nicht gar zu weit zu entfernen, mögen wir uns vorstellen, daß die Erbmerkmale AA und aa in den Farben schwarz und weiß äußerlich zutage treten und daß die Mischlinge Aa durch eine graue Farbe kenntlich sind.

Dann kann es uns zunächst erscheinen, daß wir den Kreis der Möglichkeiten mit bloß zwei Erbfaktoren A und a als zu eng angesetzt haben, da außer den zwei Grundfarben und der einen Mischfarbe meist auch andere zu erwarten sind. Die Erforschung der Erbanlagen zeigt aber, daß wir in solchen Fällen nicht mehr Faktoren (A und a) ansetzen dürfen, sondern gezwungen sind, besondere Erbeinheiten anzunehmen, die etwa der sichtbaren Eigentümlichkeit entsprechen, daß die weiße Grundfarbe in eine bunte umgewandelt erscheint. So kann es sich als notwendig erweisen, für die Farbe der Haare mehrere Erbeinheiten in der Formel anzusetzen: jede mit zwei Faktoren (A und a, F und f), die im allgemeinen immer wieder die dreifache Möglichkeit widerspiegeln:

FF Anlage zur Bildung von Farbstoff bei beiden Eltern vorhanden,

Ff Anlage bei einem der beiden Eltern vorhanden und

ff Anlage bei beiden Eltern nicht vorhanden.

Was nun die Mischlingsanlagen Ff oder Aa anbetrifft, so wird die nahe-
liegende Annahme, daß schwarz mit weiß immer grau und farbig mit farblos
immer Zwischenstufen wie rosa oder hellgelb ergeben muß, in der Erfahrung der
Züchter und in der Forschung der Versuchsanstalten meist nicht bestätigt: sehr oft
genügt es, wenn die Anlage bei einem Erzeuger (Parents) vorhanden ist, um
sie beim Mischling äußerlich auftreten zu lassen. Sein Erscheinungsbild
zeigt also in diesem Fall keine zwischenstufige Bildung, sondern nähert sich dem
Vater oder der Mutter oft vollständig. Das Erbbild des Bastards aber bleibt
dem Symbol Aa entsprechend ein zwiespältiges, wie wir bald näher feststellen
werden.

Diese Erscheinung, daß in einer Erbeinheit das eine Merkmal (z. B. schwarz
oder „Pigment vorhanden“) über das andere Merkmal (weiß oder farblos —
bei Augen rötlich, d. h. „Pigment nicht vorhanden“) völlig überwiegt, wird
Dominanz genannt. Man sagt dann: das Erbteil A „überdeckt“ a oder
schwarz „dominiert“ über weiß.

Das eine Erbteil heißt dann überdeckend (dominant), das andere zurück-
tretend (rezessiv). Eine reinerbige schwarzfarbige Sippschaft können wir dann
als „echt“ den mischblütig oder unechten schwarzen gegenüberstellen.

Wenn wir nun zur zahlenmäßigen Darstellung des Verhältnisses zwischen
den Erbmassen und Erbformen der Eltern und den Erbbildern ihrer Nach-
kommenschaft übergehen wollen, so müssen wir uns dabei auf die Grundzüge der
Mendelschen Gesetzmäßigkeiten beschränken, ohne auf den Weg ihrer Entdeckung,
auf die Art der Versuchsanstellung, auf die vielfältigen Beispiele und Erfah-
rungsbelege — noch auch auf die Nutzenwendung und züchterische Verwertung
der gewonnenen Erkenntnisse eingehen zu können.

Wir halten uns also gewissermaßen an ein „Einmaleins mit unbenannten
Zahlen“ und wollen vor allem die in den Erbformeln zum Ausdruck kommenden
Variationsmöglichkeiten verstehen lernen.

Wir sehen, daß eine Erbinheit mit ihren zwei Faktoren A und a zwei reinerbige und eine spalterbige Form oder Sippe voneinander unterscheiden läßt: schwarz, weiß und grau — oder bei überdeckendem Merkmal: „echt schwarz“, „echt weiß“ und „unecht schwarz“. Haben wir es mit Lebewesen zu tun, deren Erbbilder mit zwei Erbinheiten darzustellen sind, so treten neben den Formen: AA BB und aa bb auch die ebenso reinerbigen Formen AA bb und aa BB auf, d. h. es können etwa neben den Sippen „schwarz und lang“ und „weißkurz“ noch zwei reine Linien vorkommen „schwarz-kurz“ und „weiß-lang“ — das sind also vier unterscheidbare reine Linien.

So müssen, wenn wir diese Überlegung fortsetzen, bei drei Erbinheiten sich schon acht und bei $n=4$ Erbinheiten $2^n=6$ reine Linien in dieser Weise unterscheiden lassen usw.

Und nun erst die Fülle der Mischlingsformen! Für 2 Erbinheiten gibt es fünf: AaBB, AaBb, AABb, aaBb und AaBh.

Letztere Form ist in beiden Merkmalen spalterbig, die vier ersten sind halb reinerbig halb mischblütig oder heterozygot in einem Merkmal, homozygot im anderen. Und für drei Erbinheiten haben wir wiederum eine Form, die in allen Merkmalen hybrid oder „unecht“ ist: AaBbCc neben Formen (12), die es in einem und anderen (6), die es in zweien sind (monohybride und trihybride).

Die Buntscheckigkeit wird mit zunehmender Zahl von Erbinheiten schnell größer und größer: bei 22 Einheiten sind es 2^{22} verschiedene Formen. Davon 2^n reine Linien — der Rest sind Bastardformen aller Art.

Dieser kurze Hinweis auf die Welt der großen Zahlen, die hier sich aufstut, war nötig, denn die Natur bietet uns im Tier- und Pflanzenreich, der uns umgibt, und auch in den $1\frac{1}{2}$ Milliarden unserer lieben Mitmenschen nicht schon herausgearbeitete reine Stämme dar, sondern immer nur Gemenge von weniger reinen und vielen unreinen, und es gilt, sich ein Bild davon zu machen, wie weit es gelungen ist, die zum Gewür verflochten Fäden der Abstammungslinien hier und da auseinander zu klauen.

Die Führung haben bei diesem Werk die Begriffe gehabt, die wir schon abgeleitet haben: insonderheit aber der Hauptgedanke der Erhaltung der Erbteile.

Wir wissen zwar, daß er nur in erster Annäherung richtig ist: er ist so weit zutreffend, daß wir von ihm ausgehen können, aus ihm die Regeln der Vererbung ableiten dürfen — und die Zahl der Ausnahmen erweist sich nicht als gar zu groß.

„Erhaltung der Erbteile“ oder „Reinheit der Gameten“ will sagen, daß die Erbformeln der Nachzucht sich aus der Grundannahme ableiten lassen, kein Faktor der elterlichen Formel ginge verloren. Oder genauer: bei der geschlechtlichen Vermehrung treten die Elemente in den Keimzellen, die die Erbteile der Erzeuger weiter tragen, in vielfacher Vermehrung auf, — der größte Teil davon geht wieder zugrunde, doch haben alle Erbteile die gleiche Wahrscheinlichkeit, in der Nachzucht unverändert wieder zu erscheinen.

Besonders deutlich werden uns diese Grundvorstellungen an einem der Mendelschen Gesetze werden, das wir, — ehe wir es unter eine allgemeine Formel bringen — in Worte fassen und als Beispiel für alle Erbschaftszusammenhänge hinstellen wollen: Es lautet:

Entstammt ein Mischlingspaar zweier reinen Linien, die sich durch ein erbliches Merkmal unterscheiden, und hat es eine genügend große Zahl von

unmittelbaren Nachkommen, so werden von diesen annähernd die Hälfte dem elterlichen Bastardtypus entsprechen und je ein Viertel von ihnen jeder der beiden reinen Linien, aus denen die Eltern entstammten, ähnlich sein.

Diese und die übrigen Zählengesetze der Vererbungslehre werden von der Erfahrung um so besser bestätigt, je größer die Zahl der Nachkommen ist. Aber auch für kleinere Nachzuchten behält die Regel ihren Wert, wenn wir daraus folgern, daß für jeden Nachkommen eines Mischlingspaares die Wahrscheinlichkeit doppelt so groß ist, spalterbig zu werden entsprechend den Eltern, wie reinblütig zu werden entsprechend einem der Großeltern.

Den Sinn dieses Hauptgesetzes erfassen wir am besten, wenn wir folgende Vorstellungen festhalten: Wachstum und Fortpflanzung beruhen auf Vermehrung der lebenden Zellen, aus denen Tier und Pflanze bestehen. Zellvermehrung geschieht durch Zellteilung.

Jede Zelle eines durch Zeugung entstandenen Lebewesens hat ein väterliches und ein mütterliches Erbteil in sich (A und a).

Beim Wachstum teilen sich die Körperzellen oder „Zygoten“ gewissermaßen „quer“, d. h. so, daß jeder neue Teil wieder einen Teil von jedem Erbteil miterhält: jede neue Körperzelle umfaßt daher A und a.

Für die Fortpflanzung bilden sich aber besondere Geschlechtszellen gewissermaßen durch „Längs“teilung, so daß von je zwei neuen Teilen oder „Gameten“ der eine den Erbteil A, der andere den Erbteil a allein oder „rein“ aufnimmt.

Und bei der Paarung treffen die Gameten des einen Erzeugers oder „Parens“ — also viele AAA und viele aaa — mit den Gameten des anderen Parens zusammen. Und ist dieser ebenso ein Mischling Aa gewesen, so sind seine Gameten die gleichen: viele A und viele a.

So ist es Sache des Zufalls, ob der Gamet A von der einen Seite mit einem A der anderen Seite zusammentrifft und eine neue Körperzelle AA bildet oder mit einem Gameten a, wobei Aa entsteht. Der gleichzeitig entstandene Gamet der ersten Parens a hat wiederum die gleiche Wahrscheinlichkeit, sei es A von der anderen Seite zu treffen und wieder Aa zu bilden, oder seinesgleichen (a) zu begegnen und so aa entstehen zu lassen. Da von beiden Seiten gleich viel Gameten A und a ins Spiel treten, so wird auf jedes Doppelpaar der Gameten je einmal AA und aa, aber zweimal die Mischform Aa eintreten. Daher: $AA + 2Aa + aa$.

Genau so, wie bei folgendem Beispiel, das wir mit zweierlei Arten oder Karten oder Kugeln nachbilden können:

Wir mischen 2 Kartenspiele. Jedes enthält gleich viel rote Karten (r) und schwarze Karten (s). Vor der Mischung hatten wir in der einen Hand r und s und in der anderen r und s, die wir uns als paarweis geordnet entsprechend den Körperzellen der beiden Bastarde (rs) denken konnten.

Nach der Mischung bilden wir neue „Körperzellen“, d. h. Paare von Karten, wie der Zufall es fügt. Ungleichfarbige Paare (rs) tun wir vor uns hin, rein schwarze Paare nach links (ss), rein rote nach rechts. Es entstehen so drei Haufen und wir werden finden, daß der mittlere (rs) doppelt so stark wird, wie die beiden anderen Haufen rechts und links. Also wieder das Bild: $ss + 2rs + rr$.

So waltet über der Verteilung der Erbanlagen auf die Nachkommen im Einzelnen der blinde Zufall — aber bei zahlreicher Wiederholung der gleichen

Zufallsmöglichkeiten gleicht sich die unberechenbare Willkür des Schicksals aus, und das „Gesetz der großen Zahl“ regiert den Ablauf des Geschehens.

Bei höheren Lebewesen verwirrt sich die Sülle der verschiedensten Anlagen und wird uns erst allmählich für eine Prüfung und begriffliche Erfassung zugänglich. Soweit aber die Voraussetzung von der Erhaltung der Erbteile zu trifft und soweit es uns die Erbeinheiten richtig auseinanderzuhalten gelingt, können wir ein ganz allgemeines Gesetz als Richtschnur hinstellen:

Sind uns die Zahlen der väterlichen Erzeuger für jede unter ihnen vorkommende Erbformel gegeben, so daß wir feststellen können, daß p_1 mal der Faktor A, q_1 mal der Faktor a, p_1 mal der Faktor B, q_1 mal der Faktor b usw. vorkommt, und sind uns die mütterlichen Erbformeln mit den Zahlen ihrer Erbfaktoren ebenso gegeben mit m_1 für A, n_1 für a, m_2 für B usw., so finden wir die Erbformeln der unmittelbaren Nachkommen (F_1) und die relative Häufigkeit ihrer Entstehung aus der Formel:

$$F_1 = (p_1 A + e_1 a) (p_2 B + e_2 b) \dots \times (m_1 A + n_1 a) (m_2 B + n_2 b) \dots$$

Wir wollen uns hüten, sofort zur algebraischen Auswertung dieses Binomprodukt in seiner ganzen Ausdehnung überzugehen und uns damit begnügen, stufenweise von den allereinfachsten Fällen zu größerer Verwickelung überzugehen. Eine Paarung zweier durch ihre Formeln gegebenen Erzeuger deuten wir durch $\ddagger$ an.

Es sei nur ein Vater und eine Mutter gegeben, nur eine Erbeinheit wäre in Betracht zu ziehen und die wäre für beide Erzeuger dieselbe — und zwar eine reinerbige: AA. Auf der väterlichen¹⁾ Seite kommt A zweimal vor $p_1 = 2$, und auf der mütterlichen ebenso $m_1 = 2$. P = Formel der Eltern: AA $\ddagger$ AA Nachzucht: $F_1 = 2A \times 2A = 4AA$. Daraus: erstes Gesetz Reinzucht oder Paarung innerhalb einer reinen Linie (AA). Die unmittelbaren Nachkommen sind untereinander und mit den Eltern wesensgleich und alle reinerbig (AA).

Ebenso einfach ist die zweite Stufe:

P Eltern: AA $\ddagger$ aa

Nachzucht:

also $p_1 = 2$ $n_1 = 2$ daraus: $F_1 = 2A \times 2a = 4Aa$

alle anderen = 0

Also, zweites Gesetz: Kreuzung reinblütiger Eltern (AA und aa). Die unmittelbaren Nachkommen sind untereinander wesensgleich und alle spalterbig, mithin alle von den Eltern im Erbbilde verschieden (Aa).

¹⁾ Alle anderen Faktoren der Formel für F_1 sind hierbei gleich Null.

(Sortierung folgt.)

Bild der Lage.

(Abgeschlossen am 18. April 1922.)

Von Dr. Erich Kühn, München.

1.

Da man seine ganzen Gedanken sagen muß, so glaube ich wohl, daß bei den europäischen Völkern die Demokratie diejenige Form sein wird, welche die Völker sich geben werden, die auf sich verzichten und die des Lebens überdrüssig sind, und die sich darin fügen werden, von irgendwem erobert zu sein, da es ihnen gleichgültig wird, von einer fremden oder einheimischen Aristokratie regiert zu sein. Ja, ich glaube, daß bei den europäischen Völkern die Demokratie nichts anderes sein wird als ein Zeichen nationaler Schwäche und demnach die Ursache des nationalen Untergangs.“

So hat, nach Hans Wram,¹⁾ vor bald zwei Jahrzehnten der französische Schriftsteller Émile Saguet prophezeit. Während des Krieges wurde sein Vaterland so gut wie diktatorisch geleitet, und der nationale Instinkt und die völkische Lebensenergie haben es nicht nur verhindert, daß die Form der Demokratie für Frankreich den nationalen Untergang brachte, sondern dies Land, welches durch die Jahrhunderte mit chauvinistischem, imperialistischen Angriffsgeist erfüllt geblieben ist, zum augenblicklichen Herrn Europas gemacht.

Für Deutschland dagegen ist die Demokratie unverkennbar der deutlichste Ausdruck „nationaler Schwäche und demnach die Ursache nationalen Untergangs“ gewesen. Die Vergiftung durch eine durch und durch undeutsche Presse hat es sogar noch weiter gebracht, als es jene Weissagung Saguets andeutet: die eingeborene, einheimische, mit der Geschichte und der Größe des Landes tausendfach verwachsene Aristokratie darf, ohne daß sich ein Höllengelächter erhebt, von jener Presse als „Fremdherrschaft“ verletzert werden, während die internationale jüdische Herrschaft als willkommener Bundesgenosse der Arbeiterschaft gilt — solange, bis, wie in Rußland, die jüdische „Aristokratie“ ihr wahres Raubtierantlitz zeigt. Die „Umwertung der Werte“ durch jene Presse geht ja auch so weit, daß man einen Deutschbalten, jetzigen Preußen, wie den Professor Freiherrn v. Freytag-Loringhoven in Breslau, einen Mann mit kerndeutscher Gesinnung, oder den ausgezeichneten Führer der Nationalsozialisten in München, den Deutsch-Österreicher Adolf Hitler, zur Ausweisung als „lästiger Ausländer“ empfiehlt, nur, weil diese Männer im besten Sinne des Wortes gegen die angemaßte Judenerrschaft bei uns aufzutreten wagen. Daß jene Presse derartige Ungereimtheiten ungestraft drucken darf, zeigt unsere nationale Gesinnungsverlumpung.

Daß man aber auf seiten der Umstürzler, die uns die Demokratie und damit den Niedergang des nationalen Willens mit samt dem Verzicht auf staatliche Energie beschert haben, sich der Zusammenhänge wohl bewußt ist und nichts mehr fürchtet als die Wiedererweckung des völkischen Lebenstriebes, das bewiesen die Worte, die in der Aussprache über die anstößige Reparationsnote im Reichstag am 29. März der Unabhängige Dr. Breitscheid sprach. Er sagte: „Die Note der Reparations-

¹⁾ Hans Wram, „Demokratie und Vaterland“ — eine nicht sehr umfangreiche, lesenswerte Schrift, erschienen in der Druckerei Wilhelm Müller, Hamburg.

Kommission hat in allen Volksschichten, auch denen meiner Partei, den stärksten Unwillen hervorgerufen. Diese berechtigte Stimmung würde freilich wirksamer sein, wenn nicht ein großer Teil der bürgerlichen Presse, auch ein Teil der demokratischen Presse, Töne angeschlagen hätte, als müsse der Gedanke der Wehrkraft des deutschen Volkes neu belebt werden.“¹⁾ — Da hat man die Angst vor der allmählich wieder sieghaft aufleuchtenden Wahrheit, daß mit der Zerschlagung der Wehrkraft unser Unheil begonnen hat; unmittelbar aber auch das Eingeständnis, daß man Erfüllungspolitik treibt, damit um Gottes willen eine Wiederaufrichtung der Wehrmacht nicht nötig wird. Denn diese ist natürlich gleichbedeutend mit dem Sturz der Umstürzler. Deshalb das sinnlose Anklammern an den gescheiterten Erfüllungsgedanken und das unwürdige und blinde Hetzen über den „Ton“ der Reparationsnote: „Der einzige Erfolg, den die Entente damit erzielt, ist die Stärkung des Nationalismus“ (Breitscheid). Daß ein solcher Verräter am nationalen Geist noch weiter Anhänger findet, ist abermals ein Zeichen von Gesinnungsverlumpung. Breitscheid allerdings tröstet sich und seine Freunde mit der Tatsache, daß die Erfüllungspolitik „wenigstens für dies Jahr, eine Herabsetzung unserer Leistungen um den Betrag von mehr als einer Milliarde Gold bringt“. Das ist allerdings ein fabelhafter Erfolg angesichts der ungezählten Milliarden, die wir unter Vernichtung unserer Volkswirtschaft schon gezahlt haben und noch zahlen werden, so daß wir — nach Breitscheid — dafür unser staatliches Hoheits- und Selbstbestimmungsrecht wohl seelenruhig drangeben könnten! Das Tragikomische für solche Verzicht- und Niedergangsgeister — im Anklang an die vom „Vorwärts“ geprägte Bezeichnung „Nationalunten“²⁾ sollte man sie in Zukunft „Internationalunten“ nennen — ist aber die Tatsache, daß trotz der Hundedemut der Erfüllungspolitik die Franzosen stark mit dem Gedanken eines Einmarsches ins Ruhrgebiet liebäugeln oder zum mindesten geliebäugelt haben, da der französische Kommandant von Düsseldorf zwei kommunistische „deutsche“ Schriftleiter ausgefragt hat, wie sich wohl die Arbeiterschaft des Ruhrgebietes zu einem Einmarsch stellen würde.³⁾

Und abermals kam der Pferdefuß zum Vorschein, als Dr. Breitscheid angesichts der jetzigen Lage eine stärkere Erfassung der Sachwerte, die Sozialisierung des Bergbaues und Ersparnisse bei den Ausgaben für Heer und Marine empfahl. Natürlich, die äußere Not des Vaterlandes ist ja nur dazu da, Parteiprogrammpunkte zur Erfüllung zu bringen! Mit der Not würde auch die Gelegenheit dazu verschwinden, also muß man alles tun, um die Not noch größer zu machen. — Wenn die Demokratie solche Führer auf den Plan ruft, kann man sich allerdings über den „nationalen Untergang“ nicht wundern.

Der Abgeordnete Erlenz scheint allerdings anderer Ansicht zu sein. Er behauptet — er scheint Idealist zu sein —: „Der fundamentale Grundsatz des demokratischen Denkens ist die freie Selbstverantwortung des Staatsbürgers für die Gesamtheit“. Leider ist bisher bei uns in Wirklichkeit das Gegenteil der Fall. Bei den Linksparteien ist von Verantwortungsgefühl für die Gesamtheit kaum ein Hauch zu spüren, das Parteiinteresse gibt überwiegend den Ausschlag, und selbst wenn Verantwortung vorhanden

¹⁾ Nach dem Bericht des „Berliner Tageblattes“ Nr. 151 vom 30. März ds. Js.

²⁾ „Vorwärts“ Nr. 149 vom 29. März ds. Js., zweite Beilage.

³⁾ „München Augsburger Abendzeitung“ Nr. 140 vom 2. April ds. Js.

wäre, ginge sie unter in anonymen Mehrheitsbeschlüssen. Bismarck, der ja schließlich in der Politik und über die Arbeit des Parlamentes auch einige Erfahrung besaß, sagte am 1. Dezember 1874 im Reichstag: „Welche Bürgschaft einer moralischen Verantwortlichkeit haben Sie denn bei jeder anderen Einrichtung, die nicht auf eine einzelne Person gestellt wäre? Geradezu gar keine! ... Sie können die Verantwortlichkeit nur bei einem Individuum suchen, niemals meines Erachtens bei einem Kollegium, wo jeder berechtigt ist, sich damit zu entschuldigen, er hätte wohl gewollt, aber die andern nicht, und wo keiner weiß, wer der andere und wer der eine ist.“ — Auch Herr Erkelenz wird nicht leugnen, daß in unserer Demokratie alles auf ein „Kollegium“, nichts auf das „Individuum“ abgestellt ist, und daß daher das Verantwortungsgefühl für die Gesamtheit nicht wächst, sondern sinkt.

2.

Mit unserem armen Volk wird Schindluder getrieben. Immer wieder wird ihm die freche Komödie von der „verdorrten Hand“ vorgespielt. Regierung und Parlament versagen nicht nur, sie führen das Volk obendrein noch an der Nase. „Das ist auch eine Schwäche unserer parlamentarischen Einrichtungen, daß die Leute, die jemand gewählt haben, über ihn selten die Wahrheit erfahren, insoweit er nicht für gut findet, sie ihnen selbst zu sagen“ hat abermals Bismarck gesagt. (Im Reichstag, am 26. März 1886.) Nun — die Parteipresse ist dazu da, über die Abgeordneten nur Rühmendes zu verbreiten. So hat man auch in der Presse der Regierungsparteien ein riesiges Aufheben von den Worten und Gesten gemacht, mit denen der Reichskanzler die ungeheuerlichen Forderungen der Reparationskommission zurückwies. Daß diese Forderungen aber nur die logische Folge der auf alle Mannhaftigkeit verzichtenden Regierungspolitik sind — denn Nachgiebigkeit sättigt nicht, sondern reizt den Hunger —, davon weiß diese Presse nie etwas zu melden, da letzten Endes die Politik aller Regierungsparteien — Bismarck nannte sie Reichsfeinde — unter die anläßlich der Worte des Dr. Breitscheid soeben gekennzeichneten Gesichtspunkte gestellt ist. Angesichts dieser über alle Verträge und Zusicherungen hinausgehenden Forderungen mit ihren unerhörten Eingriffen in unser staatliches Innenleben wirtschaftlicher und politischer Art raffte sich die Vertretung des deutschen Volkes in ihrer Mehrheit zu der fabelhaften Tat auf — die Erklärungen des Reichskanzlers zu billigen. Also: man billigte Erklärungen, anstatt fest umrissene Taten zu verlangen! Wenn das nicht Schindluder treiben heißt mit den Belangen des Volkes, was denn sonst? Die „Deutsche Tageszeitung“ wies mit Recht auf den Widerspruch — um nicht zu sagen: auf die innere Unwahrhaftigkeit! — hin, die darin lag, daß Wirth eine von weitem ganz erfreulich anzuhörende Rede gegen den Wahnsinn der Reparationsforderungen hielt, ohne zu merken, daß er damit seine ganze eigene Politik der „Erfüllung“ in Grund und Boden verdammt. „Es ist kein erhebendes Bild, zu sehen, wie die Regierung eines Sechzigmillionenvolkes mit halben Erkenntnissen politische Wirkungen erzielen will, um sich damit um die ganze Erkenntnis herumzudrücken.“¹⁾ Wirklich, es wäre nur folgerichtig

¹⁾ Vgl. den Aufsatz „Demokratie und Gesinnung“ im „Berliner Tageblatt“ Nr. 152 vom 30. März ds. Js.

²⁾ „Deutsche Tageszeitung“ Nr. 149 vom 29. März ds. Js.

und ehrlich gewesen, wenn der Reichstag den Mut aufgebracht hätte, den von den Deutschnationalen eingebrachten Antrag anzunehmen, in dem es hieß:

„Angesichts der jetzt vor aller Welt als verfehlt und verhängnisvollerwiesenen Politik des Reichskanzlers, wie sie zuletzt in der Note an die Reparationskommission vom 28. Januar zum Ausdruck kommt, und angesichts des auch jetzt noch in der Erklärung des Reichskanzlers zutage tretenden Willens, den falschen und verhängnisvollen Weg weiter zu gehen, hat der Reichstag nicht die Zuversicht, daß es einer von dem gegenwärtigen Reichskanzler geleiteten Regierung gelingen wird, das Reich aus der schweren Lage herauszuführen. Aus diesem Grunde versagt der Reichstag der Reichsregierung das Vertrauen, dessen sie nach der Reichsverfassung zur Führung der Geschäfte bedarf.“

Freilich — wer das annahm, mußte sich dann auch zu der Tatsache bekennen, daß wir in unserer Lage nicht das mindeste vom „Weltgewissen“, von der „internationalen Solidarität“ oder vom „Völkerbund“ zu erwarten haben, sondern alles nur einzig und allein von unserem Willen und unserer geschlossenen nationalen Energie. Das allerdings hätte ja dann ausgesehen, „als müsse der Gedanke der Wehrkraft des deutschen Volkes neu belebt werden“. Huh!

Wer tiefer sieht, wird bei einer parlamentarischen Komödie, wie sie so ein ganz unverbindliches Votum mit der Billigung der Wirthschen Erklärungen im Grunde darstellt, von Scham und Ekel erfaßt. Glaubt denn wirklich jemand, die Parteien, welche einen Wirth, einen Rathenau herausstellen, nur damit sie die, eine moralische Rechtfertigung der Novemberrevolution vormimende Politik im Sinne dieser Parteien treiben, würden ihren „Erponenten“ das Vertrauensvotum versagen? Wenn die Mitschuldigen zu beschließen haben, werden sie doch nie etwas anderes beschließen, als daß sie unschuldig sind. Sie wären ja auch schon dumm, wenn sie etwas anderes täten. Ein derartiges Spiel aber ernst zu nehmen — dazu gehört schon naive Blindheit oder innere Verlogenheit. Vielleicht kommen die Wähler eher dahinter, als die Abgeordneten. Wenn eine Mehrheit immer die Ansicht vertreten hat, zwei mal zwei sei fünf — die Behauptung von der Durchführbarkeit der Erfüllungspolitik ist ja nichts anderes — kann man nicht erwarten, sie werde plötzlich „beschließen“, zwei mal zwei sei doch vier.

„Wäre Dr. Wirth ein Politiker des alten Systems mit jenen veralteten Auffassungen von politischer Ehre und politischem Anstand, die heute als überholt gelten, so wäre es natürlich selbstverständlich gewesen, daß er bei Empfang der gegnerischen Note sofort das Feld seiner Betätigung in der Öffentlichkeit einem Nachfolger freigegeben hätte. Denn mit dieser Note hat die angebliche Grundidee seiner Erfüllungspolitik endgültig abgewirtschaftet,“ sagt Walter Baumeister mit voller Berechtigung,¹⁾ — aber die Reichstagsmehrheit hat ein Lebensinteresse daran, ihm zu bestätigen, daß er Recht hat. Also bleibt er, und der Wahnsinn geht weiter. Segen des Parlamentarismus! Verantwortungsgefühl für die Gesamtheit!

Es ist ein logisches Ünding, durch Abstimmung feststellen zu wollen, ob eine Politik richtig oder falsch ist, wenn die Abstimmenden sozusagen „befangen“

¹⁾ Vgl. den Aufsatz „Die Politik der Illusionen“ in der Wochenschrift „Die Tradition“ Heft 1 vom 1. April ds. Js.

sind. Man treibt ja den Überwitz neuerdings aber sogar noch weiter, indem man darüber abstimmen läßt, ob irgendeine Handlung moralisch einwandfrei oder nicht ist. Siehe den Fall Hermes! Ebenfogut kann man ja schließlich auch einmal über das Dasein Gottes „abstimmen“ lassen. — Daß Stresemann, um ja nicht den etwaigen Anschluß an eine etwaige spätere Koalitionserweiterung zu verpassen, für Wirth stimmen ließ, war eigentlich bei der ganzen Vergangenheit dieses Umfall-Titanen nicht anders zu erwarten. Neugierig muß man nur sein, ob er von Partei wegen Herrn Stinnes maßregeln lassen wird, der da erklärte, er dachte nicht daran, Wirth ein Vertrauensvotum abzugeben.

Ja ja — „es gibt kein parlamentarisch regiertes Land, in dem große Parteien eine solche idiotische Angst vor der Annahme von Vertrauensvoten hätten, wie das hierzulande der Fall ist“. Damit suchte der „Vorwärts“¹⁾ die Annahme der Stresemannpartei schmachhaft zu machen — wie man sieht, mit Erfolg.

5.

Inzwischen tagt die Konferenz von Genua. Bezeichnenderweise fand Zeitungsmeldungen zufolge ihre Eröffnung nicht im Königlichen Palast, dem sonstigen Tagungsort, sondern in einem Bankpalast statt, damit der innige Zusammenhang der Zusammenkunft mit der Valutaspekulation auch öffentlich kundgetan würde. An schönen Reden hat es bisher nicht gefehlt und wird es gewiß auch weiter nicht fehlen. Durch einige Erfahrungen gewitzigt, täte man gut, das Gegenteil von dem zu erwarten, was dort gesprochen wird. Aber wer denkt an Erfahrungen, wenn die geschmeidige Presse eine fabelhafte Stimmungsmache entfaltet und schon fast vor Beginn der Verhandlung glückhafte Ergebnisse zu melden weiß? Sollte die Presse recht behalten, dürfte das Glück wohl wieder mehr auf Seiten der Feinde Deutschlands liegen, und es bliebe nur zu untersuchen, ob die Regierung in Berlin²⁾ ihnen endgültig zuzurechnen ist oder nicht. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ — nicht an ihren schönen Worten. Rathenau soll zwar am 15. April erklärt haben, „Vor acht Tagen wird kein Wort aus unserem Munde kommen“.³⁾ Er hat aber doch schon früher geredet. Wenn Lloyd George am Eröffnungstage die Rede Wirths gehalten hätte und aus dem Munde der Feinde das Wort von der Bereitschaft aller gefallen wäre, „für das Wohl des Ganzen auch Opfer zu bringen“; oder wenn ein Barthou von dem „Grundsatz der Gleichberechtigung aller Völker“ gesprochen hätte; wenn de Sacta „die gemeinsame Überzeugung aller vertretenen Nationen“ zum Ausdruck gebracht hätte — dann könnte man vielleicht! für Deutschland einiges hoffen. Da aber ausgerechnet Wirth diese Wendungen gebrauchte, die im Munde des Vertreters des ausgeraubten, ohnmächtigen Deutschlands wie grösste Phrasen wirkten, hätte er doch lieber das Rathenausche Schweigegebot innehalten sollen. Obendrein hatte man schon vorher von West und Ost die Lösung ausgegeben, und Barthou bekräftigte es in Genua selbst: „Bestehende Verträge dürfen nicht erörtert werden.“ Also ist die Hoffnung, in Genua könne die Wurzel alles Übels, die Wurzel alles „Mißtrauens“, die Wurzel aller

¹⁾ „Vorwärts“ Nr. 151 vom 30. März ds. Js.

²⁾ 33 % der „deutschen“ Vertreter in Genua sind Juden. Es scheint ein Zionistenkongreß zu sein.

³⁾ München-Augsburger Abendzeitung Nr. 161 vom 16. April ds. Js.

„wirtschaftlichen Krankheit“, die Wurzel aller „Differenzen“ beseitigt werden, nämlich der Vertrag von Versailles, durchaus hinfällig, und damit wird die ganze Hoffnung sinnlos, man käme irgendwie voran, wenn man sich entschließt, „die wirtschaftlichen Probleme als rein wirtschaftliche zu erkennen und sie von den politischen Zielen und Differenzen loszulösen“, wie Herr Wirth so tiefsinnig sagte. Das ist eine unmögliche Einstellung. Wirth ist Vertreter Deutschlands, wenigstens dem Namen nach, nicht Vertreter der Weltwirtschaft. A. G. Deutschlands Krankheit ist eine politische; man kann sie nur mit politischen Heilmitteln beseitigen. Das blinde Starren auf die „Wirtschaft“ allein, wie es unsere Vertreter aus sehr naheliegenden Gründen belieben, ist der Grundfehler, an dem das wilhelminische Deutschland mit scheiterte. Da der Vertrag von Versailles in Genua nicht besprochen werden darf, haben unsere Vertreter eigentlich dort nichts zu suchen, haben wir von dort nichts zu hoffen. Bevor wir nicht Vertreter haben, welche wieder den Schritt zur nationalen Machtpolitik zurückgetan haben, welche nach aller geschichtlichen Erfahrung allein die Grundlage staatlichen Gedeihens bildet, sind wir verloren. Die Einstellung der Wirth und Rathenau bedeutet die offene, endgültige Kapitulation vor Versailles, d. h. vor dem internationalen Kapital, und damit unseren nationalen Untergang. Zum Überfluß kam noch die ungeschickte Veröffentlichung des deutsch-russischen Abkommens, das uns die Überschwemmung mit bolschewistischen Agenten bringen wird. Jede nationale Regung ersticht diese Berliner Regierung mit der Losung „Man darf den Feind nicht reizen!“ Daß diese Losung nicht sachlich-politischen, sondern rein parteitaktischen Gründen entspringt, haben die Wirth-Rathenau jetzt selbst dargetan. Was hat die Feinde mehr „gereizt“ als das deutsch-russische Abkommen? — Rathenau und Wirth sollen zurücktreten, Ebert auch.

Die Heilung Deutschlands kommt nicht von außen, sondern ganz allein von innen. Vom republikanischen Parlamentarismus und seinen „Exponenten“, die internationale Wirtschaftskonzerne an Stelle nationalen Eigenlebens bezwecken, ist keine Rettung zu erwarten. Er ist „Ursache des nationalen Untergangs“. Die durch die jüdische Presse heillos zerspaltene und zerklüftete Masse ist trotz aller „Freiheit“ ohnmächtig und heimlichen Finanzgewalten schonungslos ausgeliefert. Deutschland ist überreif für die Diktatur! Möge sie bald kommen — ehe es zu spät ist.

Von den Nationen.

An Glück und Leid, an Ruhm und Unheil empfängt stets eine jede Nation genau, was sie verdient.
v. Sybel.

Es kann keinen größeren Irrtum geben, als zu glauben, Nationen könnten großmütig und uneigennützig gegeneinander handeln. Dies ist eine Täuschung, die ein gerechter Stolz beizeiten von sich werfen sollte.
G. Washington.



Bücherschau.

Die neue Front, herausgegeben von Moeller van den Bruck, Heinrich von Gleichen, Max Hilbertz Böhm. Gebrüder Paetel Verlag (Dr. Georg Paetel) Berlin. (Preis geb. M. 60.—, gebunden M. 90.—.)

Eine neue Front? Haben wir in unserem politisch so zerklüfteten Vaterland Bedürfnis nach einer neuen Front, also nach neuen Gegensätzen, nach Vertiefung des Risses, der durch unser Volk geht? Die neue Front, die hier die „Jungen in der Politik“ schaffen wollen, will nicht spalten, sondern einen. Sie will keine neuen Gegensätze der Klassen und Parteien schaffen, sondern sie will alle Schichten zusammenfassen, die den Willen haben, das Vaterland über die Partei zu stellen. Damit freilich wäre noch nicht viel gesagt. Diesen schönen Grundsatz nimmt schließlich jede Partei für sich in Anspruch. Was die Kämpfer der neuen Front eint, ist das deutsche Volkstum, ist all das, was aus den natürlichen Kräften dieses Volkstums geboren ist und dazu dient, es jung und kräftig zu erhalten. Fest und geschlossen steht die Front im Kampf gegen die äußeren Feinde und ihren Vernichtungswillen, im Kampf gegen die Ideen der westlichen Zivilisation in ihren Haupterscheinungen: Liberalismus, Demokratie, Sozialismus. Diesen drei fremdartigen Aufspaltungen auf den Baum deutschen staatlichen und völkischen Lebens stellen sie die deutsche organische Staatsauffassung entgegen. Ihnen ist das Volk und das Volkstum alles, der Staat nur Mittel zum Zweck. In der Außenpolitik eint sie der harte Wille, auch gegenüber übermächtigen Feinden Deutschlands Geltung durchzusetzen, die politischen Möglichkeiten auszunutzen und die nationale Würde zu wahren. Im Kampf der Klassen steht ihnen voran, daß Arbeiter wie Unternehmer deutsche Menschen sind, die über dem Kampf um ihre Lebensbedürfnisse nicht das vergessen dürfen, was sie eint, die sich freimachen müssen von artfremder Beeinflussung, wie sie der Kapitalismus und der Marxismus darstellen. Schroff wendet sich die neue Front gegen den Materialismus, der die vergangenen Jahrzehnte beherrscht hat und der nach ihrer Meinung vor allem dem Zusammenbruch Deutschlands verschuldet hat. Mit beiden Füßen steht die neue Front fest auf dem Boden des deutschen Idealismus, dem nicht der Verstand alleinige Richtschnur ist, der im Gegenteil mit ganzer Seele erleben, erschauen und erfassen will. Messen wir die Anschauungen der neuen Front an denen, die in „Deutschlands Erneuerung“ vertreten werden, so finden wir weithin

Übereinstimmung. Die Jugend, die hier zu Wort kommt, denkt in manchem etwas „objektiver“, in manchem noch idealistischer, als es auf diesen Blättern üblich ist. Dies kann aber nicht hindern, daß wir uns ihnen in der Gesinnung und im Willen verbunden fühlen, daß wir sie grüßen als wehrhafte Mitstreiter für Deutschlands Erneuerung.

Es ist leider unmöglich, auf die Aufsätze der 32 Mitarbeiter im Einzelnen einzugehen. Hingewiesen sei nur auf einige, auf die die Leser von „Deutschlands Erneuerung“ in erster Linie aufmerksam gemacht werden sollen, um ihnen Lust zu machen, das wertvolle Buch zu erwerben:

Moeller van den Bruck: An Liberalismus geben die Völker zugrunde;

Wilh. Stapel: Volk und Volkstum;

A. B. Ritter: Religiöse Grundeinstellung der Jugend;

Walter Lambach: Verinnerlichung des Klassenkampfes;

Hermann Albrecht: Nach Ostland wollen wir fahren;

Paul Ernst: Rasse (könnte nach unserer Anschauung noch etwas schärfer gefaßt werden);

Heinrich von Gleichen: Staatsführung ist Krisis;

Helmut Göring: Macht und Staat;

Georg Escherich: Selbsthilfe und Staat.

Jeder, der im Phrasengellingel der Tagespolitik nach gut deutschen politischen Gedanken sucht, jeder, der sich freimachen will von der Enge eines Parteistandpunktes, jeder der seinem deutschen Volk aus dem Dunkel zum Lichte emporhelfen will, kann aus diesem Buch, das eine Reihe schöpferischer Menschen eint, reiche Anregung holen.

Dr. L.

Houston Stewart Chamberlain: Mensch und Gott. Betrachtungen über Religion und Christentum. München 1921 bei J. Bruckmann A.-G. Preis gebunden M. 36.—.

Unserer Zeit in dem Bilde großer und reiner Menschen wahres Menschentum vor Augen zu stellen, das kann man vielleicht als den Sinn von Chamberlains Lebensarbeit betrachten. Solch wahren Menschentum ist die entartete Gegenwart mehr entfremdet als wohl irgend eine frühere, und von wahrer Menschengröße will sie in ihrer blinden Schwärmerei für die allgemeine Gleichheit nichts wissen. Umso dringender tut ihr solche Erinnerung not. Nur wenn unsere Zeit sich wieder zu dem Glauben an das Große und Edle aufrafft, kann sie wahrhaft genesen. Darum darf man die

Verbreitung, welche Chamberlains Schriften heute finden, als einen erfreulichen Vorboten künftiger Gesundung begrüßen.

Der wahre Mensch vollendet sich in der Religion. So wurde Chamberlain von den verschiedensten Seiten immer wieder zu diesem Mittelpunkt des Lebens hingeführt; in ihm erneuert das vorliegende Werk seinen Standpunkt. Nur der Gott suchende Mensch ist wahrhaft Mensch, sagt uns Chamberlain, und ein trüber Blick fällt auf unsere Zeit, der Gott zu suchen als das unnütze Geschäft gilt, die kaum mehr weiß, daß man ihn suchen kann und muß. Mit dem Weitblick, den wir an Chamberlains Werken gewohnt sind, wird die gesamte Entwicklung des religiösen Bewusstseins, zumal im Christentum überschaut; der Gedanke des Mittlers zwischen Mensch und Gott steht im Vordergrund. Besonders bewährt sich darum Chamberlains Meisterschaft anschaulicher Darstellung in der Schilderung Jesus und seines Wirkens. Die Stellung der Evangelisten und des Paulus wird klar herausgearbeitet. Es ist der alte protestantische Gedanke, der Chamberlain leitet, das Bild des Heilands unter den Übermalungen späterer Zeit in seiner reinen Gestalt wieder aufzudecken. Mit großer Genauigkeit ist die wissenschaftliche Forschung dabei ausgenutzt. Zwischen diesem wahren Bilde und dem von der Kirche gebotenen sieht Chamberlain fast nur den Gegensatz. Ich kann hier nicht ausführen, weshalb ich glaube, daß er dabei nicht immer ganz billig urteilt. Manches von dem, was er über den Unterschied von kirchlicher Wertgerechtigkeit und christlicher Gnadenlehre ausführt, ist doch alter Glaubensbesitz des Protestantismus. Und auch die Überführung der christlichen Religion in ein bestimmteres Lehrgebäude werden wir vielleicht weniger ungünstig beurteilen, wenn wir uns klar machen, daß hier der Geist des größten Griechen, der Geist Platons, vor allem am Werke war. Nicht machtgierige Priester, sondern tief religiös erregte Denker sind es gewesen, die das christliche Lehrgebäude errichteten. Für den Mißbrauch, der mit ihrem Gedanken getrieben wurde, sind sie ebensowenig verantwortlich zu machen, wie unsere großen philosophischen Staatslehrer für die Verwirrung, welche ihre als Schlagworte der Parteien mißbrauchten Gedanken in den Köpfen der heutigen Menschen anrichten.

Das Buch trägt Kräfte in sich, die zu einer Erneuerung des christlichen Geistes in der Gegenwart wirksam helfen können. Möchten seine Mahnungen viele offene Ohren finden! M. Wundt.

Vom Weltkriege. Vor uns liegen eine Reihe von Büchern, die einzelne Episoden aus dem Weltkriege behandeln, von größerem oder geringerem Interesse sind, die man aber alle gelesen haben muß, wenn man sich über diesen Krieg einigermaßen orientieren will. Sie sind alle in dem Verlage von August Scherl erschienen und beleuchten vor allem die deutsche Heerführung, zunächst in den wichtigsten Anfangsperioden des Krieges.

Da ist zunächst der Bericht des Feldmarschalls Bülow, der das Schicksal Deutschlands in der Marneschlacht in der Hand hielt: Mein Bericht zur Marneschlacht. Der Verfasser schildert zunächst die Taten der 2. Armee bis zu jener verhängnisvollen Schlacht, gibt aber kein klares Bild von den Ursachen, die zu dem deutschen Rückzuge nach der taktisch gewonnenen Schlacht führten. Meines Erachtens sind sowohl die Befehle der Obersten Heeresleitung, als auch die verfehlten Maßnahmen des Feldmarschalls daran Schuld.

Das Buch behandelt ferner die Schlacht an der Aisne und die Maßnahmen der ursprünglichen 2. Armee bis zu deren Auflösung Anfang Oktober. Das Buch ist als Quellenwerk im höchsten Grade lesenswert.

Mit der Marneschlacht und der von Tannenberg beschäftigt sich auch das Werk des General von Francois: Marneschlacht und Tannenberg. Er schildert zunächst die Ereignisse bis zur Marneschlacht und dann diese selbst. Dieser Teil ist voller geistreicher Aussprüche bei der Behandlung allgemeiner Fragen. Aufmarsch, Feldzugsplan und Stärke-Verhältnisse werden besprochen, dann die Schlacht selbst. Die Kritik ist meistens treffend, aber nicht überall erschöpfend. Besonders interessant ist der Abschnitt, der die Schlacht von Tannenberg behandelt, weil hier der Verfasser persönlich beteiligt war; er befehligte das I. Armeekorps. Er behandelt daher von Anfang an den ganzen Feldzug: den Aufmarsch sowohl wie den Grenzrieg, das Gefecht von Stallupönen, wie die Schlacht bei Gumbinnen, um aus dieser Entwicklung heraus, sein Hauptthema, die Schlacht von Tannenberg, zur Darstellung zu bringen, dem sich dann die Schilderung der Schlacht an den Masurischen Seen anschließt. Die Ereignisse werden eingehend erzählt, und man gewinnt ein anschauliches Bild, von den Vorgängen in Ostpreußen, durch die zwei russische Armeen so gut wie vernichtet wurden. Wir können das Buch nur dringend empfehlen. Einen weiteren Beitrag zur Beurteilung der Marneschlacht liefert das Buch des Generalmajors Baumgarten-Crusius: Deutsche Heerführung im Marnefeldzug 1914.

Es zerfällt in drei Abschnitte, von denen der erste die Vorgänge bis Paris und über die Marne kurz behandelt, der zweite die Schlacht im Marnebecken selbst darstellt und der letzte den Rückzug nach der Schlacht bespricht. Der Verfasser liefert einen lesenswerten Beitrag zur Beurteilung der Schlacht. Er sieht den Hauptmangel der Deutschen in dem Fehlen eiserner Charaktere, die dem gewaltigen Schicksal gewachsen gewesen wären, und er zeigt, daß vor allem der General von Moltke, der preussische Generalstabchef, zwar ein durchaus vornehmer und wahrhafter Mann, den Anforderungen einer solchen Heeresleitung aber nicht gewachsen gewesen wäre.

Auf ein ganz anderes Gebiet führt uns das Buch des Admiral Scheer: *Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg*, in dessen Mittelpunkt die Stagerrath-Schlacht steht, in der wir einen unzweifelhaften Sieg über die englische Flotte erzielten, was trotz aller Verdunkelungs-Versuche hier festgestellt sei. Zunächst wird die Tätigkeit der Flotte bis zur Stagerrath-Schlacht dargestellt, eine Zeit, in der sie durch den Befehl gebunden war, nur unter besonders günstigen Umständen eine Schlacht zu wagen. Dann kam ein frischerer Zug in die Operationen, weil Admiral Scheer das Flotten-Kommando übernahm. Die freieren Maßnahmen führten dann zur Schlacht gegen die englische Flotte, die zersprengt wurde. Nachdem dann noch die Luftschiff-Angriffe dargestellt worden sind, bringt der dritte Abschnitt den Ubootkrieg. Er läßt das Schwanken unserer Politik und die dementsprechenden halben Maßregeln im Ubootkrieg deutlich erkennen, und wenn auch zuletzt eine Seekriegsleitung eingeführt wurde, die alle Zweige der Flottentätigkeit umfaßte, und die man Scheers bewährten Händen anvertraute, so kam diese Einrichtung doch zu spät, um noch einen entscheidenden Einfluß auf das Kriegsende ausüben zu können. Auch die Expedition gegen die baltischen Inseln, die hier erwähnt wird, brachte keinerlei Entscheidung. Das Schicksal, das durch unsere schwankende politische und maritime Haltung herausgefordert war, hatte seinen Lauf. Das Buch enthält ungeheuer viel des Interessanten und kann nur auf das Dringendste empfohlen werden.

Wieder auf ein ganz anders Gebiet führen uns die Aufzeichnungen des General Liman von Sanders: *Fünf Jahre Türkei*. Die Tätigkeit der deutschen Militärmission in der Türkei wird nur kurz besprochen. Das Hauptgewicht liegt auf der Darstellung des Weltkrieges. Hier sehen wir, wie wenig seitens der Türkei und auch Deutschlands geschehen war, um den sichtlich kommenden Krieg vorzubereiten, und lernen die vollständige Unfähigkeit der Türkei kennen, einen

ersten Krieg zu führen. Die Truppen waren zwar brav, die politische und finanzielle Leitung war aber völlig unfähig und führte schließlich zu massenweiser Desertion. Aller Heldennut der deutschen Führung und der deutschen Truppen, der besonders bei dem Rückzuge aus Palästina nach Aleppo und Alexandrette in helles Licht trat, reichte nicht aus, um der ungeheuren Übermacht der Engländer erfolgreich zu widerstehen und die Miswirtschaft der Türken auszugleichen.

Von besonderem Interesse sind der Dar-danellen-Feldzug, der zu einer großartigen Niederlage der Engländer führte, und der Feldzug in Palästina, in denen beiden General Liman den Oberbefehl führte, und deren letzter zu einer vollen Auflösung der Türkischen Armee führte. Mit bedrücktem Herzen sehen wir, wie Deutschland die Kräfte der Türkei dauernd überschätzte. Das Buch ist deswegen besonders interessant, weil es Verhältnisse behandelt, die sonst wenig bekannt sind, und besser geschrieben ist, als die meisten derartigen Werke.

Gleichsam eine Ergänzung der Liman'schen Erinnerungen bildet das Buch des Generalmajor von Gleich: *Vom Balkan nach Bagdad*.

Nach einer, wie es nicht anders sein konnte, recht abfälligen Kritik der deutschen Politik, berichtet der Verfasser zunächst über seine Teilnahme am Balkankriege 1912, während dessen er von dem deutschen Generalstab zur griechischen Armee kommandiert war. Diese wird im allgemeinen besser beurteilt wie gewöhnlich in Deutschland. Aber die Türken aber wird ein sehr abfälliges Urteil abgegeben. Nachdem General von Gleich dann eine Zeitlang in Deutschland Dienst getan hatte — im Weltkrieg als Chef einer Etappen-Inspektion, — wurde er im Februar 1916 als Chef des Stabes des Generalfeldmarschalls von der Goltz nach der Türkei kommandiert. Es wird dann die allgemeine Kriegslage und die Bedeutung Persiens für die Kriegsführung besprochen. Dann reiste der Verfasser zur Armee nach Bagdad, fand aber den Feldmarschall Goltz nicht mehr am Leben. Er blieb dann bei der Armee in Mesopotamien, war auch in den persischen Feldzug verwickelt, und übernahm die schwere Aufgabe, den an sich unklaren deutschen Standpunkt in der Türkei aufrecht zu erhalten. Enver-Pascha selbst kam zur Armee in Bagdad, und wir lernen ihn als den windigen Projektienmacher kennen, der er in Wirklichkeit war. Wir lernen auch die ganze Haltlosigkeit der deutschen Politik in Persien richtig beurteilen. So bilden die Aufzeichnungen des Generalmajors Gleich bis zu einem gewissen Grade eine Ergänzung der Liman'schen Kriegserfahrungen, die sich in Palästina und an der Westküste Kleinasiens abspielten,

während Gleich in Mesopotamien war: allerdings nur bis zu einem gewissen Grade, denn schon im Jahre 1910 erkrankte von Gleich so schwer, daß er nach Deutschland zurückkehren mußte. Nichtsdestoweniger hat er uns ein treffendes Bild der damaligen Türkei gezeichnet, das mit dem Buch von Liman Sanders zusammen uns zeigt, wie wir vergeblich versuchten einen Leichnam zu elektrifizieren.

Wieder auf ein anderes Gebiet des gewaltigen Kriegsschauplatzes, der sich über die ganze alte Welt erstreckte, führt uns das Buch des Dr. Ludw. Deppé: *Mit Lettow Vorbei durch Afrika*. Der Verfasser stellt den Krieg dort allerdings nicht in chronologisch geordneter Reihenfolge der Ereignisse oder gar vom militärischen Standpunkt aus dar, aber er macht uns mit dem ganzen Wesen des dortigen Kampfes bekannt. Wir lernen den Kriegsschauplatz kennen, das Leben der Neger, des Waldes und der Steppe; wir sehen den gewaltigen Einfluß der deutschen Ansiedler, die große und vielseitige Leistungsfähigkeit der deutschen Krieger, und den nie wankenden Heldennut und die Treue der schwarzen Soldaten; die Geschicklichkeit, mit der alle Hilfsmittel des Landes für den Krieg herangezogen und nutzbar gemacht wurden. Auch einzelne Geschehnisse schildert der Verfasser, und überall erkennt man, wie nur die größte Hingabe und Opferfreudigkeit es möglich gemacht hat, daß eine so überaus schwache Truppe, die nur über die spärlichsten Hilfsmittel verfügte, lange Jahre hindurch gegen eine gewaltige, oft zehn- bis zwanzigfache Übermacht hat Stand halten können. Die Engländer und ihre Bundesgenossen lernt man dabei gründlich verachten. Zahlreiche Illustrationen tragen zu der Anschaulichkeit des Gebotenen bei. Mehrfach sind Tagebuchblätter eingefügt. Das Buch kann nur auf das Warmste jedem empfohlen werden, der sich für die Verhältnisse unserer ehemaligen Kolonien interessiert.

General v. Bernhardi.

G. A. Boehm: *Die Offiziershege als politisches Kampfmittel und Kulturerziehung*. J. S. Lehmanns Verlag in München. Preis M. 22.—

Als altgedienter Offizier habe ich diesem Werk begreifliches Interesse entgegengebracht und dasselbe schon dreimal gelesen.

Der Herr Verfasser versteht unter Offiziershege die Versuche, das Ansehen des deutschen Offizierstandes durch unsachliche Kritik, durch Ausschachtungen einzelner Mängel und Verfehlungen, durch Beschimpfungen, Verleumdungen und bössartige Karikaturen herabzusetzen, und zeigt, wie es sich um den systematischen Kampf gegen eine Körperschaft handelt, die den Feinden deutscher Kraft das Haupthindernis für die Erreichung ihrer politischen Ziele war.

Für mich besteht der Wert dieses Buches nicht zum wenigsten in der völligen Objektivität und Unvoreingenommenheit, mit der der Verfasser vorgeht und mit der er die Mängel, die sowohl vor dem Kriege wie während desselben unserem früheren Offizierskorps anhafteten, nicht nur zugibt, sondern sie besonders bespricht. Dadurch erwirbt er sich aber andererseits das volle Recht, alle die Tugenden, die unser deutsches Offizierskorps von jeher ausgezeichnet haben, und um das uns die ganze Welt mit Recht beneidete, im hellsten Strahlenkranz erscheinen zu lassen, und es gegen Angriffe in Schutz zu nehmen, die sich in niedrigster Gebässigkeit und elbischer Verleumdungssucht äußern.

Sehr richtig hebt der Herr Verfasser hervor, daß die schmachblühenden Angriffe gegen alle die, die mit ihrem Blute die Treue für Volk und Vaterland besiegelten, und auch heute noch, wie die Folgen der Revolution erwiesen haben, als sichtbarste Vertreter des deutschen Nationalgefühls an wichtigster und am meisten ausgesetzter Stelle stehen, von demjenigen Kreise ausgehen, die Deutschland internationalisieren und ihm seine völkische Eigenart rauben wollen, und sich somit in Wahrheit gegen das hinter den Offizieren stehende deutsche Volk richten.

Daß mit den Hegeposteln dabei strenge in's Gericht gegangen wird, ist nicht nur begreiflich, sondern auch im hohen Maße erfreulich, und man kann dem Herrn Verfasser nur beipflichten, wenn er die Ansicht vertritt, daß vornehmtes Übersehen niedriger Angriffe und Verleumdungen zwar oft etwas für sich hat, daß aber auch hierin Grenzen gezogen werden müssen, weil Schweigen in vielen Fällen als das Bekenntnis der eigenen Schuld angesehen wird.

Möge das treffliche Buch in allen Kreisen und viel gelesen werden, damit unser am Boden liegendes und von fremdrassigen Verführern schändlich betrogenes Volk wieder Vertrauen gewinne gegenüber den aus seinen Reihen hervorgegangenen Offizieren, die gewiß keine Engel waren noch sind, aber doch in ihrer Gesamtheit mit glühender Begeisterung und Hingabe für ihr Volk und für ihr Vaterland gekämpft und geblutet haben und dies auch in Zukunft zu tun immer bereit sein werden.

von Cramon, Generalleutnant a. D.

Adolf Bartels: *Hebbels Herkunft und andere Hebbel-Fragen*. B. Behr's Verlag (Friedrich Seddersen), Berlin und Leipzig. Geb. M. 14.—, geb. M. 18.—

Unser, um das deutsche Schrifttum hoch verdienter Adolf Bartels unternimmt es als enger Landsmann des Dramatikers sich mit verschiedenen Hebbel-Fragen zu beschäftigen, die man in letzter Zeit vielfach anschnitt, da, seitdem 1893 die Werke Hebbels frei wurden, er in unseren Tagen der meist-

gespielte Klaffler nach Goethe und Schiller geworden ist. Er zeigt die Widerstände, die Hebbel bei Lebzeiten fand, sein stolzes Kassebewußtsein als Dithmarscher; die Abnlichkeit in seinem Lebensweg mit Shakespeare und beschäftigt sich dann ausführlich mit der von Albrecht Janssen aufgestellten Hypothese, daß Friedrich Hebbel nicht der Sohn Claus Friedrich Hebbels war, sondern von dem Wesselburner Pastor Friedrich Carl Adolf Voldmar mit Antje Margarethe, geb. Schubart, im Ehebruch erzeugt wurde. Adolf Bartels erklärt, daß er als geborener Wesselburner auch davon hörte, aber heute noch die Geschichte für gemeinen Klatsch halte. Nicht ohne Schadenfreude liest man nun, wie Bartels alle die Pfeiler, auf die Janssen seine Hypothese stützt, abbricht und zwar mit schlagender Beweisraft.

Was die reale Möglichkeit betrifft, daß der Pastor Voldmar des Dichters eigentlicher Vater gewesen sein könnte, so weist Bartels die Sadescheinigkeit der Behauptung der Ärztenfrau Sophie Schlömer klar nach, wie er überhaupt das ganze Gewäsch erbarmungslos zerprüßt. Man kann als anständig empfindender Mensch Adolf Bartels für die Ehrenrettung der Mutter Hebbels nur dankbar sein. Es ist abschulich, einer Verstorbenen, die sich nicht mehr verteidigen kann, solche Dinge ins Grab nachzusagen, wenn man keinen zwingenden Beweis zu erbringen vermag. Dabei denke ich auch an die nicht minder auf beiden Füßen wie die Baalpriester hinkende Beschuldigung der Mutter Richard Wagners, ihren großen Sohn im Ehebruch mit dem Schauspieler Geyer erzeugt zu haben.

Mit großer Anteilnahme liest man auch Bartels Ausführungen über Hebbels Verhältnis zu Elise Lensing, das ihn von jeher stark interessierte. Sie war um neun Jahre älter als der Dichter, Stieftochter eines Schiffers und Tochter einer Säuerin. Aus den Beziehungen Hebbels zu dem älteren Mädchen, das nicht nur wiederholt Mutter durch ihn wurde, sondern ihn auch mit ihren spärlichen Mitteln unterstützte und das er schließlich sitzen ließ, um die schöne und gefeierte Hofburgschauspielerin Christine Enghaus zu heiraten, wurden mancherlei häßliche Schlüsse auf seinen Charakter gezogen, wogegen Bartels das Tragische dieses Verhältnisses beleuchtet. Bemerkt sei hierzu noch ergänzend, daß wenn das Weib wesentlich älter als der Mann ist, die Verführung in der Regel von ersterem ausgeht, und man daher dem nach dem Höchsten ringenden Dichter keinen schweren Vorwurf aus seinen Bestrebungen machen darf, die Ketten seiner Jugendünden abzuwerfen. Hätte er Elise Lensing geheiratet, so wäre er in Dumpsheit und Niedrigkeit sicher verkommen. J. St—g.

Adolf Bartels: Neue Gedichte. München 1921, Georg D. W. Callwey. Geb. 16 M.
Eine große Freude empfand ich, als ich las, daß von Adolf Bartels ein neuer Gedichtband erschienen sei, und meine Freude wuchs, als ich das Buch durchblätterte, von Seite zu Seite. Wer nur den deutsch-völkischen Kämpfer Bartels kennt, wird erstaunt sein über den feinen Stimmungsgehalt der im ersten Teil vereinigten „Herbstblüten“, von denen z. B. „Mein Vater“ bei jedem einigermaßen Empfänglichen einen starken, bleibenden Eindruck hinterlassen muß. Die „Zeitgedichte“ enthalten dann des Verfassers Auseinandersetzung mit den Ereignissen der Kriegs- und Nachkriegszeit, darunter die schönen, seinerzeit in der „Täglichsten Rundschau“ erschienenen Sechsteiler. Und daß sich Adolf Bartels von seinem Gegnern nicht unterliegen läßt, zeigt er in dem „Heiteren und Weiteren“ — wir erkennen dankbar von neuem die Vielseitigkeit des unermüdblichen Mannes, der sein ganzes Leben auf die Arbeit für das Deutschtum eingestellt hat, dem es heiliger Ernst ist mit seinem Wahlpruch:

Das ist das beste Leben,

Das ist der höchste Stand:

Was dir der Herr gegeben,

Gib du dem Vaterland!

Nicht nur als Hüter und Forscher deutschen Schrifttums sondern auch als Dichter hat er uns viel zu geben, — uns und dem Vaterland. Kurt Emig.

Johannes Schache: Eins — Wodan. — Helland. Eine altdeutsche Glaubensgeschichte. Verlagsanstalt Wilhelm Hartung, Leipzig. Geb. M 12.—.

Der Verfasser berichtet uns selbst im Vorwort, daß das Neue an seiner Arbeit sei, daß sie versuche, den altdeutschen Glauben geschichtlich darzustellen. Die Läden schloß er durch freie Dichtung oder behielt sie einer späteren Ausführung vor. Ein Buch, das allen jenen warm empfohlen werden kann, die von unserer germanischen Götterwelt nicht mehr wissen, als sie etwa an einer höheren Schule gelernt haben, und dabei nicht die Mühe finden, sich aus rein wissenschaftlichen Werken Belehrung zu holen. Johannes Schache schreibt ein flottes, flüssiges Deutsch; er schildert inzwischen das Leben und Treiben unserer heidnischen Vorfahren, ihre religiösen Gebräuche und zeigt uns zum Schluß, wie der Christengott in Germanien, der Helland, einbrang. Aus dem Epos des unbekannten sächsischen Mönches werden einige Gesänge angeführt. Eingestreute Erzählungen wie „Das Thing“ erinnern an die Schule Guido von List.

J. St—g.



Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Laß, Professor A. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Jhr. von Schwerin, Geheimrat A. Seeburg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. S. Lehmann, München

Bezugspreis: vierteljährlich M. 24.—, Einzelheft M. 8.—

Postskonto des Verlags München 129. — Postspartasse Wien 59 594

Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München

6. Jahrgang 1922

Heft 6

Juni

Goethe und die Juden.

Von Geheimrat Wurzer.

Zwei Kampfesarten wenden die Juden gegen ihre Feinde an. Sind sie des Erfolgs sicher, dann scheuen sie kein Mittel und sparen kein Geld, um den Gegner politisch, moralisch, wirtschaftlich zu vernichten. Ist aber der Feind übermächtig, dann tun sie, als ob sie seine Feindschaft nicht bemerkten, als ob sie überhaupt nicht bestände; sie treten sogar in seine Gefolgschaft ein, um zu erreichen, daß die Angriffe des Feindes so wenig als möglich bekannt und damit unschädlich werden. Dies Verfahren haben sie auch bei Goethe angewandt. Es ist völlig unbekannt, wie sehr er die Juden gehaßt hat. In der ganzen Goetheliteratur verlautet hierüber nichts, wohl aber wird stets geflissentlich hervorgehoben, wie sehr er sich von Baruch Spinoza für sein ganzes Leben habe befruchten lassen, und wie er ihn stets als seinen Herrn und Meister verehrt hätte. Eine große Übertreibung, denn Goethes Verhältnis zu Spinoza war im wesentlichen eine Jugendneigung, und 1785 schreibt er selbst an seinen Freund Jacobi, daß er Spinoza kein einziges Mal ernstlich studiert habe. Nur ein Mann ist aufgetreten, der dieser verschweigenden Lüge an der Hand der Quellen entgegengetreten ist und ihr ein Ende gemacht hat, Chamberlain, der geborene Engländer, der aus germanischer Herzensüberzeugung einer unsrer besten, tapfersten und weisesten Deutschen geworden ist. In seinem titanischen Werke Goethe hat er den verhüllenden Schleier von Goethes Bild weggezogen.

Vom Juden sagt Goethe ohne irgendeine schonende Umschreibung, wie wir sie sonst an ihm gewöhnt sind, „er fühle keine Liebe“. ¹⁾ Die Juden sind „hartnäckig“, ²⁾ ihnen fehlt jegliche Weite des Geisteshorizonts, denn bei ihnen ist alles auf „unmittelbaren Zweck“ gerichtet, auf „Irdisches, Zeitliches, Augenblickliches“. ³⁾ „Selbst der kleinste Jude ist nie ohne Zweck.“ Mit dieser Kasse ist die Natur in eine Sackgasse geraten, ⁴⁾ wo „sie nicht wieder zurück kann“. ⁵⁾ Das Volk „hat niemals viel getaugt“, es besitzt wenig Tugenden und die meisten

Fehler anderer Völker;⁶⁾ und das hat sich nicht etwa im Laufe der Zeiten gebessert, im Gegenteil, heute entdeckt er an ihnen „die Gegenwart aller früheren Fehler“ zugleich „mit Ermangelung aller alten Tugenden“.⁷⁾ Er spottet über „die Humanitätsfalbader“,⁸⁾ die für ein künftiges verklärtes Judentum schwärmen, denn er ist überzeugt, wie es war und ist, „so wird es noch eine Weile bleiben“.⁹⁾ Als er im Interesse der damals schon mächtigen Judenbewegung angegangen wurde zugunsten der Juden zu wirken, da lehnte er dies Ansinnen ab: „ich enthalte mich aller Teilnahme an Juden und Judengenossen“.¹⁰⁾ Mit echt Goethischer Geduld läßt er die „diesem Geschlecht eigene Jüdringlichkeit“¹¹⁾ über sich ergehen, und als ein Jude ihn hatte betrügen wollen, meint er lächelnd, dieser habe „als ein echter Jude“¹²⁾ gehandelt. Über Moses Mendelssohn schreibt er an Jacobi: „Was hast Du zu den neuen Morgenstunden gesagt und zu den jüdischen Pfiffen, mit denen der neue Sokrates zu Werk geht? Wie klug er Spinoza und Lessing eingeführt hat! O, du armer Christ, wie schlimm wird es dir ergehen, wenn er deine schnurrenden Flüglein nach und nach umspinnen haben wird.“¹³⁾ Das Bild der Spinne im Netz, die den Schmetterling einfängt!

Schon auf Grund seiner Menschenenerfahrung, ohne nach Theorien zu fragen und ohne die Bestätigung durch Geschichte und Anthropologie abzuwarten, äußert er, zwischen dem Juden und dem echten Europäer bestehe sicher gar keine Spur von Blutsverwandtschaft. „Dem auserwählten Volk wollen wir die Ehre seiner Abstammung von Adam keineswegs streitig machen. Wir ändern aber hatten gewiß auch andere Urväter.“¹⁴⁾ Goethes Bund der Auswanderer hütet sich vor den Juden, da sie die Reisenden zu überlisten und die Mitwirkenden zu überschreiten verstehen.¹⁵⁾

Sie haben einen Glauben,
Der sie berechtigt, die Fremden zu berauben.¹⁶⁾ —
Und dieses schlaue Volk sieht einen Weg nur offen,
So lang die Ordnung steht, so lang hat's nichts zu hoffen.¹⁷⁾

Ihre Religion bildet das Rückgrat ihres „starren Eigensinns“.¹⁸⁾ Den Juden gegenüber sagt Goethe, an der christlichen Religion halten wir fest. „In diesem Sinn, der Erziehung der Kinder zum Christentum, dulden wir keinen Juden unter uns, denn wie sollten wir ihm den Anteil an der höchsten Kultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verleugnet?“¹⁹⁾ „Es bedarf nur eines Betteljuden, um einen Gott am Kreuze zu verhöhnen.“²⁰⁾

Ofter betont Goethe die furchtbare Gefahr der Aufnahme der Juden in das Gemeinwesen. Noch 1816 preist er „als löbliche Anordnung“ das Gesetz, wonach kein Jude in Jena übernachten durfte.²¹⁾ Infolge seiner nahen Beziehungen zur Weimarerischen Regierung und infolge des tiefdringenden Blicks, der während eines langen Lebens auf den Menschen geruht hatte, blieb er für die neueste Entwicklung der sozialen Verhältnisse in Europa nicht blind; er wußte genau, wie die Dinge jetzt gemacht wurden, und daß der Jude, der in wenigen Monaten durch die Ausplünderung von Millionen Christen ein ungeheures Vermögen sich zusammengerafft hatte, nunmehr diesen Einfluß zur Zerstörung der Rasse, der Religion, der Regierung seiner Gastgeber verwandte. Schon 1807 sieht er die Juden geschäftig, aus den Napoleonischen Wirrnissen Kapital zu schlagen. 16 Jahre später, als er von dem Gesetz erfuhr, das die Mißgehen gestattete, wußte er sich vor Empörung über dies Verbrechen nicht zu halten. Er ahnte die schlimmsten Folgen, behauptete, wenn der General-superintendent Charakter hätte, dann müsse er lieber seine Stelle niederlegen als

eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit zu trauen. Alle sittlichen Gefühle in der Familie, die doch durchaus auf den religiösen beruhten, wurden durch ein solch skandalöses Gesetz untergraben; man müsse durchaus an Bestechung glauben; wer wisse, ob nicht der allmächtige Rothschild dahinter stehe.²²⁾

Der reine Sinn Goethes hatte in dem Jüdischen das Unreine, Naturfremde, Erlogene erkannt, er sah in den Juden den Feind und Vergifter alles dessen, was er selbst und Schiller für das deutsche Volk erstrebt und erstritten hatten und geriet darüber in großen Schmerz, der schleichende Verrat blieb seinem durchdringenden Verstand nicht verborgen. Und von alle dem, von dem Widerwillen Goethes gegen die Juden weiß das deutsche Volk nichts.

Seine Ahnung, daß uns die Juden Unglück bringen würden, hat ihn nicht betrogen. Als er am 22. März 1832 die Augen schloß, begann das schon seit langem vorbereitete jüdische Zeitalter,²³⁾ der freche Jude Börne, der Schiller verunglimpft und Goethe Zeit seines Lebens auf das heftigste geschmäht hatte, wieherte freudetrunken auf „über die jetzt endlich eingetretene Befreiung Deutschlands“. Das jüdische Zeitalter brach an, das Zeitalter der jüdischen Freiheit. Wirtschaftlich wurden sie unsere Herren, die deutsche Wissenschaft und unser sittliches Leben wurde jüdisch vergiftet, ihre politische Macht wuchs von Tag zu Tag. Die glänzenden deutschen Waffentaten und das Genie Bismarcks führten zwar zur Schaffung des Deutschen Reichs, aber bei der Gründung des Reichs wurde zugleich die jüdische Sozialdemokratie gegründet und so alsbald der Todeskeim in das Deutsche Reich gelegt. Am Tage der Revolution ging er in voller vernichtender Größe auf, zerstörte das Deutschtum und brachte dem Judentum den glänzenden Sieg. Das Wort, das der jüdische Geschichtsschreiber Hugo Graß in Berlin vor dem Krieg seinem Werk über jüdische Geschichte auf die Stirne geschrieben hat: Die Revolutionen sind der Stern Judas, dies Wort ist glänzend in Erfüllung gegangen.

Quellenangaben. ¹⁾ Maximen und Reflexionen 178. ²⁾ Noten zum Westöstlichen Diwan „Israel in der Wüste“; 7, 180 (Weimarer Ausgabe). ³⁾ Maximen und Reflexionen 1830. ⁴⁾ Wie vor 98. ⁵⁾ Wie vor. ⁶⁾ Wanderjahre 2. Buch 2. Kap.; 24, 248. ⁷⁾ Vorarbeiten zu einem deutschen Volksbuch 42, 422. ⁸⁾ Brief an Bettine Brentano 20. 4. 8; 20, 80. ⁹⁾ Wie vor 3. 4. 8; 20, 42. ¹⁰⁾ Brief an Willemer 17. 7. 17; 28, 183. ¹¹⁾ Lehrjahre 3. Buch 6. Kap.; 21, 267. ¹²⁾ Brief an Christiane 3. 1. 97; 12, 4. ¹³⁾ Brief an Jacobi 1. 12. 85; 7, 131. ¹⁴⁾ Gespräch mit Eckermann 7. 10. 28. ¹⁵⁾ Wanderjahre 3. Buch 9. Kap.; 25, 184. ¹⁶⁾ Jahrmaktsfest zu Plundersweiler Vers 286; 16, 28. ¹⁷⁾ Wie vor Vers 320. ¹⁸⁾ Noten zum Westöstlichen Diwan, Mahmud von Gasna; 7, 43. ¹⁹⁾ Wanderjahre 3. Buch 11. Kap.; 25, 210. ²⁰⁾ Brief an Anebel 12. 1. 14; 24, 99. ²¹⁾ Brief an Boisseree 24. 6. 16; 27, 64. ²²⁾ Gespräch Goethes mit Kanzler v. Müller 23. 9. 23. ²³⁾ Ein Ausspruch Viktor Sehns.

Anmerkung. Zu dieser Frage empfiehlt es sich auch zu lesen: Max Maurenbrecher „Goethe und die Juden“, erschienen im Deutschen Volksverlag, München, Adelheidsstraße 36. Preis 9 M. Die Schriftleitung.

Den Immerzuspäten!

„Was soll das Widerstreben taugen? —

Was wird auch gleich so viel geschehn?“ — —

Nur zu! — So manchem gehn die Augen

Erst auf, wenn sie ihm übergehn . . .

Adolf Schaub.



Bismarck und die Juden.

Von Dr. B. Friedrich.

Es hat während des 19. Jahrhunderts Zeiten gegeben, in denen die Mehrheit des deutschen Volkes die Judenfrage als etwas ernstliches nicht empfand. Es waren die Jahre der Vorherrschaft eines formalen Liberalismus, der konfessionelle Unterschiede nicht gelten ließ, der ferner zwar für den nationalen Gedanken ernststen Eifer zeigte und viel für ihn getan hat, aber das Wesen der Nation meistens ohne rechte Gründlichkeit erfaßte. Der Jude hatte in seinen Augen eine Sonderstellung der Hauptsache nach nur als Angehöriger einer besonderen „Konfession“. Der Unterschied zwischen Juden und Christen war ihm bloß der von verschiedenen Konfessionen, nicht einmal Religionen. Man war der Ansicht, daß man die Konfessionen versöhnen müsse und zwar wesentlich durch Beseitigung der Schranken, die einer Konfession gezogen waren. Von hier aus erschien die vollkommene Emanzipation des Judentums als wertvolles Ziel. Von dem Unterschied zwischen Juden und Deutschen sprach man kaum. Es ist auch zu berücksichtigen, daß einstweilen betreffs der Wirkungen der Emanzipation des Judentums noch nicht viele Erfahrungen gesammelt sein konnten. Man schrieb der Emanzipation des Judentums wie aller „Befreiung von mittelalterlichen Schranken“ eine wunderbare Wirkung zu. Wie man die Eigenart des Judentums lediglich aus mittelalterlicher Bedrückung herzuleiten geneigt war, so zweifelte man nicht, daß mit der Beseitigung aller Reste einer solchen das Judentum sich zum allgemeinen Menschentum oder zu dem besonderen Volkstum, in dessen Räumen die Juden gerade wohnten, entwickeln werde.

Aus solchen Voraussetzungen erklärt es sich, daß damals echte deutsche Männer mit einer uns heute überraschenden Ahnungslosigkeit dem Judentum gegenüberstanden. Und auf diesem Weg erklärt es sich ferner, daß damals in den besten deutschen Kreisen deutsch-jüdische Mischehen außerordentlich häufig waren. Mit Anerkennung verzeichnen wir es, daß diese jüdischen Verwandtschaften damals einen viel geringeren Einfluß auf die Haltung der beteiligten Personen in den großen Lebensfragen ausgeübt haben, als es heute der Fall ist, wo wir so oft beobachten, wie die Haltung dieses oder jenes Mannes durch jüdische Verwandtschaft seine Richtung erhält. Erinnern wir uns z. B. an Max Dunder, den Sohn einer Jüdin, und J. G. Droysen, der in erster Ehe mit einer Jüdin verheiratet war, so werden wir festzustellen haben, daß diese beiden Historiker und Politiker sich stets gut deutsch gehalten haben. Der Unterschied zwischen damals und heute findet seine Erklärung wohl darin, daß das Judentum damals noch nicht in dem Maß wie später eine Macht im öffentlichen Leben darstellte und daß damals im Judentum noch mehr Selbsterkenntnis vorhanden war. Wir führen hier eine Äußerung aus einer jüdischen Familie an, der es nicht an Reichtum und äußerem Glanz und auch nicht an geistiger Begabung fehlte. In dem Buch „Sebastian Zensel, ein Lebensbild“, das über die Beziehungen der Berliner Familie Mendelssohn so viel Lehrreiches bringt, liest man S. 185 folgendes in einem Brief von Rebecka Dirichlet, geb. Mendelssohn, der Schwester von Selix Mendelssohn, vom 4. April 1855: „Ich habe ein Buch von Auerbach, Dichter und Kaufmann, durchgeblättert; es ist aber, obgleich manches Hübsche darin ist, zu jüdisch für einen Juden. Unserer kann sich nicht Veilschen und Täubchen reizend denken; ich habe das ganze Buch durchgemauselt.

... Doch hat mich's persönlich interessiert, weil ich an viele Erzählungen von Vater und Mutter dabei gedacht habe, namentlich Vaters tiefen Haß gegen das Judentum, der mir oft unangenehm war, wieder verschiedentlich darin erklärt und motiviert gefunden habe." Wenn im Judentum selbst so viel Erkenntnis der jüdischen Fehler vorhanden war, daß man ihm "tiefen Haß" widmen mußte, so wird es verständlich, daß es damals noch nicht so anspruchsvoll auftrat wie später. Wir wollen übrigens hiermit nicht behaupten, daß es auf jüdischer Seite an Anmaßung damals ganz gefehlt habe.

Wenn jene Ahnungslosigkeit gegenüber dem Judentum immerhin, wie bemerkt, zunächst weniger schädliche Folgen äußerte, so traten solche dagegen in wesentlich verstärktem Maße hervor in der Zeit, in der sich das Judentum schon viel mehr in den Vordergrund drängte. Vergewärtigen wir uns die siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Der Liberalismus herrschte noch vor; neben ihm erhob sich der von ihm in allgemein geistiger Beziehung stark beeinflusste Sozialismus. Für beide gab es eine Judenfrage nicht; ein Antisemit war für beide eine Ungeheuerlichkeit. In den literarischen Kreisen wurde geradezu eine philosemitische Tyrannei geübt. Wagte jemand etwas gegen das Judentum zu sagen, so wurde er boßhaft. Für die mächtig gewordene Zentrumsparterie gab es im Grunde auch keine Judenfrage. Sie kannte nur Konfessionen: Katholiken, Juden und Protestanten; diese Beiden waren ihr ungefähr gleich viel wert. Der Begriff des rassemäßigen Deutschen bestand für sie kaum. Der Abg. Kremer, der sich zum Antisemitismus bekannte, mußte aus dem Zentrum ausscheiden und schloß sich den Konservativen an.

Die Ungunst der Zeit erfuhr Treitschke, der, solange er nichts gegen die Juden gesagt hatte, in den liberalen Kreisen allgemein gefeiert wurde, den aber alte liberale Freunde im Stich ließen, als er ein wahres Wort über das Judentum gesagt hatte.

Aus dem tyrannischen Druck, den die philosemitische öffentliche Meinung damals ausübte, erklärt es sich, daß in der Literatur so sehr wenig Stimmen sich gegen das Judentum erhoben, daß auch solche Personen schwiegen, denen man deutsches Empfinden ganz gewiß nicht absprechen wird. Es war in der Tat die literarische Existenz desjenigen, der ein freies Wort wagte, gefährdet. Warum hat z. B. Felix Dahn, dessen Antriebe ganz auf nationalem Boden erwachsen sind, nie zur Judenfrage das Wort ergriffen? Es kommt gewiß zum Teil in Betracht, daß er noch unter dem Einfluß der alten liberalen Überlieferung stand. Aber wir haben gewiß auch das allgemein menschliche Motiv zu berücksichtigen, daß er sich durch ein kräftiges Wort gegen das Judentum um seine literarische Stellung gebracht hätte. Immerhin wissen wir, daß er den Unterschied von deutsch und jüdisch empfunden hat; ein so deutsch empfindender Mann konnte daran nicht vorbeigehen. Zum Beweis dafür teilen wir hier ein bisher unveröffentlichtes kleines Gedicht von ihm mit.

"Ahnungslos und beiter schritt ich
Durch Bolognas Säulenreihn.
Plötzlich auf der Piazza zittert
Mir entgegen Rosenbain.
Raum noch bin ich diesem Schrecken
Zu den Toren Roms entflohn —

Sünnfack schreitet mir entgegen
Die Familie Jacobsohn!
Mannigfach streut seine Gaben
Gott in's weite Erdenfeld,
Aber — Königsberger Juden
Gibt es in der ganzen Welt." ¹⁾

¹⁾ Zur Erläuterung dieses Gedichts, das mir der verstorbene Königsberger Landschaftsmaler Max Schmidt mitgeteilt hat, sei folgendes bemerkt. Der Mathematiker

Es ist lehrreich, daß sich derartige Stimmungen in Dahns gedruckten Gedichten nicht finden. Wenn seit dem Auftreten Treitschkes und Stöckers der Sinn für den Unterschied von deutsch und jüdisch erwacht war, so lebte er doch bei der Mehrzahl der Zeitgenossen wie bei Dahn mehr nur im Verborgenen; offener Widerspruch wagte sich wenig vor.

Offener und rückhaltloser Widerspruch wurde in älterer Zeit in umfassendem Maß nur von den altpreussischen christlich-germanischen Kreisen erhoben, deren feste Lebensanschauungen ein Paktieren mit dem Judentum unmöglich machten. Von ihnen ist Stöcker ausgegangen, dessen Gegensatz gegen das Judentum freilich auch schon manches Neue enthält.

Von jenen Kreisen ist ferner Bismarck ausgegangen, dessen christlich-germanisches Bekenntnis gegen das Judentum vom Jahre 1847 allbekannt ist. Aus späterer Zeit liegen von ihm andersartige Äußerungen vor. Es fragt sich aber, in welchem Maß ihnen eine andersartige Auffassung zugrunde liegt. Kürzlich hat O. Jöblinger, ein (wenn wir recht unterrichtet sind) in einem Berliner Presseamt tätiger Ministerialrat, in einem besonderen Buch („Bismarck und die Juden“, Berlin, D. Reimer) auf Grund jener Äußerungen den Nachweis zu führen gesucht, daß Bismarck ein entschiedener Gegner des Antisemitismus gewesen sei. Das Buch tritt im Gewand der Unparteilichkeit auf, bedeutet indessen tatsächlich eine Verteidigung für das Judentum und einen Angriff gegen den Antisemitismus. Da es geeignet ist, viel Verwirrung zu stiften, so müssen wir ihm einige Aufmerksamkeit schenken.

Wie wenig gründlich Jöblinger die Dinge erfaßt, das zeigt schon seine Bemerkung (S. 47), er sei von Parteinahme für die Juden deshalb entfernt, weil er zugebe, daß es „ebenso üble Elemente jüdischen Glaubens wie es üble Elemente andern Glaubens gibt“. Man sieht, daß er das Wesen der Sache nicht erfassen kann oder nicht erfassen will. Das Entscheidende liegt, wie heute jedermann weiß, darin, daß das Judentum von einem internationalen Gemeinschaftsgefühl erfüllt ist, welches es von vornherein zu einer Gefahr für das Volk macht, in dessen Räumen die Juden leben, und daß ferner die Juden so einseitige Eigenschaften zeigen, daß sie sich von jeher bei den Völkern unbeliebt gemacht haben. Das Nähere über diese Verhältnisse siehe in unsern Schriften „Die Sprache der Juden“ und „Die Judenverfolgungen des Mittelalters und ihre Ursachen“ (München, J. S. Lehmann). Es ist wirklich lindlich, wenn jemand heute die Judenfrage mit der Bemerkung beiseiteschieben will, es gebe bei den Anhängern jeden Glaubens schlechte und gute Elemente. Bezeichnend ist auch der von Jöblinger dabei angewandte bekannte Aniff, den heutigen Gegensatz gegen das Judentum als einen bloßen „Glaubensunterschied“ hinzustellen. Jöblinger lobt sehr die gewiß gut gemeinte, aber törichte Schrift von J. v. Oppeln-Bronikowski über den Antisemitismus. Bezeichnend ist es, daß Oppeln (unter Zustimmung Jöblingers) die Konservativen tadelt, weil sie nicht Harden-Witkowski eingefangen und auf ihre Seite gebracht hätten. Da haben sie doch eine bessere Menschenkenntnis bewiesen, indem sie es unterließen! Für „das Beste, was über die Judenfrage gesagt werden konnte“, hält Jöblinger die Äußerungen von G. Schmoller. Wer diesen näher gekannt hat, weiß, daß

Rosenbain, der früh eine Pariser Preisaufgabe gelöst hatte, bekam von starker Neigung zum Unvermischten einen dauernden Tatterich; von daher ist das „entgegenzittern“ zu verstehen. Die gesammelten Briefe des Ophthalmologen Jacobsohn, die einen bezeichnenden radikalen Standpunkt erkennen lassen, hat sein Schwiegersohn Prof. Quippe herausgegeben.

er die Juden nicht liebte. Das Letzte, was er in seinem Leben veröffentlicht hat, bezog sich auf den jetzigen Staatssekretär a. D. Preuß, einen der schädlichsten Juden, die in Deutschland wohnen. Wenn Schmoller diesen mit vollem Recht ablehnte, so ist er doch bei den allgemeinen Bemerkungen über das Judentum, die er dabei machte, nicht recht mit der Sprache herausgekommen. Da er nämlich von einem gewaltigen Schriftstellers- und Gelehrtenehrgeiz erfüllt war und da er sich gegenwärtig hielt, daß ein entsprechender Ruhm durch Bemerkungen gegen das Judentum stets gefährdet wird, so umgibt er seine Äußerungen mit so viel Einschränkungen, daß im Grunde dabei nichts herauskommt. Diesen Eiertanz rühmt Jöblinger als „die auf einer gründlichen Geschichtskennntnis basierende Auffassung eines Meisters der Staatswissenschaften!“

Die jüdischen Politiker aus Bismarcks Zeit überschätzt Jöblinger durchweg. Ich möchte mich hier nur über den Reichsgerichtspräsidenten Simson äußern, da er wie von ihm so auch von andern oft überschätzt worden ist. Simson war ein glänzender Streber; seine Streberei war mit Geschick und Geschmack verbunden; aber sie macht sein Wesen aus. Obwohl er lange Universitätsprofessor war, hat er nie ein Buch veröffentlicht. Einmal hat er wenigstens ein Blatt drucken lassen: bei dem Jubiläum eines namhaften Juristen überreichte er feierlich ein gedrucktes Widmungsblatt; das zugehörige Buch ist aber nie erschienen. Wenn er mehrmals Parlamentsmitglied gewesen ist, so zog er sich doch stets aus dem politischen Leben zurück, wenn es brenzlich wurde, d. h. wenn seine Partei mit der Regierung in Konflikt zu geraten drohte. Der Ostpreuße Passarge hat Simsons Eitelkeit unterhaltend geschildert. In einem Abschnitt seines Lebens münzte er die „Pose Goethe“, in einem andern eine andere. Zweifellos hat Simson ein Talent gehabt, nämlich das der erfolgreichen Streberei, und auch das des Präsidierens. Aber mit solchen Talenten wird man noch kein großer Mann. Jöblinger rühmt von Simson, daß er „Volljude“ gewesen sei. Er hat recht. Aber Simsons besondere jüdischen Eigenschaften waren Fehler, nicht Tugenden! Den jüdischen Kolonialdirektor Kayser feiert Jöblinger als den „Erzieher der Söhne Bismarcks“. Er hat sie oder einen von ihnen zum Examen eingepaukt! Der spätere Justizminister Friedberg, den Jöblinger auch heranzieht, gehörte in der Konfliktzeit als Ministerialrat zu der Opposition gegen Bismarck. Als die Nachricht vom Sieg bei Königgrätz eintraf, war er aufs Äußerste erschreckt und brach in die Worte aus: „Und was wird jetzt aus uns?“ (Vgl. Deutsche Revue, September 1901, S. 307.) Auch andere hatten Bismarck Opposition gemacht. Aber sie waren glücklich, als sich ergab, daß Bismarck schneller und richtiger als sie ihr deutsches Ideal verwirklicht hatte. Friedberg jedoch war nur von dem Gedanken an die eigene Person erfüllt. Sein Verhalten erinnert an das unserer Revolutionäre, die im großen Weltkrieg gegen den deutschen Sieg arbeiteten. Sein damaliger Schreck hat ihn übrigens nicht gehindert, später unter Bismarck eine glänzende Laufbahn zu machen. S. 48 erwähnt Jöblinger den „dänischen Schriftsteller G. Brandes“. Es ist einer der unangenehmsten Juden, dessen Schriftstellerei in scharfem Gegensatz zum Judentum steht.

Wie Jöblinger die Juden überschätzt, so sucht er die Antisemiten herabzusetzen. Nun gibt es doch aber einige sehr bedeutende Antisemiten. Da hilft sich denn Jöblinger, indem er erklärt, diese seien keine Antisemiten gewesen. So macht er auf S. 179 die überraschende Mitteilung: „Den Antisemiten ist Treitschke nicht zuzuzählen.“ Wer denn sonst? Wenn Treitschke so weit ging, die Juden

für unser Unglück zu erklären, so wird er doch wohl Antisemit gewesen sein! Stöcker bezeichnet Jöblinger als Antisemiten. Dafür aber bemüht er sich, Stöckers Freund Adolf Wagner möglichst von ihm zu entfernen. Wie es mit ihren beiderseitigen Beziehungen tatsächlich stand, darüber mag man sich aus Stöckers Biographie von D. v. Orten, einem gerade heute wieder sehr lehrreichen Buch, unterrichten. Nach meinem Gefühl ist Treitschke sogar mehr echter Antisemit als Stöcker. Wie steht es ferner mit Lagarde? mit E. v. Hartmann? Sind sie auch nicht Antisemiten?

Wenn Jöblinger einen solchen Standpunkt einnimmt, so gewinnt man von vornherein wenig Zutrauen zu seiner Schilderung von Bismarcks Stellung zur Judenfrage. Gehen wir aber jetzt auf diese näher ein.

Bismarcks scharf antisemitische Äußerungen stammen aus der Zeit, als er noch dem Privatleben angehörte, seine andersartigen aus der, in der er leitender Staatsmann war. Wenn wir nicht bestreiten, daß er im Lauf der Zeit sich mehr oder weniger von dem Standpunkt seiner alten christlich-germanischen Freunde wie der Gerlachs entfernt hat, so ist es doch bei der Würdigung seiner späteren Äußerungen vor allem wichtig zu beachten, daß er sie als leitender Staatsmann getan hat.

Bismarck ist als leitender Staatsmann in jedem Augenblick von dem Gedanken an das Wohl des Vaterlandes beherrscht gewesen. Alle seine Äußerungen sind darauf eingestellt. Er fragte sich stets, wie sie politisch wirken würden. Er hatte nicht den Ehrgeiz, seine besondere persönliche Meinung vorzutragen, sondern nur das zu sagen, was dem Vaterland nützen konnte. Die besondere Form seiner Politik war seit dem Ausgang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Kartellpolitik, das Streben, aus Konservativen und National-liberalen eine Mehrheit zu bilden, unter Umständen auch das Zentrum hinzuzuziehen. Dabei mußte es ihm vor allem darauf ankommen, die Liberalen zu spalten und die Linksliberalen, auf deren Mitwirkung er nicht rechnen konnte, möglichst zu schwächen. Wir haben nun schon vorhin davon gesprochen, eine wie beherrschende Rolle damals die Judenfrage in der öffentlichen Meinung spielte. Wer sich als Antisemit kundgab, war verfehmt. Mit dem Liberalismus galt der Antisemitismus als ganz unvereinbar. Die Nationalliberalen haben bedeutsame Wandlungen durchgemacht, sind von Freihändlern zu Schutzzöllnern geworden, von Kulturkämpfern zu Abbauern des Kulturkampfes. Aber den Antisemitismus verfluchten sie dauernd. Wollte Bismarck sie gewinnen, so durfte er um keinen Preis etwas direkt Antisemitisches sagen. Noch fanatischer judenfreundlich waren die Linksliberalen. Hätte Bismarck sich antisemitisch geäußert, so hätten diese erklärt: „Da sieht man, was die Nationalliberalen für Leute sind; die sind die Freunde des Antisemiten Bismarck.“ Und da der normale Liberale nichts Schrecklicheres kannte als einen Antisemiten, so wären sofort Scharen von den Nationalliberalen zu den Linksliberalen übergegangen. Da das Kartell stets um seine Existenz kämpfen mußte, so bemühte sich Bismarck, auch Juden selbst für seine Politik zu gewinnen. Wenn König Heinrich IV. von Frankreich den Übertritt zum Katholizismus nicht scheute, um die französische Krone zu gewinnen, so hat Bismarck es nicht für unerlaubt gehalten, einem Juden einige freundliche Worte zu sagen, gelegentlich auch Juden zu hohen Ämtern zu befördern. Zweifellos hat er die Ernennung Simons zum Reichsgerichtspräsidenten als einen geschickten politischen Schachzug angesehen. Zweifellos gehört dazu auch die Beförderung Friedbergs zum Justizminister. Dieser

war kein bedeutender Jurist. Aber die Ernennung eines Juden für ein hohes Amt galt als „Programm“, natürlich nicht als sachliches (sachlich bot Friedberg nichts Besonderes), aber als persönliches: es bedeutete, daß den Juden die Bahn für hohe Ämter frei sei. Freilich hat Bismarck — wir kommen darauf zurück — hierfür keinen Dank geerntet.

Es überwältigt uns heute das Gefühl des Elends, wenn wir sehen, daß der große Staatsmann sich genötigt sah, so viel Rücksicht auf das Judentum zu nehmen. Die Mächte, die ihn zu dieser Rücksicht zwangen, waren die Internationalität des Judentums, sein riesiges Kapital, seine Beherrschung der Presse, die Ahnungslosigkeit der großen liberalen Welt gegenüber der Judenfrage oder vielmehr ihre Beherrschung durch das Judentum, die „Neutralität“ der Zentrums-
partei in der Judenfrage, die jeden Augenblick bereit war, mit den Juden gemeinsame Sache gegen Bismarck zu machen.

Es begreift sich, daß manche Antisemiten über Bismarck entrüstet waren, weil er nicht den Juden den Sechshandschuh entgegen schleuderte. Sie vermuteten bei ihm Abhängigkeit vom Judentum. Andere verurteilten und verworfen den Grundsatz der Kartellpolitik, die keine klare deutsche Politik aufkommen lasse. Alle diese Kritiker Bismarcks berücksichtigten zu wenig, daß ein Staatsmann andere Rücksichten zu nehmen hat als der Privatmann. Dieser kann und muß sich freier bewegen als jener. Die aufklärende und Werbearbeit ist im höchsten Maß seine höchste Pflicht, während der leitende Staatsmann von der Betrachtung des vorhandenen Kräfteverhältnisses aus seine Pläne macht. Es ist ein schlechtes Zeichen für ein Volk, wenn es die aufklärende und Werbearbeit der Regierung überläßt und sich darauf beschränkt, auf die Regierung zu schelten. Natürlich kann und soll auch der leitende Staatsmann fruchtbare Gedanken ins Volk werfen und selbst Werbearbeit leisten, und zu Bismarcks Größe gehört es, daß er eine solche Tätigkeit in mehrfacher Richtung entfaltet hat. Indessen vor allem ist hier der Platz für eine große Arbeit aus dem Volk heraus. An solcher Arbeit hat es damals gefehlt; man ließ Männer wie Treitschke und Stöcker allein und beschränkte sich auf behagliches privates Leben. Hätte Deutschland genug Kräfte gehabt, die die antisemitische Bewegung zu einer umfassenden Volksbewegung gestaltet hätten, so ist kein Zweifel, daß Bismarck sie in seine politische Rechnung eingestellt und umfassend verwertet hätte. Da aber die antisemitische Einsicht und der Mut, den Antisemitismus zu vertreten, nur einen Bruchteil der Bevölkerung ergriffen hatten, so konnte Bismarck damit nicht viel anfangen. Ganz irrig ist die Ansicht, daß er durch die Sammlung um das antisemitische Banner eine parlamentarische Mehrheit hätte bilden können. Um von den Liberalen und Sozialisten nicht zu sprechen, so war das Zentrum für den Enthusiasmus einer vorzugsweise nationalen Politik ganz gewiß nicht zu haben. Es blieben nur die Konservativen übrig, und sie waren für sich allein nicht stark genug, um der Regierung die nötige Stütze zu gewähren.

Wenn aber Bismarck sich genötigt sah, auf die vom Judentum abhängigen Parteien und damit auf dieses selbst Rücksicht zu nehmen, so darf man deshalb doch nicht behaupten, daß er ein Freund des Judentums und abgesetzter Feind des Antisemitismus war. Es liegen von ihm viele Äußerungen vor, in denen er sich zweifelnd oder tadelnd über den Antisemitismus ausspricht und doch auch wieder dessen Berechtigung nicht abstreitet. Jöblinger deutet sie auf einfache Gegnerschaft gegen den Antisemitismus. Das ist natürlich unmöglich. Jene Äußerungen können nur so verstanden werden, daß Bismarck

mit ihnen bestimmte politische Wirkungen und zwar im einzelnen Fall verschiedene erzielen wollte. Bismarcks Stellung erkennen wir deutlich aus einem Schreiben an seinen Sohn Wilhelm vom 14. Oktober 1881 (Bismarcks Briefe an seinen Sohn Wilhelm, herausg. von W. Windelband, S. 26), in dem er nicht zu einer Partei spricht. Er bezeichnet hier Stöckers Wahl als dringend wünschenswert, einmal weil sein Gegner Fortschrittler ist, sodann weil Stöcker „ein außerordentlicher, streitharer, nützlicher Kampfgenosse ist“. Aber er fordert seinen Sohn auf, Stöcker zwar zu unterstützen, jedoch nicht sich „mit ihm zu identifizieren, weil das der Regierung nicht paßt“. Wenn Bismarck weiterhin wiederholt Stöcker abgelehnt hat, so geschah es, weil er von der Meinung erfüllt war, daß seine Kartellpolitik nicht durchgeführt werden konnte, falls die vom Judentum geleiteten Liberalen den Verdacht schöpften, die Regierung teile Stöckers Standpunkt. So erklärt es sich auch, daß er später eine zu enge Gemeinschaft Kaiser Wilhelms II. mit Stöcker verhinderte, daß er gegen die Walderseesversammlung, die die innere Mission neu organisieren wollte, vorging. Da die vom Judentum eingeseiften Liberalen eine Gänsehaut bekamen, falls sie das Wort „innere Mission“ hörten (da sie sich darunter nur Stöckerschen Antisemitismus vorstellen konnten), so suchte Bismarck den Kaiser von der inneren Mission fernzuhalten, weil die Liberalen jede Identifizierung des Kaisers mit Stöcker zum Anlaß genommen hätten, die Kartellpolitik zum Scheitern zu bringen. Es ist schändlich, daß Bismarck durch die jüdische Befangenheit der Liberalen so sehr gefesselt war. Allein infolge der nationalen Laubheit des Publikums war diese Fesselung einmal gegeben.

Einzelne tadelnde Äußerungen Bismarcks über den Antisemitismus erklären sich auch als Entgegnung auf persönliche Angriffe, die gegen ihn von antisemitischer Seite gerichtet worden waren.

Aus den von Jöblinger mitgeteilten offiziellen Äußerungen ergibt sich ganz deutlich, daß Bismarck Stöcker öffentlich ablehnte, weil er die Kartellpolitik „contrescarrierte“ (S. 139), und weil der Regierung immer von neuem vorgeworfen wurde, sie begünstige Stöckers Agitation.

Ist Bismarcks Kartellpolitik notwendig gewesen? Wir tragen kein Bedenken diese Frage zu bejahen, vor allem insofern, als es notwendig war, die Parteien zusammen zu bekommen, mit deren Unterstützung Bismarck für die erforderliche militärische Stellung Deutschlands sorgen konnte. Wenn wir aber jene Frage bejahen, so erklären wir damit natürlich nicht eine dauernde Rücksichtnahme auf die jüdischen Wünsche für notwendig. Wir haben ja seit der Revolution zur Genüge erfahren, wohin deren Verwirklichung führt. Die jüdischen Forderungen sind stets unbegrenzt. Die Juden beanspruchen stets die einflußreichsten Stellen. Bamberger ist (wie sein Biograph O. Hartwig mitteilt) aus dem parlamentarischen Leben ausgeschieden, weil ihm seine Partei zu antisemitisch war! Philosemitischer als die „freisinnige“ Partei konnte doch aber eine Partei nicht sein. So groß wie die jüdischen Ansprüche sind auch die jüdischen Empfindlichkeiten. Natürlich ist Bismarck weit entfernt gewesen, die jüdischen Ansprüche vollständig zu befriedigen. Wenn er es für notwendig hielt (namentlich um der Nationalliberalen willen), auf die Juden Rücksicht zu nehmen, so war diese seine Rücksichtnahme himmelweit von der Erfüllung der jüdischen Wünsche verschieden. Er mißbilligte in offiziellen und offiziellen Erklärungen antisemitische Störungen; er gab einzelnen Juden höhere Ämter; aber bei dem ausgeprägten Verantwortungsgefühl, von dem er erfüllt war, vermied er es natürlich sorg-

fältig, den Staat irgendwie den Juden auszuliefern. Die Ernennung Simsons zum Reichsgerichtspräsidenten war lediglich ein politischer Akt; wegen großer juristischer Leistungen ist er nicht ernannt worden, aus dem einfachen Grund, weil er solche nicht besaß. Ein Deutscher mit so geringen Sachleistungen hätte das schöne Amt schwerlich erhalten. Simson verdankt seine Ernennung seinem Judentum und dem Umstand, daß er vorher zweimal von den Liberalen zum parlamentarischen Präsidenten gewählt worden war. Bismarck wird sich gesagt haben, daß Simson als Reichsgerichtspräsident keinen Schaden stiften werde (zumal er ja die äußern Präsidialgeschäfte, das Worterteilen usw., gut zu handhaben wußte) und daß die jüdisch stark beeinflusste öffentliche Meinung über dies Zugeständnis erfreut sein werde. Von ähnlicher Art werden die meisten Beförderungen von Juden sein, die Bismarck vorgenommen hat. Einige Juden hat er offenbar auch wegen persönlicher Tüchtigkeit verwendet. Im Ganzen ist Bismarcks Stellung zum Judentum ungefähr dieselbe wie die des Schweizer Bürgerturns, dessen Standpunkt sich dahin umschreiben läßt: „Wir sind keine Antisemiten; aber Juden lassen wir in unsere Kreise nicht hinein.“ Praktisch war Bismarck ausgesprochener Antisemit, in dem Sinn, daß er den großen jüdischen Ansturm auf die Staatsämter fernhielt und die auswärtige Politik nach rein deutschen Gesichtspunkten leitete. Erwähnung verdient auch die Schließung unserer Grenze nach Osten, wodurch die jüdische wie polnische Einwanderung ferngehalten wurde. Gerade diese Maßregel hat ihm beständige Feindschaft von „freisinniger“ Seite zugezogen. Das aber müssen wir hier noch besonders hervorheben, daß diese praktisch antisemitische Haltung Bismarcks nur unter der Voraussetzung der antisemitischen Agitation möglich war, wie sie Treitschke und Stöcker betrieben. Ohne diese hätte er nicht den rechten Widerstand gegen das Ändern des Judentums leisten können. Wenn er sich auch genötigt sah, offiziell antisemitische Störungen abzuwehren, so hat die antisemitische Bewegung ihm doch große Dienste geleistet. Sie ist ein Bestandteil der nationalen Strömung jener Zeit, der sich schlechterdings nicht wegdenken läßt. Überflüssig ist es, daß wir uns noch ausführlich darüber verbreiten, daß zwischen Antisemiten und Antisemiten zu unterscheiden ist, daß es, wie in allen Richtungen, auch törichte und unpraktische Antisemiten gibe, daß wir die Parteizersplitterung, wie sie gelegentlich von Antisemiten befördert wird, verurteilen.

Wie bemerkt, warf man der Regierung Bismarcks beständig vor, daß sie die Antisemiten begünstige (worauf sich Bismarck mit den erwähnten offiziellen und offiziellen Äußerungen verteidigte). Das war freilich ein grundloser Vorwurf: staatliche Gunst haben Antisemiten nicht im mindesten erfahren. Richtig aber ist es, daß Bismarck dem Vordringen und Vordringen der Juden, dem persönlichen, allgemein geistigen und wirtschaftlichen, einen Halt entgegenzusetzen suchte. Wie es ihre Art ist, gaben sie die Einschränkung ihrer Unbescheidenheit als Begünstigung der Antisemiten aus. So haben sie sich denn auch für die Rücksicht, die Bismarck auf sie genommen hat, nicht im mindesten dankbar erwiesen. Dauernd haben sie den alten „Obrigkeitsstaat“, den preußischen Staat, Reich und Staat Bismarcks als etwas „reaktionäres“, d. h. ganz antisemitisches bekämpft, und wenn man heute die Angriffe der Preuß, der Kantorowicz usw. gegen Bismarck und seinen Staat liest, so ist das ja ganz das Gleiche.

Wenn die Behauptung, daß die Antisemiten im alten Staat begünstigt worden seien, grundlos ist, so haben die Juden immerhin insofern recht, als sie im alten Reich und im alten preußischen Staat stärkste Bollwerke gegen jüdische

Vorherrschaft sehen. Daher ihr höllischer Haß gegen beide. Daher mußte die Revolution beide zertrümmern, um die jüdische Vorherrschaft möglich zu machen.

Bismarck bleibt wie in allem so auch gegenüber dem Judentum Vertreter des Deutschtums, zum mindesten im Kern seines Werks. Im Dezember 1867 rechtfertigte der Historiker Heinrich Leo in einem Brief an Ludwig v. Gerlach die Neuordnung Deutschlands durch Bismarck, die Erhebung Preußens zur führenden deutschen Macht. Dabei bemerkte er: „Österreich hätte uns das Mark ausgeaugt und zuletzt an die Juden verkauft“ (Allg. konserv. Monatschrift 1894, S. 1127). An dieses Wort wollen wir uns heute erinnern, wo wir wahrnehmen, wie in Österreich neben gewissen klerikalen gewisse Börsenkreise gegen den Anschluß an das Deutsche Reich arbeiten. Diese Kreise fühlen, daß sie bei der Einordnung in das von Bismarck geschaffene Reich ihr Wesen nicht mehr so ungestört treiben könnten. So zeigt sich überall jüdische Abneigung gegen Bismarck und sein Werk.

Jöhlinger aber sollte sich fragen, wie die bis zum Haß gesteigerte jüdische Abneigung gegen Bismarck sich erklären läßt, wenn wirklich, wie er behauptet, Bismarck scharfer Gegner des Antisemitismus gewesen wäre!

Zum Schluß mag ein kleiner Beitrag zur Beantwortung der Frage geliefert werden, was von den jüdischen Eigenschaften angeboren ist und was etwa als Wirkung der Behandlung, die sie erfahren haben, angesehen werden könnte. Man hat oft behauptet, die revolutionären Neigungen der Juden seien eine einfache Rückwirkung der Zurücksetzung, die sie erfahren haben. Man halte aber dagegen etwa die Deutschen in fremden Ländern: so oft sie zurückgesetzt worden sind, revolutionär sind sie nicht gewesen. Von Italien ferner hat der Sozialist R. Michels (Archiv für Sozialwissenschaft 1906, 22. Bd. S. 110) die treffende Beobachtung gemacht, daß die Protestanten (Waldenser), die dort furchtbare Verfolgungen erfahren haben, gar nicht revolutionär, vielmehr entschieden antisozialistisch sind, während die Juden, die dort gar nicht unter antisemitischen Strömungen stehen, dem Sozialismus sehr geneigt sind. Die Gründe sucht Michels mit Recht im jüdischen Charakter. Man hat ferner oft gesagt (in den Bismarck mit Recht oder Unrecht zugeschriebenen Äußerungen findet sich auch eine Wendung dieser Art), daß die Judenemanzipation den Juden die einseitige Neigung zum Handel nehmen werde. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Neigung nicht im mindesten nachgelassen, daß die Zahl der im Handel tätigen Juden sich nicht im geringsten vermindert hat, daß mit der Emanzipation nur noch viele neue Berufe von den Juden ergriffen, zu ihrem alten Lieblingsgebiet hinzugefügt worden sind.

P r i a m e l.

Wenn es der Spinne am Herzen liegt,
Daß ihr ins Gewebe die Fliege fliegt;
Wenn sich der Angler ans Ufer stellt
Und für die Fischelein den Köder hält;
Wenn zu der Motte die Flamme spricht:
Komm her! auf daß dich erleuchte das Licht;
Wenn Juda den Deutschen spät und früh
Predigt den Segen der Demokratie, —
Dann zweifelt doch nur ein verderbtes Gemüt,
Daß das aus reinster Liebe geschieht . . .

Adolf Schaub.



Sombart und die Juden.

Ein Urteil über die Irrwege der sog. „Unparteilichkeit“.

Von Dr. Franz Haifer.

Je öfter man das Buch Werner Sombarts: „Die Juden und das Wirtschaftsleben“ durchliest, desto mehr gelangt man zur Überzeugung, daß hier guter Wille und bessere Einsicht im Kampfe gegen das Trugbild der sog. „Objektivität“ unbedingt den kürzeren ziehen müssen. Ein vorschnelles Urteil über die Tendenz dieses Buches ist leicht gefällt, doch nur der möge uns hier willkommen sein, der einen philosophisch und psychologisch geschulten Blick mitbringt. Vom psychologischen Standpunkte aus werden wir sodann vor allem die Frage zu klären trachten, wie es denn möglich sei, daß ein Mann von ungetrübten Instinkten — und das ist Sombart — ein Vorwort zu seinem Buche schreiben kann, das weit eher einem beständig auf- und niederwogenden Meere, einem vom Winde hin und her gepeitschten Grashalme, einem unsicheren Wege, auf dem man nie auf Grund gerät, gleicht, als einem Felsen, auf den ein Mann von Überzeugungen seine Darlegungen aufbaut. Sombart ist von nationaler Seite oft angegriffen worden, weil man entweder unnationale Farblosigkeit oder gar beabsichtigte Schönsfärberei des Judentums in diesem Buche zu finden glaubte, aber ganz mit Unrecht. Wer nicht farbenblind ist, der wird in seiner Darstellungsweise nur allzuleicht die helle Farbe des Ariers zwischen den Zeilen hervorschimmern sehen, trotzdem sich der Autor gebliffentlich dagegen verwahrt. Wer freilich nur das Vorwort gelesen hat, der kennt den Mann Sombart noch nicht, der kennt erst den Gelehrten und Verfasser von wissenschaftlichen Lehrbüchern, die sich zwar immer krampfhaft abmühen, „objektiv“ zu bleiben, aber fast bei jedem Satze, den sie verfassen, die subjektive Ansicht des Verfassers verraten. Und darum der innere Widerspruch des ganzen wissenschaftlichen Gebäudes, das stets bestrebt ist, eine erzwungene Unparteilichkeit hervorzulehren: man verleugnet sein Selbst, das eigentlich schreibende, zeichnende und in subjektiven Farben malende Selbst, während ein kritischer Leser schon längst die Eigenart des Verfassers herausgefunden hat. Der wissenschaftliche Mensch, eine charakteristische Spielart des Menschengeschlechtes, kennt nur einen Gott: „die Wahrheit“, die er aber nicht in sich, sondern ganz im Gegensatz zum Künstler, Dichter und intuitiven Philosophen außerhalb seiner Eigenart finden zu müssen glaubt. Er läuft wie die Kinder dem Regenbogen nach, der sich aber nun einmal nicht fangen läßt, sondern immer weiter zurückflieht. Das Absolute ist eben ein virtuelles Bild, das in tausend menschlichen Gehirnen tausend verschiedene reelle Bilder erzeugt. Wenn wir unsere Eigenart verleugnen, so verleugnen wir auch die Wahrheit, denn menschliche Wahrheit ist nichts anderes als ein subjektiver Wert. In manchen Gebieten des Denkens herrscht Übereinstimmung, in anderen wieder fast gar keine. Aber selbst die größte und anscheinend unverbrüchlichste Übereinstimmung ist nie die Wahrheit an sich, sondern bloß deren menschliches und daher veränderliches Erscheinungsbild, das mit dem Menschen kommt und schwindet. Wenn also nur die Subjektivität, die Eigenart des Einzelnen die „Wahrheit“ formt und schafft, so muß auch unbedingt ein Werturteil bei diesem Baue mitbestimmend gewesen sein, denn man baut nie ohne persönlichen Geschmack. Forschung und Werturteil sind daher unzertrennlich miteinander verknüpft, und wer sich vom Werte losagen will oder ihn noch

obendrein verhöhnt und seiner unwürdig erachtet, der täuscht sich nur selbst und allenfalls noch die Masse seiner Leserschaft, niemals aber den kritischen Beobachter, der ihm genau auf die Finger sieht. Der jüdische Forscher kennt genau das Werturteil, das er zu verfolgen hat, und versteht es meisterhaft zu drehfeln und zu verfechten, nur der Arier leidet sozusagen am Unparteilichkeits-Verfolgungswahne.

Sombart ist im Grund Gefühlsmensch. Alles, was er sagt, wirkt daher um so überzeugender, denn es enthält Selbstverständlichkeiten, die jeder gesunde Arierverstand schon längst ohne alle wissenschaftliche Auseinandersetzung empfunden hat. Ich will nur auf die eine Behauptung unseres jüdisch-wissenschaftlichen Zeitgeistes hinweisen, die Sombart wiederholt treffend Lügen straft: daß es überhaupt keine Juden gebe, denn die Juden bildeten bloß eine Religionsgenossenschaft, und sobald die Religionen einmal verschwunden sein werden (durch Aufklärung und Fortschritt), wird man von einem Judentume überhaupt nicht mehr reden können. Wie dumm müssen wir den Juden erscheinen, daß sie es wagen, uns so etwas einzureden! — Aber gleich darauf unterdrückt er wieder sein Gefühl und macht gelegentlich scharfe Ausfälle gegen die „unwissenschaftliche und dilettantische“ Schreibweise der Antisemiten, die nur ihr Gefühl allein antreibt und denen kein so großes Wissen zu Gebote steht wie dem Berufsforscher, um ihre Behauptungen auch — „beweisen“ zu können. Wie es um die „Überzeugungskraft des Beweises“ eigentlich steht, sobald sie eine scharfe Erkenntnistritik unter die Lupe nimmt, habe ich in einem gleichbetitelten Buche dargelegt (Konegen, Wien). Sombart schwankt unsicher zwischen zwei Welten umher; rechts die Überzeugungskraft des Gefühles, der Rasse, des eingeborenen Reines und Instinktes, — links die Überzeugungskraft des „Beweises“! Und er fürchtet die linke Seite, denn sie hat dem ganzen arischen Geschlechte schon seit jeher ungemein zu imponieren verstanden. Wer nicht an sie glaubt, der verfällt der Unwissenschaftlichkeit und somit der Lächerlichkeit. Sombart gleicht in gewisser Beziehung Friedrich dem Staufer, der noch immer von Rom abhängig ist, obgleich er schon längst nicht mehr an dessen Glücke und Dogmen glaubt. Er muß Kegerverbrenner werden, um seine Ergebenheit gegen Rom der Welt zu beweisen.

Ich wiederhole nochmals: nicht Sombart ist das Problem, sondern unser sog. „wissenschaftlicher Zeitgeist“, unser modernes Rom, dem auch er sich fügt. Sombart ist Arier durch und durch, ist ein grundgelehrter, vielseitiger Forscher und ein scharfer Denker, aber seine unerschütterliche Treue, die er seiner vorgesetzten Behörde bewahrt, verwirrt seine Instinkte, denn diese Behörde, dieses moderne Kardinalkollegium besteht aus Männern, die mit Absicht die Lebensinstinkte des Ariers verwirren. Alare Köpfe erkannten schon längst, daß die römische Kirche nur deshalb gestürzt wurde, um die jüdische dafür einzusetzen.

Das Wertproblem ist niemals objektiv anzufassen, wir sind keine über dem Weltgeschehen stehenden Götter, das ist vollkommen richtig, aber um so mehr entscheidet hier der ungetrübte Instinkt über die Vernunft: du bist ein Fremdling in meinem Hause, du hast einen Ton und eine Lebensart hier eingeführt, die uns allen höchst zuwider ist, du hast uns vergiftet, verraten und vernichtet, wir hassen sowohl dein fremdes Antlitz wie deine unerquidliche Seele, darum — hinaus mit dir! — Nur so kann man dem Juden gegenüber reden, nur das ist eine Behauptung, die keines weiteren „Beweises“ bedarf. Damit preise ich mein Volk noch lange nicht als das „auserwählte“, was Sombart als

lächerlich hinstellt, sondern ich sage einfach: wir passen nicht zusammen, jeder von uns gehe seiner Wege, und diese Forderung brauche ich in keiner Weise erst wissenschaftlich zu begründen, denn wir kennen den allgemeinen Judenhaß des Ariers zur Genüge, der so alt ist wie unsere Bekanntschaft mit dem Judentume. Nur eine kleine Anzahl Mächtiger, die den Juden als Geldgeber benützten oder ein Häuflein instinkt- und willenloser, dafür aber gelahrter Humanitätsapostel haben diesen Haß seit jeher zu hintertreiben verstanden.

Wir dürfen aber diese Art Antisemitismus nicht auf die Spitze treiben, es ist Gefahr vorhanden, daß er verpöbelt und in Mißkredit gerät. Alles, was von der Demagogenkanzlei herab gepredigt wird, verfällt schließlich der Parteiwirtschaft, der Unaufrichtigkeit, dem Erwerbe und somit der Schande. Wir müssen vielmehr trachten, die Sache von einem höheren Gesichtspunkte aus zu betrachten, die judengegnerische Bewegung, die natürlichen Volksinstinkte zu vergeistigen, um auch die höheren Bildungskreise zu überzeugen, in denen ja bekanntlich der Philosemitismus seine stärksten Wurzeln ausgebreitet hat. Denn der Jude wußte, wo er sich zu verankern hatte, um seine Schanderistenz unter uns zu rechtfertigen. Wir kennen die Wirkung der entehrenden Reichsacht, die noch vor wenigen Jahren alle bedrohte, die sich eine antisemitische Äußerung entschlüpfen ließen. Niemand anderer, als unser modernes Kardinalkollegium, unsere Mächtigen und Herrscher im Reiche des Geistes haben sie verhängt, unsere „Wissenschaftlichen“, unsere „Objektiven“! — Aber wenn wir unsere Bewegung vergeistigen wollen, so brauchen wir sie nicht gerade einer gefühl- und vaterlandslosen Schulmeisterei zur Vergeistigung anzubieten, denn von dieser Seite haben wir bisher noch nicht viel Gutes erfahren, nur kühle, aalglatte Ablehnung, Totschweigen, höchstobjektives überlegenes Lächeln. Es gibt auch noch einen anderen Kreis von Geistigen, bei denen gottlob noch das Blut die Vernunft beherrscht und nicht umgekehrt eine blutleere, temperamentlose Vernunft alle lebenserhaltenden Instinkte. Sombart kennt auch diesen Kreis und er winkt ihm auch manchmal mit einem verstohlenen Seitenblicke zu, er fühlt sich seinem Blute nach heimisch in diesem Kreise, aber — er fürchtet den Bannstrahl der „Objektiven“!

Wenn wir nun einen Blick auf den Inhalt des vielbesprochenen Buches werfen wollen, so kann das in einem Aufsatze nur in sehr gedrängter Form geschehen. Bücher verlangen wieder Bücher zur eigentlichen Besprechung. Gleich bei der Gegenüberstellung von sephardischem und aschkenasischem Blute (Spaniolen und Ostjuden) tut sich eine ganze Welt, ein ganzes philosophisches System vor unseren Augen auf. Hier Stabilität, Überlieferung, Stil, Zucht, Sitte, Rasse, dort Mischrasse, Adertum, geistige und leibliche Zersahrenheit, „Freidenkertum“, daher Zweifel, Jynismus, Nomadentum, Exportdummingswesen, kurz — der Erwerb steht über dem Erbe! Und das deutsche Volk ist vom aschkenasischen (ostjüdischen) Blute geleitet und durchtränkt worden.

Das kapitalistische System ist treffend geschildert, so wie es der Jude in Szene gesetzt und der Arier gierig angenommen hat, denn auch das Schnaps-trinken und Opiumrauchen lernt man leicht. Nicht der Bedarf selbst ist mehr maßgebend, sondern die Kunst, neuen Bedarf, neue Absatzquellen erst künstlich zu schaffen, und sollten sie noch so erzwungen und unnatürlich sein. Treffend ist auch das Kapitel über die Fremdheit des Juden. „Sie waren Kolonisten überall“ und es entwickelten sich in ihnen dementsprechend gewisse Charaktereigenschaften, denn dem Fremden gegenüber hat man eine andere Moral als der eigenen Art gegenüber. Diese ursprünglich abnorme Fremdenmoral wird schließ-

lich zur Norm erhoben. Aber Sombart vergißt, daß die Juden unter sich auch nie anders gewesen sein dürften. Ich behaupte sogar, gerade ihr Zersprengtsein unter arischer Moral hält sie noch ab vor äußerster Entartung und Hemmungslosigkeit, gerade so wie der Jesuit in protestantischen Gegenden weit besser ist als in rein katholischen. Ein rein jüdischer Staat würde sicher der Selbstzerfleischung verfallen. Je weniger Achtung vor Autorität vorhanden ist, desto mehr muß der Kampf aller gegen alle einsetzen und die Entscheidung bringen. Auch ist meiner Meinung nach die Behauptung unrichtig, daß die Ausschließung von den bürgerlichen Rechten beim Juden eine gewisse politische Farblosigkeit, eine Gleichgültigkeit gegenüber dem Geschehe des Vaterlandes erzeugt hätte, denn auch der heutige jüdische Vollblutbürger besitzt nur insoferne politische Farbe, als er sie mit seinen materiellen Interessen in Einklang bringen kann. Sehr richtig wird hingegen auf den Zusammenhang von Puritanismus und Kapitalismus hingewiesen. Aber Max Weber und Sombart haben nicht genügend die unarische, weltumgestaltende demokratische Tendenz dieses reformierten Christentums hervorgehoben: „bete und arbeite; Arbeit adelt; sie adelt auch den Niedriggeborenen“. Der europäische Hausknecht und Hausierer wird in Amerika Fürst, Geldmagnat, wenn er (mit dem Gelde) entsprechend zu „arbeiten“ versteht. Auf die furchtbare Gefahr, die sowohl dem Geiste als der Moral von seiten der Emporkömmlinge droht, durfte man früher gar nicht hinweisen, ohne allgemeine Entrüstung hervorzurufen. Erst heute, da der Kriegsgewinnler unser ganzes Geistesleben wie eine Dirne aushält und verpöbelt, macht sich eine aristokratischere Strömung bemerkbar. Unser schwachsichtiges und schwerbhöriges Geschlecht bedarf eben immer der stärksten Licht- und Analeffekte, um eine Gefahr zu bemerken. Nietzsche hat schon vor vierzig Jahren die Gefahr der Emporkömmlingswirtschaft erkannt und vom aristokratischen Standpunkte aus den Puritanismus angegriffen. Das Altertum kannte kein Emporkommen durch „Arbeit“ im modernen Sinne. Man war entweder geborener Freier oder Unfreier. Die Gutheißung des Emporkömmlingtums ist somit wichtig für das jüdische Volk, und die Weltanschauung des gänzlich unarischen Puritanismus war gerade diesem Volke von größtem Nutzen.

Sombart will zeigen, daß alle Einrichtungen des jüdischen Volkes, seine Religion, Sitten und Gebräuche, seine Geschichte und die ganze Umwelt, in der es freiwillig oder unfreiwillig lebte, Talente zur Entwicklung einer Geldwirtschaft gefördert haben, wie sie die Weltgeschichte noch nie erlebt hat. Am Schlusse seines Buches, wo er sich auch mit dem Rassenproblem befaßt, ist er bestrebt, die Mitte zwischen „Milieufanatikern“ und „Rassefanatikern“ zu halten. Das Buch ist 1911 erschienen, und die Rassentheorie stand damals noch nicht so festgefügt unserem rasseverleugnenden Zeitgeiste gegenüber. Sombart brauchte heute wohl nicht mehr so vorsichtig aufzutreten, wenn er das Wort „Rasse“ in den Mund nimmt, aus Furcht, seine gestrengen, linkskulturellen Herren Kollegen könnten etwa über ihn die Reichsacht verhängen. Wer „Milieufanatiker“ ist, das wissen wir heute zur Genüge. Nur der, der sich und seine Rasse durch einen Milieuhintergrund zu verdecken bestrebt ist. Man muß nur einen tiefen psychologischen Blick in die wissenschaftliche Forschung werfen! — Obgleich nun Sombart, wie erwähnt, die Mitte halten will, so neigt er dennoch, ohne es vielleicht selbst zu merken, eher dem Milieu zu, denn er schildert zumeist Einflüsse, die auf die Entwicklung des jüdischen Charakters bestimmend eingewirkt haben sollen, so auch beim Kapitel „Religion“. Aber die Religion ist gerade so

wie das andere „Milieu“, in dem der Jude groß geworden ist, doch nur wieder eine Schöpfung des jüdischen Geistes selbst, von ihm gesucht oder doch zum mindesten durch ihn beeinflusst. Wir haben es also mit einem Plane und einer Idee des vollendeten „Juden“ zu tun, die schon der jüdischen Urrasse zugrunde lagen.

Sombart gibt den tiefen Unterschied, der den Juden vom Arier — oder den Wüstenbewohner vom nordischen Menschen, wie er sagt, denn er verwirft das „unwissenschaftliche“ und nicht beweisbare Wort Arier — trennt, zu und läßt sogar ein ganz bestimmtes Werturteil vorsichtig zwischen den Zeilen hindurchschimmern, was wieder beweist, daß man ohne Subjektivität und Wertschätzung bei einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise einfach nicht auskommt. Aber hier begegnen wir der großen Streitfrage, was arisch und was spezifisch jüdisch ist. Sombart neigt, wie die ganze neuzeitliche Strömung, der Ansicht zu, daß der Monismus arisch, der Dualismus hingegen jüdisch sei, ich hingegen bin gerade der entgegengesetzten Ansicht und erblicke gerade hier eine Verwirrung, ja geradezu eine Verführung unserer arischen Überlieferung. Der Arier ist Polytheist und teilt wie jedes Geschöpf, das mit der Natur in inniger Fühlung bleibt, die ganze Welt in feindliche und freundliche, in hemmende und fördernde Gewalten. In der persischen Religion prägt sich diese Anschauung am deutlichsten aus. Der Gott des Bösen wird hier geradezu zum Urprinzip, wie der Gott des Guten, er ist von Ewigkeit her, nicht ein Engel, der erst nach einem Fehltritt in die Unterwelt gestoßen wird, wie in der christlichen Religion. Das ganze Weltgeschehen ist ein beständiges Ringen zwischen einander feindlichen Gewalten, in das auch der Mensch hineingezogen wird, der die Bestimmung hat, dem Lichtgotte zum Siege zu verhelfen. Dieser Grundgedanke zieht sich mehr oder weniger durch alle arischen Religionen, und die Folge davon sind die Wertschätzungen von gut und böse, von schön und häßlich, von wahr und falsch. Alles von einem einzigen Urgotte ableiten wollen, ist jüdisch und zwar spätjüdisch, also intellektuell, nicht urwüchsig, denn auch das Urjudentum kannte gewiß viele Götter (Elohim). Aus diesem intellektualistischen Monotheismus (Nietzsche nennt ihn sehr bezeichnend „Monotonotheismus“) in der Religion entstand sicher unser heutiger wissenschaftlicher und atheistischer Monismus, der gänzlich unarisch ist. Denn auch der indische Monismus ist eine intellektualistische Entartung der ursprünglichen und gefühlsmäßigen Vielgötterei. Wenn ein Volk altert, wird es kampfmüde, und die dualistische Weltanschauung zwingt den Menschen zum Streite, der dem Greise nicht mehr zusagt. Der Arier kämpfte lange um seine dualistische Weltanschauung, selbst in der christlichen Religion schuf er den Teufel, dem er ein gleiches Machtgebiet zuwies wie dem Lichtgotte. Das intellektualistische und vergreifte Volk trachtet durch den Monismus „alles erklären und alles verzeihen“ zu können. Somit entfällt jeder Streit und jede Wertschätzung, (siehe moderne Wissenschaft!), man wird beschaulich und duldsam, von der Höhe herab beobachtend, man ist nicht mehr selbst Krieger, sondern bloß Kriegsberichterstatter. (Moderne Literatur, Psychologie und Kriticismus. Auch teilweise Goethe.) Der Monismus zerstört sowohl Moral als Gattung. Die Unduldsamkeit aber, die im Dualismus begründet ist, schützt beide vor dem Verfall. Daß das Judentum seinem intellektualistischen Monismus bisher nicht zum Opfer fiel, verdankt es einzig der urwüchsigen Kraft seines Volksinstinktes, der nach wie vor seiner dualistischen Überlieferung treu blieb und der intellektualistischen Entartung seiner geistigen Führer, die bei allen Völkern zum Monismus treibt, nicht Folge leistete. Im Judentum steckt einfach noch

immer ein gutes Stück Altertum verborgen. Ich und meine Götter sind gut, aber alles Fremde ist böse und von Unheil, das ist der Grundstock jeder urwüchsigen Volksreligion. Im Anfang war weder „das Wort“, noch „der Sinn“, „die Kraft“ oder „die Tat“, sondern im Anfang war der Streit! — Der artzeretzende Geist der antiken Mysterien und seine moderne Fortsetzung im Freimaurertum und atheistisch-wissenschaftlichen Monismus haben den Grundstock des jüdischen Volkes bisher nicht zu erschüttern vermocht. Wohl sind die Juden heute die Hauptträger dieses Geistes, dieses völkerzeretzenden Giftes, aber sie vergiften sich nicht selbst damit, sondern gebrauchen dieses Gift nur, um ihre Wirtsvölker zu vergiften, wie eine giftige Schlange, die gegen ihr eigenes Gift immun ist. Jahve flucht, befiehlt und droht noch immer, bestraft noch immer die Verletzung seiner Gesetze, die sein Volk erhalten und es zum Herrscher über alle anderen machen. Wenn nun die judengegnerische Literatur diese urwüchsige Unbuddhasamkeit der Kernvölker des Altertums unserer heutigen „alles verstehenden und daher alles verzeihenden“ monistischen Humanität gegenüberstellt und letztere — wenn auch nur zwischen den Zeilen — sittlich höher bewertet, so verkennt sie nicht nur das ursprüngliche, noch nicht intellektualistisch entartete Ariertum, sondern gräbt sogar mit dieser Wertschätzung dem Ariertume das Grab. Sombart ist Arier durch und durch, aber leider, wie wir alle, viel zu viel Arier und viel zu wenig Jude dem Juden gegenüber. — Das ursprüngliche Indertum hatte die schauerlichsten Verwünschungen, Entehrungen und Strafen für die bereit, die ihre Rasse und Rasse mit dem Blute des Utschandala verunreinigen. Erst mit der intellektualistischen Entartung der Religion, mit dem weltversöhnenden Monismus (die äußerste Entartung stellt der Buddhismus dar!), verfiel das Volk der Verdüsterung. Die alten Mysterien, das Freimaurertum und der modern-wissenschaftliche, atheistische Monismus rechtfertigen sich nicht, wenn sie sagen, ihre Lehre richte nur dann Unheil an, wenn sie ins Volk dringe, denn sie sei bloß für wenige, nur für die „Wissenden“ bestimmt. Wer dem Monismus und seinen Folgerungen verfallen ist, sei er nun aus dem Volke oder aus dem Priesterstande, den stößt die Natur wie ein brandiges Glied ab, denn sie ist das Prinzip des Streites, der Unversöhnlichkeit der Gegensätze, des nie durch den Logos lösbaren Widerspruches. Sie verlangt Erhaltung und Durchsetzung der eigenen Art, des ureigenen Geistes und seines Idealbildes über alle anderen Erscheinungsformen. Nur das ist ihr Sinn und ihre höchste Weisheit. Wer da nicht mittun will, geht unter.

Kein Volk hat den tiefen Sinn dieses Naturwillens besser erfasst, als das jüdische, und darum ist es auch Sieger über alle anderen willenslahmen, monistischen und allversöhnenden Völker. Auch den weltverbrüdernden Geist der Freimaurerei hat das Judentum für seine Zwecke auszunützen verstanden: die anderen macht man brüderlich, selbst aber bleibt man der Unbrüderlichste, der Ungleichste, der Herrscher. Der Jude hat also das Freimaurertum nicht „entartet“, wie Renatus Kam (Wesen und Unwesen der Freimaurerei; Deutscher Dom) sagt, sondern im Gegenteil erst aufgeartet, freilich im jüdischen Sinne, denn vorher besaß es überhaupt keine Artung außer dem monistischen und zeretzenden Zug zum Allesverstehen, Allesverzeihen und zur Allversöhnung. Der Erdgeist aber spricht: „Nur der Streit allein schafft Werte, er schmiedet sie im Feuer, und wandert nicht erst von Ort zu Ort um sie zu — ‚finden!‘ Die Wahrheit ‚sucht‘ man nicht, denn man ‚findet‘ sie nie, sondern man hämmert sie selbst zurecht. Weder die Liebe noch der Logos werden sie je

besitzen, denn die Liebe will sie erbetteln und der Logos finden. In meinem Reiche aber „findet“ man nichts, was man nicht erfindet und durch die Kraft seines Geistes den anderen aufzwingt.“ Besäßen wir Arier nur ein Sündchen von dem arterhaltenden und artverbreitenden Triebe des Judentums, der alles Fremdartige haßt und verfolgt, so wäre es mit uns nicht so weit gekommen. Aber unsere geistigen Führer auf der abwärts gleitenden Bahn des Monismus haben es anders gewollt, und selbst als Antisemiten verfallen sie noch immer dieser deludent-intellektualistischen Einmaleinsucht in Religion und Wissenschaft. Den Juden muß man mit arterhaltenden Mitteln bekämpfen, nicht mit artverleugnenden und auflösenden. Man muß zeigen, daß der Jude der Welt den Stempel Abrahams aufdrücken will, daß er dem Urprinzip alles Bösen zum Siege verhilft, während der Arier dem Lichtgotte, der die Welt erlösen will, diene. An unseren Geistigen haben wir keine Stütze, so viel ist gewiß. Zu unserem größten Glück wird uns aber der Jude schließlich selbst dazu verhelfen, daß wir ihn los werden, denn er ist völlig hemmungslos und betreibt alles, was er ergriffen hat, maßlos, und daran wird er zugrunde gehen und ganz besonders rasch, wenn er einmal tatsächlich die unumschränkte Herrschaft auf der ganzen Welt erreicht haben wird, weil ihm dann jede Hemmung, auch die äußere, völlig fehlt.

Auch den Hinweis, daß die Religion des Juden den Reichtum ehrt, die des Ariers aber alle Güter dieser Erde verachtet, halte ich für verfehlt, wenn es sich darum handelt, die jüdische Weltanschauung mit der arischen in Gegensatz zu bringen. Die Verachtung von Reichtum und Besitz ist wohl christlich, aber nicht spezifisch arisch. Worin aber der große Unterschied besteht und worauf nicht oft genug hingewiesen werden kann, ist die grundverschiedene Auffassung dem Erbe wie dem Erwerbe gegenüber. Im Erbe liegt das Vorrecht der Geburt und Abstammung, also des Geschlechtes und der Rasse, im Erwerbe hingegen jenes des Emporkömmlings und reichgewordenen Freigelassenen. Die Juden und mit ihnen die ganze neuzeitliche Denkweise haben es verstanden, die Heiligkeit des Erbes herabzusetzen und dafür den Erwerb mit einem Glorienscheine zu umgeben. (Freie Bahn für den Tüchtigen!) Der Jude haßt das für ihn Unerreichbare, darum will er den Besitz beweglich machen, flüchtig, durch seine Hände gleitend, für ihn erreichbar. Das Fideikommiß war ihm der größte Dorn im Auge. Nicht heldische, geistige oder charaktervolle Leistungen sollen der Ursprung des Besitzes und der Macht sein, die sich von Vater auf Sohn weitervererben und so eine bevorrechtete Rasse bilden, sondern alle Fähigkeiten, worin der Jude Meister ist: Geschäft, Handel, Wucher, Spekulation.

(Sortierung folgt.)

Überzeugungstreue.

Scheint gar zu rasch euch die Verbeugung? —
Was wollt ihr? Fest sein ist nicht klug.
Am besten ist's, die Überzeugung
Ist nur ein dünner Überzug . . .

Adolf Schaub.



Der heutige Stand der Judenfrage.

Von Otto Kernholt.

Seitdem Juden in der Zerstreuung („Diaspora“) leben und fremden Völkern als ungebetene Gäste ihre abweichende Eigenart in ihrer Gefährlichkeit und Gegensätzlichkeit zum Bewußtsein bringen, hat es stets eine Judenfrage gegeben. Und so gibt es auch heutzutage zweifelsohne eine Judenfrage bei uns im Deutschen Reich. Wenn ihr Bestehen hin und wieder von jüdischer oder gesinnungsverwandter Seite abgeleugnet wurde, so war hier wohl vielfach der Wunsch der Vater des Gedankens, sei es, daß man auf dem Wege zur jüdischen Herrschaft schon so nahe am Ziele zu sein glaubte, daß nicht mehr eine „Judenfrage“, sondern höchstens noch eine „Deutschenfrage“ zur Erörterung stehe, sei es, daß man durch Ableugnen der tatsächlichen Verhältnisse dem so leicht für jüdische Schriftbeeinflussung zugänglichen Deutschen die drohende Gegenwartsgefahr aus dem Bewußtsein reden wollte. Mit solchen äußerlichen Mitteln schafft man allerdings eine die Zeit in ihren Tiefen gewaltig aufwühlende Bewegung nicht aus der Welt. Man versperrt ihr höchstens den natürlichen Ausweg und zwingt sie, wenn die Spannung unerträglich wird, sich gewaltsam Bahn zu schaffen. Ob diese Entwicklung dann im Interesse der Beteiligten — Deutschen wie Juden — liegt, mag füglich bezweifelt werden.

Im allgemeinen besteht jedoch in den urteilsfähigen Kreisen Deutschlands, bis weit in die jüdischen Kreise hinein, kein Zweifel darüber, und es wird auch öffentlich zugegeben, daß wir es heute bei uns mit einer sehr bedeutungsvollen „Judenfrage“ zu tun haben. Nur über ihren Umfang und ihre Wertung im Rahmen des politischen Gesamtgeschehens gehen naturgemäß die Meinungen auseinander. Während einige, rein an den jüngsten Zeiterscheinungen hängend, die judenfeindliche Bewegung nur als eine Folgeerscheinung des verlorenen Krieges, als das Suchen nach einem Sündenbock und insolgedessen als eine vorübergehende Zeitströmung betrachten, sehen andere hinwiederum in der „Judenfrage“ den Kern- und Angelpunkt der ganzen deutschen Zukunft. Wir brauchen uns dabei nicht nur auf Wilhelm Meister zu berufen, der in „Judas Schuldbuch“ die Judenfrage die „deutsche Daseinsfrage“ schlecht hin nennt. Denn sein Werk sagt auch hauptsächlich die gegenwärtigen Verhältnisse ins Auge, so daß ein Gegner seinem Zeugnis ebenfalls nur Augenblickswert zusprechen könnte. Deshalb ist es von großem Werte, Meisters Anschauung durch ähnliche aus der Vorkriegszeit stützen zu können. Neben Chamberlain, der schon 1898 „das Problem des Judentums in unserer Mitte zu den schwierigsten und gefährlichsten der Gegenwart“ zählte, fällt da vor allem Sombarts Ansicht ins Gewicht, der als ausgesprochener Judenfreund schon 1912 die Judenfrage das „größte Problem der Menschheit“ nannte.

Mit der Feststellung, daß es bei uns eine „Judenfrage“ gibt und daß sie für das Weitergedeihen unseres Volkes sich zu einer furchtbaren Gefahr auswachsen muß, ist es allein nicht getan. Vielmehr legt menschlicher Selbsterhaltungstrieb uns sofort die Frage vor, was müssen wir tun, um der tödlichen Gefahr zu entinnen? Und zwar ist dies die allein richtige und eines hochstehenden Volkes würdige Fragestellung. Es gibt auch eine andere, die zeitweilig sogar in gewissen Ausprüchen Bismarcks eine Bestätigung zu finden schien, und die

zunächst die Vorfrage klären will: Ist eine Gesundung im heutigen Zustande des deutschen Volkskörpers überhaupt noch möglich? Es ist die Frage der Matt-herzigen und Müden, die überhaupt nicht kämpfen wollen und nur zu froh sind, ihr eignes Gewissen mit einem die Erfolgsaussichten für einen Kampf verneinenden Spruch beschwichtigen und sich selbst die eigne Feigheit sophistisch wegbeweisen zu können. Solcher Zweifelsstimmung darf ein aufrechter, seines Volkswertes bewußter Geist nicht verfallen, mag sein unbestechlicher Verstand ihm immerhin die Aufgabe der „Judenbefreiung“ in ihrer ganzen Schwere vor Augen führen. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Je gefährlicher allerdings die Krankheit, um so klarer muß der Weg zur Heilung erkannt werden, um so zielbewußter und schneller muß ihn klarer Wille beschreiten.

Die außerordentliche Bedeutung der „Judenfrage“ für Gegenwart und Zukunft unseres Volkes entwuchs äußeren und inneren Gründen. Will man die Krankheit bekämpfen, so muß man die Ursachen der Erkrankung klar erkennen. Im Rahmen dieser Abhandlung können leider nur Andeutungen gegeben werden; eine erschöpfende Behandlung dieser wichtigen Frage würde ein Wert für sich beanspruchen. Deshalb seien auch nur die Hauptpunkte hervorgehoben. Außerlich entsprang die jüdische Gefahr für unser Volk der überstürzten und weit über das Erträgliche hinausgehenden „Emanzipation“ einer im Verhältnis zu den Nachbarvölkern an sich übermäßig zahlreichen und steter Ergänzung gewissenen, zudem in ihrer Mehrheit höchst minderwertigen Judenschaft, wobei die staatlich unfertigen Verhältnisse Deutschlands und die allzu gutmütig-dumme Vertrauenseligkeit seiner Bewohner unsere Widerstandsfähigkeit gegen die ins Blut dringenden Krankheitsstoffe stark herabsetzten. Innerlich begründet ist das. seuchenhaft rasche Umsichgreifen des „morbus judaicus“ auf das dauernde völlige Verkennen des Wesens der „Judengefahr“ zurückzuführen: indem man nicht die rassige Verschiedenheit des Judentums und die Unmöglichkeit seiner Änderung erkannte, bekämpfte man die Krankheit, wo man sie überhaupt und vielfach zu spät zugab, mit falschen Mitteln; selbst ein Treitschke wußte deshalb nichts besseres zu empfehlen, als das Judentum durch möglichst schnelles und gründliches Aufsaugen in den deutschen Volkskörper zu beseitigen.

Aus diesen weniggleich etwas summarischen Feststellungen ergibt sich für die Behandlung immerhin zweierlei. Nämlich erstens, daß an eine Gesundung der Dinge nicht zu denken ist, solange dies fremde Volk in so ansehnlicher Stärke und von so verderblichem Einflusse unter uns weilt und wir uns nicht dazu aufraffen, an Stelle seiner Gleichberechtigung, ja Bevorrechtung seine bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte wieder auf ein Maß zurückzuschrauben, wie es allenfalls sich noch mit unsern eignen Belangen vereinen läßt. Keinerlei mit einer derartigen Neuordnung für die betroffene Judenschaft verbundene Härten dürfen uns abhalten, das zu tun, was notwendig ist, um ungleich schwerer erträgliche Härten, ja den politisch-völkischen Tod vom eignen Volke in vorgerückter Stunde abzuwehren. Wenn jemand in Zukunft leiden muß — ob zu Recht oder zu Unrecht, steht dabei durchaus nicht in Frage —, dann darf es nicht unser Volk, sondern muß es der grimmigste Gegner unseres Volkstums sein. Vor allem müssen wir uns in dieser Hinsicht dazu erziehen, notwendige Maßnahmen nicht durch Rücksichten auf das Schicksal einzelner Juden, die vielleicht der oder jener als Ausnahme schätzen mag, beeinflussen und verwässern zu lassen. Auf den einzelnen Deutschen und seine noch so schätzenswerten Eigenschaften wird von jüdischer Seite beim Kampfe ums Dasein auch

keine Rücksicht genommen, wobei man nur an die Vernichtung zahlreicher ehrenhafter und wertvoller Angehörigen des Mittelstandes durch die Warenhäuser zu denken braucht. „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, aber Menschenopfer unerhört.“

Zum zweiten müssen wir uns immer vor Augen halten, daß all die Schädigungen, welche unserm Volkstörper in seinen einzelnen Gliedern und im ganzen durch das Judentum zugefügt werden, letzten Endes auf die völlig verschiedene Rassenartung der Juden zurückgehen. Damit paart sich die Erkenntnis, daß der Jude gegen uns handelt, wie er den Gesetzen seiner Natur nach handeln muß. Diese Erkenntnis muß in zweierlei Richtung wirken. Sie macht uns frei vom Anlegen sittlicher Maßstäbe deutscher Empfindung an Dinge, die von Hause aus einem andern, jüdischen, sittlichen Wertmesser unterliegen. Wir werden also in der Hauptsache an die Stelle sittlicher Entrüstung über jüdische Verworfenheit, die zudem leicht dem Scheine pharisaischer Überheblichkeit und gehässiger Unduldsamkeit verfällt, die kalt-nüchterne Feststellung treten lassen: Der Jude schadet uns — einerlei aus welchen Gründen —, also muß er mitleidlos, wie jeder Schädling, aus Selbsterhaltungstrieb bekämpft werden, eine Auffassung, die bekanntlich Dühring bis zu seinem Wort vom „inneren Karthago“, „Judaeos esse delendos“ steigerte. Die Erkenntnis, daß es sich um den Kampf zweier Rassen beim Austrag der Judenfrage handelt, muß uns Deutsche aber auch zur Selbstprüfung und Selbstbesinnung zwingen. Ohne unsere Sünden am heiligen Erbteil unfres Blutes wäre es den Juden nie gelungen, derart schnell und derart restlos sich durchzusetzen, wie es geschehen ist. Schon Lagarde verlangte, daß Deutschland so „voll deutscher Menschen und deutscher Art werde, so voll von sich wie ein Ei: dann sei für Palästina kein Raum in ihm“. Hand in Hand mit der Zurückdrängung des jüdischen Unwesens muß also die Förderung bewußt deutscher Art gehen, wofür nur eine Aufklärungs- und Werbetätigkeit in größtem Ausmaße Erfolg verbürgen kann.

Die heutige Judenfrage ist etwas geschichtlich Gewordenes. Ehe wir also den gegenwärtigen Stand feststellen, um dann etwas näher auf die Ziele der Judenbekämpfung einzugehen, muß wenigstens mit kurzen Worten auf die Entwicklung der letzten Menschenalter eingegangen werden. Denn wir haben das Erbe der Vergangenheit übernommen, und manche Erscheinungen der heutigen Bewegung lassen sich nur aus der Kenntnis der Vorereignisse erklären.

Bis zur Gründung des Deutschen Reiches gab es bei uns keine Judenfrage im heutigen umfassenden Sinne. Das ganze politische Denken der Nation war durch die Kämpfe um den Ausbau verfassungsmäßiger Einrichtungen und die nationale Einigung beherrscht, und nur vorübergehend trat im Rahmen dieser politischen Zustände auch die Judenfrage, wie im Jahre 1848, scharfer hervor. In diesem Dämmerzustand konnte sich das Judentum still und geräuschlos ausbreiten und seine Machtmittel aufs ansehnlichste verstärken, ohne daß die Allgemeinheit der veränderten Kräfteverteilung im ganzen öffentlichen Leben zunächst bewußt wurde. Um so stärker mußte deshalb die Überraschung und der Rückschlag sein, als nach Gründung des Deutschen Reiches die Judentumfrage ganz offensichtlich die Gesetzgebung und das wirtschaftliche Leben beeinflusste, ja sogar beherrschte. Mit dem Zusammenbruch des Gründungsschwinds und mit dem Kampfe gegen die „Ara Bleichröder“ schlug die Geburtsstunde des „Antisemitismus“: Die „Judenfrage“ trat in das öffentliche Bewußtsein als ein

starker Faktor des innerpolitischen Kräftespiels, und sie konnte auch trotz aller Hindernisse ihrer Gegner, worunter eine in diesem Einzelfalle wenig weit-schauende Regierung nicht in letzter Linie stand, und trotz aller Fehler ihrer Anhänger nicht mehr von der politischen Bildfläche verschwinden, was bei dem Umfang und der Macht dieser hemmenden Kräfte der schlüssigste Beweis für ihre Lebensnotwendigkeit und Lebensfähigkeit war.

Diese erste Aufrollung der „Judenfrage“ in den 70 er und 80 er Jahren des vorigen Jahrhunderts — das hervorragende Buch von Naudh war allerdings schon in den 60 er Jahren erschienen — brachte weite Kreise unseres Volkes zum Verständnis dessen, was auf dem Spiele stand. Begabte Volksmänner, wie Stöcker, wurden in gleicher Weise unter den breiten Massen für die Aufklärung über die Judengefahr, wie eine Reihe hervorragender und deshalb der herabsetzenden Befehdung durch ihre Gegner nicht erreichbarer Gelehrten, wie Dühring, Treitschke, Lagarde, bei den Gebildeten Verständnis für die Bedrohung unserer völkischen Entwicklung erweckten. Trotzdem verebbte nach anfänglichem starken Aufschwunge die hoffnungsvolle Bewegung fast vollkommen. Die Gründe für diesen Rückgang sind auch für heutige Tage noch lehrreich. Denn mir will dünken, daß die Keime zu all den Entwicklungen, welche die Bewegung der 80 er Jahre schließlich erstikten, auch heute in bedrohlichem Maße der judengegnerischen Bewegung anhaften.

Die Juden werden bei der Bekämpfung des „Antisemitismus“ — um diesen unzutreffenden, aber kurzen und eingebürgerten Ausdruck zu gebrauchen — stets in erster Linie darauf ausgehen, die Führer der Bewegung vor der öffentlichen Meinung herabzusetzen, wenn nicht unmöglich zu machen. Sie scheuen sich dabei auch nicht, im Besitze der erforderlichen Geldmittel, die ihren Gegnern nicht in gleichem Maße zur Verfügung stehen, durch Bestechung und ähnliche unlautere Mittel ihrem Ziele näher zu kommen. Manche antisemitische Führer machten so plumpe Fehler, daß man sie unwillkürlich für gelaufte Söldlinge des Judentums halten muß, deren Aufgabe es war, die Bewegung bloßzustellen und zu „sabotieren“. Durch solche öffentlich antastbare, ja anrüchige Leute, wie sie vor allem ein zügelloser „Kadaus“ und Geschäftsantisemitismus“ hervorbrachte, geschah in dem Kreise der Gebildeten und Feinsühlenden der an sich gesunden Bewegung gewaltiger Abbruch. Man beachte dies ja für unsere heutigen Tage! So wenig man bei das Innerste der Volksseele aufwühlenden Bewegungen jedes Wort auf der Goldwaage zu wägen braucht, so schwer kann der Nachteil werden, wenn ein allzu heftig-roher Ton die Oberhand behält. Der zahlenmäßige Zulauf, den solche mit gröberen Mitteln arbeitende Werbung zeitweise erringt, kann nicht für das dauernde Fernbleiben der „geistigen“ Köpfe, d. h. der notwendigen Führer, entschädigen, die das rohere Treiben abtödt und damit auch von der Unterstützung der sonst gebilligten Bewegung sich abwenden läßt. Ein gut Teil der Gleichgültigkeit der gebildeten und gelehrten Kreise ist sicher mit darauf zurückzuführen; mit Kampfesfurcht, Bequemlichkeit, falscher Duldsamkeit und dgl. allein ist ihre Zurückhaltung nicht genügend erklärt.

Auch der stärkste Führer dieser früheren Bewegung erlag damals dem jüdischen Schlagwort der „Stöckerei und Muckerei“. Stöckers Eigenschaft als Geistlicher mußte dazu beitragen, die judenfeindliche Stimmung der ihm nahestehenden Kreise als einen Ausfluß mittelalterlichen Glaubenshasses zu brandmarken, ein Fälschertrick, auf den der deutsche Liberale, der auf seine Duldsamkeit gegen rassenfremde Volksfeinde, die in Wirklichkeit stärkste Unduldsamkeit gegen die e i g e n e n

Vollstgenossen in sich schließt, stolz war und leider heute noch ist, stets hereinfällt. Im Kampf mit den Geldmächten (Bleichröder) und der diese schützenden Regierung unterlag Stöcker um so eher, als ihm die Bewegung stellenweise aus den Händen glitt, so daß Unruhen (Stettin) ein Eingreifen der Staatsgewalt auch äußerlich rechtfertigten, und schließlich hat er sich im fortdauernden politischen Kampfe manchmal selbst Blößen gegeben, die seine Gegner auszunutzen versanden, um ihn schließlich unmöglich zu machen. So verschwand der Hauptkämpfer, der einzige, welcher wirklich die Bewegung kraft seiner Persönlichkeit in gesicherte Bahnen hätte lenken können, teils infolge seiner eigenen Fehler, vielfach aber infolge der nicht unantastbaren Persönlichkeiten seiner Mitläufer. Und nicht zuletzt infolge der geradezu auflösenden Wirkung der Zersplitterung der Bewegung in Gruppen und Grüppchen, die vollends jede Stosskraft der Bewegung vernichteten. Die Geschichte der antisemitischen Parteibildungen in den 80er und 90er Jahren mußte jedem Anhänger der Bewegung eine furchtbare Mahnung sein; nicht wieder in den alten Fehler zu verfallen. Leider deuten gewisse Erscheinungen der letzten Zeit darauf hin, als ob der Eigenbrötelei noch nicht genug wäre. Lächerliche Eitelkeit kleiner Parteigrößen und krankhaft überspannte Rechthaberei, die in jedem Andersdenkenden bereits einen von den Juden erkauften Abtrünnigen und Verräter sieht, sind wieder am Werke, um die endlich errungene Zusammenfassung der Kräfte erneut in Frage zu stellen. Das muß einmal öffentlich ausgesprochen werden, damit diesen Schädlingen und ihrem lichtscheuen Treiben ihr gefährliches Handwerk rechtzeitig gelegt wird.

Einen Hauptfehler der älteren Bewegung sehe ich in ihren Parteigründungen. Wenn die Bewegung, was doch erstrebt wurde, alle Schichten des Volkes umfassen soll, so war das zunächst im wesentlichen verneinende Programm des Antisemitismus nicht imstande, die sonst vielfach widerstrebenden Ziele der verschiedenen Stände derart zurücktreten zu lassen oder in einer höheren Einheit zu umspannen, wie es nötig gewesen wäre, um die Anhänger auf die Dauer bei der Partei zu halten. Der Zuwachs zu den antisemitischen Parteien brachte zudem naturgemäß weniger den gegnerischen, als den nahestehenden Parteien zunächst Abbruch. Es machte also diese Schädigung die geschädigten Parteien von vornherein zu Gegnern, wenn die antisemitischen Parteien, wie es in den 90er Jahren geschah, aus Mangel an Erfolgen nach links hin, in die Wahlkreise der rechts gerichteten Parteien einbrachen. Richtiger wäre es gewesen, erst die verwandten Parteien, später dann die fernerstehenden, mit dem Geiste des Antisemitismus zu erfüllen und nur solche Kandidaten zu wählen, welche Farbe bekannt hatten und bindende Verpflichtungen einzugehen bereit waren. Diesen Weg scheint man ja jetzt nach dem Umsturz beschreiten zu wollen. Nur müßte hier größere Klarheit und Bestimmtheit sich geltend machen. Man sagt wohl nicht zuviel, wenn man schon heute $\frac{3}{4}$ der deutschnationalen und volksparteilichen Wählerschaft als mehr oder minder zielbewußte und aufgeklärte Gegner der Juden betrachtet. Diese Tatsache muß ausgenutzt werden, damit diejenigen Abgeordneten, welche willens sind, auch öffentlich diese Meinung zu vertreten, den nötigen Rückhalt haben gegen die Leisetreterei der Führer oder offene Gegnerschaft wie etwa bei Kießer. Auch diese Aufgabe kann natürlich nur ein einheitlich geleiteter, alles zusammenfassender Verband leisten, nicht aber die unterirdische Konventikelrätigkeit kleiner Gebilde oder Teilbemühungen einzelner Persönlichkeiten.

All die angegebenen Umstände, wozu der Mangel an einem wahrhaften

Führer kam — auch Liebermann von Sonnenberg war dies nur in bedingtem Maße, und der vielversprechende Graf Ludwig Reventlow starb zu früh dahin —, bewirkten, daß die judenfeindliche Bewegung bis zum Kriege in stetem Rückgange begriffen war. Und doch bereitete sich seit der Jahrhundertswende eine „Renaissance“ vor, deren Früchte wir jetzt erst reifen sehen. Es war das Aufkommen des Rassegedankens, wie ihn die Werke Gobineaus und Chamberlains, auf verschiedenem Pfade doch im großen und ganzen zum gleichen Endziele, lehrten. Und kurz vor dem Kriege erschien dann noch Frymanns mutiges Werk „Wenn ich der Kaiser wäre“, das zum ersten Male mit einem klaren Programm (unklare und unausführbare gab es auch vorher schon genug) sich an die Öffentlichkeit wagte, das auch vor der gehetzten Gleichberechtigung der Juden nicht Halt machte und neben wirtschaftlichen Maßnahmen deren Stellung unter Fremdenrecht forderte.

Den mächtigsten Antrieb erhielt jedoch die neuerstarrende judengegnerische Bewegung nicht aus der Vertiefung ihrer Grundanschauungen infolge der Rasselehren oder der gesetzgeberischen Erkenntnisse und Forderungen Frymanns und anderer klarblickenden Köpfe, sondern aus dem Verhalten der Juden selbst. Schon in den letzten Jahren vor dem Kriege hatte es das Judentum verstanden, in vielen Beziehungen auf den deutschen Kaiser und damit auf die Staatsleitung starken Einfluß zu gewinnen. Die Grundlagen für die heutige Judenherrschaft wurden damals gelegt. Als dann während des Krieges sich infolge einer jüdisch beeinflussten, verfehlten Kriegswirtschaft das Judentum fessellos fast des ganzen deutschen Wirtschaftslebens bemächtigen konnte, wobei die Juden es verstanden, sich in einer unerhört hohen Zahl dem eigentlichen Kriegsdienste zu entziehen, brach sich im deutschen Volke die Erkenntnis über die jüdische Gefahr mit fast elementarer Gewalt Bahn. Bezeichnend ist es, daß beispielsweise der Alldeutsche Verband, der 25 Jahre lang ein Eingehen auf die Judenfrage als seinen Satzungen zuwider vermieden hatte, infolge dieser offensichtlichen Juden-gefahr sich dazu durchrang, die Eindämmung des jüdischen Einflusses in sein Arbeitsgebiet aufzunehmen. Gesteigert wurde dann schließlich die gewaltige Erregung des deutschen Volkes gegen ihre jüdischen Ausfänger und Herrscher durch die Teilnahme der gesamten Judentum an den Vorgängen, die zum Umsturz führten und die sich nachher abspielten. Es ist hier nicht der Platz, auf diese Dinge näher einzugehen. Wer sich näher unterrichten will, muß die meisterhafte Darstellung in „Judas Schuldbuch“ (Deutscher Volksverlag Dr. E. Boepple, München) selbst nachlesen, wie denn dieses Werk ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle die ist, die sich ernstlich und tiefer mit der heutigen Judenfrage beschäftigen wollen.

Im Siegesrausche des Novemberumsturzes hatte das Judentum allzu übereilt die Mäste fallen lassen und vorzeitig jedem, der sehen wollte, offenbart, worum gespielt wurde. Dieser sich selbst verratende Siegerübermut ist ein altes Erbstück der Juden, wodurch sie bisher sonst stets noch die bedrohten Völker in letzter Stunde gewarnt und aus ihrer lässigen Gleichgültigkeit gerissen haben. Auch dieses Mal blieb die Wirkung nicht aus. Und es muß dem Judentum ganz überraschend gekommen sein, als es die Tiefe und Wucht der Gegenströmung bemerkte. Der beste Gradmesser für die Bedeutung der heutigen Judengegnerbewegung ist die ganz außerordentliche Nervosität, mit der sie im jüdischen Lager verfolgt und bekämpft wird. Bei diesem Kampfe, den das Judentum, unterstützt durch gewaltige Geldmittel, mit allem Nachdruck aufgenommen

hat, kann man zurzeit deutlich zwei Hauptrichtungen unterscheiden: eine unmittelbare und eine mittelbare Bekämpfung der jüdenfeindlichen Bewegung. Erstere arbeitet mit den alten Mitteln der 20er Jahre, die jedoch heute, infolge des starken Machtzuwachses des Judentums und seines unbedingten Einflusses auf die Regierung, weit gefährlicher sind als früher. Es sind in der Hauptsache Bestechung und Verleumdung, um die Hauptführer der Gegenseite unschädlich zu machen und sie in ihrem bürgerlichen und wirtschaftlichen Sein zu vernichten, wobei eine unbedingt gefügige, von jedem sittlichen Bedenken freie Presse willfährig Handlangerdienste leistet, und wobei sich auch bereits eine merkliche Beeinflussung der Rechtsprechung infolge der starken jüdischen Durchsetzung des Richters und der völligen Verjudung des Anwaltstandes anzubahnen scheint. Wo diese Mittel nicht helfen, wird zur nackten Gewalt gegriffen: der „Terror“ ist ja eine spezifisch jüdische Kampfweise. Die Vergewaltigung braucht natürlich nicht stets, wie z. B. bei der Sprengung von Versammlungen, eine physische zu sein. Auch die wirtschaftliche Vergewaltigung, beispielsweise gegen mißliebige Zeitungen und Buchhandlungen, wird in wachsendem Maße ausgeübt.

Neben dieser unmittelbaren Bekämpfung seiner Gegner geht das Judentum auf weniger offensichtlichen Wegen mittelbar der gefürchteten Bewegung zu Leibe. Auch hier sind die Mittel mannigfacher Art. Eines der wesentlichsten ist es, den schon stark durch die zersetzenden Einflüsse des Judentums brüchigen Rest deutschen Denkens, Fühlens und Empfindens rasch und vollständig zu vernichten und zum ernsthaften Widerstand unfähig zu machen. Auch hier können nur Andeutungen gegeben werden. Presse, Kino, Schaubühne und selbst die Lehrstühle müssen dabei mitwirken, das jüdische Ziel der Untergrabung deutscher Art und Gesittung zu erreichen. Es sei nur an den „Reigen“-prozeß erinnert, wo eine endlose Reihe von fast ausnahmslos jüdischen Sachverständigen dem Volle und dem Gericht mit Erfolg einzureden wußte, daß die Freiheit der Kunst bedroht sei, wenn man ein schrankenloses Austoben geschlechtlicher Regungen in der Öffentlichkeit zum Nutzen der deutschen Volksseele zu verhindern trachte. Hier offenbarte sich herrlich Heines Geist in seinen Stammesverwandten, „wo sie sich im Rote fanden, da verstanden sie sich gleich“. Eine andere, verstecktere und daher ungleich gefährlichere Art jüdischer Kampfesarbeit besteht in ihrer Anpassungsfähigkeit. Diese befähigt sie, mit Erfolg auch gelegentlich die Rolle des ernsthaften Vaterlandsfreundes zu spielen, der willens ist, sich ganz seines Judentums zu entschlagen und völlig im Deutschtum aufzugeben. In diesem Sinne ist vor kurzem ein „Verband nationaldeutscher Juden“ ins Leben getreten. Trotzdem das Unsinnige schon des Begriffs „nationaldeutscher Juden“ auf der Hand liegt, hat der Verband, dem anscheinend erhebliche Mittel zur Verfügung stehen, bei seinem ersten öffentlichen Auftreten mit geschickter Aufmachung von vielen Seiten Beifall gefunden. Es ist ja für alle Denksfaulen und Kampfes-scheuen so bequem, sich der Pflicht am Kampfe ums Volkstum zu entziehen mit dem Hinweis, daß sich die Befundung schon von jüdischer Seite her vorbereite. Solcher Auffassung kann nicht nachdrücklich genug widersprochen werden. „Nationaldeutsche“ Juden sind ein Unding, eine Unmöglichkeit, wobei es ganz gleichgültig ist, ob die Vertreter des Gedankens es ehrlich meinen oder nicht. All solche Bestrebungen, auch das Eindringen jüdischer Vorposten in national feinvollende Parteien und Verbände müssen rücksichtslos bekämpft werden, da sie stets zu einer Verwässerung und letzten Endes zur Aufgabe klar erkannter Ziele führen müssen. Das ist kein böswilliges Zurückstoßen der zum Frieden

dargereichten Hand, sondern die nüchterne Erkenntnis, daß sich Wasser und Feuer nicht vereinen lassen, weil das Wasser das Feuer auslöscht.

Betrachten wir demgegenüber die Lage auf deutscher Seite! Im Vergleich zur Vorkriegszeit kann man sie als hoffnungsvoll und befriedigend insofern bezeichnen, als die Aufklärung über die jüdische Gefahr zweifelsohne im ganzen Volke, auch bei den jüdisch geführten Handarbeitermassen, erhebliche Fortschritte gemacht hat. Es ist aber durchaus kein Grund zur Siegestimmung vorhanden. Denn schon mehren sich die Anzeichen, daß der erste Eifer an mancher Stelle zu erkalten beginnt, daß jene dreimal verfluchte Geruchsamkeit, die sich ja auch schon mit dem Ergebnis des Umsturzes abzufinden weiß und ihre Tatenscheu noch als staatsmännisches Handeln preist, auch in der „Judenfrage“ einzureißen droht, zumal seitdem das Judentum die allzu unvorsichtig gezeigten Krallen stellenweise wieder zurückgezogen hat. Diese Lässigkeit und Unfähigkeit zur gedulbigen, langwierigen, in ihren Erfolgen nicht gleich erkennbaren Arbeit, ist ein großer Feind der Bewegung. Weiterhin, und zwar nicht weniger gefährlich, bedroht die stetige Arbeit die echt deutsche Unart der Eigenbrötelei, der Unfähigkeit, sich länger als zu vorübergehender Kampfesgemeinschaft einem geschlossenen Ganzen einzufügen. Es muß als erstes und größtes Gebot der Stunde unserem Volke immer wieder ins Bewußtsein gehämmert werden, daß nur **Einigkeit**, unbedingteste **Geschlossenheit** die nötige Stoßkraft verbürgt und zum Ziele führen kann. Auch der strategische Wahlspruch „Getrennt marschieren, vereint schlagen“ hat nur für den Fall einheitlicher Leitung Gültigkeit. Und der Rahmen, in dem sich diese Einigkeit zu wuchtigem Kampfesstoß zusammenballen kann, ist gegeben im „**Deutschvölkischen Schutz- und Trugbund**“. Ich bin in der Lage, mich gewissermaßen unparteiisch für diese größte Vereinigung völkischer Kämpfer hier einzusetzen, da ich selbst in keiner Weise irgendeine Rolle in diesem Bunde spiele, also nicht etwa pro domo spreche. Der „**Deutschvölkische Schutz- und Trugbund**“ ist aus der Not der Zeit geboren, indem sich nach dem Umsturz am 1. Oktober 1919 der „**Deutsche Schutz- und Trugbund**“ und der „**Deutschvölkische Bund**“ verschmolzen.

„Der neue Bund erstrebt die sittliche Wiedergeburt des deutschen Volkes durch die Erweckung und Förderung seiner gesunden Eigenart. Er erblickt in dem unterdrückenden und zersetzenden Einfluß des Judentums die Hauptsache des Zusammenbruchs, in der Beseitigung dieses Einflusses die Vorbereitung des staatlichen und wirtschaftlichen Wiederaufbaues und der Rettung deutscher Kultur. — Der Bund macht es sich zur Aufgabe, über Wesen und Umfang der jüdischen Gefahr aufzuklären und sie unter Benutzung aller politischen, staatsbürgerlichen und wirtschaftlichen Mittel zu bekämpfen. — Er erstrebt Zusammenfassung aller auf volksdeutscher Grundlage arbeitenden Vereine, Bünde und Arten zu einer Gemeinschaft deutschvölkischer Bünde unter einheitlicher Leitung zur gemeinsamen Abwehr aller dem deutschen Volkstum drohenden Gefahren und zur zielstrebigten Arbeit am Wiederaufbau unseres Volkslebens.“

Der Schutz- und Trugbund ist keine Partei, sondern er soll das Sammelbecken für alle Deutsche sein, denen es um die Bekämpfung der jüdischen Gefahr Ernst ist. Er muß jedoch, will anders er unter den jetzigen zerfahrenen Parteiverhältnissen und der alles Gute im Keim erstidenden Parteiführerwirtschaft überhaupt etwas erreichen, darauf einzuwirken versuchen, möglichst viel entschlossene Gesinnungsfreunde in die einzelnen Parteiorganisationen hineinzubringen. Das geht

nicht von heute auf morgen, wie überhaupt die ganze Lösung der „Judenfrage“ auf lange Frist gestellt ist. Ein Übel, das, fast unbekämpft, hundertfünfzig Jahre lang um sich greifen konnte, kann nur in geduldig zäher Arbeit völlig beseitigt werden. Wer das nicht erkennt, dem ist das Wesen der ganzen „Judenfrage“ noch nicht aufgegangen, dem hat sich die jüdische Gefahr noch nicht in ganzer Größe erschlossen. Dies ist natürlich kein Grund, überhaupt an der Lösung der „Judenfrage“ zu verzagen oder sich der Pflicht zu entziehen, daran mitzuarbeiten. Man hört nämlich so oft die Frage aufwerfen, „wie denken Sie sich die Lösung der Judenfrage?“ in der Erwartung, einen Gesetzesentwurf vorgelegt zu bekommen, der von § 1—x nun einheitlich die Neuordnung der Dinge gesetzlich zu regeln unternimmt. Solche Fragestellung verkennt die Schwierigkeit der Lösung und den Werdegang geschichtlicher Entwicklung. Ich meine vielmehr, die gesetzgeberische Seite der Neuordnung der Judenfrage wird nicht zeitlich einheitlich erfolgen können, sondern sich gewissermaßen in Etappen vollziehen müssen. Daß dann je nach der politischen Lage zeitweise nur tastend vorgegangen werden kann (Evolutionszeiten), zeitweise aber die Möglichkeit sprunghafter Förderung des Werkes vorhanden sein wird (Revolutionszeiten), darf nicht aus den Augen gelassen werden. Auch in dieser Beziehung kann eine deutsche Diktatur von segensreichster Wirkung sein, da sie die Mittel besitzend wird, viele sonst nur allmählich zu beseitigende Hindernisse und Bedenkllichkeiten mit einem Ruck aus dem Wege zu räumen. Das zu erstrebende Endziel muß aber in jedem Falle von Anfang an im allgemeinen klar vor Augen stehen, und auch über die notwendigen Einzelmaßnahmen muß im wesentlichen Klarheit herrschen. Wie sich dann die Entwicklung zum Ziele gestalten wird, entzieht sich jeglicher Voraussicht, ebenso wie es feinerzeit beim Kampfe um die deutsche Einheit der Fall war.

All diese Einschränkungen vorausgenommen, wird sich immerhin ein einigermaßen festumrissener Arbeitsplan auf lange Frist aufstellen lassen. Und zwar wird man die Arbeiten in Vorbereitungsarbeiten und Ausführungsarbeiten teilen müssen. Die Arbeit wird sich ferner nicht auf das Gebiet der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte der Juden beschränken dürfen: sie wird auch das wirtschaftliche, das kirchliche und nicht zuletzt das gesellschaftliche Gebiet ins Auge fassen müssen. Zur Mitarbeit an den vorbereitenden Gesetzesarbeiten dürfen im allgemeinen nur in beschränktem Maße Nichtfachleute, die nur das warme Herz, aber keine Sachkenntnisse dazu mitbringen, herangezogen werden: die besten Kenner der jeweiligen Sachgebiete sind dazu gerade gut genug. Dann kommen auch nicht so kindliche Unzulänglichkeiten zutage, wie man sie manchmal zu lesen bekommt, die nur die gute Sache bloßzustellen geeignet sind. Auch über die Reihenfolge der Gesetzesarbeit muß man annähernd im klaren sein: das letzte Wort wird hier allerdings der Gang der Geschichte sprechen. Es wird aber beispielsweise unbestreitbar eine der ersten Maßnahmen sein müssen, ein Weiterumfichgreifen des volkszerstörenden Judentums durch Abschnürung des Ostjudentums zu verhindern. Erst wenn eine fortwährende Neuverseuchung unmöglich gemacht ist, kann eine Seuche erfolgreich bekämpft werden. Auch das Endziel ist klar: mindestens Abbau der sog. Emanzipierung und Stellung der Juden unter ein Fremdenrecht, das ihnen nach Möglichkeit den Aufenthalt in anderen Ländern für zuträglicher erscheinen läßt. Die häufig befürchteten wirtschaftlichen Schäden solcher Gesetzgebung werden um so weniger eintreten, auf je längere Zeit sich die Lösung der Judenfrage erstreckt, je schrittweiser und folge-

richtiger, ohne Anwendung fauler Kompromißgedanken, die Arbeit ihren Verlauf nehmen wird.

Von den vorbereitenden Maßnahmen wird ein großer, ja ein entscheidender Teil sich ohne staatliche Hilfe, ohne die Gesetzgebungsmaschine vollziehen müssen. Um so wichtiger ist es, daß die ganze judengegnerische Bewegung unter die straffe Leitung eines staatsmännischen Kopfes kommt: nur stärkster Willenskraft, tatkräftigstem Können und lautersten Händen darf dieses Mal die Lösung dieser Schicksalsfrage unseres Volkes anvertraut werden. Auch hier können nur Andeutungen gegeben werden. Wie unsere Gesetzgebung jeden neuen Zufluß von Fremdjuden als erstes unmöglich machen muß, so wird es ein höchstes Gebot für alle Deutsche werden, den weiteren Zufluß jüdischen Blutes in den deutschen Volkstörper zu unterbinden. Schon ehe die Gesetzgebung die Judenmischlinge (und erst recht die Taufjuden) rechtlich dem Judentum zuweist, muß in freier gesellschaftlicher Übereinstimmung die Reinerhaltung unseres deutschen Blutes als eine unbedingte Forderung nationaler Ehre gelten. Wer dagegen verstößt, muß rücksichtslos als Bastard aus der gesellschaftlichen und Familiengemeinschaft ausgeschieden werden, so hart es im Einzelfalle den Nächststehenden ankommen mag. Hier gibt es kein Paktieren. Wer da nicht mittun will, der macht von vornherein jede aussichtsvolle Lösung der Judenfrage unmöglich. Für die Übernahme des bereits im Volkstörper umlaufenden Fremdblutes muß ein bestimmter Stichtag später gesetzmäßig festgelegt werden, über dessen Wahl Zweckmäßigkeitsgründe und die wissenschaftliche Möglichkeit einer Blutentmischung bei Verhinderung neuer Bastardierung entscheiden mögen. Hier liegen schon bedeutungsvolle Entwicklungskeime vor. Die Forderung nach dem Blutsbekenntnis erhebt sich in immer weiteren Kreisen nicht nur gesellschaftlicher, sondern auch politischer (und später vielleicht auch wirtschaftlicher und kirchlicher) Vereinigungen. Sie wird nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden.

Eine Grundbedingung für eine erfolgreiche Bekämpfung der jüdischen Gefahr ist, daß nicht nur ein Teil, wie jetzt, sondern im wesentlichen das ganze Volk darüber im Reinen ist, worum es geht. Es ist also eine umfassende, erfolgreiche Aufklärung unserer Volksgenossen, ihre Erziehung zu bewußtem Deutschtum unerläßliche Vorbedingung für jeden weiteren Erfolg. Hier sind große und schwere Versäumnisse nachzuholen, und die Schwierigkeit der Aufgabe wächst durch den Umstand, daß diejenigen Kreise, die allein Träger der Aufklärung sind, am wenigsten über die materiellen Mittel verfügen, die dem Gegner im Übermaß zur Verfügung stehen. Hier muß die Wucht der Überzeugung nachhelfen: der Glaube, der Bekennermut, kann Berge versetzen, und wenn die ganze Bewegung erst in Fluß kommt, dann finden sich ebenso die Mitläufer, wie sie sich bei der Ausbreitung des Christentums fanden. Aus Mangel an Mitteln ist noch keine geistige Bewegung zugrunde gegangen, wenn sonst die Vorbedingungen zu ihrer Verbreitung gegeben waren. Es braucht wohl nicht betont zu werden, daß eines der besten Aufklärungsmittel die Presse ist. Deren Beeinflussung in völkischem Sinne ist besonders wichtig. Daneben tritt die Buchaufklärung, die allerdings weniger auf die breiten Massen wirkt, als der Heranbildung des Führerstammes zu nutzen kommt. Hier ist eine ganz besonders erfreuliche Aufwärtsbewegung seit dem Umsturz festzustellen. Neben vielen vorzüglichen Leistungen sind aber noch recht unausgeglichene und manchmal sogar minderwertige zu finden, wo die Liebe zur Sache die Feder führte, den Mangel an

Kenntnissen und Urteilsfähigkeit aber nicht auszugleichen vermochte. Ein solch gutgemeintes, aber verfehltes Buch schadet oft mehr, als Dutzende guter Bücher wieder gutmachen können. Denn die ganze Meute der Gegner stürzt sich natürlich auf derartige schriftstellerische Entgleisungen und Fehlgeburten. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe für die völkischen Verleger, für deren opferwillige und bedeutsame Tätigkeit sonst kein Lob zu viel ist, eine strengere Sichtung der Neuerscheinungen in dieser Beziehung vorzunehmen.

Nicht unerwähnt sei im Rahmen der vorbereitenden Maßnahmen noch der gesellschaftliche und wirtschaftliche Verruf (Boykottbewegung), der die Stellung der Juden allmählich untergraben muß, ehe es zur letzten Auseinandersetzung kommt.

Zum Schlusse noch ein kurzes Wort über die „Internationalität“ in der Judenbekämpfung. Wie in Deutschland ist es auch vielfach in den uns feindlichen Ländern größeren oder geringeren Teilen der Bevölkerung zum Bewußtsein gekommen, wem letzten Endes die Früchte des Weltkrieges zugute kommen. So sind allenthalben judenfeindliche Bewegungen im Werden und Wachsen begriffen, mit der größten Aussicht, weil am stärksten mit Geldmitteln ausgestattet, vielleicht in den Vereinigten Staaten. Dies hat bei uns den Gedanken geboren, die internationale Judenschaft durch eine internationale Kampfesfront niederzuringen, der „alliance israélite universelle“ eine „alliance „antijuive universelle“ entgegenzusetzen. Ich kann dem Gedanken kein rechtes Verständnis abgewinnen: wir sind politisch auf uns allein gestellt und müssen es auch bei der Bekämpfung der Judengefahr sein und bleiben. In unserer Brust sind unseres Schicksals Sterne. Dagegen kann man, trotz Ablehnung einer internationalen Vereinigung mit weitgesteckten Zielen, sehr wohl eine gewisse Arbeitsgemeinschaft mit Gefinnungsgenossen jenseits unserer Grenzpfähle pflegen, um zu einem regelmäßigen Gedanken- und Nachrichtenaustausch zu gelangen und hierdurch die internationalen Zusammenhänge der Judenschaft bloßzulegen. Die Öffentlichkeit ist ja der größte Feind der jüdischen Machenschaften. Aber alles, was über diesen engumgrenzten Zweck hinausgeht, ist Kräftevergeudung und vom Übel. Einigkeit im Innern, und nochmals Einigkeit und Kräftezusammenfassung, tut uns weit nötiger, als jetzt schon wieder, am Anfange der Bewegung — und es wird aus dem Vorhergesagten klar sein, daß wir erst am Anfange stehen —, unser Überorganisationstalent zu betätigen und in weltumspannenden Ideen auszuschweifen. In unserm deutschen Vaterlande, da ruhen die starken Wurzeln unserer Kraft, hier gilt es mit voller, unzersplitterter Kraft die Hand ans Werk zu legen. Der Erfolg wird dann nicht ausbleiben. Zu dieser Auffassung berechtigt auch die Tatsache, daß Deutschland tatsächlich dasjenige Land ist, in dem die wissenschaftliche Erforschung und die tatsächliche Aufklärung über die Judenfrage am stärksten fortgeschritten ist, in einer Weise, die jeden Vergleich mit den Judenbewegungen anderer Staaten weit hinter sich läßt. Nicht das Ausland wird für uns den endgültigen Anstoß zur Lösung der Judenfrage geben, sondern umgekehrt: die Erfolge deutscher „Judenbefreiung“ werden auch der gesamten übrigen Welt zunutze kommen.

Zionismus oder der Jude als Staatenbilder.

Von Bernhard Sund, München.

Stets wenn das Judentum in den verschiedenen Ländern seine Vorzugstellung angetastet fühlt, gräbt es seine zionistische Frage aus. Der erste war Herzl, der im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die grundlegenden Gedanken zu einer Wiederaufrichtung des Judenstaates Palästina schuf. Besonders aus dem Osten scholl ihm ein mächtiges Echo entgegen, auch das Judentum des Westens begeisterte sich für seine Pläne. Aber Herzl sah voraus, daß ein solches weit-schauendes Unternehmen sich nicht mit dem Strohfeuer der ersten Begeisterung verwirklichen lasse, daß eine jahrelange geistige Vorarbeit nötig sei, die nebelhaften Vorstellungen, die in vielen Köpfen spukten, zu klären und den bloßen Wunsch in zielbewusstes Handeln umzuwandeln. Herzl starb aber früh, ohne dem Gedanken noch die rechte Schwungkraft verliehen zu haben, und die geistigen Erben seiner Pläne waren ihrem Meister an Kraft des Willens und Willens nicht gewachsen. So kam es, daß ein jahrzehntelanger Stillstand in der zionistischen Bewegung eintrat, in die erst mit dem Kriegeausbruche wieder Leben kam, als Palästina zum Kampfplatz und militärischen Ziel der Entente wurde.

Schon in den neunziger Jahren trat innerhalb des Zionismus eine Spaltung ein, die sich während des Krieges noch verschärfte. Die eine Richtung, die mehr in den Westmächten zu Hause war, arbeitete auf die völlige, auch äußere politische Unabhängigkeit des künftigen Judenstaates hin, während es der östlichen Richtung weniger auf die politische Machtstellung, als die wirtschaftliche Daseinsfähigkeit Palästinas ankam. Die Juden der Mittelmächte vertraten letzteren Standpunkt, denn sie, die unter dem Zeichen der Unkultur ihrer polnischen und galizischen Genossen standen, sahen in Palästina vor allen Dingen ein Ansiedlungsgebiet, eine Möglichkeit der „Rückkehr“ des Juden zum Bauerntum, kurz, einen Weg zur Besserung der wirtschaftlichen Lage. Dem stellten die Westjuden mehr oder minder scharf ausgeprägt den Gedanken gegenüber, Palästina solle eine geistige Hochburg ihres Volkstums, eine Pflegestätte jüdischer Geschichte und Wissenschaft, und — unausgesprochen — vielleicht auch ein sicherer Hort in Zeiten der Not und „Verfolgung“ werden. Der Not der östlichen Aschkenasi standen die durchweg wohlhabenden Sephardi verständiglos gegenüber. So schieden sich die Geister. Die gemäßigte Partei war allerdings durch die Verhältnisse auch gehalten, ihre Wünsche auf die Beziehungen zwischen den Mittelmächten und der Türkei einzustellen. Sie erkannte aber auch, daß ein so kleines staatliches Gebilde inmitten der sich immer mehr zu Riesentörpern auswachsenden Volksverbände stets ein Zwitterding und Pufferstaat bleiben würde und lebensfähig nur unter dem Schutze einer starken Großmacht wäre, deren Gebot es sich dann allerdings widerspruchlos zu fügen hätte.

Die sog. Aktivisten dagegen ließen ihren Forderungen durch Nordau 1915 wie folgt Ausdruck geben:

1. In allen Ländern, wo wir in geringer Zahl leben, volle Rechtsgleichheit für uns, nicht auf dem Papier, sondern in der Wirklichkeit; besteht sie amtlich, so folgt sie sehr bald sozial. Minister, Generale, hohe Richter, Botschafter werden nicht länger von Salons und Gasthöfen boykottiert,

auch wenn deren Tonangeber noch so beschränkt, rückständig und aufgeblasen sind.

2. Überall, wo wir ein ansehnliches gegliedertes Bevölkerungselement bilden, Anerkennung unserer Nationalität, sofern sie dies wünscht, und Ausdehnung aller politischen und kulturellen Zugeständnisse auf sie, die in dem betreffenden Staate jeder anderen bewußten, differenzierten und organisierten Nationalität gemacht wird.
3. Für die Juden, die unter sich national leben und nichts als Juden sein wollen, Palästina, das heißt, das Recht der ungehinderten und unbeschränkten Einwanderung, Bodenerwerbung und Ansiedlung mit innerer Selbstverwaltung unter der Regierung, die in dem Lande die territorialen Hoheitsrechte ausüben wird.

Nordau will also nach Punkt 2 die vollliche Selbständigkeit der Juden nicht nur in Palästina anerkannt wissen, sondern in jedem Lande, wo sie eine dichtere auffällige Bevölkerungsmasse bilden. Das wäre allerdings eine etwas eigenartige Bevorrechtung der Juden, die damit also für sich das Recht einer doppelten Staatsangehörigkeit, nämlich die ihres Wirtslandes und außerdem Palästinas zu beanspruchen hätten. Er fand deshalb auch überaus heftigen Widerspruch bei der gemäßigten Gruppe, die mit Recht befürchtete, daß eine Überspannung des Bogens den ganzen Plan unmöglich oder doch unwirksam machen könnte. Sonst weicht Nordau nicht sehr von dem vorbildlich gewordenen Basler Entwurf Herzls ab, der selbst stets die Notwendigkeit der Wahrung einer staatlichen Form anerkannte. Die ganze Frage trat in eine neue Bahn, als England die zionistischen Ziele geschickt für seine Kriegspolitik benutzte und die jüdische Welt für sich zu gewinnen suchte. Es gab damit auch den Zionistenführern Raum, die Angelegenheit in deutsch-feindlichem Sinne zu lösen. Die britische Regierung stimmte vorbehaltlos den Wünschen der Aktivisten zu und nahm sogar die Eroberung Palästinas und die Errichtung des Judenstaates in seine Kriegsziele auf. Am 7. Februar 1917 wurde ein Vertrag zwischen den britischen Regierungsbevollmächtigten und Abgeordneten der Londoner zionistischen Verbände, darunter Sokolow, Weizmann, Lord Walter und James Rothschild geschlossen, dessen Palästina-Punkte wie folgt lauten:

1. Das Recht des jüdischen Volkes auf Palästina muß in zwischenstaatlichem Sinn anerkannt werden.
2. Die jüdische Bevölkerung Palästinas muß als eine Nation im staatlich-rechtlichen Sinn anerkannt werden, weitgehende Selbstverwaltung, das Recht der Sprache und der Ausschreibung von Zwangssteuern müssen festgelegt werden.
3. Einer besonderen jüdischen Gesellschaft muß ein Charter erteilt werden, wie auch das Verkaufsrecht auf Konzessionen, auf staatlichen und privaten Boden, das Vorrecht auf bestimmte gesellschaftliche Arbeiten, das Recht der freien Einwanderung und verschiedene Begünstigungen bei der Naturalisierung der Einwanderer.
4. Das ganze geschichtliche Gebiet Palästinas muß verwaltlich vereinigt sein.
5. Die heiligen Stätten werden exterritorialisiert.

Dies Abkommen wurde selbst jüdischerseits, sowohl in England wie auswärts, stark angegriffen. Das „Conjoint Committee“ veröffentlichte am 24. Mai 1917 eine Schrift, in der es sich dagegen verwahrte, das Judentum als Volk

und Nation anzusehen, da es lediglich eine religiöse Gemeinschaft sei. Auch deutsche jüdische Tagesblätter erhoben Bedenken. So schrieb die Berliner „Montagszeitung“ am 26. November 1917:

„Heut ist die amerikanisch-jüdische Hochfinanz zum Zionismus abgescwenkt, heute hat die Entente wieder eine neue kleine Nation unter ihren Schutz genommen, heute ist wieder eine Gelegenheit verpaßt, den Zentralmächten eine nicht zu unterschätzende Unterstützung in der ganzen Welt zu sichern. . . . Nur das Protektorat einer Macht wäre zulässig, die entweder politisch völlig am Lande desinteressiert ist, oder aber es als organisatorischen Bestandteil in sich schließt, wie die Türkei.“ Ebenso meinte Prof. Geiger am 7. Dezember 1917 in der Allg. Zeitung des Judentums: „Das Anwachsen des Zionismus erfüllt uns mit schwerster Sorge. Die Absicht der Engländer, einen zionistischen Staat in Palästina zu gründen, tritt immer deutlicher hervor.“

Andererseits hatten auch die Juden der Mittelmächte Schritte getan, um mit der Türkei über die Ansiedlungsfrage in Palästina in ein Einvernehmen zu kommen, und am 23. Januar 1917 hatte eine Abordnung, darunter James Israël und Ludwig Stein, eine Aussprache mit dem damaligen Großwesir Talaat Pascha. Die Ergebnisse der damals gepflogenen Verhandlungen wurden jedoch bald nichtig, da britische Truppen Palästina besetzten. Auch ein nur aus Juden bestehendes Freikorps soll an der Eroberung „hervorragenden Anteil“ genommen haben. Da dessen Angehörige aber größtenteils auf Urlaub oder abkommandiert waren, verpaßte es die Gelegenheit und konnte erst einige Monate später seinen Siegeseinzug in Jerusalem halten. Sir Herbert Samuel wurde zum Statthalter bestellt.

Die wirtschaftliche Lage Palästinas ist sehr eigenartig. Auf 27 000 Geviertkilometer wohnen unter 690 000 Seelen 85 000 Juden, also 12,3 v. H. In ganz Syrien, das 200 000 Geviertkilometer umfaßt, machen sie mit 115 000 unter 3½ Millionen gar nur 3,4 v. H. aus. Als Verbindungstreifen zwischen Afrika und Vorderasien hatte Palästina seit jeher große wirtschaftliche wie militärpolitische Bedeutung. Unzählige Kämpfe zwischen Assyriern und Babylonern einer- und Ägyptern andererseits wurden auf seinem Boden ausgefochten oder gingen um seinen Besitz. Auf seinen Straßen, die zwar nicht besser aber zahlreicher sind wie im sonstigen Vorderasien, geht der Riesenverkehr der Pilger nach Mekka und Medina vor sich, und ein Jahrzehnt vor dem Kriege schwoll der Vergnügungsverkehr aus Europa mächtig an. Die Hochseebahn endlich vervollständigt das Bild starken Verkehrs. Jerusalem selbst ist durch einen Schienenstrang mit seiner Hafenstadt Jaffa verbunden. Sonst ist es in einer völlig öden, unfruchtbaren und wenig angebauten Umgebung gelegen und lebt eigentlich nur vom Fremdenverkehr.

Die arme Fellachenvölkerung auf dem Lande nährt sich schlecht und recht von den kärglichen Feldfrüchten, die sie dem Boden mittels vorindustrieller Geräte entzieht. Landwirtschaft modernen Musters treiben lediglich die 2500 deutsche Bauern, deren saubere Höfe wie Oasen in der Wüste inmitten orientalischer Erstarrtheit anmuten. Da begann in den 80er Jahren Leben in dies weltentrückte Flecken Erde zu kommen. Die zionistische Werbetrommel ging um in den Ghettos des Ostens, und Millionen sogen die mit Leidenschaft verkündeten Wundermärchen vom neuen Zionsreiche ein, und Tausende brachen denn auch mit Kind und Kegel nach Palästina auf. Bauern sollten sie werden, Land sollten sie finden und das Schachern und lungernde Seilschen uralter Über-

lieferung vertauschen mit Spaten und Hacke zu ehrlich-schaffender Arbeit. Von 1881—1908 leisteten allein 86 000 dem Rufe Folge. Aus Rußland kamen 20 000, aus Österreich 8000, aus Rumänien 1000. Aber mehr und mehr stellte sich heraus, daß diejenigen Kreise des Zionismus, welche in Überschätzung der Anpassungsfähigkeit ihrer Rasse aus dem schleichenden Aftanträger der Gassen von Lodz von heute auf morgen einen im Schweiß seines Angesichts adern den Landmann zu machen gedachten — sich ganz gewaltig verrechnet hatten. Fast die Hälfte aller dieser Einwanderer verließ binnen kurzem Palästina wieder, um es mit Amerika zu vertauschen. Und von den Zurückbleibenden sind wiederum nur etwa 12 000 für die Siedlungszwecke gewonnen worden. Diese wollen wir etwas näher betrachten.

Im Jahre 1893 gründete der englische „Baron“ Hirsch die „Jewish Colonisation Association“ mit dem Zwecke der Ansiedlung von Juden in solchen Ländern, wo ihnen völlige Selbstbestimmung gewahrt bliebe. Das Kapital betrug anfangs 40 Millionen, später erhöhte Hirsch es um 120 Millionen. Es sei hier darauf hingewiesen, daß Ende der 90 er Jahre Cecil Rhodes den Zionisten südafrikanische Landbezirke (Uganda) unter den denkbar günstigsten Bedingungen zur Verfügung stellte. Aber anscheinend war ihnen Afrika zu schäbig, und hochmütig lehnten sie dies Angebot ab. Die Hirschsche Gesellschaft wandte nun ihre Augen zunächst nach Südamerika, wo sie einige winzige jüdische Kolonien gründete. Es ist möglich, daß diese heute noch bestehen. Den Hauptteil ihrer Tätigkeit aber verlegte sie nach Palästina. Dort wuchs denn nun unter Aufwendung großer Mittel eine Reihe von Siedlungen aus dem Boden, mehr Gartenstädtchen denn Bauerndörfer. 43 Kolonien mit rund 12 000 Seelen wurden vor dem Kriege gezählt. Von dieser Summe gehen noch 1800 Handwerker ab. Die Siedlungen bedecken einen Bodenraum von 428 000 Dunam (zu je 920 Geviertmeter), wovon jedoch (nach Ruppin) nur 22 400 bebaut waren. Im Jahre 1921 erhöhte sich die Zahl der Siedlungen auf 72, der Umfang des bebauten Bodens auf 130 000 Dunam. Der ganze Rest ist noch Ödland! Bis Kriegsausbruch wurde der Wert der Siedlungen auf 60—70 Mill. Frs., der Ertrag auf jährlich $4\frac{3}{4}$ Mill. Frs. geschätzt.

Die Bearbeitung eines Bodens von der Größe von 1 Duzend ostpreussischer Rittergüter — das ist das ganze jämmerliche Ergebnis der bisherigen zionistischen Siedlungspolitik! Man kommt eben nicht hinweg über die Folgen der Tatsache, daß die Juden zu keiner Zeit Aderbauer gewesen sind. Wer die ältesten Überlieferungen kritisch liest, wird immer wieder darauf stoßen, daß die eigentlichen Landbebauer nicht die reinen Juden waren, sondern durchweg Angehörige der kanaanitischen Urbevölkerung oder der nichtisraelitischen Randvölker. Ebenso finden wir in der Diaspora selten einen Juden, der Ländereien nicht nur besitzt, sondern auch selbst bebaut. Nach der „Eroberung“ Palästinas wurde die bis dahin freie Landbevölkerung durch wucherische Ausbeutung zu Leibeigenen hinabgedrückt, die Juden saßen als Rentner, Bankner, Geldwechsler und Priester in den Städten. Der Jude Segall sagt deshalb sehr richtig: „Von einer Rückkehr der Juden zur Landwirtschaft... kann nicht die Rede sein, weil die Juden nie in bedeutender Zahl Landwirte waren. Selbst 1882, als noch der neunte Teil aller Juden in Preußen auf dem Lande wohnte, waren nur 3% aller selbständigen Juden auf dem Lande landwirtschaftlich tätig... Die Idee, die Juden in großer Zahl zu Landwirten zu machen, bedeutet die Umschichtung in einen neuen Beruf... Es steht fest, daß es mehrere Generationen dauert, bis der Jude sich zu einem tüchtigen Bauern entwickelt.“ Auch Herzl

selbst vertrat diese Ansicht und schrieb in seinem Judenstaat: „Wer die Juden zu Ackerbauern machen will, der ist in einem wunderlichen Irrtum begriffen.“

Die Geseze der Vererbung einer 4000 jährigen bewußten Inzucht höchstgesteigerter Rasseeigenschaften lassen eine willkürliche Änderung von heute auf morgen nicht zu. Den Naturkräften ihre Beute abzurufen, ist ein gefährliches und dabei aussichtsloses Unternehmen. Die beruflichen Anlagen der Juden sind durch alt überlieferte Anwendung von Kind auf so auf einen bestimmten Kreis hin eingeschliffen, daß der Versuch, aus diesem herauszugeben, für ihn lediglich zur Folge hat, daß er seine alten Eigenschaften in eine andere Form bringt und sie dort weiter verwertet.

Außer den Siedlungen hat man noch den Versuch gemacht, ausgedehnte Mustergüter zu gründen, die die Bewirtschaftung im Großen und sehr intensiv vornehmen sollten. Auch hier haben sich die polnisch-jüdischen Arbeiter durchaus nicht bewährt, so daß man, um die Betriebe überhaupt am Leben zu erhalten und nicht gezwungen zu sein, Sellschen einzustellen, aus dem Süden Arabiens die sog. jemenitischen Juden herausschulte. Diese sind aber rassisch reine Araber, sie hängen lediglich noch aus den Zeiten der Zwangsbekehrungen judenähnlichen religiösen Gebräuchen an. Sie selbst weisen es weit von sich, als Juden zu gelten. Auf diese Weise „warnte man das Gesicht“, denn, wie der Zionist Lichtheim so schön sagte, „die Mißachtung der Juden wird schwinden, um dem ehrlichen Respekt vor ihrer Tatkraft und ihren kulturschöpferischen Fähigkeiten Platz zu machen“. — Aber auch in den Siedlungen wird der Getreidebau so gut wie gar nicht gepflegt. An so schwere Arbeit konnten sich die Juden noch nicht gewöhnen, und sie ziehen es vor, Gärten und kleine Pflanzungen anzulegen, in denen sie nun allerlei Hülfsgemüse und Früchte, wie Orangen, Oliven, Mandeln, auch Wein ziehen. Korn wird nicht gebaut, und sie müssen sich ihr Brotgetreide von den Sellschen eintauschen oder kaufen. Auf diese, vielleicht auch nur vorläufige, Unfähigkeit des Juden zu richtiger Landarbeit sucht sich nun die Leitung einzustellen. Man sieht ein, daß Getreideanbau oder gar Großbetriebe unmöglich sind und prüft die Möglichkeiten einer ausgedehnten Pflanzungswirtschaft, die auf die überseeische Ausfuhr von Fruchtconserven und Frischgemüsen zugeschnitten werden müßte. Die gärtnerische Handhabung der Landwirtschaft ist die dem jüdischen Siedler noch am leichtesten anzupassende. Hier werden Nebenberufe, wie Bienenhaltung, Samenzüchtung und Tabakbau der Eigenart der Juden sehr entgegenkommen. Denn es ist unmöglich, ein Volk (genau genommen stellen die Juden schon einen „höheren“ Grad von Volk und Rasse dar, eine Art ungeheurer, kein Gegenbild findender Sippongemeinschaft), dessen Anlagen seit jeher für ein bestimmtes, genau abgegrenztes Berufsgebiet geschärft sind, von heute auf morgen einer Tätigkeit zuzuführen, die alle vererbten Eigenschaften von vornherein ausschalten muß, um das Erreichen des Lebensnotwendigsten zu gewährleisten. Obst- und Gemüsepflanzungen können sogar einträglicher sein als Getreidebau. Die Konservenerzeugung setzt allerdings Rüben- oder Rohrzuckeranbau voraus, denn eingeführter Zucker würde jene unwirtschaftlich machen. Auch gilt es, Absatzgebiete zu schaffen, und dies ist weitaus das schwierigste. Ein Lieblingsgedanke Zirschs waren die Weinberge. Sein Wunsch war Befehl, und so wurden denn weite Strecken zu Weinbergen umgewandelt und gleichzeitig in den Städten riesige Kellereien angelegt. Der Versuch schien zu glücken. Der Wein gedieh prächtig und in reicher Fülle. Aber nachdem er eingelagert war, stellte sich heraus, daß er vollkommen ungenießbar war. Kein Mensch wollte ihn trinken, und Zirsch blieb

nichts weiter übrig, als die ungeheuren Mengen Wein aufzulaufen und wegzuschaffen. Nie hat die Welt wieder etwas von dem geheimnisvollen Zionswein vernommen.

Allerdings muß vermerkt werden, daß gerade im verflossenen Jahr außerordentliche Anstrengungen gemacht wurden, den Juden aufs Land zu bringen. Vom 1. Sept. bis 15. Okt. 1921 sind beispielsweise 1650 Juden eingewandert. Daß besonders viele ungarische und ukrainische Juden darunter waren, zeigt, daß es immerhin einiger Nachhilfe durch die beiden Völker, die in der Hölle des roten Schreckens das jüdische Antlitz erst richtig kennen lernten, bedurft hatte. Den „armen gequälten Progromopfern“ öffneten sich die Taschen der New-Yorker Bankherren schneller als gewöhnlich. Es entstand die „Arbeiterbank“ in Haifa und eine Reihe anderer Bankniederlassungen, die die Siedlungstätigkeit durch langfristige Kredite ermöglichen. Wie schon erwähnt, steigerte sich diese 1921 nicht unerheblich. Die jüdischen Siedler sind durch modernere Anlagen, wie z. B. Pumpantrieb durch Benzin- oder Gasmotoren gegenüber der durch Kamele bedienten arabischen Kettenpumpe, Dampfpflüge und dgl. in die Möglichkeit gesetzt, den Boden intensiver auszunutzen und verhältnismäßig höhere Ernteträge zu erzielen als der arabische Bauer mit seinen vorsintflutlichen Geräten. Eine landwirtschaftliche Versuchsanstalt mit geschulten europäischen Kräften ist dabei, alle Möglichkeiten landwirtschaftlicher Ausnutzung wissenschaftlich zu prüfen. Besonders vom Tabakbau verspricht man sich sehr viel, die Anfänge scheinen geglückt zu sein, da mehrere Tabakfabriken kleineren Umfangs gegründet worden sind. Man ist dem Gedanken nahegetreten, zur Erzielung größerer Fruchtbarkeit die Ebenen zu bewässern, gleich Ägypten und Turkestan. Ruppin vertritt ihn und spricht von der „außergewöhnlichen Fruchtbarkeit einzelner Adenerbaugebiete... Die bewässerte Ebene prädestiniert für einen einzigen großen Garten erlesener Südfrüchte... Syrien könnte innerhalb einiger Jahrzehnte hunderttausende von Tonnen Getreide ausführen usw.“ Ruppin glaubt, daß $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling genügen würden, um die jüdische Bevölkerung Palästinas zu verdoppeln, und zwar innerhalb dreier Jahre. Nach Ottinger erfordert die Gründung von 30 Siedlungen mit je 100 Familien, also für insgesamt 15 000 Seelen, etwa $77\frac{1}{2}$ Millionen Frs. Friedensgeld. Diese Ansiedlung wird dann noch erst innerhalb 12 Jahren bewerkstelligt. Es ist also ein sehr kostspieliges Unternehmen, das noch schwieriger wird, wenn man die Wirtschaft, die bekanntlich in Rußland und in Außereuropa fast durchweg extensiv gehandhabt wird, in eine moderne europäische intensive umwandeln will. Dies erfordert ausgiebige Verwendung künstlicher Düngemittel. Dann ist noch ganz außer Betracht gelassen, daß Palästina landschaftlich begrenzt und es nicht ohne weiteres durchführbar ist, ganz Syrien in den Bereich zu ziehen. Es ist kaum anzunehmen, daß Palästina in den nächsten Jahrzehnten mehr denn 100 000 Menschen wird aufnehmen können, denn eine etwaige wirtschaftliche Blüte Palästinas wird auch die Lage der nichtjüdischen Bauern bessern, was sich vor allem in der Mehrung der Geburten und Minderung der Todesfälle äußern wird.

Nach Erörterung der Siedlungsfrage sei auf die kulturelle Seite des neuen Staates eingegangen. Wie schon früher erwähnt, ist jene nur ein Teil der zionistischen Bestrebungen. Sehr einflußreiche Kreise setzen die Siedlung sogar hintan und legen das Schwergewicht auf die Ausgestaltung Palästinas als eines gedanklichen, religiösen Mittelpunktes des Judentums, besonders des orientalischen. Und ein solcher zu werden, ist Palästina auf dem besten Wege. Die

großen Körperschaften, die sich des zionistischen Gedankens angenommen haben, wenden ihre Mittel nicht nur Siedlungsdingen zu, sondern haben große Beträge besonders für die Schulpflege und zur sozialen Hebung der Bevölkerung ausgelegt. Vor allem ist da die Alliance Israélite Universelle, die eine ganze Reihe Unterrichtsanstalten eingerichtet hat, in denen der Unterricht in französischer Sprache erfolgt. Ebenso haben der Hilfsverein deutscher Juden, die Anglo Jewish Association und der Odessaer Verein Schulen gegründet, in denen der Unterricht aber in hebräischer Sprache erfolgt. Vom Kindergarten bis hinauf zur Technischen Hochschule und neuerdings der Universität in Jerusalem sind alle Schularten vertreten. Und zwar wird der Unterricht fast durchweg von europäisch gebildeten Kräften erteilt. Noch vor 30 Jahren wurde er in vollkommen altmodischer Weise gehandhabt, da die Leitung in Händen von Strenggläubigen lag, denen die gedankenlose Fortführung uralter verrotteter Überlieferungen als ein geheiligtes Muß erschien. Auch hiermit hat der Zionismus aufgeräumt. Zwar arbeiteten die verschiedenen Vereine bisher unabhängig voneinander, und der Unterricht wurde je nach dem Wirtslande des Vereins in verschiedenen Sprachen erteilt, jedoch soll neuerdings eine Oberbehörde geschaffen worden sein. Der fremdsprachige Unterricht soll allmählich abgebaut werden und nur noch in hebräischer Sprache stattfinden. Diese verdrängt auffällig rasch die jiddische Umgangssprache selbst außerhalb der Schulen. Allein in Jerusalem und Jaffa bestehen je 9 Kindergärten, in allen andern Städten und Dörfern ebensolche. Außerdem gibt es eine Handelsrealschule und ein Lehrerseminar, in Haifa ein Technikum, außer in Jerusalem auch in Jaffa ein Gymnasium. An den Anabenschulen ist Turnunterricht eingeführt, an den Mädchenschulen Handarbeitsunterricht. Letztere finden ihre Fortführung in Lehrerinnen-seminar und Kindergärtnerinnenschulen. Wenn im Zionsstaate bisher etwas Sichtbares geleistet wurde, dann auf dem Gebiete des Schulwesens. Die gesamte jüdische Schülerschaft beläuft sich auf 10 573. Sie hat sich gegenüber 1920 um 2650 vermehrt; die Zahl der Anstalten stieg von 94 auf 135, die der Lehrkräfte von 448 im Jahre 1919 auf 566. Die Vorbereitungen zur Gründung der Universität Jerusalem sind bereits seit Jahren im Gange. Etwas voreilig nimmt man den Mund voll, erzählt, daß die bedeutendsten jüdischen Professoren aller Länder mit Sehnsucht darauf warten, ihre Weisheit in der Zionsstadt verkünden zu dürfen, und daß die Universität einer der einflussreichsten wissenschaftlichen Mittelpunkte der Welt werden solle. Doch hat man sich neuerdings damit zufrieden gegeben, es zuerst mit der Errichtung eines medizinischen Lehrstuhls zu versuchen, und erst allmählich die übrigen Fakultäten folgen zu lassen. Dagegen soll die Ausfüllung der Bücherei bedeutende Fortschritte machen. Sie wird ermöglicht durch eine Reihe namhafter Schenkungen, so trafen allein aus England 4000 Werke ein. Der Lesesaal soll täglich von 150 Menschen besucht sein. An die Hochschule schließt sich ein Museum an.

Wie schon erwähnt, macht das Hebräische rasche Fortschritte. Auch im öffentlichen Leben hat es sich durchgesetzt. Die Presse ist gut entwickelt, außer dem Tagblatt „*Haar*“ erscheinen in Jerusalem und Jaffa noch Wochen- und Monatschriften. Vor kurzem wurde die „Official Gazette of the Palestine Government“ gegründet, die alle 14 Tage in den drei Landessprachen Englisch, Hebräisch und Arabisch erscheint. Verschiedene Verlage und Druckereien geben Bücher heraus, teils religiöse Werke oder Schulbücher, teils auch Übersetzungen klassischer und moderner Schriftsteller. Neben dem „*Wilhelm Tell*“ fehlt natürlich auch nicht der geheimnisvolle „*Jnder*“ Rabindranath Tagore.

Öffentliche Büchereien gibt es ebenfalls in genannten beiden Städten. An den kulturellen Einrichtungen nehmen in immer stärkerem Maße marokkanische, persische, armenische und andere Juden teil. Auch das Krankenhauswesen hat gründlichen Ausbau erfahren.

In krassem Gegensatz hierzu steht aber die soziale Lage der jüdischen Stadtbewohner. Noch Mitte des 19. Jahrhunderts lebten nur wenige tausend Juden in Palästina, die ererbende Mehrheit sind Eingewanderte oder Kinder derselben. Jerusalem beherbergt heute 40 000 Juden (= 60 v. H.), Jaffa 10 000, Tiberias 4000, Haifa 10 000 unter 34 000 Einwohnern, Hebron 1000 und Saïda 500. Diese Leute sind Händler, Hausierer oder Handwerker, wenn sie nicht Beamte der großen Organisationen sind. Viele Millionen fließen jährlich sowohl als freie Gaben als aus den unzähligen Stiftungen der ganzen Welt nach Palästina, bestimmt zum Aufbau des Zionstaates, anderseits auch zur Stillung von Not und Elend. Mit diesen Almosen wird nun ein großer Unfug getrieben. Jeder Jude gehört einer Landmannschaft an und letztere verteilen die aus dem Wirtschaftslande strömenden Gelder, das sogenannte Schalukah und zwar so reichlich, daß allein in Jerusalem nicht weniger als 3000 Juden ihren gesamten Unterhalt damit decken können, 6000 vermittelt das Schalukah die Hälfte ihrer Bedürfnisse, und so geht es weiter. Nur ein geringer Teil erhält keine Almosen oder nur so wenig, daß er arbeiten muß, die übergroße Mehrzahl aber führt ein ziemlich sorgenfreies Leben. So bekommt der ganze schöne Zionismus plötzlich ein anderes Gesicht! Und wenn Nawratzki auch 6000 Handwerker in Jerusalem aufzählt, so darf man mit Sicherheit annehmen, daß die meisten dieser „Handwerker“ nur „im Nebenberuf tätig sind“. Tausende von kräftigen Männern liegen also auch genau so wie in Polen und Galizien als Nichtstuer herum und führen ein Drohnendasein, nicht zum wenigsten schließlich auf Kosten der ebenfalls blutarmen, aber fleißigen Jellachen. Herzl sah auch schon voraus, wie sich die Verhältnisse im Zionstaate entwickeln würden und sagte dem Baron Hirsch in London ins Gesicht: „Sie züchten Schnorrer!“, und auf der 9. zionistischen Tagung jammerte der Vertreter der jüdischen Arbeiter, Hermann Kohn: „Es wird in Palästina nicht zionistisch gearbeitet. Wir brauchen Zionisten dort und keine Wucherer.“

Auch die ziemlich rege Entwicklung der beiden verflossenen Jahre weist darauf hin, daß man die neuen Freiheiten, die die Balfour-Erklärung geschaffen hat, weniger landwirtschaftlich als handelspolitisch ausnutzen will. Dank großer ausländischer Kapitalanlagen hat — besonders in den Küstenstädten — eine lebhafteste Gründertätigkeit eingesetzt. Edmond Rothschild hat 5 Millionen Frs. in einer großen Gesellschaft für Mehlindustrie angelegt, durch die Haifa Aussicht hat, der Mehlmehelort für ganz Palästina zu werden. Daß 1921 so ungeheure Mengen Getreide eingeführt wurden, daß der Mehlpreis um 50% sank, ist sozial natürlich sehr lobenswert, es wird aber der heimischen Landwirtschaft kaum als Ansporn dienen. Jedenfalls ist es ein Beweis für die Richtigkeit unserer früheren Darlegungen, daß der Versuch, aus den Juden Getreidebauern zu machen, schon im ersten Anlauf gescheitert ist. Doch ist es nicht unbedingt für ein Land volkswirtschaftlicher Zwang, sein Brot selbst erzeugen zu können. Ägypten und Turkestan z. B. sind vollständig auf Baumwollerzeugung und Getreide e i n f u h r eingestellt, doch sind diese Länder unselbstständig und nur Teile der riesigen Verwaltungs- und Versorgungsgebiete des Britischen und Russischen Reiches. Ganz anders steht es, wenn Palästina den Anspruch erhebt, nicht politisch, aber zum mindesten wirtschaftlich unabhängig dazustehen.

Die beabsichtigten Straßens- und Städtebauten haben eine Reihe großer europäischer Firmen und Banken (wir wollen nicht so boshaft sein und behaupten, daß bereits mehr Banthäuser als Bauerngehöfte entstanden sind) veranlaßt, Niederlassungen oder Vertretungen einzurichten, von deutschen Unternehmungen z. B. die Deutschen Werke und die Hirsch-Kupferwerke. Die Deutsche Levantelinie läßt ihre Schiffe Jaffa und Haifa anlaufen. Es wurde schon von der Gründung einer großen Schiffahrtsgesellschaft der „Zion Nation. Steamer Navigation Company“ durch einen Konstantinopeler Juden gesprochen, die 10 Dampfer im östlichen Mittelmeer unterhalten will, doch scheint es noch nichts damit geworden zu sein. Vorläufig stellt ein Küstendampfer die Handelsflotte dar und läßt die Zionsflagge — zwischen zwei blauen Streifen auf weißem Grunde der Sechsstern — lustig flattern.

Um Geld und Leben ins Land zu bringen, hat man nun in Frankreich begonnen, die früheren Pilgerfahrten ins „heilige“ Land wieder im großen zu organisieren. In Jerusalem hat man das Kiesengelände des Griechischen Patriarchats angelaufen und gedenkt, darauf großzügig ein Geschäftsviertel aufzubauen. In Jaffa scheint es mit der andersrassigen Bevölkerung zu Gegensätzlichkeiten gekommen zu sein, denn die neuerbaute Judenvorstadt Tel-Awiw — die sogar einen eigenen zionistischen Stil zeigt — ist im Begriff, sich von Jaffa zu trennen und eine eigene Hafenanlage zu bauen. Ein Beweis dafür, daß das Judentum genau wie im Mittelalter auch heute nicht daran denkt, mit der übrigen Bevölkerung zusammenzuarbeiten. Freiwillig zieht es sich, wenn es merkt, daß es in der Wirtsbevölkerung wenig Freunde mehr hat, in Ghetto zurück.

Das Verhältnis zur übrigen Bevölkerung ist alles andere als rosig. Die eingefessene arabische Bevölkerung wehrt sich mit Händen und Füßen gegen die Überfremdung ihres Landes. Gleich nach Verlautbarung der Balfour-Erklärung machte sich in den führenden arabischen Schichten eine starke Stimmung gegen die weitere Einwanderung von Juden bemerkbar. Die staatsrechtliche Stellung Palästinas ist die eines unter englischer Oberherrschaft stehenden „Mandatslandes“. Sein Staatshaupt ist der britische Oberkommissar Sir Herbert Samuel. Den „Volkswillen“ verkörpert das sich aus allen Volksschichten und Rassen zusammensetzende Parlament, das aber nicht die weitgehenden Rechte der europäischen Volksvertretungen innehat, sondern dessen Stimme lediglich beratender Art ist. In den Wortlaut der Verfassung ist die Balfour-Erklärung aufgenommen samt den Bestimmungen über die jüdische Einwanderung und den Ausbau des Landes zu einer jüdischen Heimstätte. Schon vor der feierlichen Verlautbarung im Parlament kam es im Mai zu starken Unruhen unter den Arabern, besonders in Jaffa, die mit militärischen Machtmitteln blutig unterdrückt wurden. Der jüdische Oberkommissar verbot das Erscheinen verschiedener arabischer Blätter. Es muß übrigens festgestellt werden, daß sich die Juden auch schon in die arabische Presse eingeschlichen und eine Anzahl von Blättern in ihrem Sinne umgestellt haben, so daß ein Teil der arabischen Presse in regierungs-, also judenfreundlichem Sinne schreibt. Unter Führung Riazim Paschas begab sich im Juli eine arabische Abordnung nach London, um die Zurückziehung der Balfourerklärung zu erreichen. Die Erfolglosigkeit dieses Schrittes löste am 2. November, dem Jahrestage der Erklärung, wiederum starke Unruhen aus, die die Schließung der jüdischen Geschäfte in Jerusalem und anderen Orten zur Folge hatte. Auch in England selbst verurteilten weite Kreise die bisherige Regierungspolitik in Palästina. Lord Curzon legte daraufhin in einer Oberhausrede

die Richtlinien der englischen Politik dar und erklärte, daß England nicht daran denke, den Juden, also der Minderheit im Lande, die Herrschaft über die andern Stämme zu überlassen. Man kann dem Minister Glauben schenken, denn für England ist Palästina lediglich die Blankendeckung seiner ägyptischen Stellung, und es hat wenig Interesse, zugunsten der Zionisten sich zu seinen nicht wenigen ägyptischen und indischen auch noch arabischen Feinde zu schaffen. Doch das Gebäude der britischen Weltmacht ist derartig überlastet durch fortwährende An- und Aufbauten, daß sich selbst die gerissenen englischen Staatsmänner nicht mehr in ihrem Hause zurechtfinden. Es wird zerbröckeln oder zusammenstürzen wie einstmal's Rom.

Wir kommen nun zum Schluß. Wir haben gesehen, daß der heutige Zionistenstaat von Englands Gnaden eine Mißgeburt ist. Es kann von einem Judenstaate keine Rede sein, weil seine politischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen eng und lebenskräftig mit dem arabischen Wirtsvolke verknüpft sind. Das Judentum hat sich während einer Probezeit von 20 Jahren als vollständig unfähig erwiesen, die Fruchtbarkeit und die Kultur des Landes zu heben. Sie wurden nicht Erzeuger, sondern Händler, nicht Arbeiter, sondern Almosenempfänger. Die Entwicklung der letzten Jahre ist keine ländliche, sondern eine vorwiegend städtische. Nicht fruchttragender Ackerbau ist das Ziel, sondern Vermehrung der städtischen Bevölkerung, was gleichbedeutend ist mit allmählicher Verproletarisierung der nichtjüdischen Bevölkerung. Die Lasten des Staates werden langsam auf die Schultern des Wirtsvolkes gewälzt, das Ende ist — was die arabischen Führer klar erkennen — eine vollkommene Versklavung des schaffenden nichtjüdischen Volkes.

Solange sich die Sinnesart der Juden nicht ändert — und das wird sie nach den Erfahrungen von heute nie —, werden sie keinem noch so schön durchorganisierten Staat lebendigen Odem einhauchen können. Wo Juden massenhaft zusammenwohnen, bleiben sie im Elend stecken, „weil“, wie Walter Rathenau schreibt, „die Einzelnen wechselweise einander gewachsen sind und sich daher gegenseitig neutralisieren und beschränken“. Sie sind unglücklich, wo sie kein Volk finden, das ihnen — nicht an Geist — aber an „Behendigkeit“ unterlegen ist. Auch Lichtheim sucht deshalb diese Schattenseiten zu verdecken, wenn er sagt, „die eigentliche Bedeutung des jüdischen Zentrums in Palästina liegt in der Wirkung, die es auf den Geist des Judentums ausüben wird“.

Palästina ist der lebendigste Beweis dafür, daß die Juden unfähig sind, ein Staatswesen zu bilden und zu erhalten. Ihre Befähigung in der Staatskunst erschöpft sich — wie die Beispiele Ungarn und Rußland zeigen — in der Zerstückelung wohlgeordneter Staatswesen. Das Judentum ist vielleicht auch kein Volk, denn der Rahmen eines lebensfähigen, gesunden, arbeitsamen Volkes ist der Staat. Ist es Religion, ist es Rasse? Es ist eine Wesenheit, die außerhalb aller menschlichen Begriffe liegt und die deshalb aus der menschlichen Gesellschaft am besten verschwinden sollte. Aber leider bleibt Wunsch immer nur Wunsch, und so müssen wir uns mit der Mißgestalt des Judentums und seines „Staates“, der gern ein Staat werden möchte, abfinden. Trotz aller schönen Reden scheint das Judentum im allgemeinen recht wenig für seinen neuen Staat übrig zu haben. Aber es ist ja auch mit der „Lösung“ der weltwirtschaftlichen Fragen augenblicklich zu stark beschäftigt, was jedenfalls einträglicher ist, als Ackerwirtschaft in Palästina treiben, außerdem reißt es ja „in Weltrevolution“, dem allerneuesten Handelsartikel.

Der Antisemitismus,

eine wirtschaftliche, politische, nationale, religiöse und sittliche Notwendigkeit.

Von Alfred Rosenberg.

Kein unbefangener Erforscher der das Judentum und seine Auswirkungen betreffenden Geschichte kann an der Majestät der Tatsache vorüberblicken, daß, wohin immer Teile des jüdischen Volkes gekommen sein mögen, fast sofort eine Gegenwirkung seitens der ansässigen Bevölkerung einsetzt. Solange das jüdische Volk als Volk besteht, ist der Antisemitismus seine unmittelbare Folge gewesen. Das Merkwürdige an dieser Tatsache ist aber erstens, daß es zuerst nicht die breiten Volksmassen waren, die sich gegen die Einwandernden empörten, sondern fast immer die führenden Geister der betreffenden Nationen; und zweitens, daß seit dreitausend Jahren die Vorwürfe gegen das Judentum überall dieselben waren. Schon diese beiden Tatsachen legen jedem die Verpflichtung auf, sich nicht mit den flachen und dummen Phrasen zu begnügen, mit denen die Judenheit früher und heute die anderen Völker zu überschnitten beliebt. Denn inmitten aller geäußerten Anschauungen ist der Jude der eine gleiche Faktor, die anderen Nationen die verschiedenartig eingestellten. Einigen sich durch alle Jahrtausende diese so mannigfachen Stimmen, dann müßte für jeden Denkenden schon von vornherein die hohe Wahrscheinlichkeit gegeben sein, daß die Angriffe berechtigt waren; um so mehr als sie aus dem Munde von Menschen stammten, deren Namen in der Geschichte aller Völker an erster Stelle stehen.

Eduard Meyer¹⁾ stellt fest, daß die Abneigung, die „religiöse Absonderung, die hochmütige Geringschätzung“ den anderen Nationen gegenüber die Juden „allen Völkern widerwärtig“ machten. — So wie in Palästina selbst dachten die Gastvölker auch in den anderen Ländern. Tacitus findet bei den Juden einen „feindseligen Haß gegen alles andere“ und nennt sie ein „widerliches Volk“; Seneca spricht vom „verruichten Volke“; Mohammed wirft ihnen Wucher vor; Luther sagt: „Kein blutdürstigeres und rachegeigeres Volk hat je die Sonne beschienen“. Giordano Bruno bezeichnet die Kinder Israels als „pestilenzialisches und gemeingefährliches Geschlecht“. Voltaire²⁾ spricht von ihnen als von den „größten Lumpen, die je die Oberfläche der Erde beschmutzt“ hätten und rät ihnen, möglichst schnell in das gelobte Land heimzulehren. Friedrich II., der Hohenstaufe, sah in den Juden eine nationale Gefahr und schloß sie von allen öffentlichen Ämtern aus; ähnlich dachte Kaiser Tiberius, ähnlich Friedrich der Große. Herder³⁾ spricht vom „fremden asiatischen Volke“, das „in der Erziehung verdorben“ sei, Goethe⁴⁾ duldet „keinen Juden unter uns“, will ihnen überhaupt „den Anteil“ an unserer Kultur verwehren und fürchtet die schlimmsten Folgen von ihrer staatsbürgerlichen Gleichberechtigung, deren Einführung er eine „Albernheit“ nennt. Sichte⁵⁾ erkennt das Judentum als „auf den Haß des ganzen Menschengeschlechtes“ aufgebaut und sagt voraus, daß die Juden, wenn man ihnen außer den Rechten ihrer Nation (die er gleich Nommsen, Mollte u. a. als einen eigenen Staat bezeichnet) noch die Rechte in allen übrigen Völkern gäbe, sie diese „mit Füßen treten“ würden. Kant⁶⁾ sieht in den Juden kurzweg ein „Volk von Betrügnern und Kaufleuten“; selbst der nicht selten weltbürgerliche Schiller⁷⁾ nennt sie einen „unreinen Kanal“ und ein „gemeines Gefäß“; Wagner⁸⁾ heißt sie den „plastischen Dämon des Verfalls der Mensch-

heit". Für Schopenhauer⁹⁾ ist das Judentum ein „plumpes Dogma“, „roh“ und „platt“. Durch Esra lerne man es von seiner „schändlichsten Seite“ kennen; weiter spricht Schopenhauer öfters vom „blutrünstigen Teiben des Jehovah und seines auserwählten Räubervolkes“. Selbst der überduldsame Tolstoi¹⁰⁾ findet sogar noch in den Evangelien Spuren des „fremden, schmutzigen, jüdischen Geistes“. Shakespeares Shylock faßt den Juden in seinem Wesen mit bisher nicht übertroffener Plastik zusammen; und ein Dostojewsky¹¹⁾ steht erschüttert vor der unleugbaren Tatsache der allgemeinen Ablehnung des jüdischen Volkes und seines Geistes: „Es hat doch etwas zu bedeuten, dieses: Alle!“ Für diesen tiefen Seelenkenner ist die „gemeine jüdische Idee“ (Shidowskaja idjeja) die „Idee der Auswucherung“ schlechthin.

Diese Anschauungen der Größten aller Völker (zu denen sich noch Cicero, Plutarch, Napoleon, Balzac, Peter der Große, Maria Theresia u. a. gesellen) waren nur der Ausdruck des Empfindens, wie es sich bei näherer Berührung mit dem Judentum stets herausbildete. Minder bekannte und weniger große Männer haben sich genau so geäußert. Aus der deutschen Vergangenheit seien u. a. der Frankfurter Direktor Jakob Schudt¹²⁾, Professor Eisenmenger¹³⁾, Würfel¹⁴⁾ genannt. So gut wie nichts weiß man heute von den deutschen Vorläufern vor hundert Jahren. — Ähnliche Erscheinungen, wie sie das heutige Judentum in Kunst, Wirtschaft und Politik zeigt, traten auch während der Überflutung Deutschlands durch die Franzosen 1806 hervor; und wie durch Jahrtausende hindurch, zeigte sich der jüdische Charakter — da die gewöhnlichen Schranken bürgerlichen Lebens ins Schwanken geraten waren — in alter Unveränderlichkeit. Übersieht man die damals — vor, während und nach den Befreiungskriegen — entstandene Literatur über die Judenfrage, so muß man einerseits die Eindringlichkeit damaliger Warner des deutschen Volkes bewundern, andererseits die unglaubliche Verblendung der Fürsten, Diplomaten und Politiker, die mit einer Kasse Aufbauarbeit glaubten treiben zu können, deren Wesen sich bei jeder bietenden Gelegenheit als das Prinzip der Zersetzung erwiesen hatte. Hier ganz kurz einige Urteile:

Der Heidelberger Professor Fries¹⁵⁾ sieht im Judentum eine „Schmaroterpflanze“ und eine „Völkerkrankheit, welche sich in Menge erzeugt, wenn die Not drückende Steuerverfassungen und öffentliche Lieferungen“ fordert, und prophezeit (1816), daß, „wenn man die Juden ungehindert wuchern lasse“, die Söhne der ersten christlichen Häuser sich als „Pactknechte bei den jüdischen“ verdingen müßten. Friedrich Rühs¹⁶⁾ betont, daß die jüdische Religion ein „politischer Mittelpunkt“ sei und warnt vor jüdischen Monopolen jeder Art. Ein Hilferuf¹⁷⁾ an den deutschen Bund fordert (1816) dringend die Lösung der Judenfrage, die durch die „jüdischen Lieferungen im Kriege“ wieder akut geworden sei, und die Nichtigerklärung der Bürgerrechte dieser „Gesellschaft fahrender Kaufleute“. Geradezu hervorragend beleuchtet Friedrich Buchholz¹⁸⁾ das jüdische Wesen. Nach einer geschichtlichen Vogelschau über die Judenfrage (in der er unter anderem feststellt, die Römer hätten Titus, den Zerstörer Jerusalems, das „Entzücken des Menschengeschlechts“ genannt) und nach eingehenden Untersuchungen gelangt er zu dem Schluß: „In der Armut ihrer Mitbürger fanden die Juden immer das Ende ihrer staatsbürgerlichen Existenz“.

Es ließen sich noch leicht eine Menge Schriften deutscher Männer heranzählen, welche gegen eine Gefahr ankämpften, die sie unausbleiblich, wie sie einstimmig versichern, herannahen sahen. Sie wehrten sich aus nationalem, wirtschaftlichem

und sittlichem Empfinden, nicht zuletzt aber auch gegen die materielle Herrschaft eines innerlich unfruchtbaren Geistes, der unsere Kultur vergiften mußte. Es sei hier nur noch ein unbekanntes Wort Kants erwähnt, das Professor Voigt in seiner Kantbiographie (als Zeitgenosse und persönlicher Bekannter des Philosophen) wiedergibt: „Kant behauptete: Die Juden hätten noch kein eigentliches Genie, keinen wahrhaft großen Mann aufzuweisen; alle ihre Talente drehten sich um Ränke und Pffiffe; mit einem Wort, sie hätten alle nur einen Judenverstand.“¹⁹⁾ Hier stimmt Kant vollkommen mit Goethe überein, der die Juden in ihrer ganzen inneren Unfruchtbarkeit mit folgendem wenig bekannten Vers zeichnet:

„Sie machen immerfort Chaussees,
Bis niemand vor Wegegeld reisen kann.“²⁰⁾

Es ist nachgerade hohe Zeit geworden, mit der Sabel aufzuräumen, die von Juden und ihren Beschützern bis auf den heutigen Tag von Messe zu Messe getragen wird, als habe der Jude nur gezwungenermaßen zum Geld, Zwischenhandel und Wucher gegriffen, und als sei die Zerstreuung der Juden auf die Unduldsamkeit fremder Herrscher zurückzuführen. Denn schon vor dem Exil gab es in Mesopotamien jüdische Bankhäuser (Egibi Brüder), und aus einer ganzen Reihe von Städten Babyloniens sind uns Nachrichten erhalten, in denen über ihren üblen Ruf berichtet wird; als Grund dafür aber wird ausdrücklich das trügerische Wuchern der dort zahlreichen jüdischen Handelsberrn angegeben. In Alexandrien sind die Kinder Israels schon lange vor der Zerstörung Jerusalems überaus zahlreich vertreten, ebenso in allen größeren Karawanenzentralen Kleinasiens und in den Hafenstädten Griechenlands. In Rom bilden die Juden schon 139 v. Chr. eine geschlossene Kolonie (auf dem rechten Tiberufer, wo die phönizischen Kaufleute anlegten).

So lebten sie um Christi Geburt in der ganzen damals bekannten Welt zerstreut und zwar, wie sogar ein jüdischer Historiker²¹⁾ zugeben muß, „ohne alle sichtliche Nötigung von außen“.

Was die Art des jüdischen Handels betrifft, so ist sie von nicht mißzuverstehender Eindeutigkeit. Vom Joseph in Ägypten will ich gar nicht reden, bemerke nur, daß die rabbinischen heiligen Schriften stolz behaupten, er habe keinem Ägypter Korn verkauft, der sich nicht habe beschneiden lassen (Beresch. rabba c. 91), und daß der Talmud sagt, jeder Israelit hätte bei seinem Auszug aus Ägypten 90 lybische Esel, mit Gold und Silber beladen, mit sich geführt (Beschoroth 5 b). Zu Davids Zeiten war unter den Juden (die auch damals schon zwischen den Völkern Palästinas wohnten) der Weizenhandel im Schwange (2. Sam. 4, 6), zu Salomons Lebzeiten schon galten die Juden als die berühmtesten Kostäufser Syriens. Man lese Amos (3, 8), Micha (3, 10), Sprüche (11, 6; 16, 11; 20, 10; 23 usw.), Jeremia, der da klagt, daß die Juden alle belügen und betrügen, falsch schwören und es nur noch bedauern, die Dinge nicht noch ärger treiben zu können.

Daß man mit den Fremden wuchern könne, ist ein allbekanntes Wort des sog. Gesetzes Moses, welches im Talmud an vielen Stellen mit Liebe besprochen wird und über welches der berühmte Rabbi Salomon Jarchi (Raschi) in seinem Kommentar über das Buch Exodus sagt: „Der Wucher ist wie ein Biß einer Schlange, die eine kleine Wunde in den Fuß beißt, so daß er es kaum fühlt; sie verursacht aber schnell eine hitzige Geschwulst... Also wird auch der Wucher nicht wahrgenommen, bis er aufsteigt und vieles Vermögen vermindert“.

Ebenso urteilen auch andere große Rabbiner (Levi ben Gerson, Maimonides u. a.), die religiösen Führer des Judentums. Sie stimmen in ihren Anschauungen durchaus mit den Heiligen des Talmuds überein. So sagt z. B. Rabbi Chananja in Töstlicher Naivität: „Wenn jemand 400 Jahre nach der Zerstörung des Tempels sagen würde: „Kaufe dieses Geld für 1 Dinar, obschon es tausend Dinar wert ist, so kaufe es nicht; denn in dieser Zeit wird der Messias kommen und wir werden erlöst werden; warum sollst du einen Dinar verlieren“ (Traktat Aboda Zara 9b). Und Rabbi Ismael gibt folgenden sittlichen Rat im Religionsbuch der gesetzestreuen Juden: „Wer klug sein will, beschäftige sich mit Geldprozeßangelegenheiten, denn es gibt keine größeren Laßpeiler der Thora; denn sie sind wie eine sprudelnde Quelle“ (Baba Batra 178b). An anderen Stellen des Talmuds und des Schulchan-Aruch steigert sich diese „religiöse“ Lehre zum offen genehmigten Betrüge. Hier kann darauf nicht näher eingegangen werden; es müßte genügen, den Ton herauszuhören.²³⁾

Man kann sich nun leicht vorstellen, daß ein Volk (welches zudem sich stets nach Möglichkeit von den anderen Landesbewohnern absonderte) mit solchen sittlichen Grundsätzen und den daraus folgenden Praktiken überall als „Serment der Zersetzung“ des bürgerlichen Lebens betrachtet wurde. Dazu kam die absolute religiöse und nationale Unduldsamkeit, die jeden Abtrünnigen zum Tode verdamnte, der sich mit den Goyims mehr zu schaffen machte, als dies zum Geschäft unbedingt nötig erschien.

Es ist daher mehr als begreiflich, daß die Völker nach und nach gegen die Juden zu schroffen Maßregeln griffen. Hier muß die dritte jüdische Fabel zurückgewiesen werden: Die Juden sind anfänglich nirgends bedrückt worden, wie sie behaupten, sondern haben Ausnahmegesetze durch hochfahrendes Wesen und wucherisches Treiben geradezu herausgefordert. An dieser Tatsache ist heute nicht mehr zu zweifeln.

Im alten Rom waren die Juden in der Ausübung ihrer Religion staatlich geschützt. Cäsars Vereinsgesetz, durch das alle in Rom befindlichen Kollegien aufgehoben wurden, fand auf die Juden keine Anwendung. Schon 49 v. Chr. waren sie, ihrer religiösen Bestimmungen wegen, vom Militärdienst befreit und durften am Sabbath zu keinen Gerichtsverhandlungen geladen werden.²⁴⁾ Ja, als (ganz wie bei uns) in Rom eine Rationierung der Lebensmittel eingeführt wurde, erließ Kaiser Augustus einen Befehl, wonach im Falle der Austeilung an einem Sabbath die Juden ihren Anteil am nächsten Tag erhalten sollten. Infolge verschiedener Schwindeleien mit Juwelen und Wuchers wurden manche Vergünstigungen wieder rückgängig gemacht, doch nicht auf lange. Unter Nero hatten die Juden ein überaus geruhiges Leben, unter Titus wäre es ihnen noch besser gegangen (da dieser eine jüdische Konkubine hatte), wenn sich das Volk nicht dagegen empört hätte. Tertullian berichtet vom Judentum als von einer privilegierten Religion (was schon auf großen geschäftlichen Einfluß hinweist), Caracalla war den Juden günstig gesinnt. Er und die übrigen Herrscher hatten aber später oft gegen das empörte Volk anzukämpfen, wobei Klagen über das durchs jüdische Gesetz geforderte gewaltsame Beschneiden der nichtjüdischen Sklaven und der Wucher eine große Rolle spielten.

Derselbe Streit zieht sich durch das altchristliche Rom und durch das Rom der Päpste. Genau dasselbe wiederholte sich aber in allen anderen Ländern.

In Portugal z. B. genossen die Juden, als „Volk der Bibel“, nicht nur gleiche Rechte, sondern sogar Vorrechte. Sie hatten nicht nur ihre eigene Gerichtsbarkeit, sondern ihre Aussagen galten mehr als die der Eingeborenen; sie waren verschiedener Steuerlasten enthoben, die diese zu tragen hatten; sie durften wegen Geldangelegenheiten nicht verhaftet werden! Dieses Recht stand sonst nur dem Hochadel zu. Ein König (Diniz) versuchte (1279) sie durch Gesetze festhaft zu machen und zu Wein- und Ackerbau anzuhalten. Umsonst, die Sklavenhändler (schon damals ein Haupterwerbsstand der Juden), die Wechsler, der jüdische Finanzminister Juda verstanden es, alle genannten Versuche bei ihrer Durchführung zu hintertreiben.

Genau so mißglückten in Frankreich die gleichen Anstrengungen Ludwig IX. und Louis Hutins.²⁶⁾

In Deutschland standen noch bis ins 13. und 14. Jahrhundert hinein die Handwerkszünfte den Juden offen. Die Juden haben diese Gelegenheit nicht genutzt, sondern wucherten überall, wo sie ihren Fuß hinsetzten, laufen sie die schönsten Häuser, stolzierten mit vergoldeten Degen einher und fuhrten bisweilen — aus Hohn — in vollster Gala am Sonntag auf christlichen Friedhöfen spazieren. Die Juden handelten mit Sklaven in Spanien, Portugal, Frankreich, Italien; sie hatten das Pfandleihgeschäft überall in den flinken Händen, und ihre Häuser waren die Stapelplätze für alle Diebswaren; bisweilen dienten dazu auch die Synagogen. Das Geldverleihen gegen Zins war ihr besonderes Monopol, wobei der Zinsfuß zwischen 33—120% und mehr schwankte.

In dem Punkte der Abwehr gegen den Juden verband sich das Soziale mit dem Sittlichen. Wenn es auch in jedem Volke genug Gauner und Diebe gab, so waren doch alle Bürger in ihrer Verurteilung einig. Aber gerade die Halunken erfreuten sich (als Kunden) des besonderen Wohlwollens seitens aller Juden. Gegen diese grundsätzliche Entsittlichung des Volkes, die Diebstahl, Kirchenraub usw. zu einem vorteilhaften Beruf machten (da der Jude, und nur er allein für gestohlene Sachen nicht haftbar gemacht werden konnte, z. B. laut Goslarer Recht), erhoben sich die besten Männer aller Völker vom Bischof Agobert von Lyon bis Martin Luther in seinem Werke: „Von den Juden und ihren Lügen“. Der Kampf gegen den jüdischen Geist war überall als sittliche Notwendigkeit erfaßt worden als Kampf gegen ein das Volk zersetzendes, im Juden verkörpertes Prinzip.

Zu diesen Seiten der Judenfrage gesellten sich überall auch politische Momente. Durch alle Welt zerstreut und doch unauflöslich eine Nation, haben sich die Juden nirgends als Staatsbürger, Gemeindeglieder gefühlt, sondern stets als Juden. Hier liegt der eigentliche Grund für die Entstehung des Ghettoa, das schon lange vorhanden war, ehe vorsichtige Hände die Mauern um das Judenviertel bauten. Die internationale Verbundenheit der Juden schien manchen Herrschern ein gutes Mittel zum politischen Gebrauch, deshalb wurden Juden nicht selten Gesandte und — Spione; das wußte man früher ebenso gut wie heute, nur hatte man damals den Charakter, gelegentlich auch die Folgerung daraus zu ziehen...

Und schließlich kam noch das religiöse Moment hinzu. Heute ist es dank der „humanitären“ Presse in Vergessenheit geraten, aber früher wußte man sehr genau, daß Christus im Talmud als „Surensohn“, „Bastard“, „Bileam“, „Sohn des Unzuchtieres“ usw. bezeichnet wurde; man wußte, daß sich der

Jude Christus als in tiefster Hölle liegend „mit siedendem Kot gerichtet“ vorstellte, und verbrannte deshalb seine „heiligen Bücher“.

Und hier sei gleich bemerkt, daß dieser Christusbiß bis auf heute unverändert fort dauert. Bestenfalls ist den Juden die Persönlichkeit Jesu ein Ärgernis, meistens eine Zielscheibe des Spottes und des Hohnes. Braucht es wirklich Beispiele?

Am Ende des 19. Jahrhunderts sammelten die Rabbiner die auf Christus gemünzten Zensurstellen aus dem Talmud (ihre „Perlen und Edelsteine“), verlegten neu den „Sohar“, wo Christus als „auf dem Dunghaufen begrabener toter Hund“ bezeichnet wird; der Jude Léon Schloßberg²⁶⁾ gab eine altjüdische Schmähschrift neu heraus, in der Christus als Trunkenbold, Dieb und Zurer geschildert wird, dessen Amme eine Dirne gewesen sei. Der Herausgeber empfiehlt das Werk als „wichtigen Beitrag für die Bibelkritik“ und verspricht, es in alle Kultursprachen übersetzen zu lassen. Ein Rabbi Dufchal²⁷⁾ meint, Jesus habe viel Umgang mit dem schönen Geschlecht gehabt; die „Frankfurter Zeitung“ schildert hohnvoll Christus als frechen rothaarigen, sommersprossigen, mauschelnden Judenjungen;²⁸⁾ der Rabbiner Wise (wohl der Vater des heute hochberühmten Zionisten) in Cincinnati meinte in seinem jüdischen Familienblatt,²⁹⁾ es sei „übrigens viel besser, den Christtag zu haben als die Pöden“ und bedauerte, daß die Jungfrau sich nicht „dazu verstanden hätte, uns noch einen Buben im Sommer zu beschenken, so daß wir zwei Christtage hätten“, und fügt hinzu: „Ich hätte (dazu) gerne unsere Chinesen überlassen.“

Will man noch mehr? Nun, man braucht nur ins heutige Leben zu greifen. Herr Brunner höhnt über die „Haarkräuslerin“ Maria und über den „berühmten Josephsohn“, der Herr des Berliner Theaters „Tribüne“ ließ — vermutlich um die richtige Weibestimmung zu erzielen — am ersten Weihnachtsfeiertage 1919 nackte Weiber auftreten, und der Jude Altmann vom „Kleinen Schauspielhaus“ gab am selben Tage „Die Hofe“ vom Juden Sternheim. Neben einer verlorenen Damenhose wird dort über die „heilige Katholische Kirche“ gesprochen, und das Wort: „Heute noch sollst du mit mir im Paradiese sein“ aufs — Schlafzimmer gemünzt. — Und hat noch niemand daraufhin die internationalen Blätter angesehen, wo, wie etwa im „Berliner Tageblatt“, vom „Opfern der Vernunft auf dem Altar“, oder in der „Münchener Post“ von „christlichen Vorurteilen“ Wagners oder in der „Frankfurter Zeitung“ noch 1921 von der „Grabesäule“, die nach Maria Verkündigung in ihren Kleidern gesteckt habe, gesprochen wird?

Der jüdische Charakter ist unveränderlich durch alle Jahrhunderte hindurch geblieben. Fallen die Schranken bürgerlichen Lebens einmal, so tritt uns daselbe Wesen entgegen wie vor 3000 Jahren.

Zwar ist nicht anzunehmen, daß unsere Revolutions- und Börsenspekulanten alle den Schulchan-Aruch kennen, aber sie befolgen ihn trotzdem wortwörtlich. „Joseph in Ägypten“ und Rathenau sind Seelenverwandte; von den Egibi Brüdern über Don Juda geht ein gerader Weg zu Jakob Schiff und den Gebrüdern Rothschild. Trotzky-Braunstein, Sinowjew-Apfelbaum sind die wiedererstandenen Sänger des „Den besten unter den Heiden töte ich“ (Meschilta 32b); der geile und boshafte und sterile Heime ist die Auferstehung des Juda ben Salomon al-Charisi, oder des schlüpfrigen Immanuel ben Selomoh, eines jüdischen Dichters aus der Frührenaissance...

In fast allen Ländern waren die Juden einmal die Geldherren des Volkes. Aber überall folgte dann — durch ihre satanische Unmäßigkeit hervorgerufen — ihr plötzlicher Sturz. Heute steht das Judentum durch List, Fähigkeit, Zusammenarbeit und rücksichtslose Ausnützung aller Schwächen der jeweiligen Gastvölker aber auf einer Höhe der Macht, wie noch nie zuvor in seiner Geschichte. Dies mag beschämend für uns sein, aber es ist so.

Über Deutschland ist wenig zu sagen. Es gibt ja kein Gebiet, wo das jüdische Gold und seine Trabanten keine ausschlaggebende Rolle spielten. Der Geldmarkt Berlins liegt in der Hand von 280 jüdischen Bank- und Wechselhäusern (u. a. Warschauer, Oppenheimer, Mendelssohn, Bleichröder, Heinemann usw.). Fast alle 100 Banken in Frankfurt a. M. sind jüdisch. In kleineren Städten haben die Juden etwa noch 400 in den Händen. Deshalb wurde Deutschland nach der „antikapitalistischen“ Revolution auf der Versailler „Friedens“konferenz von jüdischen Finanzfachmännern „vertreten“ (Warburg, Melchior, Arnhold, Nathan, Salomonssohn, Speyer, Wassermann u. a.).³⁰ Daß fast die gesamte deutsche Presse jüdisch ist, wissen die Kinder, daß die Demokraten Halbjuden und Juden als Führer haben (u. a. Schiffer, Petersen, Koch, Preuß, Wolff usw.), sollten ebenfalls alle wissen; daß die radikalen Parteien von reichen Juden geführt und bezahlt werden, fällt heute selbst dem Blödesten auf. 300 „Freiheitshelden“ aus dem Stamme Jakob ließen sich leicht aufzählen...

In keiner der „großen Demokratien des Westens“ ist es anders bestellt. Es würde zu weit führen, diese unleugbare Tatsache im einzelnen zu belegen; nur einige kurze Streiflichter hiezu:

In England verkaufte Eduard VII. Baronet- und Lordtitel jüdischen Spekulanten. Heute sitzen 12 jüdische Lords im englischen Oberhause (z. B. Rothschild, Montague, Lawson usw.). Seit 1900 hat London fünf jüdische Bürgermeister gehabt. Gesandter in New York wurde Rufus Isaacs (Lord Reading), ein Freund Lloyd Georges; dann stieg er zum Lord Oberrichter von London empor. Wenn Wilhelm II. ausgeliefert worden wäre, so hätte ein Rufus Isaacs ihn gerichtet, wie es in Deutschland die Cohn und Sinsheimer mit Hindenburg und Ludendorff zu tun versuchten; später wurde Isaacs Vizekönig von Indien. Als Herrscher sitzt eben in Palästina der Jude Herbert Samuel. Ehe er ins gelobte Land reiste, empfing ihn der König von England in besonderer Audienz und segnete ihn (den national-jüdischen Zionisten) mit den höchsten englischen Orden. Auf der Reise hielt sich Samuel eine halbe Stunde beim Papst auf und fuhr dann auf einem britischen Schlachtschiff ins „Land der Väter“.

Frankreichs Schicksal liegt seit den Juden Crémieux und Gambetta fast ganz in der Hand des jüdisch-französischen Großorient und der jüdischen Börse. Clemenceau hatte als Aufsichtsrat — man hieß das „Kabinettschef“ — bekanntlich den Juden Mandel zuerteilt erhalten, durch dessen Hände alle Staatspapiere gingen; Millerand machte seine Reisen über den Kanal stets in Begleitung seiner jüdischen Minister Isaak oder Marsal; jetzt steht ihm Paul Strauß zur Seite. Er ist übrigens Halbjude (als welchen ihn auch das Londoner „Jewish Chronicle“ ausdrücklich feiert), hat eine Jüdin (geb. Caën) zur Frau, folglich ist er schon der Ehre wert, Präsident von „Frankreich“ zu sein.

Nordamerika ist heute ein anderer Name für Israel. Der jüdische Hochgradfreimaurer Maurice Damour wurde im August 1919 vom Pariser „Journal“ ganz offen als derjenige gefeiert, dem Frankreich den Eintritt Ameri-

las in den Krieg zu verdanken habe. Die ganze Orientpolitik der Vereinigten Staaten wurde von Wilson den Zionisten Brandeis, Mat und Marshall übertragen. Die Goldausfuhr des Landes geht schon lange ausschließlich durch jüdische Hände.³¹⁾ Jacob Schiff finanzierte Japan im Kriege gegen Rußland; der „Vertreter Kaliforniens“, Herr Kahn, hat das Einwanderungsverbot für Japaner durchgesetzt (mit wessen Hilfe?). Ein neuer Konflikt liegt in der Luft. Harding hat dieselbe Politik weitergeführt, und unter seinen Gesandten sind eine ganze Reihe Juden (z. B. Lewis Einstein, Kornfeld usw.). Es vergeht kein Monat ohne eine Erklärung seinerseits über die hervorragenden Leistungen des jüdischen Volkes.

Der Führer der deutschen Finanzkommission in Versailles war der Jude Max Warburg: als „amerikanische“ Sachverständige bereisten seine Brüder Selig und Paul Warburg das Deutsche Reich; und ein vierter Warburg, ein Professor, ist Mitglied des engeren Großen Aktionskomitees des Zionismus mit dem Sitz in London. Ein trauriges Symbol unserer heutigen Zeit! In Genua saßen von 33 Sachverständigen 12 Juden, alle geführt vom „Kandidaten des Auslandes“ Walter Rathenau.

Daß der ganze „russische“ Bolschewismus unter jüdischer Leitung steht, ist bekannt. Ende 1919 waren (nach dem unverdächtigen Korrespondenten der „Times“) von 380 Volkskommissaren 300 Juden. Anfang 1920 meldeten russische Quellen, daß von 457 Kommissaren 422 Juden seien. Das Verhältnis ist bis auf heute dasselbe geblieben. „Jews in Russia“ stellte 1921 von 550 Kommissaren 447 Juden namentlich fest.

Viele harmlose Deutsche wollen nicht begreifen, daß die „Proletariat“- und „Kapitalisten“-führer zusammen gleiche, und zwar jüdische Ziele verfolgen könnten. Diese Leute haben mit geschlossenen Augen und schlafender Vernunft dahingelebt. Die Generalprobe zur Weltrevolution, die Kommune von 1871, war von den Rothschilds und dem jüdischen Bankier Simon Deutsch geführt und finanziert worden. Marx gab dazu aus London seinen Beifall. — Die jüdisch geleitete Sozialdemokratie Deutschlands stimmte seinerzeit gegen die Besteuerung der Börse, gegen Steuern auf Luxusgegenstände, sogar gegen die eingebrachten Wuchergesetze; sie entsandte zur Bankenquete 1908 den jüdischen Großkapitalisten Paul Singer;³²⁾ Leopold Sonnemann fing August Bebel mit Weingeshenten für sich ein; der Sozialist Arons heiratete Bleichröders Tochterlein; der U.S.P.-Mann Eisner verlegte seine Bücher für das Proletariat beim millionenschweren Paul Cassirer, in dessen Salon wiederum Held Toller ständiger Gast war. Die Rothschilds, Scharff, Etienne usw. gründeten und unterstützten (vor Gericht nachgewiesen) sozialdemokratische Zeitungen; Buzzew (der alle russischen Geheimarchive durchstudiert hat) behauptet, einer der Hauptdrahtzieher des Bolschewismus sei der Sozialist, Jude und Millionär Parvus-Helphand „von Sofia, Konstantinopel, Berlin“.³³⁾ Als aber wirklich einmal ein Volk (in Südafrika) vom Kapitalismus niedergetreten wurde (um Cecil Rhodes und seinen Brillantenjuden Beit und Wernher zu weiteren Millionen zu verhelfen), da hatte die „deutsche“ Sozialdemokratie keinen Pfennig zur Verfügung. Für die Schürer der Revolution in Rußland (1905/6) aber schlugen die „deutschen“ Zeitungen die Werbetrommel, und die „verfolgten“ Juden erhielten allein von deutschen Arbeitern bare 300 000 Mark, eine für damalige Zeiten ungeheure Summe.

Und deshalb erklärt sich die Sympathie etwa der „Frankfurter Zeitung“ für das bolschewistische Moskau, und deshalb konnte die zionistische (d. h. national-jüdische) „Jüdische Rundschau“ wehmütig schreiben: „Für die jüdische Bevölkerung Rußlands würde die Überwindung des Bolschewismus ein Grauen bedeuten.“

Aber weshalb belämpft dann die Entente Moskau?

Die Entente hat den Bolschewismus nie ernstlich belämpft, sondern nur für das Verhungern und Ausbluten des russischen Volkes gesorgt. Sie rüstete den russischen General Judjenitsch zum Zuge auf Petersburg aus und „beschützte“ seine linke Flanke durch ihre Flotte. Petersburg war in Sicht — da verläßt das englische Geschwader den russischen General, fährt nach Riga und beschießt die gegen den Bolschewismus kämpfenden deutschen Truppen! Die Telegramme aber über die Einnahme Petersburgs hatten ihre Wirkung auf die Börsen der Welt ausgeübt, der Rubel stieg fast bis zum Friedenskurs, das Geschäft war erledigt, man brauchte Judjenitsch nicht mehr. Das „Journal de Genève“ nannte die ganze Sache eine „Spéculation israélite!“ Genau so erging es Koltschal, Denikin und Wrangel.³⁴⁾

In der antisemitischen „weißen“ englischen Arbeiterpartei wies Dr. Clarke am 30. September 1920 nach, daß nicht nur hinter dem „Roten Schilde“, sondern auch hinter der „Roten Fahne“ dieselbe jüdische Macht stehe. Voraussetzung zur Rettung gebe nur die vollständige Säuberung aller Parteien von allen Juden. — Und was uns betrifft: Wollen wir uns demütig der langsamen oder plötzlichen Ausplünderung durch den jüdischen Wuchergeist beugen? Wollen wir das Schmähen unseres Glaubens, das Bespeien unseres Volkstums stumm über uns ergehen lassen, oder wollen die breiten Massen deutscher Männer und Frauen den oberen Parteiflügel sprengen, der auch in den „nationalen Parteien“ sich „nicht kompromittieren“ möchte, z. T. sogar selbst jüdisch versippt ist, „vaterländische Spenden“ für seine Organisation von Juden angenommen hat und in letzter Zeit für die „nationaldeutschen“ Juden die Werbetrommel rührt?

Wenn man an der wichtigsten Frage des deutschen Lebens mit trummern Rücken vorübergeht und beiseite schiebt, um sich Unannehmlichkeiten zu ersparen oder aus „hoher Politik“, die doch nichts weiter ist, als ein jämmerliches Nachgeben, ohne das Geringste dabei zu retten, so darf man sich nicht wundern, wenn bald das ganze Land in Flammen steht.

Der Zionistenführer Weizmann sprach auf einer Versammlung zu Jerusalem Worte, die jeder Deutsche, ja jeder Europäer auswendig lernen mußte. Nach dem Referat der „Jüdischen Rundschau“ (1920 Nr. 4) lauten sie wie folgt: „Wir sagten den maßgebenden Persönlichkeiten: Wir werden in Palästina sein, ob ihr es wollt oder nicht wollt. Es ist besser für euch, uns mitzubelfen, denn sonst wird sich unsere aufbauende Kraft in eine zerstörende verwandeln, die die ganze Welt (!) in Gärung versetzen wird!“³⁵⁾

Also ein Vertreter des großkapitalistischen und nationalen Judentums (es stehen hinter dem Zionismus die Rothschilds, Warburgs, Schiffs usw.) droht ganz offen mit der jüdischen Weltrevolution, dem Bolschewismus.

In Deutschland ist die „gärende“ Kraft (gestärkt durch den Vertrag von Rapallo) in vollster Tätigkeit. Schweigen ist sinnlos geworden. Aber zum

Zusammenraffen aller Deutschen zu einer stahlharten völkischen Einheitsfront ist es vielleicht noch nicht zu spät. Geschieht es nicht, so hat keine der heute noch lebenden Generationen Aussicht, einmal wieder in einem deutschen Vaterland zu leben. u.

¹⁾ Die Entstehung des Judentums. S. 222. — ²⁾ Brief an de Lisle vom 18. Dezember 1775 und Diction. philosoph. XXX. S. 492—95 und andere Stellen. — ³⁾ Phil. der Gesch. Adrastia. — ⁴⁾ W. M. Wanderjahre; Gespr. mit Müller 25. November 1823. — ⁵⁾ Angeführt bei Erzieher zu deutscher Bildung: Sichte. — ⁶⁾ Anthropologie. Siehe weiter: „Religion innerhalb der Grenzen d. bl. Vernunft.“ — ⁷⁾ Die Sendung Moses. — ⁸⁾ Judentum in der Musik. — ⁹⁾ Parega §§ 179, 181, 182, 211 u. a. — ¹⁰⁾ Einführung in das Evangelium. Einleitung. — ¹¹⁾ Tagebuch. — ¹²⁾ Jüdische Merkwürdigkeiten (1714). — ¹³⁾ Entdecktes Judentum (1711). — ¹⁴⁾ Historische Nachrichten (1755). — ¹⁵⁾ Über die Gefährdung des Charakters der Deutschen durch die Juden (1816). — ¹⁶⁾ Über die Ansprüche der Juden (1816). — ¹⁷⁾ Deutschlands Forderungen an den Deutschen Bund (1816). — ¹⁸⁾ Moses und Jesus (1803). — ¹⁹⁾ Auch ein Sendschreiben an Herrn Friedländer (1820). — ²⁰⁾ Sprüche in Reimen. — ²¹⁾ Herzfeld: Handelsgeschichte der Juden S. 274. — ²²⁾ Alles Hierbergehörige — auf Grund von Übersetzungen judenfreundlicher Gelehrter (Wünsche, Weber u. a.) — siehe in meiner Schrift: „Unmoral im Talmud“, Deutscher Volksverlag, München. — ²³⁾ Stade: Gesch. des Volkes Israel B. I S. 422. ²⁴⁾ Die jüdischen Historiker Vogelstein-Kieger müssen es zugeben: Geschichte der Juden in Rom 1895—96 I S. 1, 10, 11 usw. — ²⁵⁾ Ich verweise hier auf alles Nähere in meiner Schrift: „Die Spur des Juden im Wandel der Zeiten.“ Deutscher Volksverl. München. — ²⁶⁾ Controverse d'un évêque. — ²⁷⁾ Literaturblatt 1877 Nr. 51. — ²⁸⁾ Stille: Der Kampf gegen das Judentum. — ²⁹⁾ „Debora“, Zum Weihnachtsfest 1880. — ³⁰⁾ Näheres bei Eberle: Die „Überwindung der Plutokratie“. — ³¹⁾ Wirth: „Die Weltgeschichte der Gegenwart“. — ³²⁾ Eberle: „Zertrümmert die Götzen.“ — ³³⁾ „Seid verflucht, ihr Völkerschwäb!“ — ³⁴⁾ Näheres in meiner Ausführung in der Wochenschrift „Auf gut deutsch“, Hoheneichen-Verlag, München 1920 Nr. 7; „München-Augsburger Abendzeitung“ Nr. 428, 476. — ³⁵⁾ Die „Jüd. R.“ 3. B., „verbittet“ es sich, daß man es ihr zumute, „fremdnationale Politik“ zu treiben (1920 Nr. 14). Für diese „deutschen Staatsbürger“ gibt es aber keine Pflichten dem Deutschen Reiche gegenüber. Deutschland muß sie also als Schädlinge seines Daseins beseitigen!

Antisemitismus.

„Nicht die Verschweigung der Gegensätze zwischen arischem und jüdischem Empfinden, wie es die liberale Partei seit jeher für klug gehalten hat, sondern die sorgfältigste Alarstellung dieser Gegensätze wird es möglich machen, daß der Antisemitismus überflüssig wird: ¹⁾ so hat es auch der tiefste Geist, den das deutsche Volk hervorgebracht hat, Richard Wagner, erkannt. Der Jude glaubt, daß man auf dem Wege des Verstandes den Sinn des Lebens ergründen könne; der Christ weiß, daß die tiefsten und wertvollsten Erkenntnisse nur durch das Herz gewonnen werden. ... Hartherzig sind die Juden nicht, aber sie sind Rationalisten. Sie lassen die Erkenntnisse des Herzens nicht als Erkenntnisse gelten, zerstören in sich und in den anderen den Glauben an einen übernatürlichen Sinn des Lebens, untergraben die Religion und werden dadurch — und nicht durch ihr oft sehr rühmenswertes privates Verhalten, zu einer furchtbaren Gefahr für alle Völker, unter denen sie leben.“

¹⁾ Moritz Rappaport in: Sozialismus, Revolution und Judenfrage. E. P. Tal & Co., Verlag, Wien (S. 23 f.).



„Land, du bist dem Tode nah.“

Von Franz v. Bodelschwingh.

Land des Rechtes, Land des Lichtes,
Land des Schwertes und Gedichtes,
Land der Freien
Und Getreuen,

Land der Adler und der Leuen,
Land, du bist dem Tode nah',
Sieh dich um, Germania!

So beginnt das ergreifende Vaterlandslied „Germania“, das ein edler deutscher Dichter, Graf Moritz von Strachwitz, uns hinterlassen hat.

Dampf in dir, o Kaiserwiege!
Gärt der Keim der Bürgerkriege,
Tausend Jungen
Sind gedungen,

Tausend Speere sind geschwungen,
Sieberträumend liegst du da,
Schüttle dich, Germania!

Welcher Art diese Jungen sind, welche gewaltige internationale Macht ihre Speere gegen uns gerichtet hat, wir wissen es wohl. Und doch setzen wir uns nicht mit einmütiger Geschlossenheit zur Wehr, den Siebertraum abschüttelnd, in den sie uns eingelullt hat!

Treffender kann der heutige Zustand des Vaterlandes nicht geschildert werden als in den Worten:

Lautes Jürnen, leises Munkeln,
Lüge, die da würgt im Dunkeln,
Zucht und Glaube,
Tief im Staube,

Und der Zweifel würgt die Taube,
Immer nein! und nimmer: ja!
Sage: ja! Germania!

Wie viele sind es denn, die heute ein entschiedenes Ja sagen, Ja, wir wollen alle Kraft zusammen nehmen, und kein Opfer soll uns zu groß sein, um den mächtigen Feind, der unser Volk dem Abgrund entgegenführt, zu bezwingen? Ach, ihre Zahl ist, so stark auch die völkische Bewegung wächst, doch immer noch viel zu klein. Kein Zweifel, auf welcher Seite der treue und hochgemute Graf Strachwitz heute stehen würde! Über den Halben und Launen und selbstsüchtig Berechnenden würde er die Geißel seines mächtigen Dichterworts schwingen wie ehemals.

Auf den Knieen bete, bete,
Daß der Herr dich nicht zertrete!
Vor dem Jaren
Der Tartaren

Er dich möge treu bewahren,
Denn Sibirien ist gar nah',
Sieh' dich um, Germania!

Wie viele sind es unter den Deutschen — von denen wir doch glauben, daß sie nach wie vor eine religiöse Mission in der Welt haben —, die heute noch rechtschaffen beten können? Unter dem Geiste eines von den Fremdlingen zielbewußt geförderten Materialismus ist ihre Zahl immer kleiner geworden. Einen Jaren zwar haben wir nicht mehr zu fürchten, aber einen anderen Feind aus dem Osten, der uns viel gefährlicher bedroht als je ein Jar es gekonnt hätte. Und dennoch raffen wir uns nicht auf, und lassen uns einen Außenminister undeutschen Blutes gefallen, der nach seinen eigenen Worten Deutschlands Sieg nicht wünschte. Kann ein vernunftbegabter Mensch glauben, daß ihm unser Wiederaufstieg am Herzen liegt? Aber niemand steht im Reichstag auf, der gegen solche Ungeheuerlichkeit Einspruch erhebt.

Daß dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt du der Weltenblüte.
Völkerwehre,
Stern der Ehre,

Daß du strahlst von Meer zu Meere,
Und dein Wort sei fern und nah',
Und dein Schwert, Germania!

Ja, daß es dahin wieder komme, das sei unser Ziel. Dafür wollen wir beten und handeln. Damit dienen wir nicht nur uns, sondern der ganzen Welt, ihrer Wohlfahrt, ihrem Frieden. Auch ihr helfen wir dann, sich von denen zu befreien, die heute ihre wahren Herrscher sind. An ihre Art und ihren alles durchdringenden Einfluß erinnert das Gedicht „Unmut“:

So endlos ist kein Wasser nicht,
So dicht kein Waldgeflecht,
Man findet drin ein Gaunergeficht,
In das man spucken möchte.

Hat darum sieben Tage Müß'
Einem Gott gelobt die Erde,
Damit sie für Lump und Kompanie
Eine Aktienbörse werde?

Mittelwege, auch „taktische Erwägungen“ genannt, führen nicht zum Ziel. Von ihnen sagt unser Dichter:

Das ist die Pest des edlen Blutes,
Der Hemmschub für das Rad der Zeit,
Das ist der Tod des freien Mutes
In Rat und Tat, in Fried und Streit.

Du Mittelweg für Schuft und Memmen,
Du Schlupfloch jeder feigen Blöße,
Wann wird dich endlich niederschwemmen
Der Alpenstrom der Kraft und Größe?

Darum fort mit allem Kleinmut, wie er den Mann besetzt, der, an ein Hünengrab gelehnt, zu dem in den Lüften kreisenden, den Geist des in jenes hinabgesenkten Vaterlandes darstellenden Adler spricht:

Und kreise du am Himmelrand
Viel tausend Jahre noch,
Sie halten dich bei uns zu Land
Für eine Krähe doch.

Wohl schwebt' auch ich einst hoch genug
Und ward verkannt, verhöhnt,
Da hab ich mir den Sonnenflug
Für immer abgewöhnt.

Hier sieht man, was zur Sonne strebt,
Für Dobl' und Raben an,
Und was bei uns im Aase gräbt
Heißt Adler oder Schwan.

Hier stehen will ich stumm und still,
Und sterben auf dem Stein,
Dann scharrt man mich, wenns enden will,
Vielleicht daneben ein.

Du, komm herab zu dieser Gruft
Und stirb allhier, wie ich,
Da droben in der deutschen Luft,
Da ist nicht Raum für dich!

Nein, wir dürfen auf den Sonnenflug nicht verzichten; wir müssen wieder Raum schaffen für deutschen Vaterlandsgeist und deutsche Größe. Wir können es, wenn wir es mit dem glutvollen patriotischen Herzen eines Strachwitz wahrhaft wollen.

Warum sie Bolschewisten sind.

„Als einzige Kraft, die das Bestehende gründlich umwälzen und jegliche Unterdrückung, jede gesetzliche und soziale Ungleichheit beseitigen muß, wenn sie sich befreien will, bleibt das Proletariat übrig. Nur noch das siegreiche Proletariat kann dem Judentum volle Emanzipation bringen, an seinem Siege ist das gesamte Judentum interessiert, soweit es nicht am Kapitalismus hängt.“

K. Kautsky: Rasse und Judentum, Verlag J. S. W. Dietz Nachf., G. m. b. H., Stuttgart (Seite 92).



Vom Einmaleins der Vererbung.

Von Eduard von Stadelberg.

(Schluß.)

II.

Nun zum dritten und wichtigsten Fall, von dem die Mendelsche Forschung ihren Ausgang genommen hat und der auch uns schon in die Bedeutung der Vererbungsgeetze eingeführt hat und uns nun den Sinn der Formelrechnung erkennen läßt, zumal die ersten beiden „Gesetze“ so einfach waren, daß der Zweck der bisherigen Rechnung nur die Einführung der schematischen Behandlung war:

Eltern: $Aa \times Aa$

Nachzucht:

also $p_1 = 1 \quad 2_1 = 1$ daraus: $F_2 = (A + a)(A + a) = AA + 2Aa + aa$
 $m_1 = 1 \quad n_1 = 1$

Nithin: drittes Gesetz: Aufspaltung in der Nachkommenschaft zweier gleicher Bastarde. Die unmittelbaren Nachkommen zweier wesensgleicher Mischlinge sind untereinander verschieden und nur zum Teil mit den Eltern wesensgleich: $\frac{1}{4}$ der Nachzucht ist reinerbig wie der Großvater, $\frac{1}{4}$ reinerbig wie die Großmutter und $\frac{2}{4}$ spalterbig wie die beiden Eltern. (Da die Eltern selbst als Nachzucht einer Kreuzung aufgefaßt werden können, also als eine F_1 -Generation, so ist ihre Nachzucht als „zweite Filialgeneration“ mit F_2 summarisch zu bezeichnen.)

Nun noch ein vierter Fall, der zu den einfachsten Anwendungen der allgemeinen Formel gehört. Auch diesmal nur eine väterliche und eine mütterliche Formel:

Eltern $AA \times Aa$

Nachzucht:

also $p_1 = 2 \quad m_1 = 1 \quad n_1 = 1 \quad F_1 = 2A(A + a) = 2AA + 2Aa$

Viertes Gesetz: Rückkreuzung. Bei der Paarung eines mischerbigen mit einem reinerbigen Parents sind die unmittelbaren Nachkommen untereinander ebenso ungleich wie die Eltern und beide Typen werden in gleicher Zahl erzeugt.

Daselbe gilt natürlich für die Paarung $Aa \times aa$ Nachzucht $(A + a) \cdot 2a = 2Aa + 2aa$. Auch hier ist die folgende Generation gleich der vorhergehenden.

Vergegenwärtigen wir uns, um von den nur durch Formeln zu fassenden Erbbildern wieder ins Gebiet des Anschaulichen zurückzukehren, was wir denn eigentlich unter dem Walten dieser vier einfachsten Grundgesetze zu sehen belämen, wenn es sich etwa um schwarze und weiße Mäuse handelte: einmal unter der Voraussetzung, daß die Mischlinge als grau äußerlich kenntlich wären und das andere Mal, wenn ihr Dunkelgrau dem Schwarz gleichläme:

Eltern		Nachzucht	Nachzucht
		falls Aa grau ist	falls Aa schwarz ist
I. Keinzucht . .	beide schwarz	alle schwarz	alle schwarz (und echt)
oder	beide weiß	alle weiß	alle weiß
II. Kreuzung . .	schw. u. weiß	alle grau	alle schwarz (unecht)
III. Aufspaltung .	beide grau	$\frac{1}{4}$ weiß $\frac{1}{2}$ grau	$\frac{1}{4}$ weiß
oder			
(Bastardkreuzung)	(beide schwarz)		$\frac{1}{4}$ schwarz $\frac{1}{4}$ weiß
IV. Rückkreuzung .	schw. u. grau	$\frac{1}{2}$ schw. $\frac{1}{2}$ grau	alle schwarz
	(od. schw. u. schw.)	$\xrightarrow{\hspace{1cm}}$	
	weiß u. grau	$\frac{1}{2}$ weiß $\frac{1}{2}$ grau	
	(od. weiß u. schw.)	$\xrightarrow{\hspace{1cm}}$	$\frac{1}{2}$ schwarz $\frac{1}{2}$ weiß.

Solange wir Erbbild vom Erscheinungsbild (reinblütig-schwarze von spalterbig-schwarzen) nicht zu unterscheiden wußten, mußte uns der Anblick im allgemeinen ein ganz unsicheres Bild geben: Sind beide Eltern gleichfarbig, so scheinen die Nachkommen ihnen meist zu folgen und zwar immer bei weißen Eltern, — oft bei schwarzen, aber niemals bei grauen. Sind die Eltern aber verschiedenfarbig, so können die Nachkommen bald alle grau, bald alle schwarz sein oder zur Hälfte nach dem Vater, zur Hälfte nach der Mutter fallen.

Alle diese Erscheinungen sind an sich nicht auffallend, verraten noch nicht ein einfaches Gesetz, das ihnen zugrunde liegt: mit Ausnahme der bei manchen Paarungen zutage tretenden einfachen Zahlenverhältnisse 1:2:1 oder 3:1.

Dieses einfache Zahlengesetz ist dann auch gewissermaßen die Stirnlocke gewesen, die die versteckte Gestalt verraten hat: nun steht das Ganze harmonisch vor uns, weil Gregor Mendel durch diese ganzen Zahlen auf ein verborgenes Geheimnis aufmerksam wurde.

Dieses dritte Gesetz, das uns die Ausspaltung der Bastardnachkommen in alle drei möglichen Typen vorführt: $F_2 = AA + 2Aa + aa$, muß auch jeden, dem die Anfangsgründe der Algebra im Gedächtnis geblieben sind, an den einfachsten Fall des binomischen Lehrsatzes erinnern $(a + b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$.

Und wer ein wenig Wahrscheinlichkeitsrechnung getrieben hat, dem wird der Zusammenhang zwischen den Koeffizienten des Binomialsatzes und der Formeln der Variationsrechnung ins Gedächtnis gerufen.

Das Ausspaltungsgesetz zeigt uns am besten, wie sich aus den Erbformeln der beiden Eltern (Aa und Aa) durch die einfache Umformung dieser Produkte zweier Faktoren in die Binome $(A + a)$ und $(A + a)$ der Bestand der unmittelbaren Nachkommenschaft als algebraisches Produkt ergibt, das wir mit vollem Recht auch $A^2 + 2Aa + a^2$ schreiben könnten, wenn wir nicht uns an die übliche Form der Erbfaktorenformeln: $Aa + 2Aa + aa$ halten wollten. Und zwar erscheint hier die Formel der Nachzucht als quadratischer Ausdruck, wie immer, wenn die väterlichen und die mütterlichen Erbformeln gleich sind.

Jetzt können wir gewiß einen Schritt weitergehen und zusehen, wie sich die Ausspaltung bei zwei auseinandergehenden Erbeinheiten vollzieht. Zunächst nehmen wir als Ausgangsgeneration die Eltern: $AA BB$ und $aa bb$. Wir lösen die Faktorenprodukte in Binome auf oder verfahren nach der allgemeinen Formel ($p_1 = 2, p_2 = 2, m_1 = 2, n_2 = 2$) und haben $2A \cdot 2B \times 2a \cdot 2b = 16. Aa Bb$ als F_1 -Generation: wieder sind alle Bastarde unter sich völlig gleich, d. h. es gibt nur einen Typus als Nachzucht und zwar ist es ein dihybrider (doppelt spalterbig). Dieser Mischling mit einem ihm gleichen gepaart $Aa Bb \# Aa Bb$ ergibt: $(A + a)(B + b) \times (A + a)(B + b)$ oder $(A + a)^2 (B + b)^2 = AA BB + AA bb + aa BB + aa bb + 2AA Bb + 2Aabb + 2AaBB + 2aaBb + 4AaBb$.

Also auch hier — vollständige Ausspaltung in alle Möglichkeiten, die überhaupt bei zwei Erbeinheiten auftreten können: 4 reinerbige Formen, darunter zwei gleich den Großeltern und zwei neue; 4 einfach spalterbige (monohybride), davon jede doppelt so zahlreich vertreten, wie jede der reinerbigen Formen, und endlich — viermal so stark vertreten — die doppelt-spalterbige Mischlingsform der beiden Erzeuger ($Aa Bb$).

Gewiß — eine sehr bunte Kinderstube. Von 16 Erzeugten, die in der Formel auftreten, sind 4 (also $\frac{1}{4}$ von allen) ihren Eltern gefolgt, während die übrigen $\frac{3}{4}$ der Nachzucht sich auf 8 verschiedene Typen verteilen.

Da aber häufig in beiden Erbinheiten gleichzeitig Überdeckung (Dominanz) stattfindet, so ist der nach außen wahrnehmbare Formenreichtum viel geringer: Überwiegt der Erbteil schwarz über weiß und lang über kurz, so ist das Bastardpaar selbst nicht grau-mittellang, sondern schwarz-lang, äußerlich entsprechen also beide dem Typus der Vorfahren AA BB.

Und unter ihren 16 Nachkommen gehören zum selben Typus $1 \times AABB$ $2 \times AaBB$ $2 \times AABb$ und $4 \times AaBb$ also 9. Zum Typus AAbb (schwarz-kurz) gehören von den Nachkommen $1 \times AAbb$ und $2 \times Aabb$ also 3. Zum Typus aaBB (weiß-lang) $1 \times aaBB$ und $2 \times aaBb$ also 3. Und zum Typus aabb (weiß-kurz) nur 1. Statt des wirklichen Zahlenverhältnisses der verschiedenen „herausgemendelten“ Erbformeln von $4:2:2:2:2:1:1:1:1$ erhalten wir das sichtbare Verhältnis $9:3:3:1$.

Auch diese in die Augen fallende Gesetzmäßigkeit hat dazu beigetragen, die Erbbilder hinter den Erscheinungsgebilden herausfinden zu lassen.

Wir können uns nun der Frage zuwenden, was mit der vielgestaltigen Nachkommenschaft eines Bastardpaares in der weiteren Folge des Geschlechtes geschieht.

Hier sind zwei Fälle voneinander zu unterscheiden: Inzucht oder Mischzucht (Panmixie).

Erstere ist die Ausnahme. In der Natur tritt sie bei Selbstbefruchtung auf und muß dann zur Folge haben, daß die anfänglich nicht stark vertretenen reinblütigen Formen — allerdings in allen möglichen Zusammenstellungen der Erbinheiten — in reinen Linien weiterleben, während die vielen Bastardformen immer weiter aufspalten, so daß nur ein Teil ihrer Nachkommen den mischblütigen Stamm weiter erhält, andere Teile jeder Generation aber zu den reinblütigen Sippen überlaufen. Diese werden dadurch ständig verstärkt, während die Mischformen mehr und mehr zurücksinken und schließlich vom Schauplatz verschwinden. Alles das setzt dabei immer voraus, daß an sich alle Formen gleich lebensfähig, gleich zeugungsfähig und in keiner Weise eins von dem anderen benachteiligt sind.

Die Inzucht fördert also an sich die reinen Linien und schwächt die spalterbigen. Darum gelingt es auch leicht, etwa aus einem Weizengemisch — der Weizen ist Selbstbefruchter — reine Zuchtstämme herauszuzüchten und rein zu erhalten.

Im großen ganzen waltet aber wahllose Vermischung (Panmixie) vor und gibt uns folgendes Bild:

Aus wenigen gegebenen Formen entsteht in der F_1 -Generation zunächst ein unbeständiges Geschlecht. Ist es zahlreich genug, so daß nicht etwa ein Mangel an Weibchen oder an Männchen die Rechnung stören kann, so tritt in der F_2 -Generation eine neue Verteilung auf: alle möglichen Zusammenstellungen reinerbiger und spalterbiger Formen erscheinen und zwar im allgemeinen so, daß die vollständig hybride Form, die in allen Erbinheiten spalterbig ist, $AaBbCcDd\dots$, am häufigsten auftritt, und die ganz reinerbigen Formen am seltensten. Die aus einer solchen allgemeinen Vermischung entstandene Population hängt in ihrer Zusammensetzung in erster Linie vom Ausgangsbestand ab. Sie wechselt das Zahlenverhältnis, in dem die einzelnen Formen zueinander stehen, nur infolge von Zuführung neuer Einzelwesen, Ausmerzung vorhandener oder Begünstigung und Beschränkung einzelner Formen in der Beteiligung an der Bildung der Nachzucht.

Sind diese „Ungerechtigkeiten“ im großen ganzen ausgeschaltet, so gleichen sich bei genügend großen Herden, Stämmen, Populationen die kleinen Zufälligkeiten aus und das „Gametenverhältnis“ bleibt, wie es nach der ersten Vermischung in der F_2 -Generation war.

Es läßt sich zeigen, daß dieses schon für die erste Gesellschaft, die in Panmixie eintritt, gilt, wenn von vornherein das Gametenverhältnis der Ausgangsformeln für die männlichen und weiblichen Wesen daselbe war, d. h. wenn $p_1 : e_1 : p_2 : e_2 : \dots = m_1 : n_1 : m_2 : n_2 : \dots$

Es läßt sich ferner zeigen, daß auch das Zahlenverhältnis der reinerbigen, einfach-doppelt und mehrfach mischblütigen Einzelwesen ein für allemal erhalten bleibt, wenn einmal ein gewisser Gleichgewichtszustand eingetreten ist. Für ein Merkmal ist dieser bleibende Zustand gegeben, wenn sich die Zahlen für die vorhandenen AA, Aa, aa, die wir x, y und z nennen wollen, der Gleichung genügen $y^2 = 4xy$.

Setzen wir auf eine mausfreie Insel 100 homozygotisch schwarze (AA) und 10 ebenfalls reinerbige weiße Mäuse (aa) aus, so ist dieser Bedingung offenbar nicht genügt, da die Mischblüter Aa völlig fehlen.

Sind beide Geschlechter unter den weißen und schwarzen gleich stark vertreten (50:50 und 5:5), so haben wir den Ansatz: $(100A + 10a) \times (100A + 10a) = 10^2 (100AA + 20Aa + aa)$. Aus dem gegebenen Verhältnis der Formen 100:0:10 ist nun 100:20:1 geworden. Die Verhältniszahl der Gameten war vor der Vermischung aller mit allen 200:20 und ist in der neuen Zusammensetzung $(200 + 20) : (20 + 2)$ also ebenfalls 10:1.

Eine solche Formel zeigt uns, daß bei beträchtlichem Vorwiegen eines Erbteiles (A) im Anfangsbestande gegenüber dem anderen (a), dieser letztere (sofern die Menge des ganzen Bestandes nicht anwächst, sondern durch äußere Umstände auf gleicher Zahl erhalten wird) gar nicht sichtbar in Erscheinung zu treten braucht, sondern nur in Mischblütern fortleben kann: wir waren von 100 schwarzen und 10 weißen Stammeltern ausgegangen und fanden, daß in ihrer Nachzucht ständig auf 100 schwarze 20 graue und bloß ein weißes im Durchschnitt der Jahre vorhanden sein wird.

Verschwundet zufällig dieses eine weiße im nächsten Jahr, so wird im darauffolgenden — wenn wir der Einfachheit wegen eine jährliche Erneuerung des Bestandes wie bei einjährigen Pflanzen voraussetzen — sich ein Bestand aus den 100 schwarzen (AA) und 20 grauen (Aa) ergeben ¹⁾ gemäß dem Ansatz: $(50AA + 10Aa) \# (50AA + 10Aa) = (110A + 10a) \times (110A + 10a) = (11A + a)^2 = 10^2 (121AA + 22Aa + aa)$.

Also nicht viel anders als früher. Und wenn auch gleichzeitig 10 schwarze und 2 graue eingegangen wären, so ist alles wie es war. Daher werden auf unserer Insel unter etwa 100 schwarzen Mäusen gegen 20 graue vorhanden sein und in manchen Jahren 1 bis 2 weiße, in manchen auch gar keine.

Besetzen wir nun eine andere Insel mit 100 (echt) schwarzen und einer weißen Maus, so wird sich eine ständige Population von $(100A + a)^2 = 10\,000A + 200Aa + aa$ bilden. Das ergibt auf 100 schwarze nur 2 graue und $\frac{1}{100}$ weißes, d. h. wir werden alle 100 Jahre etwa eine weiße Maus auf der Insel erscheinen sehen.

¹⁾ Bei Panmixie unter zahlreichen Einzelwesen kann die Verteilung auf die beiden Geschlechter als gleichmäßig angenommen werden: $P_2 = (xA + ya)^2$.

Ein solches Ereignis muß besonders auffallend sein, wenn wir es mit dominanten und rezessiven Erbteilen zu tun haben, wenn also die grauen Mäuse äußerlich von den schwarzen nicht zu unterscheiden sind. Dann hätten wir zwei mausbewohnte Inseln nebeneinander: auf jeder wären etwa 100 schwarze Tiere; beide „Rassen“ würden uns ganz gleichartig erscheinen und doch hat die eine die Eigenschaft, 20% Mischerbige zu enthalten und die andere bloß 2%. Und sichtbar zutage treten würde, daß die eine Insel eine weiße Variation aufweist, während die andere scheinbar zu „Mutationen“ neigt.

Es könnten sich zwei Bevölkerungen durch solche rezessive Einschlüsse derart unterscheiden, daß sich bei der einen eine Krankheit, oder ein bestimmter Verbrechertypus 100 mal öfter zeigt wie bei der anderen — bloß weil die Rassensmischung von vornherein 10 mal mehr vom einen wie vom anderen reinblütigen Typus enthalten hatte.

Wir sehen, daß solch ein prozentischer Einschlag in der Ausgangsgeneration nicht vorübergehend, sondern dauernd, und nicht einfach, sondern in seiner zweiten Potenz ins Gewicht fällt.¹⁾

Wesentlicher ist die daraus gewonnene Anschauung — die sich auch auf mehrere Erbeinheiten übertragen läßt —, daß mit dem Gametenverhältnis (im Beispiel 100 A : 10 a) die Zusammensetzung der nächsten Generationen fest bestimmt ist.

Um eine Mischbevölkerung oder Population völlig eindeutig in ihrer dauernden Sippenzusammensetzung zahlenmäßig darzustellen, brauchen wir nicht für jede der vielen mischblütigen und reinen Formen die Besatzzahlen einzeln niederzuschreiben, wohl aber müssen wir die Zahlen der einzelnen Erbfaktoren kennen. Es ist gleichgültig, ob 100 graue + 100 weiße Mäuse, oder 50 schwarze und 150 weiße, oder endlich 25 schwarze, 50 graue und 125 weiße vorhanden sind: in allen diesen Fällen ist das Gametenverhältnis 100 A : 300 a und die dauernde Population $100^2 (A + 3a)^2 = 100^2 (AA + 6Aa + 9aa)$ also etwa 12:75:112 bei einem Bestande von nicht über 200).

Wir können diese Population ihrem Gametenverhältnis entsprechend bezeichnen durch $A_1 a_3$.

Und mögen noch so viel Erbeinheiten zu beachten sein, so würde, falls wir sie genau kennen, für jedes Volk, jede Herde oder jede Population eine Formel genügen von folgender Art: $A_{x_1} a_{x_2} B_{x_3} b_{x_4} C_{x_5} c_{x_6} \dots$ also sehr ähnlich, wie wir für das Einzelwesen die Erbformel angesetzt hatten.

Doch gilt für das Einzelwesen, daß nur die Formen AA aa und Aa für jede Erbeinheit in Betracht zu ziehen sind, so daß als Koeffizienten $x_1, x_2, x_3 \dots$ nur die Werte 0, 1 und 2 vorkommen können.

Für die „Charakterformel“ einer Population gilt diese Einschränkung aber nicht.

Welches Bild würde uns z. B. ein Mäuseläfig geben, dessen Bestand der Formel $A_{100} a_1 B_{100} b_2 C_{100} c_3$ entspräche? Wie auch der Ausgangsbestand auf verschiedene homozygotische (reinerbige) und heterozygotische (spalterbige) Formen verteilt haben mag, — der Endbestand oder Dauerbestand muß sich aus der Formel $= (100A + a)^2 (100B + 2b)^2 (100C + 3c)^2$ ergeben. Soll der Gesamtbestand dabei nicht viel über 100 Stück anwachsen,

¹⁾ Dieses gilt, wenn man nur eine reine Form, etwa aa für sich als Bruchteil des ganzen Gemenges in Betracht zu ziehen hat. Mit Berücksichtigung der auch in den Mischblütigen enthaltenen Erbteile a bleibt jedoch das Gametenverhältnis A:a unverändert.

so können wir die weniger zahlreichen Formen vernachlässigen und finden (nach Division mit 100^5) $F_2 = 100 \cdot A A B B C C + 6 \cdot A A B B C c + 4 \cdot A A B b C C + 2 \cdot A a B B C C + 10 \cdot A A B B c c + 4 \cdot A A b b C C + a a B B C C + \dots$

Sind auch hier die Erbfaktoren ABC dominant, so wird wiederum in der Regel die ganze Bevölkerung scheinbar dem reinblütigen Typus der voranstehenden Form entsprechen. Es sind aber darunter etwa 6%, 4% und 2% Mischlinge verschiedener Art vorhanden und die könnten untereinander gepaart im Lauf der Zeit einzelne reine Vertreter der drei rezessiven Formen herausmenden lassen — wie sie in der Klammer angedeutet sind. Und zwar würden (bei jährlicher Generationsfolge) im Lauf von 100 Jahren etwa 9 mal die Form cc sichtbar werden, 4 mal die Form bb und einmal aa.

Zwar sind wir weit entfernt, für irgendwelche Rassen die Populationsformeln wirklich ansetzen zu können. Auch ist zu berücksichtigen, daß bei den in der Natur vorkommenden Herden und Stämmen meist eine beständige Blutzufuhr von anderer Sippschaft stattfindet — wodurch das Gametenverhältnis sich verschiebt — und daß die gezüchteten Rassen bei ihrer mehrjährigen Generationsfolge und geringer Vermehrungsfähigkeit nur sehr langsam aus dem gegebenen Anfangsbestand in den Dauerbestand übergehen.

Und doch ist es von Wert, sich ein Bild davon zu machen, welcher Art die mathematische Abhängigkeit der Zusammensetzung einer Population von den Rasseeigentümlichkeiten (Erbbildern) der Vorfahren sein kann.

Blicken wir zunächst auf das bunte Bild, das uns das Einmaleins der Erbfaktoren entrollt. Das Einzelwesen erscheint uns vom höheren Gesichtspunkt des Zuchtwertes, der die weite Folge der kommenden Geschlechter bestimmt, nicht im vergänglichem Erscheinungsbild, nicht in dem was es tut und erträgt, als in seinem innersten Werte bestimmt — sondern durch sein Erbbild, das wir als buntes Mosaik von Erbanlagen unzerstörbarer Art zu erklären bestrebt sein müssen.

Und eine zusammenhängende Masse von Einzelwesen, die im commercium conubinum miteinander stehen, — also auch ein Volk, eine Rasse — auch sie hat ihr Erscheinungsbild, das trügen kann, und dahinter verborgen ihren erblichen Charakter — auch ein Mosaik von Erbanlagen, die darin stecken.

Welche Erbanlagen gut und welche böse sind, darüber sagen uns unsere Formeln nichts.

Wohl aber verraten sie uns, welche Stämme „Charakter“ haben und welche nicht, — die einen weisen eine konstante Vererbung auf oder eine wenig und selten aus der Art schlagende Nachzucht und die anderen sind unzuverlässig: sie „menden“ und spalten auf. Erstere entsprechen den Formen, wie etwa AA bb CC dd — sie treten im Gewirr der F_2 -Generationen am seltensten auf. Die „Charakterlosen“ entsprechen entweder der Form Aa Bb Cc Dd oder den gemischt rein- und spalterbigen Formen und sind für eine planmäßige Zucht die wertlosesten wegen ihres ungleichen Nachwuchses.

Wollen wir irgendwie zu den Problemen Stellung nehmen, die eine Gesamtheit — ein Volk, eine Rasse, eine Herde — betreffen, so können wir es grundsätzlich in zwiefacher Weise tun: entweder wir haben die bloße Forderung des Tages im Auge — dann leben wir „aus der Hand in den Mund“, treiben Raubbau, indem wir von dem Vorgefundenen zehren und sind somit — ob freiwillig, ob notgedrungen — auf einer niederen Stufe mit dem beschränkten Horizont der unmittelbaren Gegenwart. — Oder wir denken und handeln, als ob unsere eigene Lebensdauer unbegrenzt wäre, wir sorgen für die

Zukunft und trachten nach Verbesserung und Veredelung bewußt oder auch unbewußt im Banne ungeschriebener Sittengesetze — dann erst sind wir auf höherer Warte wirklicher Kulturmenschen.

Von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir die Fülle der biologischen Erkenntnisse in unser Leben und Denken hereintragen und insonderheit die Vererbungsstatsachen in ihrer ganzen Tragweite zur Richtschnur unseres politischen und sozialen Denkens nehmen.

Tun wir das, so können wir nicht in der Zeitströmung verharren, die noch vom Zeitalter der anorganischen Naturbetrachtung her tief in den Anschauungen eines fatalistischen Geschehenlassens drinsteckt: die leblose Natur allerdings treibt unerbittlich einem Ausgleich aller Spannungen entgegen, die Energien zerstreuen sich, die Stoffe vermischen sich, bis alles zu einem kalten Staube im Weltall zerfließt.

Folgen wir aber der biologischen Naturbetrachtung, so sehen wir in allem blühenden Leben planmäßigen Aufbau der Einzelwesen aus Keimen und Zellen, Wachstum und zunehmende Mannigfaltigkeit im Gegensatz zu dieser Vermischung und Ausgleichung.

Die lebende Natur und der ihr aufmerksam folgende Züchter schafft Neues, verstärkt die Gegensätze, sondert das sich vermischende — bevorzugt den Charakter vor dem gemeinen Durchschnittstypus.

Die mechanistische Anschauungsweise des 19. Jahrhunderts hat uns als Gipfel aller Weisheit die Lehre von der Gleichwertigkeit aller Formen und Richtungen gebracht: im Politischen schließlich den Verzicht auf das Streben nach Macht und Geltung, im Sozialen die Überschätzung der Bedürfnisse der Massen, in der Kunst und Literatur die traditionslose Vermischung und Nachahmung der Stile aller Zeiten und Völker.

Wird es der biologischen Naturforschung beschieden sein, von ihrer Auffassung der lebenden Natur aus einen ähnlich machtvollen Einfluß auf das Geistesleben der nächsten Jahrzehnte oder Jahrhunderte auszuüben? Wird sie uns hinausführen aus dem mechanischen Ablauf und Abbau des sozialen Geschehens? Wir erleben eben noch den Abbau alles dessen, was frühere Zeiten aus dem farblosen Nichts zu bunter und machtvoller Verkörperung ihres schöpferischen Dranges emporgehoben haben. Wird es wieder eine Zeit geben, wo die Menschheit aus dem Grau der Vermischung und Verwischung herausschreiten wird zur Scheidung des Leben Wollenden vom Absterbenden, des Gesunden vom Siechen und des Massenhaften vom Seltenen?

Und welche Nation wird berufen sein, die Geister aus dem Nihilismus zuerst hinauszubringen? Dem Osten war es beschieden, die äußersten Folgerungen aus dem Gögendienst der unterschiedlosen Menschheit zu ziehen und das Beil an die letzten Hochstämme staatlichen, gesellschaftlichen und künstlerischen Emporstrebens zu legen. Wir sind ihm bisher Stufe für Stufe im Abstiege gefolgt.

Regt sich überhaupt eine andere schöpferische Macht als die des Gedankens vom Leben des Geschlechtes nach uns inmitten des zerstörenden Weltbrandes, der entfesselt ist von der Stunde an, als es hieß — der Instinkt der großen Menge soll uns Gesetz und Gebieter sein?

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 15. Mai 1922.)

1.

„Das deutsche Volk hat nicht erfasst, daß der Friedensvertrag von Versailles die vollkommene Vernichtung der deutschen Wirtschaft, die Zerreißung des deutschen Staates, die Ehrlosmachung des deutschen Volkes als Ziel hat. Das deutsche Volk hat nicht begriffen, daß der Bolschewismus den strupellos und grundsätzlich geforderten und durchgeführten Bürgerkrieg bedeutet zum Zweck der Selbstvertilgung der deutschen Nation.“¹⁾

In diesen Sätzen ist der Schlüssel zu den treibenden und bestimmenden Faktoren der Gegenwart enthalten, die auch das Schicksal Deutschlands formen. Auf der einen Seite haben wir die unheimlich zielbewußten Mächte, die im internationalen Bankens- und Börsenkapitalismus ihre Vereinigung und leitende Spitze besitzen, mit dem Bolschewismus Hand in Hand arbeiten, die Entente-Länder und die jetzige „deutsche“ Regierung in der Hand haben, auf der anderen Seite das völlig blind gehaltene, mit feigem Optimismus in seinen Untergang taumelnde deutsche Volk, das vor Parteifanatismus, Papiergeldverdienst und nacktem Daseinsegoismus den Blick für die Wirklichkeit völlig verloren hat.²⁾ Der Teil der Presse, welcher auch in Deutschland im Dienste des jüdisch-internationalen Konzerns steht — und es ist der größere Teil —, ist eifrig und mit Erfolg bemüht, zu verhindern, daß der Durchschnittsdeutsche den Blick für die Gefahren der Gegenwart wieder gewinnt. Für das Schicksal des Einzelnen ist bestimmend, was er für das Wichtigste hält. Bei den Völkern ist es ganz genau so. Wenn man den heutigen Deutschen, insbesondere den Großstädter, daraufhin betrachtet, so muß man wirklich für sein Schicksal fürchten. Unter dem Einfluß der internationalen Presse haben sich seine Gedankengänge so gewandelt, daß er nicht mehr die Fragen: wie werde ich ein vollwertiger, sittlich einwandfreier, reifer, also ein wahrhaft freier Mensch? Wie leiste ich etwas für meine Gemeinde, für mein Volk und dadurch für die Allgemeinheit? Was muß ich tun, um mein Vaterland wieder frei zu machen? — sondern daß er folgende Fragen für das Wichtigste hält: wie verdiene ich am raschesten und mühelossten? wie ziehe ich mich an, ohne gegen die Modegesetze der jüdischen Konfektionäre zu verstoßen? — Ein Volk, das derartig verflacht ist, muß notgedrungen in den ungeheuren Kärten des Daseinskampfes der Nationen, der heute mit allen grausamen Mitteln ausgefochten wird, unterliegen. Weite Schichten haben den Mut verloren, für irgendeine Überzeugung zu handeln, zu kämpfen, zu leiden; ja, nicht nur der Mut, sondern auch die Erkenntnis ist ihnen abhanden gekommen, daß freie Lebens- und Schicksalsgestaltung ohne Kampf und Opfer nicht denkbar ist. Sie lächeln daher versteckt oder offen über

¹⁾ Ernst Berg in der sehr klaren, bitterernsten Schrift „Die weltpolitischen Kräfte der Gegenwart“ (J. S. Lehmanns Verlag, München; M. 12.—). Die Gedankengänge dieses Buches sollten jedem ernsthaften Politiker vertraut sein. Der Verf.

²⁾ „Die Seele des deutschen Volkes heißt heute „Konjunkturgewinn“, sagt richtig Eugen Diederichs im Maiheft der „Tat“, jener Zeitschrift, die sich bemüht, mit neuen Worten den alten deutschen Idealismus zu leugnen — und doch wieder zu beleben.

jeden, der noch von „Überzeugung“ spricht, und halten sich ihrerseits an Diplomatie und Taktik, d. h. sie paktieren mit jedem Gesinnungslumpen und mit jedem Todfeinde, insofern sie dadurch für den Augenblick nur ihr fattes Behagen behalten. Sie übersehn, daß in jenen Schichten, die angeblich nichts zu verlieren haben, und die infolge ihrer Halbbildung und einer darauf fußenden geschickten Presse- und Parteiverbeugung die ganze heutige Welt für ein Gemisch von Raub, Betrug und Vergewaltigung ansehen, ein ganz gewaltiger Kampfes- und Opfermut steckt, der die „Taktiker“ eines schönen Tages mühelos aus dem Sattel heben wird.

Der gekennzeichnete „feige Optimismus“, der den Typus des Staatsmannes vom B-System hervorgebracht hat, und der zu guter Letzt an innerer und äußerer Verlogenheit zugrunde geht, weil er trotz überlegen tuender Worte und Gesten einfach schwach und haltlos ist, herrscht allenthalben. „Die Klasse beschränkt sich auch keineswegs etwa auf Politiker und Staatsbeamte; mehr oder weniger wiederholen sich die Erscheinungen des B-Systems in allen Kreisen, in Wissenschaft, Literatur, Kunst, Technik usw., überall mit der gleichen Art Menschen als Trägern“ sagt Hans von Liebig.¹⁾

2.

Am sinnfälligsten tritt dieser Typus natürlich in der Politik hervor, — am sinnfälligsten und am verhängnisvollsten. Wer kennt ihn nicht, den allmächtigen Herrn Parteiführer, der vom Klubfessel des Büros aus seine Allmacht walten läßt, alle geistigen Strömungen in den Zeitungen verfolgt, und dann bei öffentlichem Auftreten die jeweils vorherrschende Meinung als maßgeblich verkündet? (Man kann ihm diese bequeme Methode eigentlich nicht verargen, solange die denkfaule Wählerschaft damit zufrieden ist, die ja auf das schwört, was die Parteipresse des Herrn Parteiführers an diesem lobt. Und sie lobt immer.)

Es ist aber klar, daß ein Volk, das zwischen Bolschewismus und internationalem Kapitalismus zerrieben werden soll, andere Männer zu Führern braucht als die geschilderten Klubfessel-Taktiker. In fast allen Parteien, auch in den nationalen, führen Politiker, die unter Wilhelm II. schon ihr unheilvolles Unwesen getrieben haben. Sie haben es versäumt, auf den kommenden Krieg hinzuweisen. Sie haben es versäumt, das Volk darüber aufzuklären, daß es um Sein oder Nichtsein ging. Sie haben es versäumt, mit Erfolg zu protestieren, als ein Erzberger, ein Scheidemann zu kaiserlichen Staatssekretären ernannt wurden. Sie haben es versäumt, im November 1918 das Volk zur nationalen Verteidigung aufzurufen. Sie haben es versäumt und versäumen es noch heute, die Lebensfrage des deutschen Volkes, die Judenfrage, im Deutschen Reichstag zur Sprache zu bringen. Und da sie sich in „feigem Optimismus“ immer wieder an dieser Frage vorbeidrücken, haben sie es versäumt, dagegen zu protestieren, daß ein Rathenau mit einem Stab von jüdischen Mitarbeitern als deutscher Vertreter nach Genua ging. Es sitzen Träger bolschewistischer Gedanken — bewußt und unbewußt — in allen Parteien, denn wer nur irgendwie mit diesen Gedanken aus Taktik oder Opportunismus paktiert, zählt schon nicht mehr zu deren

¹⁾ Hans von Liebig: Bethmann Hollweg, Erzberger, Scheidemann. Band 1 der Sammlung „Reichsverderber“ (Georg Barth, Berlin, M. 20.—). Die ausgezeichnete scharfsinnige Schrift sei bestens empfohlen. Der Verf.

Gegnern, sondern zu deren Förderern. Der Gedanke, „ich muß immer mit in der Staatskutsche fahren, ganz gleich, wer lenkt“ ist töricht, denn wenn meine Feinde sie lenken, werden sie mir zwar nicht erlauben, die Fahrtrichtung mitzu bestimmen, wohl aber alle Schuld auf mich schieben, wenn die Fahrt im Graben endigt. Der Gedanke ist also nicht nur sachlich verwerflich, sondern auch taktisch falsch. Ehrgeizige Parteigrößen denken ihn aber immer wieder.

Wenn auch das deutsche Zentrum keine internationale Partei ist, sondern eine politische Vereinigung, die infolge ihrer Konfessionszugehörigkeit von einer internationalen, sehr imperialistischen Macht eingespannt ist, kann man es, wenn man von den angedeuteten Erwägungen ausgeht, niemals von dem Vorwurf freisprechen, daß es mit anderen internationalen, staatszerstörenden Mächten paktiert hat, eben, um in der Staatskutsche mitzufahren und dabei die Zwecke jener internationalen, imperialistischen Macht zu fördern.¹⁾ Ein Berliner illustriertes Blatt, das die Aufgabe hat, im Bilde darzutun, daß es eigentlich nur noch im Judentum bedeutende Männer gibt — andere werden nämlich nur noch im Bilde gezeigt, wenn sie im jüdischen Fahrwasser segeln —, brachte unlängst den Zentrums-Reichskanzler Wirth auf einem Frühstück oder sonstigen Essen, das Theodor Wolff vom „Berliner Tageblatt“ für Vertreter auf der Genueßer Konferenz gab. Wer noch Augen im Kopfe hatte, mußte das Kennzeichnende auf diesem Bilde sehn, auf dem der deutsche Reichskanzler von Juden umringt war. Und wem das Bild nicht genügt, der sei daran erinnert, daß die sozialistisch-jüdische „Münchener Post“ bei der zweiten Ernennung Wirths zum Reichskanzler erfreut meldete, „die Berliner Presse, soweit sie nicht von Ariern geschrieben würde, sei sehr zufrieden“.²⁾ Ferner sei daran erinnert, daß unlängst aus Berlin zum Vertreter beim Vatikan ein ganz frisch getaufter, waschechter Jude ernannt wurde. Der Pakt, der zwischen Juden und Jesuitentum geschlossen ist, tritt immer klarer in Erscheinung. „Die einzigen wirklichen Sieger im Weltkrieg sind Juden und Jesuiten“ sagt Hans von Liebig a. a. O.

3.

Und Genua!

„Es gibt nur einen ‚Völkerbund‘, der die reale Macht hat, den Frieden Europas dauernd zu sichern: das ist der englisch-deutsch-französische. Das neue Deutschland will nicht mit England oder gar mit Rußland gegen Frankreich, sondern will mit England und Frankreich gemeinsam einen dauernden Friedenszustand schaffen. Von der weiteren Entwicklung der Dinge in Frankreich hängt es ab, ob dieser Plan, Europa vor dem Untergang zu retten, gelingt.“

Dieser fabelhafte „Plan“ stammt vom „Vorwärts“.³⁾ In Ostpreußen würde man sagen: Ach du liebes Bischen! — Es ist rührend, zu sehn, wie diese

¹⁾ An einer solchen Stelle wird für Katholiken für gewöhnlich die Parole ausgegeben, sie hätten sich durch derlei Ausführungen „verlezt“ zu fühlen. Sie haben sich immer „verlezt“ zu fühlen, wenn — von Rom gesprochen wird. Häufig hört man jetzt von katholischen Geistlichen fragen: wie sollen wir die Staatsautorität stützen, wenn wir nicht für die Berliner Regierung eintreten? Merkwürdig: vor und während der Revolution hörte man diese Frage niemals! Doch da regierte nicht Wirth — sondern ein protestantischer Kaiser.

²⁾ Münchener Post Nr. 280, 1921.

³⁾ „Vorwärts“ Nr. 216 vom 9. Mai 1922.

Kreise, nachdem ihre französische Erfüllungspolitik zusammengebrochen ist, da Frankreich trotz allem mit Einmarsch droht, ihre urteilslosen Anhänger mit einem neuen Phantom betrügen wollen. Sie haben Pech gehabt, denn schon am Tage, nachdem sie dies schrieben, machte Lloyd George eine seiner stets zu erwartenden Schwankungen, und England und Frankreich, deren Bund man schon als zerfallen verkündete, war zwar einig, aber nicht mit, sondern gegen Deutschland. Solange die Leserschaft des „Vorwärts“ in blindem Parteis- und Klassenhaß nicht merkt, daß man sie einerseits zum Bürgerkrieg im eigenen Lande, andererseits zu Schwärmern für weltpolitische Seifenblasen erzogen hat und täglich neu erzieht, damit die neuen und doch so überfälligen Machthaber in Berlin durch nationale Forderungen aus dem eigenen Lager nicht behelligt werden, solange wird sich der außenpolitische Wind nicht drehn. Denn — es ist schon oft gesagt, muß aber immer wiederholt werden — die neuen Herren in Berlin haben eben selbst kein Interesse daran, daß der Wind sich dreht, da sie sonst von ihren Ministeresseln fortgeweht würden. Deshalb läßt man das ganze Elend, die Vorfrucht des Bolschewismus, und seine Wurzel, den Vertrag von Versailles, ruhig unangetastet. Selbst wenn es zu einem bewaffneten Zusammenstoß zwischen Frankreich und England kommen sollte, würde er sicherlich nur auf unserem Gebiet, auf unserem Rücken zum Austrag gebracht werden. Daß für diesen Fall eine entschlossene nationale Haltung der deutschen Gesamtbevölkerung notwendig ist, kümmert die Berliner Herren nicht, denn alles, was mit nationaler Geschlossenheit zusammenhängt, bedeutet das Ende ihrer Herrschaft. Deshalb predigen sie weiter nach innen Klassenkampf und Bürgerkrieg, nach außen „Völkerveröhnung“. Sie setzen damit ihre ungezählten ungesühnten Verbrechen am deutschen Volke weiter fort. Deshalb machen sie ihren Anhängerscharen täglich von neuem weis, daß man aus der durch Versailles geschaffenen Zwangslage nicht mehr herauskomme, es sei denn durch „Erfüllung“. „Das ist das Furchtbare an den gegenwärtigen deutschen Politikern, daß sie nicht die innere Kraft haben, aus den Zwangsläufigkeiten von Unterschreiben, Erfüllen und Verelenden und Wiederunterschreiben, Erfüllen und Weiterverelenden herauszuführen.“¹⁾ Nein, sie haben nicht die Kraft, denn ihnen muß der Wille fehlen.

Aber das deutsch-russische Abkommen? Es ist zwar — das muß man zugestehn — bisher das einzige positive Ergebnis von Genua, aber Genua war dazu nicht nötig. Und seine Folgen für uns?

„Der deutsche Kuli als Arbeiter in Moskau, der englische Leiter in London, das kann, im günstigsten Fall, ein vorläufiges Ergebnis der heutigen Ostpolitik Deutschlands sein.“²⁾ Wahrscheinlicher ist aber, daß dies Abkommen unsere Bolschewisierung beschleunigen wird. In Rußland hat diese die Austilgung der höher Veranlagten so gut wie völlig besorgt, so daß die übrig gebliebene stumpfe Masse um so leichter zu knechten ist. Sollte man dasselbe Experiment in Deutschland vorhaben? Nicht nur die Juden hätten ein Interesse daran.

Der Deutsche Reichstag aber schweigt zum deutsch-russischen Abkommen; er schweigt zu den Verhandlungen in Genua. Genua selbst aber ist Kulisse, Theater, auf dem die internationalen Mächte ihr gewinnreiches Valutaspiel spielen. Die Mark ist gestiegen. Es ist anzunehmen, daß sie bald wieder fallen

¹⁾ Professor Dr. S. Jordan in dem Aufsatz „Zwangsläufig“ in der Münchener Augsburger Abendzeitung, Nr. 196 vom 10. Mai.

²⁾ Ernst Berg in seiner angeführten Schrift.

wird. Denn daran verdienen die Börsenspieler auch.¹⁾ Im übrigen ergaben die Verhandlungen das Bild internationaler Zerkahrenheit und Hilflosigkeit, — ob mit oder ohne Absicht, sei dahingestellt —, denn nicht ein einziger erlösender, schöpferischer Gedanke ist dort zutage gefördert. „Die Bürde, den Rat zu einem bestimmten Vorgehn zu erteilen, wird einer zweiten Konferenz überlassen, einer Versammlung der Vertreter der Zentralbanken, die von der Bank von England einberufen werden soll.“²⁾ Da haben wir ganz offen und ohne Kulisse die Lösung: Genua ist wirklich nur Bluff — für uns kostspieliger Bluff —, die wahren Machthaber, nämlich die internationalen Bankgrößen, werden unter sich das Geschick der Völker bestimmen! Es heißt: ewige Zinsflaverei!

Daß mit der Revolution in Deutschland die letzten Hindernisse gegen die internationalen Bankmächte hinweggeräumt wurden; daß deshalb der Krieg entfesselt wurde; daß deshalb die „deutsche“ Sozialdemokratie den Sieg Deutschlands verhinderte — wir haben es oft gesagt und bewiesen. Mit der Lüge von Deutschlands Alleinschuld am Weltkrieg ist die Revolution, aber auch der Vertrag von Versailles begründet. Der Sechenbach-Prozeß in München hat die etelhafte Rolle Eisners mit seinen Altensälschungen zum Zwecke des deutschen „Schuldbeweises“ schonungslos enthüllt. Ist denn der Gedanke so ungeheuerlich, die internationale Regie hätte gerade im rechten Augenblick in Deutschland die Revolution gemacht, damit ein Jude mit Sälschungen die „Schuldbeweise“ unseren Feinden in die Hände spielte? Der Zusammenhang zwischen der Leitung der Revolution und den Feinden ist doch klar genug erwiesen. — Die Arbeiterpresse allerdings schweigt darüber!

„Es fehlt eine Regierung, die den Mut hat, auszusprechen, daß fast alles, was geschehen ist, falsch war.“³⁾ Nein — diese Berliner Regierung wird nie den Mut haben, zu bekennen, daß sie auf Lügen ihr Regiment aufgebaut hat und es mit Lügen weitertrifft.

Wann kommt der Diktator?

¹⁾ „Die Zeit wird kommen, wo das deutsche Volk wieder sich selbst und damit diejenigen verstehen wird, die dem Theater von Genua mit denselben Empfindungen gegenüberstehen, wie die Stein, Humboldt, Blücher, Arndt usw. dem Wiener Kongreß: mit Ekel und Verachtung!“ schreibt Oberfinanzrat Dr. Bang sehr richtig in der „Deutschen Zeitung“ (Nr. 211 vom 10. Mai 1922).

²⁾ J. M. Keynes im „Berliner Tageblatt“ Nr. 207 vom 4. Mai 1922.

³⁾ Oberst Bauer in der ausgezeichneten Flugschrift „Wer trägt die Schuld an Deutschlands Unglück? 15 Fragen an Herrn Philipp Scheidemann und Genossen“. Osiandersche Buchhandlung, Tübingen, 4 Mark.

Von der jüdischen Nation.

„Der Jude wird wohl als Nationalität gefühlt, aber nicht als solche erkannt, denn die Juden als Nation bieten dem Außenstehenden keine festen Umrisse, an die dieser sich halten könnte, es gehen ihnen alle jene üblichen Merkmale ab, die er von jeher als nationbildende aufzufassen gewohnt war.“

S. K. in „Der Jude“ Heft 1, April 1916. K. Löwit Verlag; Berlin, Wien.





Deutschlands Erneuerung

Monatschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Laß, Professor
R. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Ge-
heimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Jehr. von Schwerin, Geheimrat
R. Seeburg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. S. Lehmann, München

Bezugspreis: vierteljährlich M. 30.—, Einzelheft M. 10.—

Postfachkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594

Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München

6. Jahrgang 1922

Heft 7

Juli

Die Idee im Völkerleben.

Von Professor Georg Widenbauer, Regensburg.

Die Macht der Idee ist das Höchste, was es gibt.

Ideen sind ja nur das einzig wahrhaft Bleibende im Leben.

W. v. Humboldt.

Möge Deutschland nie glauben, daß man in eine neue Periode
des Lebens treten könne ohne ein neues Ideal.

Paul de Lagarde.

Von allen Völkerverbänden sind die Nationalstaaten am festesten gefügt. „Der idealste Zustand eines staatlichen Gebildes entsteht da, wo Raum, Besitz und Volkstum zusammenfallen.“ So äußert sich Hasse in seiner „Deutschen Politik“. Es ist in der Tat als der vollkommenste Zustand eines Staates zu betrachten, wenn die Volksgenossen frei von allen fremdvölkischen Bestandteilen in einem und demselben politischen Verband zusammenleben, wenn sich ein einheitliches staatliches Dach über alle Angehörigen eines und desselben Volkstums wölbt und nicht größere oder kleinere Volkssplitter einem andern Staate untertan sind. Da kann sich das Wesen dieses echten Volksstaates politisch und kulturell am besten entfalten. Die völkische Geschlossenheit verschafft diesem Staate nach außen ein erhebliches Übergewicht im Rate der übrigen Völker. Denn in einem solchen Idealstaat ist nicht bloß ein stolzes Nationalbewußtsein, beruhend auf einem kräftigen, elementaren Gemeinschaftsgefühl lebendig, in ihm herrscht auch ein zielbewußter Staatsgedanke.

In jedem Staate muß eine tragfähige Idee, eine großzügige Auffassung von der Bedeutung und Aufgabe des Staatskörpers und damit eine glühende Begeisterung für ein staatliches Hochziel vorhanden sein, die die Volksmassen anfeuert und mitforttreibt. Man kann diese Idee geradezu die Seele des Volkstums nennen. Das ergibt sich schon aus dem Begriff des Staates.

Treitschle nennt den Staat „das als unabhängige Macht rechtlich geeinte Volk“, und Ed. Meyer erklärt ihn als „die höchste, alle Kräfte des gesamten Volkes zur aktiven Wirksamkeit zusammenfassende Einheit, die unentbehrliche Voraussetzung des Lebens und der Tätigkeit jedes Einzelnen, die berechtigt sei, die volle Hingabe jedes Einzelnen zu fordern“.

Was ist nun aber die lebendige Triebkraft des Staatsganzen, die die Staatsmaschine im Gang erhält und vorwärts bewegt auf der schwierigen Bahn politischen Aufstiegs unter den übrigen wettbewerbenden Nationen und auf dem dornenvollen Pfade stetigen kulturellen Fortschritts im Verein der großen Menschheitsgilde? Es ist die Staatsidee, die das ganze Volk befeuert und jedes seiner Glieder zur Höchstleistung anspannen muß. Je kräftiger im Bewußtsein eines Volkes der Staatsgedanke sich geltend macht, desto größere politische Auswirkung kommt ihm zu, desto stärker ist sein Machtwille, dieser Urgrund alles staatlichen Lebens. Dieser allein verbürgt ihm seinen Fortbestand unter den Weltvölkern durch den endlichen Sieg seiner zäh und mit äußerstem seelischen Kraftaufwand verfolgten Staatsidee. Wenn ein hoher Gedanke im Herzen des Volkes verankert ist, dann fehlt es gewiß nie an der inneren Festigkeit, an der begeisterten Einheit der Nation. Hier liegt der Schlüssel zu allen außenpolitischen Erfolgen. Ein solches Volk besitzt nicht bloß die zäheste Widerstandskraft gegen die Feinde, es trägt seine Idee auch nach außen, wächst mit ihr und steigt mit ihr empor zu überragender Höhe staatlicher Macht und kultureller Bedeutung.

Die Idee ist geradezu ein Gradmesser der Lebenskraft eines Volkes. Wie es Menschen gibt, die aus Mangel an Lebensmut nicht zur vollen Entfaltung ihrer Persönlichkeit gelangen und zeitlebens kümmerlich dahinvegetieren, wie anderseits aber auch solche sich finden, deren stählerner Wille den vielleicht gebrechlichen Leib immer wieder mit neuer Lebensenergie durchgeistigt und so auch zu schier unglaublichen Höchstleistungen befähigt, so ist es auch im Völkerleben. „Jedes Volk vergeht, wie ein faulender Schwamm zerfließend, wenn es keinen Mut mehr hat; ohne Hoffnung aber gibt es keinen, und wie nach Baco die Hoffnung dem Körper, so ist sie noch mehr dem Staatskörper gesund“ lehrt uns Jean Paul. Diese Hoffnung aber ist die Idee, der Glaube des Volkes an seine Bestimmung, die Begeisterung für ein Ideal.

Die Idee ist nicht bloß das geistige Band, das die Glieder des Volkes lebendig mit dem Staatskörper verknüpft, sie ist auch die Wurzel des völkischen Idealismus, ohne den nun einmal kein Staat bestehen kann. In jedem Staat muß wenigstens ein zündender Gedanke, ein begehrenswertes Ziel vorhanden sein, das die Massen im innersten Herzen zu begeistern vermag und die staatssträgen Schichten aus der bloßen nüchternen Erwerbsgier emporreißt zur schwärmerischen, opfervollen Hingabe an ein edles, hochsinniges Ziel. Was für den Adler die Schwingen, das ist für ein Volk so ein Hochglaube, der sein Streben beflügelt und es emporträgt über die anderen Nationen zu überragender Weltgeltung. Oft genug ist so eine erhabene Idee der göttliche Funke, den der Herr der Welten der Seele eines Volkes einhaucht, um es zu einem im Plane seiner göttlichen Weltordnung gelegenen Hochflug zu befehlen, sein raffsüchtiges, materielles Streben zu läutern und es zu einer idealen Begeisterung zu befähigen, die ihm die sittliche Kraft verleiht, die ihm zugedachte Mission zu erfüllen. Glücklich das Volk, das in

ernsten entscheidungsvollen Stunden sich um eine solche erhabene Idee scharen kann, für die es dann mit Gut und Blut einstecken wird! Was könnte einem Volksleben mehr Frucht und Segen bringen als eine hohe ideale Volksgesinnung, ein gemeinsames Fühlen und Streben, ein einträchtiges Erglücken aller Volksgenossen für den gemeinsamen Vaterlandsglauben? Denn nichts anderes ist ja die echte Idee. Ohne diesen bodenständigen Glauben an sich selbst wird das Volk verdorren, wie die Zweige eines Baumes, dem es an Nahrung fehlt. Freilich muß die Idee im Volk selbst wurzeln, darf nicht von außen her in dasselbe hineingetragen sein, darf ihm nicht wie ein fremdes Reis künstlich aufgepfropft werden, wie das z. B. leider bei uns der Fall war mit dem mittelalterlichen römischen Kaisergedanken oder mit dem Trugbild der Internationalen, das gegenwärtig so unselig, so verhängnisvoll die geschichtslose Menge blendet und abzieht vom echten Vaterlandsglauben.

Am besten ist es, wenn dieser Hochgedanke unmittelbar selbst aus dem Volke hervorgeht, so daß dann die berufenen Führer des Volkes nur die Idee aufzugreifen und in die rechten Bahnen zu lenken brauchen. Dann wird sie, wie Fichte so schwungvoll sich ausdrückt, zur „verzehrenden Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freude sich opfert und der Unedle sich eben opfern soll“. Getragen von solch edler Vaterlandsbegeisterung wird ein gesundes Volk aus den Zeiten der härtesten Not wie aus einem Feuerofen geläutert hervorgehen, wird selbst ein gedemütigtes Volk Zeiten der Knechtschaft siegreich überwinden und sich zu neuer Höhe staatlichen Daseins emporringen.

„Welch ein Volk sich selbst empfunden,
Ward vom Feind nie überwunden.“

Die Geschichte lehrt uns, daß nur jene Völker zu Ansehen und Bedeutung gelangten, deren staatliches Leben getragen war von einer kernigen Idee, an der sich der Wille des ganzen Volkes anklammerte und die es immer wieder zu glänzenden Thaten befähigte. So war es zu allen Zeiten von Anbeginn. Erst die vom ganzen Volk angenommene Idee macht den Staat zu der lebendigen Willensgemeinschaft, die die Tätigkeit jedes Einzelnen in den Dienst des Staates und Volkstums stellt. So erst wird der Staat eine organisierte, von einem einheitlichen Gesamtwillen geleitete Persönlichkeit, werden die durch Klassen, Parteien, Konfessionen zerklüfteten Massen eine natürliche Einheit und so das gefügige Werkzeug in der Hand dessen, den die Vorsehung zum Lenker der Volksgeschichte berufen hat. Da werden gerade die gefährvollsten Notlagen des Staates zum glorreichen Heldenzeitalter des Volkstums, werden die Zeiten schwerer Prüfungen und Heimtuchungen, die Zeiten herber Notwende, zu Stufen vorher nie geahnten nationalen Aufstiegs und kultureller Größe.

Man erinnere sich nur, zu welchen Thaten die Freiheitsidee die alten Griechen im Zeitalter der Perserkriege befähigte, und welch unglaublichen Ansporn die griechische Kultur aus der siegreichen Abwehr der Perser gewann! Hat ferner nicht auch Rom in der kritischsten Stunde seines Daseins, nach der schrecklichen Niederlage von Cannä, als Hannibal bereits vor seinen Toren erschien, sich behauptet und schließlich sogar noch zum herrlichsten Triumph durchgerungen, nur weil der Senat im felsenfesten Vertrauen auf das in allen Römern hochentwickelte Nationalgefühl das gefährliche Wagnis des Durch-

haltens im Kampfe mit dem überlegenen Gegner auf sich nehmen durfte? So ist Rom groß geworden, weil es zu allen Zeiten handelte im Glauben an seine Vorherbestimmung zur Weltherrschaft, wie das Vergil ausdrückt in den Worten: „Tu regere imperio populos, Romane, memento!“

Auch im religiösen Leben hat sich die Zugkraft der Idee insbesondere bei jugendlichen, noch starker Eindrücke fähigen Naturvölkern aufs schlagendste erwiesen. Man denke nur, welche Hochleistungen die fanatischen allahbegeisterten Muslems und später in deren Abwehr die frommgläubigen Christen im Kampfe des Kreuzes wider den Halbmond vollbrachten! Wieviele Hunderttausende haben nicht im heiligen Eifer für die Kreuzzugs-idee Heimat und Familie verlassen, um die gewaltigsten Strapazen und Gefahren auf sich zu nehmen. Freilich erfüllte die so hoffnungsvoll begonnene Kreuzzugsbewegung nicht die Erwartungen, die man auf sie gesetzt hatte; immerhin äußerte sie auf handelspolitischem und kulturellem Gebiete günstige Wirkungen. Am meisten war es wohl der Freiheitsgedanke, der Drang nach staatlicher Unabhängigkeit, der Wunsch nach Befreiung von einem drückenden fremden Joch, der die Völker zur Anspannung aller Kräfte angesport hat. Man vergewärtige sich nur, was in dieser Hinsicht die Niederländer bei der Abschüttelung des spanischen Joches und bei der Abwehr Ludwigs XIV. geleistet haben, mit welcher einmütigen Begeisterung auch die Schweizer und Tiroler die Freiheit ihrer Berge verteidigten, wie zahl die Neuenglandstaaten Nordamerikas ihre Selbständigkeit vom englischen Mutterlande erstritten, wie heldenmütig sich die Spanier im Kleinkrieg der Unterdrückung durch Napoleon erwehrt; man halte sich die unvergleichlichen Heldentaten vor Augen, durch die insbesondere die Preußen Deutschland in den glorreichen Freiheitskriegen aus der Gewalt der Franzosen befreiten, man denke an die verzweifelte Anstrengungen, welche die Griechen vor hundert Jahren gemacht haben, um endlich die Despotie des türkischen Großherrn abzuschütteln! Hat der Freiheitsgedanke einmal ein Volk ergriffen, so sucht er sich mit elementarer, unüberwindlicher Gewalt zu verwirklichen. Er reißt alle Volksschichten mit sich fort, setzt brausend über das ganze Land hinweg. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ Er rüttelt das ganze Volk auf, durchschauert selbst die Ängstlichen und Verzagten und besetzt mit hellauflackernder Freiheitslohe die Starren, Mutigen zu den heroischsten Taten. Es ist gleichsam, als ob die Nation aufflammte als eine einzige lodernde Feuergarbe der Freiheit. Solch einmütiger Wille sprengt die festesten Ketten. „Not kennt kein Gebot.“ Oft schon hat ein Volk im verzweifelte Kampfe gegen seine Unterdrücker zu dem äußersten Mittel der sorgsam vorbereiteten Niedermetzelung seiner fremdvölkischen Peiniger gegriffen. Das schreckliche Blutbad bei Beginn der Mithridatischen Kriege, dem die meisten Römer in Kleinasien zum Opfer fielen, die greuelvolle St. Briceusnacht von 1002, in der alle Dänen in England gewaltsam aus dem Wege geräumt wurden, die Sizilianische Vesper vom Ostermontag 1282, durch die die Sizilianer sich ihrer französischen Qualgeister entledigten, beweisen genugsam, zu welchen verzweifelte Mitteln ein Volk zuletzt greift, wenn anders es das Fremdjoch nicht abschütteln kann.

Staatsideen im eigentlichen Sinne, die das ganze Volkstum erfüllen und ein Volk erst wirklich zu einer Staatsnation machen, sind natürlich erst eine Frucht der neueren Zeit, die auch erst die modernen Staaten mit ihrer organischen Verbindung von Land und Volk hervorgebracht hat. Zu diesen

Ideen, die einen maßgebenden Einfluß auf die Entwicklung der Völker ausgeübt haben, gehört vor allem der aus dem Zeitalter der Aufklärung geborene Konstitutionalismus, der eine ganze Umwälzung auf dem Gebiete des Verfassungslebens hervorgerufen und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ebenso beherrscht hat wie jetzt das so verhängnisvolle Schlagwort Parlamentarismus. Ähnlich war es mit dem in der Revolution und unter dem Druck der Napoleonischen Fremdherrschaft entstandenen „Nationalitätsprinzip“, das jetzt in das Wilsonsche „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ ausgemündet ist. Beide haben im letzten Jahrhundert und namentlich bei den Friedensverhandlungen zu Versailles eine Hauptrolle gespielt bei der Neugestaltung der Landkarte Europas, während die innerpolitische Entwicklung der Staaten von den neuen Ideen des Liberalismus, Sozialismus, Kommunismus oder, wie er in Rußland genannt wird, des Bolschewismus beeinflusst wurde und noch wird. Dabei werden die Umstürzler der alten Gesellschaftsordnung, wie dies bei allen Revolutionen mehr oder minder der Fall ist, vielfach auch von der chiliastischen Idee beherrscht, das Goldene Zeitalter der Menschheit mit einem Schlag heraufzuführen. Nur so erklärt sich die ekstatische Art der Revolutionsmänner und ihr Radikalismus, der über Helatomben von Menschenleben hinweg das paradiesische Glück für die Gesamtheit erzwingen will. Was haben solch wahnsinnige Phantasten im ideologischen Taumel ihrer Weltbeglückungsabsichten nicht schon für entsetzliches Unheil angestiftet! Die russische Revolution hat in dieser Hinsicht die berüchtigten Schreckenszeiten der französischen Großen Revolution weit in den Schatten gestellt. Allerdings darf man nicht vergessen, wer ihre Führer und Anführer sind.

Betrachten wir die Entwicklung der modernen Großmächte, so wird uns sofort klar, wie mächtig bei ihrem Aufbau einzelne Ideen mitgewirkt haben. „Der Wind ist's, der das Meer bewegt, der Geist ist's, der die Menschen treibt.“ Verdankt nicht z. B. Großbritannien der Wirksamkeit hauptsächlich einer Idee, des Puritanismus, seine heutige Größe? Neben dem bürgerlichen Freiheitsideal war es vor allem der Puritanergeist, der die Engländer sich als das auserwählte Volk fühlen läßt, das berufen sei, das Reich Gottes — das ist für jeden Engländer ohne weiteres die englische „Kultur“ und damit natürlich auch die politische Herrschaft Englands — über das ganze Erdenrund auszubreiten. Nur so sind die gewaltigen Erfolge des angelsächsischen Imperialismus zu erklären. Stets haben auch die Engländer den hohen Wert einer Idee im politischen Leben für sich geschickt auszunützen verstanden. Wie haben sie doch zu allen Zeiten mit dem von ihnen geprägten Gedanken vom europäischen Gleichgewicht die Völker des Kontinents zu verhegen und dabei im Trüben zu fischen gewußt!

Ähnlich wirkt in der Union der Glaube an das Recht und die Bestimmung der Vereinigten Staaten zur Vorherrschaft auf der Westküste. Es ist die auf die Monroe doktrin gegründete Idee des Panamerikanismus, welche die geldgewaltigen Staatsmänner von Washington das hohe Ziel der Beherrschung nicht bloß Mittel-, sondern auch Südamerikas mit bewunderungswürdiger Fähigkeit verfolgen läßt.

Die gleiche imperialistische Idee bewegt das japanische Volk, das sich berufen glaubt zur Vorherrschaft in China und im Stillen Ozean und unter dem Schlagwort „Asien den Asiaten“ den Panmongolismus in die Tat umzusetzen sucht.

Überhaupt haben ja die imperialistischen Bestrebungen, der Drang der Völker und Machthaber nach einem wachsenden Anteil an der Welt Herrschaft, gerade in den letzten Jahrzehnten eine unheimliche Rolle gespielt und sind in erster Linie mitschuldig geworden an dem entsetzlichen Verbrechen des Weltkrieges. Man suche nur die treibenden Kräfte im Großmachtstreben des zaristischen Rußlands! Da findet man gleich drei große Gedanken, die das russische Volk mächtig ergriffen und in den Kriegstaumel hineingezerrt haben. Es spielte einmal mit die panslawistische Idee, der Wunsch der Vereinigung aller Slawen unter dem Protektorat Rußlands, also ein völkischer Gedanke; sodann das Streben Rußlands nach dem offenen Weltmeere, also eine wirtschaftliche Idee. Ganz besonders aber waren die frommgläubigen Massen Rußlands von dem religiösen Antrieb beherrscht, in Konstantinopel das griechische Kreuz auf der Sophienmoschee aufzurichten und so die Sendung Rußlands der Befreiung aller Griechisch-Orthodoxen aus der Anechtschaft des Islams durchzuführen. Ebenso sehen wir Rußlands Bundesgenossen Frankreich von den imperialistischen Machtgelüsten erfüllt, im Wettbewerb mit England und Deutschland seine überseeische Macht zu mehren. Dabei diente der Imperialismus Frankreichs hauptsächlich nur der großen Idee, die seit vier Jahrzehnten fast ausschließlich das ganze französische Volk beherrschte und die der leidenschaftliche Gambetta ihm mit den Worten empfohlen hatte: „*Toujours y penser, jamais n'en parler!*“ („Immer daran denken, nie davon sprechen!“), der Idee der *Révanche*. Und diese sog wiederum ihre besten Wurzeln aus einem anderen Glauben, der nicht minder die begeisterungsfähigen Franzosen in seinen Bann gezogen hat, aus dem stolzen Glauben an die spezifisch französische Kulturmission. Die Demokratie der „*Grande nation*“ hat hierfür die Formel gefunden „*La France liberatrice*“: Frankreich ist von Gott als besondere Kulturaufgabe zuerteilt die Befreiung der Völker. Diesem Glauben dienten schon im Mittelalter die „*Gesta Dei per Francos*“, ihn hat Frankreich vor allem den Amerikanern aufzudrängen gesucht, namentlich der „freihheitlichen“ Union und den lateinischen „Schwesterrepubliken“.

So sehen wir überall gewaltige Ideen die Völker aufstacheln. Schauen wir nach Italien, so ist es die „*Italia unita*“ und die *Irredenta*, die dem italienischen Volk stets neuen Lebenstrieb schaffen. Gerade vor 20 Jahren erschien dort ein Buch von Arcari über das nationale Bewußtsein, dessen Programm lautet: „Nationalismus ist Wille zur Macht“. Und ein anderer Italiener erklärte geradezu, der Imperialismus sei gewissermaßen eine biologische Notwendigkeit in der Konstitution der Völker. Hat sich dieser Grundsatz nicht aufs augenscheinlichste wahr erwiesen an den Griechen, Serben und Tschechen? Sie sind frei und selbständig und groß geworden im Dienste einer vaterländischen Idee.

Werfen wir nun zuletzt einen Blick auf uns selbst! Wodurch ist denn unser Vaterland einst so überraschend emporgestiegen? Nur dadurch, daß der geniale Reichsgründer Bismarck die im Volk noch von den Freiheitskriegen her lebendigen Ideen der Freiheit und des Kaisertums mit dem preussischen Machtgedanken in harmonische Verbindung brachte. Bismarck hat diese beiden staatenbildenden Ideen als Bausteine für sein Deutsches Reich benützt. Indem er anknüpfte an den Traum unserer Väter von einem großen deutschen Kaiserreich, verstand er es, das langjährige Sehnen aller Deutschen in für die damalige Zeit freilich nur beschränktem kleindeutschem Sinne zu erfüllen. Aber

dieses Deutschland war doch mächtig und angesehen im Rate der Völker und hat einen ungeahnten Aufschwung der deutschen Nation hervorgerufen. Leider versank dann nur zu bald das Bürgertum in materialistische Erwerbsgier und pflegte einseitig das Wirtschaftliche, wandte sich ab vom Politischen, vom Staate und dessen Geschäften, überließ diese der starken Hand des Reichsbau-meisters und später gedankenlos dessen schwächlichen Nachfolger. Wir schienen gesättigt und dachten zu wenig an die Zukunft, übersehen über dem raschen wirtschaftlichen Aufstieg den Mangel an innerer Kultur, versäumten die Pflege des Volkstums und dessen Erfüllung mit Idealismus. Wir gaben dem Volk Steine statt Brot. Aller höheren Ideale bar taumelten wir in den furchtbaren Weltkrieg hinein und erlagen, weil uns die zugkräftige Idee fehlte, die alle unsere Gegner zur höchsten Kraftentfaltung aufspeitschte. Es war ein Frevel an unserem Volkstum, der sich dann am Staate selbst so bitter rächte, daß die Regierung keinen wahrhaft großzügigen Gedanken ins Volk zu schleudern wußte, an dem sich alle hätten erbauen können und der die Massen zu opferwilliger Hingabe angespornt hätte.

Solch eine zündende Idee wäre z. B. der Gedanke des größeren Deutschland gewesen, der mit blinder Annerkennung nicht das geringste zu tun hat. Aber leider wurde es sträflicherweise versäumt, das wachere deutsche Volk, das im Pferch der europäischen Mitte so unselig an Landnot krankt, auf die gebieterische Notwendigkeit der Erweiterung seines Lebensraumes hinzuweisen und ihm nahezu legen, die durch den ruchlosen Angriff von unseren Feinden selbst geschaffene Möglichkeit zur Befreiung aus dieser schicksalhaften Enge auszunützen. Wie trefflich hätte sich ferner nicht der alte, noch in Millionen von Herzen schlummernde großdeutsche Gedanke gegen die Feinde auszuspielen lassen! Wäre man wirklich ehrlich und energigisch an den Ausbau des bestehenden deutsch-österreichischen Bundesverhältnisses im Sinne der großdeutschen Idee von 1848 herantreten, wahrlich, dieser Heilsgedanke hätte in den beiden ersten Kriegsjahren die Völker Mitteleuropas hingerissen, hätte die Feinde mit Schrecken erfüllt und den Neutralen Achtung eingeflößt. Dieser Gedanke hätte den Kämpfern in den Schützengräben den Willen zum Ausbarren immer wieder gestählt und hätte die Armeen beider Reiche zur unauflöselichen Einheit verklittet.

Freilich hätte man schon in Friedenszeiten an die Verwirklichung dieses für die Zukunft der deutschen Weltgeltung so bedeutsamen, epochemachenden Gedankens herangehen und ihm die Wege ebnen sollen. Allein daran hat es stark gefehlt, und dieses politische Versäumnis hat sich bitter gerächt.

Bei der Wichtigkeit, die der Anschluß des aus dem Zerfall der Donaumonarchie hervorgegangenen, allein nicht lebensfähigen staatlichen Torfos Deutschösterreich ans deutsche Mutterland gerade heute besitzt, wird es wohl erlaubt sein, dem Gedanken des Größeren Deutschland eine kurze Betrachtung zu widmen, um zu sehen, welche Möglichkeiten sich auf diesem Gebiete eröffnen hätten.

Schon Bismarck erkannte mit klarem staatsmännischem Blick die eberne Notwendigkeit des engeren Zusammenschlusses des Habsburgerstaates mit dem Deutschen Reiche und zielte auf eine dauernde organische Verbindung beider ab durch Vereinbarungen auf den Gebieten der Rechtspflege, der Gesetzgebung, der Verwaltung sowie der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Dinge.¹⁾

¹⁾ Siehe die Unterredung mit dem Abgeordneten Braun 1877! Poschinger, Bismarck und die Parl. II, S. 255.

Er hegte bei Abschluß des Zweibundes den lebhaften Wunsch, das Bündnis der Gesetzgebung beider Reiche einzuverleiben, damit es nur durch einen neuen Akt der Gesetzgebung des einen lösbar wäre, allein dieser Plan, der eine Verwirklichung des Verfassungsgedankens der Paulskirche bedeutet hätte, ließ sich nicht durchführen; nicht einmal der so vorteilhafte Zollbund kam zustande, da Taaffe sich nicht dafür erwärmte. So blieb der Zweibund ein Surrogat für das unerreichbare Ideal und Bismarck und noch mehr seine Nachfolger fanden sich mit der leidigen Tatsache des politischen Dahinvegetierens der Deutschösterreicher im rasch verflawenden Habsburgerstaate allmählich ab, zumal die Aufnahme der überseischen Weltpolitik die Blicke der deutschen Diplomaten leider allzusehr von der Festigung des Reiches in Mitteleuropa ablenkte. Es ist wie ein tragisches Verhängnis, daß man in der öffentlichen Meinung Gesamtdeutschlands den alldeutschen Gedanken des großen Freiheitsmannes E. M. Arndt so sträflich vernachlässigte und allzuwenig die ernste Mahnung beherzigte, die aus seinem hehren Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?“ herausklingt. Es bleibt für immer der schwerste Vorwurf für die zünftige deutsche Politik, daß sie die unschätzbaren weltpolitischen Imponderabilien, die ihr aus der sorgsamsten, planmäßigen Pflege der großdeutschen Idee zugeflossen wären, nicht erkannte hat. Und doch haben selbst die Kleindeutschen von 1848 (um Radowitz und Heinrich von Gagern) schon auf die Notwendigkeit einer engen Verbindung Kleindeutschlands mit Österreich in der Form eines „ewigen Bündnisses“ hingewiesen und eine „deutsche Union“ erstrebt. Freilich, als der Weltkrieg den Höhepunkt schon überschritten hatte, war es zu spät. Darum fanden auch die Naumannschen Pläne über die Gestaltung Mitteleuropas nicht den nötigen Anklang. Es wurde darüber viel zu viel geredet und geschrieben, statt gehandelt. Es bewahrheitete sich an der hochpolitischen Idee „Mitteleuropa“ augenfälligst, was Dietrich Schäfer in seinem verdienstvollen Werk „Staat und Welt“ über den Wert der Idee ausspricht, „daß die Tat für das Werden der Dinge entscheidend ist, nicht der Gedanke... vom handelnden, nicht vom denkenden Menschen hängt jede Entwicklung ab. Allein durch die Tat kann der Gedanke zur Wirkung kommen“. An der rettenden, aufbauenden Tat aber hat es gefehlt. Die Idee kam nicht zur Ausführung. Darum starb Österreich, und das Reich siecht jämmerlich dahin. Was hilft es heute zurückzudenken und sich auszumalen, welch großartige außenpolitische Fernwirkung das geeinte Großdeutschland, die großdeutsche Eid- und Schwertgenossenschaft im Herzen Europas gehabt hätte! Dieses politische Kraftzentrum ersten Ranges hätte wie ein magnetisches Kraftfeld die außerhalb des Großreiches stehenden deutschen Randländer Holland, die Schweiz und die belgischen Flamen, wie nicht minder die germanischen Brüder des Nordens magisch in seinen Bannkreis gezogen und die Stellung des Deutschtums so gestärkt, daß es wohl überhaupt nie zum Weltkrieg gekommen wäre. Es wäre der sicherste Hort des Weltfriedens gewesen. Hätte man doch schon vorher das anfangs der 80er Jahre entstandene „Linzer Programm“¹⁾ der Alldeutschen verwirklicht! Oder wäre man wenigstens gegen Ende des Weltkrieges, als man den Zusammenbruch Österreich-Ungarns voraussehen konnte, „bereit“ gewesen, wie dies Treitschke einst (schon 1871!) gefordert hatte:

¹⁾ Siehe E. Haffe, Deutsche Politik, VI, S. 141 ff.

„Bräche dereinst das Unglück der Zerstörung über Österreich herein, dann muß unser Reich bereit und fertig sein, den Stürmen des Schicksals zu trotzen, das Deutschland an der Donau aus den Trümmern zu erretten.“ Im Treitschkeschen Geiste und im Sinne der Selbsterhaltung wäre es gehandelt gewesen, wenn Deutschland über den faulenden Kadaver der Donaumonarchie hinweg sich mit seinen Gegnern verständigt hätte. Das hätte die Pflicht gegen das eigene Volkstum gefordert, aber die kurzsichtige deutsche Politik hat es leider dahin gebracht, in romantisch verschwommener Nibelungentreue gegen den verräterischen Bundesgenossen auszuharren bis zur Selbstvernichtung, und hat so den eigenen Staat und das eigene Volk nibelungenhaft mit ins Verderben gerissen. In diesem traurigen Zustande gebietet es uns aber erst recht die nationale Pflicht der Selbsterhaltung, die großdeutsche Idee trotz allen Widerstrebens der Entente zu verwirklichen. Der großdeutsche Gedanke muß im Herzen eines jeden Deutschen innerhalb und außerhalb der Grenzpfähle Wurzel fassen nicht bloß als nationaler Wunsch, sondern als höchste sittliche Idee der Pflicht gegen das eigene Volkstum. Diese Idee muß geradezu zum Brennpunkt unserer geistigen Einheit werden, dann wird sie auch zur Bahnbrecherin der politischen Einheit, zum Unterpfande unseres endlichen Triumphes über unsere Feinde.

Wahrlich, die erhabene großdeutsche Idee hätte zu Anfang des Weltkriegs zum Heil Deutschlands werden können, wenn ein Staatsmann von Bismarcks Geist sie in den Herzen aller Deutschen entzündet hätte. Mit ihr hätten wir sofort die diplomatische Offensive ergreifen müssen und hätten einen durchschlagenden politischen Erfolg erzielen können. Allein wir verhielten uns zu passiv. Unsere Staatslenker gaben, beeinflusst von der international angekränkelten Linken, lediglich die Losung zum Durchhalten aus. Das war aber kein Ziel, das auf die Dauer die Massen bei der Fahne des Siegeswillens halten konnte. Die Aleingeistigkeit unserer Außenpolitik brachte uns gegenüber den aggressiven Ideen unserer Feinde, insbesondere der Briten, politisch von Anfang an ins Hintertreffen. Unsere Staatsämter hätten auf dem Gebiete der Politik dem erbärmlichen Schlagwortkrieg unserer Feinde mit einem das ganze Volk hinreißenden Ideenfeldzug begegnen sollen. Allein da fehlte es bei uns gewaltig. Wir führten den Krieg politisch viel zu passiv und verloren ihn darum, trotzdem wir die Schlachten gewannen. Über uns triumphierten die niederträchtigsten Ideen, mit denen unsere strupellosen Feinde ihre ermattenden Völker immer wieder von neuem zum Kampfe gegen uns aufzustacheln verstanden. Zuletzt machte man sogar die Amerikaner gegen die Pest des „Kaiserismus“ und „Militarismus“ mobil, während unsere wirklichkeitsfremden Ideologen einerseits und vaterlandslose, bezahlte Siegesfaboteure andererseits das ausgehungerte deutsche Volk, das die Nerven verloren hatte, mit den Schlagwörtern von „Demobilisierung der Geister“, „Pazifismus“ und „Völkerversöhnung“, vom „Ewigen Frieden“ und ähnlichen Phrasen betörten und verwirrten und so seinen Willen zum Durchhalten brachen.

Der Vernünftige, der einsichtsvolle Politiker, wird diese tönenden Modewörter verächtlich als „Ammenmärchen“ bezeichnen, allein leider gewannen diese Begriffe allmählich in immer stärkerem Grade durch lebhafteste Propaganda, auch feindlicherseits, die Zugkraft von Ideen und, was das Verhängnis vollste war, es fanden sich die Kräfte, sie in die Tat umzusetzen. So wurden

diese Gedanken zur Macht und haben über politische Vernunft und völkische Ehre gesiegt und, so führte uns gerade der Mangel einer wahrhaft großzügigen völkischen Idee, eines die Herzen der Besten aufrüttelnden heroischnationalen Gedankens, hinein in die ideenloseste aller Revolutionen und damit an den Rand des staatlichen und völkischen Verderbens. Diese Revolution ist zugleich ein Schulbeispiel dafür, wie gefährlich manchmal auch Ideen für ein Volk werden können. Wie leichtfertig ließen sich bei uns nicht wenige von dem einfältigen Sozialisierungswahn betören, während andere sich von dem Gedanken „der Diktatur des Proletariats“ und ähnlichen Schlagwörtern, die aus dem Sumpfe der Revolution wie Giftblasen aufstiegen, berauschten.

Hierher gehört auch der verbrecherische Gedanke des sogenannten Nationalbolschewismus, den einige in der Hoffnung, den westlichen Entente-Faustel mit dem russischen Belzebub austreiben zu können, uns empfehlen möchten. Das ist ein ebenso verhängnisvoller Irrwahn wie der Glaube an die internationale Solidarität des Proletariats, an die nur die verblendeten Deutschen sich anklammern trotz aller Fußtritte, die ihnen dabei von den Sozialisten der ganzen Welt zuteil werden.

Solche Gedanken konnten nur Wurzel fassen, weil es uns an einer wahrhaft göttlichen, erhabenen Idee so tragisch gebrach. Den Krieg haben wir verloren, weil unsere Staatsmänner keine blasse Idee von der Bedeutung der Ideen im Völkerleben hatten. Das beweist genug, daß sie selbst keine Idee von der Politik hatten. Wir gehen völlig zugrunde, wenn wir uns nicht durchringen zu einem großzügigen Gedanken, der die ganze Nation magisch eint in dem Willen zur politischen Wiedergeburt, und der uns vor allem einen aktiven begeisterten Patriotismus anerzieht und uns mit politischer Leidenschaft erfüllt. „Große politische Leidenschaft ist ein löstlicher Schatz. Das matte Herz der Mehrzahl der Menschen bietet nur wenig Raum dafür. Glückselig das Geschlecht, welchem eine strenge Notwendigkeit einen erhabenen politischen Gedanken auferlegt, der groß und einfach, allen verständlich, jede andere Idee der Zeit in seine Dienste zwingt“, sagt Treitschke.

Gibt es aber für einen Deutschen der Gegenwart eine edlere Leidenschaft als den glühenden Wunsch, den so tief gesunkenen deutschen Staat wieder zu heben und das von allen Seiten so schwer bedrängte deutsche Volkstum vor dem völligen Untergang zu bewahren? Daran müssen alle Volksgenossen mit heiligem Eifer einträchtig mitarbeiten. Kommet alle herbei, die von einer deutschen Mutter geboren, helfet alle mit, die ihr ein deutsches Herz in der Brust habt und die ihr noch deutsch denken, fühlen und reden könnt! Handelt auch deutsch und beweist durch die Tat, daß euch kein Opfer zu groß ist für die beseligende Idee, dem geknechteten deutschen Genius ein Wegbereiter neuer künftiger Größe zu werden! Jeder Einzelne muß mitarbeiten am Wiederaufbau des Tempels der deutschen Freiheit.

Am besten nützt heute dem kranken Vaterlande, wer es versteht, die Massen aus dem Irrsal der marxistischen Idee zu befreien, die trotz des schrecklichen russischen Menetekels noch immer in den unruhigen Köpfen des von der Not bedrängten „Proletariats“ spukt. Noch sind viele geblendet von diesem trügerischen roten Irrlicht, das ihnen glückverheißend vor der Seele flackert.

Wie aber gelingt es, die Betörten dem Zauberbann des marxistischen Tollhauses zu entreißen? Mit einer schwächlichen Politik der Mitte, die politische Scharlatane empfehlen, ist ebenso wenig geholfen, wie mit einer geschlossenen Frontstellung des Bürgertums gegen das Proletariat. Das Problem ist in erster Linie ein sittliches und wirtschaftliches. Es gilt, die Massen, die im Zeitalter der durch den hochentwickelten Verkehr rapid gesteigerten Freizügigkeit zu Industriezigeunern und Großstadtnomaden degeneriert sind, wieder auf die Kulturstufe der Sesshaftigkeit emporzuheben.

Aber es genügt nicht, durch Heimstätten Gesetze Gelegenheit zum Siedeln zu schaffen und die Heimatlosen wieder mit dem Boden, dem mütterlichen Nährgrund aller vaterländischen Tugenden, zu verwurzeln oder durch Gewinnbeteiligung in Form von Kleinaktien und dgl. die Kluft zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern zu überbrücken; es ist auch nicht damit getan, den Massen billiges Brot zu verschaffen oder auch sie in den jetzt so beliebten, modegewordenen Volksbildungskursen künstlich geistig aufzupäppeln; dies alles ist ja recht schön und verdienstlich, mag manchmal auch wohl ersprießlich sein, aber dem „Proletariat“ genügt das nicht, um sein tiefeingefressenes Mißtrauen, seinen Haß gegen die „kapitalistische Bourgeoisie“ zu ersticken. Er will mehr, er verlangt buchstäblich soziale Gleichberechtigung: Es ist das Ringen des Schwielenmannes nach Anerkennung auch seiner Menschenwürde von denen, die sich bisher im Bewußtsein ihrer wirtschaftlichen oder geistigen Überlegenheit über den im Zeitalter des krassesten Materialismus früher oft genug wirklich ausgebeuteten und darum physisch und sittlich entarteten Proletariat überhoben und sich was Besseres dünkten. Hierin liegt das Geheimnis, wie wir den Marxismus überwinden können: Durch die Idee der Brüderlichkeit, die alle Volksgenossen, hoch und nieder, reich und arm zu einer echten Volksgemeinschaft vereinen muß. Es gilt eine Sozialisierung des Gemeinseins. Aber die oberen Schichten müssen vorangehen durch ihr Beispiel. Das „Volk“ will nicht bloß Worte hören, es will Taten sehen. Er töten wir erst den Klassen- und Gesellschaftspartikularismus, dann fällt das politische Kartenhaus der marxistischen Propheten bald von selbst zusammen, verlieren die Führer-Kaditalinakis rasch ihren Anhang, und es erhebt auf dem Boden der sozialen Einigung die todestroge, knechtschaftbrechende Notgemeinschaft aller Deutschen.

Wieder gelten für uns die Worte, die Friedrich Theodor Fischer ums Jahr 1850 seinen Landskuten zugerufen hat: „Mindestens eine Generation wird hingehen, bis Deutschlands Genius rettend durchgreift. Wir müssen resignieren darauf, den Anfang noch zu erleben. Dies gehört zum Schwersten: mit dem glühenden Durst, ein Vaterland zu haben, mit dem brennenden Schmerz, einem verachteten Volk anzugehören, sich ins Grab zu legen ohne Labung, ohne das gelobte Land geschaut zu haben, das ist ein schweres Los. Unsere Enkel werden sich mitleidig erzählen von den Vätern, die da lebten zu der Zeit, wo der Ausländer dem Deutschen ins Gesicht spucken durfte, ohne daß eine Hand in der Heimat sich für ihn regte. Das Gefühl dieses Lebensschmerzes, dieses schmachvollen Schattenlebens soll eben selbst der Hebel der Rettung werden. Es tiefer und tiefer in uns einzugraben, es zu verbreiten in alle Herzen, das ist unsere Lebensaufgabe.“ Hier haben wir mit prophetischen Worten, die wie Pfeile sich in unser Herz einbohren, die Grundzüge der Idee, die für die nächsten Jahr-

zehnte unser ganzes völkisches Leben beherrschen muß, klar ausgesprochen vor uns. Nehmen wir sie uns zur Richtschnur!

Doch das allein genügt noch nicht. Gewiß haben die Ideen große Bedeutung im Staats- und Völkerleben, aber sie allein bewegen politische Mächte nicht vorwärts. Was sind Ideen ohne die Tat von Männern? Männer machen die Geschichte, Ideen werden nur durch Männer verwirklicht. Sie selbst sind lustige Nebelgebilde im Reiche der politischen Wolken und Winde, wo alles durcheinanderfließt. „Wohl arbeiten sie in der Geschichte, aber sie einzuprägen in den spröden Stoff ist nur dem Genius beschieden, der sich in der Persönlichkeit eines bestimmten Menschen zu einer bestimmten Zeit offenbart.“ Jetzt ist die Stunde der Männer gekommen. Wo ist der Mann, der über die Zerküftung des Volkes hinweg den echt deutschen Geist wieder lebendig macht in den Tiefen der Volksseele und die verirrtten Massen aufs neue begeistert für das hohe Ideal der Größe des Vaterlandes, der das völkische Empfinden weckt und die Herzen aller in Blut und Brand setzt für das deutsche Wesen?

„Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal einer, der ein Mittelpunkt
Für viele Tausende wird, ein Halt; — sich hinstellt
Wie eine feste Säul', an die man sich
Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht!“

(Mar in Piccolo mini I, 4.)

Neues junges Leben geht nur aus den Taten einzelner hervor, welche diese Taten als Gliedganze eines Volkes in dem Geist, in den Gesinnungen ihres Volkes tun. Allein ein solcher Held kann heute nur dann hochkommen und sich behaupten, wenn Massen ihn gleichsam von selbst auf den Schild erheben und vertrauensvoll zu ihm als Führer, als Retter aus der Not, aufblicken. Sehr richtig bemerkt deshalb Freiherr von Liebig in seiner beherzigenswerten Schrift, „Wege zur politischen Macht“:¹⁾ „Ein neuer Bismarck ist nur möglich, wenn er vom Vertrauen einer größeren nationalen Menge bereits getragen wird, noch ehe er sich als ein Bismarck durch die Tat bewährt hat. Er wird einer außerordentlich großen Summe blinden Vertrauens bedürfen, um überhaupt wirken zu können.“ Deshalb fordert Liebig mit Nachdruck, daß man im nationalen Lager erst all den Männern systematisch den Weg bereite, die dereinst als Stütze des ersehnten „Mannes“ in Betracht kämen, damit er an ihnen die Plattform fände, von der aus er seine Wirksamkeit entfalten könne. Denn nur dann, wenn die überwiegende Mehrheit des Volkes freudig sich ihm unterordnet, kann er segensreich wirken. Ein Usurpator würde sich in heutigen Zeitumständen wohl nur kurze Zeit behaupten können. Erst müssen Männer die Massen aus dem Rausche des Materialismus befreien, dann wird von selbst die Bahn frei für den, der von der Vorsehung berufen ist, Deutschland wieder emporzuheben aus dem Staube der Knechtschaft.

¹⁾ J. J. Lehmanns Verlag, München 1921.

Deutsch und Reichsdeutsch.

Von Karl August Fischer.

Vor dem Kriege gab es auf der Erde außerhalb des Deutschen Reiches rund 30 Millionen Deutsche (nicht eingeschlossen rund 10 Millionen Niederdeutsche — Holländer, Flamen, Buren usw.). Der Raubfriede von Versailles hat weitere 3,6 Millionen Deutsche vom Deutschen Reich abgetrennt. Von den außerhalb des Deutschen Reiches wohnenden Deutschen besitzt nur ein ganz geringer Teil die deutsche Reichsangehörigkeit.

Allen den Auslandsdeutschen, die nicht die deutsche Reichsangehörigkeit besitzen, ist ein böses Mißgeschick widerfahren: sie sind nach dem amtlichen Sprachgebrauch des Deutschen Reiches keine Deutschen, denn „Deutscher ist, wer die Staatsangehörigkeit in einem Bundesstaat oder die unmittelbare Reichsangehörigkeit besitzt“ (§ 1 des Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetzes vom 22. Juli 1913). Die Entstehungsgeschichte dieses Sprachgebrauches ist kurz. Im alten Römischen Reich deutscher Nation und im Deutschen Bund gab es die Bezeichnung „Deutscher“ als politischen, staatsrechtlichen Begriff nicht. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes vom 17. April 1867 und das Gesetz des Norddeutschen Bundes über die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870 haben den Begriff des „Norddeutschen“ erfunden, d. i. des Angehörigen eines zum Norddeutschen Bunde gehörenden Staates. Und die Verfassung des Deutschen Reiches vom 16. April 1871 hat dann einfach das Wort „Norddeutsch“ durch das Wort „Deutsch“ ersetzt; siehe den Vertrag betr. den Beitritt Bayerns zur Verfassung des Deutschen Bundes vom 23. November 1870, in dessen Ziff. II § 26 bestimmt ist, daß eine Anzahl von Gesetzen des Norddeutschen Bundes zu Gesetzen des Deutschen Bundes erklärt werden und daß, wo in diesen Gesetzen von dem Norddeutschen Bund, dessen Verfassung, Gebiet, Mitgliedern oder Staaten, Indigenat, verfassungsmäßigen Organen, Angehörigen, Beamten, Flagge usw. die Rede ist, der Deutsche Bund und dessen entsprechende Beziehungen zu verstehen sind.

Damit war nun, zunächst und an sich nur als ein technischer Notbehelf der Bürokratie, glücklich der „staatsrechtliche Begriff“ des „Deutschen“ da. Deutsch, ursprünglich und zu allererst die Bezeichnung für die deutsche Sprache, dann, als ethnographischer Begriff, die Bezeichnung für den zur deutschen Sprache und Stammesgemeinschaft Gehörenden, sollte jetzt nur noch die staatsrechtliche Zusammengehörigkeit von kaum zwei Dritteln des deutschen Volkes bezeichnen; ein jahrtausendalter ehrwürdiger Sprachgebrauch war mit einem Federstrich beiseite geschoben. Das Schlimme war, daß der Durchschnittsreichsdeutsche auch im täglichen Leben gedankenlos diesem unsinnigen amtlichen Sprachgebrauch gefolgt ist. Die neue, enge, staatsrechtliche Bedeutung, die das Wort „Deutscher“ durch die Gesetzgebung des Deutschen Reiches bekommen hat (eine besonders hübsche Blüte ist 3. B. die Umschreibung von Reichsangehörigkeit durch „die Eigenschaft eines Deutschen“, Zivilprozeßordnung § 111); machte sich auch im alltäglichen Leben immer mehr als die alleinherrschende breit, auf Kosten der ursprünglichen, weiten, völkischen Bedeutung, die allmählich, wenn auch nicht ganz verloren gegangen, so doch sehr zurückgetreten ist. Der reichsdeutsche, amtliche und alltägliche Sprachgebrauch hat einfach den Sprachgebrauch anderer Völker nachgeahmt, dabei aber nicht bedacht, daß sich eines nicht für alle

scheidet, daß bei anderen Völkern ganz andere tatsächliche Verhältnisse zugrunde liegen. Es ist ein Unterschied, ob sich Volksgrenzen und Staatsgrenzen ganz oder annähernd decken (wie z. B. bei Franzosen oder Italienern), oder ob ein Drittel aller Volksgenossen, d. i. der durch gleiche Abstammung und gleiche Sprache verbundenen Menschen, den mannigfachsten fremden Staaten angehört. Es gibt ja auf der ganzen Erde kein anderes, großes oder kleines, Volk mehr, dessen Volksgrenzen und Staatsgrenzen sich so wenig decken, besser gesagt, so unerträglich auseinanderfallen wie beim deutschen Volk.

Die der deutschen Sprache aufgepfropfte zwiespältige Bedeutung des Wortes Deutsch hat eine allgemeine Verwirrung der Begriffe gebracht und auch sonst die unerfreulichsten Folgen gehabt. Die im Gebiete des Deutschen Reiches sitzenden Bruchstücke fremder Völker (Polen, Franzosen, Dänen u. a.) waren nun plötzlich zu „Deutschen“ gemacht. Andererseits, was viel schlimmer war, wurden alle Deutschen fremder Staatsangehörigkeit zu „Nichtdeutschen“ gestempelt. Der Sprachgebrauch des täglichen Lebens ging ja viel weiter, als der Gesetzgeber ursprünglich wohl vermeint hatte — er schloß, unbewußt, aber doch sehr treffsicher, den Nichtreichsdeutschen nicht nur vom deutschen Staat, sondern auch vom deutschen Volkstum aus. Kam also ein Deutscher mit fremder, sagen wir z. B. russischer Staatsangehörigkeit, etwa ein Balte oder ein Wolgadeutscher ins Deutsche Reich, so wurde er amtlich und gesellschaftlich nicht als Deutscher, sondern ungeachtet allen Widerspruches, stets als Russe bezeichnet und behandelt, eine Quelle unausgesetzter Kränkung für den betreffenden fremdstaatlichen Deutschen, der gar oft ein weit besserer Deutscher war als der binnenländische, sicher wohnende Reichsdeutsche. Im günstigsten Fall bezeichnete man den Deutschen russischer Staatsangehörigkeit als „Deutsch-Russen“, damit also als „Russen“. Das ist deswegen so grundfalsch, weil das Wort „Russe“ nicht staatsrechtliche, sondern ausschließlich ethnographische Bedeutung hat, die staatsrechtliche Bezeichnung ist „russischer Untertan“. Auch beim Russen fallen, wenn auch in anderer Weise wie beim Deutschen, Volksgrenze und Staatsgrenze nicht zusammen; der Russe unterscheidet aber, sprachlich viel feinfühligere als der Reichsdeutsche, genau zwischen Stammes- (Volks-)zugehörigkeit und Staatsangehörigkeit: es ist ihm nie eingefallen, die vielen nichtrussischen Völker und Völkerteile, die im früheren Russischen Reich saßen (Deutsche, Polen, Litauer, Letten, Esten, Rumänen, Juden, Armenier usw. usw.) als „Russen“ zu bezeichnen, sie waren ihm lediglich „russische Untertanen“. Damit nicht genug: die russische Sprache unterscheidet auch, uns zum Vorbild, genau zwischen deutsch und reichsdeutsch. Der Russe spricht von der deutschen Sprache (njemezki jasyk) und von der deutschen Literatur (njemezskaja literatura), aber vom reichsdeutschen Konsul (germanski konsul) oder vom reichsdeutschen Kaiser (germanski imperator), er spricht von einer deutschen Zeitung (njemezskaja gaseta), wenn er eine in deutscher Sprache gedruckte Zeitung meint, aber von einer reichsdeutschen Zeitung (germanskaja gaseta), wenn er eine im Deutschen Reich erscheinende Zeitung bezeichnen will; er bezeichnet den, der deutschen Stammes ist und die deutsche Sprache als Muttersprache spricht. — gleichgültig welchem Staat er angehört — als Deutschen (njemez), den Reichsdeutschen aber als reichsdeutschen Untertanen (germanski poddanni). Ganz interessant ist auch, wie sich der deutsche Kolonist an der Wolga und in Südrussland zu helfen gewußt hat: er ist ja ebenso Deutscher wie ein beliebiger Reichsdeutscher, zur Unterscheidung der Staatsangehörigkeit aber nennt er sich „Rußländer“, den Reichsdeutschen „Deutschländer“.

Der reichsdeutsche Sprachgebrauch dagegen, unlogisch und alle Begriffe durcheinander werfend, schlägt sich fortwährend selbst ins Gesicht. Neben dem „Deutschrussen“ kennt die deutsche Sprache auch einen „Deutschpolen“: darunter versteht oder verstand man einen Polen deutscher Reichsangehörigkeit, also in der Regel einen in den preussischen Provinzen Posen oder Westpreußen oder Oberschlesien sitzenden Polen. Die Vorsilbe Deutsch- hat also im ersten Fall ethnographische, im zweiten Fall staatsrechtliche Bedeutung. Etwas richtiger ist der Sprachgebrauch im zweiten Falle insofern, als das Wort Deutschpole einen Polen bezeichnet, während der sogenannte Deutschruss in Wirklichkeit ein Deutscher ist. Ähnlich der Bildung Deutsch-Pole bezeichnete Deutsch-Däne den in Nordschleswig sitzenden Dänen deutscher Reichsangehörigkeit. Dem inkonsequenten reichsdeutschen Sprachgebrauch wird es wahrscheinlich nicht darauf ankommen, nunmehr, wo an die 100 000 Deutsche unter dänischer Herrschaft leben, den Deutschen dänischer Staatsangehörigkeit als Deutsch-Dänen zu bezeichnen (nach Analogie der Bildung „Deutsch-Russe“), und vermutlich wird es auch nicht lange dauern, bis den Deutschen nunmehriger polnischer Staatsangehörigkeit, unsern abgetrennten Brüdern in der preussischen Ostmark wie den in Kongresspolen und Galizien sitzenden Deutschen, die Bezeichnung „Deutsch-Pole“ angehängt ist. Die Bildung „Deutsch-Franzose“ für die 200 000 im Elsaß und in Lothringen sitzenden Welschen dagegen hat die deutsche Sprache doch vermieden, sie erschien offenbar als allzu widersinnig. Von allen im Deutschen Reich gebräuchlichen Vindelstrich-Bildungen sind die Bezeichnungen Deutsch-Amerikaner und Deutsch-Schweizer die vertretbarsten, da hier die erste Worthälfte die richtige reinvölkische Bedeutung, die zweite Hälfte nur staatsrechtliche Bedeutung hat, da also hier die beiden Worthälften nicht einander ausschließen (wie beim Deutsch-Russen und Deutsch-Polen); entsprechendes gilt vom Deutsch-Argentinier und Deutsch-Brasilianer. — Das Wort Deutschtum, insbesondere in der Verbindung „Deutschtum im Auslande“, ferner das Wort Auslandsdeutscher, hat, nicht zuletzt dank der Arbeit des „Vereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande“, im allgemeinen die ursprüngliche, weitere, völkische Bedeutung behalten. Aber auch diese Worte hat die reichsdeutsche Gesetzesprache angetastet; für sie ist „Auslandsdeutscher“ nur der im Ausland wohnende Reichsdeutsche (3. B. Reichsgesetz gegen die Steuerflucht § 20), und unter „Deutschtum im Auslande“ verstand und versteht man amtlich nur die Leute, die „in die Matrikel eines Bundeskonsulats“ (§ 21 des früheren Staatsangehörigkeitsgesetzes vom 1. Juni 1870) eingetragen sind.

Es hat natürlich immer Leute gegeben, die sich dieser Zusammenhänge mehr oder weniger bewußt waren, aber es waren ihrer verhältnismäßig wenige, und sie hatten im Deutschen Reich wenig zu sagen. So hat schon 1886 Paul de Lagarde bitter grollend feststellen müssen: „Ubrigens beruht es auf recht mangelhafter Kenntnis der Geschichte, wenn von einer 1871 erfolgten Wiederherstellung eines Deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde geredet wird: von Karl dem Großen bis zum Reichsdeputationshauptschlusse gab es nur ein römisches Reich deutscher Nation und einen römischen Kaiser. Und Deutsche leben auch außerhalb des jetzigen Deutschen Reiches, das wie ein dreibeiniger Löwe durch die Geschichte hinkt: in Oesterreich über acht, in dem trotz des Deutschen Reiches sie mit hunnischer Brutalität behandelnden Ungarn fast zwei Millionen. Die Deutschen draußen bleiben unser Fleisch und Blut: wir bewundern diejenigen gar nicht, welche jene vergessen haben, weder die Staatsmänner und Fürsten,

noch die fast fünfundvierzig Millionen Nicht-Staatsmänner und Nicht-Fürsten, welche der zehn Millionen nicht gedenken.“ — Wenn es richtig ist, daß sich eines Volkes geistiges Wesen sinnfällig in seiner Sprache ausdrückt, so offenbart uns der mehrfach beredete Sprachgebrauch des Reichsdeutschen nicht nur große Gedankenlosigkeit, sondern auch einen bedauerlichen Mangel an Volksgefühl und völkischem Instinkt, eine ebenso bedauerliche Unfähigkeit zur propagandistischen Ausmünzung geographischer Tatbestände und viel beschränkte Anmaßung und satte Selbstzufriedenheit — meinte doch der Reichsdeutsche nach 1871 allen Ernstes, sein Klein-Deutschland sei der Inbegriff alles Deutschen in der Welt. Selbstverständlich ist all dieses nicht oder nicht überwiegend dem Gesetzgeber des Jahres 1870 zur Last zu legen. Es zeigen sich hier eben die Folgen der ausschließlich kleindeutschen Einstellung, wie sie nach 1870/71 im Deutschen Reiche herrschend wurde. Viel hat vor allem der Schulunterricht — von der Volksschule bis zur Hochschule — auf dem Gewissen, der an den Deutschen außerhalb des Reiches, also an den für uns wichtigsten erdtüchtlichen und geschichtlichen Beziehungen, blind vorübergegangen ist.

Die Deutschen außerhalb der Reichsgrenzen waren, richtig verstanden, unser wertvollster politischer Aktivposten, und darum war dieses Vergessen und Nichtachten für uns politisch durchaus schädlich. Wenn wir Reichsdeutschen uns der völkischen und kulturellen Bande, die uns mit den Deutschen außerhalb der Reichsgrenzen verknüpfen, mehr erinnert hätten, wenn uns das Dasein der Deutschen außerhalb des Reiches nicht nur eine Erinnerung, sondern auch eine Mahnung und eine Hoffnung gewesen wäre, so hätten wir politische Gedanken von großer Schwungkraft gehabt; was solche politische Ideen wert sind, lehrt uns das Beispiel anderer Völker. Wir können heute gar nichts wichtigeres tun, als diese Dinge unablässig unserem Bewußtsein einzuhämmern. Erst wenn wir den vielbewegten, mannigfaltigen und stets hochinteressanten Schicksalen der Deutschen außerhalb der Reichsgrenzen nachgehen, erhalten wir ein Gesamtbild von der zugleich großartigen und jammervollen Geschichte des deutschen Volkes. Wir brauchen gar nicht ausschließlich an die deutsche Siedelung über See und an die deutsche Wanderung über ganz Osteuropa bis tief nach Asien hinein zu denken. Wissen es alle Reichsdeutschen, geben sie sich täglich davon Rechenschaft, daß nicht einmal der allereigenste deutsche Sprach- und Stammesboden, das Gebiet der alten linkselbischen deutschen Stämme, der Baiern, Alemannen, Franken, Sachsen, Friesen ungeteilt zum Deutschen Reiche gehört? Sind wir alle uns stets dessen bewußt, daß das Stammesgebiet der Baiern (Bajuwaren) heute auf 6 europäische Staaten (Deutsches Reich, Österreich, Italien, Tschechei, Ungarn, Südslavien) verteilt ist, daß der Volksboden der Alemannen (Schwaben), des geistig fruchtbarsten aller deutschen Stämme, zur Schweiz, zu Frankreich (Elsaß), zu Österreich (Vorarlberg) und nur zum kleineren Teile zum Deutschen Reich gehört; daß ebenso der Stamm der Franken (einschließlich der Niederfranken) zu einem großen Teil nicht zum Deutschen Reich, sondern zu Frankreich (Lothringen), Luxemburg, Belgien (Arlon, Eupen, Malmedy), Holland (Limburg) gehört? Wir haben die Pflicht, die Zugehörigkeit dieser und aller anderen außerhalb der Reichsgrenzen lebenden deutschen Volksgenossen zum deutschen Volkstum, zur deutschen Sprach- und Stammesgemeinschaft zu betonen, stets aufs neue nachdrücklich zu betonen. Wir können das aber nur tun, wenn wir dem Worte „deutsch“ jede staatsrechtliche Bedeutung nehmen und es rein in seinem ursprünglichen völkischen und kulturellen Sinne verstehen. Bezeichnen wir Deutsche im Reich uns als die Deutschen

schlechtthin, so bleibt neben uns kein Raum für andere Deutsche, und Deutsch-Schweizer und Elsäßer, um einmal diese als Beispiel anzuführen, sind dann von Rechts wegen keine Deutschen mehr, denn sie wollen, auch wo sie sich ihres deutschen (alemannischen) Volkstums durchaus bewußt sind, mit dem Deutschen Reich nichts zu tun haben, und wir können das derzeit nicht ändern. Bezeichnen wir aber uns als Reichsdeutsche, so sind wir nur ein Teil des großen deutschen Volkes, und andere Teile im Süden und Westen, im Osten und Norden stehen dann gleichberechtigt neben uns und bilden mit uns die Gesamtheit des deutschen Volkes.

Es ist demnach notwendig, zwischen deutsch und reichsdeutsch sprachlich streng zu unterscheiden, das Wort deutsch in seine alte ehrwürdige Bedeutung uneingeschränkt wieder einzusetzen, zur Bezeichnung der staatsrechtlichen Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche aber ausschließlich das Wort reichsdeutsch zu gebrauchen. Das Wort reichsdeutsch braucht nicht erst neu gebildet zu werden, es gehört unserer Sprache bereits an; es ist wohl unter den Deutschen im Auslande entstanden und ist in neuester Zeit ganz verschämt sogar schon in die Gesetzesprache eingedrungen (Verordnung über die Freimachung von Arbeitsstellen usw. vom 28. März/1. Dez. 1919, RGBl. S. 385 und 1936; Verordnung über Erwerbslosenfürsorge vom 1. November 1921, RGBl. S. 1837). Es steht also gar nichts im Wege, eine ganz kurze gesetzliche Bestimmung (ähnlich der oben angeführten Ziffer II § 26 des Vertrags vom 23. Nov. 1870) zu erlassen des Inhalts, daß in allen Gesetzen des Deutschen Reichs und der deutschen Bundesstaaten die Worte Deutscher, Deutsche, deutsch, soweit sie Angehörige, Gebiet, staatliche Einrichtungen, Gesetze usw. des Deutschen Reiches bezeichnen, durch die Worte Reichsdeutscher, Reichsdeutsche, reichsdeutsch zu ersetzen sind. Es steht auch gar nichts im Wege, die sämtlichen Reichsgesetze und deren Paragraphen, die hiervon betroffen werden, einzeln aufzuführen; es sind das in der Hauptsache das Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz, das Bürgerliche Gesetzbuch (§ 1785), das Einführungsgesetz zum BGB., das Gerichtsverfassungsgesetz, die Zivilprozeßordnung, das Gesetz über die freiwillige Gerichtsbarkeit, die Strafprozeßordnung, das Strafgesetzbuch, das Konsulargerichtsbarkeitsgesetz, die Seemannsordnung, das Unterstützungswohnsitzgesetz, die Reichsversicherungsordnung (§ 12), das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb, das Warenzeichenschutzgesetz, das Gebrauchsmusterschutzgesetz, das Gesetz über das Flaggenrecht der Kauffahrteischiffe, das Reichsversorgungsgesetz, das Reichsausgleichgesetz, das Erbschaftssteuergesetz, das Einkommensteuergesetz. Vor allem muß die Bezeichnung Deutscher usw. da verschwinden, wo es sich um die Reichsangehörigkeit natürlicher Personen handelt, oder z. B. in § 40 der Strafprozeßordnung, wo von einem „deutschen Blatt“ die Rede ist — denn deutsche, d. h. in deutscher Sprache gedruckte Blätter gab und gibt es auch außerhalb der Reichsgrenzen in aller Herren Ländern in großer Zahl. Verschwinden müssen auch die Zusammenfassungen „Auslandsdeutsche“ und „Nichtdeutsche“; diese beiden besonders verwirrenden Bezeichnungen sind Errungenschaften neuerer Steuergesetze (z. B. Gesetz gegen die Steuerflucht, Erbschaftssteuergesetz, Einkommensteuergesetz). Es ist ja durchaus nicht an dem, daß die Gesetzgebung des Deutschen Reiches den von ihr erfundenen Ausdruck „Deutscher“ nun folgerichtig festgehalten hätte, sie wendet statt dessen recht häufig und in bunter Willkür auch andere Ausdrücke an, z. B. findet sich „Reichsangehöriger“ schon in mehreren älteren (Freizügig-

Leitgesetz, Gesetz über das Flaggenrecht der Kauffahrteischiffe, Urheberrechtsgesetze, Vereinsgesetz) und in einer ganzen Reihe neuerer Gesetze, manchmal auch „deutscher Reichsangehöriger“ (z. B. Erbschaftsteuergesetz) oder „Angehöriger des Deutschen Reiches“ (z. B. Reichs-Totopfergesetz), oder „Reichsdeutscher“ (in den oben angeführten beiden Verordnungen), auch „Inländer“ und „inländisch“; und zuweilen werden in einem und demselben Gesetz mehrere gleichbedeutende Bezeichnungen nebeneinander gebraucht, z. B. im Reichsversorgungsgesetz, im Reichsausgleichsgesetz, im Erbschaftsteuergesetz.

Gegen den hier gemachten Vorschlag lassen sich parteipolitische, rechtliche oder technische Bedenken nicht wohl geltend machen; seine ideellen und praktischen Vorteile müssen jedem einleuchten, dessen Blick über die Grenzen des Deutschen Reiches hinüberreicht. Haben wir erst einmal den richtigen Sprachgebrauch in der Amtssprache, so ist mit allem Nachdruck darauf hinzuwirken, daß auch die Sprache des täglichen Lebens richtig gehandhabt werde; insbesondere Zeitungen, staatsrechtliche, erdkundliche, geschichtliche, volkskundliche, politische Schriftsteller, Parlaments- und Festredner müssen sich an peinlich genaue Ausdrucksweise (und damit auch an Klarheit der Gedanken) gewöhnen. Die Begriffe deutsch und reichsdeutsch dürfen nicht mehr durcheinander geworfen werden. Der Deutsche ist immer und in jedem Fall als *Deutscher* zu bezeichnen, nicht als Russe oder Pole oder sonst etwas. Die in Rußland lebenden und dem russischen Staat angehörigen Deutschen sind also als „Deutsche russischer Staatsangehörigkeit“ oder als „Rußlanddeutsche“ zu bezeichnen. Die Balten sind nach wie vor als Aurländer, Liwländer oder Estländer zu bezeichnen, denn diese drei Benennungen haben die Bedeutung deutscher Stammesbezeichnungen gewonnen; müssen sie nach ihrer neuen derzeitigen Staatsangehörigkeit unterschieden werden, so sind sie „Deutsche lettländischer (estländischer) Staatsangehörigkeit“, vielleicht auch „Lettland-(Estland-)Deutsche“, nicht aber „Deutsche lettischer (estnischer) Staatsangehörigkeit“ (denn lettisch und estnisch sind wieder ethnographische Bezeichnungen), und noch viel weniger „Deutsch-Letten“ oder „Deutsch-Esten“ — auch diese fürchterlichen Benennungen kann man schon zuweilen von Reichsdeutschen hören, und manchmal werden die deutschen Balten von unwissenden Leuten sogar als „Letten“ und „Esten“ schlechtbin bezeichnet! Dementsprechend darf es auch keine „Deutsch-Polen“ oder „Deutsch-Rumänen“ oder „Deutsch-Serben“ oder „Deutsch-Italiener“ geben, sondern nur *Deutsche* polnischer, rumänischer, südslavischer, italienischer Staatsangehörigkeit, soweit nicht die landschaftlichen Bezeichnungen im einzelnen Fall oder allgemein vorzuziehen sind (z. B. Südtiroler, Siebenbürger, Banater, bessarabische, bosnische usw. Deutsche, ebenso Wolgadeutsche, südrussische Deutsche, Sudetendeutsche u. a.); die in Transkaukasien sitzenden Deutschen sind nicht Georgier oder Aserbeidschaner oder „Deutsch-Georgier“ usw., sondern „Deutsche georgischer (aserbeidschanischer) Staatsangehörigkeit“. Diese Beispiele mögen genügen.

Man halte die hier vorgetragenen Forderungen nicht für kleinliche Wortklauberei. Richtige Handhabung der deutschen Sprache ist an sich schon nichts Kleinliches. Die richtige Unterscheidung zwischen deutsch und reichsdeutsch aber hat große politische, völkische und kulturelle Vorteile. Diese Unterscheidung drückt zweierlei aus: unsere bescheidene Erkenntnis, daß wir Reichsdeutsche doch nur ein Teil des ganzen deutschen Volkes sind, damit aber auch unseren Glauben an ein über die Grenzen des Deutschen Reiches hinausreichendes großes deutsches Volkstum.

Der rote Krebs.

Von Oberfinanzrat Dr. Bang.

In meinem Aufsatze über die drei deutschen Erbfehler im April- und Maiheft dieser Zeitschrift war unter Hinweis auf die wertvollen Arbeiten Ludendorffs und Bauers bedauert worden, daß die von den Verfassern gewonnenen politischen Erkenntnisse — insbesondere hinsichtlich des ungeligen Reichszerstörers Bethmann — nicht schon bei Amtsantritt während des Krieges klar erfasst und von ihnen zur Grundlage politischer Entschliebung gemacht worden seien. Es war dabei weiter gesagt worden, daß die erschütternde Darstellung Ludendorffs (Kriegführung und Politik) und Bauers (Der große Krieg) in keiner Weise übertrieben erscheint und jedenfalls allen denen nichts neues sagt, die die wenig beneidenswerte Gelegenheit hatten, das Zustandekommen unseres Unglücks mit gebundenen Händen aus der Nähe kennen zu lernen. Um dem naheliegenden, hier und da wohl auch geäußerten Einwande zu begegnen, daß man immer klüger sei, wenn man vom Rathaus komme, gebe ich der Anregung Folge, eine während meiner Amtszeit in einer unserer ehemaligen Bundesregierungen von mir verfaßte Denkschrift über die „Stellung zur Sozialdemokratie“ zu veröffentlichen. Es geschieht dies auch um deswillen, weil die in ihr behandelte Frage trotz all der fürchterlichen Erfahrungen der letzten Jahre, die auch Stoßblinde hätten sehend machen können, für viele immer noch ein „Problem“ ist, und weil Charakterchwäche und politische Farbenblindheit auf der einen Seite, unfruchtbare Parteischlauheit der Taktiker der „positiven Mitarbeit“ auf der andern Seite mit den falschen Stichworten von „Einigkeit“, „Geschlossenheit“ usw. die Heilung unseres Volkes von seiner schwersten Erkrankung immer noch verhindern. Hier liegt das eigentliche, ja vielleicht einzige „Problem“ unserer geisteskranken Zeit.

Die im folgenden abgedruckte Denkschrift ist verfaßt am 6. April 1917. Zur Beruhigung derer, die mit ihrem Inhalt nicht einverstanden sind, sei bemerkt, daß ihr ein Erfolg selbstverständlich versagt blieb. Sonst wären ja ihre Voraussetzungen auch nicht eingetroffen.

* * *

Unter „Sozialdemokratie“ werden im folgenden nicht die sozialdemokratisch wählenden Massen, sondern deren Führer verstanden. Zwischen beiden ist ein wesentlicher Unterschied. Das hat zum Unfegen für Kaiser und Reich die Reichsleitung von Anfang des Krieges an vergessen. Sie identifiziert zu Unrecht politische Sozialdemokratie und Arbeiterschaft. Daß diese aus einer gänzlich verfehlten Psychologie und aus gänzlichem Mangel an realpolitischen Fähigkeiten stammende Gleichsetzung in den Tatsachen der Wirklichkeit keine Begründung findet, ist mittelbar auch von sozialdemokratischer Seite selbst zugegeben worden. Erst die falsche Politik der Reichsleitung, die sich von vornherein willenlos unter das Joch der Scheidemann und Gen. beugte, hat es schließlich fertig gebracht, den sozialdemokratischen Führern die Macht über die Gemüter der Massen wieder zu verschaffen, die sie im August 1914 völlig verloren. (Was übrigens die Kriegszielfrage anlangt, stehen die Massen noch heute nicht hinter der sozialdemokratischen Führerschaft). Die vorstehend gekennzeichnete falsche Ein-

stellung der Politik der Reichsleitung war von Anfang an überaus verhängnisvoll und wird mehr und mehr zu einer schweren politischen Schuld. Der Reichskanzler hat es in einer geradezu unbegreiflichen Verlehnung der in Betracht kommenden Verhältnisse bei Kriegsausbruch versäumt, die soz. Bewegung einer Gesundung im vaterländischen Sinne entgegenzuführen. Denn damals bot sich einem überlegenen und weitblickenden Staatsmann auch in dieser Hinsicht die geschichtliche Stunde: die voraussichtlich nie wiederkehrende Möglichkeit einer sofortentscheidenden Auseinandersetzung des nationalen und monarchischen Staatsgedankens mit der republikanisch-kommunistischen Bewegung. Der Alkmut des Reichskanzlers, oder aber seine Sorge, daß mit einem national besetzten Reichstag die in gänzlicher Verlehnung des Wesens des Krieges als „Versöhnungs- und Verständigungspolitik“ in Aussicht genommene Kriegspolitik schlechterdings nicht zu führen gewesen wäre, haben die Sozialdemokratische Partei vor der sicheren Katastrophe gerettet, ihren aufs äußerste gefährdeten Einfluß auf die Massen erhalten und dadurch die Gesundung des Reichs von einer lebensgefährlichen, todbringenden Krankheit verhütet. Dabei ist unser Volk zur Ablenkung des Blickes von Fehlern der auswärtigen Politik zu einer ungesunden und gefährlichen Überschätzung der innerpolitischen Fragen mit Vorbedacht erzogen worden. Die Verewigung und Verschärfung des Klassenkampfes in Deutschland geht durchaus zu Lasten der Politik der Reichsleitung; erinnert sei hier u. a. an die amtliche Unterdrückung der nationalen und wirtschaftsfriedlichen Arbeiterbewegung zu Ehren der soz. Gewerkschaften, so z. B. bei den Hilfsdienstausschüssen. Heute wird nicht mit Unrecht der lediglich durch die amtliche Berliner Politik hochgekommene Agitator Scheidemann als der eigentliche Kanzler bezeichnet. Jedenfalls regiert die Angst vor ihm und Seinesgleichen. Wir sind schließlich auf dem Wege des staatsgefährlichen „Versöhnungsturkes“ gegenüber der Sozialdemokratie dahin geraten, daß man aus Angst vor der durch die eigene falsche Politik erst zur Möglichkeit gewordenen sozialen Revolution die Verfassungsrevolution von oben predigt. Wer die Augen in den Bundesregierungen nicht mit Gewalt vor der Wirklichkeit verschließt, muß zugeben, daß dies in alle Wege keine Übertreibungen sind. Für die Monarchie bedeutet aber eine demokratische Verfassungsrevolutionierung zu Ehren der sozialistischen Parteiführung nichts anderes als Selbstmord aus Furcht vor dem Tode. Hierüber helfen alle „realpolitischen“ Einkleidungen und „psychologischen“ Stichworte der Berliner Politik nicht hinweg. Wer seit August 1914 bis heute die Politik hat führen oder gutheißen können, die geführt worden ist, hat weder von politischer Psychologie, noch überhaupt von politischen Realitäten eine Ahnung. Die Zeiten sind — auch für die durch Berlin in Mitleidenschaft gezogenen Throne der bedrohten Bundesstaaten — zu ernst, als daß den Wahrheiten nicht mit Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit ins Antlitz geschaut werden müßte.

Zur Widerlegung einiger in letzter Zeit von Berlin aus propagierter, besonders gefährlicher Irrtümer sei auf folgendes kurz hingewiesen.

1.

Es ist ein Irrtum, daß die „Sozialdemokratie“ als solche am 4. August 1914 eine vaterländische Partei geworden sei, weil sie die Heeresgefolgschaft nicht

versagt und den Kriegskrediten zugestimmt habe. Glaubt wirklich ein Ernsthafter, daß dieselbe Sozialdemokratie am 4. August 1914 plötzlich umlernte, die noch wenige Tage vorher in der wütesten Weise gegen das eigene Vaterland hetzte und in hochverräterischen Auslassungen die Hoffnung des Auslands auf einen Sieg über Deutschland bekräftigte? Es sei bloß an Dresden erinnert; man denke an die für den 23. Juli 1914 angesetzten sechs Massenversammlungen und den Inhalt der Einladungen dazu, wo von einem „Überfall“ auf die Tripelentente die Rede ist und es u. a. heißt:

„Unsere Herrschenden sollen aufgefordert werden, den frevelhaft entfalteten Brand zu löschen, wenn sie nicht gewärtigen wollen, daß die Flammen über ihrem Dach zusammenschlagen. Die herrschenden Klassen, die Euch im Frieden knebeln, verachten, ausnützen, wollen Euch als Kanonenfutter mißbrauchen.“

Ein ähnlicher Passus steht auch im Generalkaufruf der 303. Gesamtpartei des Reichs vom 26. Juli 1914.

Die angeblich „nationale“ Haltung der Sozialdemokratie am 4. August 1914, zu der doch damals auch die nachmaligen Kriegskreditverweigerer gehörten, hatte ganz andere Gründe, und zwar solche opportunistischer und taktischer Natur. Bei dem gewaltigen nationalen Aufschwung, der damals trotz aller sozialistischen Verhetzung und Verseuchung auch die Masse der deutschen Arbeiter erfaßt hatte, befürchtete die Sozialdemokratie mit Recht, die Herrschaft über diese Massen zu verlieren, falls sie am 4. August 1914 nicht mittat. Damals glaubte sie auch noch an die Festigkeit der Regierung und mußte bei Ablehnung der Kredite die Auflösung des Reichstags und den Verlust ihrer 111 Mandate befürchten. Weiter aber kam der zutreffende Gedanke hinzu, daß mit einer Vernichtung des Reiches auch die sozialdemokratische Bewegung den Todesstoß erlitten hätte. Denn der Träger der internationalen Sozialdemokratie ist lediglich die deutsche. Das Ausland kannte und kennt einen internationalen Sozialismus so gut wie überhaupt nicht. Die Sozialdemokratie stellt den deutschen Krieg (deshalb „Verteidigungskrieg“; deshalb das Fernhalten jedes nationalen Aufschwungs) bzw. ihre „Beteiligung“ an ihm auch heute noch geradezu als einen Krieg für die Aufrechterhaltung der sozialistischen Bewegung in der Welt dar. Schließlich sei noch bemerkt, daß der Sozialdemokratie die Zustimmung auch deshalb leicht wurde, weil der Krieg — leider unter Beteiligung der von Anfang auch taktisch falsch eingestellten offiziellen Presse — zunächst als ein Krieg gegen den „Jarrismus“ d. h. gegen das innerpolitisch „reaktionäre“ Prinzip dargestellt wurde. Der Reichskanzler selbst hat ja bis ziemlich spät in den Krieg hinein die gefährliche Fiktion aufrecht zu erhalten gesucht, der Weltkrieg gelte dem „reaktionären“ Rußland. Wäre Rußland schon im August 1914 eine anglikierte Republik oder Scheinmonarchie gewesen, hätte sich die Sozialdemokratie anders gestellt.

Als Beweis zum Vorstehenden sei lediglich an die programmatischen Darstellungen von Konrad Haenisch (rechtssozial.) im „Hamburger Echo“ Ende 1914 erinnert, wo er die Gründe für die Haltung der sozialdemokratischen Partei angibt.

Es heißt dort u. a.:

„Das breiteste und solideste Fundament der Internationale, der politischen wie der gewerkschaftlichen Internationale, bildet die deutsche Arbeiterbewegung. Ohne die deutsche Arbeiterbewegung würde die Internationale überhaupt nicht existieren. Nun ist aber außer Zweifel, daß mit der Bedrohung der wirtschaftlichen und politischen Unabhängigkeit Deutschlands durch... den Fasismus auch die Existenz der deutschen Arbeiterbewegung auf das schwerste gefährdet war. Würde die nationale Unabhängigkeit Deutschlands tödlich verwundet, so wäre auch die politische und gewerkschaftliche Arbeiterbewegung Deutschlands in ihrem Lebensnerv bedroht. Es war also einfach eine Pflicht der Selbsterhaltung und folglich auch eine Pflicht der Internationale gegenüber, daß die deutsche Arbeiterschaft sich wie ein Mann erhob, um die ihr drohenden Gefahren abzuwehren. Denn sinkt das Fundament der Internationale in sich zusammen, eben die Arbeiterbewegung Deutschlands, so fällt die ganze Internationale.“

So sehen die von Berlin verhimmelten „vaterländischen“ Gründe unserer „nationalen“ Sozialdemokratie in Wahrheit aus!

Daß sich die Sozialdemokratie auch im übrigen nicht zu Gewalttaten und dgl. verleiten ließ, ist mit dem Belagerungszustandsgesetz und der militärischen Gewalt genügend erklärt, soweit das einer Erklärung noch bedarf. Daß sich die Sozialdemokratie dann auch späterhin — allerdings unter einer fortgesetzt sich verstärkenden Abspaltung — zur Bewilligung der Kriegskredite veranlassen ließ, ist ihr mit der sozialistisch eingestellten Politik im Innern und mit dem staatsgefährlichen Würfelspiel um die monarchischen Rechte in Reich und Bundesstaaten teuer genug bezahlt worden.

Am 20. September 1916 schrieben sogar die liberalen „Neuen Züricher Nachrichten“: „Vor einer Wiederholung solcher Ungeschicklichkeiten (Beziehungen der Reichsleitung zum Vorwärts) ist im Interesse des Reichs zu warnen. Zu teuer darf die Regierung die junge Liebe des sozialdemokratischen Parteivorstandes nicht bezahlen. Sie könnte sonst daran — sterben.“

Es ist wahrlich kein Kunststück, die Zustimmung der Sozialdemokratie zu erreichen, wenn man eine Politik macht, die unmittelbar in der Zielrichtung ihrer Wünsche liegt. Daß uns diese Politik wirtschaftlich in eine grenzenlose zentralistische Versozialisierung (Herzog Günther zu Schleswig-Holstein: „Wir sind mitten im Zukunftsstaat“) getrieben hat, unter der unsere Wirtschaft seufzt und ächzt, unter der unser Volk Hunger leidet und mit der wir uns die besten Kräfte „wegorganisieren“, und daß uns diese Politik politisch unter die Botmäßigkeit sozialistischer Straßenagitatoren gebracht hat, könnte nur von völliger Weltfremdheit geleugnet werden.

Resumé: Die sozialdemokratische Partei befolgt also nicht aus „Vaterlandsliebe“ die „Politik des 4. August“, sondern aus taktischem Opportunismus. Nicht die Sozialdemokratie wird von der Reichsleitung benutzt zur Erreichung national-monarchischer Ziele, sondern das Sachverhältnis ist umgekehrt: Die Sozialdemo-

tratie benutzt die falsch eingestellte Politik der Reichsleitung, um ihre, nicht um national-monarchische Ziele zu erreichen.

2.

Die Sozialdemokratie hat nicht ein einziges ihrer Parteidogmen aufgegeben. Gegenteilige Behauptungen werden nur von interessierten Nichtsozialdemokraten aufgestellt, die aus Charakterschwäche oder aus mangelnder Intelligenz oder aus Mangel an Wahrheitsliebe die „Ungefährlichkeit“ oder „Staatstreue“ der Sozialdemokratie beweisen wollen, um damit ihre eigene unfähige und in den Wirkungen staatsgefährliche Politik zu bemänteln. Die Sozialdemokratie, auch die sogenannte rechtsstehende, hat bis heute Wert darauf gelegt, festzustellen, daß sie unverrückbar an dem Erfurter Programm (Oktober 1891) festhält, und daß die gegenwärtige Spaltung in der Sozialdemokratie für keinen der Teile ein Abgehen vom Erfurter Programm bedeute, sondern lediglich taktischen Ursprungs sei. Die Gruppe Scheidemann hofft, bei der gegenwärtigen Politik des Reichs mittels der sogenannten „trockenen“ Revolution ans Ziel zu gelangen, d. h. die Institutionen des bürgerlichen Staates zu benutzen, um mittels Unterhöhlung der gegenwärtigen monarchischen Einrichtungen¹⁾ ohne Gewalttat die Ziele des Erfurter Programms zu erreichen, während die ehrlichere „Arbeitsgemeinschaft“ mit ihren Hintermännern jede Heuchelei verschmäht und diese Ziele unverhüllt und auf gewalttätige Weise im Wege der Revolution erreichen will.

Der Vorwärts im Dezember 1916: „Das Vorgehen der Parteiminderheit spaltet nicht, sondern fördert die Einheit der Partei und festigt die Geschlossenheit für die Zukunft.“ Deshalb sind alle auf die (lediglich taktische!) Spaltung der Sozialdemokratie gesetzten Hoffnungen unserer Staatsopportunisten nicht nur auf Sand gebaut, sondern sie bedeuten einen geradezu lebensgefährlichen Irrtum, an dem das Reich und seine monarchischen Institutionen zugrunde gehen werden, wenn der allgemeinen Geistesverwirrung nicht endlich in allerletzter Stunde Einhalt geboten wird. Der Vorsitzende der sozialdemokratischen Partei des Reichs, Ebert, verlangte erst kürzlich als wirtschaftliches Kriegsziel zur Frage der Deckung der Kriegskosten die Durchführung des sozialistischen Programms der Besizgenteignung. Auch die Partei Scheidemann steht also nach wie vor auf dem Boden des marxistischen Erfurter Programms. Die wesentlichsten Punkte dieses Programms sind folgende. Wirtschaftlich: Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln in gesellschaftliches Eigentum; Beseitigung der Zölle und indirekten Steuern. Politisch: Volkssouveränität im republikanischen Staatsideal mit Schaffung einer einheitlichen Zentralgewalt (Beseitigung der Bundesstaaten); Beseitigung jeder monarchistischen Gewalt; direkte Gesetzgebung durch das dann angeblich souveräne Volk; Volkswehr; Trennung von Kirche und Staat. Wirtschaftlich und politisch: Beseitigung der nationalen Schranken durch Internationalisierung.

¹⁾ Anmerkung der Schriftleitung: Frankf. Zeitung vom 12. Dezember 1918: „Wir werden den preussischen Staat, der war, nicht zurückrufen. Die Mächte, die ihn von innen heraus aushöhlten, haben gründliche und nach allem Ermessen dauerhafte Arbeit geleistet.“

So erklärte Scheidemann am 6. April 1916 im Reichstag programmatisch:

„Wir haben grundsätzlich nichts aufgegeben. Wir sind, was wir waren, und wir bleiben, was wir sind: Sozialisten und Demokraten.“

Zutreffend und ohne jeden Widerspruch durch die Sozialdemokraten erklärte Westarp im Juni 1916 im Reichstag:

„Die Herren Sozialdemokraten haben hier im Hause, seit der Krieg entbrannt ist, wieder und wieder die Gelegenheit ergriffen zu erklären, daß sie von ihrem früheren Programm nichts, aber auch gar nichts aufgegeben haben (Sehr richtig!)... Das ist das Programm der Umwälzung der Grundlagen unserer Gesellschaftsordnung, das ist das Bekenntnis zur Republik im Gegensatz zur Monarchie. Ich habe keine Äußerung auch nur eines auch noch so gemäßigten Sozialdemokraten kennen gelernt, worin der das Bekenntnis zur Republik irgendwie zurückgenommen hätte.“

Am 3. Juni 1916 erklärte die Leipziger Volkszeitung mit Beziehung auf die Haltung der Gesamtpartei:

„Daß sich an dem Wesen der Sozialdemokratie während des Krieges nichts, auch gar nichts geändert hat, ist durchaus richtig.“

Ebenso Noske im August 1916:

„Wir denken gar nicht daran, die Gegensätze (zur monarchischen Auffassung) ausgleichen zu wollen, indem wir unsere Grundsätze preisgeben. Wir haben unsere Ziele nicht aufgegeben während des Krieges.“

Eben deshalb berühren die Streitigkeiten zwischen den beiden sozialistischen Gruppen bemerkenswerterweise lediglich Fragen der „Parteizucht“, der „Disziplin“, der „Organisation“, nie aber Fragen der politischen Überzeugung. Die Spaltung wird nach den parteiamtlichen Äußerungen lediglich als „Disziplinbruch“, nicht aber als Trennung von dem politischen Programm der Gruppe Scheidemann behandelt!

Wenn auf irgend etwas, so kann auf diese lediglich taktische Trennung das alte gute deutsche Wort angewendet werden „Pach schlägt sich, Pach trägt sich“. Hat man doch sogar den Ausschluß des Landesverrätters Liebknecht aus der (damals noch ungetrennten) Fraktion nicht aus grundsätzlicher Überzeugung vollzogen. Als Liebknecht aus dem Rechtsanwaltsstande ausgeschlossen wurde, legte *Heine* „als Politiker“ Verwahrung dagegen ein und schrieb u. a.:

„Ganz verfehlt ist der Hinweis auf den ‚Ausschluß‘ Liebknechts aus der sozialdemokratischen Fraktion des Reichstags. Das war kein ‚Ausschluß‘ aus Gründen mangelnder Ehrenhaftigkeit, sondern ein Abbruch der Arbeitsgemeinschaft, er hatte die rein praktische Bedeutung, daß die Fraktion sich nicht in ihrer Arbeit stören lassen konnte!“

(Berliner Tageblatt 2. Februar 1916.) Das ist wohl deutlich genug. Den wahren Grund der Spaltung legt Noskes „Chemnitzer Volksstimme“ so dar:

„Der Feind, den wir vor allem zu bekämpfen haben, besteht aus den Gruppen, gegen die auch *Bethmann* kämpft, und die Kreditverweigerer arbeiten bloß den ... Reaktionen in die Hände. Die Sozialdemokratie wird nicht so töricht sein, diesen Weg zu gehen.“

Höchst bemerkenswert erklärt der auf der äußersten „Rechten“ der sozialdemokratischen Partei sitzende Landsberg im August 1916:

„Ich bin mir klar darüber, daß die Forderungen (Erfurter Programm), denen ich treu bleiben werde, kein Minister verwirklichen wird, sondern daß sie das Volk selbst verwirklichen muß. Ich bin meines Zieles sicher genug, um nicht ein Stück Weg mit einem leibhaftigen preussischen Minister gemeinsam zu gehen. Denn letzten Endes trennt uns eine Weltanschauung. Aber es würde ein Unglück sein, wenn dieser Mann (Bethmann) einem anderen Platz machen müßte, der ein Annerionist wäre.“

Es sind also taktische Gründe, die die Gruppe Scheidemann veranlaßten, bei der „Politik des 4. August“ zu bleiben. Dies wird solange, aber auch nur solange der Fall sein, als die Reichspolitik im Sinne einer Förderung des einheitlichen sozialistischen Endziels geführt wird. Dieses Endziel heißt aber nach wie vor Republik und Kommunismus.

3.

Gerade das letztere wird wieder in den letzten Tagen von der gegenteilig orientierten offiziellen Presse und der amtlichen Berliner Politik bestritten, vor allem unter Hinweis auf den Leitartikel im „Vorwärts“ vom 2. April. Dieser Artikel ist die bisher klügste Spekulation der Gruppe Scheidemann auf die naive und gefährliche Illusionspolitik der Reichsleitung. In dem Aufsatz wird ausgeführt, daß die Mehrheit des deutschen Volkes noch nicht republikanisch sei, weil die Sozialdemokratie bisher nur über $\frac{1}{3}$ der Stimmen aller Reichstagswähler verfüge. Die Sozialdemokratie könne deshalb den Gedanken fassen, „der Mehrheit ihr Recht werden zu lassen“, falls „kluge Ratgeber“ der Monarchie umgehend folgende „Reformen“ durchdrücken: „Gleiches Wahlrecht zu allen Vertretungskörpern, Selbstverwaltung (des Volkes) und parlamentarisches System“. „Sobald die Monarchie diese Wünsche des Volkes erfüllt, ist aller republikanischen Agitation der Boden unter den Füßen weggezogen.“

Die demokratische Presse, vor allem die Kölnische Zeitung, und die offizielle Presse bucht diesen Artikel als „monarchisches Bekenntnis der Sozialdemokratie“. Dieser Artikel hat bekanntlich bei den amtlichen Vorgängen der allerletzten Tage in Berlin eine wesentliche und bedauerliche Rolle gespielt.

Hierzu ist folgendes zu sagen: 1. In dem Artikel steht nicht ein Wort davon, daß die Sozialdemokratie für sich eine Revision ihrer Grundsätze vorgenommen habe. Im Gegenteil. Sobald sie die Mehrheit der Reichstagswählerstimmen hat, wird nichts sie abhalten, auch für sich das „Recht der Mehrheit“ in Anspruch zu nehmen.

2. Die Einführung der erpreßten „Reformen“ würde zwar noch nicht die Beseitigung der physischen Person des Monarchen, wohl aber aller seiner monarchischen Rechte, also die Einführung einer Kryptorepublik mit dem Hierrat eines gesellschaftlichen Repräsentanten aus fürstlichem Geblüt bedeuten. Neben der Selbstverwaltung, d. h. hier: Volkssouveränität, kann eine monarchische Souveränität nicht Platz finden. Zwei Souveränitäten nebeneinander gibt es nicht. Einer „republikanischen Agitation“ bedürfte es dann allerdings nicht mehr, weil sie keinen Gegenstand mehr hätte.

Zu der auch physischen Beseitigung des recht- und pflichtenlos gewordenen Monarchen bedürfte es dann kaum noch einer Revolution, nicht einmal eines Staatsstreichs. Sein Abtreten ließe keine Lücke mehr. Daß übrigens bei den geplanten Reformen die Bundesstaaten samt ihren Fürsten ohne weiteres verschwinden müßten, ist bereits in meiner Denkschrift über den „Parlamentarismus“ ausgeführt worden. Zum letzteren Punkte sei nur noch folgendes bemerkt. Es ist wohl denkbar, daß ein großer Staat wie das Deutsche Reich, nach Einführung des parlamentarischen Systems und der damit vollzogenen Beseitigung der monarchischen Rechte den bisher an der Spitze des Reichs stehenden Bundesfürsten, also den Kaiser, als gesellschaftlichen Repräsentanten auf eine gewisse Zeit beibehält. An dieser Repräsentanz würden aber die übrigen Bundesfürsten nicht teilhaben können, da die gesellschaftliche Repräsentanz weder begrifflich noch praktisch derart teilbar ist, wie die der heutigen Reichsfourveränität.

Nun mag es also angängig sein, daß sich ein Machtstaatsgebilde wie das Reich einen Repräsentanten fürstlichen Geblüts „hält“, solange ihm das nicht zu teuer wird; bei den ohne wesentliche äußere Beziehungen bestehenden Einzelstaaten erscheint das aber ausgeschlossen (zu vergleichen die jetzt schon vorhandenen Bestrebungen auf Beseitigung der äußeren Ministerien!). In den Einzelstaaten wurzelt mehr noch als im Reich das Fürstentum in seinen innerpolitischen monarchischen Rechten und Pflichten. Nimmt man ihm diese, schaltet man es aus aus dem staatsrechtlichen Organismus als solchen, also aus dem organischen Arbeitsaufbau, so sinkt es berufs- und zwecklos in sich zusammen. In den wesentlich auf die innere Gebietsverwaltung beschränkten Gliedstaaten des Reichs ist für eine fürstliche Repräsentanz nach außen kein Raum. Der Parlamentarismus im Reich bedeutet tatsächlich zumindest die sofortige Entthronung der Einzelfürsten.

Wie bei dieser klaren Sachlage Staatsmänner und offizidse Blätter an dem frevelhaften Treiben sich beteiligen können, den Allerhöchsten Stellen im Reich und den Einzelstaaten eine Bekehrung der Sozialdemokratie zu „monarchischen Prinzipien“ und ihre nationale Gefährlosigkeit vorzutauschen, dafür fehlt es einer unverderbten Staatsgesinnung und einem unverdorbenen monarchischen Empfinden an jeder Möglichkeit einer natürlichen Erklärung.

Die Sozialdemokratie ist nach wie vor das, was sie stets war: eine soziale und politische Seuche im Volkstörper und der unversöhnliche Todfeind jeder monarchischen Staatsidee in Reich und Staat. Es ist noch heute dieselbe Sozialdemokratie, die vor dem Kriege in den „Albertinischen Profilen“ den monarchischen Gedanken in den Kot trat, die mit dem Scheidemannschen Sage von „dem Wortbruch als einer erblichen Eigenschaft des Hauses Hohenzollern“ der Dynastie der Hohenzollern ihre Gesinnung verriet, und die noch heute, am 29. März 1917, in den Drohworten Noskes und Davids (Partei Scheidemann!): „Nicht Koff, nicht Reilige schützen die steile Höh“, dem deutschen Kaiser und den Bundesfürsten ihre „nationale“ Gesinnung dartut.

Vor nichts haben die sozialdemokratischen Führer mehr Angst als vor einem endgültigen deutschen Siege, weil damit die Monarchie auf lange Zeit hinaus unerschütterlich im Volke festgefügt, und der sozialistischen Propaganda auf absehbare Zeit jeder Erfolg genommen

würde. Hier liegt die Quelle für die Scheidemannsche Kriegspolitik des unmöglichen „Verständigungsfriedens“. —

Hierzu sei noch bemerkt: Die Sozialdemokratie ist unbestritten nach wie vor international und hat trotz aller Abschüttelungen und Fußtritte von außen (so bezeichnet z. B. Hervé die deutschen Sozialdemokraten als „heufressende Viecher“) die intimsten Beziehungen zum feindlichen Ausland ungehindert von Berlin aus gesucht und aufrechterhalten. Im Juli 1916 unter Vorsitz Davids feierte sie eine „Jaurès-Feier“ auch in München. Verwiesen sei hier noch auf ihre landesverräterische Rolle in der belgischen Arbeiterfrage und auf ihren Telegrammwechsel mit den russischen Revolutionären. — —

Am Ende der sozialistisch eingestellten Politik der Reichsleitung steht das Ende von Kaiser und Reich.

Linksradikales Glaubensbekenntnis.

„Was nützt das Kopferbrechen,
Was uns vonnöten sei?
Nur nicht von Arbeit sprechen,
Wer schafft, ist niemals frei.
Und wenn das Haus zusammenbricht,
Ein Rindvieh, wer von Arbeit spricht,
Und ob die Not noch weiter steigt,
Hauptsache ist: es wird gestreikt.“

Wozu denn Ordnung schaffen?
Wer ruhig bleibt, ist schwach;
Die besten unsrer Waffen
Sind Stänkerei und Krach.
Bei Arbeit, Ordnung, Ruhigsein
Kann unser Weizen nicht gedeihn.
Und wird das letzte Hemd zerlegt —
Hauptsache ist: es wird gebeugt.“

Von Pflichten spricht, von heil'gen,
Für Deutschlands Fortbestehn;
Wir woll'n uns nicht beteil'gen,
Das machen wir allein.
Durch Streik und Stunk und Hetzerei
Wird Deutschland wieder groß und frei,
Und wenn's dabei zum Abgrund rutscht —
Hauptsache ist: es wird geputzt!“

Aus: Franz Kunzendorf, „Der Herentessel“, Satirische Zeitgedichte. (Verlag Universitäts Buch und Kunst G. m. b. H. Berlin, Leipzig, Götting, Utrecht. Geb. Mk. 18.—.
— Siehe Bücherschau!

Berichtigung.

Zum Aufsatz „Einmaleins der Vererbungslehre“ im Maiheft sind einige sinnstörende Druckfehler richtig zu stellen. Es fehlt auf Seite 309 der Zwischensatz, demzufolge das allgemeine Gesetz und die Grundformel nicht nur für die Nachkommen eines Paares, sondern auch für den Nachwuchs einer „Population“ gilt. In der Formel sind die Buchstaben e_1 und e_2 durch q_1 und q_2 zu ersetzen. Die Häufigkeit der gegebenen väterlichen Erbfaktoren ist mit p_1 , q_1 , p_2 , q_2 zu bezeichnen.



Das europäische Gleichgewicht.

Eine Studie über E. Geng.

Von Dr. Kurt Pieper.

„Wir leben in einem Zeitalter,
wo man alles vergibt und vergißt;
und ein leichtsinniges Hinweggleiten
über die tiefsten Verwundungen der
Ehre ist einer der beharrlichsten
Charakterzüge desselben . . .“

Zwar pflegt die Geschichte sich niemals in der Art zu wiederholen, daß eine politische Lage genau einer solchen der Vergangenheit entspricht, und niemals ergibt sich aus gleichen Ursachen wiederum die gleiche Wirkung, die früher bereits einmal eingetreten war — denn eben niemals finden sich die gleichen Ursachen wieder als Komponenten eines geschichtlichen Ereignisses zusammen —, wohl aber gibt es Grundkräfte der Geschichte, welche sich gleich bleiben und je nach der ihnen innewohnenden Lebensmacht Jahrzehnte oder Jahrhunderte lang sich immer wieder, wenn auch unter wechselnder äußerer Erscheinungsform, offenbaren. Man kann also keineswegs von der Gleichheit der Lagen im Verlaufe der Geschichte sprechen — und aus solcher angenommenen Gleichheit gar Gesetze des geschichtlichen Geschehens ableiten zu wollen, könnte zwar zu geistvoll zugespitzten, aber unzweifelhaft nur schiefen Ergebnissen führen. Gleich bleiben sich in der Geschichte nur gewisse Grundkräfte, deren Ausdrucksformen die ewig sich wandelnden geschichtlichen Situationen sind — und auch nicht einmal diese Grundkräfte bleiben sich absolut gleich, sondern auch sie werden geboren, nehmen an Kraft zu und sterben endlich — wie etwa der Gedanke der Habsburgischen Hausmacht, der im 13. Jahrhundert begann und in der Idee der österreichisch-spanischen Doppelherrschaft seine höchste und wichtigste Ausprägung gefunden hat, vor unseren Augen gestorben und zerfallen ist. Aber für den Lauf einer oder selbst einiger menschlicher Geschlechter folgen pflegen sich die großen Kräfte der Geschichte als unveränderlich darzustellen — die Spanne eines menschlichen Lebens ist zu kurz, um in dem Lebensprozeß von Ideen, die für Jahrhunderte Daseinskraft in sich tragen, merkliche Veränderungen zu entdecken. Und von dieser Erkenntnis aus betrachtet, mag es nicht vermessen und übertrieben sein, bei offenkundiger Ähnlichkeit geschichtlicher Lagen den Kräften nachzugehen, welche sie hervorgerufen haben, und deren Verwandtschaft oder Verschiedenheit zu beleuchten.

Zu solchen Kräften, welche das Schicksal Europas in den letzten Jahrhunderten gestalteten, gehören z. B. die Großmachtsentwicklung Preußens, der englische Anspruch auf die Seeherrschaft, und der französische Kontinentalimperialismus. Aus dem Zusammenspiel dieser und anderer Kräfte (deren Aufzählung sich leicht fortsetzen ließe) ergab sich jene einzigartige und bewunderungswürdige politisch-diplomatische Einstellung, die man als das „europäische Gleichgewicht“ zu bezeichnen pflegt, und ohne welche bei der außerordentlich großen räumlichen Annäherung der weltbeherrschenden Großmächte unseres Kontinents Europa ein immerwährend von Kämpfen widerhallendes Schlachtfeld wäre — während es infolge jenes balance of power-Systems ungefähr nur alle hundert Jahre zum allgemeinen Schlachtfeld zu werden scheint.

Die Erschütterungen dieses europäischen Gleichgewichts waren für unseren Erdteil immer von den verheerendsten Folgen begleitet: es bedurfte jahrelanger, gewaltiger Anstrengungen, um den gestörten Machtausgleich wieder herzustellen.

Eine solche ausgesprochene Verletzung des europäischen Gleichgewichtes stellen die Friedensschlüsse von Versailles und St. Germain dar, in denen die Machtfaktoren Europas ganz einseitig nach Westen verschoben werden. Diese Friedensschlüsse sind derart, daß der Gedanke an Preußen 1807 und Österreich 1809 nabeliegt — auch heute erfolgt wie damals die tiefste Demütigung beider Staaten durch den siegreichen Feind. Es liegt nur allzunah, den Gedanken von der trüben Gegenwart auf die Napoleonische Vergangenheit zu lenken, Tilsit und Versailles einander gleichzusetzen... denn auch heute ist wie damals die Grundlage der Gesundheit des europäischen Staatensystems — das Gleichgewicht der gegnerischen Mächtegruppen — gestört.

Und doch wird eine nur wenig genauere Betrachtung leicht erweisen, daß, so ähnlich auch die Ergebnisse des geschichtlichen Geschehens, die Friedensschlüsse, sich ausnehmen, doch nur ein Teil der damals wirkenden Kräfte heute noch lebendig war — andere neue dagegen hinzutraten, um das gleiche, unendlich bellagenswerte Ergebnis zu zeitigen, dessen Beseitigung wiederum Ströme von Blut kosten wird.

Wir besitzen eine vorzügliche Darstellung vom Wesen des europäischen Machtausgleichs, seiner Verletzung und Wiederherstellung zu Napoleons Zeit in der Schrift von Friedrich von Gentz „Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa“ (abgeschlossen im Frühjahr 1806), einer der glänzendsten Leistungen dieses großen politischen Publizisten, dessen geschichtliche Einsichten auch heute noch von höchst zeitgemäßer Bedeutung sind. Das Wesen des europäischen Gleichgewichtes und die Grundzüge seiner Erhaltung umschreibt Gentz in folgender Weise: „Das, was man gewöhnlich politisches Gleichgewicht (*balance du pouvoir*) nennt, ist diejenige Verfassung nebeneinander bestehender und mehr oder weniger miteinander verbundener Staaten, vermöge deren keiner unter ihnen die Unabhängigkeit oder die wesentlichen Rechte eines andern, ohne wirksamen Widerstand von irgend einer Seite, und folglich ohne Gefahr für sich selbst, beschädigen kann.“

„Es setzen sich allmählich folgende allgemeine Maximen als immerwährende Richtpunkte fest:

Daß: wenn das Staatensystem von Europa bestehen, und durch gemeinschaftliche Anstrengungen behauptet werden soll, nie einer der Teilnehmer an demselben so mächtig werden müsse, daß die Gesamtheit der übrigen ihn nicht zu bezwingen vermöchte.

Daß, wenn jenes System nicht bloß bestehen, sondern auch ohne beständige große Gefahr und heftige Erschütterungen behauptet werden soll, jeder Einzelne, der es verletzt, nicht bloß von der Gesamtheit der übrigen, sondern schon von irgendeiner Mehrheit (wenn nicht von einem Einzelnen) müsse bezwungen werden können.

Daß aber, um der Wechselgefahr einer ununterbrochenen Reihe von Kriegen oder willkürlichen Unterdrückung der Schwächeren in jedem kurzen Zwischenraum des Friedens zu entinnen, die Furcht vor gemeinschaftlichem Widerstande oder gemeinschaftlicher Rache der Andern in der Regel schon hinreichend sein müsse, um jeden in seinen Schranken zu halten; und

Daß, wenn irgendein europäischer Staat sich durch eigne rechtlose Unternehmungen zu einer Macht emporschwingen wollte, oder wirklich emporgeschwungen hätte, mit welcher er der fernen Gefahr einer Verbindung zwischen mehreren seiner Nachbarn, oder dem wirklichen Eintritt derselben, oder gar einem Bunde des Ganzen Trotz zu bieten vermöchte, ein solcher als gemeinschaftlicher Feind des gesamten Gemeinwesens behandelt; wenn hingegen eine ähnliche Macht durch zufällige Verletzung der Umstände, und ohne widerrechtliche Tat des Erwerbers, irgendwo auf dem Schauplatz erschiene, kein Mittel zur Schwächung derselben, das die Staatsweisheit nur irgend an die Hand gibt, unversucht gelassen werden müsse.

Durch die Erhaltung dieses wohlbewährten Systems, welches den Interessen aller Dynastien des vorrevolutionären (d. h. vor 1789 existierenden) Europa in hohem Maße entgegenkam, wurden vor allem zwei wichtige Ergebnisse, zuerst aus politischem Instinkt, später aus klarem Bewußtsein heraus, gesichert: Erstens, daß niemand in Europa eine Hegemonie ausüben und dem gesamten Erdteil Gesetze vorschreiben konnte, und zweitens, daß die Erhaltung aller selbständigen Mächte dauernd garantiert war. Nur einen einzigen, aus dem Wesen des Systems selbst herrührenden Mißbrauch desselben — der allerdings in seinen Folgen bis heute verhängnisvoll nachwirkt — vermag Geng in der neueren Geschichte zu erblicken —, es war dies ein Mißbrauch der Form: „Ganz auf eben diese Weise ist es möglich, daß die Mitglieder einer großen Föderation, die im natürlichen Laufe der Dinge einer dem anderen das Gegengewicht halten, und in Zeiten gemeinschaftlicher Gefahr dem Übergewichte eines Einzelnen durch gemeinschaftliche Vorkehrungen entgegenwirken sollen, durch außerordentliche Konjunkturen verleitet, sich zur Unterdrückung, Entkräftung oder Vernichtung eines schwächeren Mitgenossen verbinden, und so die nämlichen Kräfte, die zum Schutz und zur Erhaltung bestimmt waren, zum Angriff und zur Zerstörung verwenden. Einer solchen Verletzung der Grundsätze eines auf immerwährende wechselseitige Beschränkung und gelegentliches Einverständnis zum Guten gegründeten und berechneten Systems, einem solchen Mißbrauch der Form verdankt das Teilungssystem seinen Ursprung.“

Gemeint ist die Teilung Polens, die als Mißbrauch der Form des Gleichgewichtsystems und Erschlaffung seines ursprünglichen Geistes zu seinem Verfall führte: „Dies ganze vortreffliche System hat nun endlich, wie alles, was Menschen erbauten, die Stunde seines Verfalls herankommen sehen; und es ist durch eben die Krankheiten gesunken, an welchen alle Kunstwerke der moralischen Welt nach und nach ihren Untergang finden, durch Mißbrauch der Form auf einer Seite, und Erschlaffung des Geistes auf der andern.“ In der Teilung Polens wurde dieses heilsame politische Prinzip zu einem „Werkzeug der Ungerechtigkeit“, ja, es wurde geradezu in sein Gegenteil verkehrt: „Was den Entwurf zu einer Teilung von Polen für das höhere Interesse von Europa so ungleich verderblicher machte, als manche frühere in Charakter und Ausführung dem Anschein nach schwärzere Gewalttat, das war jener entscheidende Umstand, daß er gerade aus der Quelle geschöpft wurde, aus welcher nichts als Wohltat und Segen, als Sicherheit in Zeiten der Ruhe und Rettung in Zeiten der Gefahr über den Völkerbund geflossen sein sollte.“ Aber so sehr Geng auch die Teilung Polens als eine Verletzung der Grundsätze des europäischen Gleichgewichtes ansieht, so erblickt er doch eine höhere politische

Rechtfertigung dieses ungewöhnlichen Vorgehens in der allgemeinen Lage Europas: bekanntlich hatte Frankreich seit dem 16. Jahrhundert versucht, teils durch Besetzung des polnischen Wahlthrons mit einem französischen Prinzen, teils durch Umtriebe unter den allezeit ränkefüchtigen polnischen Magnaten die Ruhe Österreichs und Deutschlands von Osten her zu erschüttern — und das radikale Vorgehen gegen Polen durch die Teilungen war nichts anderes als ein Akt der Selbsterhaltung der östlichen Großmächte in dem Augenblick, als Frankreich durch die beginnende Revolution wieder ein übermächtiger Machtfaktor des Kontinents zu werden begann: „Über die letzten Teilungen von Polen hat Frankreich um so weniger Ursache zu klagen, weil sie ohne seine heillose Revolution, die alles in Verwirrung gestürzt hatte, sehr wahrscheinlich nicht stattgefunden hätte. Sie sind übrigens — das muß man bekennen, ohne irgend etwas von dem, was gegen das Prinzip gesagt worden, zuzunehmen — durch außerordentliche und unerwartete Konjunkturen eine Schutzwehr für Europa geworden. Denn, was nach der schrecklichen Wendung, die der Krieg mit Frankreich genommen hatte, was nach den letzten Friedensschlüssen und während der traurigen Jahre, die auf diese Friedensschlüsse folgten, aus Europa geworden sein würde, wenn sich in der Mitte der drei einzigen Reiche, die dem einbrechenden Verderben einen Damm entgegensetzen können, ein schwacher, unruhiger, zerrissener, den französischen Rabalen unablässig und notwendig zugänglicher Staat gefunden hätte, das läßt sich eher ahnen als bestimmen.“

Und hiermit kommt Geng nun auf die schwerste — und wie es seiner Zeit zunächst erscheinen mußte — unheilbare Erschütterung des europäischen Gleichgewichtes zu sprechen: nämlich diejenige durch die französische Revolution von 1789 und ihre Folgen. Was er bei dieser Gelegenheit sagt, erhebt sich zu einem nicht geringen Teile über geschichtlich Bedingtes hinaus und wird zu einer Betrachtung der Grundfragen aller Revolutionen in unserem Kontinent überhaupt. Durch „Mißbrauch und Gewalttaten von einer Seite (nämlich der Revolution), durch Sorglosigkeit und Erschlaffung von der anderen“ wurde dem europäischen Gleichgewicht ein Ende gemacht, und dieses Ende wurde im Frieden von Luneville 1801, den Geng als die Besiegelung des Verfalles europäischen Gemeingeistes und den zusammengedrängten Ausdruck einer gemeinschaftlichen Desorganisation ansieht, besiegelt. Das revolutionäre System Frankreichs begann unter der täuschenden Maske des äußeren Friedens (genau wie die Bolschewisten 1918 in Rußland): „Die Urheber der allgemeinen Zerrüttung hatten, ohne großen Tieffinn, entdeckt, daß es für sie nichts Erwünschteres gab, als ihr, unter der täuschenden Hülle eines unechten, treulosen Titularfriedens, unaufhaltbar fortschreitendes Werk, mit Aufrechterhaltung eben dieses Friedens — eines Krieges von der zerstörendsten Art, weil er einseitig und ohne Gegenwehr wütete — auf den Punkt der Vollendung zu fördern, wo ein einziger, entscheidender Schlag die mürben Pallisaden gesprengt hätte, die sie noch von der Alleinherrschaft trennten. Dies System, das sicherste und bequemste, zogen sie einem offenen, wirklichen Kriege, dessen Erfolg doch immer zweifelhaft blieb, vor; und aus dieser Ursache wollten sie keinen Krieg. Aus gleicher Ursache mußten andere Krieg wollen; und da jene das bestehende Verhältnis, das heißt, die Allgewalt ihrer Willkür, und die Wehrlosigkeit ihrer Opfer, erhalten, diese, um nicht ganz zugrunde zu gehen, ein günstigeres herbeiführen wollen, so blieb den letztern nichts übrig, als Angriff.“ Man

wird die auffallende Parallele, die in dem mit diesen Worten geschilderten Vorgehen und der Neigung zur Weltrevolutionierung seitens der Bolschewisten liegt, nicht leugnen können. Auch damals wirkten nicht wenige Publizisten in den noch unrevolutionierten Ländern für das neue Übel — welche Begeisterung brachten deutsche Klassiker dem französischen Umsturz entgegen! —, auch damals arbeitete geheime Zersetzung und verborgener Verfall der Ausbreitung des Unglücks vor: „Wenn aber einmal ein Volk, oder ein Zeitalter, so tief in egoistische Bestrebungen, in unwürdige Maximen, in einen beschränkten und niedrigen Gesichtskreis versiel, daß alles öffentliche Interesse ihm fremd, das Vaterland ein Name ohne Bedeutung, der Wert einer selbständigen Existenz auf der engen, dürftigen Wage der gemeinsten Vorteile gewogen, und der Verlust aller Freiheit und Würde eine gleichgültige Begebenheit wird, dann ist es nicht mehr Zeit, an die edleren Gefühle zu appellieren; die Sklaverei ist vollendet, auch ehe noch der Unterdrücker erschien; der Staat ist aufgelöst, auch ehe er noch sichtbar zusammenstürzte; und bei der ersten prüfenden Katastrophe werden die, die nicht mehr Kraft genug hatten, sich im Lichte der Sonne zu behaupten, dem Diener der Finsternis überantwortet.“ Nicht nur Gleichgültigkeit gegen die Auflösung des alten, bewährten Zustandes war vorhanden, sondern vielfach eine geradezu unbegreifliche Lust an der Vernichtung des Bestehenden — idealistische Zerstörungsschwärmerei, die auch heute nur allzu viele Köpfe umnebelt hat. Die furchtbare, unermüdliche Abnutzung durch die ununterbrochenen Revolutionskriege erschöpfte alle Widerstandskräfte der Völker, und über dem allgemeinen Elend erhob sich als undurchführbares politisches Prinzip der Begriff einer mißverstandenen Gleichheit — heute der Solidarität des internationalen Proletariats —: „Gleich im Rechte, oder gleich vor dem Rechte sollen in jedem wohlgeordneten Staate die sämtlichen Bürger, und in jeder wohlgeordneten Völkergemeinschaft die sämtlichen Staaten sein; aber gleich an Rechten keineswegs. Die wahre Gleichheit, die einzige auf rechtmäßigen Wegen erreichbare, besteht in einem wie in dem anderen Falle nur darin, daß dem Kleinsten wie dem Größten sein Recht gesichert sei, und daß er durch unrechtmäßige Gewalt weder gezwungen noch verletzt werden könne.“ In Wahrheit befanden sich europäisches Gemeinschaftsgefühl und europäischer Nationalgeist in einer krankhaften Auflösung — aus dem Verfall der unhaltbaren Revolutionsideen aber erhob sich rasch ihr grausames Gegenspiel, der Napoleonische Despotismus. Wie in Rußland unter Lenin und Trozki, führte auch der Aufstieg Napoleons zu einer absurden Überspannung des Machtgedankens: die „verräterische Sichel der Gleichheit“ hatte alle Unterschiede, alle geschichtlichen und verfassungsmäßigen Bindungen (denn es gab solche) des alten französischen Absolutismus beseitigt, es herrschte der Despotismus eines Einzelnen: „Der jetzige Regent dieses Landes streckt seinen gefürchteten Zepter über eine unermessliche Ebene aus, wo ihm nirgends Höhen oder Tiefen, kein Hügel, kein Erdwall, nicht die kleinste Umzäunung begegnet, die ihn aufhalten oder ablenken könnte. Aus dem Mittelpunkt seines einförmigen Reiches regiert er mit einem allmächtigen Kabinett, einem Ministerium, das vor seinen Winkeln erzittert, einer aufgeezogenen fiskalischen Maschine, einer allgegenwärtigen und allwissenden Polizei, einer ihm völlig ergebenen Armee und so und so viel Präfecten und Unterpräfecten eine Nation von dreißig Millionen so leicht, so sicher und so unumschränkt, als in den guten Zeiten des ottomanischen Reichs der Großherr vom Serail aus durch seine Paschas und Agas

sein Europa und Asien beherrschte. Die sogenannten Konstitutionen des Reichs enthalten nicht einmal einen unmächtigen Versuch, diese ungeheure Alleinherrschaft zu beschränken; überdies sind sie in jeder wesentlichen Beziehung ein namenloser Schatten geworden.“ Naturgemäß gestaltete sich dieser Despotismus rein militärisch — wie auch in Rußland die Wichtigkeit der roten Armee ständig zunahm, ja, wie jede Revolution in militärischen Despotismus einzumünden pflegt. Vielleicht gilt auch für die gegenwärtige bolschewistische Regierung das Wort Gentz's über die Napoleonische Monarchie, daß nämlich keine andere der militärischen Größe so unbedingt jedes andere Interesse, jede Rücksicht auf den Zustand des Landes und die Wünsche und Seufzer des Volkes opfere. Revolution und Despotismus waren und sind noch heute im Innersten verwandt: hieraus erwuchs nun zur Zeit Napoleons die unerhörteste Vergewaltigung des Kontinents durch den Diktator, als deren wesentliche Stappen Gentz das Vorgehen gegen die Schweiz, gegen Piemont, Parma, Piacenza und Genua anführt — er wußte noch nicht, wie bald Preußen und Oesterreich folgen sollten. Europa machte damals das Schicksal durch, welches ihm heute in noch schrecklicherer Form durch den Bolschewismus droht — und die Verlogenheit der diplomatischen Erklärungen Napoleons wie auch die Unaufrichtigkeit und Brutalität seines Vorgehens gleicht erstaunlich dem heute beliebten Verfahren Moskaus. So entwickelte sich das revolutionäre System in Frankreich zu heilloser und alles bezwingender militärischer Übermacht — bis es nach Jahren erst durch die beständigen Mächte nationalen Gefühls gestürzt wurde.

Der größte Unterschied jener Zeit und der Gegenwart ist, daß damals die revolutionäre Macht den Sieg errang, während heute die gegenrevolutionären, kapitalistischen Mächte, die den militärischen Sieg errangen, den neuen revolutionären Mächten des Ostens feindlich gegenüberstehen. Während es zur Napoleonischen Zeit nur zwei Parteien gab: den französischen Militärdespotismus und die Vereinigung der natürlichen Gegner desselben, gibt es heute zwei Parteien und ein drittes, sozusagen neutrales Element zwischen ihnen: den militaristischen Ententekapitalismus, den ebenfalls militaristisch gewordenen Bolschewismus und dazwischen als Neutrum das — wehrlos gemachte — Deutschland. Aus dieser Gegenüberstellung ergibt sich auch dem ungeschultesten Auge, wie ungleich gefährlicher heute die Lage unseres Vaterlandes ist, als um 1806 — wir treiben genau der gleichen historischen Lage entgegen, die von 1812—48 Deutschland an den Rand des Grabes brachte. Ein Anstoß genügt, um Deutschland heute wieder zum Austragsfeld der europäischen Gegensätze zu machen.

Nur ein Mittel gibt es, dieser Gefahr Herr zu werden, die Erschütterung des europäischen Gleichgewichtes durch hypertrophischen Nationalismus einerseits, durch revolutionäre Vergewaltigung andererseits wieder zu heilen.¹⁾

Es ist das gleiche, durch welches es gelang, sich der Napoleonischen Unterdrückung zu entledigen: die Selbstbesinnung auf nationale, auf deutsche

¹⁾ Beide — Nationalismus und Straf der Revolution — waren um 1800 in einer Nation, den Franzosen vereinigt — heute ist die Hypertrophie des Nationalismus ein Monopol der Entente und die revolutionäre Wucht ein Charakteristikum Sowjetrußlands. Wären beide Mächte gleich stark (wir glauben, daß sich der Nationalismus auf die Dauer als die stärkere erweisen wird), so könnte man mit einiger historischer Phantasie nicht von einer Auflösung, sondern von der Bildung eines neuen europäischen Gleichgewichtes sprechen, dessen Gegensätze Ententenationalismus und bolschewistischer Internationalismus wären.

Werte. Aber werden wir diesen Weg gehen? Scheint es nicht eine tragische Bestimmung der Deutschen zu sein, das Heil immer von außen — und erst in der höchsten, allerhöchsten Not von innen zu erwarten?

Auch da, wo sich Geng über die Zermürbung des nationalen Gefühles in Deutschland und über die Notwendigkeit und Art seiner Wiedergeburt äußert, geht er weit über die Grenzen der gegebenen geschichtlichen Lage von 1806 hinaus und gelangt zu Erkenntnissen, die ihren Wert behalten werden, solange es Deutsche geben wird.

Jener allgemeine Kleinmut, der den Abschluß des Friedens von Luneville wie ein Geschenk des Himmels herbeisehnte, gleicht uns Haar dem Zustand der deutschen Seele um 1918: „In keinem anderen Zeitpunkt der Geschichte hat das Gefühl einer gegenwärtigen Not so ganz alle Gemüter überwältigt, alles Nachdenken betäubt und ersticht, alle Urteile getrübt und verfälscht. Was weiter geschehen würde, zu erforschen, nur die nächsten Folgen zu prüfen, nur zu fragen, was das Lösegeld war, schien damals dem Geiste der Nationen eine Art von Marter zu sein; sie mochten nicht einmal wissen, wie und wohin sie fielen; und wenn im Augenblick, wo die Unterhandlung geschlossen, und der ungestüme, unaufhaltsame Wunsch so vieler Millionen erfüllt war, anstatt aller weiteren Bekanntmachungen und Formalitäten eine Tafel mit der Inschrift: Es ist ein Friede unterzeichnet, durch alle Städte und Länder geführt worden wäre, das Publikum hätte gern darein gewilligt, die Bedingungen niemals zu erfahren.“

Aber Geng ist sich sogleich über die moralische Nichtberechtigung eines solchen Zwangsfriedens, wie er damals abgeschlossen wurde, klar — und mit noch mehr Berechtigung als auf den Frieden von Luneville könnte man auf den von Versailles seine Worte anwenden: „Ein Instrument, wie jenes, von hartherziger Übermacht der schwachen und zitternden Hand eines dem Tode nahen Kranken entrisen, würde wenigstens im Privatleben mit Ungunst, und sogar vor dem bürgerlichen Richter nicht ohne Mißtrauen und Strupel betrachtet werden... Nur so viel darf man ohne Gefahr und mit vollkommenem Rechte behaupten, daß ein Vertrag, worin aller Vorteil auf einer, alle Last auf der anderen Seite liegt, in seiner Vollziehung, seinen Wirkungen und seinen Folgen für den, der gelitten hat, mit Schonung, und gegen den, der abschließend gewann, mit Strenge beurteilt werden muß. So will es die Vernunft, so will es die Billigkeit; so dachten die Rechtslehrer aller Zeiten.“ Kurz, der Frieden war der Ausdruck einer Zeit und Stimmung, in der, wie heute, die Kräfte unserer Nation zerstreut, zerspalten und für jeden wahren Nationalzweck verloren waren: „Alle Schutzwehren unseres Landes sind gefallen; unsere Grenzen, wenn es Grenzen noch gibt, da der Feind schon mitten unter uns ist, von jedem Verteidigungsmittel entblößt; unsere blühendsten Städte und Provinzen werden täglich, wie herrenlose Ware, zerstückelt, zerschnitten, verkauft, vertauscht, und wieder vertauscht, an Einheimische und Ausländer verschenkt; die wohl erworbenen Reichtümer verschwinden; die Gewerbe verkümmern und erlahmen; die Häfen und Märkte werden geschlossen. — Aber nicht bloß der Körper des Reiches ist verstümmelt, gemißhandelt und geschändet; auch die Seele ist tödlich verwundet. Umsonst sucht ihr in der Masse eures Volks... jenes wehmütig erhebende Gefühl, jene tiefe, doch männliche Trauer, jenen kräftigen, hoffnungsvollen Schmerz, der rettende Entschlüsse verkündigt.

Eure Klagen verhallen in die Luft; eure Schilderungen des allgemeinen Verderbens werden höchstens als müßige Spiele, als literarische Merkwürdigkeiten behandelt; da, wo es euch noch allenfalls vergönnt ist, das Publikum in seinem Schlummer zu stören, glaubt man viel zu tun, wenn man euch wie lästige Freunde, wie wohlmeinende Grillenfänger duldet; mit Unbehaglichkeit hören die meisten, mit Bangigkeit sogar Bessere euch an; und der Augenblick rückt sichtbar herbei, wo ein langes melancholisches Verstummen das Gesetz eurer bürgerlichen Existenz, und die harte, aber gebieterische Bedingung eurer persönlichen Freiheit sein wird.“ —

Gentz, der einer der klarsten politischen Köpfe war, die je in Deutschland gelebt haben, und der das leidenschaftliche vaterländische Gefühl eines Völkers etwa durch die mit dem gleichen Gefühl verbundene tiefste Einsicht weit übertrug, war sich von jeher bewußt, daß eine allgemeine Gleichmacherei Europas — mag sie nun unter den Schlagworten *Liberté, Egalité, Fraternité* oder „alle Mächte den Arbeiterräten, Diktatur des Proletariats“ auftreten — ein Unding sei. Er hatte die Absurdität einer europäischen Universalmonarchie oder -republik schon in seiner ausgezeichneten Abhandlung über den ewigen Frieden ausgesprochen und wiederholt hier, daß seine Darlegungen über das europäische Gleichgewicht nicht zur Ausbildung eines kosmopolitischen Sinnes führen sollten, sondern zur Vertiefung des Nationalgefühls, auf dem allein sich ein europäisches Förderativsystem aufbauen könne: „Der wahre Sinn für die Notwendigkeit und Vortrefflichkeit einer Förderativverfassung wird sich allemal aus dem echten Patriotismus entwickeln. Nur diesen gepflegt und geleitet, und die Entwürfe zur Weltherrschaft werden bald von der Erde verschwinden.“ Er durchschaut die Unhaltbarkeit abstrakt-internationaler Verfassungsentwürfe, denn — wie er sehr richtig bemerkt — Verfassungen wachsen, wie Naturbildungen, sie bilden sich durch allmähliche Entwicklung aus — man kann sie nicht aus dem Nichts bereiten oder aus einem Schutthaufen zertrümmerter Gesetze (wie in Frankreich 1791) nach irgendwelchen Prinzipien zusammenstellen: dies ist „frevelhafter Vermessenheit Höchstes“. Diese Wahrheit, erkannt zu haben, daß Verfassungen organische, langsam wachsende Gebilde sind, ist nach Gentz die kostbarste — vielleicht die einzige wirklich neue — Erkenntnis, die die französische Revolution gebracht hat — aber um einen fürchterlich hohen Preis an Gut und Blut.

Der politisch-diplomatische Zustand, wie er 1801 zwischen Deutschland und Frankreich festgesetzt wurde, war ebenso unhaltbar wie es heute der von 1919 ist. Woher aber sollte die Rettung kommen, woher kam sie schließlich? „Ist nun denn aber alles dahin? Ist Hoffnung ein Verbrechen geworden? Sollen die drohenden Vorverkündungen derer, die das, was nun Gegenwart, sowie das, was noch Zukunft für uns ist, in früheren Unglücksfällen und früheren Verschuldungen schon lasen, die man anfänglich wie gallstüchtige Träumer, weiterhin wie überspannte Propheten, zu allen Zeiten mit Kaltsinn und Ungunst, oft mit nachdrücklichem Widerwillen behandelte, sollen sie buchstäblich bis ans Ende erfüllt werden? ... Soll alles, was die Nationen dieses Erdteils, zugleich so kunstreich geschieden und so ruhmvoll vereinigt hatte, in das Grab einer gemeinschaftlichen Anechtschaft, einer gemeinschaftlichen Nichtigkeit versinken?“ Diese Gefahr, die damals nur von Westen drohte, droht heute von Westen und Osten. Wie damals ist auch heute die Masse verführt, urteilslos und mehr als je nur auf materielle Vorteile bedacht. Trotz-

dem die Aufgabe heute wohl noch schwerer ist als um 1806, müssen die „Starken, Reinen und Guten, wie gering auch ihre Anzahl sein mag“, einander heben und begeistern, denn ihre Verbindung ist die einzige unüberwindbare Koalition, die sich noch bilden kann: diese bewahrt die herrlichsten Schätze der Menschheit für ein glücklicheres Geschlecht. Die Wiedererweckung des Geistes ist aller gemeinschaftliche Pflicht — es muß eine Wiedererweckung sein, die vom Wege persönlicher Begehrlichkeit zur Hingabe und zum Opfer führt. Unererschütterlich ist der Glaube an die Größe der deutschen Seele: „Es bedarf nicht Vieler, um das Größte zustande zu bringen. Bedenkt, daß ein einziges Wort, in einer glückseligen Stunde gesprochen, Nationen vom Tode erwecken, das verloschene, heilige Feuer in ganzen Geschlechtern wieder anzünden kann! Es ist unmöglich, daß ein Volk wie das unsere, so sehr es auch gepeinigt und gekränkt, verlassen und verraten werden mochte, so sehr es auch durch hollische Blenwerke oder durch Niederlagen und Unglück verwirrt, eine Zeit lang sich selbst vergessen haben konnte, nicht endlich vom schmachlichsten Verfall, von der grausamsten Erniedrigung zurückkomme; unmöglich, daß so viel Geistesgewalt, so viel persönliche Superiorität, so viel vereinzelter, aber gediegene Kraft, solcher Reichtum natürlicher Talente und tiefdringender, vielseitiger Bildung, als wir in unserem Schoße vereinen, sich nicht früh oder spät in irgendeinem Brennpunkte sammle, von dort aus das Ganze belebe, und alle eiteln Schranken durchbreche; unmöglich, daß aus diesem ehrwürdigen Stamme so mannigfaltiger Vortrefflichkeit und Höheit, aus diesem Mutterlande europäischer Herrschaft . . . nicht endlich ein vollständiger Held, ein Retter und Rächer hervorgehe, der die Tränen von allen Angesichtern abwische, der uns einsetze in unser ewiges Recht, und Deutschland und Europa wieder aufbaue.“ Deutschland ist das Herz Europas, das Herz der Welt — nur hier kann das Werk der Befreiung getan werden: und wiederum scheint folgendes wortwörtlich auf die politische Situation unserer Tage geschrieben zu sein: „Nicht England, nicht Rußland vermögen es; als Bundesgenossen beide erwünscht, als Gegengewichte oder Hilfsmächte unschätzbar: aber das eigentliche Werk der Befreiung muß auf deutschem Boden gedeihen. Von hier muß die Wiederherstellung ausgehen, so wie hier die Zerrüttung entschieden, das Verderben zur Vollendung gebracht ward. Europa ist durch Deutschland gefallen; durch Deutschland muß es wieder emporsteigen.“

Voll ergreifender Mahnungen an diejenigen, welche Deutschland lieben und auf seine Auferstehung hoffen, ist diese kleine Schrift des großen Politikers und Publizisten, und wir möchten schließen mit der ergreifendsten dieser Mahnungen, die, wie 1806 Gutz, auch wir heute den Freunden des Vaterlandes zurufen möchten: „In eurer Laufbahn ist das Anhalten tödlich. Sobald ihr still steht, verläßt euch die Kraft, übermannt euch der Hoffnungslosigkeit Schlaf, senkt die Nacht, die euch von allen Seiten umringt, auch auf euch ihre Schrecknisse nieder. Je beharrlicher, je entschlossener ihr fortschreitet, desto sicherer entgeht ihr der Ermattung, desto frischer weht die Hoffnung euch an, desto schneller kommt die Morgenröte euch entgegen.“

Sombart und die Juden.

Ein Urteil über die Irrwege der sog. „Unparteilichkeit“.

Von Dr. Franz Haifer.

(Schluß.)

II.

Mit der Gegenüberstellung von Erwerb kontra Erbe machte das Judentum einen glänzenden Schachzug, denn es fand den fruchtbarsten Boden für diese Weltanschauung bereits vor, den die Reformation und insbesondere der Puritanismus kräftig bearbeitet hatten: „Im Schweisse deines Angesichtes sollst du dein Brot verdienen“, „Arbeit adelt (auch den Hausdiener)“, die evangelische Erzählung von dem Manne, der seine Talente eingegraben und nicht auf Zinsen angelegt hat usw. Dem kapitalistischen Sozialismus unserer Tage war dadurch Tür und Tor geöffnet. Das Judentum und mit ihm die ganze Welt der Emporkömmlinge klatschte dieser modernen „Errungenschaft“ brausenden Beifall: „Fort mit dem Erbe, hoch der Erwerb! Wir brauchen kein Erbe und keine Erbgefahren, keine Innungen und bevorrechteten Kaufmannsgeschlechter, wir Singersfertigen, wir werden auch ohne Erbe reich, das Erbe und die Bevorrechtung dieser erbgefessenen Geschlechter stört nur unsere Bahn, die freie Bahn für den Tüchtigen!“ Eine Sturmwelle der Produktion folgte dieser Lehre. Aber was für eine Produktion? Ein Schaffen, das keine Vollsgüter erzeugte, sondern unnötige Handelsware, eine Gütererzeugung, die sich erst künstlich Absatzquellen erzwingen mußte! Und hier hat Sombart völlig recht, wenn er auf diese Seite des jüdischen Kapitalismus hinweist, der auch den arischen Fabrikanten zwingt, seine Gütererzeugung zur Entartung und zur Hypertrophie zu treiben, das Land zu veröden und Städte mit Tausenden von rauchenden Schloten aufzubauen. Die Stände verschwanden, alles war frei und zum Handel berechtigt, es gab keine Hörigen und keine Anechte mehr, jeder durfte reich werden und so eine Unzahl Nachkommen erzeugen, die wieder reich zu werden trachteten; die Erde wurde von ungezählten Millionen habgieriger Menschen überflutet, die sich schließlich einander zerfleischen mußten, um der Habgier Raum zu schaffen. Das ganze Weltübel liegt darin, daß es heute keine Unfreien, sondern nur mehr Freie gibt. Jede Krankheit unserer Zeit weist auf diesen Urgrund hin, ich kann es bei jeder einzelnen nachweisen, wenn man mich dazu auffordert. Sombart freilich berührt diesen Kernpunkt nicht; aber das sind wir ja gewöhnt, wer von den Herren Gelehrten hätte das zu tun gewagt?

Der Reichtum des Adels und der vornehmen Bürgergeschlechter, also des geborenen Patriziertums, der Künstler, Dichter und Bühnen unterstützte und so vom Geldverdienste unabhängig machte, also wahre geistige Kultur erzeugte, ist als das Böse hingestellt worden, das verschwinden muß, um der Massenzivilisation der reichgewordenen Freigelassenen zu weichen, unter deren Herrschaft die geistige Kultur „verdienen“ muß, um leben zu können. Was bedeutet hier aber „Verdienst“? Doch nichts anderes als Anpassen an den untersten Pöbel- und Massengeschmack. Die Zeit ist nicht mehr fern, da man unsere erstklassigen Opern in Kinos, Tingeltangels und Grammophonbuden umwandeln wird, denn — sie müssen ja „verdienen“! Unsere Künstler malen dann nur mehr Reklamebilder, unsere Dichter werden Volksänger und Gaukler, und unsere Forscher, Denker und Politiker reden dann weiter vom „Selbstbestimmungsrechte“ des Pöbels, denn das wird ja bekanntlich am besten honoriert!

Bei der Besprechung der jüdischen Religionsvorschriften verrät auch Sombart etwas neuzeitlichen Geschmack. Er stellt nämlich diese starren Formen des jüdischen Gesetzes als Beispiel hin, wie das gesamte Leben des Judentums unfrei und unnatürlich sei. Jeder Trieb, jede Bewegung sei bei ihnen gehemmt. Also Gesetz, Rationalismus, Verkünstelung kontra Natur! Es schimmert hier wieder eine Wertschätzung hindurch, die diese „Unnatürlichkeit“ nicht nur in Gegensatz zum Arianismus stellt, sondern sie auch verwirft. Aber Sombart bedenkt nicht, daß dieses Volk, das in seiner Hemmungslosigkeit einzig dasteht, des stärksten äußeren Zwanges bedarf, um nicht sofort in Unzucht und Unsitte aller Art zu entarten. Gott bewahre uns vor dem sog. „befreiten“ Juden, den nicht mehr das Gesetz seiner eigenen Religion in Fesseln schlägt, wir haben ihn zur Genüge zu kosten bekommen! Der an sein Gesetz gebundene Jude hat uns als Kapitalist beherrscht, der religionslose aber wird uns als Anarchist beherrschen! — Die jüdischen Gesetzgeber hatten den richtigen Blick für Volkszucht. „Frei“ ist nur das ursprüngliche Volk in seiner Natürlichkeit, je mehr die Kultur vorschreitet und damit das Volk raffisch verbraucht und verdoctert, desto mehr müssen Zucht und äußerer Zwang einsetzen. Auch wir heutigen bedürften sehr dieses Zwanges und dieser Zucht. Hören wir endlich einmal auf, mit dieser verfluchten „deutschen Freiheit“ zu kokettieren, nur sie hat es auf dem Gewissen, daß wir heute die unfreiesten Sklaven geworden sind! — Gewiß ist „die bürgerliche Wohlstandigkeit ganz von selbst in der Kunststube und hinter dem Ladentische ausgebildet worden“. Aber Sache des Moralgesetzes ist es, die entstandene Sitte durch Überlieferung fortzuerben. Die Zeiten ändern sich, die Umwelt und „die Kunststube“, und daher soll das Gesetz weiterleben und die Umwelt der früheren Zeiten ersetzen. Die ganze Gegenüberstellung von „Natürlichkeit“ und „Neben- oder Gegen-natürlichkeit“, von der Sombart spricht, verlangt übrigens erst einer philosophischen Klärung. Jedes Leben ist in gewissem Sinne widernatürlich, denn sonst wäre es kein Leben im aufsteigenden Sinne, sondern bloß ein ewig gleichbleibender Kreislauf, ein Perpetuum mobile, welche Vorstellung der Entwicklungsgläubige völlig verwerfen muß. (Vgl. meinen Aufsatz im Januarheft 1920 von „Deutschlands Erneuerung“: „Die Willensfreiheit als Grundlage des Lebens“.) Leben ist vielmehr Wille, Störung dieses Kreislaufes, dieser — „Natürlichkeit“, also in gewissem Sinne immer „unnatürlich“, weil es sich gegen das mechanische Geschehen, gegen den „natürlichen“ Zusammenhang der Dinge stemmt. Leben verlangt weiteren Ausbau, Aufstieg, während die reine Natürlichkeit zwanglos ist und daher am Bestehenden haftet. Wir können also nicht so ohne weiteres eine uns als „unnatürlich“ erscheinende Lebensweise verwerfen, wir müssen uns erst mit der Frage beschäftigen, ob durch sie eine Aufartung erzielt wird, ob ein Entwicklungsplan vorliegt, oder ob es sich bloß um eine Spielerei, Narretei oder Selbstquälerei handelt oder gar um eine jener weltumspannenden Unnatürlichkeiten, die nichts anderes als schwerste Entartungserscheinungen sind.

Treffend erfaßt Sombart den Sinn des Freihandels, obgleich er diesem wichtigen Kapitel nicht viel Raum gönnt. Der Jude ist als Fremder, als Angehöriger einer anderen Gruppe nicht an die stillschweigende Übereinkunft gebunden, die den Handel seiner Wirtschaftler an gewisse ungenannte Gesetze und Formen bindet. Er ist ihnen gegenüber andersmoralisch, ungebunden. Er kann Kniffe in Anwendung bringen, die seinem Wirtschaftsvolke herkommen, Empfinden und Sitte verbieten, und ist daher Sieger in diesem Vorherrschafts-

Kämpfe mit ungleichen Waffen. — Ich möchte dieser Auffassung, die mir aus der Seele spricht, nur noch hinzufügen, daß nicht nur der Jude, sondern auch die mindermoralischen Schichten der arischen Völker, die Böder, die Pöbelnaturen in Leib und Seele keine Kampfgesetze im sog. „freien Wettbewerbe“ anerkennen und daher die aristokratischen, patriarchalischen Geschlechter unseres früheren Kaufmanns- und Gewerbestandes überflügeln und versklaven konnten. Wohl hat der Jude mitgeholfen, diese Schichten zu „befreien“ und die Gesetze zu vernichten, die ihnen den Eintritt in die Innungen verschlossen, aber er wurde dafür auch von dieser Menschengruppe zur „Befreiung“ vorgeschlagen. Es war eine wechselseitige Versicherungsgesellschaft, eine „Emanzipation“ auf Gegenseitigkeit. Nicht umsonst hält der Sozialist zum Juden und der Jude zum Sozialisten. Aus dieser löstlichen Vereinigung hat sich schließlich unser heutiger Kriegskapitalismus, die — jauchgegeborene Plutokratie entwickelt. Wie kann aber Sombart, der dies alles klar einzusehen scheint, andererseits die Fesselung des Lebens in Formen als spezifisch jüdisch und die Freiheit und „Natürlichkeit“ als arisch hinstellen? Liegt hier nicht der gleiche Fehler vor wie bei allen deutschen Denkern, die mit aller Gewalt das Deutschtum in „Freiheiten“ ersticken wollen? Wer die „Fesseln des Lebens“ als zu schwer empfindet und abwirft, wer hemmungslos genießen, erwerben und streiten will, der muß es sich auch gefallen lassen, wenn sein Nachbar im Wettstreite mit ihm alle diese hemmenden Fesseln abwirft. Es wird dann hemmungslos gekämpft, und Sieger in diesem Kampfe ist nicht die Kraft, sondern die List. Die Herrschicht jedes Volkes forderte die Bindung des Lebens in Formen durch das „Gesetz“ — contra naturam plebis, und diese Forderung dürfen wir nicht als spezifisch jüdisch und unarisch hinstellen, denn sie käme unserem Volke genau so zustatten wie dem jüdischen, das nur dieser Zwang einerseits vor Entartung bewahrt, andererseits aber der Grund für seine weltbeherrschende Stellung ist. Nicht das Gesetz des Juden sollen wir mißachten, wohl aber seine „Freidenkerei“, die alle Gesetze zu zerstören trachtet.

Was Sombart über Intellektualismus, Teleologismus und Voluntarismus der Juden sagt, ist wohl treffend, bedarf aber erst einer philosophischen Klärung auf diesem Gebiete. Es handelt sich nämlich darum, welche Zielstrebigkeit und welche Art Willenssetzung bei ihm in Frage kommt. Man kommt nämlich ohne Werte in der Philosophie nicht aus, ich komme immer wieder auf dieses Kapitel zurück. Ist das Ziel erhaben und ist der Wille edel? Nein, beim Juden gewiß nicht. Aber Ziel und Willen muß jedes Volk haben, denn es ist Leben, das steigt oder sinkt, aber kein Paternosterwerk, das ewig im Kreise und in der gleichen Tonart fortklappert.

Nicht beipflichten kann ich dem, was Sombart über die Anpassungsfähigkeit des Juden sagt. Es ist unrichtig, daß der Jude ein so großes Talent besitze, den Charakter seines Wirtsvolkes so täuschend nachzuahmen, daß man ihn schwerer aus ihm herausfindet als selbst rassenverwandte Völker. (Schweden, Iren, Slawen und Deutsche aus den Amerikanern z. B.). Ein feiner Menschenkenner durchschaut sofort diese Art von Versteckungskunst, dieses bloß schauspielende, äußere Erscheinungsbild. Der Jude verrät sich dem Kenner sofort in Wesen, Tonfall, Bewegung, Geste, Blick und Gespräch. Die Deutschen freilich sind zumeist schlechte Psychologen, haben viel zu wenig durchdringenden, analytischen Scharfblick, viel zu wenig Mißtrauen und Jugelnöpftheit dem Artfremden gegenüber. Den ungetrübtesten Instinkt gegen alles Fremde hat

der Haushund, der bei jedem Fremdling, der den Hof betritt, gleich das Allerschlechteste voraussetzt.

Den Juden einen „geschickten Diagnostiker“ zu nennen, halte ich für verfehlt. Der geborene Diagnostiker schöpft aus der Intuition und nicht aus trockenem, nüchternem „Rationalismus“. Schon die äußere Erscheinung des Kranken sagt ihm, ob Tuberkulose, Herzfehler, Tabes usw. vorliegt. Nieren-erkrankungen riecht er geradezu, sobald er das Krankenzimmer betritt.

Der Ansicht, daß der russische Jude nicht stark mit slawischem und deutschem Blute durchmischt sei, ist ebenfalls nicht beizustimmen. Aber warum auch sollte der russische Jude als rassenecht hingestellt werden, die Judenfrage wird dadurch um kein Jota weniger dringend, wenn wir die allmähliche Vermischung zugeben, ja sie wird gerade dadurch zur Lebens- und Existenzfrage. Der slawisch-jüdisch-deutsche Rötter ist das scheußlichste Menschenwesen, das je die Erde bevölkert hat. Wenn wir auf diese Weise die Judenfrage aus der Welt schaffen wollen, daß wir uns dieser Vermischung ausliefern, dann wäre es wohl besser, rechtzeitig Selbstmord zu verüben, um nicht im Traume die Rötterfragen seiner Entkelinder auf der Bettdecke herumtanzen zu sehen! Wer kann denn diese Schreckgespenster menschlicher Entartung, die sich in diesem Dreieinigkeits-Mischlingstypus ausprägen, diese Inkarnation des diabolischen Prinzipes überhaupt noch leugnen? Kein Rassenjude konnte je so scheußlich sein, wie diese Zusammenleimung auseinanderstrebender Elemente, die die Natur mit ihrem Fluche bedacht hat! — Ich sah einmal in einem anthropologischen Werke eine Reihe von Abbildungen solcher Röttertypen. Der (wahrscheinlich jüdische) Autor führte sie vor zum Beweise, daß „es überhaupt keine Juden gebe“! Er hat aber gerade durch diese Lichtbilder den Beweis erbracht, daß nur der Jude in solchen Vermischungen den ausgesprochenen Menschentypus zu schaffen vermag, aber einen Typus, der den Weltuntergang zur Folge haben wird, wenn man ihn nicht rechtzeitig auf Scheiterhaufen vernichtet und selbst die Asche noch vorsichtshalber weißbrennt. Man sehe sich doch nur die Typen der Revolutionsführer in Deutschland, Österreich und Rußland an!

Verfehlt ist ferner meiner Ansicht nach die Theorie über die Herkunft des blonden Juden (S. 346). Seine Herkunft durch „spontan entstandene leukoderme Varianten der dunklen Rasse“ zu erklären, die sich „besonders in nordischen Ländern stärker vermehrt haben“, ist unzureichend. Auch daß das Schönheitsideal der Frauen den blonden Typus bevorzugt und so zu einer Auslese beigetragen habe, ist nicht richtig. Wenn solche „Varianten“ auftreten, so sind sie immer ein Zeichen einer früher einmal erfolgten Vermischung mit blonder Rasse, leimbeständige Mutanten sind es nicht, denn sonst müßten blonde Juden mit blonden Jüdinnen ein reinblondes Geschlecht erzeugen, was nie der Fall ist. Der blonde Jude stellt vielmehr ein typisches Beispiel des Rötters dar. Leugnen wir doch nicht das Bestehen einer durchgreifenden Vermischung, das Problem der Rassenfrage wird dadurch um kein Jota ärmer, sondern gerade durch den Rötter zur Lebensfrage der ganzen Menschheit!

Auf S. 384 kommt S. auf den Dilettantismus zu sprechen, der seiner Meinung nach in der Rassenfrage vorherrsche. Unberweisbare oder bisher noch unbewiesene Urteile, die dem echten Forscher ein Greuel sind, sollen da seiner Ansicht nach in unklaren und ungelehrten Köpfen umherschwirren und so die wahre, vorurteilslose und objektive Rassenforschung nur diskreditieren. Wahr ist es ja — wir müssen nochmals darauf zurückkommen —, daß demagogische und parteipolitische Literatur auf den Antisemitismus verpöbelnd eingewirkt

bat. Er hätte nie eine solche Ablehnung erfahren können, wäre er von oben und nicht von unten gekommen. Aber andererseits müssen wir auch, wenn wir gerecht sein wollen, bemerken, daß die hochgelahrte, ehrsame und hochfürnehme Wissenschaft erst immer hinterher mit ihren Untersuchungen nachhinkt, wenn bereits die Unzufriedenheit des Volkes und die Revolution in vollen Flammen steht. Der hochobrigkeitliche Herr Bürgermeister sitzt in Amt und Würden, angetan mit Kette und Herrscherstab, während das Volk auf der Gasse schreit: „Nieder mit den Juden!“ Die ehrsamten Herren Räte aber bliden herablassend auf die Menge und murmeln bloß: „Ach Pöbel, nichts als Pöbel, der von unserer Staatsweisheit nichts versteht.“ Ist aber einmal der Auflauf in vollem Gange und werden die Juden erschlagen und ausgeplündert, dann läßt man sich höchstnotpeinlich zu einer gelahrten Untersuchung herbei, die schließlich zu dem gleichen Ergebnis führt, das der natürliche Volksinstinkt schon längst erkannt hatte: die Juden müssen hinaus! — Der Weg, den heute die Judenfrage vor den Toren des wissenschaftlichen Rathauses wandelte, war ganz der gleiche. Erstes Stadium. Die Nationalen schreien: „erlöst uns von den Juden!“ — Die Wissenschaft bleibt stumm oder lächelt nur. Zweites Stadium. Die Bewegung wird so laut, daß ihr Gepolter selbst in die verwachsenen Büschelohren des erbgesessenen Gelehrtentums eindringt. Man läßt sich endlich gezwungen zu einer eingehenden Untersuchung herbei, sichtet, ordnet, schlichtet und prüft das vorliegende Anlagematerial mit Hilfe der Geschichte, mittels Mikroskop und Laboratorium und gelangt zu dem Resultate: ja, die Juden sind tatsächlich eine — Rasse! — Und nach einiger Zeit, wieder nur gezwungen durch den Lärm auf der Gasse, gelangt man zu dem Forschungsergebnis: sie sind sogar eine schädliche Rasse. Ergo — drittes Stadium: die Wissenschaft wundert sich, wie denn das ungelehrte Volk zu diesem Schlusse überhaupt gelangen konnte, da ihm doch keine Hilfsmittel und Beweise zur Verfügung gestanden wären. Was nicht begründet ist, ist auch nicht ergründet. Der Dilettantismus hätte also nie die Berechtigung gehabt, so aufzutreten, weil er keine Beweise in den Händen hatte. Nur die Forschung also hat die Frage ergründet, weil sie nichts behauptet, was sie nicht beweisen kann.

„Wer allen etwas vorgedacht,
Der wird zuerst nur ausgelacht.
Begreift man die Entdeckung endlich,
So nennt sie jeder — selbstverständlich!“

Wir dürfen den Dilettantismus nicht in Hauch und Bogen verurteilen. Gerade unter diesen Außerzünftlichen sitzen manchmal die klarsten Köpfe, denen Junftregeln und zarte Rücksichtnahme auf die Stimmung bei Hof noch nicht die Schwungkraft der Flügel zerbrochen hat. Wahr ist es ja, daß mit den Schädelmessungen viel dilettantischer Unfug getrieben wurde, aber nur darum hat sich auch der Dilettantismus hier blamiert, weil er den gleichen Fehler machte wie die Wissenschaft. Am Juden mißt, wägt oder röntgenisiert man nicht lange herum, sondern man fühlt ihn mit dem Instinkte des Naturpsychologen und dem Auge des Künstlers. Sombart selbst läßt ja diesen Gedanken manchmal zwischen den Zeilen hindurchschimmern.

Auf S. 393 neigt sich S. wieder sehr der Milieutheorie in der Rassenfrage zu. Wer die Entstehung der Arten einzig durch die Länge der geologischen Perioden, die ihrer Entwicklung dienen, erklären will, und den Willen der Natur zur Artbildung nicht mit in Rechnung zieht, der kommt doch immer

wieder auf das Milieu allein zurück, die Artentstehung durch die Umwelt ist also bloß nach hinten geschoben. Wie verhältnismäßig wenige Milieus vermag aber die Umwelt der Artbildung zu bieten und wieviele Arten und Spielarten schafft die Natur! Brächte bloß das Milieu die Differenzierung zustande, so wäre unser Artenreichtum sehr beschränkt, da er aber geradezu unbeschränkt ist, da auf dem gleichen Boden mit dem gleichen Klima die verschiedenartigsten Blumen blühen, so muß ein innerer Trieb die Art zur Differenzierung treiben. Zwar trägt jedes dieser Lebewesen das Bild seiner Urformen im Herzen, es verleugnet es nie, sondern bildet es eben nur weiter aus — auf seine Art! — Aber während das eine Geschöpf dieses Bild zum Ideale ausgestaltet, verzerrt es das andere zur Frage, dieses Urbild, von dem wir alle abstammen, die ursprüngliche alleinige Idee, den Willen an sich, die Gottheit! — Es gibt also einen guten Weg der Entwicklung und einen bösen, der nach abwärts, zur Auflösung, zum Entwicklungstode führt. Und hier liegt die Wertung der Rasse und ihrer Entartung, des Röttertums verborgen, von der der „objektive“ wissenschaftliche Mensch nichts wissen will.

„Wir haben jetzt gerade (S. 395) die deutliche Vorstellung, daß alle Staatenbildungen, durch die allein ein Aufschwung zu höheren Formen der Kultur gedacht werden kann, auf Zusammenschweißung jener (auf ihren Wanderungen endlich einmal aufeinanderprallenden) Sondergruppen (die Durkheim das soziale Protoplasma nennt) beruht.“ — Ein tiefer biologischer Blick schon aus dem Jahre 1911! Aber — sobald es sich um das organische Zusammenleben verschiedener Rassenelemente für das gemeinsame Staatswohl handelt, verfällt jeder neuzeitliche Denker sofort wieder in gewohnter Weise der christlichen, liberalen, sozialistischen oder freimaurerischen Weltanschauung: er kennt kein Übereinander, sondern nur ein Nebeneinander. Der Denker des Altertums hätte einfach gesagt: „Freilich müssen verschiedene Rassen den Staat aufbauen, wie auch verschiedene Organzellen für den Organismus nötig sind, aber die einen als Herren und die anderen als Knechte, sonst gibt es keinen Höhenunterschied, der allein die Staatsmaschine in Betrieb erhält.“

Von packender Wirkung sind die Worte Em. Kants, die S. auf S. 398 anführt und die beweisen, daß der intuitive Blick eines scharfen Denkers der Entwicklung der Wissenschaft um Jahrhunderte vorauseilt und ihrer empirischen Forschung überhaupt gar nicht bedarf. Kant spricht hier wie ein Biologe unserer heutigen wissenschaftlichen Reformation.

Weit weniger vorteilhaft nimmt sich das Urteil eines spanischen Arztes aus dem 16. Jahrhundert aus, das uns S. auf S. 419 vorführt. Mit Hilfe dieser aristotelischen Anatomie und Physiologie werden wir doch nicht den Juden zu modellieren versuchen. Was soll uns dieser wahre Herensabbath von tollster Phantasie nützen? Übrigens erzeugte ganz und gar nicht „die Wüste“ den Juden wie er ist und lebt, denn die strenge Wüste bringt genau so wie der strenge, harte Norden einen aristokratischen Menschen zur Welt (Araber und Germanen). Der heutige Jude aber und insbesondere der Ostjude ist Rötter und ein Erzeugnis der unnatürlichsten Rassenvermischung. Überhaupt ist der ganze Schluß des Buches mit der Theorie, die den Juden durch die Wüste entstanden sein läßt, Milieumachwerk. Die jüdische Rasse soll also nur die Umwelt herausgebildet haben, mechanisch soll sie entstanden sein ohne bestimmten Plan, der schon der ersten Differenzierung dieser Menschengruppe zugrunde lag? Nein, weit besser werden wir die Eigenschaften des heutigen Juden einer-

seits durch unharmonische Vermischung, andererseits durch den schon ursprünglich hinterhältigen Charakter zu erklären trachten, mit dem sozusagen bereits der erste Jude geboren wurde. Ein Artveränderer, ein Mutant ist plötzlich unter den Menschen erschienen, eine schwarze Taube mit Fängen, Krallen und gekrümmtem Schnabel, mit dem geräuschlosen Fluge des Nachtraubvogels und dem beutegierigen Blicke des Uhus, die ihre Art fortgezüchtet, ihre Eigentümlichkeiten und ihre Virulenz wie ein Bazillus gesteigert hat.

Auf S. 401 wird die oft aufgeworfene Behauptung besprochen, daß man es in den Vereinigten Staaten mit einer „neuen Rasse“ zu tun hätte. Also durch Mischung? Das ist doch heute gründlich widerlegt, daß man durch Vermischung von Rassen eine neue Rasse erzeugen könnte. Weder Auslese noch Gemisch hat die amerikanische „Rasse“ hervorgebracht, sondern eine Stimmung, die eine dominierende Herrschicht dem ganzen Mischvolke aufzwingt. Dieses Stimmungsbild vererbt sich nicht keimplasmatisch, sondern durch Überlieferung. Wechselt die Herrschicht, so wechselt auch das Stimmungsbild des Völkergemisches. Warten wir eine Revolution in den Vereinigten Staaten ab, und wir werden sehen, wie es dort drunter und drüber gehen wird, ein Chaos, noch weit ärger als das heutige europäische!

Zum Schlusse muß ich nochmals bemerken, daß ich den Wert dieses grundgelehrten und grundlegenden Werkes Sombarts voll anerkenne. Ich habe hier nur jene Punkte besprochen, bei denen sich Meinungsverschiedenheiten ergeben, die vielen anderen aber, denen voll beizupflichten ist und durch die ich belehrt worden bin, habe ich übergangen, weil sie den Hauptinhalt des Buches ausmachen, der gelesen werden muß und unmöglich besprochen werden kann. Gerade so, wie man zu richterlichen Entscheidungen auch Nichtjuristen und sogar Schuster und Schneider als Geschworene beizieht, so sei es auch mir als „Dilettanten“ gestattet, an den gelehrten Entscheidungen Sombarts Kritik zu üben. Der Wert seines Buches wird dadurch nicht im mindesten beeinträchtigt werden, ja es dürfte ihm vielleicht willkommen sein, zu erfahren, wie der Leser sein Werk beurteilt. Trotzdem Sombart dem „Dilettantismus“ in der Judenfrage scharf zu Leibe rückt, so ist ihm dennoch einmal selbst das Wort ent schlüpft, daß der Laie oft in solchen Fragen einen ungetrübteren, natürlicheren Blick besitze als der Fachmann. Wenn aber Sombart von allen meinen Behauptungen, ehe er sie zur Kenntnis nimmt, den „Beweis“ verlangen sollte, so müßte ich entgegnen, daß von „Beweisen“ in diesen Gebieten nicht die Rede sein kann, und daß auch seine Beweise, so gründlich und überzeugend sie auch wirken mögen, dennoch nichts anderes, als ein kräftiges Unterstützen seiner Ansichten darstellen. Wer über das Wesen des Beweises gründlich nachgedacht hat, der kommt zur Überzeugung, daß es überhaupt keinen Beweis gibt, der eine Wahrheit dauernd festzulegen vermöchte. Denn wir sind Wesenwesen, die nie das Objekt der Dinge, sondern nur deren Erscheinungsbild erfassen können, und dieses Erscheinungsbild ist menschlich und fließt dahin wie der Mensch selbst. Wer daran zweifelt, der werfe einen Blick auf die Katastrophen, die selbst die scheinbar selbstverständlichsten „Wahrheiten“ in den exakten Wissenschaften erlebt haben. Und dennoch gibt es eine Wahrheit, aber diese Wahrheit ist stets subjektiv und sitzt im Herzen, nicht im Hirne. Diese Wahrheit aber spricht: „Wir hassen den Juden, hinaus mit ihm!“

„Seele und Atem und Leben“ — Recht —.

Von Dr. jur. Hermann Knott, Halle a. S.

Wiederaufbau ist eins der Worte unserer Zeit, — Wiederaufbau auch im Recht. Nüchtern sachlich betrachtet ist aber hier — wenigstens vielfach — gerade ein Abbau vorerst vonnöten.

Genug des Allzuvielen, womit uns die jüngste Vergangenheit bedacht hat, das die nächste Zukunft noch zu bringen droht! Die beamtenteichen Ministerien und Behörden, die zahllosen Parlamente, Räte, Körperschaften u. dgl. — alle scheinen zu glauben, sie müßten mit einer Massenerzeugung von Gesetzen, Ein- und Ausführungsbestimmungen, Verordnungen und Verfügungen ihre Daseinsnotwendigkeit beweisen.

Und das arme Volk, das wehrlose Opfer solchen Latendranges? — Unkenntnis, Verständnislosigkeit, Mißtrauen sind die Wirkungen, die ausgelöst werden und in einer allseitig einsetzenden Kritik sich Luft zu machen suchen. Auch hier der Pendelausschlag ins Extrem! Was wird nicht alles an Kritik zusammengetragen und dem Recht — Rechtsordnung und Rechtspflege — zur Last gelegt!

Kritik ist heutigentags nicht schwer. Jedoch — nur im begründeten Verbesserungsvorschlag liegen Berechtigung und Wert jeder Kritik. Das sollte gerade jetzt Mancher bedenken, der kritisch übereifrig Material zusammenträgt und nur Schlechtes am Recht sehen will.

Krieg und Nachkriegszeit haben alles — nicht nur in Deutschland — aus altgewohntem und vielbewährtem Gleise gestoßen; politisch, wirtschaftlich und kulturell; und damit auch im Recht.

„Wo die Natur aus ihren Grenzen wanket,
Da irret alle Wissenschaft...“

Verlangen wir drum nicht einseitig vom Recht das, was eben die Gegenwart unter dem Druck, der auf ihr lastet, auch sonst nicht gewährt, vielfach nicht gewähren kann. —

Gehe man auch im Recht zunächst einmal auf die Zeiten vor dem Kriege zurück, so wie es die praktische Wirtschaft mit ihren Goldmark-Rechnungen längst getan, — dann ergeben sich die Elemente der Beurteilung leichter und klarer, als sie sich aus der verwirrenden Gegenwart erkennen lassen: Grundlage — Weiterbildung — Auswüchse — Verbesserungsmöglichkeiten.

Justitia fundamentum regnorum, sagte man einst. Die Erfahrung scheint inzwischen den Satz etwas abzuändern: Ohne Autorität kein geltendes Recht. Staatsautorität — die erste Voraussetzung rechtlicher Gesundheit.

Die extremen Verhältnisse beispielsweise gerade jetzt in Oberschlesien lehren, was es heißt, ohne Staatsautorität sein. Auch im engeren Deutschland liegt — wenngleich die Verhältnisse hier gottlob weit besser sind — doch in der Schwäche der Staatsgewalt eine wesentliche Ursache der Zustände auf dem Gebiet des Rechts.

Staatsautorität, gegründet auf Macht einerseits, auf Vertrauen zum anderen: an beiden fehlt.

Zum Wesentlichen mit daraus erklärt sich die Fülle der Gesetzesmacherei; gegenseitiges Mißtrauen, das sich einigermaßen nur beruhigt wähnt, wenn es seine Rechte verbrieft und paragraphiert weiß. Taktische Erwägungen unserer Parteiparlamente sind vielfach die weitere Veranlassung, die „Alinke der Gesetzgebung“ in die Hand zu nehmen, um bald die, bald jene Wählergruppe zufriedenzustellen. Daher mit diese Fülle, der nur selten der Wert des Geschaffenen entspricht.

Und wer macht heute nicht alles Gesetz? Gleichgültig ob über Steuern, Bergbau, Arbeitsrecht, ob über industrielle oder landwirtschaftliche Verhältnisse — überall eine allgemeine Verflachung, ein Mitredenwollen und Besserwissen. Unsere Zeit hat Limes so weitgehend verlernt:

Achtung vor dem Problem — Bescheidenheit — Andacht!

Die rechten Führer stehen nicht an der Spitze, Persönlichkeiten, denen Erfahrung und Bewährung im Leben allgemeinen Zutrauen sichert, denen das Volk auch über den Kreis von Parteien und Interessenten hinaus vertraut und damit die Macht gibt, Staatsgewalt zu sein.

Führerschaft, Staatsgewalt ist eine Sache des Vertrauens, der Bevollmächtigung. Vielheit und Art derer, die heut an der Führung unseres Volkes maßgebend mitbeteiligt sind, hindert wesentlich eine gerade Entwicklung auch im Recht.

Das soll nicht dahin verstanden werden, als ob mit diesen Feststellungen stracks eine Rückkehr in die alten Verhältnisse und Gewaltenverteilungen vor dem Kriege gefordert würde. Das hieße blind sein gegenüber der Entwicklung und dem, was die Erfahrung der letzten Jahre gelehrt hat.

Hier gilt es vor allem: Achtung und Vertrauen schaffen, das auf Leistung sich gründet; nicht aus der Frage des Selbstinteresses heraus und der Partei immer wieder den Anderen nur herabzuziehen und das Zutrauen zu ihm untergraben! Um Kompromisse werden wir noch für lange hinaus nicht herumkommen — beherzige man es bei dem, was am nötigsten tut: Staatsautorität.

Einheitlichkeit und Einfachheit der Gesetzgebung, zielbewusste Durchführung des einmal für recht Erkannten, werden der sichere Gewinn sein, den das Recht als Ganzes aus dieser Entwicklung zieht.

Hier sei ein Gedanke eingeschaltet, der allgemein gilt und von der bisherigen Erörterung der Rechtschaffung hinüberleitet zu der der Rechtsanwendung und Rechtslehre:

Recht ist nicht starre unabänderliche Sagung; Recht ist die Tatsache, daß im Widerstreit von Interessen das eine als staatlich schutzwürdig anerkannt wird gegenüber dem anderen, oder auch die Feststellung, daß die verschiedenen Einzelinteressen im Interesse des Ganzen auf einer Mittellinie auszugleichen sind.

Und wie mit dem Wandel und der Fortentwicklung des Lebens die schutzwerten Interessen wechseln, neue sich ergeben, frühere außer Anwendung kommen, so ist auch das Recht selbst in steter Wandlung, ist selber Seele und Atem und Leben.

Dies Werden im Recht ist da naturgemäß am stärksten, wo das Leben am meisten auf- und abflutet, neue Verhältnisse, neue Interessentkreise schafft: in Handel und Verkehr, im Wirtschaftsleben. Das Wirtschaftsrecht — als Handelsrecht u. dgl. — ist zu allen Zeiten der Pionier der Ent-

wicklung des Gesamtrechts gewesen; es sei nur erinnert an die Gegenüberstellungen:

jus gentium — jus civile,

Allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch — bürgerliches Recht,
Kolonialrecht, Konsularrecht (eine Art von deutschem jus gentium) — heimisches Recht,

Wirtschaftsrecht der Gegenwart — Allgemeines Staatsbürgerrecht.

Aber auch auf Gebieten des engeren allgemeinen Staatsbürgerrechts, das auf Grund der Erfahrungen einer jahrhundertelangen Entwicklung heraus schon weitgehend zur Ruhe gekommen und in Formen gefaßt war, bahnen sich in jüngster Zeit wichtige Änderungen an: im Familienrecht und Erbrecht, in den Fragen des Eigentums, der schuldnnerischen Verpflichtung u. a. m.

Zweierlei ergibt sich daraus:

Einmal die Warnung und Mahnung für die, welche immer und für Alles gesetzliche Regelung fordern, sowie für die an der Gesetzgebung selbst beteiligten Stellen: Weise Beschränkung beim Eingreifen in fließende Verhältnisse!

Gesetz ist erstarrte, schwer wieder abzuändernde Form. Vor alle gesetz-schaffenden Maßnahmen sei deshalb stets die Erwägung gestellt, ob im einzelnen Falle eine „Eindämmung“ des Entwicklungsglusses zum Gesetz wirklich zweckentsprechend, nötig, — überhaupt möglich ist.

Bei so manchem unserer neuesten Gesetze und Gesetzentwürfe — vor allem auf wirtschaftsrechtlichem Gebiet — hat man diese Frage kaum genügend erwogen. Das Ergebnis spürt das tätige Leben dann täglich: entweder verliert sich solch Gesetz, um das wandelbare Leben annähernd fassen zu können, in unendliche Einzelbestimmungen, die nur die gesunde Entwicklung hemmen und die in ihrer Kasuistik ein Zuwiderhandeln erst recht ermöglichen, oder aber das Gesetz ist, ehe es erlassen, von der Entwicklung schon überholt und hemmt nur den, der sich folgsam ihm anpaßt. Wieviele unserer Gesetze stehen nur auf dem Papier, — für die Praxis wertlos, „rein symbolische Handlungen“, meist nur taktische Maßnahmen einer Alles überragenden Politik der Partei.

Die zweite Feststellung ist die: Erkennt man dies Werden im Recht an und beherzigt man die Mahnung zur Zurückhaltung bei der Gesetzes-schaffung, dann ergibt sich daraus für den Juristenstand im Ganzen, für die Richter im Besonderen, die Notwendigkeit, frei aus ihrer Lebens-erfahrung und Lebensbeobachtung heraus die Interessen gegeneinander abzuwägen, neue Ansätze werdenden Rechts zu erkennen und gegebenenfalls anzuwenden.

Unser Juristenstand ist solchen Aufgaben — die Entwicklung hat es gezeigt — durchaus gewachsen. Es hieße ein vorhandenes und notwendiges Vertrauen untergraben, wollte man der alten Klage von der Weltfremdheit in ihrer Allgemeinheit beipflichten. Andererseits muß anerkannt werden, daß in dieser Beziehung gerade für die Vorbildung und Ausbildung des juristischen Nachwuchses noch manches zu tun übrig bleibt.

Brechen wir vor allem endlich und entschieden mit dem Brauch, die historischen Studien so maßgebend in den Vordergrund zu stellen. Recht ist praktische Gegenwartswirtschaft, ist Leben, — nicht Geschichte.

Schärfe man Blick und Urteil des Juristen am Leben selbst, „am faulenden Wehstuhl der Zeit...“

Es heißt Zeit, und damit heute Nationalkraft und Nationalvermögen — mit dem wir doch allen Anlaß hätten, sparsam umzugehen — vergeuden, wenn zwangsweise der Jurist in seinem Ausbildungsgang erst in die Vergangenheit zurückgeführt wird, statt ihm den erforderlichen Überblick, das Gefühl für das Recht der Gegenwart, Kenntnis der geltenden Gesetze, zu vermitteln.

Römisches und altes deutsches Recht und ihre Geschichte mögen interessant und wissenschaftlich wertvoll sein — der Platz, den sie noch heute in der juristischen Erziehung innehaben, darf ihnen bei der Fülle der Gegenwartsaufgaben nicht mehr zugestanden werden. Die juristischen Fakultäten mögen in dieser Hinsicht ihre wichtigen und wertvollen Gegenwartsaufgaben nicht verlernen!

Sehr dankenswert und beachtlich ist es, wie schon einige Universitäten die Darstellung dieses Werdens im Recht pflegen, vor allem auf dem hier beweiskräftigsten Gebiet des Wirtschaftsrechts. Die Vorlesungen und Kurse — diese auch gerade für ältere, praktisch tätige Juristen —, die hierüber die Universität Jena im Rahmen ihres Instituts für Wirtschaftsrecht (Professor J. W. Hedemann) eingerichtet hat und die nunmehr auch schon an anderen Universitäten stattfinden, verdienen allgemeine Nachahmung, weitesten Ausbau und allseitige Unterstützung.

Vor allem sollten es sich die Fakultäten angelegen sein lassen, im Rahmen ihrer Lehre die „Grundsätze im Recht“ herauszuarbeiten und darzustellen; ihre Wissenschaft nicht nur als Gesetzkunde, sondern vor allem auch als Lehre von dem aufzubauen, was oben als „Recht“ näher erörtert worden ist. Enge Fühlung besonders mit der wirtschaftlichen Praxis, Heranziehung und Einbeziehung von ihr zur Lehre wäre dazu weiterhin erforderlich.

Auch der Lernende selbst muß in seinem Ausbildungsgang dem Leben näher gebracht werden; nicht im wesentlichen durch Besuch theoretischer Vorlesungen über theoretische Nationalökonomie — auch hier kann Manches zurückgestellt werden zugunsten einer Darstellung des praktischen Lebens, der Volks- und Privatwirtschaft, wie sie ist und dem Praktiker sich ergibt. Auch auf diesem Lehrgebiet mehr Praxis aus der Praxis.

Vor allem aber muß die Ausbildung Gelegenheit bieten zu eigener — beobachtender — Tätigkeit.

Es sei hier ein Gedanke zur weiteren Erörterung gestellt: Wesentliche Verkürzung der formalistischen Ausbildung während des Referendariats; dafür eine entsprechend lange Betätigung im Wirtschaftsleben selbst; als „Volontärassistent“ (um einen Begriff zu prägen) in Betrieben der Industrie, des Handels, der Landwirtschaft oder dergl.; als Hilfsarbeiter des Kaufmanns, des Syndikus, des Wirtschaftspolitikers. Damit würde dem Juristen die nicht zu unterschätzende Möglichkeit geschaffen, Recht nicht erst am Tatbestand, wenn er streitig geworden, zu erlernen, sondern da, wo es sich bildet, in den Interessentkreisen selbst; in der Beobachtung des Werdens der wirtschaftlichen Entwicklung Gesichtspunkte und Urteile sich zu bilden, die einer späteren selbständigen Tätigkeit — einerlei, an welcher Stelle — nur von Nutzen sein müssen.

Hier liegen wichtige Wege für eine Ausgestaltung des juristischen Bildungsganges im Sinne einer praktischen Modernisierung und Aufgaben für den Staat, der eine solche Betätigung zu unterstützen und anzuerkennen hätte, sowie für die Wirtschaftsstände, die durch Schaffung solcher Ausbildungsmöglichkeiten sich selbst ebenso wie dem großen Ganzen äußerst wertvolle Dienste leisten würden.

Rechtswissenschaft und Rechtsanwendung würden durch solche Maßnahmen eine praktisch bald sich auswirkende — vielleicht gar unerläßliche — Förderung erfahren; und mancher leere Formalismus, der heute besonders so viel beklagt wird, würde leichter zu überwinden sein bei einem derartigen Hervorwachsen des Juristen aus der Praxis.

Gehe man also auch hier ans Werk!

Und nun zum Dritten, was nützt neben Staatsautorität und Ausbildungsreform: Rechtliche Erziehung des ganzen Volkes; zielbewußte Verbreitung rechtlicher Anschauungen. Ob im Rahmen der Schule und Hochschule, von Volkshochschulen und sonstigen Kursen, ist Ausführungsfrage. Die letzten Jahrgänge auf den Schulen jedenfalls sind reif genug, — und an Liebe zur Sache wird es kaum mangeln, — daß ihnen von geeigneten Praktikern die maßgebenden und durchgehenden Grundsätze unseres Rechts — nicht die einzelnen Gesetze! — nahegebracht werden. Hier ist eine weitere praktische Anwendungsmöglichkeit dessen, was als Aufgabe der juristischen Fakultäten bezeichnet wurde: Herausarbeitung der Grundsätze im Recht, Zusammenfassung unter solchen Gesichtspunkten.

So kann — hierauf aufbauend — jedem Einzelnen in der jeweils gegebenen Darstellung das an Rechtswissenschaft zugeführt und an Rechtsempfinden anerzogen werden, was er im Leben braucht — und nach seiner heutigen Ausbildung gewiß so oft vermißt. Eine solche Verbreitung rechtlicher Kenntnisse wird auch für die Allgemeinheit wieder ihre Früchte tragen, indem so mancher Versuch rechtlicher Weitergestaltung, der heute unternommen wird in Unkenntnis und Mißverstehen des Rechts, dann eher an seiner Unmöglichkeit und Aussichtslosigkeit zugrunde geht, wenn der Sinn für Recht und seine Entwicklungsbahnen Allgemeingut des Volkes geworden.

Diese Darlegungen würden — wie so viele Untersuchungen und Kritiken unserer Zeit — einseitig und unvollständig bleiben, wenn sie die Rechtsfrage allein behandeln wollten, herausgetrennt aus dem Gesamtproblem, von dem sie doch nur ein Teil ist. Es ist leicht und billig, für Einzelgebiete heut Vorschläge und Programme aufzustellen, — sei es Preispolitik, Zwangswirtschaft, Wohnungswesen u. dgl., — wenn man nicht die so ausgelösten Wirkungen auf andere Gebiete mit in Rechnung stellt; sehr häufig ergibt sich dann bei einem Gesamtüberblick, daß — was einer Einzelbetrachtung als rettende Maßnahme erscheint — für das Ganze weit verhängnisvoller wird als der bestehende Zustand.

In diesen Fehler sollen die vorliegenden Erörterungen nicht verfallen, und es sei deshalb — zurückgreifend auf die einleitenden Ausführungen — auch zum Schluß noch einmal das Gesamtproblem gestreift.

Wir leben in einer in jeder Beziehung tranken Zeit; was nützen kleine Maßnahmen und Vorschläge, die an die Wurzel des Übels nicht rühren? Eine Fülle von Unnatur und Widersinn beherrscht die Gegenwart, nur ein Teil davon sind die Verhältnisse auch auf dem Gebiet des Rechts.

Auf der einen Seite ist dieser Zustand wohl durch Ursachen hervorgerufen, deren Beseitigung im Bereich von Macht und Willen liegt; Wege dazu sollen die Ausführungen dieser Untersuchung aufweisen. — Andererseits aber, und das darf ebenfalls nicht verkannt werden, sind viele der oft so stark kritisierten Zustände im jetzigen Recht eben doch nur Teilerscheinungen der allgemeinen Krankheit. Die ungeheuren Einschränkungen, die das Volk als Ganzes und seine Wirtschaft sich in der Gegenwart gefallen lassen müssen, wirken naturgemäß auch zurück auf alle rechtlichen Verhältnisse und werden auch auf diesem Wege dem Einzelnen — mehr oder weniger lästig — spürbar. So mancher Eingriff des Staates in einst freie Rechtsgebiete ist eben nur eine notwendige Folge dieses äußeren — und eines daraus folgenden inneren — Druckes. Das mag man bedauern und verurteilen — ändern läßt sich an diesen Dingen vorerst so gut wie nichts. Und flammende Proteste, Erregung übereinander, fruchtet hier erst recht nicht.

In dem Konzert, das Anfang Januar zu Ehren des Schweizer Schiedsrichters in den deutsch-polnischen Verhandlungen über Oberschlesien, Calonder, im Rattowitzer Stadttheater stattfand, kam auch das Gedicht von Chamisso „Das Ungewitter“ in der Vertonung von Schumann zum Vortrag. Die Schlusverse daraus sind Worte für unsere Zeit: (Der König angesichts des heraufziehenden Ungewitters:)

„... Ich bin auf Turmes Zinnen
Nicht König mit Szepter und Kron',
Bin nur der empörten Zeiten
Ohnmächtiger, bangender Sohn...“

Des sei sich auch die Kritik unserer Zeit stets bewußt.

Beruhigung in innerpolitischer Beziehung wird sich auswirken vor allem auf dem Gebiet des Arbeitsrechts; Festigung in währungs- und sozialpolitischer Hinsicht, Beseitigung oder wenigstens Aufbaltung des Grund Übels, der Geldentwertung, wird wieder Ruhe und Stetigkeit auf allen Gebieten des Vertragsrechts, in steuerrechtlicher Hinsicht, Freiheit im Eigentum, Wohnungsrecht und dgl. schaffen.

Aber haben wir es in unserer Hand, diese Hindernisse zu beseitigen und die notwendigen anderen Voraussetzungen zu schaffen? — Nur sehr beschränkt. Der Hauptdruck kommt von außen, unserem Einfluß entrückt: Höhere Gewalt!

Nur Eines bleibt: Die Hoffnung, daß all diesen Gewalten zum Trotz die Weltvernunft, die Kraft zum Gleichgewicht — auf die Dauer unverrückbar, wie die Geschichte vielfach lehrt, — auch hier bei uns sich wieder durchsetzt, auch für unser Recht; daß dann auch hier mit der allgemeinen Gesundung eine Rückbildung aus all der Urmatur unserer Zeit wieder eintritt zu gesunden — nicht blindlings den alten — Verhältnissen; daß das Individuum wieder freischaffendes Glied werde im Rahmen des großen Ganzen unter einem freien Recht, und der Staat allmählich der Funktionen und Befugnisse wieder entkleidet werde, die er jetzt — teils mit, teils ohne innere Berechtigung — ausübt.

Sorgen wir zu unserem Teil auf dem Gebiet des Rechts durch Wirken in der oben gewiesenen Richtung dafür, daß dereinst dann aber am Ende dieser vielleicht Jahre währenden Umbildungszeit für die Verhältnisse im Allgemeinen wie für das Recht im Besonderen das Nietzsche-Wort sich bewahrheitet:

„Was mich nicht umbringt — macht mich stärker!“

Musik und Bühne.¹⁾

Eine Umschau.

Von Dr. Karl Grunsky, Stuttgart.

Daß die deutsche Bühne sittliche Not leidet, beweist der f. Zt. mitgeteilte Freispruch im Reigenprozeß. Im ersten Hefte des „Aufrufs“ gibt Professor Dr. Brummer eine Darstellung der Gerichtsverhandlungen um „Reigen“ und „Venuswagen“; „Aufruf“ sind betitelt Unpolitische Flugblätter für aufrechte Kritik (Brandenburgischer Pressverband, Berlin-Lichterfelde, Dürerstr. 20; jedes Heft kostet 4 M.). Artur Schnitzler hatte die zehn Dialoge des „Reigen“ etwa 1896/97 in Erzählungsform verfaßt und als Privatdruck für seine Freunde herausgegeben. Der Gedanke einer Bühnenaufführung lag ihm damals fern. Er gewann Gestalt erst, als dem Verfasser die Währung der deutschen Markt im Vergleich mit der österreichischen Krone einleuchtete und andererseits die Berliner Theaterunternehmung der Gladet und Eysoldt ein rettendes Kassenstück brauchte. Gertrud Eysoldt hat Ende des vorigen Jahres Isidor Witkowski (den Herausgeber und Schöpfer der deutschen „Zukunft“) im Verein mit der Elisabeth Förster-Nietzsche in einer Jubelschrift anheimmeln helfen: wie sie, die Eysoldt, auf Isidor blickte (ein einziger Blick hatte ihr angetan), „so müssen die heiligen drei Könige geschaut haben auf den Stern, der der Zukunft leuchtet!“ Aus der anstößigen Geschichte der Reigenaufführungen wollen wir diesmal nur noch zwei Erscheinungen hervorheben: daß sich die Hochschule für Musik als Vermieterin erwies; der selbstverständliche Vorbehalt, der politisch oder sittlich Bedenkliches ausschloß, blieb für gedachten Zweck ohne Geltung. Merkwürdig ist ferner, daß die einstweilige Verfügung eines Berliner Landgerichts, wornach die Aufführungen einzustellen gewesen wären, „einstweilen“ unbeachtet bleiben konnte. Der Freispruch setzte sich mit dem deutschen Empfinden in Widerstreit. Man wird den Eindruck nicht los, daß die Rechtsprechung unter einem harten Druck leidet, dem gegenüber die Widerstandskraft, die wir von hervorragend charaktervollen Männern erwarten, erlahmt. Damit berühren wir, was in diesen Dingen am tiefsten betrübt. Nämlich nicht die Absicht unserer Gegner, die ja nach den Protokollen der Weisen von Zion folgerecht und begreiflich ist; wohl aber die Art und Weise, in der die Deutschen aller Schichten und Berufe die Hand ergreifen, die sie beschmutzt und verdirbt: der „Reigen“ ist von einer zahllosen Menge besucht worden; ein Vertreter deutschen Adels nimmt ihn in Schutz; deutsches Gericht gibt ihn frei; deutsche Leser lassen sich von ihrer Presse weismachen, es handle sich bei der Fehde, die sich entwickelte, um einen Kulturkampf gegen die Kunst.

Nachahmenswert ist das Verhalten der Schauspielerinnen des Deutschen Volkstheaters in Wien, welche, der Neuen Freien Presse zufolge, ein Stück Wedefinds dadurch hintertrieben, daß sie sich nicht dazu hergeben wollten. Es gilt, den völkischen Gedanken gerade in die Kreise zu tragen, von deren gutem Willen es vor allem abhängt, ob dem Volke Aelterkunst geboten werden kann oder nicht. Im Kleinen Theater in Berlin ist dagegen ein gleichaltriges neues Schauspiel des vielversprechenden Bruno Frank anstandslos über die Bühne gegangen (Deutsche Zeitung Nr. 79, 1922). Als würdige Nachfolge des

¹⁾ Infolge Raummangels etwas verspätet erschienen. Die Schriftleitung.

vorbildlichen Reigens scheinen auch drei Einakter und eine Komödie („Die große Stadt“ und „Der Schleier“) von Eberhard Frowein mit Schnitzler zu wetteifern. Dazu kommt aber bei beiden Verfassern die Gehässigkeit gegen zwei Berufe; Frank verunglimpft den Vertreter des Rechts, Frowein den Pfarrer. Wir wissen ja, vor wem diese Richtung Halt macht: vor den Rabbinern! Werden sie jemals auf der Bühne schlecht gemacht? Sie können sich beruhigen — auch unsere völkischen Bühnenstücke belangen sie nicht.

Was zurzeit von der Mode getragen wird, ist neben Überspanntem entweder das Flache und Leichtfertige, oder der Hohn auf die Stände und Kreise, denen wir Pflege deutscher Art verdanken (oder verdanken sollten). Die Berliner beglückte Karl Sternheim mit *Manon Lescaut*, die Stuttgarter mit der *Marquise von Arcis*; sie erlebte bei uns 18 Aufführungen in einer Spielzeit (Schillers *Räuber* vergleichsweise 9), neben 17 *Wedekindschen*.

Gegen die Morgenfeier, die Herbert Maisch vom Württ. Landestheater Frank Wedekind angedeihen ließ, müssen wir Einspruch erheben. Ein neues Stück „Gobset“ hat der auch in Stuttgart begünstigte Walter Hasenclever gebracht; über eine der Uraufführungen in Frankfurt, Köln und Dresden schreibt sogar ein demokratisches Blatt ungünstig, indem es vom Abstieg zu flachster Veräußerlichung redet. Eine „Tragikomödie“ von Georg Kaiser, „Kanzlist Krehler“, ist in den Berliner Kammerspielen herausgekommen, das Urteil über den Verfasser von neuem bestätigend. „Alles ums Geld“ von Herbert Eulenberg scheint auch nichts weniger als eine reife Persönlichkeit zu verraten. Und was sollen uns so unklare Versuche, wie das „Dramatische Orchester“, eine Art „symphonischen Dramas“ von Friedrich Schreicht, das in Gera unter dem Titel „Der Andere“ aufgeführt wurde? Drei Berichte, die vor mir liegen, wissen nicht einmal den Stil zu bezeichnen; eine „diskret eingreifende Bühnenmusik“ reimt sich allenfalls mit einem gewöhnlichen, gesprochenen Theaterstück. Fragwürdigster Art scheinen die „Tragödien“ „Platz“ und „Ein Geschlecht“ von Feig von Unruh zu sein. Ebenfowenig gewinnen wir etwas, wenn wir Strindbergs „Paria“ oder „Scheiterhaufen“ zu sehen bekommen.

Sucht man nach neuen Stücken und neuen Dichtern, so macht man die unangenehme Erfahrung, daß einen die Berichterstattung meistens im Stich läßt. Selbst wenn man noch so eifrig zwischen den Zeilen liest, bleibt man im unklaren, ob die Aufführung eigentlich ein Gewinn war. Verschieden und nicht klar beurteilt wurde zum Beispiel: „Der singende Fisch“ von Alfred Brust, einem Ostpreußen, der sich um den Gedanken der Josephsehe müht, oder „Herbstvögel“ von Walter Eidlitz, einem, wie man hört, vom Kriege schwer Heimgesuchten, dem sich aber die Dichtergabe nicht willig genug zu zeigen scheint. Am ehesten ließ sich inmitten der Fülle des Dargebotenen einiges Brauchbare oder nicht Anstößige auf geschichtlichem Gebiete aufreiben. In Köln trat Hans Frank mit dem Drama „Herzog Heinrichs Heimkehr“ hervor; der Vater Heinrichs des Löwen kommt unvermutet wieder zurück und macht gegen seinen Sohn alte Rechte geltend. Auffallend ist in diesem Stücke das ausnahmsweise Fehlen der Liebesgeschichten. Von Arnold Schering, dem ordentlichen Professor für Musikgeschichte in Halle, wurde dort ein Spiel aufgeführt, das Johann Sebastian Bach zum Gegenstande hat. In die Zeit Friedrichs des Großen führt das oberflächliche Lustspiel „Die Ballerina des Königs“ von Presber und Stein, während das Drama „Vater und Sohn“ den vollen Ernst der Charakterzeichnung erstrebt; es stammt von dem begabten Joachim

von der Goltz und errang in Leipzig, Düsseldorf und Wiesbaden einen unterschiedenen Erfolg; nach mündlicher Mitteilung sind gerade am letzteren Orte Eindruck und Beifall besonders herzerfreuend gewesen. Im Münchener Prinzregenten-Theater wurde das Schauspiel „Andre Hofen“ des Tiroler Dichters Franz Aranewitter mit verständnisvoller Genugtuung begrüßt. Eine Vorstellung auf Bevorstehendes, gleichsam ein Geschichtes verkündendes Drama war das „Tedeum“ (seltsamer Titel!) „Krieg“ von Karl Hauptmann: vor dem Weltkrieg entstanden und aufgeführt, ist es jüngst in Gera wiederaufgenommen worden. Hier war dichterisch erschaut und dargestellt, was kommen mußte; freilich, den brüderlichen Endausklang hat K. Hauptmann sein gutes Herz vertauscht. Aber die Hauptsache ist eingetroffen, wie er sie sah!

Eine leise Überraschung dürfte sein, daß Artur Dinter auch ein Lustspiel „Die Schmuggler“ (aus der Zeit kurz nach 1871) geschaffen hat, und noch größere Verwunderung muß erregen, daß sich das Weimarer Residenztheater bereit fand, das Stück des deutschvölkischen Schriftstellers aufzuführen; an gleicher Stätte wurde früher der „Reigen“ dargeboten. So können sich die Zeiten ändern; hoffentlich ändern sich auch die Menschen! Im Nürnberger Stadttheater verzeichnete Eberhard Königs „Wieland der Schmied“ einen vollen Erfolg. Das Münchener Schauspielhaus hat soviel Unbefangenheit gehabt, Ibsens Peer Gynt in der nachdichtenden Verdeutschung von Dietrich Eckart herauszubringen. So etwas ist selbst in München eine einschneidende Tat. Denn Meister Eckart ist als Befürworter der deutschen, österreichischen, ungarischen und russischen Regierung sonst grimmig gemieden; die vier Hefte mit Kursells Federzeichnungen sind ja in jedermanns Hand. Wie wäre es, mit der Tragödie „Lorenzaccio“ einen Versuch zu machen? Sie ist, wie die Peer Gynt-Übersetzung, im Hoheneichenverlag in München erschienen. Bei Dr. Böpple im Deutschen Volksverlag findet man außerdem das Drama „Der deutsche Narr“ von A. Bayer, dessen Bedeutung von urteilsfähiger Seite hoch eingeschätzt wird. Von einer Aufführung verlautet noch nichts. Aber dieser Till läßt sich den Mund nicht so leicht verbinden. Zunächst redet er zum einzelnen Leser; einst wird er unsere Volksgenossen unterhalten.

Das wäre ein Stück für die Volksbühnen. Man erfährt gute und schlimme Kunde von ihnen. In Nürnberg erschien ein mittelalterlich empfundenes Spiel „Trotz Tod und Teufel“ von Hans Eschelbach, das den Kampf um die Menschenseele eines Blinden darstellt. In Karlsruhe erinnert man sich kräftig des lange wenig oder nicht beachteten heimatischen Dichters Emil Götts, und in Berlin griff man auf Ludwig Tiecks Gestiefelten Kater zurück. Aber ebendort, wo es wenig reine Freude gibt, mußten in Sonderveranstaltungen auch die Unmöglichkeiten der Toller, Eisner, Jech verstimmen. Kürzlich wurde auch in Lübeck eine Volksbühne gegründet — hoffentlich genügend weit weg von Berlin! Nicht ohne Grund muß gegen die Volksbühne Stellung nehmen der Bühnenvolksbund, der ja die Pflege vollstümlich deutscher Kunst und christlicher Lebensauffassung anstrebt und kräftig in die entsprechende Tat umsetzt. Bei jeder neuen Gründung, die Macht gewinnen möchte, raten wir sonst dringend, auf der Hut zu sein. So bevorzugt die Deutsche Gesellschaft für Literatur und Kunst in Aachen, oder der Bund der Künste im rheinisch-westfälischen Industriegebiete keineswegs das Deutschtum, sondern etwas ganz anderes. Warmer Unterstützung wert sind die Vaterländischen Schauspiele, die letzten Sommer mit Kleists Hermannschlacht in Potsdam begannen

und nun ihr Werk fortsetzen. Ebenso die Hamburger Niederdeutsche Bühne. Wie rege die Teilnahme am Niederdeutschen ist, möge man aus der Zahl der Einsendungen ersehen, welche auf ein Preisausschreiben des Bremer Schauspielhauses eingingen; ein überragendes Werk tauchte unter den 29 Stücken allerdings nicht auf. (Über die Preise berichtet das Hamburger Tagblatt Nr. 44, 1922; über plattdeutsches Bühnenschrifttum bringt Nachweise die Deutsche Zeitung vom 12. Febr. 1922.) Die erste plattdeutsche Bühne mit Berufsschauspielern ist soeben in Bremerhaven eröffnet worden. Zu beachten bleibt, um noch ein anderes zu erwähnen, der Gedanke des Puppenspiels, der in letzter Zeit in Aachen dank einwandfreier Verwirklichung großen Anklang fand.

Verhältnismäßig ruhig ist Grillparzers Gedenktage vorübergegangen. Die Gegenwart, die sonst gerne laut wird, wo man Vergangenes rühmen kann, bleibt dem großen Österreicher noch manches schuldig. Diese feine, echte Dichternatur paßt auch nicht gut in die Unrast und Unlust heutiger Gemütszustände. —

Im Konzertleben hatten wir Nikischs Hinscheiden zu beklagen. Ein jäher Riß für die mancherlei musikalischen Anstalten, die seit langem, die für immer mit seinem Namen verbunden sind! Die verschiedenen Kräfte, die für die Nachfolge in Betracht kommen, hat hier zu nennen keinen Sinn. Aber ganz allgemein müssen wir bei diesen und ähnlichen Fällen nachdrücklich bitten, einem Deutschblütigen den Vorzug zu geben. Sodann entscheide nicht allein der bisherige Ruf oder die mehr oder weniger amerikanische Berühmtheit, sondern die wirkliche Leistung, die innere geistige und sittliche Kraft, die sich namentlich in einem lebendigen innern Verhältnisse zu den deutschen Meistern der Tonkunst zeigen muß. Am allerwenigsten darf persönlicher Geldreichtum den Ausschlag geben! Der innere Wert muß der einzige Maßstab sein. — Nach Stuttgart ist, wie wir gerade noch vor Drucklegung erfahren, als Nachfolger Fritz Buschs Prof. Dr. Leonhardt aus Weimar berufen worden.

In Berlin war als Bewerber um Nikischs Amt plötzlich Felix Weingartner in den Philharmonischen Konzerten aufgetaucht. Sehr zur Unzeit! Am Anfange des Krieges gebärdete er sich als Vaterlandsfreund, indem er die Abwehr der führenden Kreise gegen feindliche Verleumdung unterschrieb. Auch komponierte er eine große symphonische Ouvertüre, in welcher feindliche Lieblingslieder vom „Deutschland über alles“ besiegt wurden. Als sich aber unser Sieg verlangsamte, widerrief er die Unterschrift unter jenen Ruf der Abwehr. Nach dem Zusammenbruch ließ er sich über die deutsche Schuld am Kriege vernehmen, wie nur irgendein Opfer der Masseneinflüsterung, worüber es im Winter 1919 zur Weigerung der Berliner Philharmoniker kam, einem so hochpolitischen Feldherrn weiter zu folgen. Es wird selten gewesen sein, daß Kapellmeister Revolutionshymnen dichteten und vertonten; Weingartners „heffische“ — wir können es kaum glauben — wäre zugleich der Dank dafür, daß ihm der heffische Großherzog zum „Generalmusikdirektor“ verhalf. Also doch eine Art „General“ gewesen! Auf einer südamerikanischen Kunstreise von Deutschen gestellt, sucht er sie getrost zu beschwichtigen, um sich nachher in Wien neuerdings über den „Militarismus“ und „Potsdamer Geist“ deutlich genug zu äußern. Im Januar dieses Jahres hat Weingartner in Wien seiner Gesinnung durch ein ausschließlich französisches Konzertprogramm Ausdruck gegeben, worüber es zu Einsprüchen von seiten der Hörer kam. Auch sein Verhalten im Bruchnervengedentjahr ist unzweideutig: als Leiter der Wiener Phil-

harmoniker meidet er, wie uns mitgeteilt wird, Bruchner den ganzen Winter über. Unter diesen Umständen ist der Jubel, dessen sich Weingartner, Edler von Münzberg, an der Spitze der Berliner Philharmoniker in Berlin erfreute, ein Mischklang übelster Art, und das Peinlichste bleibt, daß sogar die Frau Kronprinzessin dieses Konzert durch ihren Besuch auszeichnete. Auch nach Hamburg hat der betagte Verhegte seine Fühler ausgestreckt. Einer Auslassung im Hamburger Tagblatt zufolge ward aber das dortige Konzert nicht durch August Böhme gemacht; es ist dies der alte Hamburger Verlag, der zurzeit die von Chevalley geleitete „Musikwelt“ herausgibt.

Wenden wir uns zum Erfreulichen, was uns stolz und aufrecht erhält! Seit 1919 ist Großtabarz in Thüringen Heimstätte einer Pflege der deutschen Meister geworden, wie sie schöner und edler kaum gedacht werden kann. Ein Mitglied des früheren Kaiserhauses, Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, sorgt dort als gründlicher Bachkenner besonders für Pflege der Kantaten Bachs, die ja noch immer mehr genannt als gekannt sind. Musikalischer Leiter ist Kapellmeister Mirsch-Riccus; das Orchester kommt aus Gotha, der Bach-Chor ist in Großtabarz selber einheimisch. Außerdem bietet Prinz Friedrich Wilhelm klassische Kammermusikabende mit erlesenen Werken, die eine ungewöhnliche Kenntnis alten Schrifttums verraten; hier wirkt er selber (mit seiner Gemahlin) zur Ausführung mit. Besonders bedeutungsvoll scheint uns die Aufnahme von Mozarts Kirchenmusik in diese Programme, weil die alten Wiener Meister durch die Cäcilianer auf katholischer Seite entthront sind, während auf protestantischer die Teilnahme nicht stark genug sein kann, uns vor dem Verlust jener Schätze zu sichern.

Zur Bruchner-Gedenkfeier ist nachzutragen, daß unter den Berlinern Nachfeiern doch noch der Name Furtwängler auftauchte; auch Abendroth aus Köln und Scherchen aus Leipzig führten in Berlin Bruchner auf. Ein in Wien (VIII, Lerchengasse 19) gegründeter Bruchnerbund will ungedruckte Werke veröffentlichen. Der Anfang wurde mit der Ouvertüre in G-Moll gemacht, die in der Universaledition erschien, mit einer guten Abhandlung Dr. Orels über Bruchners Stil. Bei uns hat sich Dr. Schulz-Dornburg in Bochum für diese Ouvertüre besonders eingesetzt. Die von Paul Schweser eingeleitete Rundfrage, deren Antworten in der Bruchner-Nummer (Okt. 1921) der (Berliner) Allgemeinen Musikzeitung niedergelegt sind, ergab eine überwältigende Mehrheit für den österreichischen Symphoniker. Durch besondere Wärme taten sich hervor die Ausführungen von Abendroth, Balling, Siedler, Hausegger, Keußler, Kähler, Ochs, Pöhlig, Raabe, Scheinpflug, Schuricht, Siegel, Stein; außer den Orchesterleitern haben sich aber auch Tonsetzer wie Waldemar von Baugnern, Hermann Bischoff, Aloise Taubmann, Weg, ebenso Gelehrte und Schriftsteller: Abert, Ehlers, Prüfer, Seidl, Steiniger, Sternfeld offen zu Bruchners Kunst bekannt. Nun ist die Gedenkzeit für den jüngeren, glücklicheren Symphoniker Brahms da, der am 3. April 1897 in Wien verschied. Dr. Raabe in Aachen hatte den glücklichen Gedanken, vom Januar an das ganze Programm seiner Konzerte als Brahms-Bruchner-Fest für diese beiden Meister einzurichten.

Die bedeutendste Uraufführung der Berichtszeit war ohne Zweifel Pfitzners Kantate: „Von deutscher Seele“ (fast gleichzeitig in Berlin und Stuttgart; Klavierauszug bei Fürstner, Berlin). Der unbestreitbare Erfolg gibt nicht bloß zu denken, sondern auch zu hoffen! Wenn Pfitzner irgendwelche Zu-

geständnisse an vergrößerte Geschmacksnerven machte, wie Richard Strauß, dann fiel ein solcher Erfolg nicht auf. Aber Pfitzner bleibt immer derselbe vornehm Tondichter, der seine Stimmungen keinem Bedürfnisse anbequemt, sondern frei nach innerer Not und Folge ausspricht und gestaltet. Den Text hat sich Pfitzner selber aus Eichendorff gewonnen. Anfang und Schluß beider Teile des herrlichen Werkes gehören zum edelsten deutschen Gut; von einer neuen, und zwar wohlthuend überraschenden Seite zeigt sich Pfitzner im hinreißenden Schlußchor, der in Tönen den Glauben an Deutschlands Zukunft predigt. Die Stuttgarter Bühne darf zurzeit als eine Pflegestätte Pfitznerscher Kunst gerühmt werden: den Palestrina-Vorstellungen reihte sich im März Die Rose vom Liebesgarten in neuer Bearbeitung an. In Weimar hat man vor dem Palestrina Pfitzners in einer Morgenfeier die Marcellusmesse Palestrinas (von 1855) aufgeführt. Prof. Panzner in Düsseldorf brachte von Waldemar von Baugnern die große Kantate „Das hohe Lied vom Leben und Sterben“ zu eindrucksvoller Widergabe. Gerühmt wurde ferner eine Symphonie von Heinz Thießen (1912), für die Hermann Scherchen eintrat. Eine Marienhymne (nach Dante) vom Generalmusikdirektor Fritz Volbach ist in Münster zur Aufführung gelangt; der hochverdiente Dirigent feierte im Dezember seinen sechzigsten Geburtstag. Von Kammermusikwerken erscheinen erwähnenswert das Streichquartett in E-Moll von Prof. Adolf Sandberger (München) und das preisgekrönte Alaviertrio von Prof. Wilhelm Kinkens (Eisenach). Auf lyrischem Gebiete erinnern wir an Erscheinungen wie Armin Knab (Köthenburg an der Tauber) und Armin Haag (Grünberg in Schlesien). Jener macht (in der Zeitschrift Die Musikwelt) auf die Volkslieder der Pauline Volckstein aufmerksam. Von Prof. Ernst H. Seyffardt wäre eine Gefangenszene „Thusnelda“ zu empfehlen. Endlich müssen wir noch des Österreicher Josef Reiter gedenken, dessen 60. Geburtstag die Frage nach dem Werte seiner Kunst stellt: sie ist mit dem Brudner-Biographen Max Morold, der auch über Reiter schrieb, entschieden zu bejahen! Wir nennen das Requiem und die Weihnachtsmesse, die Quartette und Quintette, das Alaviersettett, die Balladen, die Männer- und gemischten Chöre, die in Österreich auf die allgemeine Pflege des Gesangs einwirkten. Seiner Opern hat sich u. a. Dessau erfolgreich angenommen. Die bemerkenswerteste der vielen Ehrungen war offenbar das Konzert in Wien (am 22. Januar), dem ein Festkommers der deutschgesinnten Studentenschaft folgte.

Auf dem Gebiete der Oper fesselte in Darmstadt der Versuch, Webers Eurypenthe, die nächstes Jahr ihren 100. Gedenktag hat, durch Unterlegung einer andern Dichtung für die Bühne zu retten. Der bekannte Verfasser der „Deutschen Musikgeschichte“, der Haller Dozent Dr. Hans Joachim Moser, ersetzt das undantbare Ritterspiel durch eine Märchendichtung: Die sieben Raben — ein gewagtes Unternehmen, das jedoch nach zuverlässigem Urteil nicht als mißglückt zu betrachten wäre (wie etwa die Umdichtung der Mozartschen Oper: So machens alle). Freilich können wir ein Unbehagen nicht unterdrücken, das uns auch bei gewissen Bachschen Umarbeitungen (eigener Werke) befällt, wenn wir nach dem Kern und Mark der Umgebung fragen. Darf man ein größeres Werk entwurzeln und aus anderem Schößling wachsen lassen? Vielleicht verbreitet sich die Mosersche Fassung, und wir gelangen zu einer Verständigung über jene Frage.

Eine andere Gedenkfeier steht im Juni 1922 bevor: Der 100. Todestag des Romantikers Hoffmann. Wenig bekannt geworden ist, daß sein Singspiel „Undine“ als künstlerisch vollwertig gelten muß. Es wurde 1816 in Berlin aufgeführt. Durch den Theaterbrand von 1817 glaubte man die Partitur vernichtet. Sie fand sich aber wieder vor, und 1898 hat Dianna de Motta in den Bayreuther Blättern ausführlich über das Werk berichtet; zehn Jahre später gab Pfitzner einen Klavierauszug (bei Peters) heraus. Merkwürdigerweise bewahrten die Bühnen eine abwartende Haltung. Jetzt scheint der Anlaß gegeben, und Aachen rüstet bestimmt zur Wiederaufnahme der Undine, und zwar mit dem 1921 bei Reclam erschienenen neuen Textbuche, das Hans von Wolzogen (Herausgeber der Bayreuther Blätter) verfaßt hat: beseitigt sind darin gewisse Auswüchse, die in der Zeit lagen, wörtliche Wiederholungen umgedichtet, und namentlich die breiten Zwischenreden des Singspiels durch knappe Reime romantischer Färbung vertauscht. Hans von Wolzogen hat eine echte dichterische Ader, das verraten die Verse in seinem jüngst erschienenen Büchlein „Deutsches Hoffen — deutscher Glaube“ (Berlin, Verlagsanstalt für Vaterländische Geschichte und Kunst). Hoffmann hat übrigens durch die Wundergestalten seiner Einbildungskraft die berechnenden Bühnenleute und Komponisten von Zeit zu Zeit zu Verwertungen gereizt. So erprobte man in Berlin an einem Phantastischen Melodram „Arzileriana“ mit Musik von Reznicek eine neue überfeinerte Bühneneinrichtung, die raschesten Bildwechsel gestattet. Vielleicht ist der Hauptvorteil, daß man seine Erwartung auf Hoffmanns Undine selber spannt.

Ein noch älteres Singspiel ist Goethes Erwin und Elmire. Beachten wir doch Fritz Eberts neueste Mahnung, fleißig Goethe, den Mann aus dem Volke, zu lesen! Also besagter Volksheld schuf ein Stück, zu dem — die Herzogin Anna Amalia von Weimar die Musik machte. Sie erklang 1776 im Weimarer Wittumspalast. Kürzlich hat sich die Berliner Staatsoper, angeregt von Prof. Friedländer, dem Kenner und Geschichtschreiber des älteren Deutschen Liedes, jener Partitur angenommen. Der Eindruck überraschte durch eine Wahlverwandtschaft mit Mozartschem Geiste. Es handelt sich nicht um eine Nachsicht heischende Liebhaberei, sondern um vollgültiges Schaffen im Rahmen des deutschen Singspiels der Hiller und Dittersdorf. Einige Jahre nachher brachte Mozart in Wien seine „Entführung“.

Was ist aus dem deutschen Singspiel geworden? Was Offenbach-Ebertsch daraus gemacht hat, und dieses Gemächte mußte natürlich in Berlin unter der Oberleitung Max Reinhardt-Goldmanns wieder einmal triumphieren: „Orpheus in der Unterwelt“ als Anti-Brunner-Abend — man kann sich denken, wie so etwas verläuft. Die Operette ist immer wieder der Tummelplatz der Verspottung alles dessen, was die fremde Kasse nicht versteht und nicht leiden mag. Warum eigentlich heute noch der deutsche Adel, der sich politisch entrechtet sieht, als Zielscheibe des Hohnes herhalten muß? Fürchtet man, die angeregte Spottstimmung möchte einmal Gegenstand und Richtung wechseln? Vorerst scheint man seiner Sache wohl noch sicher; solange wenigstens die Berechnung auf gemeine Lüsterheit Erfolg hat und die immer wieder aufgelegte Verherrlichung des Schmutzes den Zulauf der Masse findet. Eines Tages kommt aber doch die Wende dieser Not herauf.

Mancher Tonsetzer, der gefeit schien, ist der Versuchung erlegen, es einmal mit Gewagtem zu wagen. So Wolf-Ferrari mit dem widerlichen

„Schmutz der Madonna“. Sein „Arzt als Liebhaber“ (nach Molière) soll wieder besser sein. Günstig beurteilt wird auch die lyrisch-komische Oper „Meister Guido“ von Hermann Nögel. Das lyrisch-phantastische Spiel „Die Vögel“ von Walter Braunsfels hat meine Erwartungen etwas enttäuscht. Über „Prinzessin Brambilla“ und „Ullenspiegel“ scheint der Tonsetzer nicht wesentlich hinauszukommen. Aristophanes schuf „Die Vögel“, als er vom demokratischen Maulkorbgesetz betroffen war, das die Komödie des „freien“ Staates einengte. Der Musiker verzichtet natürlich auf politischen Spott (vollends darf er nicht auf die Republik spitzen); aber er verläßt zugleich den feinen Aufbau des griechischen Lustspiels und biegt das Ganze bald ins Romantische (wie er es versteht), bald ins Possierliche hinüber. Nun ist das Lustige im Lustspiel freilich an seinem Platze: aber es mischt sich Spaß und Ernst in anspruchsvoller Weise, ohne daß man wüßte, wo Tollheit aufhört, wo Würde anfängt. Eigentlicher Humor ist kaum darin.

Bei der nicht gerade blendenden Fülle, aus der man aufführbare Opern wählen könnte, nimmt es jeden Unbefangenen Wunder, daß Siegfried Wagners Schmid von Marienburg, der an eine größere Vergangenheit erinnert, den Weg zur deutschen Bühne nicht zu finden scheint; das Vorspiel wurde z. B. in Augsburg mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommen. Der Künstler arbeitet gegenwärtig an einem Werke, das in die Zeit Kaiser Heinrichs VI. zurückführt; das Vorspiel wurde innerhalb der Rostocker Frühjahrswoche erfolgreich aufgeführt. Gegenwärtig steht Siegfried Wagner vor der Aufgabe, die lang und heiß ersehnte Wiederaufnahme der Bayreuther Festspiele für das Jahr 1923 vorzubereiten. Wer durch Zeichnung eines Patronatscheines für Sicherstellung des großen Planes in diesen schwankenden Zeiten etwas tun will, der möge sich an den Allgemeinen Wagnerverein nach Leipzig wenden (Dörrienstraße 13). Der Spielplan umfaßt Ring, Meistersinger und Parsifal. Die Meistersinger holt sich auch das Ausland wieder heran: Ende 1921 sind sie in Rom bejubelt worden. Um so eher ist es deutsche Ehrensache, das Bayreuther Vorbild für sie wie für andere Werke wieder aufzustellen.

Von der Musik.

Die Leidenschaften, heftig oder nicht, müssen niemals bis zum Ekel ausgedrückt sein, und die Musik auch in der schaudervollsten Lage niemals das Ohr beleidigen, sondern doch dabei vergnügen, folglich allzeit Musik bleiben. Mozart.

Musik ist höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie.

Beethoven.

Wenn man dem echten Genius der Musik treu bleibt, so hat auch die neueste Tonkunst mit allen ihren raffinierten instrumentalen Vorzügen keinen andern Sinn als die Flöte Tubalkins, des ersten Bläfers, als der Dudelsack des ersten Sinesen, als der Iodler des Aplers, als der Psalm des Mönchs, das Deckelschlagen und Bambusschwingen der Neger, als Cäcilias Orgelchen, Paganinis Geige, Mozarts Oper und Hugo Wolfs Lied: nämlich die Aufgabe, in einer anderen Sprache als der wörtlichen oder der malenden oder der architektonischen, in der Sprache der Töne von Seele zu Seele zu reden.

Liszt.



Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 15. Juni 1922.)

1.

Daß Juden die heutigen Lenker des Weltgeschickes sind, geht schon aus den Methoden hervor, nach denen von den derzeitigen Staatsleitern nicht nur angeblich „Geschäfte gemacht“, sondern von ihnen auch gleich verkündigt wird, wie ihre Taten aufzufassen und einzuschätzen sind. Henry Ford, der Amerikaner, dessen Buch „Vom internationalen Juden“¹⁾ eine Fundgrube für die Erforschung des Judentums ist, nennt die Juden treffend „Wortmaler“. Man vergleiche z. B. einmal die Unversfrorenheit, mit der ein Rathenau die beschämend ergebnislose Konferenz von Genua der verblüfften Mitwelt als „welthistorische Leistung“ aufzuschwatzen wagte, etwa mit der Demut, mit der weiland Wilhelm I. bei einem immerhin etwas wichtigeren Ereignis meinte „Welche Wendung durch Gottes Sügung!“ — dann wird man den richtigen Maßstab für die „Mentalität“ unserer neuen Herren finden. Ihre einzige Kunst neben dem Geldmachen ist tatsächlich die Wortmalerie, die Wortgaulei. „Hochbegabt für die Kunst der Suggestion, in der sie als Redner und Journalisten, als Schauspieler und Virtuosen gleich vollendet sind, verstehen sie sich unübertrefflich auf die Verwendung von Schlagwörtern“, sagt der Jude Weininger von seinen eigenen Rassegenossen. In der Tat beruht ihre Herrschaft, abgesehen von der monopolartigen wirtschaftlichen Ausbeutung ihrer Wirtsvölker, in politischer Hinsicht überwiegend auf ihrer Wortgaulei, die in ihrer Presse tagtäglich bis zur Vollendung geübt wird. Möglich ist natürlich, daß auf Rathenaus Wort von der „welthistorischen Leistung“ des Genueser Bluffs auch anzuwenden ist, was Dr. Bernhard Friedrich über die „Sprache der Juden“ festgestellt hat,²⁾ nämlich, daß alle derartigen tönenden Redensarten für die Juden immer noch einen heimlichen Nebensinn haben, der nur ihnen verständlich ist. Das könnte ganz gut für den vorliegenden Fall zutreffen, denn für die jüdische Nation bedeutet tatsächlich die Komödie von Genua einen neuen, bedeutenden Schritt zur Welt Herrschaft, da die Lösung aller wichtigen Fragen den in stattlicher Anzahl vorgesehenen Sonderkonferenzen der Weltbankiers zugeschoben ist. Diese Weltbankiers sind aber mehr oder minder alles mit einander versippte Juden und Judengenossen, die auf diesen Sonderkonferenzen im Zeitalter der Demokratie die Geschicke der Völker, d. h. in diesem Falle die ewige Schuldnerrschaft der Völker, mit nahezu diktatorischer Gewalt beschließen können. Denn was sie auch immer zu ihrem eigenen Vorteil beschließen, werden die ihnen untertänigen Zeitungen der Welt als einzig mögliche Rettung der Welt, eben als „welthistorische Leistung“ anpreisen. Es fragt sich nur, wie lange noch die Völker auf eine solche Anpreisung anbeißen werden. Sind wir erst einmal soweit, daß die Mehrheit nichts mehr, was von jüdischem Munde gesprochen, von jüdischer Feder geschrieben wird, ernst nimmt, dann hat die Herrschaft der Wortgaulei und der Glaube an ihre „welthistorischen Leistungen“ ein rasches Ende.

¹⁾ Erschienen im Hammer-Verlag, Leipzig.

²⁾ „Deutschlands Erneuerung“, Jahrgang 1921, Heft 10.

2.

Vorläufig hat es damit allerdings noch gute Wege. „Dieser Republik schwört der deutsche Arbeiter treue Liebe bis zum Grabe — weil an der Schmutzpfütze ein Schild steht ‚Vollsregierung‘. Bewundernd bleibt sein Blick an dem Schild haften — was dahinter steckt, sieht er nicht.“¹⁾ Sehr richtig! Das ist eben das Ergebnis der Wortgaulei. In einer Zeit, die das Wort für die Tat nimmt, kann man, wie man es alle Tage erfährt, sehr autokratisch-diktatorisch regieren, und noch obendrein vom Parlament Vertrauensvoten einheimsen, wenn man nur über eine Presse verfügt, die großzügig genug ist, dies autokratisch-diktatorische Regiment als „parlamentarisch-demokratisch“ hinzustellen. Wenn man sieht, wie geduldig das Volk mit sich Schindluder treiben läßt, wie es Friedensvertrag, Reparationslasten, diplomatische Niederlage über Niederlage, Blamage über Blamage, Auspowerung, Wucher, Verelendung, Zerstörung des Staates über sich ergehen läßt, sobald man es ihm als zum Heile und Fortbestand der demokratischen Republik notwendig hinstellt, und wenn man sieht, wie ruhig immer wieder die „Vollvertretung“ hinteres Licht geführt wird und ausgeschaltet werden darf, wie z. B. wieder bezüglich der Hermes-Verhandlungen in Paris, könnte man fast in Versuchung kommen, den nationalen Parteien zu empfehlen, geschlossen etwa zur demokratischen Partei, oder zur Hälfte zur demokratischen, zur anderen Hälfte zur sozialdemokratischen Partei überzutreten, und es auch auf so gleißnerische Weise zu versuchen. (Daß sie es nicht tun und nicht tun werden, beweist, daß sie ein stärkeres Verantwortungsgefühl haben.) Selbst die „Aktion“ bellagte sich darüber, „daß die Klasse der Arbeitenden in den Novembertagen so ohne klares Selbstbewußtsein, so ohne Eigen-Initiative, so ohne Instinkt für Verrat, Lüge, Heuchelei und Betrug gewesen ist“. (Nr. 17/18). Mir scheint, daß dieser Mangel seit den Novembertagen noch in keiner Weise kleiner geworden ist, und dafür kann sich das Volk eben bei der Presse der Wortgauller bedanken, denen die Unaufrichtigkeit, die Verschleierung, die Lüge und die Erstüdung des richtigen, politischen Instinktes ihrer ganzen Kassenveranlagung nach als selbstverständliche politische Waffe geläufig ist.

Ein besonders sprechendes Beispiel hierfür war die Behandlung des Sechenbach-Prozesses durch die republikanische Presse. Sein Ergebnis, nämlich die einwandfreie Feststellung durch aus- und inländische Sachverständige, daß Eisner amtliche deutsche Akten, die den Beweis für Deutschlands Unschuld am Weltkrieg erhärteten, in einer amtlichen Veröffentlichung so umgefälscht hat, daß sie den Feinden bei den Friedensverhandlungen als Beweis für unsere Schuld am Kriege dienen konnten — ein Ergebnis, das die Grundlage des ganzen Versailler Vertrages ins Wanken bringt —, hat diese ganze Presse entweder völlig verschwiegen oder als so belanglos hingestellt, daß der harmlose Leser dieser Presse über die grundsätzliche Bedeutung des Sechenbach-Prozesses und seine politische Auswertungsmöglichkeit völlig im Unklaren geblieben ist. Das heißt aber, die Wahrheit erwürgen; und sie soll in diesem Falle erwürgt werden, denn die Schuldfrage ist ja nicht nur die moralische Grundlage des Friedensvertrages sondern auch die der Revolution.²⁾ Selbst Ministerpräsident Graf Lerchenfeld hat bei der hoch erfreulichen und dankenswerten Interpellation

¹⁾ „Hammer“ Nr. 479 vom 1. Juni S. 226.

²⁾ Vgl. hierzu auch meinen Aufsatz „Die Auferstehung der Wahrheit“ in Nr. 222 der „Deutschen Zeitung“ vom 10. Mai ds. Js.!

der bayerischen Mittelpartei über die Schuldlüge im bayerischen Landtage den republikanischen Parteien in liebenswürdigster Weise einen Fingerzeig gegeben, wie sie die „Belanglosigkeit“ des Sechenbach-Prozesses noch weiter begründen könnten, indem er meinte: „Natürlich sei mit diesem Prozeß und seinem Urteil die allgemeine Frage von der Schuld am Kriege nicht schlechthin abgetan. Die maßgebende Beantwortung dieser allgemeinen Frage setze die Aufschließung der Archive aller am Kriege teilnehmenden Mächte voraus.“¹⁾ Dieser Gedankengang des Grafen Lerchenfeld setzt seinerseits voraus, daß sich etwa in England und Frankreich auch Lumpen finden, welche gleich Eisner ihr „Vaterland“ verraten. (Allerdings würden diese dann nicht erst die Akten zu fälschen brauchen!) Oder: der Herr Graf scheint zu glauben, daß angeklagte Verbrecher so edel und treuherzig sein werden, alles Material, das ihre Verurteilung veranlassen würde, dem Staatsanwalt zu übergeben. — Dem Herrn Grafen rühmt man von Links so gern nach, daß er das Verhältnis zwischen Bayern und Berlin „reibungsgelos“ gestaltet hätte. Das angeführte Wort verstärkt die Wahrscheinlichkeit, daß dem so ist. Die Freude über eine solche „Reibungslosigkeit“ dürfte allerdings mehr auf seiten der Berliner Regierungsmänner und des Herrn Grafen als auf seiten Bayerns und des Reiches liegen. Im Interesse der Reibungslosigkeit hat es Graf Lerchenfeld sicherlich auch nur unterlassen, darauf zu dringen, das Berliner Auswärtige Amt möchte doch endlich einmal erklären, warum es s. Zt. nicht sofort die Eisnersche Veröffentlichung durch Bekanntgabe des wahren Aktenwortlautes als Fälschung festgenagelt hat.

Graf Lerchenfeld hat am 29. Mai im Münchener Rathausaal zum Verbands der deutschen Elektrotechniker gesagt: „Sie, meine Herren, lernen aus Ihren Erfahrungen, aber wir Politiker machen immer dieselben Dummheiten wieder.“ (Sehr richtig!) Das klingt treuherzig-sympathisch und hat sicher gute Stimmung gemacht, denn man ist ja bescheiden im neuen Deutschland. Es fragt sich nur, ob man die Dummheiten aus Versehen oder — mit Absicht immer wieder macht! Wie denken der Herr Graf? —

3.

„Die Mitarbeit an der Aufrichtung Europas hängt davon ab, daß wir keines der Rechte zu opfern brauchen, die wir gegen Deutschland haben. . . . So sehr ich das Einvernehmen mit den Verbündeten wünsche, wir dürfen diesem Ideal nicht unser gutes Recht zum Opfer bringen. . . . Wir müssen weiter wachen. Unsere Kraft und unsere Wachsamkeit darf nicht erschlaffen.“ Also ließ sich Poincaré am 1. Juni in der französischen Kammer vernehmen. Er hat mit seiner Rede im allgemeinen Beifall geerntet, und wenn auch ein Abgeordneter ihm zurief: „Das ist ein gefährlicher Beifall“ — nun, bis jetzt hat Poincaré bewiesen, daß auch im Zeitalter der Demokratie und des Völkerbundes der starke nationale Wille den Ausschlag gibt. Gewiß spielen die französischen Nationalisten ein hohes Spiel, und wahrscheinlich ist, daß sie es an dem Tage zu verlieren anfangen, an dem wir die Erfüllungspolitik aufgeben, da dann Frankreich finanziell unheilbar erschüttert würde, aber sie rechnen mit einem sicheren Faktor: mit der deutschen doktrinen Verbobtheit, die lieber das Land zugrunde gehen läßt, als daß sie einen J-Punkt des Parteiprogramms

¹⁾ Nach dem Bericht der „Deutschen Tageszeitung“ Nr. 247 vom 30. Mai.

opfert. Man dreht sich immer wieder im Kreise: das Parteiprogramm verlangt und verlangt die demokratische Republik. Darin begegnete man sich durchaus mit den Wünschen der Feinde. In gleicher Weise begegnet man sich, wie mehrfach betont, mit den Wünschen der Feinde in der Anerkennung der Schuld. Deshalb erkennt man zwangsläufig auch die Berechtigung des Versailler Vertrages an, bekennet man sich zwangsläufig zur Erfüllungspolitik, d. h. zu einer dauernden wirtschaftlichen Schwächung und politischen Entrechtung Deutschlands; denn diese Schwächung und Entrechtung garantiert ihrerseits die Erhaltung der demokratisch-republikanischen Staatsform, der zuliebe jede nationale Bewegung erstickt werden muß. (Natürlich findet man, wenn es sich nicht umgehen läßt, auch nationale Töne. Da sie aber die Leute anschlagen, die die nationale Einheit des Reiches zerstört haben, sind es falsche Töne.) In Frankreich weiß man das sehr genau, daher kann man dort unbesorgt sein.

„Jedermann ist heute einig in dem Bedauern, daß das besiegte Deutschland seine politische Einheit bewahrt hat, d. h. das Hauptergebnis der früheren militärischen Siege Preußens. Die französischen Unterhändler selbst leugnen nicht, daß es besser gewesen wäre, wenn die deutsche Einheit unsern Sieg nicht überlebt hätte... Man nahm die Existenz des deutschen Einheitsstaates als Tatsache, sogar als legitime Tatsache hin. Und von den Mitteln der Entwaffnung vergaß man das beste, nur kleine, den einzelnen deutschen Staaten zugeteilte Heere bestehen zu lassen. Statt dessen gab man Gesamtdeutschland ein Heer, ein einiges Heer, das heißt, daß man es Preußen gab und damit dem preußischen Militarismus fast ebensoviel gab als man ihm nahm.“ — So schreibt der französische Nationalist Jacques Bainville in seinem Buch „Die politischen Folgen des Krieges“.¹⁾ Bainville bekennet dann: „Die wahre Politik Frankreichs bestand in der Begünstigung der Losagungsbewegungen, die sich im Innern von selbst bildeten“ (im Innern Deutschlands. Die Schriftl.). Auch hier begegnen sich wieder die römisch-französischen Wünsche mit den Plänen unserer radikalen Sanatiker, welche eine Zerschlagung Preußens für notwendig halten. In einem Punkt erkennt aber Bainville viel klarer als unsere neudeutschen Politiker die deutsche Aufgabe und Lebensnotwendigkeit. Er schreibt nämlich: „Ein deutscher Staat auf dem Platz, den Deutschland in der Mitte Europas einnimmt, ohne feste Grenzen, mit umstrittenen Gebieten in seinem ganzen Umkreis, mit deutschen Fortsetzungen und Volksinseln, die eine erklärte oder latente Irredenta schaffen, soweit eine deutsche Einheit als Mittelpunkt der Anziehungskraft besteht, dieser Staat fordert und verlangt den Militarismus.“ — Daher bemühen sich Feinde von draußen und Doktrinaire von drinnen, den „Mittelpunkt der Anziehungskraft“ zu zerstören, und die Wortgauler verfertigen die demokratischen Schlagworte dazu.

Nur die völkischen Kreise sind es, die gleich Poincaré die Lösung haben: „Wir müssen weiter wachsen. Unsere Kraft und unsere Wachsamkeit darf nicht erschlaffen.“ Ja — wir werden die Flamme des völkischen Gedankens weiter schüren, trotz aller Wortgauler, bis sie eines Tages das ganze deutsche Volk ergriffen hat. Dann wehe den Wortgaulern!

¹⁾ Ich führe an nach einem Auszug in Nr. 250 des Innsbrucker „Alpenland“ vom 2. Juni ds. Js.

Bücherschau.

Erich Jung: Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform. München 1922, J. S. Lehmanns Verlag.

Eine gewisse Zwiespältigkeit glaubt der Verfasser dieses inhaltreichen Werkes damit erklären zu sollen, daß er nicht nur an den Sachmann, sondern an „jeden gebildeten Deutschen“ sich wendet, „dem die Geschichte seines Volkstums am Herzen liegt“. Mit den in „inneren Zusammenhang“ gebrachten und größtenteils abgebildeten Denkmälern hofft er auch dem Sachgelehrten „neuen Stoff“ zu bieten, selbst wenn einige seiner Schlussfolgerungen „abgelehnt“ werden sollten. Die meisten Leser werden aber wohl mit dem „Grundgedanken“ übereinstimmen, daß „uralte Vergangenheit unseres Volkstums noch viel wirksamer und lebendiger in die Gegenwart hineinträgt und wirkt“, als man gewöhnlich annimmt. Mit der Annahme des Christentums durch unsere Vorfahren waren die tief eingewurzelten Vorstellungen und Gewohnheiten der Heidenzeit nicht mit einem Schlage beseitigt, sondern sie lebten, wenn auch umgedeutet und anders benannt, fort in allerlei Gebräuchen und Volksfesten, in Wallfahrten, Bittgängen und Jahrmärkten, wie auch im bildlichen Schmuck der ältesten Kirchen, die ja nachweislich meist an der Stelle, oft sogar in den Hallen heidnischer Heiligtümer errichtet waren. Den alten Göttern Wodan, Thonar, Ziu gab man die Namen von christlichen Heiligen, insbesondere Michael, Petrus, Martin, ließ ihnen aber meist ihre Abzeichen und Lieblingstiere, wie Hakenkreuz, Hammer, Sonnenrad, Raben, Wölfe, Böcke, Eber, Kasse u. dgl. Die Bildwerke mancher Gotteshäuser aus „romanischer“ Zeit zeigen häufig noch sinnbildlichen Schmuck, der offenbar von älteren, steinernen oder hölzernen Bauten übernommen ist. Die Art der werkmäßigen Ausführung, wie Flachbild, Ausstich, Kerbschnitt u. d., weist oft noch deutlich auf Vorbilder der Holzschnitzerei zurück. Unter den 130, zum Teil wiederholten, Abbildungen des Buches finden sich zahlreiche Beispiele dafür, so an den Kirchen von Schwärzloch, Freising, Berchtesgaden, Regensburg, Altenstadt, Rüssingen, Wannweil, Hirsau, Eleebronn, Schwäbisch-Gmünd, Groß-Linden, Avoisheim, Brannenburg, Tübingen, Murbardt, Haubersbronn, Eichel, Bietenhausen, Pforzheim, Oberrödingen, Langenstein, Dunningen, Holzkirchen u. a. Im letzten Falle hat sogar der Name die Erinnerung an einen hölzernen Vorgänger des späteren Steinbaues bewahrt. Durch Herübernahme ihrer Sinnbilder wollte man die alten Götter teils unschädlich machen,

„bannen“, teils, da man ihnen immer noch eine gewisse Macht zutraute, günstig stimmen. Wenn ich nun auf einige Einzelheiten etwas näher eingehe, so möchte ich doch, trotz der Ansicht von Ubland, den Ortsnamen Schwärzloch, bei Tübingen, lieber auf die Farbe des Waldes als auf das Schwert des Kriegsgottes zurückführen. Die auf das sächsische Stammesgebiet beschränkten und meist auf dem Marktplatz, der zugleich Gerichtsstätte war, stehenden Rolandsflandbilder, halte ich für Zeichen der Gerichtshoheit. Ob und wie ihre Bezeichnung mit dem in den Pyrenäen gefallenen Hruodland, einem Paladin Karls des Großen, zusammenhängt, ist fraglich und wohl nicht mehr aufzuklären. Sicher ist dagegen, daß die „Jupitergigantensäulen“ Abbilder des mantelumwebten Wodan tragen und verkleinerte Nachbildungen größerer Welt- oder Irmensäulen darstellen, in denen der germanische Götterglaube zusammengefaßt war. Die „rätselhafte Gestalt“ der bärtigen, mannweiblichen, am Markterholz hängenden hl. Kummernis, ist schwerlich nach Bernoullis Meinung als Stellvertreterin Thonars zu betrachten und hat wohl auch mit dem „Zwitter“ Tuisto, dem „Stammvater der Mannus-söhne“ nichts zu tun. Eher ließe sich, wie auch bei dem bärtigen, langköpfigen Frauenbild von Wildberg, an eine Darstellung der fruchtbaren, mit dem Himmelsgott vereinigten und darum auch männliche Merkmale zeigenden Erdgöttin denken. Dieselbe Gottheit wird man auch in der hl. Era (ero = ertha im Wessobrunner Gebet) des Braunschweiger Domes erblicken dürfen. Der sonst nicht bekannte Name Wilgefortis scheint eher gotisch (Wiljaferdis) als niederdeutsch, der andere Beinamen aber, Liberata, könnte eine Übersetzung von Fria sein, der Gemahlin Wodans und Göttin der Fruchtbarkeit. Das sind freilich nur Vermutungen, aber mehr läßt sich auf diesem „völlig rätselhaften“ Gebiet kaum erreichen. Die „drei Schicksalsschwester“ des Wormser Domes tragen die Namen Embede, Warbede und Wilbede, deren Deutung als „Günstige“ von gotisch batiza, besser, ansprechender ist als von ags. beadu, Kampf. Bekanntlich waren die Burgunden, auf deren Herrschaft am Rhein wir den Bildstein zurückführen müssen, ein gotisches, mit den Baiern, von denen gleichnamige Göttinnen verehrt wurden, verwandtes Volk. Sehr beachtenswert und verdienstvoll ist der Abschnitt 22 über „Hakenkreuz und Sonnenrosse“, der die Bildersammlung bei Lechler durch einige wichtige, in Tierköpfe endende Schmuckstücke ergänzt und den Zusammenhang zwischen dem genannten Sinnbild und der Sonnenverehrung noch deutlicher als bisher macht.

Solche Zierscheiben vermehren „durch ihr massenhaftes Vorkommen an deutschen Fundorten die Wahrscheinlichkeit der norduropäischen Herkunft“. Von besonderer Bedeutung ist auch der Abschnitt 27 über „die heraldische Lilie oder die dreiflammige Akerze“, die „nächst dem Kreuzeszeichen — selbstverständlich in entsprechendem Abstand — sowohl an Feierlichkeit der Verwendung als auch an Umfang des Vorkommens weit vor den anderen sinnbildlichen ... Zeichen ... steht“. Die — allerdings mit Vorbehalt — vorgetragene Ansicht, daß das genannte Zeichen das „heilige Feuer“ bedeute, kann ich nicht teilen, fasse vielmehr das Dreiblatt, das oft neben dem Kreuz erscheint und Krone wie Herrscherstab der deutschen und französischen Könige ziert, als Sinnbild der germanischen Götterdreieit, später der christlichen Dreieinigkeit auf; dafür spricht sein Vorkommen an heiligen Stätten (Kirchen von Weinsberg, Schwärzloch, Pforzheim, Bebenhausen u. a.) und die ihm zugeschriebene hohe Schutzkraft. Oberste Götter der Germanen waren Wodan, Thonar und Ziu oder Sarnot, ursprünglich Himmels-, dann Kriegsgott. An dessen Stelle tritt manchenorts, z. B. auf dem Dreigötterstein von Holzkirchen, der an seiner Strahlenkrone kenntliche Sonnengott Pöhl (Balder) oder, wie in dem Heiligtum von Alt-Upsala, der Gott der Fruchtbarkeit Fro (nord. Freyr oder Frikko), durch ein mächtiges Zeugungsglied ausgezeichnet. Auch von diesem letzteren scheinen sich im Bildwerk deutscher Kirchen Spuren erhalten zu haben, so in Belsen, Hemmendorf u. a., wie in Abschn. 24 „Das Männliche“ ausgeführt wird. Die gespreizten Beine lassen vermuten, daß hier ein von den Weibern um Kindersegnen angeflehter, den späteren Geistlichen anstößiger Teil weggemeißelt ist. Als Schutzherr der Viehzucht wird Fro auch durch den hl. Leonhard ersetzt, dem zu Ehren am 6. November noch jetzt feierliche Umzüge, die „Leonhardsritte“ veranstaltet werden. Für den Sonnengott tritt meist Christus selbst (Sol verus, invictus) ein oder dessen Vorläufer Johannes mit den beiden Seiertagen, dem „kalten“ um die winterliche und dem „warmen“ um die sommerliche Sonnenwende. Die Rolle weiblicher Gottheiten übernahm meist die Gottesmutter Maria, seltener eine andere Heilige, wie z. B. Kunigunde, die als Zeichen heidnischen Ursprungs den Sonnenring und das Dreiblatt trägt. Einige Irrtümer dürfen von einer gewissenhaften Berichterstattung nicht übergangen werden: so fällt der Geburtstag des Kaisers Augustus auf den 23. September, nicht 1. August, so werden die Sachsen nicht schon von Plinius (dessen Saxinae, ein afrikanisches Wildvögel, haben mit der ger-

manischen Völkerschaft nichts als einen zufälligen Namensanhang gemein), sondern erst im 2. Jahrh. von Ptolemäus genannt, so ist die Mundart des Hildebrandsliedes altsächsisch, nicht fränkisch, so „klast“ zwischen Tacitus und der Völkerwanderung keine Lücke, sondern bei richtiger Einteilung auf die Hauptstämme geht kein einziges Völkchen verloren usw. Unrichtige Namensschreibungen, wie Freitag, Grözingen, Thrunholm, Gjallesbus u. a. mögen als Versehen oder Druckfehler hingehen. Wer wird es dem Verfasser verdenken, wenn er in den „Ausblicken“ auch auf die für uns so traurige Zeitgeschichte übergreift? „Wir können nichts anderes tun“, sagt er am Schluß, „als auch in Zukunft unseren germanischen Göttern und Helden vertrauen und abwarten, ob wir auferstehen oder endgültig untergehen“. Einzelne, bei dem großen Umfang des Stoffes entschuldbare Mängel beeinträchtigen nicht den Wert des schönen Buches für die germanische Altertumskunde und jeden guten, für unsere großartige Vergangenheit begeisterten Deutschen. Ludwig Wilfer.

Prof. Dr. Leopold Wenger: Das Deutschtum in Kärnten. München, Verlag Dr. Franz A. Pfeiffer u. Co., Heft 2 der Vorträge des Vereins für das Deutschtum im Auslande.

Der bekannte Münchener Rechtslehrer schenkt uns hier eine Schrift über seine kärntnerische Heimat, deren geringer äußerer Umfang im umgekehrten Verhältnis steht zu dem Reichtum ihres Inhalts an geschichtlichem, volkswissenschaftlichem und unmittelbar politischem Stoff. Der Abstimmungssieg der Kärntner vom 10. Oktober 1920, der ihren ruhmvollen Kämpfen gegen die jugoslawische Übermacht vom Jahre 1919 die Krone aufsetzte, ist noch in unser aller Erinnerung. Aber eine ganze Reihe bemerkenswerter Tatsachen aus diesem letzten Jahre und aus der Vergangenheit des Kärntner Landes wird der Reichsdeutsche aus der Wenger'schen Schrift lernen können. Damals, in den Kärntner Freiheitskämpfen, haben die windischen Bauern Schulter an Schulter mit den Deutschen gekämpft gegen die jugoslawischen Truppen. So stark ist das Zusammengehörigkeitsgefühl des durch die gewaltigen umschließenden Bergwälle und durch eine tausendjährige gemeinsame Geschichte zusammengehaltenen Landes. Um 180 kam das Land, das schon vorher zahlreiche bayerische Siedler aufgenommen hatte, unter bayerische Verwaltung. Bald darauf ward ein Herzog von Kärnten deutscher König. Das erste geschichtliche Auftreten der Deutschen, die Schlacht bei Töressa, 113 vor Christi, vollzog sich auf kärntnerischem Boden. Lagarde sagt einmal, ein Volk sein heißt

eine gemeinsame Not empfinden. Noch nie hat wie heute das gesamte deutsche Volk eine gemeinsame Not erlitten. Die napoleonischen Kriege haben die verschiedenen deutschen Länder in sehr verschieden schwerer Weise betroffen. Selbst der dreißigjährige Krieg hat gewisse Gegenden, wie die habsburgischen Erblande und eine Reihe deutscher Seestädte, verhältnismäßig wenig in Mitleidenchaft gezogen. Die furchtbare Not unserer Tage ergreift — außer den deutschen Schweizern und den Niederdeutschen die Niederlande — alle Deutschen in gleicher Weise, einschließlich der Auslandsdeutschen in fernsten Gegenden Rußlands und über See. Diese äußerste nationale Not wird das deutsche Gesamtvolk entweder vernichten oder zum härtesten Stahl zusammenschmieden. Und ob die acht Millionen Deutschösterreicher dazu gehören oder nicht, ist nicht eine Frage der Zweckmäßigkeit, sondern einfach eine tatsächliche, geschichtliche und geographische Forderung, mit der wir uns in irgend welcher Weise abzufinden haben; eine Aufgabe, die uns vom Schicksal gestellt ist. E. J.

Walter Vogel: Das neue Europa und seine historisch-geographischen Grundlagen. Mit 1 farbigen Karte und 13 Kartenlizen. 2 Bde. Bonn und Leipzig 1921, Kurt Schröder.

Der Professor der historischen Geographie an der Berliner Universität schenkt uns hier eine lebendig geschriebene Darstellung, die mehr enthält, als der Titel andeutet. Wenn Vogel den Titel „Historisch-geographische Grundlagen“ wählt, so können wir ihn in der Richtung der „historisch-politischen“ vervollständigen. Wir werden, um nur an ein paar Dingen das Verhältnis anzudeuten, auch darüber unterrichtet, was Leipzig für eine Stellung in dem neuen Deutschland zuzusprechen ist, was der Marxismus bedeutet und was er verschuldet hat. Ich möchte das Buch geradezu nennen: „Einführung in das politische Verständnis der Gegenwart.“ Und es ist ihm die stärkste Verbreitung zu wünschen. Saglich gehalten bietet die Darstellung reiche Belehrung und ruht auf gesundem Urteil. Bei der Erörterung der Judenfrage wäre die Literatur, die von B. Friedrich, Die Judenverfolgungen des Mittelalters und ihre Ursachen (München, J. S. Lehmann), angeführt ist, zu verwerten (namentlich auch zu Sombarts Schriften), bei der Schilderung der Entstehung des Kapitalismus (zu Max Webers Auffassung) mein Buch „Probleme der Wirtschaftsgeschichte“ (Tübingen, J. A. B. Mohr).

Sreiburg i. B. G. v. Below.

Wolfgang Förster: Hans Delbrück, ein Porträtmaler? Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn. 40 Seiten.

Der Berliner Historiker Hans Delbrück hat im letzten Winter seine längst bekannten Angriffe gegen Ludendorff in einer besonderen Schrift „Ludendorffs Selbstporträt“ zusammengefaßt und gesteigert. Diese Schrift ist so maßlos und töricht, daß der Herausgeber der „Preussischen Jahrbücher“, die Delbrück jahrzehntelang in der Hand gehabt hat, sich genötigt gesehen hat, einen entschiedenen Protest gegen das Nachwort zu erheben. Aber die Delbrück'sche Schrift wirkt leider; sie wird von den sog. demokratischen Parteien im Inland und von unsern Feinden im Ausland gegen die gute deutsche Sache verwertet. So ist es denn zu begrüßen, daß von sachkundiger Seite eine Kritik unternommen worden ist. Sehr lebhaft begrüßen wir die mit Witz und Geist geschriebene Widerlegung, die der Hallische Historiker Jester, den wir als einen der wertvollsten Mitarbeiter von „Deutschlands Erneuerung“ schätzen, in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht hat. Sie enthält über die Kritik hinaus auch viel Positives zur Beurteilung der gesamten jüngsten Geschichte. Von Militärschriftstellern, die zu Delbrücks Schrift das Wort ergriffen haben, nennen wir General v. Zwehl mit einem kurzen, aber die entscheidenden Dinge erledigenden Aufsatz in der „Konservativen Monatschrift“ und dann namentlich Hauptmann Förster mit der vorliegenden Schrift, die ebenso scharf kritisch wie sachlich lehrreich ist. Die glänzende Beweisführung Försters zu verfolgen, gewährt Genuß. Für Delbrück ist das Ergebnis vernichtend. Er hat einmal bessere Tage gehabt. Wenn er jetzt sein Leben überschaut, wird er sich sagen müssen, daß es nicht gerade eine Linie darstellt, die bergauf führt. Wenn man Äußerungen von ihm, die er vor 40, vor 30 Jahren geschrieben hat, mit seinen heutigen Auslassungen im „Berliner Tagblatt“ usw. vergleicht, so beobachtet man eine merkwürdige Wandlung. Oder war diese doch schon früher, z. B. in seiner Loslösung von Treitschke, angedeutet? S.

Franz Kunzendorf: Der Hengestessel. Satirische Zeitgedichte. Verlag Universitas Buch und Kunst. G. m. b. H. Berlin, Görlitz, Leipzig, Utrecht. Geb. M. 18.—, geb. M. 12.—.

Die „Psyche“ der völlig aus den Jugen gegangenen Zeit ist in diesen Versen eingefangen. Sie sind in der Tat ein Zeitspiegel aus dem Revolutions-Hengestessel. Ihrer wighigen Form eignen sie sich gut zum Vortragen und seien aufs Beste empfohlen.

E. A.



Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, S. St. Chamberlain, S. Claß, Professor R. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Schr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeburg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. S. Lehmann, München

Bezugspreis: vierteljährlich M. 30.—, Einzelheft M. 10.—

Postcheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594

Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München

6. Jahrgang 1922

Heft 8

August

Der völkische Gedanke und die Weimarer Verfassung.¹⁾

Von Professor Dr. Axel Gehrn. v. Freytag-Loringhoven.

I.

Der Staat ist, so lehrt heute die Wissenschaft, die Zusammenfassung des ein bestimmtes Gebiet bewohnenden Volkes unter einer obersten Gewalt. Staatsvolk, Staatsgebiet, Staatsgewalt — das sind die drei Bestandteile des Staatsbegriffes.

Als das Natürliche will es erscheinen, daß das Staatsvolk eine durch gemeinsame Abstammung, Sprache und Kultur verbundene Einheit darstelle. Die Wirklichkeit zeigt jedoch vielfach ein anderes Bild. Einerseits gab es und gibt es noch heute sog. Nationalitätenstaaten, wie einst Österreich, wie jetzt die Schweiz, Belgien und Finnland, in dem mehrere, durch jene drei Kennzeichen zusammengeschlossene Gruppen nebeneinander leben, ohne daß eine von ihnen die anderen auf Grund von Rechtsätzen oder kraft ihrer Zahl, ihrer wirtschaftlichen oder kulturellen Macht beherrschte. Andererseits gibt es Staaten, die als Schöpfung einer solchen Gruppe anzusehen sind, während kleinere und schwächere Gruppen anderer Abstammung, Sprache und Kultur gleichfalls das Staatsgebiet bewohnen und rechtlich oder tatsächlich jener einen Gruppe untergeordnet sind. So lagen die Dinge im zarischen Rußland, so auch im Bismarckischen Deutschland, so im heutigen Reich, in dem es immer noch schwache dänische und polnische Minderheiten gibt. Auch Frankreich und Italien mit deutschen Elßassern bzw. Tirolern, die Tschechoslowakei, Ungarn und andere Staaten gehören hierher.

¹⁾ Aus einem in Vorbereitung befindlichen Buch „Die Weimarer Verfassung in Lehre und Wirklichkeit“.

Als eine Abart dieses Salles, die jedoch um ihrer großen praktischen Bedeutung willen als selbständige dritte Möglichkeit gelten kann, ist es anzusehen, wenn sich inmitten eines sonst einheitlichen Volkes ein anderes festsetzt, das im Laufe der Zeit seine Sprache und äußerlich seine Kultur annimmt, aber fremder Abstammung ist und sich niemals mit ihm verschmilzt, sich selbst als Fremdkörper inmitten des Gastvolkes empfindet und von diesem als Fremdkörper empfunden wird.

Diese Sachlage ist in allen heutigen Staaten zu finden, und es bedarf keines Hinweises darauf, daß das Judentum die Rolle des Gastvolkes spielt, während die des Wirtsvolkes dem Staatsvolke, insonderheit auch dem deutschen Volke, zugefallen ist.

Diese verschiedenen Möglichkeiten, von denen die beiden letzten in Deutschland Wirklichkeit geworden sind, haben nicht nur politische, sondern auch staatsrechtliche Bedeutung. Sie stellen die Gesetzgebung vor wichtige und schwer zu lösende Fragen von so grundlegender Bedeutung, daß ihre Inangriffnahme in der Verfassungsurkunde als Selbstverständlichkeit erscheinen will. Unabhängig davon sollte man erwarten, daß sie Gegenstand eingehender und sorgfältiger Erörterung im staatsrechtlichen Schrifttum sind.

Leider sind das Voraussetzungen, die, soweit es sich um Deutschland handelt, unerfüllt bleiben. Aus der Bismarckschen Reichsverfassung und aus der alten preussischen Verfassung vermochte niemand zu ersehen, daß Deutschland und Preußen nicht reine Nationalstaaten waren. Aber wenn das seine Erklärung in der Tatsache findet, daß zur Zeit ihrer Entstehung der völkische Gedanke noch schlummerte, so fehlt es an einer solchen Rechtfertigung für das staatsrechtliche Schrifttum. Dieses Schrifttum war ganz positivistisch eingestellt und ist es noch heute. Was nicht in der Verfassung oder sonstigen gesetzgeberischen Urkunden steht, ist für seine Urheber nicht vorhanden. Es streift jene Fragen nur gelegentlich in einigen grundsätzlichen, abgezogenen Bemerkungen, geht aber im übrigen stillschweigend an ihnen vorüber. Einzig und allein das formale Moment der Zugehörigkeit zum Staatsverbände wird als maßgebend für die Zugehörigkeit zum Staatsvolke anerkannt. Dementsprechend hat sich auch in der öffentlichen Meinung die Überzeugung festgesetzt, daß Mitglied des Staatsvolkes jeder sei, der das Bürgerrecht durch Geburt oder Verleihung erworben hat, während dem, dem es fehlt, auch die Zugehörigkeit zur Volksgemeinschaft abgesprochen wird. An der so bedauerlich schwachen Entwicklung des Nationalgefühls im deutschen Volke trägt diese Auffassung nicht zuletzt die Schuld.¹⁾

Es kann allerdings nicht bestritten werden, daß es überaus schwer ist, für den Begriff „Volk“ eine klare und scharfe Bestimmung zu finden. Aber diese Schwierigkeit darf andererseits nicht überschätzt werden. Gewiß ist es richtig, daß vor allem die Frage der Abstammung durch die Tatsache verwickelt wird, daß es heute kein zivilisiertes Volk gibt, das nicht aus der Vermischung mehrerer Völker hervorgegangen wäre. Insbesondere fließt bekanntlich in den Adern des deutschen Volkes neben germanischem auch fremdes, hauptsächlich slawisches und keltisches Blut. Ebenso unbestreitbar ist es, daß die Sprache allein insofern kein unbedingt sicheres Unterscheidungsmerkmal bietet, als es Völker gibt, die einst ihre Sprache gewechselt haben, und daß andererseits Fälle vorliegen, in denen mehrere Völker die gleiche Sprache reden. Die

¹⁾ Vgl. auch den Aufsatz „Deutsch und Reichsdeutsch“ von A. A. Fischer im Heft 7 dieses Jahrgangs.

Kultur endlich ist überhaupt ein kaum faßbarer Begriff, der als Kennzeichen dadurch noch mehr entwertet wird, daß in den verschiedenen Schichten der Bevölkerung eines und desselben Landes zum mindesten eine sehr verschiedene Kulturhöhe herrscht. So groß aber auch die Schwierigkeiten sein mögen, die sich daraus für den Ethnologen ergeben, so oft es zweifelhaft sein kann, ob ein Einzelner diesem oder jenem Volke zuzurechnen ist, genügt es doch für die praktische Wirklichkeit vollkommen, wenn zu den drei objektiven Merkmalen der gemeinsamen, sei es auch rassisch nicht einheitlichen Abstammung, der gemeinsamen Sprache und der von der führenden Schicht hervorgebrachten und gepflegten Kultur noch ein viertes, ein subjektives Moment, der Wille zur Volksgemeinschaft, hinzugenommen wird, um den Begriff des Volkes mit ausreichender Klarheit zu fassen. Man mag darauf hinweisen, daß Engländer und Nordamerikaner trotz gemeinsamer Sprache und teilweise gemeinsamer Abstammung und Kultur zwei Völker sind, daß die Schweizer sich trotz verschiedener Abstammung und Sprache als ein Volk fühlen. Das sind Ausnahmen, die die Regel nicht umzustossen vermögen. Im allgemeinen wird man zum mindesten alles das, was für staatsrechtliche und politische Zwecke notwendig ist, erreichen, wenn man jene drei objektiven Kennzeichen, verbunden mit dem einen subjektiven, verwendet. Mit ihrer Hilfe wird sich stets feststellen lassen, ob eine Vielheit von Menschen ein Volk darstellt oder nicht.

Diese Kennzeichen versagen auch da nicht, wo es sich um das Vorhandensein eines Volkvolles handelt. Auf die in Deutschland gegebene Sachlage angewendet ergibt sich, daß die Juden nicht zum deutschen Volke gehören, mögen sie auch das Bürgerrecht besitzen. Sie haben die deutsche Sprache angenommen. Sie haben sich der deutschen Kultur angepaßt, wobei es dahingestellt bleiben kann, wie weit das nur äußerlich geschehen ist. Ihrer Abstammung nach haben sie jedoch gar nichts mit dem deutschen Volke gemein. Das zeigt ihr Äußeres, das einen ausgeprägten, vom deutschen ganz abweichenden Rassetypus aufweist, so daß es überflüssig scheint, auf die in dieser Hinsicht bestehenden ethnologischen Streitfragen näher einzugehen. Endlich fehlt das subjektive Moment, der Wille zur Volksgemeinschaft. Weite Kreise des deutschen Volkes lehnen diese Gemeinschaft ab, und selbst diejenigen, die sonst der völkischen Bewegung fern stehen, wollen sie nur für die seit langem in Deutschland ansässigen Juden, nicht aber für die neuerdings in Scharen nach Deutschland strömenden Ostjuden anerkennen. Andererseits bekennen sich sehr erhebliche Teile des Judentums wenigstens theoretisch zum Zionismus und lehnen daher ihrerseits die Gemeinschaft mit dem deutschen Volke ab. Daß zwischen Deutschvölkischen und Zionisten eine breite Schicht deutscher und jüdischer Anhänger der „Assimilation“ steht, ist sicherlich Tatsache. Sie vermögen sich jedoch nur auf die Gemeinsamkeit der Sprache und Kultur zu stützen, während sie das Fehlen der gemeinsamen Abstammung und des Gemeinschaftswillens hüben und drüben zugeben oder aber die Bedeutsamkeit dieser Momente leugnen müssen. Daneben können sie freilich auch das formale Moment der Staatsangehörigkeit heranziehen.

Zur Vermeidung eines immer wieder auftauchenden Mißverständnisses sei auch hier ausdrücklich betont, daß das konfessionelle Moment in dieser Frage keine Rolle spielt. Allerdings ist das mosaische Bekenntnis als Nationalreligion der Juden anzusehen, so daß die Zugehörigkeit zu ihm ein weiteres sicheres Merkmal der Zugehörigkeit zum jüdischen Volke ist. Da aber im allgemeinen die heutigen zivilisierten Völker sich nicht zu Nationals, sondern zu Universal-

religionen bekennen, so kann die Zugehörigkeit zu einer von diesen nicht als Merkmal der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volke betrachtet werden. Das trifft in erhöhtem Maße für das deutsche Volk zu, das in zwei Bekenntnisse gespalten ist. Infolgedessen kann der Übertritt eines Juden zu einem der christlichen Bekenntnisse keinesfalls als gleichbedeutend mit dem Erwerb des deutschen Volkstums angesehen werden, und ebensowenig kann der bloße Austritt aus der mosaischen Religionsgemeinschaft zu einem solchen Ergebnis führen. Maßgebend bleibt vielmehr die Abstammung, wobei allerdings im Falle der Blutmischung nicht geringe Schwierigkeiten entstehen. Ihre gesetzgeberische Lösung kann unter zwei Gesichtspunkten vor sich gehen. Um die Sachlage zu vereinfachen, ist es denkbar, daß die Abstammung von väterlicher Seite als allein maßgebend anerkannt wird. Es ist aber auch die Auffassung nicht von der Hand zu weisen, daß die jüdische Rasse dank folgerecht betriebener Inzucht eine solche Durchschlagskraft besitzt, daß jeder, der, gleichviel von welcher Seite, eine gewisse Menge jüdischen Bluts in den Adern hat, als Jude angesehen werden müsse. Darüber hinaus wird bekanntlich vielfach gefordert, daß auch der Ehegatte eines Juden oder einer Jüdin den Juden gleichgestellt werde. Auch dafür lassen sich gewichtige Erwägungen anführen, wenngleich nicht zu übersehen ist, daß eine rechtliche Regelung auf dieser Grundlage alles andere, als einfach ist.

II.

Prüfen wir nun unter diesen Gesichtspunkten die Weimarer Verfassung, so stoßen wir zunächst auf den Vorpruch, dem freilich in der Nationalversammlung die rechtliche Bedeutsamkeit abgesprochen worden ist. Er sei, so wurde insbesondere von dem damaligen Innenminister Preuß ausgeführt, eine einleitende Formel, die solenn, hübsch und wohlklingend sei, aber nichts weiter. Immerhin ist er geeignet, die Vorstellung zu wecken, als sei das neue Reich Nationalstaat in des Wortes strengster Bedeutung. „Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen hat sich diese Verfassung gegeben“ — diese Worte rufen den Eindruck hervor, daß das deutsche Volk als Einheit gerade der Abstammung nach seinen Staat geordnet hat und als solche völkische Einheit Herr im eigenen Hause sein will. Stellt man den Art. 113 daneben, so kann auf den ersten Blick dieser Eindruck nur verstärkt werden: „Die fremdsprachigen Volksteile des Reichs dürfen durch die Gesetzgebung und Verwaltung nicht in ihrer freien, volkstümlichen Entwicklung, besonders nicht beim Gebrauch ihrer Muttersprache beim Unterricht, sowie bei der inneren Verwaltung und der Rechtspflege beeinträchtigt werden.“ Man wird zwar die Fassung nicht sehr glücklich finden, die Abstellung allein auf die Sprache von vornherein als mangelhaft ansehen, wird statt „des Reichs“ lieber „im Reich“ lesen wollen und bezweifeln, ob es im Hinblick auf die Lage der Deutschen im Auslande und insbesondere in den geraubten Gebieten klug war, sich in solcher Weise festzulegen und auf den Gebrauch einer wirksamen Waffe zum Schutz der unter Fremdherrschaft stehenden Volksgenossen zu verzichten. Aber nichts in dieser Bestimmung spricht gegen die Auffassung, daß das deutsche Volk als Staatsvolk seine Rechte zu wahren gewußt hat.

Leider ist diese Auffassung trotzdem unrichtig. Das ergibt sich aus der unbestreitbaren Tatsache, daß die Weimarer Verfassung überall dort, wo sie von Deutschen spricht, nicht etwa Deutsche im völkischen Sinne meint,

sondern einzig und allein die Staatsangehörigkeit im Auge hat. Mit einwandsfreier Klarheit folgt das vor allem aus dem zweiten Hauptteil der Verfassung, der die Grundrechte und Grundpflichten der Deutschen behandelt. Wenn hier erklärt wird, daß alle Deutschen vor dem Gesetz gleich sind, daß kein Deutscher von einer ausländischen Regierung Titel oder Orden annehmen darf, wenn allen Deutschen die Freizügigkeit im Reich und das Recht der Auswanderung zugesprochen wird, wenn jedem Deutschen die Unverletzlichkeit der Wohnung und die Freiheit der Meinungsäußerung gewährleistet wird, so kann angesichts der herrschenden Anschauungen und der in Deutschland, wie in allen Staaten der Gegenwart bestehenden Ordnung nicht daran gezweifelt werden, daß all das sich auf sämtliche Reichsangehörigen ohne Unterschied, ja, zum Teil darüber hinaus, auf alle Bewohner Deutschlands, auch auf Ausländer bezieht. Und beachtet man weiter, daß an einzelnen Stellen die Worte „Deutscher“ und „Reichsangehöriger“ abwechselnd im gleichen Sinne gebraucht werden, so erscheint vollends jede abweichende Ansicht unhaltbar. Zieht man gar die Materialien, vor allem die Protokolle des Verfassungsausschusses und die Stenogramme der Vollversammlungen heran, so erkennt man, daß weder im Ausschuss, noch im Voll auch nur die Möglichkeit einer andern Auffassung vertreten worden ist. Im Gegenteil, alles war von dem Gedanken beherrscht, daß Deutscher und Reichsangehöriger dasselbe, daß vor allem der Nicht-Reichsangehörige auch Nicht-Deutscher ist.

Das trat besonders bei der Frage der Wahl des Reichspräsidenten zutage. Nach der Verfassung ist wählbar zu diesem Amt jeder Deutsche, der das fünfundsreisigste Lebensjahr vollendet hat. Der Verfassungsausschuss wollte außerdem die Voraussetzung aufstellen, daß der Bewerber seit mindestens zehn Jahren Deutscher sei, und sowohl im Ausschuss, als auch im Voll lagen überdem Anträge vor, nach denen gefordert wurde, daß der Bewerber als Deutscher geboren sei. Schon aus der Fassung des Ausschusses ergibt sich, daß hier von der Staatsangehörigkeit die Rede ist. Denn in völkischem Sinne ist man Deutscher oder man ist es nicht, kraft seiner Abstammung. Man kann aber nicht durch einen zu einem bestimmten Zeitpunkt vorgenommenen Akt Deutscher werden. Es haben sich jedoch alle Redner im Sinne der Staatsangehörigkeit geäußert. Nicht nur hat der Reichsminister Preuß auf die Anfrage eines demokratischen Abgeordneten ausdrücklich festgestellt, daß der Ausdruck „deutsch“ nur auf die Staats- und nicht auf die Stammeszugehörigkeit zu beziehen sei. Die Sprecher sämtlicher Parteien haben dasselbe mit voller Deutlichkeit erkennen lassen. Besonders bezeichnend war, daß mehrfach mit einem gewissen Bedauern festgestellt wurde, daß bei dem Erfordernis deutscher Geburt z. B. der Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke oder der Professor von Harnack, der in der vorhergehenden Sitzung als Vertreter des Kultusministeriums gesprochen hatte, nicht gewählt werden könnten, da jener als Däne, dieser als Balte geboren sei. Fast humoristisch mutet es an, wenn der demokratische Abgeordnete Ablaß als Berichterstatter im Ausschuss bei dieser Gelegenheit die Wendung gebrauchte, die höchste Reichsgewalt müsse sich in einer Persönlichkeit verkörpern, der „unantastbares Deutschtum“ angeboren sei. Unantastbares Deutschtum, das sich auf eine von dem aus Galizien eingewanderten Vater für wenige Mark erworbene Einbürgerungs-urkunde stützen kann!

Wenn schließlich die geplanten Beschränkungen fielen, so geschah das, weil man fürchtete, die Volksgenossen in den geraubten Gebieten zu tranken, indem

man ihnen für den Fall ihrer Einwanderung nach Deutschland die Wahl zum höchsten Reichsamt grundsätzlich versagt. Es sei nicht ihre Schuld, wenn sie z. B. Polen und ihre Kinder sogar geborene Polen sind!

Berücksichtigt man diesen, seltsamerweise von allen Parteien geteilten Standpunkt, so gewinnt Art. 113 der Verfassung ein anderes Aussehen. Dann wird es verständlich, daß von fremdsprachigen Volksteilen des Reiches die Rede ist. Es sind nicht etwa Teile fremder Völker gemeint, die im Reiche leben, sondern allen Ernstes Teile des deutschen Volkes, die gewissermaßen zufällig eine fremde Sprache sprechen. Ihnen sollen dieselben Rechte zustehen wie den Deutschen, die zufällig die deutsche Sprache sprechen. Darüber hinaus soll ihnen aber noch der Gebrauch ihrer eigenen Sprache in weitestem Ausmaß gewährleistet sein. Wenn der Antrag eingebracht wurde, hier den Grundsatz der Gegenseitigkeit aufzustellen und die Rechte der Minderheiten davon abhängig zu machen, daß den Deutschen in den Nationalstaaten dieser Minderheiten die gleichen Rechte zugestanden würden, so bedeutete das zwar ein schwaches Aufdämmern völkischen Empfindens. Es bedeutete aber auch einen Mangel an Folgerichtigkeit. Dieser Mangel trat übrigens nicht nur beim Antragsteller zutage, sondern ebenso beim Reichsminister Preuß, der den Antrag durch die Erwägung zu Fall brachte, daß es nicht nur edel, sondern angesichts der großen Zahl unter fremder Herrschaft stehenden Deutschen auch klug sei, auf die Gegenseitigkeit zu verzichten und mit gutem Beispiel voranzugehen. Folgerechter Weise hätte darauf hingewiesen werden müssen, daß die Verfassung überhaupt nur eine Art von Deutschen kennt und keinen Unterschied unter ihnen machen kann. Wer die Staatsangehörigkeit besitzt, ist Deutscher, wem sie mangelt, ist Pole oder Franzose oder Däne, Tschechoslowake, Lette, Est oder irgend etwas anderes, aber keinesfalls Deutscher. Das gab der Zentrumsabgeordnete Gröber auch mit aller Deutlichkeit zu erkennen. Er lehnte den Antrag entschieden ab, weil er darauf hinauslaufe, daß man „die eigenen deutschen Reichsbürger schlecht behandelt, weil Deutsche im Auslande schlecht behandelt werden“. Es ist klar, daß seiner Ansicht nach deutsche Reichsbürger polnischer, dänischer oder sonst fremder Abstammung, dem, was er, was seine Partei, was die Nationalversammlung und ihr Ausschuß als deutsches Volk ansahen, unendlich viel näher stehen, als irgend welche „Deutsche im Auslande“.

Wahrlich, Herr Preuß hatte Recht, als er den von den deutschen Stämmen redenden Vorpruch zur Verfassung als wohlklingende, solenne Formel ohne rechtliche Bedeutung bezeichnete!

Kann es da wundernehmen, wenn die gleiche Verständnislosigkeit in der Judenfrage zutage tritt? Sie wurde, was bezeichnend ist, nicht von deutscher, sondern von jüdischer Seite angeschnitten, und zwar vom Abgeordneten Cohn. Schon in der ersten Lesung der Verfassung im Voll warf er die Frage auf, ob nicht dem jüdischen Volke nationale Minderheitsrechte eingeräumt werden müßten, und betonte dabei, daß die nationale Auffassung des Judentums gerade unter dem besten jüdischen Nachwuchs von Tag zu Tag stärker werde. Im Ausschuß beantragte er, im Art. 113 nicht von fremdsprachigen Volksteilen, sondern von nationalen Minderheiten zu reden, damit er auch den Juden zugut komme. Freilich stellte er, um nicht die Diskussion zu verlängern, wie er selbst sagte, die Masuren, Kassuben und Wenden in den Vordergrund, die deutsch sprachen, ohne Deutsche zu sein. Aber er bezog seinen Antrag ausdrücklich auch auf die Juden. Denselben Gedanken führte er in der zweiten Lesung im Voll noch einmal aus.

Eine Antwort wurde ihm nur im Verfassungsausschuß zuteil. Seine Stammesgenossen Preuß und Katzenstein waren es, die sich kurz, aber entschieden gegen ihn wandten, ohne auf seine grundsätzlichen Darlegungen einzugehen. Als Anhänger der Assimilation konnten sie nicht anders handeln, und sowohl der Ausschuß, als die Vollversammlung mußten ihnen zustimmen, da sie sich selbst auf den Standpunkt des Grundsatzes der Staatsangehörigkeit gestellt hatten.

Der Antrag des Abgeordneten Cohn ist freilich besonders bezeichnend insofern, als er in grellem Widerspruch zu einem andern Antrage desselben Herrn steht. Satz 2 des Art. 1 der Verfassung lautet bekanntlich: „Die Staatsgewalt geht vom Volke aus.“ Im Entwurf hieß es dagegen: „Alle Staatsgewalt liegt beim Deutschen Volke.“ Das wurde geändert, weil die Länder sich verletzt fühlen konnten, da in dieser Fassung der Gedanke lag, daß sie nur abgeleitete Gewalt hätten, die Quelle aller Staatsgewalt aber im Reich zu suchen sei. Ganz unabhängig davon verlangte der Abgeordnete Cohn die Streichung des Wortes „deutsch“, weil darin ein Entgegenkommen der Bewegung gegenüber liege, die die Juden unter Fremdenrecht stellen wolle. Man sieht, Herr Cohn bekämpfte den deutschvölkischen Gedanken, trat aber zugleich für den Zionismus ein. Mit anderen Worten: er beanspruchte für die Juden alle Rechte der Deutschen, außerdem aber auch noch einige Sonderrechte. Trotzdem wird man ihm für seine im Ausschuß wie im Voll wiederholt vorgetragenen Geständnisse über die zionistische Bewegung dankbar sein müssen. Denn einmal wird doch die Zeit kommen, da die nationalen Fragen in Deutschland in völkischem Sinne gelöst werden. Dann wird man auf ihn als Sachverständigen zurückgreifen dürfen.

Bis dahin muß man aber mit Bedauern, wenn auch ohne Überraschung feststellen, daß die Verfassung dem völkischen Gedanken gänzlich fremd und verständnislos gegenübersteht. Sie kennt kein deutsches Volk, sondern nur eine Vielheit der Bewohner Deutschlands, die allein durch das Band der gemeinsamen Staatsangehörigkeit zusammengehalten werden. Wo sie aber völkische Gruppen auscheidet, tut sie es nur nach dem Merkmal der Sprachverschiedenheit. Und sie tut es bezeichnenderweise allein zu dem Zweck, um den Fremdstämmigen Sonderrechte zu gewähren. Den Juden aber versagt sie diese, weil es angesichts der Sprachgemeinschaft einen Unterschied zwischen Deutschen und Juden ihrer Ansicht nach nicht gibt.

Nichtsdestoweniger enthält die Verfassung einen Artikel, in dem ausdrücklich vom Geiste des deutschen Volkstums die Rede ist. Es ist das Art. 144, der bestimmt, daß in allen Schulen sittliche Bildung, staatsbürgerliche Gesinnung, persönliche und berufliche Tüchtigkeit im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerverständigung zu erstreben sei. Daß für jeden, der völkisch empfindet, unter den heutigen Verhältnissen eine solche Zusammenstellung des Geistes des deutschen Volkstums mit dem Geiste der Völkerverständigung einen Schlag ins Gesicht bedeutet, bedarf keiner Darlegung. Daß derartige in die Verfassung hineingeschrieben werden konnte, zeigt mit aller Deutlichkeit, wie fern sie völkischem Geiste ist.

Demokratie und Slaventum.

Von Adolf Mayer, Heidelberg.

Die politische Theorie zehrt das plastische politische Vermögen auf und befördert das Sinken der Staaten, wobei es denselben ungefähr wie der Kunst geht, wenn sie der Ästhetik in die Hände fällt. J. Burckhardt.

Wir handeln im folgenden von der Demokratie im eigentlichen Sinne, also von der wirklichen Volksherrschaft, von der Entscheidung aller politischen Fragen durch Mehrheitsbeschlüsse, von dem allgemeinen Wahlrecht ohne jegliche Einschränkung. Aus dieser vorausgeschickten Bemerkung ergibt sich ohne weiteres, daß ein abfälliges Urteil, zu dem wir vielleicht gelangen werden, sich nicht bezieht auf Demokratie in dem andern (zurzeit viel gebräuchlichen) Sinne als Freiheiten wohl eingeschränkter Art, wie z. B. Selbstverwaltung der Städte u. dgl., wie sie schon im alten monarchischen Staate möglich war, und noch viel weniger auf vollstümliche Gesinnung der Regierenden, die selbstverständlich ist für jeden wohl funktionierenden Staat und sogar in einer Tyrannis noch möglich ist.

Wir verstehen also unter Demokratie: Ausdruck und Vollziehung des Volkswillens durch Mehrheitsbeschlüsse, ganz gleichgültig, ob die Urwahlen zu den ausschlaggebenden Körperschaften durch das ganze Gebiet des Staates, wie beim Parlamentarismus, oder ob sie örtlich und gruppenweise beschränkt stattfinden, wie bei dem sogenannten Rätesystem. Alle praktisch bestehenden Systeme der mehr direkten oder indirekten Wahlen sind ja zwischen diesen beiden Äußersten eingeschlossen.

Zugleich beanstanden wir von vornherein den Ausdruck **Wahlrecht** als tendenziös und irreführend. Wählen zu dürfen ist kein Recht wie das der Gleichheit vor dem Richter und nicht einmal wie das problematische Recht auf Arbeit, sondern ein **Amte** zum öffentlichen Besten, zu dem man die entsprechenden Befugnisse haben muß. Auch der Ausdruck „Verschlechterung der Wahl“ in dem bekannten und bis zur Zeit wenig beanstandeten Sinne ist tendenziös und sogar heuchlerisch gefärbt. „Was dem Einen seine Eule ist, ist dem Andern seine Nachtigall“ sagen die biedereren Medlenburger.

An die Spitze unserer Betrachtungen aber stellen wir den Satz, daß erfahrungsgemäß (und zugleich psychologisch selbstverständlich) zum Urteilen in allen einigermaßen schwierigen Dingen immer nur Minderheiten der großen Masse des Volkes fähig sind. Wie oft ist es gesagt, und wie oft ist die entsprechende Erfahrung wieder vergessen worden! Steht doch das viel überzeugender in die Ohren klingende Sprichwort: Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme — damit in Widerspruch. Sprichwörter und andere geflügelten Reden bezeichnen eben nur eine bestimmte Phase der Erscheinungen, allerdings eine solche von einer gewissen Dauerhaftigkeit, so daß sie immerhin durch eine solidere Aufnahme als eine Momentphotographie festgehalten werden kann, und der die nötige Zeit gelassen wird, sich zum Gedächtnis einzuprägen, aber bei alledem nur eine Phase, und daher gibt es beinahe kein geflügeltes Wort, dem nicht ein beinahe ebenso verbreitetes aber widersprechendes gegenübergestellt werden könnte. Das „Hosiannah“ wie das „Kreuziget ihn“ prägen sich beide als malerisch anschauliche Gebärden des ewig wogenden Volkswillens dem Gedächtnisse ein, und so liegt es uns jeweils ob, nicht im schnellfertigen Erhaschen des besonders Eindrucksvollen, sondern in stiller Erwägung des Sür-

undwider das Stichtaltige zu ermitteln. Geschieht das aber, dann bleibt es dabei, daß keine Phase in der Erscheinungen Glucht vergänglich ist als eben das Urteil der großen Masse, der Volkswille, und daß die gute Einsicht in die Wahrscheinlichkeit, die Möglichkeit und die Rätlichkeit der Dinge immer nur bei kleinen Minderheiten beruht, nicht selten gar bei Einzelnen, bei den geriebenen Praktikern auf wirtschaftlichem, bei den großen Staatsmännern auf politischem, bei den Propheten auf sittlichem Gebiet.

So war es immer, schon im grauen Altertume, und ist so geblieben bis in die neuesten Zeiten. Die kannegießenden Proletarier in den Straßen Roms bejubelten und verfluchten abwechselnd die Mörder Cäsars an einem und demselben Tage, gleichwie in Jerusalem die Juden mit Jesus taten, und zu einer solchen Sinnesänderung bedarf es nicht einmal des Eintritts eines neuen politischen Ereignisses, sondern nur des Auftretens eines Redners, wie Antonius einer war, verschlagen, rhetorisch begabt und ein Meister in der Kenntnis der Volksseele. Und ebenso in der neuen Zeit. Dasselbe Pariser Volk, das erst den Helden der großen Revolution, dann dem Helden Napoleon zugejauchzt hatte, beugte sich auch wieder vor dem einst auf den Ruinen der Bastille in den Staub getretenen Lilienbanner, nachdem es des imperialistischen Blutvergießens müde geworden, um wenige Jahre später den Staub des Verbannten mit Tränen der Sehnsucht nach der alten Herrlichkeit zu befeuchten, und in erhabener Feierlichkeit in dem Dome der Invaliden beizusetzen. Vielleicht waren es im Volke nicht dieselben Individuen, die sich in diesen verschiedenen (immerhin Jahre auseinanderliegenden) Geschehnissen in den Vordergrund drängten — gleichviel. Überwiegende, ja erdrückende Mehrheiten waren in den einzelnen Fällen entgegengesetzt orientiert, und diese Tatsache schließt ein, daß eben große Massen sich belehrt hatten und dann wieder zu neuen, den ursprünglichen Urteilen umgekehrt sind.

Des Volkes Stimme — Gottes Stimme heißt deshalb eigentlich nur, daß es viele Phasen in der Weltgeschichte gibt, wo Verleththeit des Bestehenden so handgreiflich geworden, Ungerechtigkeit so zum Himmel schreit, daß selbst die blöde Masse endlich hellseht und seine weitbin schallende Stimme erhebt zur Wendung des Unerträglichen. Das Sprichwort ist mithin kein Lob der souveränen Einsicht des Volkes, sondern nur die eindrucksvolle Bezeichnung einer politischen Krise erster Ordnung, wo selbst, wie man das in dichterischer Übertreibung genannt hat, auch die Steine zu schreien anheben, warum also nicht die — man verzeihe den groben Ausdruck, der gar keine Volksverachtung in sich schließt — Menschenklöße, da sie doch wenigstens über die erforderlichen Stimmittel verfügen?

Auch ist wenig Aussicht dafür vorhanden, daß es sich in der allerneuesten Zeit in dieser Angelegenheit zum besseren wenden müßte, etwa infolge der verbesserten Schulbildung, Volkshochschulen und anderen wohlwollenden demokratischen Einrichtungen, so sehr ihr Ziel auch dahin gerichtet ist. Vielmehr oder wenigstens vorläufig ganz im Gegenteil: Mit der Verbreitung einer gewissen literarischen Bildung in weitere Kreise hat auch die Möglichkeit zugenommen, ein tendenziöses gefärbtes Urteil über alle praktisch wichtigen Dinge durch die von bestimmten Interessen geleitete oder geradezu käufliche Presse weitbin zu verbreiten, während früher in dieser Beziehung nur der (wenigstens unparteiische) Zufall waltete. So wird gegenwärtig das „Urteil“ der Massen, das früher nur ein Spiel der Wellen war, in ganz — aber nicht durch die Wahrheit,

sondern durch das Interesse — bestimmte Richtung geleitet, wie z. B. im großen Kriege mit den zurechtgestellten angeblichen Grausamkeiten von uns Deutschen jedermann deutlich sichtbar war.

Damit hängt zusammen, daß man bei den wenig lesenden, aber in ihrem kleinen Kreise wohl erfahrenen Bauern oft ein besseres politisches Urteil findet als bei der schulmeisterlich und journalistisch vorgebildeten Menge der großen Städte, die zwar über eine größere, aber keineswegs durch eigene Anschauung erworbene, also papierne Wissenschaft verfügt. Gut begründete Einsicht findet sich immer nur bei Minderheiten, wie z. B. bei Thiers *cum suis*, als er im Jahre 1870 in der französischen Kammer gegen den Krieg sprach, oder bei Bismarck in der Konfliktperiode, da er von einem Führer der Liberalen ein „notorisch politisch Unfähiger“ genannt wurde.

Ist dem so, wie wir soeben anzudeuten versuchten, so folgt aus dieser Erfahrung natürlich ein Verdikt gegenüber jeder demokratischen Staatsform, und in der Tat, das ist unsere Kühne, aber für unser Denken endgültige Meinung. — Wie reimt sich nun aber damit die Verbreitung der entgegengesetzten Meinung, die ja überall in der Welt, und anscheinend je länger je mehr, dieser Staatsform zustrebt? Nun, wir könnten ja hierauf ruhig und mit der Miene wohlfeiler Überlegenheit antworten: Eben weil der Unsinn seinem Wesen nach vollstümlich ist und sein muß. Aber so leichtthin wollen wir doch die wichtige Angelegenheit nicht behandeln. Bedenken wir, was für vortreffliche Köpfe der entgegengesetzten Meinung sind, denen gegenüber Synismus übel angebracht wäre.

Die Sache ist unseres Erachtens die: die Mehrheit, deren Urteilsvermögen in unserer einleitenden Betrachtung so bitter schlecht wegstommt, besitzt, was man im übrigen auch von ihr denken mag, doch immer die Gewalt der Säuste, d. h. also die tatsächliche Entscheidung, sobald an diese ultima ratio (die später im Zeitalter der Mechanisierung die Kanone heißt) appelliert wird. Mithin ist sie nur intellektuell, also theoretisch, keineswegs aber praktisch eine Größe, die man unbeachtet lassen kann. Der Schein der Volksherrschaft muß daher von einer gewissen Stufe der Entwicklung an durch jeden Politiker immer gerettet werden, und diese Stufe ist eben der Zeitpunkt, wo sich die Masse ihrer Kraft bewußt wird, ein Zeitpunkt, der natürlich ganz und gar nichts mit der Entwicklung des Urteils selber zu tun hat. Der sich souverän fühlende Demos ist bekanntlich ebenso ungerne auf die Beine getreten und ebenso empfindlich gegen die „laesio majestatis“ wie ein gefalbter Selbstherrscher. Also muß jeder, der politischen Einfluß gewinnen will, mit dieser Verwicklung der Angelegenheit ernstlich rechnen. Das ist eine (psychologisch leicht verständliche) Forderung erster Ordnung, die freilich von den konservativen Parteien nicht immer genügend beachtet wurde. —

Es ist nun natürlich ungemein interessant zu sehen, wie dieser einfach herzuführenden Forderung in den verschiedenen Zeiten der geschichtlichen Entwicklung der Völker und ihrer Staatseinrichtungen Genüge geleistet wird. Zu Anfang der politischen Erscheinungen steht bekanntlich die patriarchalische Herrschaft der Stammesältesten, die sich aus der natürlichen Familiendisziplin heraus entwickelt. Der Vater, der durch Leibeskraft und gereifte Erfahrung der natürliche Herrscher ist, der pater familias des späteren römischen Rechts; bei ihm wird der Gedanke an ein Überstimmen seiner persönlichen Entscheidung durch die Zahl der Familienglieder überhaupt noch nicht aufkommen. Da bedarf es noch keiner großen Klugheit zur Usurpation der Machtfälle, die dem Haupte vielmehr von

selbst zufliegt. Und dies Verhältnis bleibt dann im Laufe aller menschlichen Entwicklungsgeschichte noch eine Weile beständig in der patriarchalischen Herrschaft, wie wir sie z. B. bei manchen arabischen Stämmen von einfachsten wirtschaftlichen Verhältnissen noch heute antreffen. Das Leben in der Wüste, das Wandern von Oase zu Oase erlaubt noch keinen ausgedehnten Besitz, mit dessen Ausbreitung die Verhältnisse schwieriger werden. Hier kann ohne Schaden für die Gemeinschaft das väterliche Verhältnis des Stammesältesten auch zu seinen Neffen und Enkeln noch fortgesetzt werden.

Dann aber folgen bei größeren Volksgruppen und unter schwierigen Verhältnissen zu feindlichen Nachbarn und beim Gütertausch mit den friedlichen die kleinen Autokraten: die Häuptlinge, Scheiche, Barone, Könige oder wie sie immer heißen mögen. Diese begründen ihr Regiment gegenüber der entgegengesetzten Meinung von Mehrheiten innerhalb der Untertanen zunächst auf Erbllichkeit. Kein ganz unvernünftiges Prinzip, da Tüchtigkeit bis zu einem gewissen Grade gleichfalls erblich ist wie Würde und Titel, und historisch verständlich als hervorgewachsen aus den patriarchalischen Verhältnissen, das dort vorhandene System einfach auf eine größere Zahl von einzelnen Individuen übertragend.

Aber bald stützt sich schon die bei freier Meinungsäußerung aller Beteiligten manchmal gefährdete Autorität auf die Waffengewalt der Leibwache, später auf die des stehenden Heeres, das selbst nur eine kleine Minorität des beherrschten Volkes trägt, aber dessen Kraft durch Übung und Bewaffnung, durch die Möglichkeit örtlicher Verschiebung auf die meist gefährdeten Plätze, durch deren Wohnen in Burgen, später in befestigten Kasernen auf das Hundertfache vergrößert wird. So kann der Herrscher seinen Willen gegenüber der andersgestimmten Mehrheit durchsetzen, so lange — bis die Demokratie ihr Haupt erhebt. Dies geschieht um so eher, je schlechter die Regierung des Autokraten gewesen ist, und vor allem je eher sich die Massen des eben geschilderten Zustandes und ihrer eigenen Kraft bewußt werden.

Zunächst gibt es dann wohl noch allerhand Kompromisse zwischen der Gewalt des durch erbliche Rechte geweihten Herrschers und den phantastischen Neubildungen, wie sie im Hirne der Massen auftauchen: Berufung von ständischen Vertretungen, konstitutionelle Rechte der Mitregierung des Volkes u. dgl. mehr. Aber der Wille der Mehrheit um den Besitz der Macht ist schwer zu befriedigen oder zu lehren, selbst wenn die Ergebnisse solcher Mitregierungen oder der endlich erlangten Volkssouveränität unbefriedigend erscheinen, und daher sind die Gefahren des völligen Untergangs durch die demokratische Marotte — und wir werden uns bald von der Richtigkeit dieses verächtlichen Ausdrucks überzeugen — ungeheuer. Es ist mithin die Pflicht jedes einzelnen Wohldenkenden, der irgendwelchen politischen Einfluß besitzt, dieses ihrer Entstehung nach unverwüßliche demokratische Prinzip, das in der Tat den Namen einer Marotte, d. h. einer launenhaften Idee, die in den Köpfen wenig kompetenter Denker entstanden ist, durchaus verdient, zu seinen bessern oder wenigstens besser begriffenen politischen Zwecken zu benutzen, d. h. es äußerlich zu achten, um ihm — wir wagen das Wort, so junkermäßig es auch klingen mag — hinter dem Rücken seiner kopflofen Vertreter um so sicherer das Lebenslicht auszublasen. Und nun ist es wieder besonders belangreich zu sehen, wie diese Reaktion auf verschiedene Weise und doch manchmal mit dem glücklichsten Erfolge in den Verfassungen der verschiedenen Länder geschehen ist und noch geschieht.

* * *

Es scheint in der Tat nicht allzuschwer nachzuweisen, daß noch niemals ein rein demokratischer Zustand einer staatlich organisierten Völkerguppe politisch Gutes gewirkt hat. Gewöhnlich werden freilich die altgriechischen Demokratien für den Beweis des Gegenteils angeführt; sodann mittelalterliche Republiken, die oberitalienischen und die der Niederlande, endlich und hauptsächlich die der Vereinigten Staaten von Nordamerika in der Neuzeit; denn die übrigen demokratischen Verfassungen haben meist weithin sichtbares Unheil angerichtet, sind bald wieder gestürzt worden und bestehen noch zu kurz oder nur kraft jener politischen Schwere, wenn man unten an der viel besprochenen schiefen Ebene des Radikalismus angekommen ist, wo man sich nur am Topfe des weiland Freiherrn von Münchhausen wieder in die Höhe arbeiten kann.

Bei jenen mit den Lobhudeleien begeisterter aber politisch wenig geschulter Gräzisten empfohlenen Beispielen aus dem klassischen Altertume vergißt man nämlich in der Regel ganz und gar, daß im alten Hellas sowohl wie im alten Rom die größere Hälfte¹⁾ der Menschheit aus Sklaven und Zeloten bestand, für die kaum an gewisse Menschenrechte, geschweige denn an politische auch nur gedacht wurde. Und selbst die Freien hatten nicht alle gleiche Rechte. Den Sklaven aber lag die Verrichtung der rohen körperlichen Arbeit ob, so ausschließlich, daß in Griechenland der Begriff eines Banausen in einem äußersten Sinne (nicht in dem, in welchem das Wort heute im Umlaufe ist), für einen jeden Arbeitenden gebraucht wurde, welcher letztere in der feineren griechischen Gesellschaft durchaus verächtlich ist. In der neuen Zeit gibt es dazu nur eine Parallele, nämlich im wirtschaftlich stark differenzierten England, wo der Begriff eines Gentleman das ungefähre Gegenteil eines altgriechischen Banausen ist. Hieraus geht hervor, wie aristokratisch im Grunde eine altgriechische Demokratie auch bei der endlich erlangten Gleichberechtigung aller Bürger, nach unseren heutigen sozialen Massen gemessen, noch war. Die von den politischen Rechten Ausgeschlossenen werden gar nicht erwähnt, und daher stammt der weitverbreitete aber trotzdem unverzeihliche Irrtum, daß eine altgriechische Demokratie eine politische Gleichberechtigung Aller bedeutet habe. Auch an das politische Recht der Frauen dachte damals bekanntlich niemand. Wenn mithin diese alten Staatsbildungen gute politische Ergebnisse erzielt hätten, so wäre damit nichts, aber auch gar nichts im Sinne des zu erhoffenden gleichen Resultates für eine Demokratie im heutigen Sinne erwiesen. Bekanntlich waren aber die Resultate mit dieser Staatsform gerade in Griechenland (im Gegensatz zu Rom) nicht besonders glücklich, sondern bezeichnen schon eine Form des Niedergangs, während im Königtume, in der Oligarchie und sogar seitens der Tyrannis wenigstens zuweilen (wie z. B. durch Periander in Korinth) gute kulturelle Resultate erzielt worden sind.

Die mittelalterlichen und neuzeitlichen Republiken von Genua, Venedig und der Niederlande waren aber überhaupt keine Demokratien, sondern ent-

¹⁾ In Attika 4 mal so viel Sklaven als Freie, in den größeren Städten sogar 10 mal so viel. Jakob Burckhardt: Griechische Geschichte. Auch vergessen die Schwärmer für die altgriechischen Demokratien in der Regel zu reden von der auch im Zivilprozeß zulässigen Folterung der Sklaven, von dem üblichen Todschatz der politischen Gegner und dem damit in Beziehung stehenden raschen Verbrauch politischer Intelligenzen, sowie von dem furchtbaren Sykophantenwesen zu erzählen, während man die Auswüchse der mittelalterlichen Inquisition, die doch wenigstens im Prinzip der Seelenrettung wegen geschah, nicht schwarz genug zu schildern wußte.

schiedene Oligarchien, eine Herrschaft ausgezeichneter Familien, nicht viel anders wie im heutigen England (das zur bloßen Dekoration sogar noch das Königtum beibehalten hat), wo man nur ungeheuer viel von Volkswillen und dessen Vollzug redet, auch wo das genaue Gegenteil gemeint ist.

Ähnliches gilt auch noch für die Schweiz, obschon nicht geleugnet werden soll, daß dieses Land mit seinen sehr besondern Verhältnissen (politische Reife seiner Bewohner und Verzicht auf jeden politischen Ehrgeiz) dem demokratischen Ideale am nächsten von allen gekommen ist.

Am klarsten und doch noch so gründlich mißverstanden liegt aber die Sache in den Vereinigten Staaten der neuen Welt. Hier gibt es wirklich allgemeines Stimmrecht und Urwahlen in Hülle und Fülle. Aber man vergißt, und, wo man sich dessen bewußt ist, verschweigt man es absichtlich — und das ist eben die Klugheit, womit der tatsächliche Gewalthaber der großen Masse schmeichelt, um sie hübsch lusch zu halten —, daß Amerika ein Land ist der fortgesetzten massenhaften Einwanderung. Die neu Zugewanderten sind aber die wahren Proletarier und müssen die grobe Arbeit tun, während sich die Alteingesessenen — Autochthonen gibt es ja nicht — den politischen Einfluß dadurch sichern, daß sie den Zugewanderten das Bürgerrecht erst nach fünf Jahren zugestehen. Und auch nach Erlangung desselben haben diese zunächst nicht allzuviel an der Wahlberechtigung, da sie auch dann politisch noch gar nicht genügend orientiert sind und notwendig der stramm organisierten Wahlbeeinflussung unterliegen. Wenn man einen Arbeiter „drüben“ fragt, wem er wohl seine Stimme geben würde, so konnte man noch vor kurzem wohl gar die naive Antwort zu hören bekommen: „Bisher hat mir noch niemand Geld für meine Stimme geboten.“ Die endgültige Probe auf eine feste politische Struktur werden die Vereinigten Staaten noch zu bestehen haben in den Zeiten der Stabilität seiner Bevölkerung in folgenden Jahrhunderten.

So gibt es also auch moderne Sklaverei, in ihrem Wesen kaum verschieden von der alten, die aber in andere Formen gekleidet und mit anderen Namen gedeckt wird; und diejenigen, die Einsicht in diese Dinge haben, hüten sich wohl, die Sache beim rechten Namen zu nennen, zunächst schon im eigenen Interesse und sodann in dem der Sache, die sie vertreten.

So wurde auch im freiheitlichen England ein altes, die ländlichen Kreise stark bevorzugendes „Wahlrecht“ solange wie möglich beibehalten, als schon lange in der Presse die demokratische Phrase weithin tönte und sogar den anderen Nationen mit heuchlerischer Wärme empfohlen wurde. Erst nach dem großen Kriege ist auch dort das Wahlrecht einigermaßen demokratisch geworden. Das war im Sinne der Theorie natürlich ein veralteter ganz unhaltbarer Zustand, noch mehr wie das Dreiklassenwahlrecht in Preußen. Aber die Politik Englands ist bei diesem veralteten System vortrefflich gefahren, und es muß sich erst noch zeigen, wie sie mit dem nun endlich demokratischen Wahlrechte fahren wird.

Was uns aber an diesen Verhältnissen wieder besonders interessiert, ist die Tatsache, in welch höherem Grade über die angebliche Rückständigkeit des englischen Wahlrechts geschwiegen wurde, und wie doch stets die Luft schwirrte von Parlamentsreden und Bankettoasten, in denen die englische Freiheit überlaut gepriesen wurde, also, daß man noch heute dem an dem Scheine der Dinge haftenden Zeitungsleser auf dem Kontinent erst förmlich die Augen öffnen muß über den wahren Zustand in diesen Dingen.

Rückständig aber war das alte englische Wahlrecht nur aus dem Gesichtspunkte der Demokratie. Für denjenigen, für den das allgemeine Wahlrecht, das ja ein Amt ist und nichts mit den Menschenrechten zu tun hat, eine Torheit war, das Konservieren jener viel besprochenen „rotten boroughs“ so lange es irgend anging, eine Tat der einfachen Staatsklugheit, die man vor dem Andrang der neuen (der Menge einleuchtenden und doch auf die Dauer nicht haltbaren) Gedanken solange schützen mußte wie irgend möglich; und dazu mußte man eben das äußere Kleid der volkstümlichen Gedanken anziehen, das sich nur mit einem anderen Inhalte zu füllen suchte.

Politische Heuchelei nennt das der Radikalismus. Wir aber wollen uns nicht vor Worten fürchten. Wir wissen, daß es im praktischen politischen Leben (ebenso wie im Handel) ohne Verschleierungen und Täuschungen von solchen, denen die tiefere Einsicht noch gebricht, nicht abgeht. Lüge und Heuchelei ist uns nur die bewußte Unwahrheit in selbstsüchtiger Absicht. Wohltätige Täuschungen aber muß sich auch der Arzt, der Erzieher, der Freund häufig erlauben, und sie schaden nicht, wenn nur die Liebe zu dem, der getäuscht werden muß, vorhanden ist. Dazu haben so viele in einem gewissen Sinne unwahre Dinge einen tieferliegenden Kern, der sie der Wahrheit ganz nahe bringt, während die Wahrheit häufig in dem derzeitigen Gewande, in das man sie um des Verständnisses wegen kleiden mußte, trotzdem ihrem Wesen nach nicht verstanden wird und deshalb wie Unwahrheit wirkt.

Auch die Demokratie der französischen Republik ist mehr blendende volkstümliche Geste als Wirklichkeit. Zwar ein weitgehendes Wahlrecht haben und hatten sie ja drüben jenseits des Rheins. Aber das nervös äußerst reizbare, artistisch angelegte Volk der Franzosen besitzt und achtet zugleich die Kunst der Rhetorik, die eben die Kunst der Demokratie ist, gleich geeignet Demokratien zu begründen als dieselbe zu verteidigen. Mir wurde diese Tatsache erst vor kurzem wieder deutlich, da mir die Lebensgeschichte unseres Friedrich Naumann in die Hände fiel, des ethisch und ästhetisch so hochstehenden Führers der inneren Mission und zweifelhaften Politikers, und ich mußte dann auch an Demosthenes und Gambetta denken. Da die Redekunst aber vor einer in Kunstgeschmack anspruchsvollen Hörerschaft nur vom Hochgebildeten mit Erfolg geübt werden kann, so sichert innerhalb eines Volkes, dem bei allen übrigen Untugenden diese Eigenschaft nicht abgesprochen werden wird, das Ansehen der Rhetorik den oberen Zehntausend die Herrschaft im Staate. Auch hier also eine versteckte Oligarchie, und die Probe aufs Exempel ist die, bis in die Zeit der höchsten Not hineinreichende, Undurchführbarkeit einer auch nur einigermaßen gerechten Einkommensteuer in einem Lande, wo die demokratische Phrase lauter ertönt als irgendwo anders in der Welt. Die Illusionsfähigkeit der hysterisch-klügigen Nation ist eben unbegrenzt. Bismarck, der sie genau kannte, behauptete schon, daß man einen Franzosen prügeln könne, wenn man ihm versichere, es geschähe um der „gloire“ willen, und daß er es sich dann gerne gefallen ließe.

Oberflächlich Urteilende werden freilich sagen, Frankreich habe mit seiner Demokratie gute Geschäfte gemacht. Aber der schärfere Zusehender wird bald erblicken, daß eben die Demokratie auch hier nur ein Trugbild ist, und soweit man dem Drängen der künstlich gestachelten öffentlichen Meinung hat nachgeben müssen, ist der politische Erfolg noch keineswegs sichergestellt. Im Gegenteil.

Aber wirkliche Demokratie, die politisch gut abgeschnitten hätte, wo wäre die zu finden? Überall nur der Schein. Nur daß dieser Schein, je nach Umständen und Begabung auf verschiedene Weise zustandekommt. Aus den gleichen von uns verteidigten Gesichtspunkten (der Torheit des demokratischen Grundprinzips) ergibt sich auch die Notwendigkeit des Zweikammersystems, wenn man doch einmal diesem Prinzipie bis zu einem gewissen Grade die Zügel schießen lassen mußte. Das Zweikammersystem ist in den Augen des Tieferblickenden nur eine der auf der Hand liegenden „Sicherungen“ gegen den Unsinn, den die Entscheidung einfach durch die Mehrheit aller zutage fördern würde und in revolutionären Zeiten auch stets zutage gefördert hat. Daher auch der stierwütige Ansturm des Radikalismus gegen die Herrenhäuser, Senate, Haus der Lords, und wie die ersten Kammern sonst heißen mögen. Aus keinem Umstande sieht man deutlicher die Verblendung der Demokratie, welche die Unhaltbarkeit des Gedankens, auf dem sie fußt, nicht begreift.

Die erste Kammer und ebenso bei Gesetzentwürfen die zweite und die dritte Lesung (die man also wieder ihres Sinnes beraubt, wenn man sie unmittelbar die eine hinter der anderen stattfinden läßt), diese Einrichtungen dienten dazu, dem Unsinn der einfachen Mehrheitsbeschlüsse Zeit zu lassen, sich zu läutern und der Vernunft noch eine Chance zu geben, d. h. die vernünftigen Minderheiten, die vielleicht noch vorhanden sind, in die reichlich zugemessene Gelegenheit zu setzen, auf manche der Vernunft noch zugängliche Mitglieder der Mehrheit zu wirken, und diese zur Einsicht zu bringen. Auch die Verfassung Nordamerikas ist reich an Einrichtungen, die nur aus diesem Gesichtspunkte zu verstehen sind. — Natürlich muß aber auch hier wieder der eigentliche Sinn dieser Sicherungen vor der Öffentlichkeit verschwiegen werden. Der große Haufe ist ja ebenso wie andere Majestäten sehr empfindlich gegen das Inzweifeln seiner souveränen Einsicht, und natürlich glauben die meisten an die vorgetäuschten Seifenblasen und würden suchen, sie zum Platzen zu bringen, wenn diese in ihrer zeitweiligen Färbung ihnen nicht gefallen. Die Einsichtigen aber müssen wieder schweigen. Wenn sie die Lage der Dinge offen zeigten, würden sie alsbald als Volksbetrüger gebrandmarkt werden und scheinbar mit gutem Rechte.

Ein unfreiwilliges aber klares Bekenntnis zu der Einsicht in diesem Zusammenhang gewährt ja schon der eben von uns gebrauchte Ausdruck Sicherungen, der etwa zurzeit der Osterbotschaft unseres Kaisers während des Krieges aufkam und als politisches Schlagwort sogleich eine allgemeine Verbreitung fand. Sicherungen hat man doch nicht nötig gegen ein richtiges welterlösendes Prinzip, als welches Demokratie und unbeschränktes Wahlrecht galten, sondern gegen Diebe und Räuber. Und doch wagte man nicht dem Juge der Zeit Widerstand zu leisten, nicht allein aus Angst vor den Massen, sondern weil das Wort Demokratie infolge von allerlei philosophischen Betrachtungen eine Art von faszinierender Bedeutung gewonnen hatte. Man glaubt demzufolge an die endgültige Herrschaft der Demokratie. Aber man ist offenbar bei diesem Glauben, der mehr auf Spekulation und Willensschwäche gegründet ist als auf politische Erfahrung, doch etwas unruhig und sieht sich nach der Wach- und Schließgesellschaft um, die einen vor den eben gerufenen aber doch noch unheimlichen Geistern wieder schützen könnte. Ein allgemeingültiges Prinzip bedarf natürlich keiner „Sicherungen“.

Wenn somit durch das Gesagte deutlich darauf gewiesen wird, wie wenig

das demokratische Prinzip bisher in der Weltgeschichte geleistet hat, und daß, wo es etwas geleistet zu haben scheint, überall durch die demokratische Tünche eines politischen Gebäudes die festen Pfeiler und Rippen autokratischer oder oligarchischer Vergangenheiten hindurchscheinen, (wenn auch nur für den, der aufmerksam zu prüfen sich die Mühe nimmt), so ist es noch besonders lehrreich, auf ein soziales Gebäude zu weisen, das unter gänzlicher Ausschaltung des demokratischen Prinzips zustande gekommen ist, dafür aber auch alle politischen Bildungen um Jahrzehnte überdauert hat. Man mag über den Segen und den zeitweise sich geltend machenden Unsegen der katholischen Kirche denken, wie man will; das Eine wird man ihr lassen müssen, daß sie in dem festen Gefüge ihres Aufbaues nicht ihresgleichen hat. Ist es nun nicht äußerst lehrreich zu sehen, daß diese unverwüsthche Kirche für ihre Funktionäre sowohl wie für ihre Entschlüsse nur an einer einzigen Stelle der demokratischen Wünschelrute, dem Wahlrechte, Raum verstatet, obgleich auch sie natürlich das Wohl Aller vor Augen hat? Nur das Kollegium der Kardinäle, das Konklave, wählt automatisch, denn die Konzilien, in denen auch durch die nächst niederen Funktionäre (nie Bischöfe) gestimmt werden kann, hängen ja in ihrer Berufung von dem Papste ab. Die Kardinäle aber, die den neuen Papst wählen, sind vom alten Papst ernannt, und brauchen ihm nicht mehr nach den Augen zu sehen, da diese ja eben erloschen sind. Sonst aber wird alles und jedes auf dem Wege der Autorität erledigt. Dies ist das hierarchische System, das der Gegensatz ist des demokratischen. Hat es nicht — wenigstens rein technisch betrachtet — wunderbare Früchte gezeitigt?

Dagegen Wahl durch die Mehrheit und immer wieder Wahl, ob dieses demokratische Vehikel zur Willensäußerung nun paßt oder nicht, welche Summe von politischem Unglück hat dieselbe schon gebracht, da wo der Wähler die Tragweite seiner Stimme nicht übersieht, da, wo die Abgabe der Stimme vom Gewählten gekauft wird oder ihm wenigstens Verpflichtungen für die Zukunft auferlegt? Das politisch so unglückliche Polen war bekanntlich ein Wahlreich, das alte deutsche Kaiserreich desgleichen, mit der Folge, daß der Träger der Krone sich in seiner Macht grundsätzlich schwächen mußte, weil, wollte er seinen Zweck durchsetzen, er den türenden Fürsten die übrige zu stärken sich verpflichtete. So kam es notwendig zum Wachstum der Äste statt des Stammes und endlich — zur Zersplitterung.

Mit der soeben angedeuteten Sieghaftigkeit des hierarchischen Systems und der dem baldigen Untergang geweihten des Systems der Entscheidung durch den Willen von Mehrheiten hängt es auch offenbar zusammen, daß jegliches Moralisieren in unserem demokratischen Zeitalter so furchtbar unpopulär geworden ist. Angenehm ist das Predigen der Moral einem Hörerkreise wohl niemals gewesen, auch nicht zu den Zeiten Benjamin Franklins, als es in der Mode war. Aber das achtzehnte Jahrhundert, so sehr es in allen Dingen der politischen Freiheit zustrebte, war doch noch in reichem Maße in der Autorität, wenigstens der Religion und der Religionsphilosophie, befangen. Jetzt, wo auch Gesinnung und Geschmack der Massen zu herrschen beginnt, zeigt sich die natürliche Abkehr. Man ist nicht gerne mehr an die Pflicht erinnert, da man mit dem Ausmessen der neuen Rechte, was viel angenehmer ist, genug zu tun hat, sich in die neue Herrenstellung einzugewöhnen.

Und zugleich ergibt sich hier noch eine andere natürliche, obgleich abseits liegende, Folgerung: der Gluck des Journalismus. Die Tagespresse, da sie,

um überhaupt leben zu können — denn sie lebt ja von einer reinen Kopfsteuer — immer das verkünden muß, was die Menge gerne hört, ist gezwungen die Wahrheit zu beugen nach der Seite — nicht dessen, was dem Volke frommt, wozu eine einsichtige Regierung etwa gelangen würde —, sondern, die nach dem Geschmade des Volkes ist, d. h. also in der Richtung des ihm angenehmen und also des vermutlich Verkehrten.

Also zusammenfassend: Wirkliche Demokratie im wahren Sinne des Wortes ist immer vom Übel, weil der Mehrheit, auf deren Willen sie begründet ist, die politische Einsicht fehlt und fehlen muß, und mithin diese Mehrheit notwendig von der allgemein einleuchtenden Phrase gegängelt und von dem am energischsten Zugreifenden geleitet wird. — Sie ist gleichwohl und gerade aus demselben Grunde als Wahlparole oder Plattform (wie die Amerikaner sagen) unentbehrlich, da die Masse eben durch die ausdrückliche Diplomierung ihres souveränen politischen Verstandes geschmeichelt wird. — Herrschen kann immer nur der, der die Gewalt hat, um die öffentliche Meinung niederzuhalten oder sie mit überlegener Klugheit nach seinem Willen umzubiegen, ohne daß dieses Kunststück bemerkt wird. Ob das Herrschen einer einsichtsvollen Minderheit, im äußersten Falle eines einzelnen Autokraten mit oder ohne Stammbaum dem so geführten Lande zum Segen gereiche, ist natürlich abhängig von dem guten Willen, der ethischen Entwicklungsstufe, auf der der Gewalthaber steht. Es kann mit der Herrschaft Einzelner gut, es kann auch schlimm mit ihr gehen. Andere Verfassungen bewirken in der Geschichte Wellenberge und Täler des Wohlergehens der ihnen unterworfenen Völker; die Demokratie aber ist der Abgrund, der endgültig die betreffende Kultur verschlingt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dies Verhängnis nach kürzerer oder längerer Zeit ein jedes Kulturvolk ereilt, da die demokratische Phrase dem Verständnis der großen Masse so logisch und selbstverständlich erscheint, und auch der Herrschende im eigenen Interesse dieselbe schonen, ja pflegen muß. Ja, hiermit ist vielleicht eine hauptsächlichste Ursache des periodischen Niedergangs ganzer Kulturen aufgezeigt.

Und warum wir so frei von der Leber reden, und eine Sache enthüllen, die uns selber wie ein politisches Geheimnis, wie das verschleierte Bild von Sais erscheint? Nun allerdings, in einem Lande, wo das Geheimnis noch seine Wirkung tut, würde eine solche Entschleierung nahe grenzen an Hochverrat. Als Engländer z. B. würden wir über diese Dinge reinen Mund zu halten haben. Bei uns dagegen, im ideologischen¹⁾ Deutschland, in dem Lande, wo die führenden Geister selber noch größtenteils von den blendenden Ertragnissen willkürlicher philosophischer Spekulationen leben, die politische Erfahrung aber noch so gering geachtet wird, in einem Lande, wo infolgedessen die demokratische Phrase nicht bloß, wie man geschehen lassen muß, der großen Masse zur Nahrung dient, wo die Führer²⁾ selber durch den Genuß derselben vergiftet

¹⁾ In dem Sinne natürlich, wie Napoleon, der große Realpolitiker, dieses Wort zu gebrauchen pflegte.

²⁾ Was soll man z. B. dazu sagen, wenn ein so bedeutender Gelehrter, wie es der im vorigen Jahre verstorbene Max Weber war, in seinen bekannten Artikeln in der Frankfurter Zeitung im Sommer des für Deutschland verhängnisvollsten Jahres 1918 sagte: Die Demokratie komme doch. Man möge nun wollen oder nicht. Das läge im Geiste der Zeit. Als ob die Zeit die Menschen machte, und nicht die Menschen die Zeit! Ein Beweis für die Kraft der deutschen Ideologie und für die verhängnisvolle Kraft philosophischer Ableitungen, auch wenn deren Ausgangspunkte ganz und gar in der Luft schweben.

sind und derselben jüngst zu einem großen Siege verholpen haben, zu einem Siege, der zugleich die Niederlage der politischen und wirtschaftlichen Zukunft unseres Landes ist, hier kann kein Schaden mehr dadurch gestiftet werden, daß das große Geheimnis an die große Glocke, wenn wir wirklich dazu imstande sein sollten, deren Stränge zu ziehen, gehängt werde. Im Gegenteil. Nun kann nur noch die restlose Analyse des verwinkelten psychologischen Zustandes retten. Kann. Ob sie wird, das ist allerdings eine Unwahrscheinlichkeit, auf deren geringe Möglichkeit hin wir es dennoch gewagt haben.

Wenn wir bei dieser Analyse auf Dinge gestoßen sind, denen wir einen häßlichen Namen geben mußten, so geschah dies nur, um die Sache in ein helles Licht zu setzen, in ein so helles, daß die Zusammenhänge auch dem blödesten Auge erkenntlich werden mußten. Und nicht um wohlfeilen Tadel war es uns zu tun, sondern um eine objektive Darstellung, aus der hervorgehen sollte, daß das antike Sklaventum sich hinter anderen Namen auch noch bis in die neueste Zeit fortsetzen kann und vielleicht fortsetzen muß. Auch die Heuchelei und die Täuschung, von der wir redeten, ist nicht viel anderes, als die Handlung eines Vaters einem in der Fektkunst noch unerfahrenen Sohne gegenüber, dem er heimlich die Schärfe des Degens stumpft, weniger um sich selbst, als vielmehr in der löblichen Absicht, den Jungen selber vor Selbstbeschädigung zu schützen. Denn das Wahlamt ist ja nicht des Volkes Wohl selber, sondern nur das irrtümlich vermeintliche Mittel, zu demselben zu gelangen. Warum sollte ein ehelicher Politiker dasselbe nicht aus unberufenen Händen nehmen? In England wird jedenfalls dieser Zusammenhang in vielen Kreisen wohl eingesehen, nur Stillschweigen darüber bewahrt; und man fürchtet dort nicht den politischen „cant“, der einem ehelichen Deutschen sogleich eine Gänsehaut erzeugt. Unser Friedrich Naumann wurde ja auch nur deshalb der schwärmerische Führer der Demokratie, weil er von der Seelsorge und der inneren Mission her zur Politik kam, für die sich seine glänzende Rednergabe so sehr, aber seine Seelenbeschaffenheit so besonders wenig eignete. Dort stammte die Erfahrung her, daß Selbstberatung und Selbstbestimmung pädagogisch so viel günstiger auf die Entwicklung des Menschen wirken, als das Gängelband einer vorausschauenden Regierung; und das war der Magnet, der ihn unwiderstehlich der Demokratie zuführte, der tolpatschig ehrlichen natürlich, nicht der vorgeschützten der Westmächte. Aber die Politik hat ein erheblich rauheres Ethos als das gesellschaftliche Leben innerhalb eines wohlgeordneten Staates, was — endlich einzu-
sehen unendlich nützlich wäre.

Wenn Zwei das Gleiche tun

„Es mag der freie Mann im vollen
Gefühl der Kraft die Welt umarmen wollen,
Ihn ehrt die Größe solcher Menschlichkeit.

Der Sklave, der in Fron und Fessel schmachtet
Und alle Menschen zu umarmen trachtet,
Ist wert, daß man ihm auf die Lumpen spreit.“

Dogislav v. Selchow.

Aus der Gedichtsammlung Selchows „Der Ruf des Tages“ (A. G. Elwert, Marburg; M. 25.—), die gleich der „Von Trost und Treue“ in die Hand jedes Deutschen gehört.



Französische Eingeborenen-Politik in Afrika und Deutschland.

Ein Vortrag.

Von Dr. Pröbster, Neustadt (Orla).

Politik ist die Kunst, andere nach seinem Willen zu leiten. Diese Kunst wird mit mehr oder weniger Geschick, mehr oder weniger unbewußt überall geübt, wo zwei oder mehr Menschen mit einander zu tun haben. So spricht man von der Politik einer klugen Frau, die ihren Mann zu leiten versteht, von der Politik eines Vereinsvorstands bei Leitung der Vereinsgeschäfte, von der Politik einer Gewerkschaft in einem Streik, von der äußeren und inneren Politik eines Staats. Im engeren und eigentlichen Sinn versteht man unter Politik die Kunst der Leitung oder die Kunst der Beeinflussung der Leitung eines Staats. Die Aufgaben der menschlichen Gemeinschaft, die wir Staat nennen, haben im Laufe der Zeiten gewechselt. Aber das dem Staate eigentümliche Mittel zur Erreichung des Staatszweckes ist innerhalb wechselnder Grenzen stets dasselbe geblieben; nämlich: die ausschließliche Berechtigung des Staats zur Anwendung physischen Zwangs. — Im Staatsleben bedeutet also Politik treiben: das Streben nach der Erlangung dieses ausschließlichen Rechts zur Anwendung physischen Zwangs, d. i. das Streben nach Macht, das Streben nach Anteil an der Macht, das Streben nach Beeinflussung der Machtverteilung; kurz gesagt: Politik treiben heißt herrschen wollen.

Die meisten Politiker behaupten zwar, daß sie die Menschen befreien oder glücklich machen wollen oder ähnliche schöne Dinge mit ihnen vorhaben. Es ist das aber ebensowenig wahr, wie wenn während des Weltkriegs jedem, der es hören oder nicht hören wollte, englischerseits versichert wurde, Großbritannien habe immer die Freiheit der Welt beschützt und nur so ganz nebenbei seien die reichsten Länder der Welt in britischen Besitz geraten; oder um ein drastischeres Beispiel zu gebrauchen: wenn derjenige, der in einer gut funktionierenden Mause Falle ein knusperiges Stückchen Speck anbringt, behaupten wollte, er beabsichtige, den armen Mäusen eine Freude zu bereiten. Die Mäuse würden es nicht glauben, obwohl sie darauf hereinfallen. Die Menschen aber fallen nicht nur darauf herein, sondern glauben es manchmal, besonders wenn man ihnen viel von Freiheit und Gleichheit erzählt. Wenigstens tun sie oft so, als ob sie es glaubten. Zum mindesten möchten sie gern andere es glauben machen.

Die Politiker besonders ehrgeiziger oder ausbreitungsbedürftiger Staaten haben sich mit der Gewinnung der Macht in ihrem eigenen Land nicht immer begnügt. Sehr oft haben sie versucht, auch in dem Hause des weniger fest zusammengeschlossenen und politisch weniger gewitzigten Nachbarn die Herrschaft zu erschleichen. Die Mittel und Maßnahmen, die man zu diesem Zweck zu ergreifen pflegt, haben zumeist die Eigentümlichkeit, daß sie das Licht des Tages scheuen. Zum mindesten bekennet man sich in Europa zu ihnen nicht gern amtlich. Aber in Afrika war man nicht immer und überall so prüde. Über die besten Methoden der europäischen Kolonisation zur Zersetzung afrikanischer Staaten haben sich Engländer und Franzosen, die Meister auf diesem Gebiete, gelegentlich mit einer Offenheit und Redseligkeit geäußert, die sonst nicht ihre Art ist. Die

wichtigsten Lehren dieser Praxis haben sich sogar zu einer Art System verdichtet, das man „Eingeborenepolitik“ nennt. Man versteht darunter:

1. die Ausbeutung der politischen und militärischen Ohnmacht des afrikanischen Staats und
2. die Ausbeutung des Eigennutzes, der Unbeständigkeit, der gegenseitigen Eifersüchteleien, des Klassenhasses, der gesellschaftlichen und politischen Streitigkeiten unter den Genossen einer afrikanischen Volksgemeinschaft, um den afrikanischen Staat zu zersetzen und ihn unter die absolute Herrschaft des europäischen Herrenstaats zu bringen.

Die Grundsätze, nach denen man hierbei verfährt, sind allerdings nicht in die Völkerbundsaufassung aufgenommen worden, deren Artikel 22 die Sorge für das Wohlergehen und die Entwicklung der afrikanischen Völker bekanntlich als eine heilige Aufgabe der Zivilisation ansieht. Sie stehen ja auch in einem zu augenfälligen Widerspruch zu dem schönen Bekenntnis, daß es für die Politik keine andere Moral gäbe als für das Privatleben, und zu den sonstigen verlockenden Ankündigungen, die von den westmächtlichen Vorkämpfern für Freiheit und Recht als „Sprenkel für die Drosseln“ benutzt werden. Aber sie werden — wie die Geheimdiplomatie überhaupt — von unsern Feinden heute darum nicht weniger als früher in der Praxis angewandt und zwar nicht nur in Afrika, sondern auch gegen uns in Deutschland. Und das Bedauerliche ist: es fehlt in Deutschland nicht an Leuten, die darauf hereinspringen, wie die Eingeborenen in Afrika.

Die Methoden der Eingeborenepolitik sind nicht immer und überall die gleichen geblieben. Unter dem Einfluß der Regierungsformen des Mutterlands hat sie im Laufe der Zeiten verschiedene Entwicklungsstufen durchgemacht. Je mehr im Mutterland freiheitlichen Ideen gehuldigt wurde, um so mehr war man auch in den Kolonien bemüht, der Verwaltung einen freiheitlicheren Anstrich zu geben. Aber es war nur äußerer Anstrich, ein bloßer Schein. Der Zweck war der gleiche wie früher: die Aufrechterhaltung der absoluten Herrschaft über den Eingeborenen durch den europäischen Herrenstaat. — Die französische Revolution hat wohl die Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aufgestellt; aber wohlgemerkt: nur für und gegenüber Franzosen, nicht gegenüber der übrigen Menschheit. Und sie gelten auch heute, wenn sie irgendwo geübt werden, nur für und gegenüber Mitgliedern der nationalen Volksgemeinschaft.

Der modernste Typus der Eingeborenepolitik ist die von den Franzosen nach englischen Vorbildern in Nordafrika ausgebildete Protektoratspolitik. Man versteht darunter die Ausübung der absoluten Herrschaft durch den europäischen Schutzstaat unter dem Deckmantel der eingeborenen Behörden. Die bisherige einheimische Verwaltung, die hergebrachten Einrichtungen und Gebräuche werden dem äußern Anschein nach unangetastet bestehen gelassen. Die geistlichen und weltlichen Führer, an die die Eingeborenen gewohnt sind, werden beibehalten. Aber die eingeborenen Beamten sind nur Statisten. Die Rollen werden ausschließlich von französischen Akteuren gespielt. Das ganze Räderwerk der Verwaltung wird von französischen Behörden aufgezogen, sein Gang von französischen Behörden kontrolliert. Tunesien und Marokko sind Beispiele für diese indirekte Regierungsform.

Ich werde Ihnen nunmehr: 1. die allgemeinen Voraussetzungen und Tatbestandsmerkmale der Eingeborenepolitik, 2. die Anwendung der Eingeborenen-

politik auf den Schulfall Marokko darlegen und 3. Ihnen an einigen Beispielen zeigen, wie die Eingeborenenpolitik auf Deutschland angewandt wird.

Die allgemeinen Voraussetzungen der Anwendbarkeit der Eingeborenenpolitik sind:

- I. das Bestehen eines — sagen wir — Hörigkeitsverhältnisses des dienenden Staats, auf den sie angewandt wird, zu dem Herrenstaat, der sie anwendet. Der Herrenstaat starrt von politischen und militärischen Machtmitteln. Der dienende Staat ist politisch und militärisch ohnmächtig. Seine einst freie Staatsgewalt ist außerdem dadurch gemindert, daß er über eine Reihe staatlicher Hoheitsrechte nicht mehr selbständig verfügen darf.
- II. Die Volksgenossen des dienenden Staats sind durch tiefgehende Partei- und Interessengegensätze geschieden. Ein Zusammengehörigkeitsgefühl fehlt. Die Eigenbrödelei triumphiert. Man haßt den Landsmann mehr als den Landesfeind und trägt unter Umständen kein Bedenken, die Unterstützung des Landesfeinds zur Bekämpfung des Landmanns anzunehmen, ja sich vom Landesfeind laufen zu lassen.

Die Eingeborenenpolitik, die der Herrenstaat anwendet, zerfällt in zwei scharf von einander zu scheidende Perioden:

- I. die Periode der planmäßigen Zersetzung des dienenden Staats durch den Herrenstaat,
- II. die Periode der Ausübung der absoluten Herrschaft durch den Herrenstaat unter dem mehr oder weniger durchsichtigen Deckmantel willensloser heimischer Institutionen.

Die Periode der planmäßigen Zersetzung weist etwa folgende Tatbestandsmerkmale auf:

Das Finanzwesen und wirtschaftliche Leben des dienenden Staats wird dadurch in Unordnung gebracht, daß man ihm unter irgend einem Vorwand Schulden aufbürdet, die zu bezahlen er nicht in der Lage ist. Zwischenfälle, die man — wenn nötig — selbst hervorruft, liefern den Vorwand zu immer neuen „Reklamationen“ und Drohungen mit „Sanktionen“, wenn die Regelung nicht umgehend erfolgt. Es blüht die „industrie des réclamations“.

Der dienende Staat wird für die Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlich gemacht. Aber die Mittel, die er dazu braucht, werden ihm entzogen. Schreitet er gegen Ruhestörer ein, so nimmt man sie in Schutz, verhindert deren Bestrafung und verlangt wohl gar noch die Bestrafung derjenigen, die die Ordnung wieder herstellen.

Ganz besonders läßt es sich der Herrenstaat angelegen sein, die unter den Volksgenossen des dienenden Staats bestehenden Gegensätze zu vertiefen. Er ist dabei in seinen Mitteln nicht wählerisch. Der schwärmerische Idealismus der einen dient ihm ebenso als Mittel für seine Zwecke wie die erbärmliche Käuflicheit der anderen.

Zur Auskundschaftung und Zersetzung des dienenden Staats, zur Stimungsmache, zur Ausbeutung des Eigennutzes, der Unbeständigkeit, des Klassenhasses, der wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Streitigkeiten unter dessen Volksgenossen bedient sich der Herrenstaat käuflicher Eingeborener, denen er seinen Schutz für ihre Dienste verleiht. Sie sind der Gerichtsbarkeit des dienenden Staats entzogen. Ein Vorgehen gegen sie ist nur mit Genehmigung des Herrenstaats möglich.

Die Verwendung dieser Schutzgenossen ist nicht immer so durchsichtig, wie sich harmlose Gemüter vorstellen. Der Herrenstaat ist zu klug, um von ihnen eine offene Parteinahme für sich zu verlangen, wenn die Wogen des Nationalismus unter ihren Volksgenossen besonders hochgehen. Eine solche Parteinahme würde sie ja um den besten Teil ihres Einflusses bringen und ihrem Dienstherren selbst nicht nützen. Im Gegenteil: man ermutigt sie wohl gelegentlich, sich selbst an die Spitze nationalistischer Umtriebe zu stellen, um die Bewegung in der Hand zu behalten und allmählich und unmerklich in das gewünschte Fahrwasser abzuleiten. Gelegentlich benutzt man sie, um dem Herrenstaat feindliche Kundgebungen hervorzurufen und ihm so Anlaß zum Einschreiten und zur Ausdehnung seines Okkupationsbereichs zu geben.

Ist das vorstehend skizzierte System lange und planmäßig genug geübt, so ist der dienende Staat wirtschaftlich so zerrüttet und politisch so zermürbt, daß es der Herrenstaat in seiner Hand hat, Ausstände und Aufstände hervorzurufen, mit denen der dienende Staat nicht mehr fertig werden kann. Der Herrenstaat macht von dieser Möglichkeit Gebrauch, sobald ihm die Weltlage dafür geeignet erscheint. Die von allen Seiten verlassene und verratene Regierung des dienenden Staats sieht sich genötigt, zur Wiederherstellung der Ordnung die Hilfe des Herrenstaats in Anspruch zu nehmen, der nunmehr keinen Eroberungskrieg zu führen braucht, sondern nur eine sogenannte „Polizeiaktion“ im Namen und im Auftrag des dienenden Staats vornimmt. Dieses Verstedspielen bietet dem Herrenstaat noch den Vorteil moralische Eroberungen zu machen, indem bei den militärischen Strafzügen, zu denen die Polizeiaktion Anlaß gibt, die unvermeidlichen Härten der Landesregierung, jede Milderung des Loses der Bevölkerung dem menschenfreundlichen Herrenstaat zugeschrieben wird.

Bevor ich nunmehr zur Anwendung der Eingeborenenpolitik auf den Schulfall Marokko übergehe, ist es erforderlich, dessen politische Gestaltung kurz zu skizzieren. Es kann sich hier natürlich nur um eine gedrängte Darlegung der wichtigsten Merkmale handeln.

Marokko ist auf seiner ausgedehnten Ostgrenze Nachbar des französischen Algeriens. Nach den Äußerungen der französischen öffentlichen Meinung in Regierung, Parlament und Presse ist daher der Besitz Marokkos für die Sicherheit des afrikanischen Frankreich ebenso unerläßlich wie für die Sicherheit des europäischen Frankreich der Besitz der Rheinlande, des Ruhrgebiets und was man sonst noch begehrt.

Bewohnt ist Marokko in den Bergen von Berbern, in den Ebenen von Arabern. Der Stamm ist deren politische, die Familie deren gesellschaftliche Einheit. Sowohl Arabern wie Berbern ist ausgeprägte Fremdenfeindschaft, Anhänglichkeit an ihre hergebrachten Gewohnheiten, leidenschaftliche Verehrung der Unabhängigkeit, Gewöhnung an anarchische Zustände eigen. Scharf ausgeprägte Stammesunterschiede, beständige Stammesfehden wegen Vieh-, Weiden- und Weiberraubs, Streitigkeiten weltlicher und geistlicher Machthaber der einzelnen Gegenden haben kein einheitliches Nationalgefühl aufkommen lassen. Nur vorübergehend entwickelte sich unter dem Druck der Fremdherrschaft eine Art Zusammengehörigkeitsgefühl auf der Grundlage des religiösen Sanatismus. So im 16. Jahrhundert, wo es den geeinten Arabern und Berbern gelang, die spanischen und portugiesischen Eroberer aus dem Lande zu vertreiben. Aber die Einheit zerbröckelte bald wieder, bis ein Mann von ungewöhnlicher Tatkraft, der Sultan Mulay Ismael — ausgangs des 17., anfangs des 18. Jahrhun-

derts — ein vom Parteigetriebe unabhängiges Heer und Beamtentum und damit überhaupt den Marokkanischen Staat schuf. Die Organisation hat bis in unsere Zeit bestanden; aber sie teilte mit einer anderen das Mißgeschick, daß sie den veränderten Verhältnissen des 20. Jahrhunderts nicht angepaßt wurde. Sie geriet im Gegenteil immer mehr in Verfall, während gleichzeitig der marokkanische Partikularismus immer üppiger ins Kraut schoß. Er gruppierte sich insbesondere um die sogenannten Heiligen, d. i. die Scherifen, die angeblichen Nachkommen des Propheten, und die Strabtin, die Begründer sogenannter heiliger Familien. Einem weit über dem geistigen und moralischen Durchschnitt marokkanischer Herrscher stehenden Sultan, Mulay-el-Hasan (1873—1894), der sein Land unter Erhaltung von dessen kultureller und religiöser Eigenart zu reorganisieren suchte, gelang es, den drohenden Zerfall anscheinend mit Erfolg aufzuhalten. Der tatkräftige Großvezier Ba Ahmed b. Musa, ein typischer Vertreter des altmaurischen Beamtentums, der während der Minderjährigkeit des Thronfolgers Mulay Abdelaziz die Regentschaft führte, konnte es sogar wagen, den offenen Kampf mit dem größten politischen Machtfaktor Marokkos, den sogenannten Heiligen, aufzunehmen, die dem marokkanischen Staatsgedanken gegenüber die internationale Idee des mohammedanischen Priestertums vertraten und in der jeder weltlichen Herrschaft abgeneigten anarchischen Gemütsverfassung der marokkanischen Stämme eine mächtige Stütze ihrer staatsfeindlichen Bestrebungen fanden. Aber Ba Ahmed starb schon am 13. Mai 1900, und der 18 jährige, von Höflingen und Schmeichlern mißleitete Sultan Mulay Abdelaziz, der nunmehr jeder lästigen Vormundschaft ledig die Regierung übernahm, war zu einer erfolgreichen Weiterführung der Politik seines erfahrenen Ministers nicht in der Lage. Seine Vergnügungssucht, seine Vorliebe für englische Sport- und Luxusartikel, — seine Verstümmung über Frankreichs Besitzergreifung von den zu Marokko gehörigen Tuatoasen wurden von nicht amtlichen britischen Agenten wirtschaftlich und politisch ausgebeutet. Die innere Verwaltung wurde durch schlecht durchdachte, von britischen Dilettanten entworfene Reformen, die an nicht vorhergesehenen Widerständen scheiterten, außer Rand und Band gebracht. Die Finanzen gerieten in Unordnung, die Steuern gingen nicht mehr ein, die Zolleinnahmen wurden gestohlen, der Staatsschatz geleert und durch die politisch gefährliche Anleihe vom Juni 1904 wieder gefüllt, die Frankreich die marokkanischen Zollämter auslieferte und ihm die Möglichkeit gab, sie zu kontrollieren. Kurz vorher hatte England, dessen Agenten sich um die Zerrüttung Marokkos wohl verdient gemacht hatten, in dem Abkommen vom 2. April 1904 Frankreich freie Hand in Marokko gelassen.

Eine weitere beträchtliche Minderung der staatlichen Autorität bestand darin, daß die marokkanische Regierung der Vereinigung der diplomatischen Vertreter der fremden Staaten in Tanger, dem sogenannten diplomatischen Korps, auf Grund internationaler Abmachungen in einer ganzen Reihe von Angelegenheiten der Staatsverwaltung weitgehende Entscheidungs- bzw. Aufsichtsrechte hatte einräumen müssen. In dem algerisch-marokkanischen Grenzgebiet war die Ausübung der marokkanischen Souveränität an eine vorherige Verständigung mit Frankreich geknüpft.

Die Schwierigkeiten der inneren Verwaltung wurden vermehrt durch das Bestehen der fremden Konsulargerichtsbarkeit und des Schutzgenossenwesens. Die in Marokko ansässigen Ausländer unterstanden nicht den marokkanischen Gerichten und zahlten keine Steuern. Wurden sie verklagt oder machten sie sich strafbar,

so war das Gericht ihres Konsuls für die Entscheidung der Sache zuständig. Der Genuß dieser Vorrechte der Steuerfreiheit und der Sondergerichtsbarkeit beschränkte sich aber nicht auf die Ausländer; er wurde auch marokkanischen Eingeborenen zuteil, wenn sie von den fremden diplomatischen Vertretungen oder den fremden Kaufleuten für Geschäftszwecke gebraucht und in die Liste der Schutzgenossen des fremden Staats aufgenommen wurden. Ursprünglich waren es fast ausschließlich Juden, die die fremden Schutzgenossen stellten. Aber allmählich siegte auch bei den Arabern der Eigennutz und die Sucht nach Sondervorteilen über den religiösen Fanatismus und Fremdenhaß. Schließlich waren die wohlhabendsten, politisch und wirtschaftlich einflußreichsten Mohammedaner von Stadt und Land unter den fremden Schutzgenossen vertreten.

Das Schutzgenossenwesen sollte eigentlich dazu dienen, die wirtschaftlichen Interessen der Ausländer vor willkürlichen Eingriffen der marokkanischen Landesbehörden sicherzustellen. Es diente aber Frankreich als politisches Mittel zur Zersetzung des marokkanischen Staats und Volkstums.

Es gab in Marokko — von den typischen Französlingen abgesehen, die aus mehr oder weniger durchsichtigen Beweggründen ihr Volk verrieten —

1. unbedingte Anhänger des marokkanischen Staatsgedankens,
2. gemäßigte Elemente, die in der Erkenntnis der marokkanischen Ohnmacht einer sogenannten Ausöhnung mit Frankreich das Wort redeten,
3. die große Masse der religiös-fanatistischen Anhänger der mohammedanischen Internationale oder des mohammedanischen Priestertums, die den heiligen Krieg heute lieber als morgen nicht nur gegen Frankreich, sondern gegen alle christlichen Staaten erklärt hätten.

Die unbedingten Anhänger des marokkanischen Staatsgedankens wurden von den sogenannten Madsenstämmen gestellt, das sind nach türkischem Vorbild angelegte Militärkolonien, die dem Sultan die Beamten und Soldaten lieferten. Die gemäßigten Elemente rekrutierten sich aus den Kreisen wohlhabender Handels- und Geschäftsleute.

Die große Masse der Bevölkerung stand unter dem Einfluß und der Führung der sogenannten Heiligen und betete das Idol der staatenlosen Gemeinschaft der Gläubigen an. Diese Masse war, soweit sie im Bilad-el-Madsen wohnte, d. h. dem Teil Marokkos, in dem sich die mohammedanische Gesellschaft des Westens zu einer Art Staat gefestigt hatte, notgedrungen Anhängerin dieses Staats, aber auf Kündigung. Im Bilad-es-Siba, dem Gebiete der Unbotmäßigkeit und der Domäne der Heiligen, etwa Zweidrittel des Landes, erkannte sie den Sultan höchstens als geistliches, aber nicht als weltliches Oberhaupt an. Die Feindschaft, die die heiligen Führer der marokkanischen Massen gegen den marokkanischen Staat hegten, bedeutete natürlich nicht, daß sie von vornherein bereit gewesen wären, die Herrschaft der Franzosen gegen die des Sultans einzutauschen. Die Zertrümmerung des marokkanischen Staats bedeutete vielmehr, wie sie sich und ihren Schäflein einredeten, den Anfang der Aufrichtung eines Idealreichs nach dem vom Propheten gegebenen Vorbild. Daß sie zur Erreichung dieses Zwecks von Frankreich Geld und anderweite Unterstützung empfangen, kümmerte sie wenig, wenn nur ihre Schäflein nichts davon erfuhren. Denn in der Hinsicht verstanden die keinen Spaß. Bei aller Verhetzung und Feindschaft gegen ihre Regierung: sich an die Franzosen verkaufen lassen, das wollten sie doch nicht. Es war also nicht ganz so wie manchmal in Europa.

Die Politik eines Ausgleichs und einer Versöhnung mit Frankreich war nach Lage der außen- und innenpolitischen Verhältnisse für Marokko eine Notwendigkeit. Fragte sich nur, ob sie zum Ziele führen würde. Zum Sichausgleichen und Sichversöhnen gehören bekanntlich zwei. Die größte Versöhnlichkeit des einen Teils ist zwecklos, wenn der andere nichts davon wissen will. So stand es mit Frankreich. Frankreich lag gar nichts an dem Erfolg einer Ausgleichungspolitik, die Marokko selbständig gelassen hätte. Es wollte kein selbständiges, ihm befreundetes Marokko, es wollte ein ihm unterworfenen Marokko, in dem es nach seinem Gutdünken schalten und walten konnte.

Und um dieses Ziel zu erreichen, wußte es die politische Kurzsichtigkeit und Verbohrtheit der „Heiligen“ ebenso auszunutzen, wie die Versöhnlichkeit der marokkanischen Regierung, die Gutgläubigkeit der gemäßigten Elemente wie die Schlechtigkeit der Vaterlandsverräter. Sie alle wurden zu Drahtpuppen in den Händen des französischen Drahtziehers, dessen Hauptbestreben war: den Gegensatz zwischen Regierung und Masse des Volks zu vertiefen und die Bildung einer Einheitsfront zu verhindern. Angeblich in Syrien gedruckte arabische Flugblätter französischen Ursprungs benutzten die Nachgiebigkeit des Sultans gegenüber Europa, um in der Masse der Bevölkerung Zweifel zu erwecken, ob er der ihm obliegenden Pflicht zum Schutz des islamischen Glaubens und Landes genüge. Zur Erklärung der Fremdenfreundlichkeit mancher seiner Minister wurde auf deren jüdische Abstammung hingewiesen und daran die Frage geknüpft, wie echte Moslems die Herrschaft von Juden über sich dulden könnten. Gewalttätige Erhebungen religiöser Fanatiker gegen die zu fremdenfreundliche Sultansregierung fanden zunächst in den algerisch-marokkanischen Grenzgebieten, dann in anderen Teilen des Landes französischerseits wohlwollende Förderung.

Sehr zustatten kam Frankreich hierbei der Umstand, daß die algerischen oder unter französischem Schutz stehenden marokkanischen agents provocateurs, die die französische Politik für ihre Zwecke verwandte, für die marokkanischen Behörden nicht faßbar waren. Diese mußten sich an die französischen Konsulate wenden, und man kann sich denken, mit welcher Unparteilichkeit marokkanischen Klagen über solche Leute von den französischen Stellen Folge gegeben wurde. Half sich die marokkanische Regierung selbst, oder kamen bei Niederwerfung eines Aufstands französische Unruhestifter zu Schaden, so präsentierte ihr Frankreich noch gepfefferte Schadensforderungen und verlangte die Bestrafung des Führers und der Soldaten, die die Ruhe wiederhergestellt hatten. Wurde diesen Forderungen nicht prompt entsprochen, so wurden als Sanktionen Besetzungen marokkanischen Gebiets angedroht. Zum Schluß inszenierte man den Generalstreik — ich wollte sagen: den gleichzeitigen Aufstand der hauptsächlichsten Stämme und nötigte die ohnmächtig gemachte Regierung, die Hilfe der französischen Truppen nachzusuchen, um die im Lande ansässigen Fremden vor den Aufständischen zu beschützen. Ich will Sie nicht mit der Aufzählung von Beispielen ermüden, die zu sammeln ich im Laufe meiner marokkanischen Tätigkeit Gelegenheit hatte. Es genüge festzustellen, daß dasselbe Frankreich, dessen Hauptinteresse an Marokko angeblich die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in Marokko war, gleichzeitig der Haupturheber der dortigen Unruhen und das Hemmnis für die Wiederherstellung der Ruhe war. Diese Feststellung klingt merkwürdig, ist es aber nicht, wenn man sich vergegenwärtigt, wie Frankreich das Interesse an der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in Marokko verstand; nämlich so: daß die Ruhe und Ordnung nicht von Marokko, sondern

von Frankreich aufrecht erhalten werden müsse. Und um dies Ziel zu erreichen, d. h. um in Marokko herrschen zu können, mußte der marokkanische Staat und Volksverband erst einmal gründlich zerlegt und zermürbt werden.

Die Folgen dieser planmäßigen Zerlegung und des schließlichen Zusammenbruchs der marokkanischen Regierung wurden dadurch etwas gemildert, daß der Marokkaner durch seine Stammesverfassung in weit höherem Maße als viel zivilisiertere Völker an eine Gesamthaftung eines für alle und aller für einen gewöhnt war. Aber auch so waren sie für das Land schlimm genug. Jeder geordnete Verwaltungsbetrieb hörte auf. Die öffentliche Sicherheit schwand. Selbsthilfe, Faustrecht nahmen überhand. Stämme, Teilstämme, ja Dörfer bildeten selbständige Räte, brandschatzten die durch ihr Gebiet kommenden Karawanen und spielten die Herren. Es war die Blütezeit partikularistischer und selbstsüchtiger Sonderbestrebungen zum Schaden des Ganzen, zum Vorteil des Landesfeinds. Nur dauerte diese Herrlichkeit nicht länger, als bis sich die marokkanische Regierung der aufgezwungenen französischen Schutzherrschaft unterworfen und damit einverstanden erklärt hatte, daß die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung im Namen des Sultans, aber mit französischen Truppen, unter französischem Oberbefehl erfolgte. Und die französischen Bajonette unter dem Aushängeschild marokkanische Regierung brachten den marokkanischen Kirchenturmpolitikern die Erkenntnis, daß die Bäume eigennütziger, vom Gelde des Landesfeinds gespeister Sonderinteressen nicht in den Himmel wachsen.

Es waren nicht sentimentale Rücksichten, die Frankreich veranlaßten, Sultan und Nachsen, die marokkanische Regierung, dem äußern Anschein nach vorläufig bestehen zu lassen. Sie waren ein sehr willkommenes Aushängeschild für das absolutistische und militaristische Regime, das unter diesem Deckmantel vom französischen Militär aufgerichtet wurde, willenlose Puppen, mit denen der französische Militarismus spielte.

Man muß anerkennen, daß der französische Militarismus vorsichtig war. Er begnügte sich damit, der absolute Herr zu sein, ohne es zu scheinen. Er besaß nicht die krankhafte Eitelkeitsucht eines andern, der aller Welt in die Ohren schreien mußte: „Ich allein bin der Herr“ und dazu viel zu harmlos war. Aber der französische Militarismus war nicht nur vorsichtig, er war auch politisch klug. Die einfache und klare Annerkennung Marokkos verbunden mit der Einsetzung eines französischen Militärkommandanten hätte die Schwierigkeiten der Besetzung des Lands erheblich vermehrt. Man hätte einen wirklichen Eroberungskrieg führen müssen und wäre Gefahr gelaufen, unter den Stämmen eine Einheitsfront zur Verteidigung des Lands gegen den fremden Eindringling herzustellen. Dem beugte man vor, indem man „im Namen und Auftrag der marokkanischen Regierung, die — wie es so schön heißt — der französischen Regierung verbündet und befreundet ist, die ordnungsliebenden und besitzenden Elemente des Landes köderte und die unterirdischen Verbindungen, die man sich zur Zerlegung des marokkanischen Staats geschaffen hatte, nunmehr zur Aufrichtung der Herrschaft des französischen Militarismus verwandte.

Als ganz modernes Mittel zur Zerlegung der mohammedanischen Volksgemeinschaft wird etwa seit Kriegsende die links-extreme Propaganda und Hetze für den Klassenkampf durch französische Agitatoren in nordafrikanischen Industriezentren gehandhabt. Die wohlwollende Duldung und Förderung dieser Agitation durch französische Regierungsstellen verfolgt den Zweck, die von links-radikalen Umtrieben eingeschüchterten Besitzenden, deren Zugehörigkeit zum Islam

für die französischen Ziele u. U. gefährlich werden könnte, zum rückhaltlosen Anschluß an Frankreich zu drängen. Wie wenig übrigens die Benutzung links- extremer Schlepper die Tendenzen des französischen Militarismus beeinflusst hat, beweist die im Herbst 1918 erfolgte Gründung der „französischen Schule für marokkanische Offiziersanwärter“. Diese Offiziersanwärter sind ausschließlich aus der obersten Schicht der marokkanischen Gesellschaft zu nehmen und in einer Sonderschule auszubilden. Es wird unsere Pazifisten zweifelsohne interessieren zu erfahren, daß in der französischen Begründung der Notwendigkeit dieser Einrichtung die Mißachtung bedauert wird, in der der Soldatenberuf im allgemeinen und der Offiziersstand insbesondere bisher in Marokko stand, und die Schwierigkeiten hervorgehoben werden, die französischerseits zu überwinden waren, um aus den marokkanischen Pazifisten französische Militaristen zu machen.

Die Frage der zweckmäßigsten Art der Zerlegung einer afrikanischen Volksgemeinschaft und ihrer Unterwerfung — man nennt das Befriedung — ist von französischen Politikern und Militärs oftmals erörtert worden. Das Ergebnis der diesbezüglichen Marokkoerfahrungen zieht Oberst Berriau in verschiedenen Artikeln der *Afrique Française* und *France-Maroc*. Er gliedert das Verfahren in: Vorarbeiten, Vorbereitung und Durchführung der Unterwerfung.

Die Vorarbeiten betreffen das, was man gewöhnlich Spionage nennt, insbesondere Feststellungen bezüglich der Widerstandsfähigkeit des zu besetzenden Gebiets, der Möglichkeit die Bewohner zu entzweien, deren Hauptinteressen, deren politischen, religiösen und militärischen Führern von Einfluß und der Mittel, diese zu gewinnen.

In der Vorbereitung der Unterwerfung spielen die anzuwendenden Lockmittel (schonende Behandlung des zuletzt besetzten Stammes, Förderung von dessen wirtschaftlicher Lage), sodann die Anknüpfung von Beziehungen zu zweckdienlichen Leuten des neu zu unterwerfenden Stammes und deren Gewinnung eine wesentliche Rolle.

Die schließliche Durchführung der Unterwerfung besteht in der Besetzung des Stammes durch französische Truppen mit Unterstützung von mehr oder weniger zahlreichen Überläufern aus dem Stamme selbst.

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen aus den Richtlinien, die Marschall Lyautey für das vorbereitende Verfahren aufgestellt hat, einiges mitteile:

„Gegenüber den noch unbottmäßigen Stämmen verfolgen wir den Zweck, unsern Einfluß fortschreitend auszubreiten und sie zur Anerkennung des Madschen, d. i. der marokkanischen Regierung zu bringen.

Die anzuwendenden Mittel sind:

die Ausnutzung des Einflusses der Beamten des Madschen,

der Ausbau der bestehenden Beziehungen zu den Anhängern der Madschenpartei in diesen Stämmen,

die Herstellung unmittelbarer Beziehungen zu anderen angesehenen Leuten,

die Fühlungnahme mit der Bevölkerung, indem man sie durch Ankäufe, Austausch, Verschaffung von Gelegenheiten für Arbeiten und Dienstleistungen nach dem Standort der Truppe zieht.

Wir dürfen uns nicht mit der Selbsttäuschung schmeicheln, daß wir gewünscht sind. Wir müssen also bei den Bevölkerungen Interessen aller Art schaffen, so daß sie uns brauchen, an uns gefesselt werden, unsern Weggang als ein Unglück empfinden.

Außerdem dürfen wir nicht vergessen, daß bei den Marokkanern ein nationales Empfinden im Embryo-Zustand vorhanden ist, das wir weder tranken noch beunruhigen dürfen. Wir müssen uns also immer als Verteidiger des Herkommens hinstellen und alles vermeiden, was uns den Anschein umstürzlerischer Neuerer geben könnte.

Die Stämme, mit denen wir künftig zu tun haben, besitzen eine überaus demokratische Verfassung, die bis zur vollständigen Anarchie geht. Wir werden versuchen müssen, hier ein wenig Beständigkeit einzuführen und zu diesem Zweck Leute von Ansehen unterstützen, die die Besprechungen der Räteversammlungen leiten und plötzliche und häufige Stimmungswechsel verhindern. Diese Persönlichkeiten zu entdecken, ihren Einfluß zu entwickeln, wird eine der Hauptaufgaben des Befehlshabers sein.

Die Bevölkerungen der fraglichen Stämme unterstehen dem Einflusse der unter ihnen sehr zahlreichen Heiligen und deren religiöser Orden. Wir haben bereits mehr oder weniger vertrauliche Beziehungen zu mehreren dieser religiösen Führer. Diese Beziehungen müssen gepflegt werden. Aber der Befehlshaber darf nicht vergessen, daß die Ausbarmachung religiöser Einflüsse außerordentlich kritisch ist. Meistens können uns die religiösen Häupter direkt nur negative Dienste leisten, indem sie sich nicht gegen uns erklären. Sehr oft verlieren sie den wertvollsten Teil ihres Einflusses, sobald sie sich offen in unsern Dienst stellen.

Eins der besten Mittel der Stimmungsmache und Beeinflussung wird die Entwicklung der Eingeborenen-Gesundheitspflege sein."

Sie sehen aus diesem Schriftstück, mit welcher Vorsicht die französische Militärbehörde den Bewohnern des besetzten und nicht besetzten marokkanischen Gebiets gegenüber vorging. Dem „Boche“ gegenüber bedarf es weniger Mühe. Die schamlose Zumutung, die deutschen Städten des besetzten Gebiets wiederholt von der französischen Militärbehörde gestellt wurde, für die fremdreisigen Truppen Bordells einzurichten, würde in dem afrikanischen Marokko ein anderes Echo gefunden haben, als sie in Deutschland fand.

Die Eingeborenenpolitik des Marschalls Lyautey, die ich Ihnen hiermit in ihren wesentlichen Zügen geschildert habe, ist in den Kammern und der Presse Frankreichs über den grünen Älee gelobt worden. M. Long — Gouverneur von Indochina, früher Berichterstatter der französischen Kammer — hielt sie für das Vorbild kolonienverschaffender Weisheit und empfiehlt die daraus sich ergebenden Lehren um so mehr der Beherzigung, als Frankreich im Anfang einer ihm durch den Sieg eröffneten neuen Epoche einer Ausbreitung über die Welt stehe.

Die hauptsächlich Leidtragenden dieser Epoche der französischen Ausbreitung über die Welt sind wir. Die Autorität unseres Staats ist mit der Revolution zusammengebrochen. Ein sehr großer Teil der Reichsgewalt ist auf einen ausländischen Herrn übergegangen, der als Botschafterkonferenz, Reparations-, Garantie-, Entwaffnungskommission und anderes der Art in zahlreichen interalliierten Abordnungen bei uns auftritt und in unser politisches, wirtschaftliches und soziales Leben täglich mehr oder weniger fühlbar eingreift. Die Bewegungsfreiheit des Reichs nach Innen ist durch die Tributpflicht gegenüber diesem auswärtigen Herrn beschränkt. Diese Tributpflicht mit ihren Folgeerscheinungen, Finanznot und Entwertung der Valuta, bringt unsern sozialen Körper in immer neue Verwirrung und Erregung. Sie treibt die Interessengruppen dieses Körpers, vor allem: die der großen industriellen Unternehmungen (Reichsverband der Industrie), die der Lohn- und Gehaltsempfänger (Kartell der

Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenorganisationen) und die der landwirtschaftlichen Unternehmer (Reichslandbund) zu stärkster, schon heute fast vollständiger Zusammenfassung und Einsetzung der durch sie vertretenen Wirtschafts- und Klasseninteressen. — Als Athen von Rom unterworfen war, kam eine Zeit, wo — wie Mommsen sagt — vom Athener nicht mehr verlangt wurde, daß er für seine Vaterstadt sterbe. Aber nun entstand die andere Frage, ob es noch der Mühe wert sei, für diese Vaterstadt zu leben. Auch uns ist diese Frage gestellt. Die rein materialistische Auffassung der Wirtschafts- und Klasseninteressen scheint sie verneinend beantworten zu wollen.

Französische Agenten verhandeln mit allen Parteien, und harmlose Parlamentarier pflegen diesen Verkehr. Der Abgeordnete Hermann Müller hält es sogar für angebracht, in öffentlicher Rede auf die Notwendigkeit hinzuweisen, daß die Sozialdemokratie den Weg zur französischen Botschaft finde. Breitscheid stellt mit Genugtuung fest, daß Sowjet-Rußland am Sturze des Kabinetts Wirth zurzeit kein Interesse habe. Die Zeitungen verkünden, der Verband der Industrie habe der Reparationskommission ein Schreiben gesandt. Stinnes fährt nach London, um, wie seine Zeitungen verkünden, mit Lloyd George zu verhandeln. Die streiklustigen Eisenbahner unterwerfen sich von vornherein und ohne weiteres dem Diktat der Alliierten, die im besetzten Gebiet einen Streik nicht dulden; aber sie tragen kein Bedenken, die Hoheit ihrer eigenen Regierung nicht zu achten. Einzelne deutsche Landesregierungen bringen ihre Sympathie mit dem Eisenbahnerstreik dadurch zum Ausdruck, — daß sie sich weigern, die technische Nothilfe einzusetzen zu lassen. Die Großindustrie sucht durch ihre Eisenbahnpläne das Reich zugunsten des Privatkapitals zu enteignen. Während selbst in Frankreich die Stimmen sich mehren, die den französischen Militarismus als Kulturhindernis empfinden, erklärt ein deutscher Eigenbrötler, der einmal ein bekannter General war, Frankreich dürfe nicht abrüsten, weil es sonst keinen Damm gegen den Bolschewismus mehr gäbe. Es blüht die Industrie der Fälschung von Dokumenten zum Vortheile des Landesfeinds und zum Schaden des Vaterlands, wie die Fälschungen Eisners und die kürzlich aufgedeckten Fälschungen des Bolschewistendoktors Anspach beweisen.

Diese Blütenlese, die natürlich nicht vollständig sein kann und will, zeigt, wie weit die Zersetzung unseres Staats schon gediehen ist. Zu der Überwucherung des Staats durch das Parteiwesen, die rechts und links schlimmer wird statt besser, gesellt sich die Überwucherung der politischen Macht durch die wirtschaftliche und gewerkschaftliche. Deren Wortführer gewöhnen sich mehr und mehr, die eigene Machtstellung über alles zu stellen und den Staat in Überschätzung der eigenen Klugheit und in Verachtung der derzeitigen Regierungen nach außen wie nach innen als Nebensache zu behandeln. Bei dieser Verwirrung kann das Ausland mit uns machen, was es will. Es kann jederzeit die Regierung gegen die Industrie, die Industrie gegen die Regierung, die Gehalts- und Lohnempfänger gegen die Besitzenden auspielen. Es findet bei jeder Aktion, die sich der Form nach gegen einen Teil des Volks — in Wirklichkeit aber gegen alle — richtet, bereitwillig Unterstützung bei dem anderen Teil.

(Fortsetzung folgt.)

Alte und neue Pflichtgesinnung im Staatsleben.

Rede gehalten am 18. Mai 1922 zur Übernahme des Rektorats der Universität Greifswald
von Hermann Schwarz.

Man hört vielfach die Klage, daß in unseren Tagen die Pflichtgesinnung erschüttert sei. Die Gesittung läßt nach, die Zügel der Selbstsucht schleifen. Die Achtung vor Recht und Gesetz sitzt nicht mehr fest in den Seelen, der Prozentsatz der Verbrechen wächst. Das sind bedenkliche Erscheinungen, denen jeder um so strengere Selbstzucht, das Vorbild eigenen Anstands und Ehrgefühls, entgegenzusetzen sollte.

Aber vielleicht ist hier nicht alles Auflösung und Entartung. Das Gären der Zeit kann den Übergang zu neuer Artung bedeuten. Es möchte sein, daß in weiten Kreisen die Pflichtgesinnung, statt zu erlöschen, sich innerlich umstellte, daß sie Betätigungsweisen suchte, denen gegenüber die alten Formen an Betonung, darum nicht freilich an Gehalt, verlören.

Die Wandlungen des Pflichtgefühls sind besonders entscheidend auf dem staatlichen Gebiete. Ein Staatswesen ohne Pflichtseele wäre in der Wurzel krank. Seine Menschen würden sich immer mehr auseinanderleben. Nur Staatswesen mit innerer Pflichtseele können sich halten, im Inneren und nach außen. Aber welche Pflichtseele ein Staatswesen hat, das kann verschieden sein und läßt für Wandel Raum. Es steht uns für den Anfang eines neuen Universitätsjahres wohl an, wenn wir unseren Blick auf die Wandlungen richten, die über das Pflichtantlitz der preußisch-deutschen Staatswesens gegangen sind.

Das Staatswesen Friedrichs des Großen war von der Gesinnung getragen, die Pflicht um der Pflicht willen zu tun. Der Form nach war es ein Obrigkeitsstaat. Die Seele des Staates aber war der Pflichtgeist, der vom König an durch alle Beamenschichten ging. Der König betrachtete sich als den ersten Diener des Staats. Wohl war er der unbeschränkte Gebieter, aber ihm selbst gebot das Staatswohl, dem er seine persönlichen Wünsche unterordnete. Seine Arbeit war durch und durch von der Verantwortlichkeit für die Würde, Ordnung und Wohlfahrt des Ganzen erfüllt.

Jedermann sah den Ernst und Erfolg dieser Königsarbeit, sah, wie unparteiisch Recht gesprochen, Handel und Gewerbe gefördert, die religiöse Überzeugung geschont, der Schwache geschützt wurde. Wohl wurde in diesem Staate befohlen, und zwar streng befohlen. Aber der Befehl drückte nicht, weil er als Anmutung des den Herrscher selbst beherrschenden Staatswillens ausgesprochen wurde, und der Gehorsam war kein Sklavengehorsam, weil er in der Achtung vor dem Staatswillen zu Königs Händen wurzelte. Die Arbeit im Dienste des Staats galt in sich für eine Ehre, und auf den geringsten Beamten fiel noch ein Strahl von der Würde des Staatsganzen, dessen Sinn Gesetz, Zucht und Ordnung war.

Aristoteles hatte einst die Menschen ein Gemeinschaft bildendes Geschlecht genannt. Ihre gesellige Anlage bedeutet nicht nur, daß sie sich mit einander zu gemeinschaftlichem Dasein zusammenscharen, sondern auch und vor allem, daß sie im gleichen Augenblicke das Dasein der Gesellschaft über sich setzen. Sie haben den instinktiven Hang, das Ganze, das sie mit einander bilden, als eine alle überragende Einheit aufzufassen und zu ehren. Könnte dies Ganze

jemals als sinnfälliges Wesen vor ihnen stehen, so würden sie sich ihm willig unterordnen. In Wahrheit steht es niemals sinnfällig vor ihnen, und so fühlen sie sich, indem ihr überpersönliches Gemeinschaftsbewußtsein gleichsam einen Stellvertreter sucht, getrieben, Gefolgschaft zu leisten jedem starken Führer, der nicht von persönlichen Zwecken erfüllt erscheint, sondern so lebt und handelt, als ob das Ganze in ihm Leben gewonnen habe. Es ist dann, als ob durch den Willen des Führers das Gesetz, die Ordnung und die Würde des Ganzen selbst beföhle. So wirkte die Persönlichkeit Friedrichs II. Sie machte, daß sich in seinem Staate der bürgerliche Gehorsam aus aufgenötigtem Zwange in inneren Pflichtwillen verwandelte.

Das Staatsbewußtsein unter Friedrich dem Großen ist ein schöner Beleg für ein Gesetz sittlicher Entwicklung, das Wilhelm Wundt herausgestellt hat. Ich gebe zuerst andere Beispiele: Man strebt anfangs aus Neugierde nach Wissen. Bald tritt das Gefallen an Erkenntnis hinzu und übernimmt seinerseits die Führung, so daß wir fortan die Wahrheit um ihrer selbst willen suchen. Oder: die Gastfreundschaft war ursprünglich ein Vorteilsverhältnis. Allmählich entwickelte sie sich zu einer religiösen Forderung und weiterhin zu einem freien Seelenverhältnis. Allgemein gesprochen: Handlungen, die mit sinnlichen und selbstischen Motiven angefangen haben, regen in ihrem Verlaufe unselftische und geistige Triebfedern an, und nun beginnen diese bei der Handlung zu überwiegen, die Fortführung des Tuns geht oft ganz auf sie über. So war es im Staate Friedrichs. Dort entstand, an dem eigenen Beispiele des Herrschers sich belebend, aus dem gebundenen Gehorsam freie Pflichtgesinnung gegenüber den Forderungen des Staats, die man wie etwas Überpersönliches empfand.

Das beste Zeugnis dafür ist Kants Pflichtphilosophie. Sie ist zu sehr wesentlichem Teile der getreue Spiegel des von den Hohenzollern ausgefäeten Pflichtgeistes preussischer Könige, Beamter und Bürger, jener Gesinnung, für die es keine andere Ehre gibt als seine Pflicht zu tun. Diese Pflicht duldet kein wenn und aber, und so ist auch bei Kant das Pflichtgebot kein bedingtes, sondern ein unbedingtes, ein strenges „du Sollst!“ ohne jedes Zugeständnis an Neigungen oder Launen. Wie ferner jene Pflichtgesinnung des preussischen Staatsbürgers aus sich heraus lebte, so ist bei Kant die sittliche Pflicht „autonom“; das heißt sie befiehlt aus eigener Vollmacht, nicht durch den Willen eines Gottes oder von Menschen.

Kant seinerseits gewahrte nicht, daß hinter den beiden Merkmalen, mit denen er das Wesen der sittlichen Pflicht beschreibt, Unbedingtheit, Selbstbefehl, das Bild des friderizianischen Staates stand. Er hob jene Merkmale aus der geschichtlichen Darstellung, in der er sie vorfand, in das übergeschichtliche Gebiet und meinte sie aus der „reinen praktischen Vernunft“ ableiten zu können. Dennoch ist und bleibt es der Pflichtgeist des damaligen Preußens, der in der kantischen Pflichtphilosophie lebt. Mindestens aus denjenigen Kennzeichen blickt er heraus, mit denen Kant die Befehle gewalt der sittlichen Pflicht beschreibt. Der Befehlsinhalt dagegen das, was nach Kant die Stimme der praktischen Vernunft gebietet, ist auf anderem, sehr verschiedenen Boden gewachsen. Es idealisiert Rousseaus Staatsvertragslehre, die dem Geiste des friderizianischen Staatswesens gerade entgegengesetzt ist.

In diesem schuf der Staat durch die Pflichten, die er ihnen zuteilte, die Bürger. Nach Rousseau schaffen die Bürger den Staat. Die Menschen des Rousseauschen Staatsvertrags werden nicht irgend wie geschichtlich bestimmt gedacht. Sie

sind gleichsam beseelte Atome, die sich aber durch den Gesellschaftsvertrag aneinander ketten und keine anderen Pflichten kennen, als den Vereinbarungsgehorfam gegen die Ergebnisse der kommenden Abstimmungen. Während der Abstimmung möge, empfiehlt Rousseau, jeder seinen eigenen Augen im Auge haben. Dann werde durch arithmetische Ausgleichung das, was Staatswohl werden und als allgemeines Bestes gelten soll, herausspringen. Vorher gibt es kein Staatswohl, nach dem sich der Einzelne richten könnte, und das, was nachher als Resultante der Stimmabgabe herauspringt, könnte im alten Sinne gelegentlich staatsverderbend sein. Aber es ist Mehrheitswille, der „Volkswille“ genannt wird und die neue Staatsraison bildet. Er bekommt unter dem Namen der „*volonté générale*“ als unpersönlicher Diktator die Befehlsgewalt, der alle bis zur nächsten Abstimmung untertan sind.

Rousseaus Lehre vom *contrat social* kam dem Denken seiner Zeit, der Aufklärung mit ihrem ungeschichtlichen Individualismus, bestechend entgegen. In der Gleichheit der Stimmen sah man die Gleichheit der menschlichen Vernunft gespiegelt. Sodann war die Selbständigkeit der Entscheidung jedes Einzelnen gegenüber jedem Herrenbefehle sichtbar gemacht und von Rousseau noch besonders dadurch unterstrichen, daß er auch die Beeinflussung durch Parteibildung und demagogische Agitation ausdrücklich ablehnte. Sagt doch schon Plato: „Die Sophisten wollen über die Vollsamme, indem sie sie durch Reden zu ihrer Meinung bringen, wie Sklaven herrschen.“ Andererseits ließ Rousseaus Freiheitsevangeliem einen tieferen Pflichtbegriff, wie er gerade im friderizianischen Staatswesen emporgewachsen war, vermischen. Wohl war im Sinne des *contrat social* der Einzelne während der Abstimmung autonom. Aber diese Freiheit, seine persönlichen Wünsche und zufälligen Meinungen auf die Waagschale legen zu dürfen, war keine Autonomie der Pflicht. Die Pflicht trat erst nachher äußerlich hinzu, als Unterordnungswille unter das Ergebnis der Abstimmung.

Gewiß meint Rousseau mit dieser Unterwerfung unter den Mehrheitsbeschluß auch etwas Innerliches, nämlich die Achtung vor den Mitstimmenden, deren Menschenwert man ehrt, indem man ihre Stimmen gleich der seinigen zählt und im übrigen abwartet, was für ein Gesamtergebnis dabei herauskommt. Aber wir schmieden uns dadurch alle zusammen an den Zufall der Zahl. Wir legen uns ferner auf das fest, was gerade im Augenblicke der Abstimmung das Wünschen und Meinen der Meisten gewesen ist. Das heißt wir schmieden unser aller Gegenwart und Zukunft während der Dauer der Gesetzgebungsperiode an einen Ausschnitt unserer Vergangenheit. Man sieht: die *volonté générale* ist nichts Lebendiges, sondern ein Rechenbegriff, ein Kunstprodukt geometrischen Denkens. Sie ist der erstarrte, aus dem Augenblicke seines ehemaligen Lebens herausgehobene und für die Dauer der Legislaturperiode festgenagelte Mehrheitswille. In dieser Festnagelung ist er zu lang, um ursprüngliche Kraft, Impuls, zu bleiben, und zu kurz, um staatsnotwendige Stetigkeit zu bewahren.

Eben dieser *volonté générale* hat Kant deutsches Leben eingehaucht, indem er ihren Begriff wesentlich veränderte. Kant annulliert Rousseaus Anweisung, daß sich der abstimmende Einzelne dem Augenblicksantrieb seiner eigenliebigen Wünsche überlassen solle. Seine Stimmabgabe soll zu einer inneren, ein für allemal geltenden bei sich selbst werden. Auch müsse schon in ihr die allgemeine Vertragsseele leben. Letztere dürfe nicht erst nachher, als äußere Unterwerfung unter ein zufälliges Mehrheitsvotum, erscheinen. Wir stehen, wenn wir uns

diese Veränderungen getroffen denken, bei nichts Geringerem als der berühmten Formel, mit der Kant den Inhalt des sittlichen Gesetzes bestimmt. „Wolle so, daß die *Maxime* deines Wollens jederzeit Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung werden könne.“ Derselbe Kant also, der die autonome und unbedingte Form des sittlichen Pflichtgebots dem Staate Friedrichs des Großen entnommen hatte, gibt den Inhalt des Pflichtgebots in Rousseauschen Lettern wieder.

Kant meinte zwar auch hier von jeder geschichtlichen Gebundenheit frei zu sein und den Inhalt des kategorischen Imperativs rein apriorisch abgeleitet zu haben. An dem tatsächlichen Zusammenhange mit Rousseaus Vorstellungswelt ändert das nichts. Aber diese ist in eine höhere Sphäre gehoben. Kant hat das Beste, was der *contrat social* an Pflichtgeist hervortreiben konnte, hervorgeholt und entwickelt. Nach Kant soll das eben genannte Pflichtgebot den ganzen intelligiblen Kosmos beherrschen. Alle geistigen Wesen, einschließlich Gottes, stehen unter diesem idealen *contrat social*, der die höhere Gemeinsamkeit aller in die Allgemeinheitsmaxime jedes Einzelwillens verlegt. Freilich bleibt das geometrische Denkweise auf sittlichem Gebiete, wie es bei Rousseau geometrische Denkweise auf politischem Gebiete gewesen war. Es bleibt Rechnung, lebensfremde Allgemeinheit, geschichtslose Regel.

Davon überzeugte sich bald genug der große Kant Schüler Fichte. Fichte erkannte, daß dieser Weg Kants, Pflicht nach dem Muster des *contrat social* zu buchstabieren, ins Reich der Unwirklichkeiten führe. Bitter schwer wie heute war inzwischen die deutsche Wirklichkeit geworden. Fichte sah den Verfall und Zusammenbruch des friderizianischen Staatswesens. Als Friedrich starb, entwich aus seinem Staate die Geistkraft. Die Beamten, in deren Funktion die Würde des Staates lag, begannen sich selbst gottähnlich zu fühlen. Man vergaß, daß dieselbe Würde des Staats, die den gerechten Befehl umkleidet, auch den willigen Gehorsam adelt. Der gehorchende Bürger wie auch der Unterbeamte erschienen nun als eine geringere Art Mensch, als eine Gattung der „Untertanen“. Nichts mehr davon, daß das Unwägbare der Pflichtgesinnung, sobald es da ist, in jedem Augenblicke alle Befehlenden und Gehorchenden gleichwertig macht. Jetzt wurde nicht mehr Pflichtgesinnung vorgelebt und dazu erzogen, sondern Gehorsam gefordert. Aber auch der Bürgersinn entartete. Es ist in gewisser Weise leichter formalen bürokratischen Staatsgesetzen zu gehorchen, als daß man pflichttreu einem pflichtbeseelten Führer folgt. Der staatliche Gehorsam, den man leistet, kann als ein gutes Geschäft erscheinen. Man gibt ihn wie eine Münze, mit der man sich den Schutz der Staatsmacht und die Sicherheit erkaufte, im übrigen zu tun und zu lassen, was man will, insbesondere dem eigenen Vorteil emsig nachzugehen. Ein Bürger, der so denkt, „hält“ sich gewissermaßen den Staat. Er nützt ihn als eine Anstalt, um in seinem eigenen Wohle voranzukommen. Die äußere Ordnung des Staates umfaßt dann selbstsüchtige, pflichtlose Seelen.

In dem Aufkommen solcher selbstsüchtigen Ausbeutung der Staatsordnung sah Fichte mit Recht die innere Ursache dafür, daß der friderizianische Staat nach einem Menschenalter zusammenbrach. Der Pflichtgeist des großen Königs mit seiner vorbildlichen, innerlich zwingenden Kraft war vom Ruder des Staatswesens geschieden, seelenloses Befehlen und Gehorchen griff um sich, und es entstand die äußerlich wohl funktionierende Staatsmaschine, die das Anwachsen einer spießbürgerlichen Gesinnung begünstigte, welche alles nach dem guten und erfreulichen Fortgange der Geschäfte bemaß.

Wie war die Erneuerung zu denken? War auf die Wiederkehr eines großen Führers, wie Friedrich des Zweiten, zu rechnen? Mit dessen Hinscheiden sich dann die ganze Katastrophe wiederholen möchte? Sichte dachte nicht daran, sondern daß die Erneuerung aus den Tiefen des Volkslebens heraus kommen müsse. Er erwartete sie von einem ganzen Geschlechte innerlich umgestellter Menschen, bei denen eine neue Art des Pflichtlebens aufgegangen sei. Sichte stellte das sittliche Leben auf den Begriff „Idee“. Idee ist ein geistiges Gesicht, das zu keinem Selbstler kommt. Sie begründet auch Pflicht, aber nicht als abstrakten Befehl, sondern Pflicht aus Liebe. Auch der Leitstern des neuen Deutschlands müsse sein: eine in der Ewigkeit verankerte Idee, nämlich die Idee des deutschen Wesens selbst und der Notwendigkeit seiner Erhaltung. Hier sei eine heilige Forderung zu begreifen und zu ergreifen. Sähig dafür könne aber nur ein Geschlecht sein, das durch eine neue Erziehung ertrüchtigt worden sei, sich für Ideen zu begeistern.

Sichte schwebt eine unter einander verwachsene Gemeinschaft von Menschen vor, die aus sich heraus in Liebe zur Idee des Deutschtums den neuen deutschen Staat schaffen; von unten nach oben, nicht von oben nach unten. Darin wirkt der Einfluß des *contrat social* nach. Nur daß Sichte, so wenig wie Kant, zuläßt, daß sich die Menschen, die sich mit einander vergesellschafteten, nach persönlicher Selbstsucht bestimmen dürften. War doch der preußische Staat an der Selbstsucht der Regierenden und der Regierten zugrunde gegangen! Nichts auch davon, daß man sich mittels eines äußeren Vertrags zusammenschlüsse und eine zufalls-*volonté-générale* zum Herrn über sich machte! Sichte bezeichnet derlei Verfahren als ein ausländisches politisches „Kunststück“. Sondern die *volonté-générale*, die bei den Menschen des neuen Staats regiere, soll von Anfang an im Herzen eines jeden brennen. Sie heißt „Vaterlandsliebe“, Liebe zur Idee des Deutschtums. Damit lehnt Sichte Kants Verbreiterung des *contrat social* ab, der daraus eine sittliche Gemeinschaft aller geistigen Wesen gemacht hatte. Sichte denkt sich statt dessen eine allertiefste Volksgemeinschaft, das heißt ein Ganzes von in Gesellschaft mit einander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesamt unter einem gewissen besonderen Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht. Unter einem göttlichen Gesetze! Das göttliche Gesetz, durch das insbesondere deutsches Wesen geworden ist und immerfort weiter werden und sich erhalten soll, ist in der deutschen Geschichte erkennbar. Wer es sehen kann, und nur eine zu reinem Wollen und geistigem Schauen erzogene Jugend vermag es zu sehen, der wird von unmittelbarem Pflichtbewußtsein gegen daselbe erfüllt. Er sieht hier den Quell, von dem er selbst getragen wird, und der alles Wertvolle, das er schafft, in die Ewigkeit herüberträgt und auf das Volksganze weiter wirken läßt. Solche Schau deutschen Wesens verpflichtet zu deutschem Tun und treibt an, sich für die Rettung und Erhaltung des deutschen Vaterlandes bis auf das letzte einzusetzen. Das ist keine Pflicht, die als nacktes Gesetz gebietet, sondern die aus Liebe zur Idee kommt und tatbereit, wo es sein muß, todeswillig geübt wird. Nur solche ihrer Pflicht bewußte Vaterlandsliebe könne das deutsche Gemeinwesen wieder aufbauen und müsse darin der wahre Regent, d. i. *volonté-générale*, sein.

In solcher Ideenliebe zum Deutschtum, wie sie Sichte gezeigt hat, sind die Befreiungskriege geführt worden.

Ist sie heute das letzte Wort? Im Staate Friedrichs des Großen ruhte

das Pflichtbewußtsein auf der Ordnung des Staates, die unmittelbar als wertvoll empfunden wurde. Bei Sichte ruhte es auf der Idee des Deutschtums. Es ruhte auf einer Liebe, die die Würde deutscher Eigenart im Ewigkeitslichte sah und sich mit der Überzeugung von dem Rechte dieser Eigenart verband, auch ihrem Rechte auf Weltgeltung, als Subjekt und nicht bloß Objekt von Macht. Eben dies war der ideelle Gesinnungsgehalt, der, mitsamt jenem friderizianischen Ordnungsgeiste, das starke Deutsche Reich Bismarcks und Wilhelms I. getragen hat.

Allmählig aber traten im wilhelminischen Deutschland dieselben Kräfte ins Spiel, die zum Untergange des friderizianischen Staates geführt hatten, und noch verderblichere erzeugten sich in ihrer Folge. Wohl war das neue Deutsche Reich auf breiterer und freierer Grundlage aufgebaut, als das straff zentralisierte alte Preußen. Längst war Städten und Kreisen die Selbstverwaltung gegeben worden, Parlamente übten schon auf Grund des Rechts der Geldbewilligung auf die Maßregeln der Regierung einen erheblichen Einfluß und machten die Wünsche des Volks sichtbar, denen die Reichs- und Staatsleitungen in den Grenzen, die durch die Rücksicht auf das Heil des Ganzen gezogen waren, entgegenkamen. Es herrschte eine gute Organisation. Aber sie erstarrte bald zu einer *Murorganisation*. Unter dem Schutze der letzteren gedieh mit Handel und Wandel ein immer weiter um sich greifender Erwerbsinn. Man verdiente und stellte sich auf das Verdienen ein, auf das Erzeugen, Kaufen und Verkaufen der Waren und den Umsatz der Waren in Genuß. Die Ordnung des Staates, obwohl sie die Einzelnen manchmal unbequem in sich hineinspannte, gab ihnen zugleich Sicherheitenraum, ihrer Wohlfahrt und nur ihrer Wohlfahrt zu leben.

Schon dem kleinen Preußen Friedrichs II. war der wirtschaftliche Sinn, waren Selbstsucht und Raffgier, verderblich gewesen. Damals waren aber schroffe wirtschaftliche Gegensätze noch nicht hervorgetreten. Im mächtigen Deutschen Reiche fing es zwar bald an, allen besser zu gehen. Aber der Reichtum kam zu bestimmten Schichten in besonders hohem Ausmaße. Die leitenden Klassen wurden, umgekehrt wie in dem Staate Platos, zu den hervorstechend reicheren Klassen. Sie gelangten zu ihrer wirtschaftlichen Blüte, weil die gesicherte Ordnung nach innen und die starke Staatsmacht nach außen jedem tüchtigen Geschäftsgeiste die Flügel wachsen ließ. Ihm waren diese Verhältnisse günstig, und so nützte er sie aus. Nicht daß etwa er sich die Staatsmacht und die gesellschaftliche Ordnung zum Zwecke der Bereicherung erfunden hätte! Die politische Ordnung war schon vorher um ihrer selbst willen da, ehe der Geschäftsgeist an sie anknüpfte und aus ihr Nutzen zog. Aber für diejenigen, die bei solcher raffenden Betriebsamkeit unten blieben, konnte es so aussehen, als ob die vorhandenen Einrichtungen zu dem Zwecke geschaffen wären, um dem Unternehmertum und den von dessen wirtschaftlichen Aufschwünge mit emporgetragenen Beamten und Bürgern Bereicherung zu verschaffen, und zwar auf Kosten der unten Bleibenden. Die Lehre Marx' vom „Klassenstaate“, von der Gestaltung derselben zur Ausbeutung der Arbeiterklasse, konnte nun wirken. So entstand der Riß im deutschen Volke. Aus dem Geiste der Selbstsucht, die nur für das eigene Fortkommen sorgte, erwuchs der schlimmere Geist der Zwietracht. Zwei Heerlager standen sich gegenüber, oder vielmehr es war da nur ein Heerlager von unten, das finster nach oben sah. Die anderen waren kein Heerlager, sondern unbekümmert in den Tag Lebende. Sie stellten leichtsinnig ihre Genüsse zur Schau und dachten sich nichts dabei, daß es neben ihnen deutsche Menschen

gab, die wesentlich bei der Erzeugung, nicht aber beim Verbräuche der Güter beteiligt waren, die allen zusammen als die Lebensgüter galten.

Freilich hatten wir eine soziale Gesetzgebung, die erste und beste der Welt, ein Zeugnis von Bismarcks Staatsblick. Aber es war nur eine Organisation mehr, mit Mißtrauen aufgenommen bei den Arbeitern, die darin eine Abschlagszahlung aus schlechtem Gewissen erblickten, für die Bewohner des Vorderhauses ein Einschläferungspulver des eigenen sozialen Willens. Sie hielten dafür, daß mit den Staatsmaßnahmen alles erfüllt sei, was ihnen selbst und zwar in vertiefter Weise als Herzenspflicht hätte aufgehen müssen. Sie hätten mit Pestalozzi-Tat zur Seele der unten Stehenden kommen sollen. „Wenn du dem Armen hilfst, daß er wie ein Mensch leben kann, so zeigst du ihm Gott“, so dachte und lebte Pestalozzi, der Schweizer Pädagog. Wären wir, wie er, von sozialer Liebe erfüllt gewesen, so hätten wir den Arbeitern andere Werte vorgelegt, als die materiellen, mit denen wir ihre Seelen angestekt haben. Wir hätten auch unserem Staate ein anderes Gesicht gegeben, als das der Ausbeutungsfraße, unter der er ihnen erschien. Es gab unter uns ehrliche Begeisterung für die deutsche Idee, aber wenig Treue gegen die deutsche Seele und das deutsche Blut der Volltagelöhner. Wer sagte sich z. B. in Studententreisen, daß Selbstbeherrschung in Alkohol- und Liebesgenuß eine ungeheure soziale Bedeutung haben? Es fehlte durchaus bei den allermeisten am Bewußtsein sozialer Verantwortung, geschweige an teilnehmender Sorge und Liebe, an einer Herzenszuwendung zu denen, die im Schatten standen. Der Bildungsunterschied verschärfte den Riß. Schon Sichte warnte, daß die gebildeten Stände gar keine liebende Teilnahme am Volke und gar keinen Trieb haben könnten ihm gründlich zu helfen, indem sie eben glauben, daß ihm wegen ursprünglicher Ungleichheit gar nicht zu helfen, das Volk vielmehr so zu gebrauchen sei, wie es sei. Bei solcher Absonderung eines gebildeten von einem ungebildeten Stande könne es dahin kommen, daß letzterer nicht mehr für uns, sondern gegen uns diene, von uns abfiele und uns verloren ginge. Das ist wahrlich ein prophetisches Wort gewesen.

Welche Aufgabe ergibt sich nach allem für unsere Zeit? Unter uns muß ein neues Pflichtbewußtsein erwachsen, Verantwortung für jeden einzelnen Volltagelöhner neben uns, die bis in die Fingerspitzen empfunden wird. Nicht daß die Stimme jedes Deutschen so viel zählt, wie meine, ist die Hauptsache, sondern daß seine Seele so viel wert ist wie meine, und daß wir zu dieser Seele durch all das Gestrüpp von Mißtrauen, Verhütung, Entfremdung, das uns trennt, hindurchdringen. Es ist ein gutes Wort „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!“ Aber gedenke auch, daß du deutsche Brüder hast, unerlöste draußen und drinnen, und daß die Erlösungstunde derer draußen nicht eher schlagen wird, als bis die deutschen Seelen drinnen durch Liebe erlöst sind, als bis das Band der Gemeinsamkeit zwischen ihnen und uns neu geknüpft, der Zug des verwandten Blutes zur stärksten aller Beziehungen gemacht ist! Der deutsche Idealismus muß sich mit deutschem Sozialismus verbinden. Letzterer besteht in einer Gemeinsamung, und das heißt Entwirtschaftlichung der Seelen und ist eben deswegen fernab von allem wirtschaftlichen Kommunismus. Hier handelt es sich nicht um Aktiengesellschaftsgeist von oben oder unten, sondern um Pflichtgeist. Zu dem alten Pflichtgeist, dem friderizianischen für staatliche Zucht, und zu dem sichtenischen Pflichtgeist für die Ehre und Würde des deutschen Wesens und für sein freies, sich selbst bestimmendes

Leben, müssen wir den neuen Pflichtgeist hinzu entwickeln: daß wir den Brüdern im Volke mit wahren Brudersinn begegnen und nicht ruhen, bis wir sie mit unserer Liebe zum deutschen Menschen in ihnen selbst angestedt haben.

Die Erkenntnis, daß in dieser Richtung unsere Genesung liegt, greift langsam um sich. Es ist ein Wachsen von innen, dem wir mit Arbeit an uns selbst, der Überwindung von Standes- und Bildungshochmut, entgegenkommen müssen. Auch in der akademischen Jugend lebt die Sehnsucht, mit den Brüdern, die jetzt im anderen Lager stehen, ein Volk zu werden, jeder von dem andern durch Mitleid wissend aus gemeinsamer Not. Hier bereiten sich neue Willensbildungen vor, hinter denen die soziale Weise des Pflichtgefühls steht. Mögen der Pioniere solcher Erkenntnis und einer Lebensführung, die von sozialem Pflicht- und Verantwortungsgefühl beseelt ist, in der deutschen Studentenschaft immer mehr werden! Möge sie nicht müde werden, mit dem Atem der Volksliebe die Seele der anderen deutschen Jugend zu berühren, bis die Fremdheit schmilzt, die von dort zu uns herüber weht. Manchen Kommilitonen hat die Not der Zeit dazu geführt, Serienarbeit zu tun gleich den Männern des Volkes und mit den Männern des Volkes, im Bergwerk, auf Landgütern, in Fabriken. Solcher gemeinsame Schützengraben der Arbeit ist vor andern die Stätte, wo die Fremdheit in Kameradschaft verschwindet und aus der Kameradschaft ein neuer deutscher Einheits- und Gemeinsamkeitsgeist erwächst.

Der 21. Mai, und wenn nicht er, so ein späterer „Erfüllungs“termin, wird uns wohl in noch härtere Not stoßen als die, die uns schon jetzt umkrallt. Fremde Gewalt sinnt darauf, die deutschen Lande gegen einander abzuriegeln, zwischen Süd und Nord, Ost und West Trennungszonen zu schaffen. Um so unzerreißlicher muß unser inneres Einheitsband werden, um so treuer müssen wir die Pflicht ergreifen, um so beharrlicher die Wege suchen, um mit den Brüdern aus dem Volke zu einer Volksgemeinschaft der Herzen zu kommen. Dann wird von selbst auch der Geist Friedrichs des Großen und Sichtes auf-
erleben, es wird eine neue zuchterfüllte Staatsgesinnung und ideenerfüllte Vaterlandsliebe geben, und sie wird uns frei von allen Übeln machen.

Das Unsagbare.

Kupfer und Nickel, Blei, Messing und Zink,
Ich schätze sie alle nicht zu gering . . .
Einen eisernen Kanzler hatten wir einst
An der Spitze der deutschen Regierung.
Und heut? — — Germania, stolze, Du weinst — —
Ich nenne sie nicht, die Regierung . . .

Adolf Schaubr.



Was sie uns antun.¹⁾

Von Dr. Käthe Schirmacher.

Schon im Kriege begann es — und heute noch gibt es Leute in Deutschland, die sprechen nicht vom „Feind“, sondern von „der Entente“, den „Alliierten“, ja von der „Hohen interalliierten Kommission“.

Ich nicht. Die „Entente“ ist der Feind und bleibt es. Mein Feind ist jeder, der mir an die Ehre greift; und wer das tut, den hasse ich. Von dem, was der Feind uns im Reich antut, soll hier die Rede sein.

Er vernichtet uns den Leib, er zerbricht uns die Seele. Und darum hasse ich ihn.

Seit Jahrzehnten versuchten, erstrebten sie das; zu diesem Zweck entfesselten sie den Weltkrieg. Die Schuld am Kriege liegt bei ihnen, nicht bei uns. Wir haben jetzt genug Belege dafür: Durnowos Vorkriegsdenkschrift an den Zaren; die Aussagen Saffanoffs im Suchomlinowprozeß; die Berichte Paléologues aus Petersburg; die Berichte der belgischen Gesandten Greinde und Beyen; das Urteil des Generals Buat in seiner Vorrede zum I. Band Ludendorff: er habe nicht siegen können, weil die deutschen Staatsmänner den Krieg nicht wollten; die Aussagen des amerikanischen Senators Francis; der Sechenbach-Prozeß u. a. m.

Meine persönlichen Erfahrungen in Paris 1902—1910 bestätigen all dieses: ich sah den Weltkrieg in Paris vorbereiten, das französisch-englische Bündnis kommen; daher verließ ich 1910 Paris und ging nach Deutschland zurück, wo niemand mich hören, mir glauben wollte. Als Frankreich, das in seinen Gewohnheiten so konservative, 1912 die Vierundzwanzigstundenzeit von Belgien übernahm, wußte ich: das ist eine Kriegserklärung und warnte erneut. Aber man wollte nicht hören. All dieses habe ich aber erlebt, auf mein Zeugnis kann man sich berufen: die Schuld am Weltkrieg liegt bei ihnen, nicht bei uns.²⁾

Das ist mit aller Kraft und Wucht, mit aller Inbrunst, Härte und Beharrlichkeit, in allen Tönen und Tonarten, an allen Orten und bei jedem Anlaß auszusprechen. Denn die Schuldfrage ist die Grundlage aller Gewalt gegen uns. Was sie uns antun, — auf Grund dieser angeblichen Schuld tun sie es uns an. Diese Grundlage, dieses Fundament ihrer Zwangsherrschaft müssen wir erschüttern erst, zerbrechen dann.

Solche Gelegenheiten ließen die sogenannten Minister des Auswärtigen, Graf Brockdorff-Rantzau und Herr Simons, der eine Juni 1919 in Versailles, der andere März 1921 in London, unbenutzt. Wer solche Gelegenheit, an einer Stelle, wo die Welt uns hört, hören muß, die Schuldfrage abzuschütteln, zu vernichten, nicht benutzt, der macht sich selber schuldig. Waren die beiden Diplomaten, wie anzunehmen, von ihren jeweiligen, sogenannten „Regierungen“

¹⁾ Das Ganze wird als Sonderdruck erscheinen. Preis: einzeln M. 4.—, ab 10 Stück je M. 3.50, ab 100 Stück je M. 3.—, ab 1000 Stück je M. 2.50.

²⁾ Siehe meine 2 Denkschriften: Die deutsche Vertretung im Ausland. Die nationalen Schäden der deutschen Einwanderung in Paris. (Nicht im Buchhandel). „Flammen“, mein Leben, Dürr & Weber. — Siehe auch den „Kalender deutschen Rechts“. Berlin 78 unter den Linden. Frauenliga gegen die Schuldfrage.

zu solcher Enthaltensamkeit verpflichtet, so fällt die Schuld auf die „Regierungen“. — Der Engländer Keynes spricht es offen aus, daß „der Friede von Versailles“ so mitleidslos über uns verhängt ward, weil die deutsche Vertretung es an jedem Aufschrei „nationaler Verzweiflung“ fehlen ließ. Der Feind, aus nationalstolzen Völkern bestehend, verachtet nationale Dickfelligkeit und Ehrlosigkeit.

Betrachten wir die Schuldfrage näher. Wir sollen den Weltkrieg gewollt haben? Bosheit nur oder Irrsinn kann das behaupten. Man sehe sich doch eine Karte Deutschlands an: in unserer Erdlage, umdroht von allen Seiten, ohne Rücken- und Flankendeckung können wir ja gar keinen Weltkrieg wollen. Das Problem, ein dauernd lebensfähiger Staat zu sein, war für Deutschland auf drei Arten zu lösen:

1. Verbesserung der jammervollen Grenzen durch Angriff auf fremden Boden, in einer Richtung, — unsere ganze mittelalterliche Geschichte; sie hat mit einem Mißerfolg geendet.
2. Dauernde Wehrbereitschaft auf eigenem Boden, die preußische Lösung.
3. Allgemeine Abrüstung, aber wir zuletzt.

Die zweite Lösung ist die eigentliche, die richtige, die natürliche, die dauerhafte. Gleichzeitig stellt sie aber höchste Anforderungen: dauernde Wehrbereitschaft in unserer Erdlage, dauernde Wehrbereitschaft nach allen Seiten ist eine schwere, sehr schwere, ungewöhnlich schwere Last. Schon Luther sah das deutsche Problem, als er sagte: „Deutschland ist ein weiblicher Hengst, doch ihm fehlt der Reiter.“

Friedrich der Große sagte: „Auf uns liegt die Last Europas“, und Bismarck sagte unser geographisches Schicksal in die Worte: „Wir Deutschen, in der Mitte Europas gelegen, müssen mehr zusammenhalten als andere Nationen. Wir müssen eins sein, wenn wir nicht verloren sein wollen. Wir haben keinen natürlichen Schutz und müssen Rücken an Rücken stehen, wenn nicht alle Opfer der Vergangenheit verloren sein sollen.“

Er sprach auch die für alle Zeiten grundlegende Wahrheit aus, Deutschland könne nur „das Maß von (innerer) Freiheit besitzen, das sich mit der (äußeren) Sicherheit des Ganzen irgend verträgt“. Denn es liegt klar auf der Hand, ja, es ließe sich mathematisch berechnen, daß ein Land, das von allen Seiten unter Druck steht, um nicht zer- und erdrückt zu werden, einen Gegendruck von innen nach außen üben muß, der den Druck von außen nach innen überwindet, die Teile im Inneren ganz fest bindet, alle Bestandteile fest schichtet und jedem Einzelteil, Stück, Wesen weniger Spielraum, weniger Freiheit läßt, als die inneren Bestandteile geographisch begünstigter Länder genießen, die nur geringen oder keinen Außendruck erfahren, z. B. Frankreich, England, Amerika.

Diese innere Widerstandskraft hat sich in und um Preußen, um die preußischen Könige gebildet, und daher darf man sagen, die Monarchie ist für Deutschland eine geographische Notwendigkeit.

Aber eine starke, harte, sparsame Monarchie, in steter Wehr- (nicht Angriffs-)bereitschaft, stets bereit, um ihren Bestand zu kämpfen und auf den Stufen ihres Thrones zu fallen!

Ich wiederhole: Solche unausweichlichen, nicht abzuschüttelnden Notwendigkeiten waren und bleiben eine sehr schwere Last, Preußen-Deutschland mußte stets den Rüßack tragen, stets die Hand am Schwert haben. Wer diese Haltung „Militarismus“ nennt, muß unsere Erdlage und den Schöpfer der Erde dafür verantwortlich machen. Die Pazifisten, deren Versteigtheit Erd-

kunde und Geschichte, als lästige Schranken, überfliegt, wollten „das deutsche Volk“ von diesem Militarismus, der deutsche Selbsterhaltung bedeutet, befreien.

Der Feind, das Ausland hat das deutsche Problem und seine Lösungen mit steter und umso gierigerer Aufmerksamkeit verfolgt, als ein Zusammenbruch Mitteleuropas allen Anliegern Deute versprach. Da war etwas zu holen. Jacques Bainville spricht es in der „Action française“ aus, der große, weiche Körper Deutschlands hat sich nie von selbst aufrecht erhalten, er tat es nur, wenn er „Herren hatte mit ehernen Herzen“.

Das war nicht stets der Fall. Bismarck stellt fest, daß wir fast alle hundert Jahre einen Daseinskampf zu bestehen hatten (was unsere Kraft mehr beansprucht und vielleicht verbraucht hat als die begünstigteren Völker). Das Ausland hat, weit deutlicher als wir selbst, in unserer Geschichte nur eine Reihe sich stets wiederholender Zusammenbrüche gesehen. Das Ausland, vor allem, spähte unausgesetzt, ob Deutschlands jeweilige Herren „Herren mit ehernen Herzen“ waren.

Wie dieses Spähen bei Kaiser Wilhelm II. endigte, habe ich 1905 in Frankreich erlebt und in „Flammen“ geschildert. Sobald das Ausland hinter der „schimmernden Wehr“ Guillaume le Timide erkannte, der den Weltkrieg vermeiden wollte, war das Ausland „der Feind“.¹⁾

„Guillaume le Timide“ hatte kein ehernes Herz; seine Räte hatten kein ehernes Herz; sein Volk hatte kein ehernes Herz. Es wollte verdienen, nicht verteidigen, genießen, nicht entsagen, sich ausleben, nicht Land und Staat leben. — Wir standen nicht mehr Rücken an Rücken. Ein Teil des Volks, der dauernden Wehrbereitschaft müde, der Erziehung zum ehernen Herzen satt, neidisch auf die begünstigteren Völker, die „es so viel leichter“ hatten, fast gänzlich zu „internationalen Wirtschaftsweisen“ umgestempelt, war bereit, der Monarchie und allem Nationalen den Dösch in den Rücken zu stoßen. Schon Jahrzehnte vor 1914 waren wir nicht ein Volk, wie Engländer, Franzosen, Polen, Juden, sondern zwei Völker, die einander zerfleischten.

Das aber war die Voraussetzung für den geplanten Überfall auf uns, — für alles, was sie uns antun wollten, vor, im und nach dem Weltkrieg. Höhnend sprach Lloyd George es aus, als er seinen Presschef Northcliffe auf unsere Spur bezog: „Deutsche können nur von Deutschen besiegt werden.“ Es war auch das eine alte Lehre unserer Geschichte, die der Feind, von außen sehend, sehr viel besser und deutlicher wahrgenommen hatte, als wir selbst, und die er, als unser Widerstand seine Erwartung übertraf, ins Werk setzte: das internationale Deutschland sollte das nationale zerbrechen.

Denn das internationale Deutschland begehrte ein Maß innerpolitischer Freiheit (Parlamentarismus, Demokratie, Sozialdemokratie, Räterepublik, Diktatur des Proletariats, Anarchie, Bolschewismus), das mit der Sicherheit des Ganzen schlechterdings nicht mehr vereinbar war. Das internationale Umsturzsdeutschland (und es war in allen Schichten zu finden, ja, ich gehe so weit, zu sagen, jeder, der von altpreussischer Überlieferung abwich, diente dem Umsturz) erstrebte neben innerpolitischer Freiheit einen, rein stofflichen Lebensgenuß, der die Massen (auch die gebildeten) geistigen und sittlichen Werten entfremdete und einen Hunger nach sinnlich-stofflichem Besitz, einen Neid auf alle Be-

¹⁾ Siehe auch die ausgezeichnete Schrift von Dr. Kurt Gabel: Der deutsche Pazifismus, ein Beitrag zur Geschichte der menschlichen Verfehrtheit. Berlin. Staatspolit. Verlag. 6 Hf.

sitzenden (Kapitalisten) entfesselte, die als „Klassenkampf“, auf die Dauer jeden Staat auswuchten.¹⁾

Mit dieser stofflichen Genuß- und unbeschränkten Freiheitslehre begann die Ablehr von dem harten, kargen, auf Pflicht und staatliche Hingabe gegründeten Preußentum, das ganz Deutschland zu durchdringen hatte, sollte die zweite Lösung gelingen und die deutsche Weltmacht sicher gegründet sein.

Das internationale Deutschland hat die Monarchie zerbrochen, die Wehr (Heer und Flotte) zerbrochen, die Wirtschaft zerbrochen. Es pfeift auf die Sicherheit des Ganzen, für die es „die Internationale“ sorgen läßt.

Es verkörpert nach Goethe „das egoistische Zeitalter, das keine Ehre kennt“. Es hat keinen nationalen Ehrbegriff, also auch keine nationale Ehre zu verlieren.

So allein und nur so lassen sich Schandflecke, Brandmale erklären wie Compiègne, der Bruch der 14 Punkte, Versailles, die unterschriebene Schuldlüge, alle seitdem unterschriebenen Überverailles.

Solche Ungeheuerlichkeiten sind zu begreifen nur als Haß gegen alles Nationale oder als nationale Bewußtlosigkeit, die selbst der Feind als nationale Ver lumpung empfindet und mit Verachtung straft. Denn die in feiger Angst und nationaler Ehrlosigkeit unterzeichnete Schuldlüge von Versailles ist, ich wiederhole es, die Grundlage für alles, was sie uns antun. Der Versailler „Vertrag“ bezweckt die völlige Zerreißung des Reichs. Deutschland werden unerfüllbare Forderungen gestellt, und bei jedem Zahlungstermin wird Deutschland, wenn es nicht „erfüllt“, gepfändet: Land, Gebiet, Gruben, Wälder, Fabriken, Hoheitsrechte, Staatseinnahmen, alles soll nach und nach als Pfand in den unersättlichen Feindesrachen gleiten, Saar, Rheinland, Rheinbäfen, Oberschlesien, Ostpreußen u. a. m. Das alles ist bezweckt, bewußt berechnet, absichtlich im Versailler „Frieden“ so eingestellt, gewollt. Und es beweist einen kindlichen Mangel an politischem Blick, eine rührende aber zugleich klägliche Unkenntnis vom Wesen des Feinds, wenn die deutsche Presse bei jedem neuen Milliardensturz aufschreit: der Feind muß doch einsehen, daß dies unmöglich, unerfüllbar und sein eigener Schaden ist! Bewahre. Der Feind weiß das alles, aber er wird es nie „einsehen“, weil er es nicht einsehen will, — er will es nicht einsehen, weil er kein Interesse daran hat, weil er nicht seinen Schaden, sondern seinen Vorteil in einem wirtschaftlich zerbrochenen Deutschland sieht, das ihm gehört, das er beherrscht, und das er ausbeutet.

Sie beginnen ihr Werk und zerstören uns den Leib: Geraubte Gebiete an allen Grenzen; an allen Grenzen entrechtete, vergewaltigte Deutsche, millionenweise! Kein Selbstbestimmungsrecht für uns im glorreich ausposaunten Zeitalter des Selbstbestimmungsrechts der Völker!

Wird einmal, schandenhalber, eine Selbstbestimmung zuerkannt, dann in lauschulartigen Versaillesbestimmungen und nachdrücklichem Winken mit dem Gummiknüppel. Die uns angetanen nationalen Verbrechen aber stopft die internationale „Regierung der Erfüllung“, schamhafter Eile voll, ins Geheimfach. Nur nicht davon reden.

Der ganze Osten ist zerrissen, zerschlagen, zerrieben, balkanisiert; zwischen Rußland und Deutschland eine Reihe willkürlicher, mehr oder weniger lebens-

¹⁾ Es ist falsch, zu glauben, der Proletarier wolle das Kapital abschaffen oder vernichten: er will es dem derzeitigen Kapitalisten nur entreißen, um es selbst zu besigen. Er bekämpft nicht die Sache, sondern den Nutznießer.

unfähiger Zwergstaaten und Staaten geschaffen, in denen frühere preussische Durchschnittsbürger Weltpolitik treiben sollen. England, Frankreich, Polen, Sowjetrußland spielen Fangball damit. Englands ganze Geschichte trieft von Gewalttat, Blut und Raub, doch ist die Maske des Menschenfreundes, ja des Bieders und Ehrenmannes darübergebreitet: „Dies Kind, kein Engel ist so rein.“ Drei große Zeugen freilich stehen dagegen zum Schwur: Byron, Carlyle, Houston Stewart Chamberlain. Der eigentliche Anstifter des Weltkriegs ist das weltbeherrschende England; es hat das deutsche Wild zur Strecke gebracht.

Das schmutzige Geschäft des Ausweidens freilich läßt es von seinen Jagd- knechten, Frankreich und Polen, besorgen. — Mit zwei Häkels oder Bohr- oder Brotschneidemaschinen stehen sie rechts und links an unseren Grenzen, säbeln herunter, was nur erreichbar, halten heute noch die größten Heere des Festlandes und haben „die Pogromgrenze gegen die deutsche Kultur“ (eines der wenigen kraftvollen Worte des Grafen Brockdorff-Rantzau in Versailles) weit nach Westen vorgeschoben.

Was das bedeutet, weiß selbst das nationale Deutschland doch nur unvollkommen. In anderen Ländern wirkt jeder Angriff auf das nationale Volkstum wie ein elektrischer Schlag, der durch den ganzen Volkskörper zittert und Gegenschlag erzeugt. In Deutschland hindern stammliche Trennungsgeschichten, entstehen internationale Kurzschlüsse, und „der weiche deutsche Körper“ bleibt den nationalen Gegenschlag schuldig. Die Slawen sind mit den Errungenschaften des „Versailler Friedens“, der kein Frieden, sondern ein türkisch geführter Krieg ist, noch nicht zufrieden. Da sie nicht fähig sind, ihre Staaten durch planvoll emsige Arbeit auf die höchste Stufe von Leistung und Ertrag zu bringen, streben sie nach immer größerer Ausdehnung, immer mehr Raub; extensive Wirtschaft ist slawisch; intensive ist deutsch. Die Slawen verfolgen jetzt in erster Linie die Einverleibung in ihre neugebauten Raubstaaten, der drei deutschen Halbinseln im Slawenmeer: Ostpreußen, das Litauen und Polen trennt, Schlesiens, das Polen und Tschechen trennt, Deutschösterreich, das Tschechen und Slowenen trennt. Die Slawenflut soll bis zur Oder, ja Elbe stürmen, das Deutschtum auf seine mittelalterlichen Grenzen, zwischen Donau, Elbe und Rhein, jedoch ohne den Besitz dieser drei Ströme, zurückgedrängt werden. Wo Slawen heute Deutsche vergewaltigen, die Mittel sind die gleichen: Bodenenteignung, Enteignung der Schulen, Verwaisung der Kirchen, Verbot der deutschen Sprache und Presse, deutscher Vereine; Entlassung deutscher Angestellter und Arbeiter, Nichtbelieferung deutscher Kaufleute und Handwerker; Verflawung deutscher Städte durch slawische Beamte und Truppen, die Schulwesen und Wahlen beeinflussen. Neue Gau- und Kreiseinteilung, Volkszählung durch Slawen, Waisenpflege und Vormundschaft durch Slawen; allgemeine Drangsalierung der Deutschen: Strafbefehle, Geldbußen, Vermögensschädigung, Sonderbesteuerung, Erpressung; willkürliche Verhaftung, Rechtlosigkeit jeder Art, Bedrohung, Mißhandlung, Gewalttat, Raub, Überfall, Marter, Aufstand, Mord, das alles geschieht, ohne geschlossenen Widerstand der sogenannten Reichsregierung, ohne Vergeltung an den Polen im Reich, ohne „Gegenseitigkeit“ im Guten, wie im Bösen.

Die Vorgänge in Oberschlesien schreien zum Himmel. Drei Aufstände haben die Polen dort angestiftet, um die Abstimmung zu hintertreiben und das ganze Land an sich zu reißen. Die internationale deutsche Reichsregierung hat nichts getan, dies deutsche Land, das die Franzosen durchaus haben wollten, weil sie

darin unsere letzte Waffenschmiede sahen, entschlossen zu halten und verteidigen. Von dem grauenvollen Verbrechen der Polen am oberschlesischen Deutschtum gibt einen schwachen Begriff die Denkschrift des Auswärtigen Amts: Der dritte Polenaufstand in Oberschlesien, Mai 1921. (Auswärtiges Amt. Abteilung Oberschlesien. Wilhelmstr. Berlin, kostenlos zu beziehen). Oberschlesien ist uns gegen den Willen des Volks (Zweidrittelmehrheit für uns) zum größten und wertvollsten Teile entrisen.

Polen und Tschechen aber sind unersättlich: sie wollen Stettin mit Pommern, selbstverständlich Danzig und Memel, wollen Breslau mit ganz Schlesien. — Sie sprechen von dem „von Polen durchgesetzten Deutschland“, in Berlin wird polnisch gepredigt, es gibt dort polnische Schulklassen; im Ruhrgebiet sitzen 200 000 Polen, ein Netz polnischer Vereine durchzieht Deutschland, die Polen haben eine polnische Wühl- und Hetzpresse bei uns und erhoffen den Einmarsch der Franzosen im Ruhrgebiet, um sich am Rhein mit ihnen die Hand zu reichen. Das alles tun sie uns an; noch schlimmeres planen sie, das deutsche Volk aber scheint Schmach und Gefahr nicht zu merken!

Die große Gefahr ist die Zerstückelung des Reichs. E. Hefsey spricht es im „Journal“ (Paris) aus: „Das einzige Mittel, Deutschland moralisch in den Friedenszustand zu versetzen, ist, es in lauter kleine Staaten zu zerstäuben, wie es durch den wohlthätigen Westfälischen Frieden geschehen.“ Damals gab es allerdings 360 deutsche Vaterländer, für jeden Tag im Jahre eins. Hefsey sagt dann, es sei jetzt noch Zeit, das Reich in drei Teile zu zerschneiden: Nord, Süd und Rheinland. Wenn dann die Slawen an der Elbe ständen, die Franzosen am Rhein, dann habe Europa Ruhe. Der Feind geht also gegen unseren Bestand. Deshalb zerbrach er uns das Heer, das gefürchtete siegreiche, vorbildliche; deshalb entriß er uns die Wehrpflicht: wir sind ein entehrtes Volk; der Feind will uns auch als ein „wehrloses, kraft- und mutloses, uns, das Volk in Waffen“, das Volk Scharnhorsts, das Volk, das aus seiner naturgegebenen Grundlage heraus, das erste Volk der allgemeinen Wehrpflicht wurde!

Der Feind hat uns den Offizier zerbrochen, die militärische Form, in die Preußen den weichen deutschen Stoff geworfen, die militärische Form, die uns vor allem not tat, die unsere Daseinsbedingung war, die Preußens vorbildliche Größe machte; der Preuße, der 150 Jahre vor dem übrigen Deutschland die Last der allgemeinen Wehrpflicht auf die Schultern nahm, schuf und war die Herrenform des Deutschen. — Diese Form, Wehr und Ehr, haben sie uns zerschlagen.

Und ich sollte die nicht hassen, die uns dies antun?

Wie sie uns Kriegs- und Handelsflotte entrisen, Ehre und Ruhm in roter Schmach ertränkt, dafür fehlen die Worte. Der innere Feind spielte dem äußeren zu.

Gegen unseren Bestand geht auch die feindliche Besetzung der Rheinlande, durch Romanen, die kleiner, gemeiner, verächtlicher, zügelloser auftreten, und durch entartete Germanen, die wenigstens das Gesicht zu wahren suchen, im Grunde aber doch, als Brudermörder, die noch Schuldigeren sind. Sie stolzieren mit weißem Kragen, Hemd und Weste. Doch ist das nur ihre alte Heuchelei. Alles, was sie ihren Massen über uns vorlogen, was sie uns selbst vorlogen: Barbaren, Hunnen, deutsche Greuel, die 14 Punkte, das Verjagen der Hohenzollern, den „Frieden“ mit dem demokratischen Deutschland, all das belächeln sie heute vor sich und uns: das waren ja alles nur Kriegs-

listen, gegen die wir uns mit gleichen Lügen, Gemeinheiten, Verleumdungen und Lockungen zu wehren hatten. Der Feind ist heute, in seines Herzens Grunde, noch fassungslos darüber, daß ein Volk so dumm sein konnte, in diese plumpen Fallen zu gehen. Ein solcher Mangel nationalen Triebes und Stolzes erschien zwar wünschenswert, aber doch kaum denkbar. Napoleon I. aber hat seinerzeit das Wort gesprochen: „Uneinigkeit brauchte ich nicht unter ihnen zu säen; sie waren es schon von jeher. Nur Nege brauchte ich zu stellen, und sie liefen hinein, wie scheues Wild. Sie brachten sich gegenseitig um und glaubten, dadurch ihre Pflicht getan zu haben. Keine Lüge war so grob erfunden, die sie nicht in unbegreiflicher Torheit geglaubt hätten. Töricht-toller ist wahrlich kein Volk auf Erden. Es gibt nichts so Schmachvolles, das ihnen angetan wird, aus dem sie nicht noch etwas Gutes herausgefunden hätten.“ Die gräßlichsten Folgen dieser Selbstpreisgabe trägt das besetzte Gebiet. Der älteste deutsche Kulturboden, 18 Jahre lang fremden Truppen, Beamten, Schiebern, Spitzeln, Landesverrättern preisgegeben; an den ältesten Stätten deutscher Kultur fremde Kolonialtruppen, Gelbe, Braune, Schwarze. Wehrlose deutsche Bevölkerungen bewaffneten Wilden überliefert. Die deutschen Bewohner 18 Jahre lang aus ihren vier Wänden verdrängt, Diener des Feindes, der ihre Habe besitz, benützt, verwüstet, ihr Familienleben zerstört, ihren Frauen nachstellt, Geilheit und Unzucht verbreitet, öffentliche Häuser in großen Städten und kleinen Dörfern errichtet, tagtäglich, nachtnächtlich an deutschen Mädchen, ja Knaben, Rassenschande treibt.

Was der Regierungsvertreter den weiblichen Abgeordneten der Nationalversammlung, für deren Interpellation über die schwarze Schmach, Mai 1920, als amtliche Beweise vorlegen mußte, keine von uns vergißt es.

Des Feindes Ziel? Die 20 Millionen Deutscher, die nach Frankreich zu viel (Frankreich hat 40 Millionen Einwohner, das beraubte Deutsche Reich immer noch 60), diese 20 Millionen Deutscher, die ihm Alpdruck verursachen, durch Geschlechtskrankheiten, seelischen Druck, nervöse Angst, drückende Enge, geringe Nahrung, hohe Lasten, durch Sittenlosigkeit und Gemeinheit zu verelenden, zu zerbrechen!

Eltern und Lehrer, die ihre Kinder und Schüler vor Verkehr mit der Besatzung (die aus höchst bezahlten, müßigen, strogenden Männern, angeblichen „Siegern“, besteht) warnen, werden wegen Beleidigung bestraft. Sie können diese Jugend nicht schützen. Aus deutschen Schulen werden feindliche Kasernen. Das deutsche Blut wird verseucht, die deutsche Seele und Sitte verseucht; eine zuchtlose, geschlechtsranke, verwahrloste Jugend wächst am „deutschen Rhein“ auf, ein Bastardgezücht entsteht, und der schwarze Storch, der, als Mitglied der deutschen Tierwelt ausstirbt, als Sinnbild feindlicher Vernichtungswut, breitet er die Flügel über das deutsche Rheinland.¹⁾

Und ich sollte nicht hassen, die uns das antun?

In England, in Amerika, besonders in letzterem, das eine Negerfrage, das eine Rassenschande kennt, in dem das deutsche Element sich für sein Mutterland zu regen beginnt (siehe die Wochenschrift *Issues of to-day*), wird die Rassenschande am deutschen Volk öfters verurteilt.

Lassen wir uns dadurch nicht irreführen: England bleibt der Vater des Weltkriegs, und Amerika war von Beginn sein entschlossener Mitbester. England

¹⁾ Siehe die Veröffentlichungen der Rheinischen Frauenliga. Berlin, Aronprinzenufer 27.

umschnürte uns mit der völkerrechtswidrigen unmenschlichen Hungerblockade, die zwei Millionen Deutscher hinraffte, und „die weiße Pest“, die Tuberkulose, gegen uns losließ. Der englische Arzt Dr. Glover spricht von „der enormen Zunahme der Krankheit seit 1914“, viel größer als in England; er nennt die Ernährung heute noch bei uns „weit schlechter als in England während der schlechtesten Zeiten des Krieges“; die Bekämpfung der Schwindsucht findet er ungenügend, es fehle an Geld. Grund der Verheerung sei Hungerblockade und Ablieferung der Milchkühe.¹⁾

Ein „schwindsüchtiges Deutschland“ aber ist das Ziel des Feindes. Und ich frage mich, wen soll ich mehr hassen, den Vater der „schwarzen Schmach“ oder den der „weißen Pest“, beide verschworen zu unserem Untergang?

Und das Amerika Wilsons? Können wir das freisprechen? Im Herbst 1914 hat Amerika dem an der Marne und Maas wandelnden Feind seine Hilfe versprochen; im Herbst 1917 hat es durch seine frischen Truppen den Weltkrieg gegen uns entschieden. Ohne Amerikas Hilfe hätten sie uns nicht zerbrochen.

Amerika war stets entschlossen, England nicht unterliegen zu lassen; es gab den Ausschlag; es erlog die 14 Punkte, und diese 14 Punkte sind die 14 Nägel zu unserem Kreuze. — Das Amerika Hardings wird uns viel „guten Willen“ durch die Tat beweisen müssen, ehe wir ihm auch nur $\frac{1}{1000}$ der satanischen Untat vergeben, die Wilsons Amerika uns angetan. Von irgend einem „guten Willen“ aber deutscherseits dem Feind gegenüber zu sprechen, ist undeutsch, ehrlos und hündisch.

Das Rheinland unter schwarzer Schmach, Elsaß-Lothringen, Saargebiet, Pfalz, Eupen-Malmédy unter welscher Faust, der Osten unter Slawenklute, — das tut der Feind uns an.

Und zu der nationalen Schmach, den ungeheuerlichen Besatzungskosten, kommt, als fast Schlimmstes, die Gewöhnung an Druck, Unfreiheit von Wort und Schrift, an Sklaverei, vielleicht gar das Gefühl, beim Feind, der Streits und Kommunistenunruhen nicht duldet, „geborgen“ zu sein!

Der Feind arbeitet aber auch gegen unseren wirtschaftlichen Bestand. Versailles, das nur ein Anfang, ein Mindestmaß unserer Zerschrotung ist, läßt dem Feind in allen Punkten freie Hand: Grenzfestsetzungen, Volksabstimmungen, Fristen, Zahlungen, Schätzung der Leistungen, Schuldenuntersuchungen, das alles „wird erledigt von den 4—5 angeblichen Siegerstaaten“ (die aber nicht „im Feld“ gesiegt, sondern am Spieltisch „gewonnen“ haben) und die Kläger und Richter in einer Person sind. Das „Deutsche Reich“ bringt dagegen nur papierne Einsprüche auf, ganze Haufen, Zentner, Ballen Papiere, die, kaum gelesen, in die Aktenschränke oder Papierkorb wandern: kein Gehör, keine Berücksichtigung, kein Recht! Wie ein geprügelter Hund wird das einst so stolze, wehrhafte Reich in seine Hütte gejagt.

¹⁾ Mitglieder der „amerikanischen Legion“ (Europasrontkämpfer) haben die Milchkühe, die deutsche Farmer nach Deutschland schickten, beim Abtransport verstümmelt oder erschlagen, als „Sonnentübe“.

(Sortierung folgt.)

Betrachtungen über die Zukunft der deutschen Staatskunst.

Von Wolfgang Eisenbart.

Sürst Bismarck hat einmal gegen Ende seiner Wirksamkeit als Reichkanzler, erbittert durch die unaufhörlichen Angriffe im Deutschen Reichstage auf seine weitblickende und durch und durch nationale Politik, seinen Gegnern die prophetischen Worte zugerufen: Die Zeit wird kommen und ist vielleicht nicht fern, wo Sie sich nach einer starken Regierung sehnen werden, und sich umsonst nach ihr sehnen werden!

Diese Zeit ist jetzt da; oder richtiger, schon seit dreißig Jahren ist diese Voraussage des großen Staatsmannes erfüllt. Denn darüber kann ja doch kein denkender Politiker im Zweifel sein, daß mit dem Fürsten Bismarck auch der Geist der Kraft, der unbedingten Entschlossenheit, der durchgreifenden eisernen Willenskraft aus unserem deutschen Staatsleben geschwunden ist, ohne den es nun einmal unmöglich ist, ein unter unsäglichkeiten emporgekommenes Volk auf der politischen Höhe zu erhalten.

In wunderbarer Weise wiederholen sich hier Deutschlands Geschichte. In den letzten Lebensjahren Friedrichs des Großen hatte der Franzose Mirabeau den hochgefeierten Preußenkönig in Potsdam aufgesucht und sich dabei die Frage vorgelegt, wie ein so überkühner, fast verwegener Staatsbau, wie das damalige Preußen, sich auf der Höhe erhalten könnte ohne die leitende Kraft eines großen Genius an der Spitze. Und so haben auch unter Fürst Bismarcks gleich genialer Regierung ernste, weitblickende deutsche Patrioten bange gefragt, wie ein Volk mit einem so zerrissenen Parteiwesen und ohne wahre politische Erziehung, dazu überall umgeben von mehr oder weniger feindlichen großen Militärstaaten, seine mühsam errungene Stellung unter den Völkern werde behaupten können, wenn erst einmal der leitende politische Genius von der Bühne abgetreten wäre.

So ist denn der Zusammenbruch diesmal noch furchtbarer gewesen als einst zwanzig Jahre nach dem Tode des großen Preußenkönigs, weil der äußeren Niederlage gegen unsere Feinde ein gradezu beispielloser innerer Zusammenbruch gefolgt ist, der alles in Frage stellt, was an sittlichen, kulturellen und staatlichen Gütern in schweren arbeitsreichen Jahrhunderten geschaffen ward. Ja, man muß es heute gradezu aussprechen: Soll das deutsche Volk überhaupt noch eine Zukunft haben und nicht zum Vasallen stärkerer Mächte herabsinken, so müssen wir, trotz unserer tausendjährigen Geschichte, noch einmal von vorn anfangen und einen stärkeren, tragfähigeren Grund für unser völkisches und politisches Dasein legen, nachdem die Fundamente unseres bisherigen Staatslebens sich als nicht genügend fest erwiesen haben. —

Unser Volk trat in den Krieg ein, unsicher in seinen sittlichen und religiösen Anschauungen, in den weitesten Schichten bereits dem Materialismus und dem Streben nach Luxus und Wohlleben verfallen, dazu ohne starkes Nationalgefühl, in seinem geistigen Leben bereits bedenklich angekränkt vom zersetzenden jüdischen Wesen, endlich geführt von einer schwächlichen und unfähigen Regierung, einer Regierung, ebenfalls ohne starkes Nationalgefühl, schwankend und unsicher in ihren Entschlüssen. Alle Tapferkeit auf den Schlachtfeldern konnte

diese schweren Mängel nicht ersetzen. Konnte bei solcher Lage der Krieg für uns gewonnen werden?

Wenn wir heute nach einem so beispiellosen Sturze nicht verzagen, so leitet uns dabei der Glaube an unser Volk und die in dasselbe von Gott gelegten hohen geistigen und seelischen Kräfte, wie sie sich in seiner langen tausendjährigen Geschichte offenbart haben. Und dieser Blick auf unsere Geschichte gibt uns die Überzeugung, daß wir es bei den Deutschen nicht mit einem sinkenden, der inneren Säulnis verfallenen Volke zu tun haben, sondern vielmehr mit einem geistig und politisch irreführten Volke, das sich die festen, unzerstörbaren Grundlagen seines sittlichen wie staatlichen Lebens erst wieder von Neuem erobern muß.

Hier treten uns nun vor allem drei große Aufgaben entgegen, die unbedingt gelöst werden müssen, wenn es jemals mit uns wieder bergauf gehen soll. Die allererste und wichtigste ist, daß unser Volk sich die religiöse Grundlage seines sittlichen und geistigen Lebens wieder erobert. Keine weltliche Bildung kann, wie Treitschke schon vor vierzig Jahren in seiner berühmten Schrift über den Sozialismus und seine Gönner ausführte, einem Volke diese Grundlage ersetzen. Denn der Mensch ist zur Religion und Gottesverehrung geschaffen, und die religionslosen Epochen der Völlergeschichte sind nach dem bekannten Goethewort, dessen Wahrheit wir grade heute so recht empfinden, immer mit Unfruchtbarkeit geschlagen.

Ich spreche hier nicht vom Standpunkte einer bestimmten kirchlichen Richtung oder eines besonderen dogmatischen Standpunktes. Aber ich bin der Meinung, daß der innere Wert des Menschen mehr oder weniger bedingt ist davon, ob und wie weit in ihm jenes Bewußtsein von „der unbedingten Abhängigkeit“ von einer höheren Macht lebendig ist, in dem Schleiermacher das Wesen der Religion erblickte, und ob er sich über Welt und Menschheit zu dem Glauben durchgerungen hat, den Schiller in den herrlichen Worten ausspricht:

Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Ob auch der menschliche wankt;
Hoch über der Zeit und dem Raume weht,
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharrt im Wechsel ein ruhiger Geist.

Und dieser ruhige Geist ist eben der Geist Gottes, der sich immer wieder in der Weltgeschichte siegreich durchsetzt, unbeirrt durch menschliche Torheit und Bosheit.

Und an diese erste große Aufgabe, die unbedingt gelöst werden muß, schließt sich sogleich die zweite. Und das ist die völkische Aufgabe. Wir müssen unser deutsches Volk erziehen zum Selbstbewußtsein, zur Freude an seiner deutschen Eigenart. Wir müssen es erziehen zum nationalen Stolz, zum germanischen Rassegefühl. Wir müssen alle Schlacken von unserem Volkstum entfernen, unter denen fremde und fremdrassige, besonders jüdische, Einflüsse das Edelmetall im deutschen Charakter mit nur allzu viel Erfolg verschüttet haben.

Auf der Erkenntnis dieser beiden Aufgaben müssen wir dann auch die dritte aufbauen: Wir müssen eine neue, auf christlicher und germanischer Art und Gesittung ruhende, echt nationale Staatskunst schaffen. Auch hier müssen wir leider wieder ganz von vorne anfangen, da die nachbismarckische Zeit uns einen früher nicht für möglich gehaltenen Rückgang der deutschen Regierungskunst gebracht hat.

Hier wird man zunächst die Frage aufwerfen müssen: Warum bringt Deutschland so selten wirkliche Staatsmänner hervor? Warum haben weder Friedrich der Große noch Bismarck wirklich Schule für eine großzügige deutsche Staatskunst gemacht? Warum ragen solche Männer wie Kiefersleben hervor aus niederem Gestrüpp? Die Antwort kann doch nur sein: Weil die Befähigung zur Politik sicher nicht die stärkste der deutschen Anlagen ist, die zwar an sich wohl im Bereiche der deutschen Fähigkeiten liegt, — denn sonst hätten die Deutschen nicht Männer wie Karl den Großen, Otto den Großen, Kaiser Rothbart, Regenten wie den Großen Kurfürsten und Friedrich den Großen hervorbringen können — wohl aber im deutschen Wesen nicht so ausgeprägt liegt wie dessen Begabung auf wissenschaftlichem, religiösem und künstlerischem Gebiete. Es muß also etwas in der deutschen Geistesanlage liegen, was hinderlich ist für eine Staatskunst im großen Stile, für eine kluge, kraftvolle und weitblickende Politik.

Ich finde dies Hindernis nicht nur in dem so viel besprochenen und vielbelagten deutschen Gange zum partikularen Sonderleben, in dem Streben, sich in einem engeren Kreise zu isolieren. Ich finde es vor allem in der deutschen Neigung zur Innerlichkeit, in dem unserem Volke eigenen, an sich so edlen Streben, die Dinge aus den innersten Kräften des Gemüts heraus zu erfassen und zu gestalten. Diese Geistesart machte uns zum Volke der Reformation, machte uns zum Volke der Dichter und Denker. Aber wie nach einem treffenden Worte Treitschkes jedes menschliche Streben immer mehr oder weniger mit dem Fluche der Einseitigkeit beladen ist, so lenkte diese deutsche Geistesart ab von dem scharfen Realismus der Weltbeobachtung und Völkerkenntnis, der doch die Grundlage jeder wahren Staatskunst sein muß. Gewohnt, aus den Tiefen des Herzens und Gemütes zu schöpfen, lernte der Deutsche in der Politik nicht die schwere Kunst, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind, so daß schon Napoleon I. über uns als ein Volk von Ideologen spotten konnte. Auch Bismarck, trotz seines durch und durch gesunden Realismus, hat sein Volk nicht zum politischen Denken erzogen. Vielmehr ist sogleich nach seinem Sturze die Ideologie in unserer Politik wieder mächtig zur Herrschaft gelangt, so daß man sagen kann: Der Weg zu unserer Niederlage im Kriege war geradezu mit Illusionen gepflastert. Es gibt kaum eine große Macht unter den Staaten, über die sich nicht unsere Staatsmänner gröblich getäuscht hätten. Wie viel versprach man sich von der angeblichen Friedensliebe des russischen Zaren, wie überschätzte man die Lebensfähigkeit und militärische Stärke Österreich-Ungarns! Wie schief beurteilte man die englische Politik, so schief, daß Herr von Bethmann-Hollweg Englands Kriegserklärung, wie Großadmiral Tirpitz berichtet, nur für einen schnell vorübergehenden Gewittersturm halten konnte, nach dem unser Verhältnis zum Inselreich um so besser werden würde. Wie hat man sich geirrt über Italiens Politik und die Stärke des dortigen Irredentismus! Und welche Urteilslosigkeit und welchen Mangel an politischem Blick enthüllte die Errichtung eines selbständigen Polens!

Wahrlich ein Volk, das solchen ungeheuren Irrtümern bei seinen Staatslenkern verfallen war, und dabei in seiner Mehrheit sich noch einbildete, gut regiert zu werden, das hat alle Ursache, hier ganz von vorne anzufangen und sogar von unseren Feinden zu lernen, wie man Politik treiben muß, vor allem von unserem schlimmsten und gefährlichsten Feinde, England. Denn so widerwärtig uns auch die verwerflichen Mittel, mit denen England seine Politik

durchführt, berühren, diese hat doch stets die drei großen Vorzüge, die jede Politik, wenn sie zu Erfolgen führen soll, haben muß: Sie ist großzügig, weitblickend und von unerbittlicher Konsequenz, während auf den unklaren, in ihren Zielen unsicheren, schwankenden und schwächlichen Kurs der deutschen Staatskunst vor dem Kriege trefflich die Worte Bismarcks passen: „Der Weg, auf dem eine Regierung zugrunde geht, ist der, wenn sie bald dies, bald jenes tut; wenn sie heute etwas zusagt, und dies morgen nicht mehr befolgt. Eine Regierung muß nicht schwanken; hat sie ihren Weg gewählt, so muß sie, ohne nach rechts oder links zu sehen, vorwärts gehen; sonst kommt sie ins Schwanken, und darunter leidet das ganze Staatswesen.“ „Der schlaftrunkene Kämmerling des Königs Duncan sah den Dolch des Macbeth nicht; die Aufgabe einer Regierung eines großen Landes ist es aber, die Augen offen zu haben und wach zu sein.“

Wenn somit die Reform unserer bisherigen Art, Politik zu treiben, und die Heranbildung von wirklich fähigen, weitblickenden und kraftvollen Staatsmännern die erste Bedingung ist für eine Wiedererhebung Deutschlands, so ist es natürlich, daß nur aus dem Schoße der wirklich mit vollem Herzen national denkenden Gruppen und Parteien die Besserung kommen kann; denn wer nicht mit Leib und Seele Deutscher ist, wer in sich nicht etwas von dem spürt, was Bismarck bei sich einen „teutonischen Teufel“ nannte, von dem er besessen sei, der wird nie ein bedeutender deutscher Staatsmann werden. Darum sind auch unsere Juden so gänzlich ungeeignet zu deutschen Staatsmännern. Die Aufgabe unserer Regierungen ist aber, deutsches Wesen, deutsche Eigenart und Gesittung kraftvoll im Staatsleben zum Ausdruck zu bringen. Auch hier heißt es für den deutschen Gesetzgeber: Durchgreifen! —

Wenn der Deutsche in irgend einem Berufe oder Zweige des Staatslebens Besserung erstrebt, so ist er gewöhnlich gleich dafür, durch verschärfte Examina Besserung zu suchen. So hat man ja auch beim Versagen unserer Diplomatie durch Neuerungen auf dem Examengebiete Abhilfe sich versprochen und bessere Diplomaten heranzubilden gesucht. Aber die Politik ist, wie Bismarck richtig lehrte, nicht eine Sache des Wissens, sondern eine Kunst. Und so wenig jemand zum Dichter, Maler oder Bildhauer dadurch wird, daß er die intimsten Kenntnisse über die Kunstgeschichte aller Völker besitzt, so wenig wird auch das größte Wissen über das politische Leben der modernen Völker schon einen Staatsmann machen. Der Staatsmann wird eben ebenso geboren wie der Dichter. Man kann die Anlage zum Staatsmann, wo sie vorhanden ist, ausbilden, aber man kann die Befähigung zur Politik nicht durch künstliche Mittel ersetzen. Auch sind es nicht immer gerade die höchstgebildeten Männer, die einen großen Einfluß auf die Politik ihres Landes ausgeübt haben. Der ungebildete Matrose Garibaldi hat für die Einigung Italiens wohl ebenso viel getan als sein großer Zeitgenosse Cavour. Vater Blücher hatte gewiß nicht viel gelernt. Und doch welche Fülle treffender politischer Beobachtungen, wie auch Treitschke zugibt, in dem barbarischen Deutsch dieses Mannes, der, als Napoleon auf der Höhe der Macht stand, gelassen meinte: Laßt ihn nur machen; er ist doch ein dummer Kerl!

In jeder Anlage, lehrt Goethe in seinem „Wilhelm Meister“, liegt auch allein die Kraft, sich zu entwickeln und zu vollenden. So ist es auch mit der staatsmännischen Anlage. Aber allerdings sollte eine gute Regierung alles daransetzen, junge politische Talente, unbekümmert um Parteirücksichten, zu för-

dern und ihre Entwicklung zu unterstützen. Besonders würde dies am wirkungsvollsten in der Weise geschehen, daß man jungen politischen Talenten die Möglichkeit gewährte, die Zustände anderer Völker und Länder durch lange Reisen kennen zu lernen und zu studieren. Denn aus dem Gegenbilde anderer Staatswesen lernt man sofort erkennen, was uns fehlt und was bei uns gut und richtig ist. Die Überlegenheit der englischen Staatsmänner über die des Festlandes, besonders auch leider über die Deutschen, beruht eben auf ihrer Vertrautheit mit der großen Weltlage, sie beruht auf der politischen Erziehung, welche das Arbeiten und Wirken in einem die ganze Welt, alle ihre Zonen und Breitengrade umfassenden Riesenstaate verleiht. Während die große Mehrzahl unserer deutschen Politiker ihr Vaterland gewöhnlich höchstens auf kurzen Vergnügungsreisen verlassen haben, hat der junge englische Staatsmann sich meist geschult im Kolonialdienst; er hat jenseits der Meere sich den freien Weltblick angeeignet, den der Staatsmann durchaus haben muß. Es möchte wenige Mitglieder des englischen Parlamentes geben, die nicht einige Zeit als Kaufleute, Beamte oder sonst in den englischen Kolonien tätig gewesen sind. Rührt doch von einem englischen Staatsmanne das Wort her, niemand sei geeignet englische Politik zu treiben, der nicht wenigstens das Kap der guten Hoffnung gesehen habe. Während die deutschen Staatsmänner bisher im wesentlichen emporgekommen waren auf der mühsam zu erklimmenden Leiter des inneren Staatsdienstes, im Beamtentum, gingen, bisher wenigstens, die englischen Staatsmänner hervor aus jenen von Bismarck als „befriedigt“ bezeichneten Gesellschaftsklassen Englands, die, im Besitze eines großen ererbten Vermögens, wie es besonders der alte höhere Landadel, die Nobility, sein eigen nannte, keine Ursache hatten, durch Emporstreben im Beamtentum sich eine gesellschaftliche Stellung zu verschaffen, die ihnen eben ihre Geburt schon verliehen hatte. Während in Deutschland, und vor allem in Preußen, das Strebertum eine unerfreuliche Rehrseite des Beamtenstaates ist, das oft ganz ungeeignete Kräfte nach oben und in die leitenden Stellen bringt, kennt England, wo das Beamtentum überhaupt nicht die Rolle spielt wie bei uns, weder den Begriff noch den Namen des Streberwesens, wie schon Karl Peters in seinem trefflichen Buche über England und die Engländer ausgeführt hatte. Und während der Beamtendienst, der bei uns die volle Manneskraft in Anspruch nimmt, immer die Tendenz hat, in einem eng abgegrenzten Zweig des Staatslebens einzuengen und den in ihm Tätigen zur „Spezialität“ zu machen, ist das englische System offenbar weit mehr geeignet, seinen jungen aufstrebenden Politikern jenen souveränen Weltblick und jenes sichere weltmännische Selbstbewußtsein zu verleihen, dessen der Staatsmann bedarf. Man vergleiche nur einen Balfour, Lord Cromer oder Lord Curzon mit einem Caprivi, Bethmann oder Hertling! Daher die überlegene Sicherheit, mit der die englischen Staatsmänner ihren festländischen Kollegen gewöhnlich gegenüberzutreten. Ausnahmen, daß in England politische Kapazitäten ganz von unten emporkommen, wie Lloyd George, kommen vor, bilden aber immer noch die Ausnahme.

In allen diesen Vorzügen Englands sind uns nachahmenswerte Vorbilder gegeben für einen Neuaufbau unserer Staatskunst. Es frommt nicht, immer nur auf England zu schelten und zu schmähen, sondern man soll auch vom Feinde lernen, was lernenswert ist. Und welches sind nun die Eigenschaften, die der Staatsmann unbedingt besitzen muß? Die erste nannte ich schon: Der Staatsmann muß den scharfen realistischen Blick haben, mit dem er die Dinge

so sieht, wie sie wirklich sind. Keine Subjektivität, die aus dem eigenen Seelenleben heraus etwas in die Dinge hineinlegt, was nicht vorhanden ist, rächt sich stets in furchtbarer Weise in der Politik, auch bei hoher sonstiger Begabung. Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm II. sind dafür deutliche Beispiele. Neben der Erkenntnis der gegebenen Lage, beim eigenen wie beim fremden Volke, muß der Staatsmann dann aber auch zweitens die große und schwere Gabe der Kombination besitzen, um aus dem Gegenwärtigen den Weg zu berechnen, den vermutlich das eigene wie das fremde Volk gehen wird. Auch hier war Fürst Bismarck der große Meister.

Aber damit ist es noch nicht genug. Die Geschichte kennt zu viele Beispiele, wo Fürsten und Staatsmänner das Richtige sahen, ihnen aber die Entschlußkraft fehlte, es durchzuführen gegen all die Hindernisse, die fast immer jeder großen, kühnen politischen Tat wie ein Riesenwall gegenüberstehen. Man denke an Bismarcks Eintreten für die Heeresreform in der Konfliktzeit! Zweifellos muß der Staatsmann eine Willenskraft besitzen, die weit über das Maß gewöhnlicher menschlicher Charakterstärke hinausgeht. Die Staatskunst verlangt eiserne Charaktere und stahlharte Entschlußkraft, dazu Freiheit von jeglicher Sentimentalität. Und diese eiserne Willenskraft, deren der Staatsmann bedarf, muß sich, wo es nottut, steigern bis zur harten Rücksichtslosigkeit, man nenne es meinerwegen Brutalität — wo Lebensfragen auf dem Spiele stehen. So war es bei unseren Grenzprovinzen im Osten und Westen. Hätten wir dort gegen Französlinge und Polen nur einen Teil der Rücksichtslosigkeit gezeigt, mit der dort heute Polen und Franzosen das Deutschtum auszurotten suchen, diese Grenzländer wären längst eingedeutsch! Müßten wir vom Feinde erst lernen, wie man völkische Politik treibt?

Aber mit dieser unbeugsamen Willenskraft, in der das Machtbewußtsein des Staates so recht zur Geltung kommen soll, muß gepaart sein ein nicht minder hohes Maß geistiger Elastizität, das zwar die Hauptsache unerrückt im Auge hat, aber ebenso elastisch ausweicht, wo dringende Gebote des Staatsinteresses nicht vorliegen. Auch hier sind die englischen Staatsmänner geradezu Meister. Wie geschickt, fest, und doch auch wieder klug nachgebend haben sie seit der großen Warnung von Amerikas Abfall immer ihre Kolonien behandelt, die weitesten Rechte ihnen gewährt und doch das riesige Weltreich fest zusammengehalten, wie wir im Kriege zu unserem Schaden erfahren haben. Und wie klug hat man in England jetzt wieder gegen Irland eingelenkt! Welch beklagenswertes Gegenbild bietet leider auch hier die deutsche Politik unter Kaiser Wilhelm II.! Was unbedingt geschehen mußte, nachdem man Rußland durch das beispiellose Ungeschick Caprivis zu Frankreich hinüber getrieben hatte, geschah nicht: Denn nun waren die allerstärksten militärischen Rüstungen Deutschlands und daneben der energische Druck auf unseren Verbündeten Österreich-Ungarn zur umfassenden Verstärkung seiner Wehrmacht und Beilegung der inneren Nationalitätenkämpfe geboten, unter der Drohung, sich sonst mit Rußland zu verständigen. Denn Österreich-Ungarn näherte sich bedenklich dem Zustande, den Napoleon III. schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Auge hatte, wenn er von ihm sagte: „On ne s'allie pas avec un cadavre.“ Hier mußte die deutsche Politik rücksichtslos durchgreifen, um so mehr, als das russische Heer zu Riesengröße anschwoll. Statt aber das Notwendigste zu tun, engagierten sich die Staatsmänner Kaiser Wilhelms II. an allen Enden und Enden, in Marokko, im Burenlande, in der Türkei, ohne durchzuhalten.

Das hat uns Ansehen und Vertrauen bei den Völkern gekostet. Man gewöhnte sich daran, uns nicht mehr ernst zu nehmen und an unsere Macht nicht mehr zu glauben. In der Politik ist aber gerade das Prestige ein zählender Faktor von höchstem Werte! —

In seinem berühmten Buche „*Vom Fürsten*“ erörtert der Florentiner Niccolò Machiavelli die Gaben und Fähigkeiten, die ein Fürst haben müsse, unter einem treffenden Bilde: Er sagt, die Regierer der Staaten müßten sich ebenso gut darauf verstehen, den Löwen zu spielen wie den Fuchs. „Denn“, meint er, „die Fuchsgestalt ist nötig, um die Schlingen kennen zu lernen, und die Löwenmaske, um die Wölfe zu verjagen. Diejenigen, welche sich allein darauf legen, den Löwen zu spielen, verstehen es nicht. Denn der Löwe entgeht den Schlingen nicht, und der Fuchs kann sich gegen den Löwen nicht wehren.“ Trefflich und wahr gesagt! Fuchs und Löwe! Ach, die Staatsmänner Kaiser Wilhelms II. waren weder das eine noch das andere! Sie verstanden nicht, die Wölfe zu scheuen, die auf unsere Vernichtung sann, und sie fielen in die Schlingen, welche die Entente uns legte.

Das wären in großen Zügen etwa die Linien, innerhalb derer sich eine Erneuerung und Reform unserer deutschen Staatskunst bewegen müßte; und die große Frage tritt nun an uns heran, ob unser deutsches Volk dazu die Einsicht, die Klugheit und die Kraft besitzt? Wird es wirklich aus unserer Niederlage lernen, die im letzten Grunde nicht eine Niederlage unserer Heere, sondern unserer Staatskunst war? Werden die gebildeten Stände Deutschlands, die zum Teile auch heute noch der Politik so gleichgültig gegenüberstehen, sich endlich entschließen, ihre ganze Kraft dem so lang vernachlässigten und teilnahmslos der Regierung überlassenen Gebiete der inneren wie auswärtigen Politik zuzuwenden, um zu verhindern, daß unsere alte deutsche Kultur, wie einst die des griechischen Altertums, im Demagogentum und der diesem stets mit Sicherheit folgenden Fremdherrschaft des Auslandes untergeht? So sehr unsere heutigen Zustände den Pessimisten Recht zu geben scheinen, der Blick auf unsere tausendjährige Geschichte und ihre Großtaten auf so zahllosen Gebieten, läßt trotzdem die Hoffnung nicht sterben. Und so möchten wir diese Betrachtungen mit den Worten beenden, mit denen vor achtzig Jahren Gervinus seine berühmte deutsche Literaturgeschichte schloß: „Wir wollen nicht glauben, daß diese Nation in Kunst, Religion und Wissenschaft das Größte vermocht habe, und im Staate gar nichts vermöge...“ Die ganze Kraft der Nation sollte auf die Politik geworfen werden. Nur wenn alles, was groß, edel und einsichtig ist, sich dieser wichtigsten aller deutschen Aufgaben widmet, wird es möglich sein, uns noch einmal zu erheben aus grauenhaftem Sturze.

Den Beschönigern.

„Alles verstehen heißt alles verzeih'n!“ —
Ja, wirklich, was kann bequemer sein,
Was immer Unglaubliches mag geschehn? —
Alles verzeihen heißt: Nichts verstehen!

Adolf Schaubert.



Musik und Bühne.

Eine Umschau.

Von Dr. Karl Grunsky, Stuttgart.

Es liegt in der Natur der Sache, daß neue Erscheinungen weniger zahlreich in der Oper als im Schauspiel hervorbrechen; der Menge nach ist der Ertrag hier sehr üppig. Wir streifen nur einzelnes, was aus irgend einem Grunde der Berührung wert scheint. Karl Schönherr entwirft in der „Komödie“ Vivat Akademie ein Bild von der Not des österreichischen Ärztestandes (Thaliatheater, Hamburg). Er ist doch wirklich beobachtender, erst zu nehmender Dramatiker, während Herbert Eulenberg, dessen „Mückentanz“ im Düsseldorf'schen Schauspielhaus erschien, nicht die Art von Geist besitzt, die ein Drama reifen könnte; man merkt dies deutlich an dem, was er sonst zu schreiben pflegt. In Düsseldorf trat außerdem ein neuer Name hervor: Julius Maria Becker. Sein Stück: „Der Freier“, in welchem Krüppel um Krüppel wirbt, wird als ein gelungener Versuch gewertet, die seelischen Kämpfe zu schildern, die mit solchen Stiefkindern Gottes in eigener und in der Brust der andern gegeben sind. Von Max Mohr wurden im Münchener Residenztheater „Improvisationen im Juni“ aufgeführt, ein Stück, in welchem manch gute Anspielung auf Zeitverhältnisse stecken soll. Alice Warmbold spottet in der Komödie „Der große Drang“ (Göttingen) über zeitgenössische Kunst- und Gedankenmache, z. B. über Rudolf Steiner, den kürzlich in Stuttgart auch General von Gleich ohne dramatischen Umweg seines Heiligenscheins entkleidet hat. In Stuttgart führte im Landestheater die Württ. Volksbühne „Bauernblut“ von Walter Lutz auf, der früher auch ein Andreas Hofer-Stück und den Text zur Presubnschen Oper „Der Geiger von Gmund“ verfaßt hat. Den uralten Stoff „Gevatter Tod“ brachte Karl von Felner in Aresfeld auf die Bühne. Gerühmt wird das Bauernkriegsdrama „Der Bundschuh“ von Karl Neurath; im Bremer Schauspielhause erlebte es die Uraufführung, ist aber zugleich als Buch (Verlag Grethlein) nachzuprüfen. Von der Aleistiftung ist zu melden, daß für 1922 Dr. Herbert Ihering zum entscheidenden Vertrauensmann bestellt ist. Unter den auswärtigen Stücken, die wir aus Frankreich, Holland, England und dem deutschen Norden einführen, ist jedenfalls Strindbergs „Christus“ (Hannover) das beachtenswerteste. Ein starker Zug nach den mehr oder weniger anerkannten Meisterwerken des deutschen Schrifttums könnte unsere Bühnenleiter darüber belehren, daß der angebliche Bruch mit der Vergangenheit entweder nicht überall eingerissen oder nicht von allen gutgeheißen wird. Hebbels Judith (Berlin, Deutsches Theater), seine Genoveva (Stuttgart, Württ. Landestheater) packen und fesseln immer noch, und werden ihre Kraft schwerlich je einbüßen. Grabbe hat man in Aresfeld berücksichtigt. Dem Hamlet brachte München besondere Teilnahme entgegen. In Bayern ist die Wiederaufnahme der Oberammergauer Passionsspiele erfolgt; die letzten waren 1910. Ein erfreuliches Zeichen ist, daß die Gemeinde eine Abnahme der Darstellungen für Lichtspielzwecke ausgesprochen hat.

Die Not der Zeit drängt dahin, daß man für den Sommer der Freilichtbühne jeder Art und Form eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet. Wir erwarten von der unwillkürlichen Bewegung, welche der Naturbühne zustrebt, manches Gute, das uns bei der heutigen Beschaffenheit maßgebender Stellen

vorenthalten bleibt. In freier Natur dürften sich die Zuhörer aus etwas andern Breiten vollzähliger sammeln, als dies in den abgeschlossenen Räumlichkeiten der Großstadt der Fall ist. Es erscheint fraglich, ob man draußen unter Himmel und Bäumen gleich große Lust hat, die bössartigen Nachwerke entgegenzunehmen, mit denen uns viele Theaterleitungen beglücken. Oder wenn sie es wagen, so haben wir im Freien den Vorteil, an Ort und Stelle nachdrücklichen Einspruch zu lassen als in einem kleinen Zuschauerraum, den die gehorsame Polizei umlauert. Das Freilichttheater gewährt mithin als solches schon einen gewissen Schutz gegen das Allergemeinste. Ebenso erhoffen wir von ihm eine andere Auffassung in den Fragen der Wiedergabe. Die Andeutungen des Schauplatzes wird unsere Einbildungskraft zu ergänzen wissen, ohne daß sie gezwungen wäre, sich (falls überwiegend bei Tag gespielt wird) von den unseligen Blendlichtern der Scheinwerferkunst bevormunden zu lassen. Was es mit dieser unkünstlerischen Art auf sich hat, das zeigten in jüngster Zeit wieder die Aufführungen des Faust in Stuttgart. Beide Teile wurden ohne natürliche Beleuchtung durchgeführt, nur im grellsten Hellbunkel. Spielleiter Holl verlegte die Lichtquellen teilweise in den Zuschauerraum. Wo man Goethes Bildkraft etwas nachgab, wie am Abschlusse des zweiten Teils, verstimmte die Mückernheit, die von der bekannten Treppe nicht loskam. Die Sucht, den Raum winklig zu verengen und den Spieler unter einen Lichttring zu nehmen, der die Gesichter bleicht, stammt wohl vom Lichtspiel. Kommen dazu grüne oder rote Strahlen, so ist die Unnatur fertig. Szenen wie der Osterspaziergang widersprechen fortwährend kläglich den Weisungen Goethes. All diese Nachenschaften fallen weg oder schränken sich ein bei der Darstellung im Freien. Ob im Innenraum die sogenannten „projizierten Kulissen“ Abhilfe bringen, bleibt abzuwarten. „Wenn sie den Stein der Weisen hätten“... Eine solche neue Erfindung hat, so sumreich sie sein mag, nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn sie der herrschenden Richtung entgegenkommt. Und diese kann man kurz damit kennzeichnen, daß sie die Spielleitung, aber nicht das Wort und die Dichtung zur Geltung bringen will.

Gerade auch des Wortes wegen scheint uns die Naturbühne so heilsam. Kämpft sie auch mit größerer Schwierigkeit, den Vortrag verständlich zu machen, so erwächst ihr doch gerade aus dieser Sachlage der Zwang, sich wieder die Kunst gut gesprochenen Wortes zu erpflegen. Es ist erstaunlich, bis zu welcher Nullpunktgröße die Schauspielkunst als solche herabgesunken ist. Die Tageszeiten bringen uns dies nicht zum Bewußtsein, weil sie es entweder als allmählichen Vorgang nicht bemerken, oder der täglichen Alage überdrüssig werden. Leidenschaft und Ausdruck des Gesprochenen wird nicht mehr von innen heraus angestrebt, sondern der Vortrag zielt sich, innere Bewegtheit kundzutun, mit Räuspern und Reuchen, mit greulichem Schleim, mit Achzen und Schluchzen, mit Husten und Pusten, mit verheerendem Schreien und tonlosem Lispeln, als läge in den Geräuschen der Atemwerkzeuge die Musik aller Dichtung. Diese unausstehliche Art, die Sprache als natürlichen Ausdruck des Gefühls abzustreifen, wird im Freien unwirksam und lächerlich; vielmehr heißt hier jedenfalls das Wort gebieterisch sein urtümliches Recht.

Was die Programmfrage betrifft, welche durch die wirtschaftliche Notlage andauernd in den Vordergrund gerückt wird, so versucht man, durch Theatergemeinden eine feste Schar von Besuchern zu bekommen. Wir haben als vorbildlich oder wenigstens zu Hoffnungen berechtigend die Art und Weise empfohlen, wie das Württembergische Landestheater vorging: es lud

zur Miete auf Stüde statt auf Tage ein. Das zweite Spieljahr (1922/23) stimmt nun allerdings die Erwartungen wesentlich herunter. Denn zusammengestellt sind nummehr eben jene Unvereinbarkeiten für Halbgebildete, wie sie der gewöhnliche Spielplan alten Schlages darbietet. Wer sich für ein altgriechisches Werk erwärmt, den kümmert Frank Wedekind herzlich wenig. Hebbel und Schiller sind mit Schauspielneubeiten verknüpft, die noch ungenannt bleiben. Aber der bisherige Drang, die Helden der Revolution vortreten zu lassen, verheißt nichts Gutes. Unser Liebling Franz Werfel hat auf die Begeisterung des Jahres 1914 die reizenden Verse gemacht:

... Doch aus den Rinnen, Rigen, Kellern, Gassen
Befreit und jauchzend das Geziefer bricht.
Die Tröpfe lallen und die Streber krächzen,
Und nennen Mannheit ihren alten Rot.
Daß nur die fetten Weiber ihnen lechzen,
Wölbt sich die Ordensbrust ins Morgenrot.
Die Dummheit hat sich der Gewalt geliebt,
Die Bestie darf hassen und sie singt.
Ach, der Geruch der Lüge ist geblieben,
Daß er den Duft des Blutes überstinkt.

Sasenclever, der Expressionist, stimmt seine Leiter zu ähnlichen Tönen:

Wann hängt ihr Minister, Generale
Am Galgen, den ihr uns errichtet habt,
Mit gelber Angst der ausgedörrten Kehle
Selbst wandelnd auf dem Grabe, das ihr grabt?
Wann wirst du feige losgelassne Meute
Am Mord ersäuft, den deine Feder preist?
Ihr, die euch mästet an des Todes Beute,
Wo ist das Tier, das euch in Stüde reißt?

Da Werfel, Sasenclever, Julius Bab (der in der „Weltbühne“ mit Siegfried Jacobsohn den „Militarismus“ bekämpfte) besondere Aufmerksamkeit in Stuttgart genießen (wir könnten noch andere Namen, wie Bruno Frank, dazu tun), so bleibt uns nichts anderes übrig, als namentlich den Leiter der Morgenfeiern und Träger des Entwurfs der Theatergemeinde, Herrn Herbert Maisch, als früheren Offizier auf das Buch „Die Offiziersbette“ (J. S. Lehmann, München 1922) hinzuweisen, wo noch einige weitere Verse zum Nachdenken darüber anregen, was deutsch und was undeutsch ist. Dem im Dezemberheft vorgebrachten Gedanken, die Spielfolge auf zeitlich abgegrenzte und sachlich gebundene Reize von Meisterwerken aufzubauen, ist übrigens die Leitung des Württ. Landestheaters in absehbarer Zeit näherzutreten bereit; sie verfügt jetzt schon über einen Spielplan, der sich durch rühmenswürdige Vollständigkeit auszeichnet, so daß die Begünstigung der angedeuteten Größen wirklich überflüssig erscheint. Die Erfahrung lehrt, daß sogenannte klassische, das heißt, gute und beste Werke, die nachhaltigste Anziehung ausüben!

Einen Augenblick müssen wir noch bei der Württembergischen Volkshöhne verweilen, die bald ins vierte Spieljahr geht. Sie hat sich aus dem Verein zur Förderung der Volksbildung entwickelt. Die Leitung führt Direktor Bäuerle. Der Spielplan umfaßt ältere und neuere Werke und hält sich in anerkennenswerter Weise an Wertvolles; so sind in der laufenden Spielzeit Shakespeare, Goethe, Schiller, Hebbel mit sieben Stücken vertreten. Als eine Truppe von etwa dreißig Personen besucht diese Wanderbühne zurzeit nicht weniger als 37 Orte Württembergs, die ohne stehendes Theater sind (ab und zu tritt sie auch in Stuttgart selber auf), und gibt 341 Vorstellungen, dazu noch

eine stattliche Reihe rein literarischer Abende und Morgenfeiern. Der Durchführung des Unternehmens stellen sich mitunter Schwierigkeiten in den Weg, die ein festes Theater nicht kennt. Um so höher werten wir die Erfolge.

Auf dem Gebiete der Tonkunst möchten wir zunächst ebenfalls mitteilen, was etwa Bemerkenswertes ans Licht trat. Indem wir die Oper aufsparen, gehen wir gleich zur Konzertmusik über. Prof. Dr. Leonhardt, der im Herbst nach Stuttgart kommt, hat in Weimar Karl Koric mit einer Vision für Orchester und Orgel (nach Böcklins Toteninsel) zu Wort kommen lassen. Koric wirkte bis 1914 in Weimar; seitdem ist er Leiter der städtischen Musikschule in Nürnberg. In Elberfeld hörte man unter Hermann von Schmiedel Hermann Grabners, eines musikfreudigen Steiermärkers Orchestervariationen und Suge über ein Thema von Bach. Vom Annaberger Seminaroberlehrer Alfred Hartig kamen in Buchholz vier Werke zur Uraufführung, darunter eine große Kantate „Golgatha“. Aus Berlin hört man von einer Chor-Ode „Ermunterung“ von Arno Kentzsch, mit einem Texte nach Hölderlin. In einem Leipziger Gewandhauskonzerte machte Karl Straube mit der „Liebesmesse“ (nach Will Vesper) von Hermann Filscher bekannt. Abgelehnt wurde in Berlin eine Faustmusik Busonis, der als schaffender Künstler verdächtig, was er als nachschaffender Bewundernswertes leistet; wir danken ihm z. B. die schönen Bearbeitungen des Emoll-Konzertes und mancher Choralvorspiele von Bach. Ausgepiffen wurde in Braunschweig eine zionistische Symphonie: „Bekehrung der Heiden“, von Simonson, zu der sich Pohlig hergegeben hatte. Vom Düsseldorfer Tonkünstlerfest, wo berechtigter Widerspruch verlautete, berichten wir noch ausführlich.

Für Bach wirkte z. B. die Vereinigung der Freunde deutscher Kunst in Dresden an zwei Abenden. Ebenso in Berlin Elisabeth Schütze mit einer Reihe einführender Darbietungen. Seit 1918 wird Bruckners Smoll-Messe auch in Berlin gehört; Siegfried Ochs hat sie im Gedenkjahre wieder gebracht. Der Zufall will es, daß der Winter 1921/22 auch eine Gedenkzeit für den jüngeren und glücklicheren Meister Brahms mit sich bringt: sein Todestag ist der 3. April, und allerorten, wo deutsche Musik gepflegt wird, gedachte man seines Schaffens in einzelnen oder zusammenhängenden Aufführungen; als Klavierspieler trat dabei Walter Rehberg in den Vordergrund. Aus der Zeit vor Bach grüßt über die Jahrhunderte herüber immer vernehmlicher Meister Heinrich Schütz (1585—1672), von welchem Siegfried Ochs in Berlin einige Chor- und Dialogstücke brachte; in Stuttgart genoß man in einem der Geistlichen Konzerte Hermann Kellers die herrliche Matthäuspassion (in Arnold Mendelssohns Bearbeitung). Der 250 jährige Gedenktag steht bevor.

Die Frage, wer in Leipzig, Berlin und Hamburg Nikischs Nachfolger werde, hat die Gemüter lange bewegt. Die Hamburger haben sich Muck bemächtigt, und die andern Orte Furtwängler gewählt. Die zehn Konzerte der Staatsoper in Berlin übernimmt an Furtwänglers Stelle vielleicht Abendroth in Köln? Von hervorragenden Stabführern, die in Berlin und Leipzig auftraten, nennen wir Laber (Gera) und Schulz-Dornburg (Böckum). Eine völlige Genugtuung bedeutet es, daß Weingartner, der ja ernsthafte Anstrengungen unternahm, an keinem Orte Erfolg hatte. Offenbar merkte er, daß man nicht spaßte, und daß wir unter Umständen, wenn es die völlige Not erfordert, wie die Fasziisten in Italien gesinnt sind. Im vortrefflichen Hamburger Tagblatt, einer wahren Fundgrube für Zeitgenössisches, sind über Weingartners Erfolg in Berlin Einzelheiten zu lesen, die wir dringend der Kenntnisnahme

empfehlen. Was wir von Weingartner zu erwarten gehabt hätten, davon gibt einen Begriff die Übergebung Bruckners in den regelmäßigen Konzerten der Wiener Philharmoniker, die kürzlich nur bei außergewöhnlichem Anlaß das Adagio der Neunten zu Ehren Nikischs spielten, sonst aber Bruckners Gedenkjahr beschwiegen. Seit 1911 hat Weingartner in Wien im ganzen bis heute — sieben Symphonien Bruckners gemacht. Unglaublicherweise ist darunter nicht einmal die Achte, deren Uraufführung jenem Orchester anvertraut war; von 1892 bis 1922 erlebte sie also eine Wiederholung (1906). Und da wundert man sich, warum Bruckner so spät durchgedrungen ist. Die Angaben, welche die Wiener Philharmoniker betreffen, habe ich in meinem Brucknerbuche zusammengebracht (Stuttgart 1922, Engelhorns Nachfolger).

Außer Weingartner hat noch eine andere Größe, Max von Schillings in Berlin, gewaltig von sich reden gemacht. Ebert muß es ihm angetan haben, daß er für ihn die deutsche Freiheit rettete. Offen gestanden, soviel Mut hätten wir dem vorsichtigen Manne nicht zugetraut; seine Rettungstat verdient neue Orden. Die Gefahr für Staat und Staatsopernorchester drohte vom Bayreuther Bund, der sich erschreckt hatte, zu einem Konzert unter Siegfried Wagners Leitung die Staatskapelle zu erbitten. Leichtsinig hatte Herr von Schillings schon die Genehmigung erteilt, als ihm nachträglich noch rechtzeitig folgende gebieterische Bedingungen einfielen: 1. die Veranstaltung dürfe nicht „Bismarckfeier“ heißen; 2. Wagners Kaisermarsch müsse vom Programm verschwinden; 3. Arndts „Sahnschwur“, vertont von Siegfried Wagner, dürfe nicht gesungen werden. Diese drei diplomatischen Griffe retteten verlängern Eberts, des Goethevorkämpfers, reichumfassendes Walten. Mit homerischem Gelächter suchte sich der Bayreuther Bund ein anderes Orchester, und Siegfried Wagner, der kurz zuvor in der Philharmonie Begeisterung erweckt hatte, wurde natürlich mit unbeschreiblichem Jubel gefeiert. Wer aber jenen Herrn von Schillings noch nicht näher kennen sollte, dem raten wir pflichtschuldig, zwei aufklärende Schriften zu lesen: eine ganz kleine, niedliche, nur 54 Seiten: „Hinter den Kulissen einer Hofbühne“ (Schimmel, Stuttgart, 1914) und eine altengespielte dicke, von 246 Seiten, die sich betitelt: „Geld und Irrenhaus“; sie hat den Irrenrechtsreformer Paul Elmer zum Verfasser. „Das Weitere verschweig ich“, heißt es im Figaro.

Was in Berlin für Unwesen ist, davon macht man sich kaum einen Begriff. Zeitungen, die sonst ganz brav sind und nicht wider den Stachel loden, wird Schreckers ausländische Schreckensherrschaft doch zu bunt und sie klagen, daß die deutsche Musik an die Luft gesetzt werde. Ein Hauptheld neuzeitlicher Klänge ist der in London aufs beste angeschriebene Igor Strawinsky. Als Beispiel für neuzeitliche Titel von Tonstücken führen wir an: drei kleine Trauermärsche 1. auf einen Staatsmann, 2. auf einen Kanarienvogel, 3. auf eine reiche Tante. Von sich reden machte ferner Oskar Fried, dessen Konzerte einen Ehrenausschuß haben, dem kein Geringerer als ein Mitglied des Hauses Rathenau angehört. Ein Programmbuch rühmt Herrn Fried als einen Großen, der „längst auf jenen Gipfeln wandelt, die nur dem Genie ihre Strahlenhöhen zeigen, und bereits so fern aller Erreichbarkeit, daß nur der Weg der Demut zu ihm emporeführen kann“. Merkwürdige Seelenkunde: gibt es eine Demut dem Hochmut gegenüber?

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 18. Juli 1922.)

1.

Wenn wir erst auf dem Throne sitzen werden, dann werden wir das „Wort Freiheit aus dem Wortschatz der Menschen vertilgen.“

Unwillkürlich fällt einem dieser Satz aus den so ungeheuer aufschlußreichen „Weisen von Zion“ ein, wenn man die Ereignisse der letzten Zeit überblickt und die wohl für lange Zeit im Vordergrund des Interesses stehenden Maßnahmen der Regierung in Berlin „Zum Schutz der Republik“ ruhig überdenkt.

Die Massen auf der Straße jubeln noch, denn ein Justizminister hat ja offen erklärt, daß diese Maßnahmen sich nur gegen rechts richten. (Daß man nachträglich die in diesem Geständnis liegende Unvorsichtigkeit bereute und der Sache rasch noch ein anderes Mäntelchen umzuwerfen trachtete, schafft das Geständnis selbst nicht aus der Welt.) Sie werden aufhören zu jubeln, wenn die Bolschewisierung, der man jetzt endgültig mit Riesenschritten zustrebt, erst russische Zustände bei uns geschaffen haben wird: unter russischen Zuständen ist mit Ausnahme der jüdischen Machthaber jeder vogelfrei, ganz gleich, ob er rechts oder links steht!¹⁾

Soll man über den Anlaß, der die Verordnungen und Entwürfe der Regierung aus der Pistole fertig hervorschießen ließ, als ob sie seit Jahr und Tag vorbereitet dagelegen hätten, viel Worte verlieren? Den Mord an Erzberger nannten wir f. St. sinnlos: noch viel sinnloser war — abgesehen von dem moralischen Verdammungsurteil, das man darüber aussprechen muß — der Mord an Rathenau! Dies Urteil hindert aber nicht, daß man die Beweggründe, aus denen heraus die Schüsse gegen den „deutschen“ Außenminister abgefeuert wurden, begreift. Und was der Mehrheitssozialist Dr. Brüdnier am 22. Januar 1920 in der Preussischen Landesversammlung vom Attentat Adlers auf den Grafen Stürgkh sagte, nämlich: „Ein solches Attentat ist, wenn es aus ehrenhafter Gesinnung entspringt, doch sehr wohl geeignet, unter eine Amnestie zu fallen“ —, das wird man gewiß auch auf das Attentat gegen Rathenau anwenden dürfen, ohne daß man sich gleich in den sehr engen Maschen der neuen Schutzbestimmungen verfängt!

Nehmen wir an, daß die Entrüstung, soweit sie sich über die Tat Luft machte, ehrlich war! Nicht minder ehrlich ist — das darf man auf der Gegenseite nicht vergessen — die ungebrochene Entrüstung in allen selbständig denkenden, vaterländisch fühlenden und nicht mit Gedächtnischwäche behafteten Kreisen darüber, daß im November 1918 nicht nur ein Einzelner, sondern die Zukunft eines ganzen Volkes hingemordet wurde, und daß an dieser Tat — Tatsachen lassen sich weder durch Polizeiverordnungen noch durch Gesetze aus der Welt schaffen — gerade die Kassengeossen des ermordeten Rathenau in einem Ausmaße beteiligt waren, das über ihren Prozentsatz im deutschen Volk weit hinausgeht! Vergessen darf man auch nicht die Entrüstung darüber, daß Rathenau, der ehemalige „deutsche“ Außenminister, nach seinen

¹⁾ Vgl. dazu das erschütternde Buch von Alfred Rosenberg: Pest in Rußland (Deutscher Volksverlag, München, geb. M. 60.—), das in dieser Zeit in die Hand jedes Politikers, sogar Stresemanns und Pfarrer Korells gehört! Der Verfasser.

eigenen Worten in einem Siege Deutschlands eine Sinnlosigkeit der Weltgeschichte erblickt hätte!¹⁾ Ist es Zufall, daß gerade die Kreise nun für vogelfrei erklärt sind, die dies nicht vergessen können?

Es hat keinen Sinn mehr, in diesen Dingen ängstlich Versteck zu spielen. Es ist eine grausame Ironie, daß die Stresemänner, die an den von den Juden längst selbst zugestandenen Welt Herrschaftsplänen und an dem großen jüdischen Weltzusammenhange, wie er sich in Krieg und Revolution besonders deutlich offenbart hat, mit absichtlicher Blindheit vorübergehen oder gar noch die schulmeisternden Beschwichtigungsräte spielen, nun, soweit sie Beamte sind, trotz ihrer Bravheit von den Maßnahmen zum Schutz der Judenheit — Verzeihung: zum Schutz der Republik auch mitbetroffen werden sollen!²⁾ Wann werden diese regierungslüsternden Helden der Umsalltaktik begreifen, daß die von ihnen als höchste Weisheit gepriesene Politik der „mittleren Linie“ in Wahrheit die Politik des den Gegner zum Angriff reizenden Rückzuges, also auf die Dauer die Politik der Niederlage ist?

Daß die Juden über den Tod ihres Führers Rathenau Jeter und Mordio schreien und Rache schnauben, kann man ihnen ganz und gar nicht verdenken. Das ist ihr gutes Recht. Eine weit traurigere Figur spielt m. E. ein Mann wie der evangelische Pfarrer Korell, der am Sarge Rathenaus diesen als „ein Opfer jener sogenannten Idee von der völkischen Reinheit“ bezeichnete und von dem Vaterland sprach, das alle Söhne brauchte, „welcher Rasse und welcher Bekenntnisse sie auch sein mögen“. Er hat noch nicht begriffen, daß die jüdische Rasse eine Nation für sich bildet, die für sich die „Idee der völkischen Reinheit“ durch die ganze Geschichte hindurch hochhält, und daß demgegenüber wir die Verpflichtung haben, für uns ein Gleiches zu tun — natürlich, ohne daß wir deshalb zur Nordwaffe zu greifen brauchen.

Und wenn der Reichspräsident Ebert das Attentat kennzeichnen zu müssen glaubte „als von Menschen begangen, die außerhalb des deutschen Volkes stehn“, so sei die Gegenfrage erlaubt: wo stehn dann die Novembermänner?³⁾

„Die Revolution ist die Wiege der Gegenrevolution“ sagte in diesen Tagen mit Recht der „Bayerische Kurier“. Wer Wind sät, wird Sturm ernten.

2.

Merkwürdig, daß gerade in diesen Tagen „unerwartet“ der Kampf im Berliner Buchgewerbe ausbrach, der „den Meinungsstreit der Parteien zu plötzlichem Stillstand verurteilt!“⁴⁾ Gar nicht merkwürdig erscheint es uns aber, daß der „Vorwärts“ weiter erscheinen konnte, trotz seiner biederemännischen Versicherung, „das bolschewistische Ideal einer zwangsweisen Beherrschung der öffentlichen Meinung ist niemals das Unsere gewesen.“⁵⁾ Diese Versicherung

¹⁾ „Kein deutscher Jude habe den Krieg mit dem Herzen für den Kaiser mitgemacht“, sagte der Pariser Generalrabbiner bei einer Friedensfeier; vgl. den Aufsatz „Ein geheimes Judenbuch“ in Nr. 24 des „Reichswart“.

²⁾ Gesetzentwurf über die Abänderung des Disziplinargesetzes § 10 a Abs. 1 lautet: „Der Reichsbeamte ist verpflichtet, in seiner amtlichen Tätigkeit für die verfassungsmäßige republikanische Staatsgewalt einzutreten.“ — Hätte ein entsprechender Paragraph unter der Monarchie bestanden, wo wären die Max, Scheidemann, Erzberger und Genossen geblieben?

³⁾ Zu der Aufrichtigkeit der Trauerreden paßte sehr gut, daß am Sarge Rathenaus des Antisemiten Wagner Trauermusik aus der Götterdämmerung erklang.

⁴⁾ „Vorwärts“ Nr. 183 vom 6. Juli ds. Jo.

⁵⁾ Ebenda.

wird voraussichtlich kaum verhindern, daß ein solcher Streif in Zukunft immer dann ausbrechen wird, wenn es sich darum handeln wird, die Welt die Ereignisse lediglich durch die Brille des „Vorwärts“ betrachten zu lassen. Daß 60 bis 70% des deutschen Volkes — sind es mehr oder sind es weniger? — am international-jüdischen Leitseil hängen und ihre ärgsten Ausbeuter und Feinde in unbegreiflicher Verblendung für ihre treuesten und einzigen Bundesgenossen halten — woran liegt es? Doch nur an der Allmacht der jüdischen Presse! Bei den „Weisen von Zion“ heißt es im zwölften Protokoll: „Wir haben es fertig gebracht, den Geist der Gesellschaft der ‚Ungläubigen‘ in dem Maße zu beherrschen, daß alle die Weltgeschehnisse durch die gefärbten Brillen sehen, die wir ihnen aufsetzen.“ Deutlicher braucht man es doch wirklich nicht zu sagen!

Nebenbei: die geistige Beherrschung ist es eben, welche die Herrschaft der Revolution und mit ihr die der Juden ermöglicht hat. Das mögen sich die besonders gesagt sein lassen, die da immer noch wähnen, der liebe Gott werde ihnen zuliebe mit Hilfe eines Wunders das deutsche Volk wieder in Kampagniefront aufbauen und sie dann höflich bitten, wieder den Befehl zu übernehmen. Ein „Befehl“ hat nur Sinn, wenn der Gehorchende mit dem Befehlenden eines Sinnes ist oder — im Fall der Gehorsamsverweigerung nach Sibirien geschickt werden kann. Wenn 60 bis 70% des Volkes geistig so beeinflusst sind, daß sie die bisherigen „Befehlenden“ für überflüssig, ja für Feinde, ansehen, muß man geistige Mittel anwenden, um sie zur Überzeugung zu bringen, daß die, welche sie z. Bt. irrtümlicherweise für überflüssig halten, für den Bestand des ganzen Volkes unentbehrlich sind. Wie man das angesichts der luftdichten Abgeschlossenheit der marxistisch beeinflussten Massen von der Umwelt fertigbringt, ist eine technisch-psychologische Aufgabe, welche die nationalen Kreise bisher noch nicht gelöst haben. Sie dauernd an der Lösung dieser Aufgabe zu hindern, das ist auch eine Absicht der Maßnahmen „Zum Schutz der Republik“. Daher ist die oben angeführte Versicherung des „Vorwärts“, er huldige nicht dem bolschewistischen Ideal der zwangsweisen Beherrschung der öffentlichen Meinung, mit äußerster Vorsicht aufzunehmen.¹⁾ Ja — was die Bildung der „öffentlichen“ Meinung in den Arbeiterkreisen anbetrifft, hat der „Vorwärts“ dies Ideal längst erreicht. Darf ein Gewerkschaftler jemals eine andere Versammlung besuchen, eine andere Zeitung lesen als eine jüdisch-sozialistische? Wehe ihm, wenn er so „reif“ ist, es zu tun! Nirgends herrscht der Gesinnungsterror ärger als in der sogenannten freien Arbeiterschaft. Ohne Brechung des jüdischen Pressemonopols ist ein nationales Erwachen unmöglich.

2.

Im § 113 der Weimarer Verfassung heißt es: „Jeder Deutsche hat das Recht, innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Meinung durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in sonstiger Weise frei zu äußern. An diesem Rechte darf ihn kein Arbeits- oder Anstellungsverhältnis hindern, und niemand darf ihn benachteiligen, wenn er von diesem Rechte Gebrauch macht.“

Der im Gesetzentwurf zum Schutz der Republik vorgesehene Staatsgerichtshof — spricht: Revolutionstribunal oder Tschela! — soll zwar nur in

¹⁾ Scheidemann hat es Gottlob zugegeben: die größte Dummheit, die man begangen hätte, wäre, daß man 1918 nicht die Pressefreiheit aufgehoben hätte!

Kraft treten für Fälle, bei denen es sich um „Gewalttaten“ oder „Beschimpfungen“ gegen frühere oder jetzige republikanische Regierungsmitglieder — fällt z. B. Eisner mit dem famosen Sechenbach auch darunter? — und um Verbindungen zum Zwecke der Untergrabung der republikanischen Staatsform handelt, aber es können ja auch Versammlungen von vornherein verboten werden, „wenn die Besorgnis begründet ist, daß in ihnen Erörterungen stattfinden, die den Tatbestand einer zur Zuständigkeit des Staatsgerichtshofes zum Schutze der Republik gehörenden strafbaren Handlung bilden. Und Vereine, in denen solche Erörterungen stattfinden, können verboten oder aufgelöst werden.“

Auf diese nette, runde, talmudische Weise ist von den Vätern der „freiesten Verfassung der Welt“ § 118 eben dieser Verfassung umgangen? — oh nein: außer Kraft gesetzt worden. Haben sie nun, da doch die republikanische Verfassung zur republikanischen Staatsform gehört, etwa selbst „die republikanische Staatsform“ untergraben? — Vielleicht beantwortet Herr Preuß diese Preuß — Verzeihung: Preisfrage!

Jedenfalls: mit Hilfe dieser netten, runden, verfassungswidrigen Verordnung zum Schutz der Verfassung hat man schon in Preußen den deutsch-völkischen Schutz und Trutzbund und den Hochschulring deutscher Art aufgelöst. Vielleicht folgt bald die Herzt-Partei, am Ende aber auch gar die doch sonst so artige Stresemann-Partei! Da bei Verurteilung auf Verlust der aus öffentlichen Wahlen hervorgegangenen Rechte erkannt werden kann, der Staatsgerichtshof, der von Ebert ernannt wird, um „Beschimpfungen“¹⁾ zur Begründung von Anklagen nicht in große Verlegenheit geraten wird, so kann man sich tatsächlich leicht denken, was unter dem Schutz dieser Bestimmungen sich alles abspielen wird. Sogar das höchste Palladium des Parlamentarismus, die Unantastbarkeit des Parlamentariers, wird so beseitigt. Wahlversammlungen der Rechtsparteien werden gewesen sein. Aus dem Vorspiel zum Bolschewismus werden wir sehr bald in die Hauptaktion geglitten sein.

4.

Niemand kann sich einem Zweifel darüber hingeben, daß dies Gesetz bzw. der Entwurf den Anfang einer Arierverfolgung schlimmster Sorte bedeutet. Im Buche Esther steht das Vorbild dazu. Wenn die Judenpresse jetzt immer wieder höhnisch fragt, wie es denn komme, daß nun auf einmal die ärgsten Gegner der Weimarer Verfassung sich als ihre getreuen Beschützer aufspielten, so ist ganz einfach zu erwidern: man schüttet ein schmutziges Wasser nicht aus, bevor man nicht ein reineres hat. Das Schutzgesetz ist aber ärgster Schmutz und entfließt dem jüdischen Rechtsbewußtsein, das der Jude Spinoza in die kennzeichnenden Worte gekleidet hat: „Ein jeder hat so viel Recht, als er Macht besitzt.“ Hätte nur die alte Monarchie so viel Kraft gegen ihre Zerstörer aufgewendet! Die Kreise, die sich jetzt als Hüter der Ordnung und des Staates aufspielen, dürfen nicht vergessen, daß sie das erst tun — seitdem sie an der Macht sind, daß sie aber 50 Jahre alle Mächte der Verhöhnung und Verleumdung aufgebieten haben, um ihrerseits den alten Staat und damit Deutschland zu zerstören!

1) Ist „Jude“ eine Beschimpfung? Wohl kaum! „Judas“ aber ganz gewiß!

Aber trotz allem kann man eigentlich ganz zufrieden damit sein, daß unsere jüdischen Machthaber den Bogen überspannen: jetzt werden auch dem Blödesten und Blindesten die Augen aufgehen. Und gerade die taktisch ungemein törichte Verfolgung lediglich der völkischen Verbände wird der völkischen Bewegung einen ungeheuren Aufschwung verleihen. Gerade so, wie man es heute nicht mehr mit dem bloßen „Befehl“ machen kann, ebenso wenig kann man es bloß mit Gesetzen machen. Der Wille zum Herrschen allein schafft noch keine Herrschaft. Gut — man kann uns mundtot machen, aber damit werden wir weniger denn je überzeugungstreue Anhänger der Novembermänner. Man kann uns einkertern, zu Bettlern machen — aber auch das pflegt nur bei Gesinnungslumpen zu verfangen. Sie sollen ruhig abfallen! Und man soll nur Märtyrer machen! Das hat noch nie einer Sache geschadet.

Weit größer scheint mir die Gefahr, daß man uns mit aller Gewalt in den von allen unseren innigstverbündeten Feinden im jüdischen Hauptquartier sowie in Rom, Paris, Wien, Berlin ersehnten Bürgerkrieg hineintreibt. Die Plünderungen, Ausschreitungen und Morde begannen ja gerade, als das Gesetz „zum Schutz der Republik“ entworfen wurde. Weitere „Demonstrationen“ werden folgen.

Ist es Zufall, daß in Bayern bisher Ordnung herrschte? Ganz gewiß nicht! Aber gerade deswegen besteht die Gefahr, daß sich Bayern durch das neue Schutzgesetz in die von allen vereinigten Feinden in Rom, Paris, Berlin usw. gewünschte „Separation“ hineinbegeben läßt! Das muß auf alle Fälle vermieden werden. Was mein Todfeind wünscht, darf ich unter keinen Umständen tun! Der Leoprechting-Prozeß hat mit überscharfer Deutlichkeit die geheimsten Ziele der vereinigten feindlichen Politik beleuchtet. Die Münchner Presse meinte einbellig, daß neben dem Verräter Leoprechting heimlich auch der französische Gesandte Dard auf der Angeklagtenbank gesessen hätte: wir wollen froh sein, daß sonst niemand anders da heimlich gesessen hat! — Daß Bayern das Gesetz zum „Schutz der Republik“ in seinem Hoheitsgebiet nicht vollzieht, ist selbstverständlich. Alles andere mag es Berlin überlassen! Zu der von feindlicher Seite erhofften Zerreißung Deutschlands darf es nicht helfen.

Höchst gefährlich ist es aber auch, daß mit dem Lärm um Rathenau und „Schutz der Republik“ von der Tatsache abgelenkt wird, daß die Berliner Regierung den Feinden nun endgültig und völlig die Kontrolle über unsere Staatseinnahmen ausgeliefert hat. Wer kann noch glauben, daß da keine Zusammenhänge walten? Gefragt muß aber weiter werden: wo ist die deutsche Volksvertretung, die dazu ihre Einwilligung gibt? Wo ist die große Volksbewegung, deren Entfaltung Pflicht der nationalen Parteien ist?

Wenn man uns im Innern immer mehr entzweit, damit wir nach außen immer widerstandsloser werden: dann, gerade dann ist es heilige Aufgabe aller Völkischen, sich immer fester zusammenzuschließen, immer weiter in die Reihen des Volkes die Aufklärung zu tragen über unseren Todfeind, und desto lauter und nachhaltiger den Ruf ertönen zu lassen nach völkischer Erneuerung und Befreiung, bis der brüderliche Gedanke der Volksgemeinschaft auf der ganzen Linie gesiegt hat!

Und wenn die Welt voll Teufel war —
Es muß uns doch gelingen!

Bücherschau.

Gregor Huch: „Der neue Nationalismus und die Schuldfrage“. Wider Hr. W. Foerster (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. Berlin 1921).

Deutsche Volksgemeinschaft und Schuldfrage! So müßte vielleicht besser der Titel dieses Buches lauten. An der Hand einer Auseinandersetzung mit Foerster, dessen Wirkung und Einfluß wesentlich deshalb so gefährlich ist, weil er seine für das deutsche Volk schlechtthin vernichtenden Gedanken auf sittliche Ideen stützt, will Huch, gleichfalls von der Anerkennung einer dem Wandel der Meinungen entrückten Ethik aus die furchtbare geistige und seelische Not des deutschen Volkes durch ein neues, sittlich geläutertes Nationalgefühl überwinden.

Foersters Grundgedanke, den er in seinem fürchterlichen Buch¹⁾ unbarmherzig und grausam verfolgt, ist der, daß die Bismarcksche Reichsgründung ein Verstoß gegen den Geist der deutschen Geschichte war und das deutsche Volk von seiner Mission entfremdet habe. Der „endliche Zusammenbruch des Bismarcksche-Treitschkeschen Deutschland“ ist für Foerster daher eine „furchtbare und erschütternde Offenbarung der sittlichen Weltordnung“, und die Ententevölker werden es sich nicht zweimal sagen lassen, daß sie eigentlich nur „Vollstrecker des kosmischen Gerichts“ an Deutschland sind. Wie der Krieg der Entente gegen Deutschland auf das Ganze ging, so sieht auch Foerster die „Schuld“ auf deutscher Seite in der ganzen Existenz und er hat darum für die „möglichst gründliche Niederlage“ gebetet. Und das alles, ohne das geringste Gefühl für das Verbrecherische seines Handelns, Redens und Schreibens zu haben. Deutschland hat durch sein Dasein, durch sein Auftreten in der Welt, durch die „Sabotierung der Haager Konferenzen“, die „Umwelt“, die „Kulturwelt“, das „Ausland“ gegen sich aufgebracht, zum Zusammenschluß vereinigt, das „Vertrauen der Umwelt“ verloren, und darum trägt es die Hauptschuld am Krieg. Alle Kriegsbandlungen der Entente, der feindliche Kriegswille, von dem Foerster mehrmals bestätigt, daß er auf die Vernichtung Deutschlands ausging, sie werden der menschlichen Verantwortung entzogen

¹⁾ Mein Kampf gegen das militaristische und nationalistische Deutschland. Verlag Friede durch Recht, Ludwigsborg bei Stuttgart. In deutscher, franz. und amerikanischer Ausgabe erschienen. Wer wissen will, warum der Weltbaß gegen Deutschland nicht weicht, lese dies Buch.

und die Entente ist für Foerster nur das vollziehende Werkzeug seines Hasses gegen die Bismarckschöpfung, der verbrecherischen Idee, das deutsche Volk dem verdienten Weltgericht zu überliefern, weil es nicht nach seiner, Foersters Auffassung der deutschen geschichtlichen Mission gelebt hat.¹⁾ Huch zieht der ganzen Geschichtspantomie Foersters den Boden unter den Füßen weg, indem er aufzeigt, wie wenig das wirkliche heilige römische Reich deutscher Nation einem pazifistischen Musterstaat im modernen Sinn geglichen hat. Er stellt das deutsche Volk, wie es wirklich war und ist, seit 1871 unter die Ententevölker, wie sie wirklich waren und sind, und bei diesem Vergleich kommt Deutschland „gar nicht so schlecht weg“. Er widerlegt den Vorwurf, als habe Deutschland sich nationalistisch in den letzten Jahrzehnten fremden Kulturen verschlossen. Huch ist dabei wahrlich kein Verteidiger des neudeutschen Geisteszustandes, er sieht die zunehmende Veräußerlichung auch des Nationalgefühls und des amtlichen „Patriotismus“, er sieht den Abstieg in geistiger und sittlicher Beziehung, der den beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung des neuen Deutschland begleitete, er sieht die Lösung des Liberalismus und Sozialismus von wirklichen sittlichen Ideen (nur in den Alldeutschen hätten anstatt der abstrakten Staatsidee der Gedanke einer Volksgemeinschaft aus Blut und Kulturgemeinschaft gelebt). Aber er betrachtet diese Dinge nicht von einer absoluten Moral, sondern als Wirkungen einer psychologischen Gesetzmäßigkeit und vor allen Dingen nicht von der haltlosen Annahme der „fortgeschrittenen Menschheit“ aus, der die Pazifisten mehr oder weniger die Entente gleichsetzen. Eine solche Auseinandersetzung kann heilend und fruchtbar wirken, während Foerster entweder hündische Gebrochenheit oder verbissenen Trotz im deutschen Volk erzielen muß mit seiner verbrecherischen Phantasie vom „Schwertgläubigen, nationalistischen, von Gewaltgeist, Machtanbetung erfüllten militaristischen

¹⁾ Huch teilt einen Brief Foersters mit, in dem es heißt: „Mir ist die deutsche Schuld nicht die größte auf Grund der Ententebüchlein (!!), sondern auf Grund meines eigenen jahrzehntelangen Eindruckes von dem neudeutschen Geisteszustand. Und ehe der Deutsche die Einsicht in diesen seinen eigenen furchtbaren Zustand nicht als *conditio sine qua non* der nationalen Wiedergeburt anerkennt, kann Deutschland nicht gerettet werden und verdient es auch nicht.“

Deutschland", dessen „Untaten die einmütige Verurteilung der Kulturwelt“ hervorrufen mußten.

Such berührt eine der Wurzeln der grauenhaften Erscheinungen unserer Tage, indem er den Zusammenhang von Idee und Verbrechen aufdeckt (S. 75). Die Inquisition, die Gräuelt der Revolutionen, der Bolschewismus, die Kriegsbegehe Wilsons, sie gingen alle unter einer „Idee“.

„Unser Volk ist verloren, wenn es sich innerlich dem Vertrag von Versailles unterwirft.“ Foerster ist aber derart in einen unsittlichen Materialismus verstrickt, daß er dem deutschen Volk immer noch den Rat gibt, sich durch Schuldbekenntnisse bessere Lebensbedingungen zu erkaufen. Immer von der Annahme aus, als sei die Entente Hüterin des Sittengesetzes und als sei Bekenntnis vor der Entente gleichbedeutend mit Gewissensreinigung, das „Vertrauen des Auslandes“ gleichbedeutend mit der sittlichen Erneuerung. So hat Foerster „die Sittlichkeit zur Flagge französischer Politik gemacht“ (S. 81).

„Das Volk, die Gemeinschaft der in einem bestimmten Augenblick Lebenden erwartet sein Urteil von den Geschlechtern der Zukunft, von der idealen zeitlosen Volksgemeinschaft. Das ist der Sinn der nationalen Ehre“ (S. 87). Für diese Gemeinschaft, die den Egoismus aufhebt, sind unsere Toten gefallen, und vor ihnen wie vor den künftigen Geschlechtern muß eine ehrliche und klare Auseinandersetzung mit der Schuldfrage erfolgen. Leiblich und seelisch ist das deutsche Volk mit dem Untergang bedroht, wenn es den Vertrag von Versailles erfüllt und wenn es sich ihm mit dem unehelichen und verdrängten Schuldbewußtsein unterwirft, das sich in der bekannten Redensart äußert: „Wir hätten es auch nicht besser gemacht“, womit so viele Leute sich der Unbequemlichkeit entziehen, sich offen dem Unrecht entgegenzustemmen, was dem deutschen Volk angetan wird. Verantwortung vor den kommenden Geschlechtern muß das deutsche Volk zu einer wirklichen Gemeinschaft zusammenschließen.¹⁾

Der Begriff „Menschheit“ ist dagegen nicht imstande, irgend welche tieferen sittlichen Bindungen auszulösen, weil er von der natürlichen Gemeinschaft der Familie, des Volkes absteht. „Diese Ziele verlangen kein Opfer, sie legen keine Verpflichtungen auf

außer der zu einem Bekenntnis.“ Sie verleiten aber dazu, andere für diese Ziele zu opfern. Daher die Verantwortungs- und Gefühlslosigkeit der „menschheitlich“ Eingestellten den Leiden des deutschen Volkes, der deutschen Not gegenüber.¹⁾ „Die Menschheit ist das eigentliche Neue dieser modernen Weltanschauung, denn das Christentum kennt nur den Nächsten, die Menschheit als Kollektivum ist ihr fremd“ (S. 98). Eine wirkliche Sittlichkeit hat es aber mit dem Verhältnis des einzelnen Menschen, des einzelnen Volkes zu seinem Nächsten, zu seinem Nachbarn zu tun, und nicht mit der „Menschheit“. Die Menschheitsforderungen wirken darum schlechtthin zerstörend. „Es bleibt nur der Ausweg, unsere Sittlichkeit von Grund aus neu aufzubauen“ und diese folgt aus der Pflicht der Lebenden gegen die Kommenden, für deren Dasein sie verantwortlich sind. Ein so verantwortliches und geläutertes Nationalgefühl kann auch viel eher zu einem sittlich begründeten Verhältnis der Völker untereinander kommen. Auch in den Beziehungen der Völker müssen die sittlichen Gesetze anerkannt werden, welche in Achtung und ritterlicher Behandlung der anderen Nationen bestehen. Wenn das deutsche Volk heute so verächtlich und unritterlich behandelt wird und darauf mit Unterwürfigkeit und einem selbstmörderischen „Erfüllungs willen“ antwortet, so trägt nicht zum wenigsten die Schuld daran das Fehlen einer lebendigen Sittlichkeit, die nicht weiß, daß das Gebot: „Liebet Eure Feinde“ auch noch einen Sinn hat, wenn man mit Maschinen gewehren schießt. „Diese Gefinnung ist das einzige Mittel, den Krieg zu bändigen“, was ein pazifistisches System niemals fertig bringen kann.

Das Wort von Gregor Such kann somit dem kranken deutschen Volk mit dem Überreichtum seines Gedankeninhaltes ein wirkliches Heilmittel sein und es von dem verderblichen Einfluß seiner falschen Ärzte befreien. Schlechtthin vernichtend und selbstmörderisch ist es, die Versöhnung vom Gegner zu erwarten. „Versöhnung ist Sache des Siegers“ und so ist es an Frankreich, wenn es Ruhe und Frieden und selbst von seiner Haß- und Angstkrankheit geheilt werden will, von dem deutschen Volk abzulassen, es frei zu geben. „Wehe dem Deutschen, der um Gnade bettelt“, das sind die Schlußworte des bedeutenden Buches. Dr. Emmy Voigtländer.

¹⁾ Für das deutsche Verschulden im Krieg, das Such in dem deutschen Vorgehen im belgischen Franktireurkrieg und in den Repressalien sieht, verlangt er gleichfalls ein freies Eingeständnis vor dem eigenen Gewissen. Ein dunkler Punkt ist bei ihm, daß er dagegen die Hungerblockade für berechtigt hält.

¹⁾ Ich hörte vor kurzem einen ganz fanatischen Pazifisten ausrufen: „So erfindet doch ein Giftgas, das diesem ganzen Geschlecht ein Ende macht, wenn es sich nicht zur Abschaffung der Kriege bekennen will.“



Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Professor R. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Sebr. von Schwerin, Geheimrat K. Seeberg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. S. Lehmann, München

Bezugspreis: vierteljährlich M. 90.—, Einzelheft M. 30.—

Postbesondkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594

Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München

6. Jahrgang 1922

Heft 9

September

An unsere Leser!

Diesmal geht es um die Freiheit des deutschen Geistes!

Laut Verfügung des Preussischen Ministeriums des Innern vom 7. August — Reichsanzeiger Nr. 177 vom 11. August — ist die Verbreitung unserer Zeitschrift innerhalb des Preussischen Staatsgebietes auf sechs Monate verboten. Wir haben sofort Beschwerde beim Preussischen Ministerium des Innern erhoben. Doch bis zur Entscheidung durch den Staatsgerichtshof bleibt die Verbreitung unserer Zeitschrift in Preußen untersagt.

„Einigkeit und Recht und Freiheit“ — mit diesen Worten unseres völkischen hohen Liebes ließ der Reichspräsident bei der Verfassungsfeier den Festsaal schmücken, doch der ihm nachgeordnete Preussische Innenminister löste die völkischen Verbände auf und unterdrückte die völkischen Zeitschriften! Wie decken sich hier Wort und Tat?

Ein treuer Leser schrieb uns, als er von dem Verbot erfuhr: „Wer aufrecht sein Menschenantlitz trägt, wird gestraft. Wohin aber soll es führen, wenn man sich dann nicht mehr innerhalb seiner vier Wände den Gram von der Seele lesen und die sinkende Zuversicht aufrichten kann? Und das will ja gerade der Feind. — Wir sollen mutlos werden.“

Er hat den Kern getroffen. Das deutsche Volk soll nach dem Willen der Feinde vergessen, daß einst der Geist von 1914 in ihm lebte; daß es stark, frei und mächtig war; daß es ein unbefiegliches Heer, eine schlagkräftige Flotte, ein unbestechliches, sachliches Beamtentum hatte, und daß es im Schutze dieser Organe in wahrer Freiheit beispiellos aufblühte; daß deutsche Treue und deutscher Idealismus keine leeren Worte waren. Vergessen soll es aber auch, daß die November-Revolution den Geist und alle die Organe, die uns groß gemacht haben, blind zerschlug, so daß wir wehr- und ehelos von Versailles bis zur Aufgabe der Finanzhoheit immer tiefer den Weg der Sklaverei und des Leidens hinabschritten. Wir Völkischen, die wir nicht vergessen und nicht umlernen können und wollen, die man in Wahrheit das Gewissen des Deutsch-

tums genannt hat, wir sollen nun mundtot gemacht werden, weil wir die ewigen Gesetze der Natur und der Geschichte nicht verleugnen; weil wir unser Volk als Ganzes lebensfähig erhalten wollen, weil wir der Lüge von Deutschlands Schuld am Weltkrieg und der Lüge von Deutschlands Befreiung durch die Revolution, deren Aufrechterhaltung dem Friedensvertrag sowie der Republik das Leben verlängern, die ernste, unerbittliche Wahrheit entgegenhalten; weil wir an Stelle des alles zerstörenden Materialismus den lebenserhaltenden Idealismus predigen. Deshalb sollen wir verstummen!

Darf das sein?

Nein und abermals Nein! Die Stimme des deutschen Geistes, die einen Schiller, einen Kant, einen Fichte, einen Stein zu Ahnen hat, — diese Stimme darf und wird nicht verstummen.

Rührt Euch daher, ihr treuen Freunde! Auch an euch ist es zu beweisen, daß man die Worte „Einigkeit und Recht und Freiheit“ nicht umsonst Lügen strafen darf! Erhebt Einspruch gegen die Unterdrückung der völkischen Presse, wo und wann Ihr könnt — in Zeitungen, in Versammlungen, in Eingaben, in Wort und Schrift!

Mehr noch: gründet überall, wo es angängig ist, Lesergemeinden, und verbreitet unsere Zeitschrift und unsere Aufsätze in allen Schichten des Volkes! Helft mit dazu, daß der Geist von 1914, daß der deutsche Idealismus, daß der deutsche Lebenswille nicht erstickt werden, sondern immer mächtiger anschwellen, bis wir wieder als einiges Volk frei und groß dastehen!

Wir wollen trauen auf den höchsten Gott

Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!

München, 21. August 1922.

Verlag und Schriftleitung der Zeitschrift
„Deutschlands Erneuerung“.

Unser Briefwechsel mit dem Preussischen Minister des Innern.

Der Minister des Innern.

Berlin, den 7. August 1922.

N.W. 7, Unter den Linden 72/73.

II G. 2215.

Bekanntmachung.

Gemäß §§ 17, 21 des Reichsgesetzes zum Schutze der Republik vom 21. Juli 1922 — RGBl. I Seite 585 wird die Verbreitung der Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung“, J. S. Lehmanns Verlag, München, innerhalb des Preussischen Staatsgebietes für die Dauer von sechs Monaten hiermit verboten.

Gegen das Verbot ist binnen zwei Wochen vom Tage der Zustellung ab die Beschwerde zulässig. Sie hat keine aufschiebende Wirkung.

Zu widerhandlungen gegen das Verbot werden gemäß § 22 des Gesetzes vom 21. Juli 1922 bestraft.

Gründe:

In Heft 7 der Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung“, 6. Jahrgang, vom Juli 1922, ist ein Artikel „Bild der Lage“ von Dr. Erich Kühn in München abgedruckt.

In diesem Artikel heißt es:

„Man vergleiche z. B. einmal die Unverfrorenheit, mit der ein Rathenau die beschämend ergebnislose Konferenz von Genua der verblüfften Mitwelt

als ‚welthistorische Leistung‘ aufzuschwätzen wagte, etwa mit der Demut, mit der weiland Wilhelm I. bei einem immerhin etwas wichtigeren Ereignis meinte: ‚Welche Wendung durch Gottes Fügung! — — — Dann wird man den richtigen Maßstab für die Mentalität unserer neuen Herren finden. Ihre einzige Kunst neben dem Geldmachen ist tatsächlich die Wortmalelei, Wortgaulelei Möglich ist natürlich, daß auf Rathenaus Wort von der „welthistorischen Leistung“ des Genueser Bluffs anzuwenden ist, was Dr. Bernhard Friedrich über die ‚Sprache der Juden‘ festgestellt hat, nämlich, daß alle derartig tönenden Redensarten für die Juden immer noch einen heimlichen Lebensinn haben, der nur ihnen verständlich ist.“

In diesen Ausführungen ist eine Beschimpfung des ermordeten Reichsministers Dr. Rathenau zu erblicken. Der Abdruck verstößt daher gegen § 7 Ziffer 2 des Reichsgesetzes vom 21. Juli 1922 in Verbindung mit § 21 daselbst.

Weiter heißt es in dem Artikel:

„Vorläufig hat es damit allerdings noch gute Wege. Dieser Republik schwört der deutsche Arbeiter Treue und Liebe bis zum Grabe, weil in¹⁾ der Schmutzpfütze ein Schild steht ‚Volksregierung‘. Bewundernd bleibt sein Blick an dem Schilde haften, — was dahinter steckt, sieht er nicht.“

Diese Worte stellen eine grobe Beschimpfung der verfassungsmäßig festgestellten, republikanischen Staatsform des Reichs durch gleichzeitige Herabwürdigung der Mitglieder dieser republikanischen Regierung dar und verstößen gegen § 2 Ziffer 1 des Gesetzes vom 21. Juli 1922.

gez. Severing.

Beglaubigt.

(Stempel)

gez. Holle

Ministerial-Kanzleisekretär.

München, den 25. August 1922.

Dr. R/O.

An den Herrn Minister des Innern

Berlin, N.W. 7.

Preussisches Ministerium des Innern.

Unter den Linden 73/73.

Beschwerde

zu II G. 2215.

Sehr geehrter Herr Minister!

Am 22. August wurde uns die beglaubigte Abschrift der Verordnung vom 7. August ds. Jahres zugestellt, wonach die Verbreitung unserer Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung“ auf die Dauer von 6 Monaten für das Preussische Staatsgebiet verboten wird.

Zu unserer Beschwerde vom 21. August, die wir absandten, ohne im Besitz der Zustellung zu sein²⁾, gestatten wir uns nummehr noch Folgendes ergänzend auszuführen:

Die beanstandeten Sätze, welche zu dem Verbreitungsverbot Anlaß gegeben haben, sind nicht, wie wir aus Pressenotizen glaubten entnehmen zu müssen, im August, sondern im Juliheft aufgefunden worden. Im ganzen sind

¹⁾ Vom Minister falsch zitiert. Wir druckten „an“ statt „in“. Die Schriftleitung.

²⁾ Wir sandten, da wir 14 Tage auf die Zustellung vergeblich warteten, um sicher zu gehen, zunächst eine vorläufige Beschwerde. Die Schriftleitung.

es etwa drei Sätze, welche dazu geführt haben, daß eine seit fünf Jahren bestehende angesehenere Zeitschrift in Preußen unterdrückt wird, die wohl, ohne daß wir ihre Bedeutung und ihre Verdienste überschätzen wollen, an ihrem Teil ein gutes Stück mit dazu beigetragen hat, daß vaterländische Gesinnung, soziales Bewußtsein und Verantwortungsgefühl in dem durch Krieg und Revolution heraufbeschworenen Chaos nicht erloschen sind.

Kein äußerlich haben wir zu bemerken: der beanstandete Aufsatz „Bild der Lage“ ist, wie am Kopfe vermerkt steht, am 15. Juni 1922 abgeschlossen. Geschrieben ist er schon geraume Zeit vorher, denn der Verfasser hat sich nachweislich vom 8. Juni ds. Jahres ab bis zum 2. Juli auf einer Vortragsreise durch Österreich befunden.

Nun ist Rathenau unseres Wissens am 24. Juni getötet worden, — zu einer Zeit also, zu der das Juliheft längst abgeschlossen, gesetzt, gedruckt und im Versand begriffen war. — Ferner: Das Gesetz zum Schutz der Republik ist vom 21. Juli 1922 datiert. Es ergibt sich also:

Die beanstandeten Sätze sind geschrieben vor der Ermordung Rathenaus und lange vor Erlass des Gesetzes zum Schutz der Republik. Der in Frage kommende § 7 Abs. 2 des Gesetzes zum Schutz der Republik bedroht denjenigen mit Strafe, „der einen anderen, der als Mitglied einer republikanischen Regierung getötet worden ist, ... beschimpft oder verleumdet.“

Da die beanstandeten Sätze lange vor der Ermordung Rathenaus geschrieben worden sind, können sie unseres Erachtens unmöglich unter § 7 Abs. 2 des Schutzgesetzes fallen, da sie sich auf jemand beziehen, der 3. St. der Abfassung am Leben und nicht getötet war, und dessen Ermordung kein Mensch vorausahnen konnte. Die Verordnung hat diesem Umstand nicht Rechnung getragen. Ferner ist nach allgemein gültigem Rechtsgrundsatz auch dem Schutzgesetz keine rückwirkende Kraft beizumessen, so daß Druckschriften nicht mehr darunter fallen, die lange vor dem 22. Juli hergestellt und erschienen sind.

Weiter hat der Verfasser der Verordnung völlig übersehen, daß der in Abschnitt 2 des „Bildes der Lage“ beanstandete Satz: „Dieser Republik schwört der deutsche Arbeiter treue Liebe bis zum Grabe — weil an der Schmutzpfütze ein Schild steht ‚Volksregierung‘. Bewundernd bleibt sein Blick an dem Schild haften — was dahinter steht, sieht er nicht“ — ein Zitat ist. Er ist als solches ausdrücklich durch Anführungszeichen und durch eine Anmerkung mit Stellenangabe gekennzeichnet. Es ist deutlich angegeben worden, daß die betreffenden Sätze der Nr. 479 des „Hammer“ vom 1. Juni, Seite 226 entnommen sind. Die Verordnung erwähnt davon nichts. Es ist uns nicht bekannt geworden, daß die Zeitschrift „Hammer“ wegen dieser Sätze in Preußen verboten worden wäre. Es verstieße aber unseres Erachtens gegen das einfachste Rechtsgefühl, ein Zitat zum Anlaß eines Verbotes zu nehmen, während das Original nicht verboten wird. Selbstverständlich zieht wir daraus nur die Folgerung, daß auch das Zitat unbeanstandet bleiben, nicht etwa, daß nun auch das Original verboten werden müßte. Schon diese mehr äußeren Bedenken, die wir gegen diese Verordnung einzuwenden haben, legen es uns nahe, den Antrag zu wiederholen, das Verbot für Preußen sofort aufheben zu wollen.

Im allgemeinen bemerken wir noch folgendes: Wir müssen zugeben, daß es für Rathenau, seine Kollegen, Parteigenossen und Anhänger keineswegs angenehm sein kann, wenn ein Vergleich zwischen ihm und Kaiser Wilhelm I., wie er in dem ersten beanstandeten Satz gezogen wird, nicht zu seinen Gunsten

ausfällt. Aber daran sind wir unschuldig, und kein Gesetz, kein Verbot vermag den geschichtlichen und sittlichen Maßstab zu zerstören, den wir als Beobachter und Deuter der Gegenwart aus sachlichen Gründen anzulegen für unsere Pflicht erachten. Wir bitten, in dieser Beziehung so ernst wie möglich genommen zu werden. Sollte dieser geschichtliche und sittliche Maßstab anderen unbequem oder gar fremd sein, so sind wir abermals daran unschuldig. — Aus dem Text der Verordnung, aus ihrer äußeren Form erhellt, daß besonders das Wort „auffschwätzen“ in Verbindung mit Rathenau als Beschimpfung bzw. Verleumdung aufgefaßt wird. Wir vermögen uns dieser strengen Auslegung nicht anzuschließen. Im politischen Kampf kann man nicht immer mit Samthandschuhen arbeiten, doch davon ganz abgesehen, wird man schwerlich Richter finden, die bei einer Privatlage in dem Ausdruck „auffschwätzen“ eine Beleidigung des etwaigen Klägers erblicken und zu einer Verurteilung kommen würden! Was aber nicht Beleidigung ist, kann noch viel weniger Beschimpfung oder gar Verleumdung sein.

Im allgemeinen wäre zu diesem Punkt noch zu sagen, daß wir mit der Anschauung, die Konferenz in Genua sei für die Lebensbelange des deutschen Volkes ohne wesentliches, die Lage besserndes Ergebnis verlaufen, durchaus nicht allein stehn. Wir fragen: wo waren und wo sind diese Ergebnisse? Weder in politischer noch in wirtschaftlicher Hinsicht hat diese Konferenz für Deutschland Erleichterungen gebracht. Schon allein der Stand der Mark, der ja für weite Kreise der einzige Maßstab für das Wohlbefinden unseres Vaterlandes geworden ist, dürfte unsere Behauptung rechtfertigen. Einem Volke, das gerade nach dem Ausspruch seiner jetzigen Führer politisch reif und mündig ist, daraufhin die Konferenz als „welthistorische Leistung“ hinzustellen, halten wir diesem Volke gegenüber geradezu für unverantwortlich, und der Ausdruck „auffschwätzen“ erscheint beinahe noch milde gegenüber einem solchen Verfahren, bei dem das reife und mündige Volk über die wahre Lage, sagen wir: im Dunkeln gelassen wird.

Weiter: Daß Rathenau Rasse-Jude war, kann nicht geleugnet werden. Er hat es selbst oft genug betont. Der Umstand, daß er Minister wurde, hat die Tatsache seiner Rassenzugehörigkeit nicht auszuschalten vermocht. Der Umstand, daß die Juden Eigenschaften aufweisen, die für Andersrassige Befremdliches, ja Gefährliches in sich bergen, fällt abermals nicht uns zur Last. Wenn ernste wissenschaftliche Forscher sich mit den jüdischen Rasseeigentümlichkeiten befassen und an Hand geschichtlicher Tatsachen zu dem Ergebnis kommen, daß Juden die Sprache ihrer Wirtsvölker manchmal noch mit einem, nur ihnen verständlichen Nebensinn gebrauchen, wird man es niemals hindern können, daß man aus sachlichen Gründen und im Interesse des Vaterlandes dies Forschungsergebnis auch auf einen Juden anwendet, der Minister geworden ist, um so weniger, als die geschichtliche Entwicklung deutlich für die Richtigkeit dieses Forschungsergebnisses spricht. Und man könnte darin doch nur eine Beleidigung, Beschimpfung oder Verleumdung erblicken, wenn Juden selbst es so empfänden. Nach der Veröffentlichung des herangezogenen Aufsatzes von Dr. B. Friedrich ist uns aber bis heute keine Stimme aus dem jüdischen Lager bekannt geworden, welche die darin niedergelegten Forschungsergebnisse als Beleidigung, Beschimpfung oder Verleumdung bezeichnet hätte. Hat die Regierung der Preussischen Republik die Verpflichtung, päpstlicher als der Papst, empfindlicher als die Juden selbst zu sein? Es ist uns unverständlich, wie man aus der angeführten Stelle eine Beschimpfung konstruieren kann.

Was endlich das Zitat aus dem „Hammer“ anbelangt, so bezieht sich dies nach unserer Auffassung durchaus nicht auf die „Vollregierung“, sondern auf die gesamten Zustände, wie sie derzeit leider im Volke vielfach zutage treten. Kein ernsthafter Beobachter kann leugnen, daß Bestechlichkeit, Wucher, Schiebertum, Partisanismus, brutaler Egoismus, gemeingefährliches Verbrechen bei uns in einem unerhörten Ausmaße vorwalten. Das Zitat meint unseres Erachtens, das Volk sieht über alle diese an eine „Schmutzpfütze“ gemahnenden Zustände duldsam hinweg, weil ihm die Tatsache, daß wir in einer Republik mit einer Vollregierung leben, alle üblen Zeitercheinungen reichlich wett zu machen scheint. In dem Zitat ist mit keinem Wort angedeutet, daß die „Vollregierung“ an der „Schmutzpfütze“ die Schuld trage oder sie gar verkörpere. Uns hat, als wir das Zitat abdruckten, eine Beleidigung, wie wir mit gutem Gewissen versichern können, völlig fern gelegen. Sollte nicht erst eine, aus uns nicht bekannten Gründen geborene Überempfindlichkeit eine Auffassung des Zitates als Beschimpfung konstruiert haben? Wir jedenfalls lehnen eine solche Auslegung mit den daraus gezogenen Folgerungen entschieden ab.

Wir haben dargelegt, daß das Verbot der Zeitschrift aus formalen wie aus inneren Gründen nicht gerechtfertigt ist, und beantragen daher wiederholt die Aufhebung des Verbotes.

Zum Schluß bemerken wir noch: wir sind der Ansicht, daß geschichtliche Tatsachen und die Art, sie zu bewerten, nicht durch ein Verbot, diese Bewertung in Druckschriften zu verbreiten, aus der Welt geschafft werden. Genau so, wie die marxistische Geschichtsauffassung den Anspruch auf Geltung erhebt, genau so erhebt ihn die idealistisch-philosophische. Wir sind nicht die Einbläser sondern nur das Sprachrohr der zu Zweit genannten Auffassung, und durchaus nicht das einzige. Diese Auffassung wächst allgemein. Von den jetzigen Leutern der deutschen Geschichte ist oft genug verkündet worden, daß sie eine Ära heraufführen würden, in der es nur noch geistige Kämpfe gäbe. Ein einfaches Zeitschriftenverbot scheint uns den Methoden des geistigen Kampfes zu widersprechen. Wenn Taten und Tatsachen der republikanischen Regierung Recht, uns mit unserer Auffassung Unrecht gäben, wenn man uns bewiese, daß wir die Dinge falsch sehen — wir wären die ersten, es ehrlich anzuerkennen! Bis dahin halten wir es aber für unsere vaterländische Pflicht, zu den Ereignissen der äußeren und inneren Politik parteilos in einer Weise Stellung zu nehmen, die unserer Auffassung von den Lebens- und Zukunftsmöglichkeiten sowie von den Lebens- und Zukunftsnotwendigkeiten unseres Vaterlandes nach unserer ganzen Weltanschauung entspricht. Daran wird uns kein Verbot hindern. Selbstverständlich tun wir das in einer Form, die nicht gegen bestehende Gesetze verstößt.

Wir beantragen, auch diese Eingabe als Beschwerde dem Staatsgerichtshof zur Entscheidung zu überweisen.

In vorzüglicher Hochachtung
ganz ergebenst

der Verlag
gez. J. S. Lehmann.

die Schriftleitung
gez. Dr. E. Kühn.

Grundlagen zum Aufbau des deutschen Volkes.¹⁾

Von General der Infanterie Alfred Krauß.

I.

Das deutsche Volkstum.

Dem deutschen Volke fehlt der (den Volkstörper) schützende Panzer, das Volkstum. Ungeschützt liegt der Volkstörper zutage, allen Angriffen der Feinde, die gegen die Einheit des Volkes gerichtet sind, schutzlos preisgegeben.

Woran liegt es, daß diesem großen, im Grunde genommen so edlen und tugendreichen Volke, diese Voraussetzung aller höchsten Leistungen fehlt, das Volkstum, das Volksegefühl, und damit auch aller anderen so selbstverständlichen Pflichten gegen die Gesamtheit des Volkes? Woher kommt es, daß so vielen Deutschen sogar der Begriff des Volkes fehlt, und daß es möglich ist, „völkisch“ und „national“ öffentlich als etwas Verwerfliches und Verdammenswertes zu bezeichnen, ohne daß diese Freveler am Heiligsten eines Volkes durch einen Sturm der Entrüstung zerschmettert werden?

Kann man je einen Franzosen von einem „provençalischen“ oder „breitagnischen Volk“ sprechen hören, oder einen Italiener von einem „lombardischen“ oder „venetianischen Volk“? Nein! Der Begriff „Volk“ liegt für sie nur im Ganzen, im französischen und im italienischen Volk. Und wenn heute die Irländer die Zugehörigkeit zum englischen Volk voll Empörung ablehnen und sich als irisches Volk fühlen, dann liegt darin nicht nur die Ablehnung jeder Gemeinschaft mit dem Engländer, die Betonung der Selbständigkeit, sondern die höchste Feindschaft, der gesunde, natürliche Haß gegen die feindlichen fremdrazigen Unterdrücker.

Nur bei den Deutschen sehen wir den irreführenden Gebrauch, daß irgendein beschränkt staatlicher Begriff dem Volksgedanken unterschoben wird, ohne daß sich dagegen das einfachste Gefühl des Volkes aufbäumt. So wird von einem preussischen, bayrischen, sächsischen Volk oder, in geradezu volkschänderischer Weise, von einem österreichischen Volk gesprochen, in der ausgesprochenen Absicht, diesen falschen Volksbegriff an die Stelle des einzig wahren Volksbegriffes zu stellen und so durch Irreführung Gegensätze und Feindschaft auszulösen. Und so empfindlich ist der panzerlose deutsche Volkstörper, daß schon solche frevelhafte Angriffe genügen, um ihn tief zu verwunden und das schwache Volksegefühl irrezuführen. Man will nicht erkennen, daß es nie ein preussisches, bayrisches oder sächsisches Volk gegeben hat und geben kann, ebensowenig wie ein österreichisches, sondern, daß die Bevölkerung dieser Staaten nur Teile des deutschen Volkes sind, daß man daher nur von der Bevölkerung Preußens, Bayerns, Österreichs, oder von den Bürgern Preußens, Bayerns und Österreichs sprechen darf, will man nicht das hehre deutsche Wort „Volk“ als Inbegriff der Gesamtheit aller Deutschen wissenschaftlich mißbrauchen. Wir müssen es daher lernen, die falschen juristischen Deutungen des Wortes und Begriffes „Volk“ abzulehnen, sowie es die Kaiser von Öster-

¹⁾ Die ganze Arbeit erscheint als Sonderdruck.

reich lernen mußten, von den irrigen Wendungen „mein Volk“ und das „österreichische Volk“ überzugehen auf die richtigen: „Meine Völker“ und „die Völker Österreichs“. Heute sind die Völker Österreichs abgefallen, und übrig geblieben ist nur die deutsche Bevölkerung Österreichs als Teil des deutschen Volkes.

Das „Volk“ stellt die höchste, nach einheitlicher Abstammung, Sprache, Gesittung und Kultur bestehende Einheit der Menschheit dar, es ist gewissermaßen die höchste Ausgestaltung der Grundlage aller Sittlichkeit, der Familie, zur Einheit der Volksgemeinschaft.

Ohne Familiensinn, ohne Erfüllung der natürlichsten aus der Blutgemeinschaft stammenden Pflichten gibt es keine Sittlichkeit der Einzelmenschen. Meist gehen auch tierisches Verbrechen und Mangel an Familiensinn Hand in Hand.

Mit der weiteren Entwicklung der Menschheit in sittlicher Richtung mußte der Pflichtenkreis sich weiter erstrecken auf alle Geschlechter gleichen Blutes, gleicher Abstammung, gleicher Rasse, also gleicher Art, was meist auch mit gleicher Sprache und gleicher Kultur verbunden war. Diese höchste, durch Sitten und Pflichten verbundene Einheit von Menschen gleicher Art bildet ein „Volk“. Jedes Einzelwesen eines Volkes ist durch Blut und Art gegenüber der Gesamtheit verpflichtet. Diese Verpflichtung besteht als Naturgesetz. Die Mißachtung dieser Naturpflicht zeigt von Entartung und Verbildung, ist daher ein sittlicher Mangel des Einzelmenschen oder des ganzen Volkes.

Gemeinsinn, Einordnung ins Ganze, Aufopferung für das Ganze im Sinne des Naturgesetzes stehen als Idealismus dem nackten, auf tierischer Lebensbetätigung und auf Genuß gestellten Ichsinn, dem Materialismus, gegenüber. Der Idealismus erhebt zum wahren Menschentum, der Materialismus vertiert.

Die wahre Sittlichkeit erfordert aber nicht nur die Erfüllung der eigenen Pflichten, also gegen die eigene Familie, gegen das eigene Volk, sondern auch die Anerkennung der Pflichten der anderen gegen ihre Familie, gegen ihr Volk. Daraus ergibt sich die Unsittlichkeit aller den Familienbegriff und das Volkstum leugnenden oder verletzenden Handlungen und Richtungen. So erscheint der Internationalismus, ob er sich als schwarzer auf Gott und die Seele, oder als roter auf den Teufel und auf den Bauch beruft, als eine Unsittlichkeit, weil er den Volksbegriff und damit die Volkspflichten leugnet; darum erscheint das Judentum als das unsittlichste Volk, weil es das Volkstum seiner Wirtsvölker aus niedrigem materiellen Eigennutz planmäßig vergiftet.

Familie und Volk sind die Grundlagen aller Sittlichkeit; Familiensinn und Volkstum sind die Voraussetzung aller wahren Menschlichkeit. Nur ein Volk, dessen Einzelglieder von Volksempfinden erfüllt sind, kann die höchste, der Sittlichkeit entwachsende Lebenskraft äußern, nur in einem solchen Volk können alle Familien in Glück und Zufriedenheit ihren Zweck und ihr Dasein erfüllen.

Weil die Begriffe Familie und Volk nicht zeitlich begrenzt sind, sondern zurückreichen in die Vergangenheit und vorgreifen in ferne Zukunft bis an ihren Untergang, erfüllt nur der seine ursprünglichste Pflicht gegen seine Familie, der auch seine Pflicht gegen das Ganze, gegen sein Volk, ganz erfüllt. Erfüllung der Volkspflicht, Wahrung des Volkstums gegen alle Artverletzung, gegen Unterdrückung und Entrechtung ist damit als Inbegriff aller sittlichen Pflichterfüllung anzusehen.

Alle europäischen Völker sind Mischvölker, aus einer Zeit völkischer und sittlicher Unklarheit stammend. Mit zunehmender Gesittung trat die tiefe Artsscheidung ein, denn bei jedem dieser Völker schlägt in Charakterbildung und Gesittung eines der Grundvölker richtunggebend durch, so die gemeinsame Abstammung, die Einheit des Volkes beweisend. Bei den Franzosen schlägt trotz dem edlen Einschlag der germanischen Franken der Gallier durch, bei den Italienern trotz den Longobarden und Goten der romanisierte Italiker; bei den Engländern schlägt in der Charakterbildung der keltische Urgrund durch, den keine noch so edle Einwanderung oder Eroberung, weder die angelsächsische noch die der Normanen, vernichten konnte, ebensowenig wie den gallischen in Frankreich. Die Deutschen sind eine Mischung der Germanen mit der alpinen Rasse und mit Slaven, bei welcher aber das Germanentum in allen Schichten vorherrscht und den Charakter bestimmt und gegeben hat. So sehr also das Germanentum alle europäischen Völker beeinflusst hat, als Nachkommen der Germanen sind nebst den skandinavischen Völkern nur die Deutschen zu betrachten. Das edle Erbe zu erhalten, weiter zu entwickeln und zu vererben ist die Pflicht aller Deutschen. Sich dieses edlen Erbes und der daraus erwachsenden Pflicht bewußt zu sein, ist Volksegefühl, Erkenntnis und Schätzung des Volkstums. Nur ein leidenschaftlich heißes Volksegefühl macht ein Volk so stark, daß es nicht nur an den Randgebieten seines Siedlungsbereiches, sondern auch in der Fremde, sogar bei zerstreuter Siedlung, sein Volkstum, seine Eigenart und Gesittung gegen alle Angriffe und feindliche Einwirkung anderer Völker zu verteidigen und zu behaupten vermag.

Da sehen wir an der Entnationalisierung deutscher Volksgenossen, daß dem deutschen Volke dieses leidenschaftlich heiße Volksegefühl noch ganz mangelt. Zwar macht sich das von Natur aus starke Volkstum des Deutschen im Beharrungsvermögen auch in der Fremde, in der Inselfiedlung oder in zerstreuter Siedlung geltend — er bewahrt seine Art, er bleibt deutsch nach Art und Gesittung, aber er verliert den Zusammenhang mit dem Volk, er geht auf in der Zugehörigkeit zu dem fremden Staat und Volk; er bleibt zwar deutsch aber nicht auch Deutscher, er bewahrt seine Art, aber er verleugnet sein Volk.

Woher kommt das? Nur wenn man das Entstehen eines solchen Mangels an völkischer Sittlichkeit erkennt, kann man ihn verstehen und an seine Behebung schreiten.

Das deutsche Königreich hat kurz nach seinem Entstehen die römische Kaiserwürde als unseliges Erbe vom Frankenreich Karls des Großen übernommen. Diese ihrem Wesen nach internationale Idee des römischen Kaiserreiches hat alle Kaiser der großen deutschen Kaiserfamilie davon abgehalten, ihre Kraft und Sorgfalt allein dem deutschen Königreich, dem deutschen Volk zu widmen. Ihr ganzes Streben ging nach Rom; diesem Traum opferten sie die deutsche Wirklichkeit. Immer mehr verfiel die Königsmacht zugunsten der Herzogsgewalt, zahlreiche neue Teilfürsten entstanden, bis endlich der an der internationalen Idee krankende deutsche Reichkörper in zahllose selbständige Gebiete zerrissen war, die nicht nur ständig untereinander Krieg führten, sondern nur zu oft auch gegen den König das Schwert zogen. Dem mittelalterlichen Herrenbegriff entsprach es, daß jeder Fürst, jedes Kloster, jeder Herr sein Land und dessen Bewohner als seinen „Besitz“ betrachtete. Er hatte selbstverständlich kein Interesse an den Gebieten jenseits der Grenzen seines Besitzes, an dem „Besitz“ anderer, außer das Interesse, sich diesen fremden Besitz an-

zueignen. Unzählige Feinden entstanden dadurch zwischen den Nachbarn, die so zu Feinden wurden. Diese Feindseligkeit übertrug sich natürlich mit der Zeit auch auf die „Untertanen“. Je öfter die Fürsten des Besitzes wegen mit den Nachbarn in Streit gerieten, desto mehr setzte sich der Begriff der Feindschaft auch in der Bevölkerung fest; sie sah jenseits der Grenzen des Besitzes ihres Fürsten nicht deutsche Brüder wohnen, sondern Feinde. Je öfter diese Kämpfe stattfanden, je empfindlicher die Niederlagen waren, je schimpflicher man sie empfand, desto tiefer wurde die Abneigung zwischen den Bewohnern zweier Teilstaaten, die doch alle dem deutschen Volke angehörten. Diese Abneigung konnte sich sogar bis zum Haß steigern, zum — falsch bezeichneten — Stammeshaß. Das deutsche Volk ist ja das merkwürdigste Volk der Erde. Seine Gutmütigkeit und Friedfertigkeit machen es fast unfähig zum Hassen. Selbst der härteste Feind vermag zwar den Furor teutonicus auszulösen, die Kampfesfreude, die allen Feinden zum Schrecken wird, aber gehaßt bis über seine Niederwerfung hinaus wurde von den Deutschen noch kein Feind, nicht einmal der Franzmann. Der Deutsche kennt den natürlichen, gesunden Haß gegen seine Feinde nicht. Dagegen vermag er es, seinen Volkstörper durch alle möglichen künstlich genährten Haßformen zu zerreissen.

Da kennt man den Parteihass, eine durch Hetzreden und Wählerarbeit großgezogene Haßform, die es förmlich ausschließt, daß politische Parteien sich nähertreten und zum Wohle des Volkes zusammenarbeiten.

Dann kennen wir den Klassenhaß. Indes der Parteihass den Volkstörper in senkrechter Richtung spaltet, zerreißt der Klassenhaß das Volk nach der horizontalen Richtung. Von gewissenlosen, volksfremden Hetzern geschürt, wächst sich der Klassenhaß bis zum Bürgerkrieg aus, ohne die Erkenntnis aufkommen zu lassen, daß alle Stände und Klassen eines Volkes nur zusammen gedeihen können.

Eine der häßlichsten Haßformen ist der Religionshaß. Die grausamsten Kriege verdanken dieser künstlich erzeugten, unnatürlichen Haßform ihr Entstehen. Aber selbst heute, in der aufgeklärten Zeit, in der die Religion immer mehr auf sich selbst gestellt, ihre hohe Aufgabe in friedlichem Wirken erfüllen sollte, finden wir gewissenlose Hetzer an der Arbeit, auch dieses Sittengesetz zur Zerkleinerung des deutschen Volkes zu mißbrauchen und die Bekenntnisse des deutschen Volkes gegeneinander zu verhetzen.

Und endlich als letzte und unsinnigste Haßform haben wir die eingangs geschilderte, durch eine jahrhundertlange geschichtliche Entwicklung großgezogene Haßform, den Stammeshaß! Diese Bezeichnung ist, wie erwähnt, falsch, denn Ursprung und Gefühl haben nichts mit den deutschen Stämmen zu tun, sondern sie wurzeln in der geschichtlichen Feindschaft der deutschen Kleinstaaten untereinander, und zwar nicht einmal in der Feindschaft der Staaten und ihrer Bevölkerungen schlechtweg, sondern in der Feindschaft der herrschenden Dynastien, deren Machtstreben — deren Hausmachtpolitik — bis in die letzte Zeit die Grundursache aller deutschen Kämpfe gewesen ist.

Alle diese Haßformen sind nicht auf natürlichen Gegensätzen aufgebaut, sie entspringen nicht der aus verschiedenen Naturanlagen erwachsenden Feindschaft verschieden gearteter Menschen, die eben nie in Frieden nebeneinander leben können, sondern immer wieder im Kampf aufeinanderprallen müssen, wie es bei den verschiedenen veranlagten Völkern der Fall ist.

Der Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen, der in der grundverschiedenen Wesensart beider Völker gelegen ist, kann durch gar keine menschliche Einwirkung behoben werden; nur durch eine Artmischung, also durch Aufgehen beider entgegengesetzter Arten in einer dritten Art, könnte der Gegensatz zwischen diesen beiden aufgehoben werden, was aber keinen tatsächlichen Erfolg bedeuten könnte, weil damit der Gegensatz dieser neuen Art gegen andere bestehende Arten um so schärfer hervortreten müßte. In der Artverschiedenheit der Völker und in dem daraus erwachsenden Kampfe liegt eben das Leben der Menschheit, zu dem Liebe und Haß in gleichem Maße nötig sind.

Demgegenüber sind die das deutsche Volk zerreisenden Gegensätze das Ergebnis einer falschen Entwicklung der Lebensverhältnisse des deutschen Volkes, also das Ergebnis willkürlich veränderbarer menschlicher Einwirkung. Sie müssen mit der verursachenden Einwirkung fallen. Mit der Erkenntnis der Schädlichkeit des Parteiwesens und mit der Abkehr von dem Treiben politischer Parteien wird der Parteihaß verschwinden mit der Erkenntnis, daß alle Teile eines Volkes nur in einem gesunden, glücklichen Volke gedeihen können, wird die Klassenbege ihre Wirksamkeit verlieren. Der Gegensatz des Bekenntnisses: katholisch oder protestantisch, wird noch am schwersten zu überwinden sein, denn zu groß ist die Macht des Glaubens und zu tief daher auch die Wirkung eines Mißbrauches dieser Macht zur Verhegung statt zur Ersittlichung. Aber der aus diesem Mißbrauch folgende Verfall der Religion wird die Heilung bringen. Die Zeit des wirksam werdenden Religionshasses ist hoffentlich vorüber. Mit dem Fall der Dynastien, vor allem mit dem Fall der beiden mächtigsten, miteinander im ewigen Rangstreit gelegenen Familien, Habsburg und Hohenzollern, ist die eigentliche Ursache des sogenannten Stammeshasses beseitigt.

Damit liegt der Weg offen für eine zielbewußte Arbeit Aller, die an der Aufrichtung des deutschen Volkes werktätig mitarbeiten wollen.

Die künstlich in das deutsche Volk hineingetragenen Gegensätze und die daraus entstandenen bis zum Haß gesteigerten Abneigungen müssen beseitigt werden und die geringe Fähigkeit des deutschen Volkes zu hassen muß dorthin gerichtet werden, wohin sie der Natur nach gerichtet sein soll, gegen die Feinde des deutschen Volkes, deren es ja nach allen Seiten nur zu viele hat. Dorthin gerichtet, wird der Haß als natürliches und daher nütziges Gefühl an der Gestaltung einer besseren Zukunft des deutschen Volkes mitarbeiten können.

Auf die Schwäche des deutschen Volksgefühles bauen die Feinde des deutschen Volkes ihre Pläne zur Niederwerfung und Anebelung des ganzen Volkes.

„Zwanzig Millionen Deutsche sind zuviel auf der Welt!“ — dieses haßerfüllte Wort Clemenceaus gibt die Absicht und den Plan der Feinde deutlich kund. An allen Randgebieten wurden weite Landstriche mit fast rein deutscher Bevölkerung vom Reich und vom deutschen Volke losgerissen und einer brutalen, auf Volkstraub gestellten Gewalt Herrschaft kulturell tiefer stehender, kleinerer Völker unterworfen. Elsaß-Lothringen, das Saargebiet, das Gebiet von Malmédy-Luxen, Schleswig-Holstein, Westpreußen, Oberschlesien, Teile von Tirol, Steiermark, Ungarn und Posen gehören hierher. Man tat aber auch dem eben erst kundgegebenen Selbstbestimmungsrecht der Völker Gewalt

an, weil dieses Recht gerade dem ersten Kulturvoll Europas, dem deutschen Volk, versagt wurde. Deutsche des alten Österreichs wurden an die Tschechen und Polen, an die Serben und an die Italiener ausgeliefert, und der Rest wurde durch den Haß und die Furcht der Feinde zu einer unmöglichen Selbständigkeit verdammt.

Also die hassenden Feinde sind an der Arbeit, um durch Abtrennung von mehr als 20 Millionen Deutschen vom Reich das deutsche Volk zu schwächen, indem diesen 20 Millionen ihr Volkstum geraubt wird. Friedrich der Große hat gesagt: „Die einfachste Vernunft gebietet es, immer das Gegenteil von dem zu wollen und zu machen, was die Feinde wollen und machen!“ Danach verlangt die einfachste Vernunft vom deutschen Volk und seinen verantwortlichen Führern: Unausgesetzt auf den Zusammenschluß aller abgetrennten Deutschen mit dem Reich hinarbeiten; die abgetrennten Volksteile zu beeinflussen und zu ermutigen, sich ihr Deutschtum nicht rauben und nicht stehlen zu lassen, sondern unter dem Druck der Feinde immer leidenschaftlicher zum deutschen Volkstum zu erstarken. Diese Erstarkung als Antwort auf die Gewalt darf aber nicht nur auf die bedrohten Gebiete beschränkt bleiben, sondern muß auch überall im gesicherten Deutschtum, dort wo es heute noch nicht bedroht ist, zur Geltung kommen. Der deutsche Bauer Niederösterreichs pflegt, wenn man ihn an sein Deutschtum mahnt, zu sagen: „Ich spreche ja deutsch, ich bin also eh ein Deutscher, wozu soll ich es noch sagen!“ Die Gleichgültigkeit gegen die völkische Not anderer Deutscher und die stumpfsinnige Erwartung der Gefahr am eigenen Leib, bevor die Abwehr beginnt, die allen Deutschen, die nicht unmittelbar bedroht sind, aus der Zeit der Kleinstaaterei eigen ist, kommt in dieser Ablehnung völkischer Betätigung voll und ganz zum Ausdruck. Sie ist nicht nur den Bauern eigen, sie reicht in alle Kreise und Stände hinein und kommt auch in der Untätigkeit der Regierenden zum Ausdruck. Sie ist die Grundursache unseres völkischen Elends.

Leidenschaftliche Erweckung des deutschen Volksgefühls, fußend auf dem Haß gegen all die Feinde, die deutsche Volksteile bedrücken und entrechten, aber nicht nur in den in Fremdherrschaft schmach tenden Teilen des deutschen Landes, sondern in allen Gauen des Reiches, auch in den freigebliebenen, ist die Voraussetzung dafür, daß es den Feinden nicht gelingen wird, ihren teuflischen Plan auszuführen. Das leidenschaftliche Volksgefühl wird aus der völkischen Sittlichkeit, zu der sich das Volk durchringen muß, und aus dem Gefühl der unteilbaren Einheit des ganzen deutschen Volkes erwachsen; dieses Volksgefühl wird die Einheit erstreben und auch den Willen schaffen, sie zu erkämpfen um jeden Preis und mit allen Mitteln. Diese Einheit des deutschen Volkes allein wird dem Volke die Sicherheit geben, daß es trotz der Feindschaft aller anderen Völker seine Volksart erhalten wird, daß es nicht untergehen wird in den stärkeren Nachbarvölkern. Wenn es sich aber nicht zu dem leidenschaftlichen Volksgefühl aufrafft, wenn es die sittliche Pflicht des Volkstums nicht erfäßt, wenn es gleichgültig bleibt gegen die Leiden seiner geknechteten Volksteile, wenn es sich damit begnügt, in bodenlos beschränktem Weltbürgertum zu dufeln und sich friedlich mit Industrie und Handel zu betätigen, wenn es dämmern will statt zu leben, roboten statt zu kämpfen, dann wird es sicher als Volk sterben und aufgehen in den lebenskräftigeren und daher lebenswerteren Nachbarvölkern. Dann werden zuerst die jetzt abgetrennten Teile immer mehr und mehr ihr Volkstum verlieren, und wenn die Feinde sehen werden, daß die in volks-

gefühlloser Ehrlosigkeit verkommenen Deutschen keinen völkischen Widerstand mehr leisten, wenn sie ihr stumpfsinniger Glaube an die Menschheit nur mehr zur Arbeit in fremden Dienst befähigt, dann werden die Feinde weiter gehen und immer größere Teile des deutschen Volkskörpers losreißen und sich aneignen, und zwar mit Recht, weil ein Volk, das fremdvölkische oder ehelose Führer verträgt, wert ist zu verschwinden.

Die Voraussetzung eines Lebens als Volk ist die Lebensfähigkeit des Volkes, und die Lebensfähigkeit des Volkes besteht in einem starken und gesunden Volksgefühl. Die sittliche Erstarbung zu einem gesunden, lebhaften Volksgefühl ist die erste und wichtigste Grundlage eines Wiederaufbaues des deutschen Volkes. Alle materiellen Güter der Welt können den Abgang eines sittlichen Volksgehaltes nicht ersetzen.

Pflicht aller sittlich höher stehenden Deutschen ist daher, an der sittlichen Aufrüttelung des Volkes zu deutschem Volksgefühl zu arbeiten. Je stärker die Gegenwirkung der Feinde des deutschen Volkes und seiner Helfersbelfer wird, je gewaltsamere Mittel die Nutznießer des deutschen Elends zur Niederwerfung des völkischen Bewußtseins ergreifen, desto freudiger müssen die sittlich hoch stehenden, d. h. völkisch fühlenden Kreise in den Kampf ziehen, wissend, daß ihrer Sache nichts mehr nützt, als die Tollheit und Unsittlichkeit der volksgefühllosen, international eingestellten Machthaber.

Die gewaltsame Beseitigung von Personen, die bar jedes sittlichen Gehaltes sich an die Macht drängen und diese zu eigenem Vorteil mißbrauchen, war jederzeit das Zeichen einer tiefen Vergiftung der Volksseele, somit eine Krankheitserscheinung, die nie durch einfache Gewaltanwendung, sondern nur durch Behebung der meist in sittlicher Verkommenheit der Führerschicht gelegenen Grundursache geheilt und behoben werden kann.

Wenn man dagegen eine schwere Krankheitserscheinung, wie die gewaltsame Beseitigung Erzbergers und Rathenaus, nur als Anlaß zur Verschärfung der Krankheitsursachen benützt, dann muß selbstverständlich die Krankheitskrise schneller hereinbrechen, — was nur als Vorteil bezeichnet werden kann.

Von dem völkischen Erwachen der maßgebenden Schichten des deutschen Volkes, von der Abschüttelung der demagogischen Verführungen zum Selbstmord, wird die Wiederaufrichtung des gefallenen deutschen Volkes abhängen.

(Sortierung folgt.)

Don Volk und Vaterland.

Die Völker haben bis heute noch nie und nirgends bewiesen, daß sie wirklich frei, d. h. wirklich und dauerhaft sich selbst bestimmend sein können. Johannes Scherr.

Das beste Zeichen, daß ein Volk wirklich frei ist, ist die Sicherheit der Minoritäten. W. Roscher.

Ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins. v. Clausewitz.

Die Vaterlandsliebe ist die erste Tugend des zivilisierten Menschen. Napoleon I.

Der schönste, der sittlichste aller Naturtriebe, welche dem Menschen zukommen, ist die Vaterlandsliebe. — Es gibt keine einzige wahre Tugend und auch kein wahrhaftiges Talent ohne Vaterlandsliebe. Chateaubriand.

Kathenau

über die Ursachen seiner Ermordung.

Von August Püringer.

Ein früherer Berliner Korrespondent des „Nieuwe Rotterdammer Courant“ erinnert jetzt sehr zu rechter Zeit an Betrachtungen eines „deutschen Politikers“, die er mit dessen Einverständnis bereits unter dem 30. September 1921 in seinem Blatte (Abendausgabe) veröffentlichte, und in denen die damals noch viel besprochene Tötung Erzbergers scharfsichtig aus der Seele des sterbenden deutschen Mittelstandes und Adels heraus als eine natürliche krankhafte Reaktion dieser zwei wichtigen Nervenstränge des deutschen Volkstörpers gegen ihre planmäßige wirtschaftliche Abtötung erklärt wird. Diese Betrachtungen bedeuten förmlich einen teilnahmsvollen Verteidigungsversuch jener Attentäter, und so ward ihnen begreiflicherweise keine Verbreitung zuteil von seiten der internationalen Börsenpresse... Trotzdem hätten sie schon damals ungeheures Aufsehen erregt, hätte man nur gleich gewußt, was ihr Vermittler erst jetzt sagen darf, daß sie von niemand anderem als von — Walter Rathenau angestellt waren! Der holländische Journalist erklärt, sogar einen Brief zu besitzen, in dem der verstorbene Minister ihm eigens die tadellose Wiedergabe seines Gedankenganges bescheinigt und bedankt. Ein Zweifel an der Autorschaft der untenstehenden Äußerungen ist daher nicht erlaubt.

Steht es aber so, dann gewinnen die Betrachtungen Rathenaus heute die eindringlichste Bedeutung und gehören wahrlich gerade jetzt an die große Glocke! Denn hier spricht Rathenau selbst über nichts mehr und nichts weniger als über die Ursachen seiner eigenen Ermordung! Daß nicht nur rechts gerichtete Hirne das sagen können, beweist am besten, daß eines der giftigsten deutsch geschriebenen Judenblätter, das „Neue Wiener Journal“, die Rathenauischen Äußerungen kürzlich geradezu unter diesem Titel behandelte, so daß wir also hierin (oben) nur Nachahmer sind und sein wollten; ja, das „N. W. J.“ fügt noch im Untertitel hinzu: „Der Verfolgte als Verteidiger der Verfolger“, und es ist nicht anders! Die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, die zu Lebzeiten Erzbergers bestanden, bestanden zur Zeit, da Rathenau fiel, in einer vor einem Jahre kaum noch für möglich gehaltenen Steigerung weiter, und was Rathenau also nach Erzbergers Ableben aus ihnen folgerte, — natürlich trotz aller Diviseltorenscharfsichtigkeit deutlich vom Standpunkt und in der Mundart der Novemberlinge — gilt zweifellos noch viel eindringlicher für den heutigen Tag! Man höre:

„In Bayern sammeln sich die üblen Säfte des Reichstörpers und verursachen böse und auf die Dauer gefährliche Geschwüre. (Wenn sie heute lebten, würden sich natürlich ein Theodor Körner, ein Griesen, ein Port und Blücher als „üble Säfte des Reichstörpers“ auch in Bayern sammeln! Der Verf.) Die kranken Säfte entstehen durch das Absterben des Mittelstandes, und der Mittelstand sieht an dem Sinken des Marktkurses dahin. Der sterbende und gestorbene Mittelstand ist das gefährlichste Gift im Organismus unseres Staates. An und für sich müßte das Sinken des Marktkurses noch keine Katastrophe bedeuten. In solchen Perioden wird viel Geld verdient. Aktien steigen im Werte, die Industrie hat viel zu tun, alles wird mehr wert, und wie Sie sehen, geben die unvermeidlichen Lohnerhöhungen ohne große Reibungen vor sich. Der Mittelstand aber, der Beamte, der Offizier, der kleine

Kentner, der Gelehrte, Leute mit einem festen Einkommen und Pensionisten werden die Opfer. Sie können von ihren Einkünften nicht mehr leben und fallen wirklichem Elend anheim. Und sie haben Söhne. Das werden dann Rechtsradikale, die Reaktionen und Nationalisten der Tat. In gutem, konservativem Glauben haben die Professoren, die Offiziere, die hohen Beamten ihre Kinder erzogen. Die Studentenkörpers waren Brutstätten konservativer Gesinnung. Nun sind sie es auch für die aus Verzweiflung entstehende Erbitterung. Sie sind die Sammelplätze der Deklaffierten, denen früher Selbstgefühl und Eigendünkel in reichem Maße anezogen war. Oft können die Familien die Kosten des Studiums trotz allen freiwillig ertragenen Entbehrungen nicht mehr decken. Dies wird stets ärger, je mehr die Mark sinkt und das Leben teurer wird. Man kann die Stimmung dieser jungen und anderer nicht mehr so jungen Leuten begreifen, die sich und die ibrigen unter dem gegenwärtigen Regierungssystem in solche Verhältnisse gebracht sehen. Sie wissen diese zwei Dinge: Daß dieses System allem widerspricht, was sie als gut und edel zu betrachten gelernt haben und daß es ihnen und ihren Familienangehörigen elend schlecht geht. Versteht es sich psychologisch nicht von selbst, daß sie einen unmittelbaren Zusammenhang zu sehen glauben und die Meinung zu Taten bestehen bleibt, die der Krieg bereits groß gezogen hat? . . .

Ebenso gefährlich und ebenso begreiflich ist auch die Erbitterung unserer jungen Leute aus der Welt der adeligen Beamtschaft . . . Papa hatte ein Einkommen von 100 000 Mk., mit denen man sich alles erlauben konnte. Jetzt ist die Dienerschaft verschwunden, bloß ein kleiner Teil des verarmten Hauses wird noch bewohnt. Mama macht selbst die Betten, Papa putzt vielleicht selbst seine Schuhe. Die Tochter des Hauses ist ein tüchtiges Mädchen, das vor einigen Jahren noch sicher sein konnte, eine glänzende Partie zu machen. Sie brachte ihrem Mann kostbare Beziehungen und überdies einen netten Brautscbaz in die Ehe. Diese Aussichten bestehen nicht mehr. Sie muß sich um einen Verdienst kümmern. Und es ist unzweifelhaft, daß Sekretärin in einem Regierungsbüro noch das Feinste ist. Sie muß darnach streben, das zu werden, was die Familie immer mit Naserümpfen eine „Tippmamsell“ genannt hat. Sind das nicht Dinge, um die Köpfe junger Leute, die nie dazu verhalten worden sind, sich mit solchen Schwierigkeiten abzufinden und sie zu überwinden, vollständig zu verwirren?“

Der Holländer fügt diesen Gedankengängen u. a. noch hinzu: „So sprach Rathenau über die Ursachen des Mordes an Erzberger. Er wußte, daß andere Morde nicht ausbleiben konnten, er sprach die Befürchtung darüber aus. Im März, als das Gespräch wieder auf den Gegenstand kam, wußte er bereits, daß die Gefahr in erster Linie ihm drohte. . . Aber er tat, was er für gut hielt, und schaute sich nicht ängstlich um.“

D. h. also in klarem Deutsch: Rathenau „hielt für gut“, den deutschen Adel wie den deutschen Mittelstand absterben zu lassen! Und zwar, obwohl er nach seinen eigenen Worten wußte, damit dem Volksorganismus „das gefährlichste Gift“ zu bereiten! Unwillkürlich fällt einem da ein anderer Ausspruch Rathenaus ein, den er merkwürdigerweise ganz offiziell vor dem versammelten Reichstag machte, u. zw. in seiner Antrittsrede als Wiederaufbauminister (8. Juni 1921), als es sich darum handelte, die Gefahren der sogenannten Erfüllungspolitik, die er ja in erster Linie mitverkörperte, zu erwägen; er sagte damals: „Eine Unerfüllbarkeit gibt es nicht. Es handelt sich lediglich darum, wie tief man ein Volk in Not geraten lassen kann.“ Ein Wort aus dem Munde eines „deutschen“ Ministers (Minister heißt auf deutsch „Diener“), das jedem, der es hört, und erst recht jedem, der es überlegt, das Herz im Leibe stillstehen läßt, wie der eiskalte Spruch eines Vivisektors vor seinem zukünftigen Opfer. Und man wird der eigentümlichen Mentalität dieses Mannes erst ganz bekommen, wenn man einen nicht weniger seltsamen Ausspruch seines Freundes Dernburg nicht vergißt — der Wortlaut ist in dessen Nachruf an Rathenau

im „Berliner Tageblatt“ vom 28. Juni d. J. nachzulesen —, wonach in dem verstorbenen „Minister“ des deutschen Volkes vor allem der unermüdlige „Biologe“ und „Synthetiker“ zu preisen war, der mit aller Energie stets darauf aus gewesen sei, treu der jüdischen Rasse wie seinem jüdischen Geschlecht, deutsches Volkswesen mit jüdischem Volkswesen zusammenwachsen zu lassen. Ist das, fragen wir, die Aufgabe eines deutschen Ministers? Mit anderen Worten: Rathenau hielt das Volk Goethes und Beethovens gerade für gut genug, es als Pflanzreis zur Verjüngung des jüdischen Bastardvolkes zu benutzen! Zu diesem Zweck schienen ihm freilich, nachdem die deutschen Dynastien glücklich erledigt waren, der Adel und der Mittelstand, in jedem Volk notorisch die bewußtesten Träger völkischen Eigengefühls, am hinderlichsten. Darum waren (und sind) sie also zum Absterben verurteilt! Die regierenden Sowjetjuden in Rußland haben das ja auch von vornherein gewußt, und haben diese beiden Volksschichten beizeiten vom Gesindel, ihrer „roten Armee“, in ganzen Massen hinschlachten lassen. In Deutschland, dem Land der Dichter und Denker, war natürlich zunächst eine weniger hanebüchene Methode zu wählen, um das deutsche „Pflanzreis“ seines überschüssigen Eigensaftes zu entledigen und damit zur Okulation auf jüdisches Wesen gefügig oder „tauglich“ zu machen. Es war die Methode der langsamen (wirtschaftlichen) Ausblutung der obersten und mittleren deutschen Volksschichten, und dazu waren (oder sind) die jahrelangen grausamen Forderungen des Versailler Vertrages geradezu geschaffen! Also durften diese Forderungen auch nicht (und dürfen niemals!) beanstandet werden, solange Rathenau und seine Leute in Deutschland etwas zu sagen haben...

Wie Walter Rathenau diesen Versuch, dessen unerhörte Waghalsigkeit ihm bewußt war, — wir wissen das nicht nur aus seinen obigen Worten, sondern schon aus seinem Jugendbuch, den „Impressionen“, wo er das Judentum als eine dem Deutschtum tief widerläufige „asiatische Horde“ feststellte —, wie Rathenau also dieses Experiment mit seiner offiziellen Stellung als einer der obersten Diener deutscher Volkswohlfaht für vereinbar halten konnte, darüber ist er seinerzeit von dem Korrespondenten des „N. Kottb. Cour.“ leider — so scheint es — nicht befragt worden! Es wäre auch sehr interessant, zu wissen, wie Rathenau, der doch ein sehr gebildeter, d. i. wohlstudierter und kenntnisreicher Jude war, das Experiment des planmäßigen „Zusammenwachsens“ deutschen Wesens mit dem jüdischen auch nur mit der Voraussetzung zur staatsgrundgesetzlichen Geltung des Judentums als eines angeblichen „Deutschtums mosaischen Glaubens“ für vereinbar halten konnte! Denn die Wohltat gleicher Rechte mit allen blutbürtigen Deutschen erhielten die Juden zwischen 1828 und 69 bekanntlich unter der von ihnen mit höchsten Versicherungen und Schwüren bekräftigten Voraussetzung, daß sie im Deutschtum aufzugehen willens seien, nicht umgekehrt, daß nunmehr das Deutschtum dem Judentum assimiliert werden müsse! Trotz der traffen Unbelehrtheit unserer Urgroß-, Großväter und Väter über das Wesen des Judentums ist nicht anzunehmen, daß sie in die Gleichstellung der Juden als „Deutsche einer besonderen religiösen Spielart“ eingewilligt hätten, falls die Juden damals schon zu erkennen gegeben hätten, es würde nunmehr ihre Hauptaufgabe sein, das deutsche Volk sich zu assimilieren, unter Umständen unter Aufopferung der deutschen Dynastien, des deutschen Adels und des deutschen Mittels-

standes, d. h. der edelsten, intelligenztragenden Kräfte und Säfte des deutschen Volkstörpers...

Daß über diese grausigen Widersprüche bei den Juden von einst und heute längst ein Kelgegefühl im deutschen Volke und die Ahnung eines ungeheuren welthistorischen Truges erwachte — leider einstweilen nur in einem kleinen Teil des deutschen Adels und Mittelstandes! —, eines Truges, der eine volle Sühne unerbittlich verlangt, das hat der scharfsichtige Rathenau zwar sicher gewußt, als er die Ursachen der Auflehnung in der deutschen Jugend gegen das neue System der „Internationalisierung“ (d. h. Entnationalisierung!) Deutschlands mit dem holländischen Journalisten erörterte, er hat das nur wohlweislich bei sich behalten. Hier aber ist es den klug erfassenden obigen Äußerungen Rathenaus mit allem Nachdruck hinzuzufügen: Die wirtschaftliche Verelendung und Enttäuschung als die Ursache anzusehen, die dort und da die Blüte der deutschen Mittelstandsjugend zu so krampfhaften — und trotz allem verwerflichen! — Gewalttaten gegen die heutigen Machthaber im Reiche reizt, bedeutet nur die Hälfte einer Erkenntnis. Die Hauptursache und die furchtbarste Reizung zu solchen Gewalttaten gaben und geben Männer wie Erzberger und Rathenau durch ihre kaltberzigen vivisektorisches Experimente, das Volk Goethes in ein international geschlechtsloses Weisnichts aufzulösen, es national zu entmannen, seiner Wehrhaftigkeit, seiner köstlichen Eigenart überhaupt und seiner natürlichen Freude daran zu berauben! Beide aus einem Welt Herrschaftswahn heraus, der seit Jahrhunderten planmäßig und immer ungezügelter die natürliche Ordnung der Dinge beeinflussen will: Aus dem Weltimperiumswahn des Petruskirchenfanatikers der eine, Erzberger; aus dem Weltimperiumswahn des Judentums der andere, Rathenau. Zerreißt diese Hirn- gespinste beide, und die Welt und die Nationen haben im Nu ihren ersehnten Frieden. Rom und Juda — hier steht der wahre Feind nicht nur für das deutsche Volk, sondern für alle Völker!

Die kranke Treue.

O Treue, du deutsche Treue,
Wie liegst du todeswund!
O bittere Schmach, o Reue, —
Machst du sie uns wieder gesund?

Die Treue! Das war ein Loben!
Wir hielten sie jedem Wicht —
Nur ihm, dem Vater da droben,
Nur ihm und uns selber nicht.

So will sie nun sterben, verderben —
Verdorben — ist sie's nicht schon?
Dann gält' es, den Volkstod zu sterben,
Dem Satan zur Lust und zum Hohn.

Die Treue war unsre Seele,
Gott schuf sein Größtes mit ihr;
Und wenn sie nun ewig fehle,
Was würde dann, Herrgott, aus dir?

Wir wollen ja büßen, bereuen
Auf sengendem, dornigsten Pfad —
Doch endlich gib uns aus Treuen
Ins Herz die heilende Tat!

Friedrich Speyer.



Zur Frage nach der Schuld am Kriegsausgange in Deutschösterreich.

Von Dr. Paul Molisch, Wien.

Daß nach einem großen Unglücke unter den Betroffenen die Frage nach den Schuldtragenden laut wird und nach Beantwortung heischt, ist eine oft zutage getretene und menschlich begreifliche Erscheinung. Nur muß dann verlangt werden, daß die Untersuchung hierüber mit Berücksichtigung aller Möglichkeiten geführt und nichts unversucht gelassen wird, die Frage so gründlich aufzuhellen, als es Zeugenossen, die noch mitten in den Ereignissen oder ihren unmittelbaren Nachwirkungen stehen, nur überhaupt möglich ist. Wird aber die Suche nach den Schuldtragenden von vornherein nur auf einen bestimmten Kreis von Personen beschränkt, während ein anderer völlig unberücksichtigt bleibt, dann muß der Verdacht entstehen, daß der treibende Beweggrund weniger das Streben nach Erforschung der Wahrheit, als vielmehr danach ist, die Aufmerksamkeit von einem gewissen Teile abzulenken.

Dieser Argwohn drängt sich auf, wenn man die Art und Weise betrachtet, in der im Deutschen Reiche und in Deutschösterreich die seit dem Zusammenbruche vielfach aufgeworfene Frage nach der Schuld am Kriege behandelt wird. Während man auf der einen Seite nicht eifrig genug nach einer Schuld am Kriegsausbruche in deutschen Landen suchen kann und damit Geschäfte der Feindmächte besorgt, zeigen die dabei am lautesten Schreienden ein auffallendes Unbehagen, wenn von völkischer Seite die Frage nach der Schuld daran aufgeworfen wird, daß der Krieg einen für uns derart unglücklichen Ausgang nahm. Dann wird versucht die Frage mit dem Schlagwort „Dolchstoßlegende“ zur Seite zu schieben, aber einer Untersuchung darüber geflissentlich aus dem Wege gegangen. Und doch müßte diesen Kreisen, wenn sie sich wirklich schuldlos fühlten, nichts erwünschter sein, als durch eine gründliche Nachforschung die Anklage vom Dolchstoß in den Rücken der Front auf ihre Stichhaltigkeit prüfen zu lassen. Eine Anklage, die merkwürdigerweise auch schon von aufrichtigen Angehörigen der Feindmächte als richtig anerkannt wurde,¹⁾ obwohl sie doch zweifellos die moralische Bedeutung ihres „Sieges“ ganz wesentlich herabmindern muß.

Eine Vereinigung dieser Frage etwa auf Grund von Erhebungen eines Untersuchungsausschusses, wie er im Deutschen Reiche zur Ermittlung einer allfälligen Schuld am Ausbruche, der Verlängerung, oder dem Verluste des Krieges und in Deutschösterreich zur Erhebung militärischer Pflichtverletzungen eingesetzt worden ist, wurde nun in beiden Staaten durch Amnestien vereitelt. Diese zeigten jedoch eine wesentliche Verschiedenheit in ihrem Zustandekommen und damit auch in der Stellungnahme der politischen Parteien ihnen gegenüber. Während im Deutschen Reiche die Amnestie vom 12. November 1918 unter Ausschließung des Reichstags von den „Volksbeauftragten“ verfügt wurde, ist in Deutschösterreich jene vom 14. November durch einen mit den Stimmen aller Parteien gefaßten Beschluß der provisorischen Nationalversammlung erlassen worden. Haben also im ersten Falle die zur Macht gelangten Revolutionäre

¹⁾ Vgl. Einbart, Deutsche Geschichte, 2. Aufl. S. 738.

sich selbst amnestiert,¹⁾ so finden wir im zweiten den Parteiengegensatz ausgeschaltet, was eine sachliche Kritik daran nur erleichtert, keinesfalls aber Anlaß bietet etwa von einer solchen abzuweichen.

Die deutschösterreichische Amnestie, oder wenigstens die Zustimmung auch der nationalen Abgeordneten zu ihr, war durch den Wunsch veranlaßt, die Begründung des neuen Freistaates mit einem umfassenden Gnadenakte einzuleiten und im Besitze der neuerlangten Souveränität sobald als möglich das Begnadigungsrecht auszuüben. Dieser Gedanke mag ja an sich ganz schön gewesen sein, aber man wird doch erhebliche Zweifel darüber hegen dürfen, ob die Verhältnisse, unter denen er zur Verwirklichung gelangte, dazu geeignet waren. Zeiten vermehrten Verbrechertums sind gerade nicht danach angetan, besondere Milde statt der Strenge des Gesetzes walten zu lassen, und gerade nach der Katastrophe des verlorenen Krieges mußte die Befürchtung bestehen, daß das ohnehin schon beträchtlich erschütterte und nicht mehr sehr belastungsfähige Rechtsempfinden durch umfassende Strafnachsicht noch eine weitere empfindliche Schwächung erfahren würde. Dazu umfaßte die Amnestie auch gerade solche vor dem 30. Oktober 1918 begangene Verbrechen gegen die Kriegsmacht des Staates, die für eine Untersuchung der Frage nach der Schuld am Zusammenbruche wesentlich in Betracht kommen konnten, wie z. B. Unternehmungen, die die Moral und Widerstandskraft der Truppen schwächten, oder Streiks und Zerstörungshandlungen im Hinterlande, die eine Schädigung der Armee im Felde etwa durch Beeinträchtigung ihrer Versorgung mit Verpflegung und Kriegsbedarf bewirkten. Ferner fielen unter sie Ausspähung und andere Einverständnisse mit dem Feinde, desgleichen mehrere sonstige dem Militärstrafgesetze zuwiderlaufende Handlungen, wie Gefährdung der Sicherheit der Armee durch Bekanntgabe geheim zu haltender Beschlüsse, Aufträge, Instruktionen usw. an Unberufene u. dgl. mehr.

Besonders von den Sozialdemokraten wird es mit einem Zynismus, den man nun von ihnen schon einmal gewohnt ist, als Märchen hinzustellen versucht, daß die Front von rückwärts erdolcht worden sei. Auch sonst aber kann man gelegentlich der falschen Behauptung begegnen, als wäre der Zerfall des alten Staates die Folge einer militärischen Niederlage gewesen. All dies kann aber nicht der unumstößlichen Tatsache standhalten, daß der letzte große Angriff der Italiener, der am 24. Oktober 1918 im Gebirge einsetzte und dann die Front entlang ans Meer herabrollte, im Wesen abgewehrt wurde, bis er zu jenen Stellen gelangte, an denen infolge des Zerlegungsprozesses im Hinterlande Magyaren, Tschechen und von ihnen angesteckt dann auch Deutsche durch Gehorsamsverweigerungen, sowie Verlassen der Stellung kassende Löhner in die Front rissen. Davon mußte eine Untersuchung der Frage nach der Schuld am Zusammenbruche ausgehen und das im Verlage dieser Zeitschrift erschienene Buch des Generals Kernaue, „Der Zusammenbruch der österr.-ungar. Wehrmacht im Herbst 1918“, gibt treffliche Fingerzeige in dieser Hinsicht. Allerdings wäre auch ohne Amnestie der Kreis der verfolgbaren Schuldigen in Deutschösterreich erheblich geringer gewesen, als im Deutschen Reiche. Denn während dort die Urheber und Vorbereiter der Novemberrevolution ziemlich beisammen blieben, brachte es für Deutschösterreich der Zerfall des alten

¹⁾ Vgl. hiezu Jahrg. 8 Seite 193 dieser Zeitschrift.

Staates mit sich, daß ein großer Teil der für den Zusammenbruch Verantwortlichen ausländische Staatsangehörige wurden. Das gilt nicht nur für die Slawen, sondern z. B. auch für den Grafen Michael Karoly und den ungarischen Kriegsminister Linder, die durch Forderung bzw. Anordnung der Rückberufung ungarischer Truppenkörper eine Hauptschuld am Zusammenbruche der Front tragen.

Trotzdem aber wäre in Deutschösterreich noch reichlich Arbeit zu leisten gewesen, für welche die von Kerchnawe veröffentlichten Akten des ehemaligen Armeeoberkommandos äußerst wichtige Anhaltspunkte bieten. Sie zeigen deutlich, daß der Zusammenbruch seinen Hauptgrund in dem Fehlen des Kampfwillens bei einem großen Teile der Truppen hatte, das wieder durch die Verhältnisse im Hinterlande veranlaßt war. In dieser Hinsicht sind einmal die oft schlechten Verpflegs- und Bekleidungsverhältnisse bei der Armee im Felde nicht ohne Einfluß gewesen, und die von Kerchnawe veröffentlichten Berichte zeigen, daß von militärischen Stellen diesen Verhältnissen rege Aufmerksamkeit gewidmet und nach Abhilfe gesucht wurde. Die Anklagen, die dabei gegen das Hinterland erhoben wurden, hätten nun den Anlaß bieten müssen, zu untersuchen, ob und bejahefalls durch wessen Verschulden, etwa durch Schiebungen, unlauteren Handel, wilde Spekulation u. dgl. die Verhältnisse schlechter wurden, als unvermeidlich war. Es muß doch erheblich zu denken geben, wenn z. B. in einem sehr ernstern Berichte von der Isonzo-Armee anfangs Oktober 1918 u. a. erklärt wurde, „daß die Armee an das redliche Wollen des Hinterlandes, den Kampf bis zum ehrenhaften Ende durchzufechten, nicht mehr glaubt, vielmehr befürchtet, daß im Laufe der Zeit die Desorganisation des Hinterlandes auch die Armee geistig gefährden könnte“.¹⁾ Entscheidend aber war der verderbliche Einfluß, den die politischen Verhältnisse im Hinterlande auf die Unterwühlung und das schließliche Schwinden des Kampfgeistes der Truppen ausübten, und das dafür von Kerchnawe beigebrachte Beweismaterial hat eine wertvolle Ergänzung gerade von sozialdemokratischer Seite erfahren. Der frühere Staatssekretär für Heerwesen Julius Deutsch berichtet in seinen Erinnerungen „Aus Österreichs Revolution“, daß er im letzten Kriegsjahre in den Wiener Kasernen eine weitverzweigte Vertrauensmännerorganisation geschaffen hatte, um die bereits u. a. durch die Presse und Versammlungen „in vollem Gange“ befindliche Agitation „gegen den Krieg“ — das konnte unter diesen Verhältnissen nur bedeuten für den Frieden um jeden Preis, den wir ja nunmehr haben — entsprechend auszunutzen.²⁾ Die militärische Disziplin sollte untergraben werden, und es ist eine Plumpheit sondergleichen, wenn Deutsch die Anklage des Dolchstoßes von rückwärts mit der Behauptung widerlegen will, daß dabei jede Agitation an der Front vermieden worden sei. Selbst wenn eine Einflußnahme auf diese nicht beabsichtigt war, hätte sie bei den vielfachen Beziehungen zwischen Front und Hinterland, die sich durch Briefwechsel, Zeitungen, Beurlaubungen, Einrückungen, Austausch zwischen Ersatzkörper und Armee im Felde ergaben, gar nicht vermieden werden können. Für Desertionen, Meutereien u. dgl., die dann wieder ansteckend und demoralisierend wirkten, mußte so fruchtbarer Nährboden geschaffen werden. Wie sehr man übrigens an führender Stelle der sozialdemokratischen Partei die Tragweite dieses Unternehmens erkannte, ist daraus zu ersehen, daß Viktor Adler seinem Genossen Deutsch davon ab-

¹⁾ Kerchnawe S. 31.

²⁾ A. a. O. S. 7.

riet, über die Organisation dem Parteivorstande Mitteilung zu machen, da dieser sich nicht mit der Verantwortung für eine solche Verschwörung belasten könne! ¹⁾ Eine weitere sozialdemokratische Unternehmung von nachteiligem Einflusse auf die Lage an der Front war ein Streit, der im Januar 1918 in Wien ausbrach und bei der Armee im Felde Unsicherheit hinsichtlich der Munitionsversorgung hervorrief. Dies zu einer Zeit, in der auch italienische Angriffe stattfanden, für die ein Bekanntwerden jener Vorgänge im Hinterlande nur ermunternd wirken konnte. Nach seinen eigenen Mitteilungen hat Deutsch, der damals als Reserveoffizier dem Kriegsministerium zugeteilt war, dort eine regelrechte sozialdemokratische Parteispionage betrieben und durch diese in Fühlung mit seinem an gleicher Stelle Dienst tuenden jüdischen Parteigenossen Otto Bauer wesentliche Dienste zugunsten des Streiks geleistet. ²⁾ Von geradezu zerstörender Wirkung auf die Front war aber das unter Verantwortlichkeit des österreichischen Ministerpräsidenten Freiherrn von Hussarek erlassene kaiserliche Manifest vom 17. Oktober 1918, das den Zerfall des alten Staates unmittelbar einleitete. Es gab, wie in mehrfachen Berichten ³⁾ hervorgehoben wird, den Anlaß dazu, daß die Nationalitäten unter Hinweis auf das Selbstbestimmungsrecht nunmehr die Heimberufung ihrer Truppenteile verlangten. Gerade darin lag jedoch einer der wichtigsten Keime für die zunehmende Kampfunlust der Truppen, die von entscheidendem Einflusse auf das Reissen des Entschlusses war, einen Waffenstillstand selbst unter den härtesten Bedingungen abzuschließen. Aber auch über die Tage des Zusammenbruchs hinaus hätte der gänzliche Zerfall der deutschösterreichischen Truppenteile Erhebungen darüber nahegelegt, daß dem nicht entgegengearbeitet und sogar noch Vorschub geleistet wurde. Aus den übrigens nicht ganz widerspruchsfreien Erinnerungen von Deutsch geht z. B. hervor, daß er aus Furcht vor Putschversuchen den gänzlichen Zerfall des Heeres womöglich noch förderte. ⁴⁾ Manche deutsche Truppenteile kamen noch ziemlich geschlossen von der Front herauf und wurden rasch aufgelöst. Zum Schutze Südtirols gegen die Südslawen, sowie Deutschböhmens und des Sudetenlandes gegen den Raubzug der Tschechen stand aber außer einigen in Südmähren versagenden Volkswehrabteilungen nichts anderes zu Gebote, als papierene Proteste der deutschösterreichischen Regierung. Was jedoch durch einen ernsthaften Widerstand auch damals noch erreicht werden konnte, hat das Beispiel der wackeren Kärntner gezeigt.

Damit sollten nur einige wenige Beispiele dafür angeführt werden, ein wie wichtiges Betätigungsfeld sich für eine Untersuchung nach Schuldigen im Hinterlande geboten hätte, die aber, wie erwähnt, geflissentlich unterlassen wurde. Dafür ertönte nach dem Zusammenbruche der Front in Italien in den Kreisen des Hinterlandes der Ruf nach der Verfolgung Schuldiger in der Armee, der sich alsbald auch in der provisorischen Nationalversammlung erhob. Hierbei scheint es kein Zufall gewesen zu sein, daß der Antrag, der in dieser Hinsicht am 12. Dezember 1918 eingebracht wurde, an erster Stelle die Unterschrift eines Sozialdemokraten trug, dem sich dann auch Angehörige der übrigen Parteien anschlossen. Man wird wohl annehmen dürfen, daß sie aus politischen Gründen dem Rufe nach Ermittlung und Verfolgung allfälliger militärischer Schuld-

¹⁾ Ebendort S. 9.

²⁾ Ebendort S. 8.

³⁾ Kerchnawe S. 98, 104, 105.

⁴⁾ U. a. O. S. 21, 23. Siehe dazu Kerchnawe S. 131.

tragender nicht entgegentraten, um nicht in den Verdacht einer beabsichtigten Verschleierung oder Beschönigung zu geraten. Doch würde schon gegenüber der früher erwähnten Amnestie oder wenigstens ihrer Ausdehnung für sie der Anlaß vorgelegen haben, auf eine möglichst restlose Aufrollung der Frage nach der Schuld am Zusammenbruche hinzuarbeiten und es darauf ankommen zu lassen, ob sich die Sozialdemokraten dem widersetzt hätten. Entweder mache man bei einem derartigen Anlasse einen Strich unter die Vergangenheit, oder man ziehe — wofür ich mich entscheide — die Schuldigen zur Verantwortung. Auf alle Fälle jedoch gehe man wenigstens folgerichtig den einmal betretenen Weg. Aber nach einer das ganze Volk treffenden Katastrophe zuerst einen Teil zu amnestieren und hierauf nur bei einem anderen nach Schuldigen zu suchen, die dann in der Öffentlichkeit mit oder ohne Absicht nur zu leicht als die allein Schuldigen hingestellt werden, widerspricht gesundem Rechtsempfinden und ist nicht geeignet ein erschüttertes Vertrauen in die Staatsgewalt wieder herzustellen. Auch die Ansicht, daß die Menge des Stoffes eine Einschränkung auf die Führer gebiete, rechtfertigt keineswegs von diesen nur die militärischen in Untersuchung zu ziehen, aber von den politischen gänzlich abzusehen. In unserem Falle ergab sich nun für die nichtsozialdemokratischen Parteien eine Lage, die den Mangel an Folgerichtigkeit im Vorgehen deutlich erkennen ließ. Der Bericht, den der ihnen angehörende Abgeordnete Neunteufel am 18. Dezember über den in Rede stehenden Antrag erstattete, führte als eine der Ursachen des Zusammenbruchs den Mangel an Pflichtgefühl in einem Teile der Zivil- und Militärverwaltung an und erklärte, daß sich schwerwiegende Mißstände „unter anderem“ in der Heeresverwaltung und Heerführung gezeigt hätten. Dagegen unterließ er eine Erklärung dafür, warum nur gegen diese eine Untersuchung eingeleitet werden sollte. Wäre auch lückenlose Vollständigkeit nicht zu erreichen gewesen, so hätten doch Erhebungen soweit ausgedehnt werden müssen, als einwandfreie Aufschlüsse zu erlangen waren. Dies verlangte auch der Berichtserstatter, ohne zuzugeben, daß hiermit die Verurteilung einer einseitigen Suche nach Schuldigen ausgesprochen war, wie sie nun betrieben wurde.

Aus dem Antrage ging ein Gesetz vom 19. Dezember 1921 hervor, durch das eine Kommission zur Erhebung und Verfolgung von Pflichtverletzungen militärischer Organe im Kriege eingesetzt wurde. Sie hatte ihre Untersuchungen insbesondere auch auf das Schicksal der deutschösterreichischen Truppen beim Zusammenbruche zu erstrecken, doch konnte dieser Zusatz keinen Ersatz dafür bieten, daß eine außerhalb der Armee liegende Schuld am Zusammenbruche nicht in den Kreis der Erhebungen mit einbezogen wurde. Die hierin gelegene Ungerechtigkeit trat noch greller dadurch in Erscheinung, daß der sozialdemokratische Abgeordnete Leuthner die Verhandlung des Gesetzentwurfes zu den heftigsten Angriffen gegen den „Militarismus“ benutzte und es um der „großen Sache“ seiner völligen Ausrottung willen sogar als berechtigt hinstellte, etwas zu weit zu gehen und vielleicht in gewissem Maße noch über das Recht hinaus Vorwürfe zu erheben! Hingegen war aber gerade die Verfolgung von Personen behindert, die ihre militärische Stellung zum Schaden des Heeres politisch mißbraucht hatten. Die Untersuchungen der Kommission wurden nach dem Gesetze auf Personen vom Truppentendanten oder Gleichgestellten aufwärts und deren Hilfsorgane beschränkt, was der Berichtserstatter damit begründete, daß sonst die Durchführung an der Menge des Stoffes scheitern würde. Ob dies zutroffen hätte und nicht etwa durch gleich-

zeitig arbeitende Unterkommissionen Abhilfe möglich gewesen wäre, mag dahin gestellt bleiben. Nun wurde zwar weiter erklärt, daß die nicht unter das Gesetz Fallenden vor den ordentlichen Gerichten belangt werden könnten, aber der Hinweis darauf unterlassen, daß dies größtenteils bereits durch die Amnestie vereitelt war, wie dann besonders deutlich z. B. folgender Fall zeigte. Aus den erwähnten Erinnerungen von Julius Deutsch geht hervor, daß er und Otto Bauer ihre Offizierspflichten auf das gröblichste verletzt und damit die Armee schwer geschädigt hatten. Daraus hin erstattete u. a. der Landesverband Deutschösterreich des Nationalverbandes deutscher Offiziere gegen beide die Anzeige bei der Kommission. Er verwies auf die von Deutsch geschaffene Militärorganisation, ferner darauf, daß dieser Dinge, die er in seiner dienstlichen Stellung erfahren, oder von denen er sich widerrechtlich Kenntnis verschafft hatte, zum Schaden des Heeres parteipolitisch verwertete, daß er mit Otto Bauer dem Januarstreik von 1918 Dienste leistete u. dgl. mehr. Das schließliche Ergebnis der Anzeige war zwar negativ, aber doch keineswegs wertlos, weil es treffend beleuchtete, zu welchen verzerrten Verhältnissen der besprochene Mangel an Folgerichtigkeit führte. Die Kommission sprach ihre Unzuständigkeit aus, da die Genannten nicht zu den im Gesetze bezeichneten Kommandanten gehört hatten — ob sie nicht als Hilfsorgane solcher in Betracht gekommen wären, ist mindestens fraglich — mußte aber auch von einer Abtretung an das zuständige Strafgericht absehen, weil die nach dem Militärstrafgesetze in Betracht kommenden Handlungen amnestiert waren. Allein nicht nur die Abgrenzung des Wirkungsbereiches der Kommission war anfechtbar, auch an ihrer Zusammensetzung erscheint manches zu bemängeln. Zu Mitgliedern sollten vom Staatsrate „erfahrene unbefangene Männer des allgemeinen Vertrauens“ berufen werden, „die ein der Bedeutung dieser Aufgabe entsprechendes Wissen besitzen“. Nun hatte sich die Kommission mit militärischen Vorgängen und Verhältnissen zu beschäftigen, trotzdem gehörte ihr jedoch, von dem beigegebenen Sekretär abgesehen, keine Militärperson an. Diesem Mangel konnte auch die mögliche Berufung von Sachverständigen nicht gänzlich abhelfen. Denn selbst der tüchtigste Jurist braucht nicht am grünen Tische zutreffende Erhebungen über Vorgänge im Kriege anstellen zu können, wenn er nicht selbst sich in ähnlichen Lagen befunden und dadurch den richtigen Blick für die in Betracht kommenden Verhältnisse gewonnen hat. Völlig unklar ist aber, auf Grund welcher militärjuristischen Sachkenntnis auch ein Professor der Anatomie in die Kommission berufen wurde, der durch seine sozialdemokratische Parteizugehörigkeit allein noch keineswegs die Befähigung nachgewiesen hat, über alles ein maßgebendes Urteil abgeben zu können. Daß ferner von den fünf Mitgliedern, neben denen die Ersatzmänner erst in zweiter Linie in Betracht kamen, drei Juden waren, sei zur Vervollständigung des Bildes noch nebenbei erwähnt. So kann dieser Kommission gewiß keine offiziersfreundliche Befangenheit nachgesagt werden, und doch ist sie, gewiß im Gegensatz zu den Absichten mancher an ihrer Einsetzung Beteiligten, im Wesen zu einer Rechtfertigungskommission für die deutschösterreichischen Offiziere geworden. Nach Beendigung ihrer Tätigkeit wurde durch ein Gesetz vom 24. März d. J. ihre Auflösung verfügt, und dies bildet den äußeren Anlaß zu den vorliegenden Erörterungen.

In auffallendem Mißverhältnis zu der Menge umherflatternder Gerüchte und Beschuldigungen stand die geringe Zahl von Anzeigen, die nach dem Ins-

lebentreten der Kommission trotz wiederholter öffentlicher Aufforderung bei ihr einliefen. Von der alten österreichisch-ungarischen Wehrmacht entfielen beim Zusammenbruche auf Deutschösterreich annähernd 15 000 Berufsoffiziere und ein Mehrfaches hiervon an Reserveoffizieren. Wieviele darunter als Personen vom Truppenkommandanten oder Gleichgestellten aufwärts nebst ihren Hilfsorganen in den Wirkungskreis der Kommission fielen, läßt sich auch nicht annähernd ziffernmäßig feststellen, doch ist die Zahl infolge der besonderen Eignungen Deutscher jedenfalls erheblich größer gewesen, als ihrem zahlenmäßigen Anteil am österreichisch-ungarischen Offizierskorps allein entsprochen hätte. Insbesondere muß berücksichtigt werden, daß auch zahlreiche Reserveoffiziere als Hilfsorgane in Betracht kamen, zumal diese aus Dienstesrücksichten selbst bei überwiegend nichtdeutschen Truppenkörpern oftmals Deutsche waren. Im Vergleiche damit erscheint es verschwindend wenig, daß die Kommission unter Zuhilfenahme der während des Krieges erschienenen Parlamentsberichte, Zeitungen, Flugschriften, der Einvernahme der dort genannten Gewährsmänner und Versendung von etwa 7000 Fragebogen im ganzen 484 Fälle angeblicher militärischer Pflichtverletzungen erhob, von denen sich jedoch 825 wegen ganz ungenauer Angaben u. dgl. als zur weiteren Verhandlung von Haus aus ungeeignet erwiesen. In 12 Fällen wurde eine grobe Pflichtverletzung angenommen, aber keine Abtretung an die Staatsanwaltschaft beschloffen. In insgesamt 147 Fällen ist eine solche erfolgt, doch haben davon bis 1. Oktober 1920 nur vier zur Erhebung der Anklage geführt und ein einziger hat mit der Verurteilung des Angeklagten geendet; seither liegen Angaben noch nicht vor. Gegenüber dieser unverhältnismäßig geringen Zahl belastender Ergebnisse konnte aber die Kommission, wie bei der Verhandlung des Gesetzes über ihre Aufhebung ausdrücklich erklärt wurde, in zahlreichen Fällen grundlos angegriffenen Offizieren zur Genugtuung verhelfen. Der Versuch nun, die geringe Zahl eingelangter Anzeigen — bloß 108 von privater Seite — nur mit der alles im Banne haltenden Not der Zeit, der Scheu vor Verkehr mit gerichtlichen Behörden, oder dem Wunsche nach Ruhe und Vergessen zu erklären, erscheint keineswegs überzeugend. Ihm widerspricht die ständig betriebene militärfeindliche Wühlarbeit der Sozialdemokratie, die sich mit ihrer weit verzweigten Organisation eine solche Gelegenheit zur Erhärtung etwa begründeter Anklagen schwerlich hätte entgehen lassen und außerdem krankt er an dem Fehler, Behauptetes schon als Tatsache anzunehmen. Zur Beurteilung der fraglichen Erscheinung muß vielmehr zunächst berücksichtigt werden, daß die erhobenen Anschuldigungen sich auf die gesamte österreichisch-ungarische Wehrmacht ohne nationale Unterscheidung bezogen hatten, während Erhebungen von vornherein auf jenen Teil ihrer Angehörigen beschränkt werden mußten, die der deutschösterreichischen Gerichtshoheit unterstanden. Dann aber liegt hier wohl ein deutlicher Beweis dafür vor, daß eben während des Krieges und nach dem Zusammenbruche unverhältnismäßig mehr herumgeredet wurde, als sich sachlich rechtfertigen ließ.

Der Schlußbericht der Kommission steht zwar noch aus, doch rechtfertigen schon die genannten Ziffern ein Urteil über ihr Ergebnis, wie ja auch ihre Aufhebung beschloffen wurde, ohne diesen Bericht abzuwarten. Außerdem aber liegt schon seit längerem gerade jener Teilbericht vor, der den Waffenstillstand vom 3. November 1918 zum Gegenstande hat. Er befaßte sich jedoch nur mit den Unstimmigkeiten, die zwischen dem österreichisch-ungarischen Armeeober-

Kommando sowie der italienischen Obersten Seeresleitung über den Zeitpunkt des Beginnes der Waffenruhe bestanden hatten und konnte kein Verschulden des ersteren und insbesondere der Waffenstillstandskommission daran ermitteln. Für uns ist besonders die auch darin enthaltene Feststellung bemerkenswert, daß das Armeeoberkommando durch die Zerfetzungserscheinungen in der — tief im Feindesland stehenden — Armee genötigt worden war, den Abschluß eines Waffenstillstandes zu beantragen. Damit deutete aber auch die Kommission darauf hin, daß es ihr verwehrt blieb, den eigentlichen Ursachen der Katastrophe nachzugehen, denn was sie untersuchen konnte, waren im Wesen nur Folgeerscheinungen. Können wir mit dem zufrieden sein, was sie an positiven Ergebnissen zeitigte, so ist gerade die Hauptsache noch ungeklärt geblieben in dem, was sie durch die Begrenzung ihres Wirkungskreises nicht untersuchen konnte. Ihr Bestreben, sachliche Arbeit zu leisten, soll anerkannt werden, aber ihre Einsetzung nach vorheriger Amnestie für Verbrechen gegen die Wehrmacht war ein politisches Verschleiernsgesicht, mochte es auch von einem Teile nur ungewollt oder unbewußt geführt worden sein. Über die Bestimmung der Kommission äußert sich der Züricher Strafrechtslehrer Haster: „Die ganze Tragik des im Kriege unterlegenen Volkes liegt in diesen kühlen Gesetzesworten. Hätten die Waffen anders entschieden, so wären die Männer, die jetzt mit Schimpf und Schande bedeckt vor den Richter treten müssen, mit dem Siegeslorbeer geschmückte Helden. Mit den hohen Gedanken eines Rechtes, das über den von schwacher Menschenhand gegebenen Gesetzen steht, haben solche Erlasse nicht das geringste gemein.“¹⁾ Gerade weil auch hier die falsche Behauptung vertreten wird, daß die Waffen die Entscheidung gebracht hätten, erscheint diese Einschätzung nur um so bemerkenswerter, zumal sie auch von durchaus unbefangener Seite in einer internationalen wissenschaftlichen Zeitschrift erfolgt ist.

Allein noch ist nicht aller Tage Abend, und die sich heute sicher wahnenden Schuldigen am Zusammenbruche wissen noch nicht, wie sie im Urteile der späteren Milt- und der Nachwelt bestehen werden, vor dem keine Begnadigung schützt. Um so mehr erwächst daher allen volksbewußten Kreisen und insbesondere den völkischen Verbänden die wichtige Aufgabe an der Klarstellung der Vorgeschichte des Zusammenbruches, sowie der Entlarvung der daran Schuldigen mitzuarbeiten und Aufklärung hierüber ins Volk zu tragen, ohne Rücksicht auf jegliche Amnestie!

¹⁾ Schweizerische Zeitschrift für Strafrecht, 32. Jahrg. S. 164.

Parteien.

Daß die Mittelparteien verlieren und die extremen gewinnen, lehrt die Geschichte überall.

* * *

Das gebärgigste aller Monopole ist dasjenige der politischen Einsicht und Tugend, welches einzelne Parteien und Parteiführer sich beilegen.

* * *

Alle Patrioten haben ein Interesse daran, daß der Staat gestärkt werde gegen die Partei.

Otto v. Bismarck.



Französische Eingeborenen-Politik in Afrika und Deutschland.

Ein Vortrag.

Von Dr. Proßter, Neustadt (Orla).

(Schluß.)

II.

Gestatten Sie, daß ich die Charakteristik unserer marokkanischen Zustände mit der Anführung von zwei ausländischen Zeugen beschließe. Der eine ist der bekannte französische Schriftsteller Romain Rolland. Er sagt in einer Antwort auf eine Rundfrage, die französischerseits anfangs 1914 über die Aussichten einer Revolution in Deutschland gestellt wurde, u. a.:

„Die Geister, die sich in Deutschland einmal von der Achtung vor der Autorität, vor allen Autoritäten, freigemacht haben, sind zu einer solchen hemmungslosen politischen, sozialen und moralischen Zügellosigkeit gelangt, daß sie bereit sind, die letzten Abmachungen unter die Füße zu treten, an die sich die freiesten Franzosen, sei es aus Gewohnheit oder Geselligkeitssinn oder aus Klugheit oder aus Gleichgewichtsbedürfnis oder aus Geschmack, noch für gebunden halten.“

Der andere ist lange tot. Er ist der römische Geschichtsschreiber Tacitus. Aber was er vor fast zweitausend Jahren in dem 33. Kapitel seiner Germania sagte, gilt leider auch heute noch. Er erzählt von der Vernichtung der Bructerer, einer germanischen Völkerschaft an der Westseite der Ems und Lippe, nicht durch die römischen Waffen, sondern durch ihre germanischen Nachbarn, „sei es aus Stammeshaß oder Habgier oder durch eine ihm günstige Fügung der Götter“. Er knüpft daran den Wunsch: „So möge denn diesen Völkerschaften wenn nicht ihre Liebe zu uns, so doch ihre gegenseitige Verhegung dauernd bestehen bleiben; denn das Schicksal kann der wartenden römischen Herrschaft nicht besser helfen als durch die Zwietracht der germanischen Feinde.“

Ich habe Ihnen nunmehr noch an einigen Beispielen zu zeigen, wie Frankreich seine Eingeborenenpolitik auf Deutschland anwendet.

Wir haben da zunächst das Schutzgenossenwesen. Die Verordnung 93 der Rheinlandkommission bestimmt:

„Wenn die Rheinlandkommission auf Grund ausreichender Anhaltspunkte der Ansicht ist, daß jemand von irgend einer deutschen Behörde oder einem deutschen Gericht mit Maßnahmen verwaltungsmäßiger, disziplinarischer, strafrechtlicher oder zivilrechtlicher Art bedroht wird, weil er alliierten Besatzungsbehörden Dienste geleistet oder mit ihnen in Beziehung gestanden haben soll, so kann die Rheinlandkommission sich der Sache annehmen, sie kann selbst in der Sache entscheiden und die ergangene Entscheidung einer Revision unterziehen, oder sie kann die Untersuchung der Sache an eine von ihr bezeichnete Gerichtsbarkeit überweisen.“

Wie ich Ihnen oben dargelegt habe, bestand der Vorteil des marokkanischen Schutzgenossenwesens für den Schutzstaat darin, daß der eingeborene Agent, dem man den Schutz verlieh, der marokkanischen Gerichtsbarkeit entzogen wurde und für die marokkanischen Behörden nicht faßbar war. Das im Barbarenstaat Marokko geübte Schutzgenossenwesen ist durch Verordnung 93 im Rheinland

eingeführt worden. Die nationalistischer Übertreibungen gewiß nicht verdächtige Frankfurter Zeitung bemerkte über die Verordnung (19. Juni 1921, Nr. 448):

Die Verordnung muß im besetzten Gebiet und auch im übrigen Deutschland die größte Beunruhigung hervorrufen. Da keine deutsche Verwaltungsbehörde und kein deutsches Gericht im besetzten Gebiet daran denken kann, gegen irgend jemanden wegen einer Handlung einzuschreiten, die nicht einen Verstoß gegen die von der Rheinlandkommission selbst anerkannten deutschen Gesetze enthält, so liegt für erweiterte Sicherheitsmaßnahmen der Alliierten keinerlei Bedürfnis vor. Wenn trotzdem eine neue Verordnung wie diese herauskommt, so kann sie von der deutschen Bevölkerung nur als Prämie auf den Verrat am Deutschtum und auf Liebedienerei gegenüber den Alliierten angesehen werden.“

Über die praktische Anwendung dieser Bestimmung gibt die Behandlung des Falles Smeets, des Herausgebers der „Rheinischen Republik“, lehrreiche Aufschlüsse. Ein Haftbefehl, der im Dezember v. Js. gegen Smeets wegen Nichterscheinens zur Verhandlung vor der Kölner Strafkammer erlassen worden war, durfte nicht vollstreckt werden. Am 12. Februar entschied dann die Rheinlandkommission, daß die Verhandlung stattfinden dürfe. Aber die Vollstreckung des Urteils, das anfangs März gefällt wurde, bleibt untersagt, bis die Rheinlandkommission sich erneut mit der Sache befaßt und endgültig entschieden hat. —

Eine weitere Maßnahme der Besatzungsbehörde betraf die Streitfrage. In der ersten Proklamation des Oberbefehlshabers hieß es — die Worte standen merkwürdigerweise nur im deutschen, nicht im französischen Text —, daß kein Streit geduldet werden würde. Dies wurde aber unmittelbar nachher so ausgelegt, daß es sich lediglich um öffentliche Betriebe, nicht um Privatunternehmungen handele.

Wichtiger als diese Einzelheiten ist die allgemeine Propaganda, die von der Besatzungsbehörde ins Werk gesetzt wurde. Die Franzosen waren kaum in Düsseldorf eingezogen, als die Entente-Prese von Anklagen gegen Stinnes und seine Leute widerhallte, die durch frivole Aussperrungen und Stilllegungen die Arbeiterschaft zur Verzweiflung und zu Ausschreitungen gegen die alliierten Truppen treiben wollten. An dieser Nachricht war kein wahres Wort, und die Franzosen konnten sie durch nichts belegen. Aber die Gefahr bestand allerdings, daß im weiteren Verlaufe der Dinge, wenn die Sanktionen erst einmal ihre volle Wirksamkeit ausgeübt haben würden, notgedrungen Betriebseinschränkungen und Arbeiterentlassungen vorgenommen werden müßten, und für diesen Fall suchte die Propaganda Frankreichs die Verantwortung vor aller Welt von den Alliierten abzulenkten und den deutschen Unternehmern zuzuschieben, von dem näherliegenden Zweck der Verhütung der Arbeitnehmer gegen die Arbeitgeber ganz zu schweigen.

Gleichzeitig bemühte man sich, die Arbeiter zu Sympathieundgebungen für die französischen Kulturträger und Befreier zu verleiten, und trug dafür Sorge, derartige Äußerungen, an denen es nicht fehlte, in der Presse gehörig zu unterstreichen. Gekaufte Gesellen stellten sich am Breidenbacher Hof auf und begrüßten französische Generale mit dem Ruf „Es lebe Frankreich“. Der Gewerkschaftsdeputation, die zu dem französischen Befehlshaber gesandt wurde, werden bedenkliche Äußerungen in den Mund gelegt. Und über die Versammlung der Unabhängigen, in der die französischen Sozialisten Renaudel und Jouhaux als Propagandisten des französischen Militarismus auftraten, werden von der französischen Presse Nachrichten verbreitet, die ganz marokkanisch anmuten. Der Korrespondent des Manchester Guardian spricht von kommunistischen Arbeitern,

denen die deutsche Regierung mehr verhaßt sei als die französische Besatzungsbehörde.

Wie sehr sich der französische Militarismus die Begünstigung links-extremer Elemente in Deutschland angelegen sein läßt — im europäischen Frankreich behandelt er sie anders — zeigt folgender Vorfall:

An den Ostertagen v. Js. unternahmen gegen 800 Kommunisten aus Hochdahl und Erkrath, im Brückentopf von Düsseldorf, einen Putsch gegen Mettmann (nicht besetztes Gebiet), wo sie das Rathaus besetzten, die Reichsbank um erhebliche Beträge beraubten, die Polizisten entwaffneten u. a. m. Ferner „requisitierten“ sie unter Anwendung von Waffengewalt und Drohung Gegenstände von erheblichem Wert in Mettmann. Als der Putsch durch das Eingreifen der Schutzpolizei niedergeschlagen war, beantragte der Landrat des Kreises Düsseldorf beim französischen Kreisdelegierten die Genehmigung zum Erlass eines Haftbefehls gegen die Rädelsführer. Der Kreisdelegierte erteilte die Genehmigung, nachdem er die Beschuldigten persönlich vernommen, unter der Bedingung, daß er über den Verlauf des Gerichtsverfahrens und das Urteil unterrichtet werden müsse, und daß nur wegen gemeiner, nicht wegen politischer Vergehen Verfolgung zulässig sei. Daraufhin wurden zwölf Kommunisten, die zugegeben hatten, sich bewaffnet an den Unruhen in der Mettmanner Gegend, namentlich auch an der Beraubung der Reichsbank beteiligt zu haben, verhaftet und der Staatsanwaltschaft übergeben. Bevor das Verfahren gegen die Verhafteten durchgeführt werden konnte, widerrief der kommandierende General des Brückentopfs Düsseldorf, Hennocque, die erteilte Genehmigung und verlangte unverzügliche Freilassung der Verhafteten. Die Freilassung erschien ihm so dringlich, daß er die Erteilung des Freilassungsbefehls durch den dafür zuständigen Generalstaatsanwalt nicht abwartete, sondern einen General nach dem Gefängnis schickte, wo die Kommunisten saßen, um sie persönlich zu entlassen.

Es würde zu weit führen, alle die Fälle anzuführen, in denen der deutsche Kommunismus dem französischen Militarismus bewußt und planmäßig Vorschub leistet. Erwähnt sei nur als besonders bezeichnend der Fall des Speyerer Bildersturms August/September v. Js. Am Vorabend hatte der Kommunistenführer seinen Schäflein in öffentlicher Ansprache mitgeteilt, daß große Dinge im Werke seien, von denen niemand eine Vorstellung habe, daß hierbei die Arbeiter von niemandem, auch von den bewährtesten Führern nicht, Weisungen annehmen dürften, sondern einzig und allein dem Exekutivkomitee zu folgen hätten. „Wir werden“ — fuhr er fort — „den ändern — Ihr wißt, wen ich meine — nicht blindlings folgen, sondern zuerst vereinbaren, was sie uns bieten; Ihr dürft aber sicher sein, daß Eure Interessen gut gewahrt sind. Zum Schlusse spreche ich Euch im Auftrage des französischen Stadtkommandanten seine volle Anerkennung für Eure Haltung aus. Und nun wollen wir ruhig auseinandergehen, um nicht die Gunst der Besatzungsbehörden zu verlieren.“ Dann kam der Bildersturm. Die photographischen Apparate französischer Offiziere und Damen standen schon längst bereit, um die stürmische Kundgebung der Parteien der Linken in Speyer für alle Zeiten festzuhalten. Die Illustration bringt sie wenige Tage später schon in großer Aufmachung heraus. Und als dann die Führer der Demonstranten, Wilhelm und August, verhaftet wurden, sprachen sie die Drohung aus: „Wenn einem von uns etwas passiert, kann der Regierungspräsident den Koffer packen und über den Rhein gehen.“ Nach dem Sturm auf das Rathaus wurden Kuchen und Torten, Wein und Bier von den Franzosen freigebig gespendet, und als einer der Führer aus der Haft zurückkam,

fuhr das Auto im Triumphzug durch die Hauptstraßen und brachte ihn in das französische Stabsgebäude.

Das Idyll wäre unvollständig, wenn unerwähnt bliebe, daß ein Stabs-offizier des französischen Oberbefehlshabers vor diesen Vorfällen bürgerlichen Kreisen den Schutz der Besatzungstruppen gegen die unmittelbar bevorstehende kommunistische Regierung angeboten hätte.

Mit schönen Versprechungen pflegt der französische Militarismus der deutschen Arbeiterschaft gegenüber nicht zu knausern. Nur haben Versprechungen die fatale Eigenschaft, daß sie für den Versprechenden den Wert verlieren, wann er erreicht hat, was er wollte. Es geht eben in der Politik — und das Interesse des französischen Militarismus am deutschen Arbeiter ist nur ein politisches — wie auch sonst im Leben. Die Haltung der deutschen Arbeiter ist heute dem französischen Militarismus für die Durchführung seiner Eroberungspläne sehr nützlich; aber sie ist es morgen nicht mehr, wenn sich die Umstände geändert haben, auf denen diese Nützlichkeit beruhte, mit anderen Worten: wenn er seine Eroberungspläne verwirklicht hat. Und es ist dann eine mißliche Sache, einem großmächtigen Herrn, wie dem französischen Militarismus, mit der Erinnerung an Versprechen zu kommen. „Wer mit dem Teufel aus einer Schüssel essen will, muß einen langen Löffel haben.“ Man sollte sich doch sagen, daß es mit der Erfüllung der schönsten Versprechungen verdammt windig stehen müsse, wenn im Anfang dieses glückverheißenden Zeitalters Brot, Kohlen, Verkehrskosten u. a. m. so verteuert werden, wie das heute unter dem Druck und auf Befehl der Entente geschieht.

Als der französische Protektorsvertrag über Marokko in der französischen Kammer verhandelt wurde, wurde er von dem Sozialisten Jaurès lebhaft bekämpft. Er verlangte den Abschluß eines anderen Vertrags, der die marokkanischen Rechte besser wahrte und Frankreich der traurigen Verpflichtung überhöbe, unter dem Namen Protektorat die brutalste Eroberung vorzunehmen. Er wies unter anderem darauf hin, daß Frankreich eine interessante, plastische und des Fortschritts fähige Zivilisation, die Hoffnung auf ein friedliches und humanes Fortschreiten der afrikanischen Kultur mit allen Tüden und Gewalttaten der Eroberung ersticke.

Für die Beurteilung der französischen Protektorspolitik im Rheinland scheinen bei der französischen Sozialdemokratie indes andere Gesichtspunkte maßgebend zu sein. Jedenfalls hat sie sich zu einem so scharfen Protest, wie ihn Jaurès gegen die französische Protektorspolitik in Marokko formuliert hatte, gegen die französische Protektorspolitik im Rheinland nicht entschließen können. Es ist das vom französisch-nationalistischen Standpunkt aus begreiflich, aber nicht vom internationalistischen Standpunkt aus, den die Herren in Deutschland vertreten, und für den sie in Deutschland Gimpel fangen.

Welches Mittel es gegen die afrikanische Eingeborenenpolitik gibt?

Eigentlich nur eines: Die Schaffung eines mächtigen Nationalstaats, an dessen Grenzen die ausländischen Mächtschaften auch ihre Grenze finden. Dieses Glück wird uns sobald nicht wieder zuteil werden. Aber jeder von uns ist in der Lage und hat die verdamnte Pflicht nach seinem Teil dazu beizutragen, daß wir der Welt nicht länger das schmachvolle Schauspiel bieten, uns von ausländischen Imperialisten und Militaristen naschführen zu lassen, wie die Neger Afrikas.

Was sie uns antun.¹⁾

Von Dr. Käthe Schirmacher.

(Schluß).

II.

Deutschland hat eine fast internationale „Regierung“ und keinen einheitlich geschlossenen nationalen Widerstand! Deshalb begegnet ihm der Feind mit absichtlicher Mißachtung, stiftet überall Verwirrung, schafft stete Beunruhigung. Wir sollen nie zur Besinnung kommen, stets in Angst leben, steter Rechtsbeugung ausgesetzt, in Ermüdung und Verzweiflung gejagt, durch nutzlose Einsprüche ermattet, zerrieben und zerfasert vom parlamentarischen Streusand, der sich in alle Räder der Staatsmaschine setzt. Kein Deutscher soll sich in unseren eignen Angelegenheiten auskennen, keiner eine Übersicht gewinnen, kein Großer erstehen, wissen, führen können.

Mit vollem Recht sagte Stewart Chamberlain mir schon im Kriege: „Wir ringen um unser Dasein, sie sitzen auf ihrer Insel in Sicherheit, durchsuchen jedes deutsche Hauptbuch und sind gerüstet, wenn es zum Frieden kommt.“

Schwach, unwissend, zerrissen, zersahren, ohne Nationalstolz, charakterlos, aufgehend in der Not des Tages, so will uns der Feind. — Dann, hoffen sie, kommt der Tag, an dem wir, nicht aus noch ein wissend, unter Schulscheinen, Wechselln, Zahlungen begraben, betteln werden: Schafft Ordnung, helfst uns von uns selbst, regiert uns! Das ist der Grad der Not unseres Volkes, von dem ein Rathenau sich und dem Feind Erfüllung aller Ziele verspricht: die Vernichtung, die Selbstaufgabe des deutschen Volks.

Zu diesem Zwecke sind die feindlichen Überwachungskommissionen da. Es sind Bohrwürmer, Kommissionstrichinen, Seuchenträger im deutschen Fleisch und Blut. Die Ungeheuerlichkeiten der Abrüstung, Ablieferung, Entwaffnung haben sie durchgeführt. Unsere ruhmreichen Festungen sind zerbrochen, wir haben ein Heer von 100 000 Mann, unsere Einwohnerwehren sind aufgelöst, Uboote, Luftschiffe „dürfen“ wir nicht mehr bauen, uns fehlt schwere Artillerie, die Polizeitruppen sollen weiter verringert werden.

Schmählich und gegen die Ehre ist es, Ehrloses zu dulden. So wird man Helotenvolk, wir, vor deren Heldentum die Welt gezittert hat!

Der Feind spricht verächtlich von „deutschen Schuften“, die ihm, um Goldes Lohn, noch immer wieder versteckte Waffenlager angeben. Schufte — ja; deutsche — nein! Sie mögen, traurig genug, deutsche Reichsangehörige sein, sind aber Früchte von jenem Apfelbaum, der in Rußland blutige Ernten trägt.

Mit der sinnlosen Zerstörung unserer Kriegswerte begann unsere wirtschaftliche Vernichtung. Obgleich es völlig widersinnig ist, ein Volk, von dem man höchste „Tribute“ erpressen will, körperlich und seelisch leistungsunfähig zu machen, hat der Feind dennoch diese Bahn betreten, weil er uns erst einmal so ins Herz treffen will, daß wir nie mehr ein ganz gesundes, starkes Volk werden können. Denn die Rache eines wieder erstarkten Deutschland gibt ihnen das sizilianische Fitteln in den Aniekehlen. Ungeheuerlich, wie die Untat, wäre die Vergeltung. Daher der vorbeugende

¹⁾ Als Sonderdruck erschienen. Preis: einzeln M. 4.—, ab 10 Stück je M. 3.50, ab 100 Stück je M. 3.—, ab 1000 Stück je M. 2.50.

Aberlaß: vermindertes Gebiet, verringertes, verfeuchtes Volk, Gitter und Stachel-
draht überall und eine „Wiedergutmachung“ (für ihre Verbrechen) von 182 Mil-
liarden Goldmark in 30 Jahren, jährlich zwei Milliarden Goldmark, und 25%
Ausfuhrabgabe an den Feind (die die deutsche Regierung den deutschen Ex-
porteurs zu ersetzen hat) und 5 Milliarden an Belgien und Schadenersatz an
Polen (das wir befreien, und das uns beraubt).

Der frühere Minister Helfferich hat einem Berichterstatter der „Prensa“
gegenüber geäußert, das kaiserliche Deutschland in der Blüte seiner Wirtschafts-
kraft, hätte solche Zahlungen nicht leisten können. Und wie viel weniger das
verarmte Reich. Dazu gehöre eine Jahresausfuhr von 80 Milliarden Gold-
mark aus Deutschland. Die Vorkriegsausfuhr der ganzen Welt habe 88 Mil-
liarden Goldmark betragen. Woher solle diese deutsche Ausfuhr kommen? Unser
dichtbevölkertes Land (sein beschnittenes Gebiet nahm nach Verlust der reichsten
landwirtschaftlichen Überschussprovinzen hunderttausende deutscher Flüchtlinge
auf) braucht Nahrungseinfuhr und hat schon dafür kaum Geld.

Es ist arm an Rohstoffen, braucht Rohstoffeinfuhr und hat auch dafür kein
Geld. Es soll „erzeugen“, und der größte Teil seiner Arbeiterschaft, verführt,
will bei wenig Arbeit hohe Löhne, sieht nicht, daß dann hohe Nahrungspreise
unvermeidlich sind, und daß der „Klassenkampf“ sein Untergang wird.

Wohin sollte diese deutsche Riesenausfuhr gehen? Der Feind, der sie grund-
sätzlich fordert, ist gänzlich außer Stand, sie aufzunehmen, ja er fürchtet sie
geradezu, weil seine eignen Webstühle, Räder und Gruben dann stillstehen.
Das ganze Erdenrund ist nicht fähig, für 80 Milliarden Goldmark deutsche
Waren aufzunehmen. Schon die bisherige auf dem niedrigen Stand der deut-
schen Mark beruhende deutsche Ausfuhr drückt angeblich die feindlichen Märkte
(England, Amerika) so, daß durch ungeheuerliche Schraubung unserer Fracht-
und Posttarife, durch feindliche Schraubung auch unseres Brotpreises (Verbot
an die „Regierung“, Reichsmittel für Brotverbilligung zu geben) unser indu-
strieller Wettbewerb auf dem Weltmarkt niedergebort werden soll.

Es ist aber nicht die derzeitige sehr bescheidene deutsche Ausfuhr von zwei
Milliarden Goldmark jährlich, die Englands und Amerikas verstopfte Märkte,
ihre große Arbeitslosigkeit verschuldet, sondern die mangelnde Kaufkraft
des zerschlagenen Mittel- und Osteuropas, der fast gänzliche Aus-
fall einer 250—300 Millionentumschaft.

Hier fangen Gottes Mühlen langsam aber sicher an zu mahlen. Der Feind
jedoch, in seiner blinden Wut, beginnt erst die Augen zu öffnen. Vor allem sind
es Frankreich und Polen, die gar nicht bezahlt werden, sondern vergewaltigen,
auffaugen, vernichten, sich in unsere Wirtschaft einbohren, sie überfremden
wollen. Nur $\frac{1}{8}$ der großen rheinisch-westfälischen Betriebe soll noch in un-
serer Hand sein. Der Feind will uns beherrschen, ausbeuten, nicht durch, sondern
an uns bezahlt werden. Ein Beispiel dieser Gier bieten die Abschätzungen der
deutschen „Wiedergutmachungen“ im zerstörten Nordfrankreich: Zuerst schätzten
die Ortsbewohner sich gegenseitig ihre Schäden auf etwa das Zweifache; die
Departementsbehörde vervierfachte, der Staat erhöhte um 100%, die Unter-
nehmer gaben darauf Anzahlungen und forderten nun ihrerseits das Doppelte.
So entstanden geradezu „astronomische Zahlen“.

Was sie von uns wollen, ist nicht nur unsere Kohle und Eisen in Saar,
Lothringen, Ruhr, Oberschlesien, nicht nur unser Kali, Blei und Zink; auch
unsere Herstellungsverfahren, Geheimnisse, Erfindungen, alles ist ihnen er-

wünschter Raub. Und der Beraubte soll dann noch durch Überwachung seiner Einnahmen und Ausgaben, seines Schuldzinsendienstes getriebelt, das Deutsche Reich Europas „kranter Mann“ werden, wie einst die Türkei. Man versucht, ein großes, weißes Kulturvolk im Herzen Europas zu knebeln, wie der Feind bisher nur Kolonialvölker knebelte und beherrschte.

Zu dem, was sie uns wirtschaftlich antun, kommt wieder, was wir selbst uns antun: der Achtstundentag, den das wirtschaftlich starke deutsche Kaiserreich sich nicht leistete, andauernde Streiks, ständige Arbeitsunrast, Generalstreiks, die jede Wirtschaftsordnung zerstören, jeden Haushaltsplan umwerfen, Kommunistenaufläufe, Zerschlagen, Verderben, Vernichten von Werten, Arbeitsscheu, ein Erwerbslosenheer, Arbeiter, Angestellte, Beamte, die Sach- und Sachkenntnis durch Parteigeist ersetzen und Sachleute zur Seite haben müssen, die die Arbeit tatsächlich erledigen; besoldet werden dann beide.

Die neuen Reichen aber, die Nutznießer dieser verrotteten Umsturz Zustände, leben in Saus und Braus, erfüllen die Bühne mit ihrem Lärm und Taumel, Spiel und Prunk, und während alte Reiche und neue Arme verkommen, der gebildete Mittelstand, Deutschlands Stütze, zerschlagen wird, sagt der Feind, der nur die Oberfläche sieht und sehen will: „Dies Land ist reich, dies Land kann zahlen.“

In Wirklichkeit aber — haben von 600 Berliner Volksschulkindern 400 kein Hemd mehr auf dem Leibe, die deutsche Sauberkeit ist im Schwinden, Seife und Wäsche sind Luxus geworden; nach Hunderttausenden zählen die Vertriebenen, deren Vermögen, Erwerb und Leben, deren Familie, Auskommen und Moral zerrüttet. Hunderttausende darben, so die Kleinrentner, Altpensionäre, Ruhegehaltsempfänger, unsere früheren Offiziere, ihre Angehörigen und Hinterbliebenen.

Unsere Nahrung ist knapp: heute noch essen wir nur $\frac{1}{3}$ des Vorkriegsbrotetgetreides, nur $\frac{2}{5}$ des Vorkriegs fleisches; große Berliner Warenhäuser verkaufen nur $\frac{1}{18}$ oder $\frac{1}{17}$ der wichtigsten Waren der Vorkriegszeit. Das freut den Feind, das will er uns antun. Völker, deren Nahrung das nötige Eiweiß fehlt, deren Seele fehlt auch die Spanns- und Entschlußkraft, die sie dem Peiniger fürchterlich machen könnte. Ein schwaches, geiles, krüppeliges deutsches Volk läßt den Feind gut schlafen.

Zur körperlichen die geistige Verelendung. Wir bezahlen unser täglich Brot so hoch, der feindliche Tribut von Besitz, Einkommen, Erwerb ist so drückend, daß für unsere geistige Nahrung nur sehr wenig übrig bleibt. Schulen, Hochschulen, Laboratorien sind in Not, die deutsche Wissenschaft und Forschung in Gefahr, der deutsche Student wird Proletarier, russische Vorkriegszustände entstehen bei uns. Ausländische Bücher und Zeitschriften sind für uns kaum noch erschwinglich.

Das nennt der Feind die „Abrüstung der Geister“. Sie ist Herrn Hochs Traum. Denn wenn wir ungehindert weiter forschen könnten, entspränge unserem Hirne vielleicht doch noch einmal die rettende geniale Erfindung, die alle Ketten von Versailles zersprengte.

Es würde „des Reiches Sarkophag, die Wiege eburner Rächerscharen“.

Es käme „Deutschlands Himmelfahrtstag, wenn seine Zenker zur Hölle fahren“.

Sie fürchten uns immer noch. Und weil wir die Begabtesten, Erfindungsreichsten waren, sollen wir entweder verdöden oder auswandern — in ihre Hörigkeit, in ihren Dienst.

Der innere Feind, der das nationale Deutschland ebenso fürchtet, wie der äußere Feind, geht gleiche Wege: fünf Millionen, von internationaler Seite Herrn Ebert anvertraut, sollen die Gesinnung der hungernden nationalen Studentenschaft durch „Darlehen“ (die eine ewige Hypothek bilden) erkaufen. Denn Umsturzdeutschland glaubt, für Gold sei alles feil; unser Land ist daher von den Spitzeln jeder Internationale durchsetzt, die Menschen kaufen, unsere jungen Männer für die Fremdenlegion, unsere Mädchen für die „Freudenhäuser“; unsere Reihen sind durchsetzt mit Schuften und Verrätern.

Die sittliche Entartung blüht: der Feind, die feindlichen Besatzungen und Kommissionen leben auf unsere Kosten einen guten Tag, sie sind Vorbilder und Organisatoren deutschen Taumels, dem das gesinnungs- und charakterlose Deutschland — und es kommt aus allen Kreisen, Schichten, Berufen, Parteien — sich hemmungslos anschließt. Der eigentliche Spaltpilz, der uns diese Luftseuche bringt, ist aber der undeutsche Geist, der, je nach der Gefährlichkeit der Lage, 40—80% der Regierungsstellen erster Linie innehat, der 70% der Zeitungen beherrscht und 92% der Schaubühnen; der unsere Mode macht, unsere Vergnügungen veranstaltet und uns lehrt, was Lebensgenuß, was Luxus ist. Der undeutsche Versucher und Verderber, der reizt und lockt, betäubt und schändet, verwirrt und verführt, schlingt seinen „Reigen“ durch das ganze Land. Die einen lehrt er Genuß bis zur Raserei, die andern schläfert er ein: Tagore, Nirwana. — Wer sich an solchen Haschisch gewöhnt, mag weder Bürostunden innehalten, noch Hypotheken regulieren. Kunst und Künstler, heute zur Frage verzerrt, haben dieser Tobsucht und sittlichen Entartung schon Jahrzehnte vor dem Weltkrieg vorgearbeitet. Die große Internationale der Denker, Schriftsteller, der Künstler, die „Intellektuellen“ waren Weltbürger, Kosmopoliten, ihr Vaterland das Reich des Geistes, des Verstandes, das talmudische Denken, der spekulative Scharfsinn, der keine Pflicht, nur Vorteil oder Nachteil kennt; — der, jenseits von Gut und Böse, nur dem jeweiligen Nutzen oder Genuß huldigt. — Es gibt schon lange keine deutsche Kunst mehr. Der große deutsche Kunstsalon ist der „Salon Cassirer“; die deutsche Bühne wird von Nichtdeutschen beherrscht, das deutsche Musikleben kennt fast nur noch nichtdeutsche Künstler (Polen, Tschechen, Juden!). Die Münchner Rätereregierung ging von internationalen Münchner Künstlerkreisen aus, Eisner, Lewin, Toller, waren russische Juden, Intellektuelle oder „Edellkommunisten“! Die Worpsweder Künstler bekannten sich zum Kommunismus, und aus Dresdner Künstlerkreisen stammten Flugblätter, die, November 1918, die deutsche Jugend aufforderten, „sich auszuleben“.

Solch internationaler, zucht- und pflichtloser „Intellektuaille“ ist ein großer Teil Jungdeutschlands verfallen. Und der Feind hat seine Freude daran: er vermorscht den Nachwuchs.

So stehen wir: Feinde ringsum, innen und außen; sie arbeiten sich in die Hände. Unser Schwert ist zerbrochen, wir sind wehrlos und sind krank; zersetzt an Leib und Seele, verseucht an Körper und Geist; vor unerfüllbaren Geldforderungen, die nicht mehr durch Arbeit zu decken sind, nur noch durch deutschen Besitz selbst, stehen unter Vormundschaft, Zwangsvollstreckung, entmündigt; geraten von der Internationale im Innern, überliefert der Internationale außerhalb, der jüdischen Hochfinanz.

Denn was der Feind uns antut, tut er letzten Endes nicht aus eigenem, freiem Willen. Ebenso falsch wie es ist, von Linkszentrum und Sozialdemo-

kratie, statt von „internationalem Judentum“ zu sprechen, ebenso falsch ist es, von England, Frankreich, Amerika, Italien usw. zu sprechen, wenn man diese Namen dabei für bare Münze nimmt. Tatsächlich steht hinter ihnen allen, wie bei uns, wie in Rußland, Juda, das sie beherrscht, der internationale Jude, der diese gewalttätigen Puppen an seinen goldenen Drähten tanzen läßt und die ganze Weltbühne beherrscht. Das jetzige Welttrauerspiel hat einen Weltspielleiter. Er besitzt alle nationalen Bühnen und Kinos und steht in Rassengegensatz zu allen anderen Völkern. Seit seinem Auftreten in der Geschichte strebt er durch Geld, durch Spaltung und Vernichtung, durch Außenkrieg, Bürgerkrieg und Umsturz, durch nationale Zersetzung nach Beherrschung alles Nichtjüdischen, nach Weltmacht und Welt Herrschaft, mit besonderer Entschlossenheit aber seit 2000 Jahren, seit der Zerstörung Jerusalems und des Tempels. Aus der Zerstreuung erwuchs die jüdische Internationale, der internationale Jude, der überall gegen das Nichtjüdische zusammenhält, während die Nichtjuden sich untereinander zerfleischen, und durch Aufklärung, Duldung, Demokratie, Sozialismus, Menschheitsideal, Menschheitskultur, Völkerveröhnung Juda den Weg zu ihren Hausaltären öffnen, auf denen sie dann kaltblütig ausgeweidet oder abgeschlachtet werden, wie jetzt wir, wie Rußland.

Das Geheimnis des jüdischen Erfolges ist eine dem Nichtjuden bisher versagte nationale Härte, ein bisher von Nichtjuden unerreichter nationaler Machtwille, der nur das eigene Volk, nur den eigenen Vorteil kennt, alles andere aber verachtet. Dies Gefühl ist die Grundlage des Talmud, in dem die 14 Millionen Juden, auch getaufte, auch Reformjuden doch wurzeln oder gefangen sind. Wir haben so viele jüdische Bestätigungen und Beweise dieser Anschauung, daß es nur wundern nimmt, wenn Nichtjuden sich über Geschlossenheit, Einheitslichkeit, Gerissenheit, Großzügigkeit und Voraussicht der jüdischen Weltbühnenleitung noch verwundern oder sie bezweifeln. Wer die Dinge noch nicht durchschaut, der lese und durchdenke das weltgeschichtliche Buch Henry Fords, des einstigen Pazifisten und Nobelpreisträgers: Der internationale Jude, voll stahlharter und kristallklarer Tatsachen.¹⁾

Judas unerreichter Vernichtungswille, sein „Nichtjuden“haß, heiß, kalt und zähe, stand hinter all unseren Feinden im Weltkrieg, peitschte ihr Nationalgefühl auf, weil diese „Chauvinismen“ Juda nützten, lief aber Sturm gegen unser Nationalgefühl, weil ein geschlossenes Deutschland unüberwindlich gewesen wäre; war entschlossen, uns zur Strecke zu bringen, weil Preußens Deutschland, wenn es sich treu blieb, die „Gefahr“ einer Herrschaft sittlicher Ideale, der Pflicht, der Arbeit, der Enthaltensamkeit, der steten Wehrbereitschaft bildete, den rettenden Ausweg aus dem Irrsal jüdischen Mammonismus. Ein solches Deutschtum war dem jüdischen Schauspielhaus allerdings gefährlich. Nur keine harten, largen, keine reinen Nichtjudenvölker! Nur keine sittlich-friedliche Herrschaft Deutschlands!

Darum: allen Christenvölkern das Gift des Mammonismus ins Blut; daher das preußische Ideal schänden, die preußische Prägung zerstören, den preußischen Staat zerbrechen! Wenn wir erledigt, war die Bahn frei, Ost- und Mitteleuropa Provinzen des neuen Kanaan, das Opfer, das die Schlange bespuckt und bespeit, ehe sie es frisst. Besudelt stehen wir da.

¹⁾ Deutsch im Hammerverlag. Leipzig. 15 Mark.

Das ist „das Deutsche Reich“. Es war das Land der Tüchtigsten. Aber durch seine Erblage auch das Land der Gefährdetsten und der Verletzlichsten. Die Zeit, mit ihrem Weltverkehr, Wirtschaftsgeist, Sinnengenuß lief gegen alle preußisch-deutschen Ideale. Wir brauchten in jedem Hause einen Helden und hatten vor dem Krieg in fast jedem einen Händler. Und diese Händler waren der steten Wehrbereitschaft, der Erziehung zum ehernen Herzen überdrüssig. Als ich am 22. Oktober 1919 die Abschiedsfeier für meine geraubte Heimat Danzig-Westpreußen in der Marienburg hielt, da sagte ich: „Wir stehen vor Unerforschlichem, dies aber haben wir nicht verdient.“ Als ich am 20. Mai 1921 nach Danzig gerufen ward, um den Deutschen dieser stolzesten und treuesten Stadt — sie allein hat eine „nationale Verteidigung“ versucht — nach dem Londoner Ultimatum von uns zu berichten, da sagte ich: Als Bürger dieses zerschlagenen, gebemütigten, vergewaltigten Reichs, von dem man Sie gerissen, höre ich Ihre atemlose Frage: Was werdet Ihr, was wißt Du tun?

Wir warten!

Wir reifen!

Wir hassen!

Gott schuf uns als Deutsche; Deutsche müssen wir wieder werden. Ein geschlossenes deutsches Volk, das die Sünde gegen den heiligen Geist der Völker abschwört, die sich „Internationale“ nennt. Dazu gehört der Haß. Hassen wir aber wirklich?

Ich habe geschildert, was sie uns antun. Wäre es nicht genug, Haß zu erzeugen, unveröhnlichen, unerbittlichen, unmachtigen Haß? Hasse ich diese Feinde? Nein, ich liebe sie. Ich liebe diese großen, edlen, ritterlichen Feinde; ich liebe ihre Wahrhaftigkeit und Güte; ich liebe ihre Menschlichkeit und Gerechtigkeit, ihre Achtung vor dem gegebenen Wort; ich liebe ihre hohe Kultur, ihre Barmherzigkeit und Sittlichkeit.

Ich liebe sie für Befegung und Zerreißung, für Mißhandlung und Gewalttat, für Ehrabschneidung und Lüge, für Erpressung und Raub. Ich liebe sie für schwarze Schmach und weiße Pest, für Hunger und Verelendung, für den Raub Elsaß-Lothringens und Schleswigs, Eupen-Malmédys und des Saargebiets, Posen, Westpreußens, Oberschlesiens, Memels, Danzigs.

Ich liebe sie, weil sie mein Preußen zerbrachen, mein Schwert zerschlugen, meine Ehre besudelten, mir meine Krone entrissen, die Kaiserkrone! Ich liebte sie gestern, ich liebe sie heute, und ich werde sie lieben in Ewigkeit!

Es ist ein Gott, zu strafen und zu richten.

Bismarck über Minister seiner Zeit.

Abgehärtete, dickfellige Minister sind nicht mein Ideal, man kommt besser durch mit Ministern von feinerem Ehrgefühl . . .

* * *

Dies Ministerregiment, diese Kanzlerdiktatur ist etwas, was gerade dann möglich wird, wenn Sie überhaupt das Ministerregiment an die Stelle des königlichen Regiments setzen.

Otto v. Bismarck.

Verichtigung: Der Verfasser des Aufsatzes in Heft 2, S. 494, heißt Wolfgang Eisenhart.



Über Gut und Böse des neuzeitlichen Kapitalismus.¹⁾

Von Armin von Oesele.

Im heutigen Gewirr der Meinungen und — was ärger ist — der Beschuldigungen haben wir alles, was den Begriff Kräftesammlung irgendwie berührt, mit dem Odium des Schlagwortes bedacht. Ein Schlagwort bedeutet aber nichts mehr als den Mißbrauch einer Begriffsbezeichnung und steht darum nicht allzu hoch über dem Schimpfwort.

Es ist aus diesem Grunde nicht ungefährlich, sich mit einem Thema zu befassen, dessen Begriffsinhalt im Schlagwort politisch verzerrt wird.

Kapitalismus in seiner ganz allgemeinen Form bedeutet nicht mehr als Besitzkonzentration. Das Woher und Wohin gibt aber dem Kapitalismus jeweils eine besondere Eigentümlichkeit, so daß das Wesen des Kapitalisten dem Kapitalismus ein besonderes Gepräge gibt, das zu verschiedenen Definitionen veranlaßt.

Der neuzeitliche Kapitalismus ist an sich eine Organisationserscheinung großstaatlichen Zusammenlebens gewesen. Ich sage ausdrücklich gewesen; denn in der jüngsten Zeit trifft diese Erklärung nicht mehr den Kern der Sache, weil sich andere kapitalistische Formen, vornehmlich Wuchergebilde, die die Organisationen zerlegen, in den menschlichen Welthaushalt bestimmend eingenistet haben. Den Anspruch eines englischen Staatsmannes: Der Kapitalist ist für den Staat der billigste Organisator, kann man heute nicht ohne viele Vorbehalte unterschreiben.

Wenn wir die Entwicklung des neuzeitlichen Kapitalismus verfolgen, so finden wir erstens, daß seine Form vom Rassecharakter des jeweilig in der Weltwirtschaft hervorgehenden Volkes beeinflusst wird, zweitens daß er eng zusammenhängt mit dem Werdegang der europäischen Staaten der neueren Zeit überhaupt.

Serner wäre der neuzeitliche Kapitalismus nicht zu denken ohne das Christentum, das jedes einzelne Individuum theoretisch von der Stammesgemeinschaft losgelöst und auf sich selbst gestellt hat.

Das Gebot der Nächstenliebe soll zwar eine Internationalisierung des stammlichen oder gemeindlichen Zusammengehörigkeitsgefühls ergeben, bildete aber kein genügendes Gegengewicht zu der isolierenden Revolution der Paulinischen Lehre, und die Loslösung wurde kräftiger bewirkt als die Verbrüderung. Idealisiert wurde dieser Vorgang in der Betonung der persönlichen Freiheit des Einzelnen.

Trotz der kalvinistischen Prädestinationslehre ging hierin der Protestantismus entschieden weiter als der Katholizismus. Max Weber ist in seinen umfangreichen Studien über das Verhältnis der Religionen zum Kapitalismus zu keiner klaren Begründung gelangt, warum der Protestantismus eine tragfähigere Voraussetzung für den wirtschaftlichen Kapitalismus bildet als der Katholizismus. Die Schulze-Gaevernig'sche Erklärung, die in der puritanischen Lebensregel gipfelt: Habe als hättest du nichts! erschöpft diese Frage auch nicht.

¹⁾ Auszug aus einem in der deutschvölkischen Arbeitsgemeinschaft, München, gehaltenen Vortrag.

Es ist vielmehr der romanische Geist, der hemmend im Katholizismus zum Vorschein kommt.

Auf das Christentum ist auch zurückzuführen, daß der moderne Staat die Stammes- und Rassengliederung verlassen hat und zu einem Kunstzeugnis gemacht wurde, das aus der willkürlichen Zusammenfassung einer großen Menge einzelner Individuen hervorging.

Hiermit waren psychologische Schranken niedergegriffen und dem neuen kapitalistischen Zeitalter die Tore geöffnet, die erst der Weltkrieg zum Unheil der Menschheit wieder zuschlug.

Karl der Große schon muß die Möglichkeit des christlichen Universalstaates bewußt oder intuitiv in seinen ganzen Folgerungen erkannt haben. Nur mit dieser Begründung läßt sich die Energie, mit der er auf die Zerstörung der germanischen Stammessonderung hingearbeitet hat, plausibel erklären. Sonst müßten wir annehmen, daß seine blutige Reformation eine ganz abscheuliche Herrscherräune gewesen sei.

Wie wenig schöpferische Gedanken die Masse der Menschheit zutage fördert, beweist die Tatsache, daß die geistigen Umwälzungen sich auf eine verhältnismäßig geringe Anzahl Köpfe zurückführen lassen. Karl der Große oder der Kreis von Intelligenz, der sich am Hofe dieses Herrschers betätigte, bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte der Völker auf den verschiedensten Gebieten und zwar in Anfängen, die man oft übersieht.

Trotz Karls Nachahmung des römischen Imperiums trugen die Kerngedanken der karolingischen Organisationen einen ausgesprochen nordischen, oder besser einen germanischen Charakter. Es ist typisch germanisch, Leben und Dinge auf gewisse Normen zurückzubringen, die Übereinstimmung und Einheit der Dinge im Universum darstellen wollen. Darum ist es auch hier nicht weiter verwunderlich, daß die Wertfixierung des Geldes durch Maß und Gewicht zuerst Bedeutung unter den Karolingern erhalten hat.

Das Pfund Sterling ist ein direkter Abkömmling dieser Maßnahmen einer Herrschaft, die sich freiwillig des Rechtes der willkürlichen Geldprägung entäußerte und sich der Kontrolle von Maß und Gewicht unterwarf. Das Karolingische Staats- und Gedankengebäude zerfiel im Hader. Das eingeführte Gewichtsgeld blieb wohl nominell und theoretisch bestehen, und das Pfund Silber (etwa 400 Gramm) mit seinen 240 Denaren oder Pfennigen erhielt sich wohl als Rechnungsgröße, mußte aber in der Praxis dem Staats- oder Proklamationsgeld, dem der Staat durch Machtpruch seinen Wert gibt, weichen. Die Tatsache, daß später Florenz jahrhundertlang die Zentrale des Goldgewichtsgeldes wurde und mit seinen 3,5 Gramm schweren Feingoldstücken dem Verkehrsgeld eine kontrollierbare Basis gab, rüttelt nicht an der germanischen Urheberschaft des Systems. Italienisch war nur die sich daran anknüpfende Wechselmethode, wobei auf Goldkontos gezogen wurde.

Wie die Römer uns die Grundelemente des Rechtsstaates gegeben haben, indem sie Gesetze aufschrieben, und dem Richter die Willkürlichkeiten der Urteile verboten, da sie einen Straßkoder für alle möglichen Verfehlungen gegen die sozialen Verpflichtungen aufgestellt hatten, so hat der Germane auf wirtschaftlichem Gebiet durch Verwendung von Maß und Gewicht eine Basis geschaffen, auf welcher der Wirtschaftsverkehr frei stand von den Hemmungen staatlicher Willkür. Er hat dem nationalen und internationalen Tauschgeschäft eine rechnerisch feste Grundlage gegeben.

Mit Theorie und Praxis der Bezahlungsmittel war es aber ein stetiges Auf- und Untertauchen der Willkür und der Maßgefetze. Der Spruch, daß Not kein Gebot kennt, war einer der obersten Leitsätze in den Münzen der europäischen Staaten bis in die neueste Zeit. Die Erkenntnis des Maßes als Regulativ des Geldes behielt jedoch ihren Einfluß auf die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens. Das Maßgeld stabilisierte sich in der Goldwährung und führte zu der Einrichtung fester Schatzkontos, auf welchen man dann die babylonischen Gebäude des Wechselgeschäfts errichtete. Ohne diese Entwicklung wäre der neuzeitliche Kapitalismus, so wie er die staatlichen Grenzen durchbrochen hat, nicht denkbar.

Die Tatsache, daß die menschlich vortreffliche Einrichtung des Maßgeldes eines Tages eine ungeheure Belastungsprobe für die Nationalstaaten werden sollte, wenn sie als Macht gegen sie ausgespielt würde, ahnten wohl wenige. Der Kleinrieg zwischen Gewichtsgeld und Proklamationsgeld, der bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bald mehr bald weniger erbittert geführt wurde, ließ kaum vermuten, was da noch kommen würde.

Der alte Spruch: „Der Pfennig gilt nur da, wo er geprägt wird“, beweist heute dem Deutschen, daß der Währungskampf ein alter ist.

Wie alles Gute sofort eine Rehrseite zeigt, so trat mit dem Spiegelbild des Verkehrsgeldes, dem Wechsel, eine Kreditmanipulation in Erscheinung, die mit Treu und Glauben ein böses Spiel spielte. Die Wechselreiterei bewies schon, daß keine Bezahlungstechnik Abwege und Auswüchse ausschließt, wenn die Moral nicht das innerste Gesetz bildet. Aber schließlich waren diese Entgleisungen nur Kleinigkeiten, wodurch die Menschheit in ihrem Fortschritt nicht behindert wurde. Das Schlimmste kam erst mit der allgemeinen Gläubigkeit ans beschriebene Papier, zu dem die Not flüchtete, und von dem der Leichtsinns Mißbrauch machte. Heute stehen wir vor der Katastrophe. Sie wildeste Hab- und Machtgier, da Not und Wahn. Das Maßgeld, das die Menschen von der Willkür befreien sollte, haben verhältnismäßig wenig Hände zusammengeschart und sich daraus Szepter und Krone geschmiedet, um die verschuldeten Staaten und damit das Erdentum zu beherrschen.

Wir müssen zugeben, daß das Geld von einem meßbaren Tauschsymbol zu einer Machterrscheinung wurde, gegen die wir uns vergeblich mit allen Kräften zur Wehr setzen. Das Geld hat sich von seinem sozialen Zweck gesondert und ist zu einer Macht an sich geworden, die ganz losgelöst ist von den geistigen, seelischen Triebkräften, die der kapitalistischen Weltwirtschaft den nordischen Charakter gegeben haben. Wo aber der aufbauende Geist fehlt, zeigt sich Zerfall und Zersetzung, im besten Falle Auswuchs.

Zu den geistigen Kräften, die dem neuzeitlichen Kapitalismus das Gerüst gaben, gehört in erster Linie die reale Naturerkenntnis, woraus die Erfindungsgabe geboren wird, dann das Eroberertum mit der langfristigen Verwertung des Eroberten, und drittens die Winterfürsorge, die sich in dem Bestreben, Produkte aufzustapeln und mit diesen sparsam umzugehen, äußert. Kurz: Erfinder, Unternehmer und Spargeist haben als seelische Kräfte die Wirtschaftsorganisation geschaffen, die wir als die neuzeitlich kapitalistische ansprechen, soweit sie heute nicht von anderen Formen überwuchert ist, die aber gerade von denjenigen angegriffen wird, die ihr ihre Existenz überhaupt verdanken. Das Unverständige dieser Angriffe, soweit wir eine bona fides gelten lassen wollen, ist dadurch zu erklären, daß man den Kapitalismus, der ja als Macht-

phänomen an sich schließlich in jeder Form zu Auswüchsen neigt, ohne jede Einschränkung und Spezialisierung verurteilt, weil die minder günstigen Erscheinungen der Kapitalkonzentration jedes Zeitalters mit den herrschenden religiösen Ideen in Zwiespalt kamen.

Im Verurteilen der Reichen sind sich am Ende alle Geschichtsperioden einig. Von den Religionen hat nur der Protestantismus, und aus diesem wieder speziell der Puritanismus sich mit dem überragenden Besitz des Einzelnen ausgesöhnt. Indessen ist es doch sehr merkwürdig, daß in der neuesten Zeit, wo sich verschiedene kapitalistische Strömungen zeigen, gerade der schöpferische germanische Kapitalismus von jüdischen Agitatoren mit ganz irreführender Sophistik angegriffen wird, während die wuchernde, dämonisch imperialistische Form kaum gestreift wird.

Im Altertum gab es schon eine ähnliche Güteraufhäufung in einzelnen Händen, wie sie der neuzeitliche Kapitalismus erzeugt; und man kann nicht umhin, dies auch Kapitalismus zu nennen. Er betätigte sich nur in ganz verschiedenem Maße als organisatorische Kraft. Cato gibt wohl einige diesbezügliche Lehren und Anweisungen. Vor allem scheint die Schiffahrt von den Römern kapitalistisch betrieben worden zu sein. In der Form von Anteilen verträtten die reichen Römer Risiko und Gewinn der Handelschiffahrt. Derartige Organisationen standen aber doch vereinzelt da. Die kapitalistische Idee jener Zeiten bestand meist im einfachen Reichsein einer Anzahl Familien, die vornehmlich glückliche Eroberer, Handelsleute oder Sklavenhalter waren und unterjochte Menschen und Völker mit dem Schwerte in der Hand ausplünderten.

Cäsar soll über zwanzig Millionen Goldmark Schulden gehabt haben, als er seinen ersten großen Posten als Statthalter und Feldherr in Spanien antrat. Ein Debetposten illustriert aber ebenso wie ein Kreditposten den Kapitalismus. Die Gesellschaft der Reichen im Altertum weist fast durchgängig den Typus des Verschwenders auf, weil sie mit wenig Ausnahmen ihre Einnahmequellen durch Raubbau zerstörte und im übrigen meist nach allen Regeln der Kunst das Gut vergeudete. Der Reichtum war nicht verdient, sondern gewonnen — und wie gewonnen so zerronnen. Darum ist auch das Römerreich bei allem Luxus und aller Besitzkonzentration unter den Kaisern immer mehr verarmt. Allerdings war hier nicht allein der römische Geist am Werk.

Der Mittelmeerkapitalismus, der aus kriegerischer und wirtschaftlicher Verdichtung asiatischen, afrikanischen und europäischen Geistes zu dem nichts weniger als fruchtbaren romanischen Kapitalismus wurde, brach wohl mit dem Römischen Reich als seinem Kulturbett zusammen, aber ward damit durchaus nicht tot und abgetan. Er richtete sich vielmehr immer wieder auf, lebt fort und grinst uns mit seinen gierigen Augen aus den dunklen Blättern der Weltgeschichte entgegen.

Die antisoziale, rein ausbeuterische Art des romanischen Kapitalismus offenbart sich in der Tatsache, daß auch er in der Hauptsache nur vom Aufgebauten zehrt, vornehmlich das Heute schröpft, ohne sich allzu viel um das Morgen zu kümmern. Die Idee des Beutezugs liegt ihm noch deutlich zugrunde. Fruchtbare Besitzpflege zur Hebung der Allgemeinheit ist eine Ausnahmerscheinung. Das Reichsein wird als politisches Machtmittel verwandt und wieder aus politischen Mitteln gespeist. Alles geht da vom Bewußtsein aus, daß die Macht an sich der Kern aller Dinge ist, und der nordische Begriff der Pflicht fehlt überall. Es ist darum leicht begreiflich, daß jeder wirtschaftlichen Blüteperiode, in der solche Grundsätze vorherrschen, nur kurze Dauer beschieden sein kann.

Die kurzlebigen Blüteperioden des neuern romanischen Kapitalismus treten uns vor allem in der kolonisatorischen Ausdehnung der Romanen vor Augen. Die neuen Weltteile wurden wohl umgewühlt, aber gefät wurde wenig. Die Jagd nach Geld und Besitz in diesem Gewande kann nicht aufbauen, sondern nur vernichten, selbst da, wo sie mit Hilfe der Sklaverei eine Weile Raubbau treiben kann. Gewinne Einzelner und Entrechtung vieler Bedrückter begleitete stets die Spuren dieser kapitalistischen Versuche.

Die großen Plantagenbetriebe der neueren Zeit in den außereuropäischen Ländern waren ausnahmslos auf den Rücken der Sklaven gegründet. Es war der reine Abklatsch antiker Wirtschaftsform, obwohl die Produktenverwertung hinübergrieff in den Gedanken des germanischen Unternehmertums, und die Plantagen nicht zum wenigsten Stützen des emporstrebenden, modernen Kapitalismus waren. Hätte sich das Sklavenhältertum in der germanischen Welt aufs Neue Bahn gebrochen, so wäre das von ihm abhängige Wirtschaftssystem doch mit der Zeit an ähnlichen inneren Eruptionen zusammengebrochen wie die Kolonialwirtschaft der Franzosen im 18. Jahrhundert. Das Schicksal war der Menschheit günstig. Der germanische Kapitalismus zerstörte dies System der Erstarrung und Ausbeutung, bevor diese Zerstörung eine Lebensfrage für die modernen Völker wurde.

Eines haben uns die Plantagenbetriebe zuerst gelehrt — nämlich, was Massenproduktion für den Markt bedeutet, wenn dieser organisatorisch beherrscht wird. Obgleich nun eine nicht geringe Anzahl germanischer Unternehmer sich dieser Raubform des völkischen Zusammenlebens anbequemte und sie auch verteidigte, so stemmte der Germanensinn sich ihr doch mit aller Kraft entgegen, um seine ganz andere Idee von Erzielung und Verwendung von Reichtum durchzusetzen.

Die Sklavenbefreiung Englands war der erste gewichtige Anstoß zum Kampfe der germanisch und der romanisch-kapitalistischen Weltanschauung, soweit sie äußerlich sichtbar wurde und die Menschheit in Erregung und Bewegung brachte.

Hiermit haben sich die Engländer wirklich um die Entwicklung der Menschheit verdient gemacht. Die ruhige, bestimmte Art, mit der sie ihre Idee durchfochten und die 20 Millionen Pfund Sterlinge opferten, steht so sehr von den Tiraden, Worten und Begriffsverdrehungen ab, mit denen die französischen Menschenrechtler der Revolutionszeit, voran der Vorsitzende des Jakobinerklubs Barnave, um das Sklaven- und Farbigenproblem ihrer Kolonien herumtrotzen, daß wir vor diesem Aufwallen des germanischen Geistes immer noch den Hut abnehmen müssen.

Nicht uninteressant ist es zu hören, als was die Franzosen ihre schwarzen Menschenbrüder bezeichneten. Selbst Robespierre stimmte der Resolution zu, daß die französischen Kolonisten und ihr Eigentum unter dem Schutze der Nationalversammlung ständen, wobei das Eigentum die schwarzen Sklavenbrüder waren. Erst ganz spät, als die französischen Kolonien durch Feuer und Schwert dreiviertel vernichtet waren, und man der dortigen Reaktion den Todesstoß versetzen wollte, flatterte ein Erlass hinaus von der Gleichstellung aller Menschen. Das kam, als man wußte, daß dort nichts mehr zu verlieren war. Die Welt hat sich von den Franzosen immer affen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Wirtschaft.

Von Paul Schwabe, Plauen i. V.

Daß nur völkisches Gemeinschaftsgefühl, völlige völkische Einheitlichkeit im Willen uns retten kann, wird heute in den weitesten Kreisen unseres Volkes gefühlt. Noch aber sind wir um die Mittel verlegen, diese Einheitlichkeit herbeizuführen.

Soll sich aber die unser Volk spaltende Kluft schließen und wieder deutsches Leben aus den Ruinen der Gegenwart emporblühen, so müssen durchgreifende deutsche Gedanken zur Tat werden. Wir müssen dem tiefsten Grund dieser Spaltung nachspüren, und, haben wir ihn gefunden, durch eine auf die Dauer wirksame Maßnahme sie für immer zu schließen versuchen.

Maßgebend für ein Volk ist seine Führerschaft. Die „oberen Zehntausend“ führen die Mode an, der alles bis auf verschwindende Ausnahmen folgt, handle es sich nun um Äußerlichkeiten wie Bart- und Kleidertracht oder um die Wertung geistiger Dinge. Was also die sichtbare Führerschaft tut und wie sie sich gibt, so verfährt die Volksgesamtheit.

Kennzeichnend nun für unsere Führerschaft ist seit langem die Abwendung von der Handarbeit, ja deren Geringschätzung, und die Überschätzung des Wissens und jeder Art geistiger Tätigkeit. Deutsch ist dies nicht; deutsch ist vielmehr der Gedanke des „Meisters“, gleichgültig auf welchem Gebiete, wobei der mehr Handarbeitende an sich durchaus nicht hinter dem geistigen Arbeiter zurückzustehen braucht. Die Unterschätzung der körperlichen Tätigkeit, die uns in vielfach grotesken Bildern entgegentritt, ist vielmehr orientalischen Ursprungs. Nicht mit Unrecht zeichnete vor kurzem ein Witzblatt ein Berliner Straßenvild: Nach etwa zwanzig Leuten, die Altkartenmappen trugen, kam ein einziger Mann mit Säge und Hacke.

Nicht die Umwälzung vom November 1918 hat diese Entwicklung gebracht — diese Entwicklung ist weit älter. Sie führt den Menschen von der Mutter Erde und von der körperlichen Berührung mit den Dingen weg, sie bewirkt eine Verkümmernng des Körpers, sie macht die Hände zu Ziergegenständen, sie führt zu geistigem Hochmut und — läßt uns den Boden unter den Füßen verlieren.

Diese Entwicklung aber hat ihren letzten Grund einzig und allein in der Vorbildung unserer Führerschaft, der, wie gesagt, alle übrigen Volkskreise lediglich nachfolgen. Es ist nun bekannt, wie im alten Ordnungsstaate sich staatliche Vorschriften hinsichtlich der Vorbildung gar bald auch in Privatbetrieben durchsetzten, wie alles, was der Staat von seinen Dienern als Vorbildung verlangte, als mustergültig angesehen und deshalb überall als Richtschnur genommen wurde.

Soll also die Kluft sich schließen und sollen die Worte von der Volksgemeinschaft, von der Überbrückung sozialer Gegensätze, von der Wiedererweckung deutschen Wesens in unserem Volke und Staate nicht nur schöne Redensarten bleiben, so muß mit einer unsere Vorbildung grundsätzlich ändernden Maßnahme vorgegangen werden. Diese Maßnahme aber kann und darf in nichts anderem bestehen als darin, daß im zukünftigen Deutschland ein jeder, sei er wer er will und mag er welchen Beruf auch immer zu ergreifen beabsichtigen, einen handarbeitenden

Beruf erlernt haben muß. Es genügt, wie gesagt, zunächst, daß die rechtlich geordnete Volksgesamtheit, also der Staat, damit vorangeht, dies von seinen Dienern, zumal den höheren Beamten, und von denen zu verlangen, die durch seine Prüfungen gehen; ganz von selbst müssen und werden die übrigen Volkstreife nachfolgen.

Wir werten jetzt den Menschen zu sehr nach seiner Vorbildung, nicht aber nach dem, was er für die Allgemeinheit leistet, was er aus dem ihm auf den Schulen Gebotenen gemacht und selbst gestaltet hat. Wer ein Gymnasium oder gar eine Hochschule mit Erfolg besucht hat, wird in der Regel danach höher eingeschätzt, nicht aber nach seinem Werte für die Allgemeinheit.

Seit langer Zeit sind nur die Schulen maßgebend, nur die Geistesbildung öffnet den Weg zu den verantwortlichen Stellen im Staate, meist auch zu den führenden Stellen der Wirtschaft. Einzelne Persönlichkeiten, die sich infolge ihrer außerordentlichen Stärke durchgearbeitet haben, beweisen als Ausnahmen nur die Regel. Die Fülle von Tüchtigkeit, die in den sogenannten praktischen, mehr körperlich arbeitenden Berufen steckt, bleibt unausgenützt für die Vorbildung des Nachwuchses, dem die Führung im Staatsleben anheimzufallen pflegt, und dem später wieder die Vorbildung des Nachwuchses anvertraut ist. Wir haben eine Wortausbildung, keine Tatabildung. Die Überschätzung der Fähigkeit zu lesen, zu schreiben und zu reden hat dazu geführt, daß gewandte Schreiber und Redner, ohne je einen eigenen Gedanken gehabt oder einen solchen gar ausgeführt zu haben, höher im Werte stehen als Leute, die bei reichen eigenen Gedanken ohne viele Worte handeln. Die Letzteren aber stehen dem deutschen Wesensideale am nächsten. Letzten Endes verdanken wir dieser Wortbildung und Wortüberschätzung die Herrschaft der Parlamente (Redestuben), der Zeitungen und Volksverführer. Zu dem berechtigten Tadel, mit dem man den Obrigkeitsstaat bedenklich, gehört der gegen die „Bürokratie“. Kann man unter „Bürokratie“ nur weltabgewandte, den Taten verständnislos gegenüberstehende und dem Leben aufgeimpfte Buchstabenweisheit verstehen, so begreifen wir Bismarcks Wort, daß früher oder später der tote Punkt eintreten müsse, an dem wir unter der Last besonders der subalternen Schreiberei zusammenbrechen würden. Nicht zu vergessen ist die Abneigung des natürlichen und unverbildeten Menschen, insbesondere auch der Frauen, gegen das Übermaß von Schreiben und Lesen, das uns die vielen körperlich und geistig Kurzsichtigen beschert hat, die schon Goethes Widerwillen hervorriefen.

Die in Handwerk, Gewerbe, Landwirtschaft, Bergbau, Seefahrt und anderswo vertretene Meistertüchtigkeit, die eine Tüchtigkeit mehr des Gemütes als des Verstandes ist, sie gilt es fruchtbar zu machen für unseren Staat in der Vorbildung seines Nachwuchses. Bisher liegt sie für diesen Zweck völlig brach. Gehen wir aber den hier vorgeschlagenen Weg, so werden wir in Zukunft den Zugang zur Hochschule und zu jeder Art wirtschaftlicher Selbstständigkeit abhängig machen müssen einmal von dem Besuche der nicht länger als bis höchstens zum 16. Lebensjahre dauernden Mittelschule und von der erfolgreichen Ablegung einer mindestens dreijährigen „Meisterlehre“ in einem handarbeitenden Berufe. Es muß sich aber um die wirkliche Erlernung eines solchen Berufes handeln und nicht um ein liebhabereisches Spielen; nur die Gesellenprüfung macht reif zu den führenden Stellen des Staates und der Wirtschaft.

Wollen wir wirklich die Handarbeit adeln — wie heute so mancher Student, nur um sich sein Brot zu verdienen und die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien zu gewinnen —, so genügen nicht schöne Worte von Handwerksförderung, und es genügen auch nicht gesetzliche Maßnahmen für Landwirtschaft, Handwerk und Gewerbe. Die Handarbeit kann geadelt werden nur dadurch, daß man ihr ausschlaggebenden Einfluß mit einräumt bei der Vorbildung der Führerschaft des Volkes.

Die Volksgesundheit liegt darnieder, die Führer des Volkes stellen vielfach ein „akademisches Krankenhaus“ dar. Werden wir nach den hier vertretenen Vorschlägen verfahren, dann verläßt die Jugend spätestens mit dem 16. Lebensjahr die Schulbank und verbringt die Entwicklungsjahre in körperlicher Tätigkeit. Es ist ihr freigestellt, ob sie in Landwirtschaft, Gewerbe, Handwerk, Schifffahrt, Bergbau oder Fabrik die Meisterlehre durchmachen will. Sie folgt dem natürlichen Drange der Jugend zur Tat, zum Regen der jungen Kräfte, sie reißt die Glieder und schont die Augen, sie schaut die Welt, die Wirklichkeit und hört nicht nur das Wort im Schulzimmer.

Sind aber alle im Volke gelernte Handarbeiter, so kommen wir von selbst zu der so nötigen und erwünschten Überbrückung der sozialen Gegensätze. Wie im alten Heere hat ein jeder von der Pike auf gebient, und es fällt die bisherige Nichtachtung der Handarbeit und die Überschätzung rein geistiger Vorbildung ohne weiteres hinweg. Ein Volk verträgt ohne Schaden nur eine gewisse Anzahl rein geistiger Arbeiter; sie können nur führen, wenn sie in sich gewissermaßen den Werdegang des ganzen Volkes wiederholen, wenn sie in ihrer Vorbildung vom einfachsten Handgriff angefangen haben.

Wir hören seit Jahrzehnten vergeblich den Ruf: „Zurück zur Natur!“ Hier ist ein Weg, wie dies durch die Tat geschehen kann. Schon das Kokolo wollte dies, verlegte sein ausgelassenes Treiben in die Natur, wie wir heute das nackte Zusammenbaden beider Geschlechter erleben. Dies erinnert alles an die Methode derer, die sich vor durchgreifenden Maßnahmen scheuen. Unser Volk war und ist auf dem besten Wege dazu, daß es verlernt — der Ausdruck sei gestattet — den Dreck anzufassen. Schon vor dem Kriege hatten wir für viele einfache Handarbeiten, für die Deutsche nicht zu bekommen waren, eine Menge italienischer, kroatischer und russischer Arbeiter im Lande, und heute bezahlen wir Erwerbslosenunterstützung an Arbeiter, deren Hände angeblich gewisse grobe Arbeiten nicht gewöhnt sind. Die Kriegsteilnehmer erinnern sich dabei der täglichen zähen Schanzarbeiten im Kriege, die Hunderttausende von „geistig Gebildeten“ ohne Schaden für ihre Hände und ihren Geist geleistet haben.

Wir reden soviel vom „harmonischen Menschen“ und müssen doch bekennen, daß wir ohne gleichmäßige Ausbildung von Geist und Körper dieses Ziel nie erreichen werden; hier ist ein Weg, der sichtbar zum Ziele führt. Wir leben in ewiger Hetze, in der Zeit des Zigarettenrauchens, in der Zeit der mangelnden Behaglichkeit. Nichts mehr als das langsame, aber sorgfältige Arbeiten mit der Hand wird uns die alte deutsche „Maße“ wieder lehren.

Nicht aber bringt uns zum Ziele das vorgeschlagene „Arbeitsjahr“. In diesem Arbeitsjahre würde der Mensch nicht für sich, sondern für die Allgemeinheit arbeiten, er sähe kein Ziel vor sich, die Folge wäre die Interesselosigkeit des Schaffenden an seinem Tun. Nur wer ein Ziel für sich selbst vor Augen sieht, wird sich der „Meisterlehre“ mit allen Kräften hingeben. Und weiter

müssen wir den neuerdings aufgetauchten Gedanken ablehnen, daß etwa verbindlich gemachte turnerische oder sportliche Ausbildung den gleichen Zweck erreichen könnte; denn es handelt sich nicht allein um körperliche, sondern ebensowohl um seelische und soziale Ziele, die hier mit der körperlichen Ausbildung erreicht werden müssen. —

Die Führer waren zu weit vorgekommen: sie hatten die Führung mit der Masse verloren. Soll die Führung wieder hergestellt werden, so müssen die Führer ein Stück zurückkommen; dazu bietet die verbindlich gemachte „Meisterlehre“ die beste Möglichkeit.

Was hier vorgetragen wird, ist ein deutscher Gedanke. Ist er auch noch nirgends verwirklicht, so liegt er doch im deutschen Wesen verborgen, und unbewußt fordert seine Verwirklichung die Volksseele. Zwar sind manche Widerstände zu erwarten — zu lange hatten wir alles auf die bloße Geistesausbildung hingewendet, hatten wir uns gewöhnt, die Söhne etwas „besseres“ werden zu sehen, wenn sie einen nicht handarbeitenden Beruf ergriffen. Aber die Volksgesamtheit wird von diesen falschen Bahnen zurückkommen müssen.

War mancher wird auch, hat er erst die Meisterlehre besucht, nach drei Jahren sich hüten, zur Schulbank — etwas viel anderes ist auch die heutige Hochschule nicht — zurückzukehren, und die praktischen Berufe werden nicht schlecht fahren durch die Aufnahme derer, die durch ihre Meisterlehre und die dabei gemachten Erfahrungen veranlaßt werden, dem handarbeitenden Berufe treu zu bleiben; diesen wählen sie dann auf Grund eigenen Entschlusses, nicht auf Wunsch ehrgeiziger Eltern; diesem Berufe wird ihre Liebe gehören, die zuletzt der Urgrund ist für alle tüchtigen Leistungen. —

Nur das deutsche Volk war im Kriege und im Frieden befähigt, neues zu finden, neue Wege des Menschentums zu erschließen. Es wird, wenn es diesem seinem hier vorgetragenen tiefsten Wunsche folgt, der Menschheit ein neues großes, dauernd wertvolles Geschenk machen — nicht zuletzt aber sich selbst.

Aus Goethes Weisheitsschatz.

„Warum denn wie mit einem Besen,
Wird so ein König hinausgekehrt?“
Wären's Könige gewesen,
Sie stünden alle noch unversehrt.

Wenn ich von liberalen Ideen höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten: eine Idee darf nicht liberal sein. Kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle.

Herrschen lernt sich leicht, regieren schwer.

Ein beschränkter, ehrlicher Mensch sieht oft die Schelmereien der feinsten Mächte (Saisseurs) durch und durch.

Was die Großen Gutes taten
Sah ich oft in meinem Leben;
Was uns nun die Völker geben,
Deren auserwählte Weisen

Nun zusammen sich beraten,
Mögen unsre Entel preisen, —
Die's erleben! —



Die geistigen Beziehungen zwischen Landwirtschaft, Industrie und Handel.

Ein sozialetbischer Versuch.

Von Dr. Selir Kuh.

Belanntlich ist die Zeit, in welcher die Nationalökonomie über die Produktivität der einzelnen Berufsstände gestritten hat, endgültig überwunden. Es dürfte heute als ausgemacht gelten, daß eine entwickelte Volkswirtschaft nicht ohne das harmonische Zusammenwirken des Ackerbaues, der Gewerbetätigkeit und des Handels bestehen kann. Freilich sind die Älten über den höheren oder geringeren Wert der einzelnen Elemente noch nicht geschlossen, aber auch in Bezug auf diese Frage haben uns die bitteren Erfahrungen der letzten Jahre insofern einen Schritt weitergebracht, als die kühnen Träume der Agrarindustrialisten, das heißt derjenigen Männer, die aus Deutschland am liebsten einen Wald von Schornsteinen gemacht hätten, ein für allemal begraben sein dürften. Die „Gefahren des einseitigen Industriestaates“, auf die Adolf Wagner einst so nachdrücklich hingewiesen hatte, sind uns gegenwärtig so deutlich fühlbar geworden, daß kein vernünftiger Politiker die wichtige Aufgabe vernachlässigen darf, die darin besteht, das wirtschaftliche Gleichgewicht zwischen Landwirtschaft und Industrie wieder herzustellen, dieses Gleichgewicht, das zuungunsten der Landwirtschaft eine sehr bedenkliche Störung erfahren hat. Ebenso wehrt sich mit gutem Recht das Handwerk gegen alle zumeist von sozialistischer Seite ausgehenden Angriffe; wenn Karl Marx recht behalten soll, so müßten allerdings die kleinen und Mittelbetriebe dem Untergang verfallen sein. Aber gerade die jüngsten Marx-Untersuchungen haben eben die Unhaltbarkeit der marxistischen Theorie erwiesen, und auch die Erwerbsgruppe der mittleren Betriebe wird also ihren Platz im Wirtschaftsleben behaupten dürfen! Was den Handel anlangt, so empfinden wir zwar deutlich, daß auch hier ein Krankheits-symptom vorliegt, indem die reine Spekulation, zum Teil in das richtige Schieber- und Wuchergeschäft ausartend, einen viel zu großen Einfluß auf den Warenaustausch gewonnen hat, und vielleicht in noch höherem Grade gilt diese Wahrnehmung in bezug auf den Anteil der Börse und der internationalen Geldwirtschaft, aber trotzdem wird kein verständiger Volkswirtschaftler daran denken, mit einem Rückfall in mittelalterliche Anschauungen, die Produktivität des Handels bestreiten zu wollen. Es bleibt also dabei, daß, wenn auch der Ausgleich gewisser Verschiebungen der natürlichen Lage in wirtschaftlicher Beziehung durchaus notwendig erscheint, dennoch das gleichberechtigte Nebeneinanderwirken der drei großen Erwerbsgruppen als Grundlage schon für das Gedeihen der materiellen Volkswohlfahrt unbedingt erforderlich ist. Man wird vielleicht, immer unter rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten, in diesem Augenblick geneigt sein, der Ansicht derjenigen beizupflichten, die auch heute noch die Landwirtschaft für die absolut unentbehrliche Grundlage halten, der gegenüber Industrie und Handel erst eine zweite Rolle spielen, eine Meinung, wie man sie z. B. bei Thünen, Schmoller, Dade findet. Es wird behauptet, daß alle Staaten Ackerbaustaaten sein können, weil der Ackerbau allein unabhängig existieren kann, aber keineswegs alle Staaten Industrie- und Handelsstaaten. Indessen wird eine tiefere Einsicht nicht verkennen, daß eine solche, an sich gewiß ver-

losende Hochstellung der Landwirtschaft in einer Wirtschaftsperiode nicht mehr gilt, in welcher die Industrialisierung des Ackerbaues und die durch den Handel bewirkte Organisation der Weltwirtschaft eine so völlige Umgestaltung aller Verhältnisse herbeigeführt haben. Wenn also Friedrich List als die höchste Entwicklungsstufe den Zustand bezeichnet, in welchem ein Volk gleichzeitig Agrikultur-, Manufaktur- und Handelsvoll ist, so muß der Wirtschaftspolitiker diesen Satz ohne Vorbehalt anerkennen.

Indessen streift offenbar solche Betrachtungsweise nur die Oberfläche des nationalen Lebens. Immer noch, ja vielleicht mehr als jemals muß uns das Bibelwort als Richtschnur dienen, daß es dem Menschen nichts hilft, wenn er alle Schätze dieser Erde gewinnt, aber Schaden nimmt an seiner Seele! Genau so, wie man darüber klagt, daß eine übertriebene Arbeitsteilung, eine zu weitgehende Spezialisierung und Mechanisierung den einzelnen Menschen selbst zur Maschine macht und geistig verkümmern läßt, genau so und in noch höherem Grade müssen die Funktionen eines ganzen Volkes beurteilt werden. Die Nationalökonomie hat auch selbstverständlich dieses psychologische und ethische Moment niemals ganz außer acht gelassen. Schöne Ausführungen finden sich z. B. schon bei Anies, der mit Recht betont, daß der Landmann, der Gewerbetreibende, der Kaufmann gerade in ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit die Erfüllung ihres Berufes zur Arbeit und den Weg, sich menschlich zur Vollendung zu bringen, finden sollen. Seitdem uns Weber, Troeltsch und andere die engen Zusammenhänge zwischen Religion und Wirtschaft aufgedeckt haben, ist gewiß unser Blick für die geistigen Einflüsse der einzelnen Erwerbszweige auf das Volksganze noch erheblich geschärft worden, und wir meinen also, daß jede Untersuchung über die Produktivität der verschiedenen Berufsarten höchst unvollständig bleibt, wenn sie nur den wirtschaftlichen Erfolg berücksichtigt, nicht aber zugleich die geistigen Imponderabilien, welche jede von ihnen ausströmt, und die in ihrer Gesamtheit das ausmachen, was man schlechtthin den Volksgeist nennen kann, und was ungleich wichtiger für unsere ganze Zukunft, für die Möglichkeit eines Unterganges oder einer nationalen Erneuerung ist, als alle Fragen, die sich auf die Handels- und Zahlungsbilanz, auf die Reichsfinanzen, auf die Valuta usw. beziehen. Auch die Volkswirtschaft ist schließlich an den Satz gebunden, daß es der Geist ist, der sich den Körper baut! Die vollkommenste Wirtschaftsorganisation, die kunstvollste Technik, die fleißigste Arbeit kann uns nicht retten, wenn es an der rechten Gesinnung, am guten Willen (vgl. Kants Eingangsworte zur Metaphysik der Sitten), am Glauben an höhere Menschheitsideale fehlt. Stefan George sagt, ein Volk ist tot, wenn seine Götter tot sind, und wenn in einem Volk der Materialismus die Oberhand gewinnt, wieviel fehlt dann noch daran, daß alle Götter ihm den Rücken wenden? Andererseits liegt es auf der Hand, daß die verschiedenen Berufsarten in eben so verschiedener Weise dazu geeignet sind, eine eigene Weltanschauung, eine besondere Sittlichkeit, eine Bejahung oder Verneinung idealer Momente aus sich heraus entstehen zu lassen. Der geistige Charakter unseres Volkes wird sich verschieden entwickeln, je nachdem die Landwirtschaft oder die Industrie oder der Handel in ihm eine vorherrschende Bedeutung gewinnt; seine Beschaffenheit wird aber natürlich auch davon abhängen, ob sich der Geist dieser Berufsstände selbst gesund und rein erhalten hat. Unsere Betrachtung soll also versuchen, in großen Umrissen diejenigen geistigen Elemente zu erfassen, welche als eigentliche Merkmale der ein-

zeln Berufsstände anzusehen sind, wobei gleichzeitig geprüft werden muß, ob es sich um gesunde Erscheinungen oder Krankheits Symptome handelt, und woran sich endlich die Frage schließen muß, wie diese Elemente zu einer nationalen Einheit zusammengeschmolzen werden können.

Wenden wir uns zunächst dem Geist der Landwirtschaft zu, so strömt uns der volle, frische und gesunde Zauber entgegen, mit dem die menschliche Phantasie, von richtigem Instinkt geleitet, jede Beschäftigung umkleidet, die uns unmittelbar mit der Natur in Berührung bringt. Hat schon die alte Antäussage deutlich erkannt, daß dem Menschen die beste Kraft zufließt, wenn er sich von seiner Mutter, der Erde, umarmen läßt, so haben seitdem die Dichter und Denker aller Zeiten nicht aufgehört, das Lob des Ackerbaues gerade in seiner Wirkung auf Sittlichkeit und Weltanschauung zu singen. Bekannt ist die Hochschätzung, die man im Orient dem „Fürsten Landmann“ entgegenbringt; einmal im Jahr mußte der Kaiser von China eigenhändig den Pflug führen, und ebenso weiß man, wie sich die besten Männer Griechenlands und Roms danach gesehnt haben, „den väterlichen Boden mit eigenem Ochsengespann zu bestellen“. Für den Germanen aber ist der Ackerbau von jeher die angenehmste und ehrenvollste Beschäftigung gewesen, was ein mittelalterliches Sprichwort sehr hübsch mit den Worten ausdrückt: „Ein Edelmann darf vormittags zu seinem Acker gehen und nachmittags zum Turnier reiten!“ Alle diese Urteile sind selbstverständlich aus der Vorstellung entsprungen, daß die Landwirtschaft nicht nur die nützlichste Beschäftigung in praktischer Hinsicht darstellt, sondern daß sie auch den Boden bildet, auf dem sich die höchsten, sittlichen Eigenschaften entwickeln können. Weit entfernt, das ganze Gebiet erschöpfen zu wollen, möchten wir an dieser Stelle nur einige Eigenschaften hervorheben, die der landwirtschaftlichen Denkweise besonders zugehören, und die gerade heute zur Erhaltung und Erneuerung des deutschen Volkstums die besten Dienste leisten können.

Obwohl gewiß keinem Berufsstand die Fähigkeit abgesprochen werden soll, ein gesundes Nationalbewußtsein zu entwickeln, wird man doch ohne weiteres zugeben müssen, daß der Ackerbau seiner ganzen Natur nach vornehmlich geeignet ist, die Liebe zur Scholle, zur Heimat, zum Vaterland zu erwecken und zu bewahren. Man vergleiche nur die Landwirtschaft mit der Industrie, und zwar vielleicht mit derjenigen, die zweifellos noch die bodenständigste ist, mit dem Bergbau und Hüttengewerbe! Auch diese Berufszweige sind gewiß an den Boden gebunden, aber wo die Kohle gefördert, das Erz zutage gebracht ist, da hat auch der Boden seine Rolle ausgespielt, während auf dem gleichen Stück Land, wo heute Korn geerntet und Wein gebaut wird, noch in hundert oder tausend Jahren, vernünftige Wirtschaft vorausgesetzt, die gleichen Früchte hervorgebracht werden können. Je weiter sich aber eine Sache der Vergänglichkeit entzieht, je mehr sie sich dem Ewigen annähert, desto wertvoller wird sie dem Menschen, der sich ihr dann mit Liebe und Ehrfurcht zuwendet. Und wie der Bauer in die Zukunft blickt, so hütet er auch mit treuer Sorgfalt die Vergangenheit, die Überlieferung; nach rückwärts und vorwärts ist er mit seinem Land verwachsen, und diese Gesbhaftigkeit, die er höchstens noch mit dem Handwerker teilt, scheidet ihn vom Industriellen und noch mehr vom Händler, die sich beide nur in bedingtem Maße an dem Platz ihres Wirkens gebunden fühlen. Ein Volk von Fabrikanten oder Kaufleuten kann gewiß auch von echter und rechter, von stolzer Vaterlandsliebe erfüllt sein, aber die festeste Grundlage dieser Empfindung fehlt ihm! Groß ist zum mindesten die Gefahr (manche

traurige Erfahrung bezeugt es), daß solche Völker sich dem Internationalismus, dem Kosmopolitentum hingeben; solange freilich die Sonne des Erfolgs über diesen Nationen leuchtet, pflegen sie sich ein treffliches Nationalgefühl zu bewahren, aber wehe, wenn sie die Prüfung eines schweren Schicksals heimsucht. Dann tritt die Versuchung an sie heran, und es bewahrt sich oft, daß des Menschen Herz da ist, wo seine Schätze sind! Will sich ein Volk für gute und böse Tage ein festes Nationalgefühl, eine treue Heimatliebe bewahren, so bedarf es unbedingt eines ausgedehnten und starken Bauerntums, und dies ist also der erste Grund, aus dem in sozialethischer Hinsicht die Erhaltung und Förderung der Landwirtschaft geboten ist.

Das Land ist zweitens der beste Nährboden der Genossenschaftsidee. Die alte germanische Gemeinde ist das Vorbild einer gesunden, selbstständigen Gemeinschaft, und in ihr wurzelt der wundervolle, deutsche Genossenschaftstrieb, der in der Folge freilich manche Entartung erfahren, aber doch auch die schönsten Blüten hervorgetrieben hat. Die Landwirtschaft ist im allgemeinen frei geblieben von dem zerstörenden, zerfressenden Wettbewerb, der in der Industrie und im Handel mit so rücksichtsloser Gewalt wütet. Auf dem Lande läßt der Große den Kleinen neben sich gelten, und bekanntlich hat sich gerade hier die Unrichtigkeit der marxistischen Lehre von der „Akumulation“ zuerst und am deutlichsten erwiesen. Des Bauern Arbeit aber vollzieht sich des weiteren in aller Öffentlichkeit. Es gibt keine Fabrikgeheimnisse, keine Patente, und ein eigentümlicher Zug der Bauernnatur, die Vorsicht und Furcht, sich etwa vor dem Nachbar lächerlich zu machen, dessen Spott und Tadel zu erwecken, entspringt eben dieser beständigen Kontrolle, unter der sich sein ganzes persönliches und berufliches Leben abspielt. Solche Gemütsverfassung aber muß notwendig dem Gemeinschaftsgefühl zugute kommen, und es sind daher gewiß nicht nur praktische Gründe, die in der Landwirtschaft dem Genossenschaftswesen einen so hohen Rang verschafft haben. Dade spricht davon, daß diese starke genossenschaftliche Bewegung, die Wiedererweckung des uralten Genossenschaftsprinzips und seine Anpassung an die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Gegenwart eine „der großartigsten und in ihren Wirkungen kaum absehbaren Erscheinungen“ genannt werden muß. Um das Jahr 1900 bestanden in Deutschland rund 19 000 Genossenschaften, von denen auf die Landwirtschaft mehr als 15 000, d. h. 77% entfielen. Man wird hier vielleicht einwenden, die Erfahrungen der letzten Zeit nötigten zu dem Schluß, daß zwar die Landwirtschaft in sich den Gemeinschaftsgedanken hegt und pflegt, daß sie sich aber von den übrigen Volksgenossen eben durch diese Geschlossenheit sehr zum Schaden des Gemeinwohls abscheidet. Ein geheimer, bisweilen sogar ein offener Krieg zwischen Stadt und Land sei entstanden, und namentlich in der Umgegend der Großstädte machte sich dieser Gegensatz sehr peinlich bemerkbar. Es muß auch unumwunden zugegeben werden, daß die bekannten Eigenschaften des bäuerlichen Charakters, eine gewisse Härte, Selbstsucht und Habsucht, einen scharfen Gegensatz zu jenem Gemeinschaftsgefühl bilden, und hier wird eben eine zielbewusste Erziehungs- und Aufklärungsarbeit einzusetzen haben, um die guten Triebe über die bösen siegen zu lassen. Eine solche Arbeit verspricht heute bessere Erfolge als jemals, weil der moderne Bauer sehr wohl erkennt, wie viel er seinerseits der Industrie und dem Handel schuldet.

Den wichtigsten Einschlag in das verschlungene Netz der Volksempfindungen liefert aber der Ackerbau dadurch, daß er dem übertriebenen Rationalis-

mus unserer Zeit kräftige, irrationale Elemente zur Seite stellt. Die Industrie arbeitet mit leblosen Dingen, der Bauer hat mit dem Leben selbst zu tun; der Fabrikant kann bei normalem Verlauf seines Betriebes auf die Minute genau berechnen, wann ein Werkprozeß beendet sein wird, welche Kosten er verursacht, welcher Ertrag zu erwarten ist. Wer das Feld bearbeitet, fühlt über sich das Walten geheimnisvoller Mächte, die außerhalb jeder Berechnung liegen. Sein Schaffen ist davon abhängig, wie Wind und Wetter geraten, und er empfindet bei jedem Handgriff, bei jedem Schritt die menschliche Ohnmacht gegenüber der göttlichen Natur, während der Techniker, der Fabrikant in seinem Reich sich selbst wie ein kleiner Gott erscheint, dem keine Grenzen gesetzt sind; daher wohnt in der Landbevölkerung eine Frömmigkeit, die doppelt zu bewerten ist, wenn im allgemeinen die Zeit so sehr wie die unsrige sich von allen religiösen Empfindungen abwendet. Der moderne Rationalismus aber hat uns nicht nur die Religion genommen, sondern hat uns zugleich fast um alle anderen Ideale gebracht; was man nicht unter das Mikroskop legen und mit dem Seziermesser zerlegen, nicht berechnen und zählen kann, das ist für unsere gelehrten Herren nicht vorhanden: Ehre, Begeisterung, Opferwilligkeit, Treue, Ehrfurcht, sie haben keinen Platz in einer Welt, die als einzigen Richter den kalten Verstand anerkennt! Die materialistische Weltanschauung hat zu einer geradezu trostlosen, sittlichen Problematik geführt; die sozialdemokratischen Schriften belehren das Volk darüber, daß es keine Sittlichkeit, höchstens eine Sitte gibt, deren Natur von den jeweiligen ökonomischen Verhältnissen abhängt, so daß heute Tugend ist, was morgen Laster sein kann, und umgekehrt. Für diese unheilvollen Einflüsse gibt es kaum ein besseres Heilmittel als den Geist der „stillen Einsamkeit“, wie ihn die Landarbeit mit sich bringt; diesen Geist, von dem einmal Thukydides gesagt hat, daß sein Verschwinden bei jedem Volk den Beginn des Unterganges bedeutet. Gäbe es sonst keinen Grund, die Landwirtschaft in hoher Blüte zu erhalten, so würde allein dieses weltanschauliche Moment genügen, um alle Anstrengungen zu rechtfertigen, welche auf die Erhaltung dieses wahren Jugendbrunnens physischer und geistiger Kraft gerichtet sind.

Der Landwirtschaft, als der Vertreterin beharrender, auf das Gleichmaß der Dinge gerichteter Mächte stehen Industrie und Handel als die Elemente des rastlosen, unermüdlichen „Fortschritts“ gegenüber. Indem wir aber das verhängnisvolle Wort „Fortschritt“ aussprechen, entsteht sofort die Frage, ob es denn in der Tat einen Fortschritt gibt, oder genauer gesagt, ob die Menschheit ihren Fortschritt in der Steigerung der Zivilisation erblicken darf, wie sie in der Hauptsache auf die industrielle und kommerzielle Arbeit zurückzuführen ist. Solche Frage ist doppelt berechtigt in einem Augenblick, wo das von gewaltigen Sorgen und Nöten durchwühlte Europa fast sehnächtig nach den Propheten des Ostens ausschaut, die von neuem das Heil verkünden, das der Mensch nur in sich, nicht draußen im bunten Weltgetriebe suchen soll. „Geh' an der Welt vorüber, sie ist nichts!“ Und wie die Revolutionszeit eingeleitet wurde durch die Schriften Rousseaus, der die Rückkehr zur Natur predigte, so greift auch heute wieder, nachdem die Revolution vielleicht ihren Höhepunkt erreicht hat, die müde Hand des einstmaligen stolzen Kulturmenschen besonders gern nach solchen Büchern, die ihm das unschuldige Leben primitiver Völker auf fernen Südseeinseln schildern, ein Leben, das der modernen Blasiertheit als verlorenes Paradies erscheint. Liegt die Wahrheit etwa bei Laotse, Buddha, Dionsigenes, Franz v. Assisi, bei der Weltverachtung, bei der „heiligen Armut“?

Und wenn es eine christliche Richtung gibt, von der man meint, daß sie mitgeholfen habe, das technische, kapitalistische Zeitalter heraufzuführen — war nicht vielleicht doch das ältere Christentum im Recht, als es davor warnte, den Gütern dieser Welt einen großen Wert beizumessen? In den Kreisen der deutschen Intelligenz geht der Geist Tolstois und Dostojewskis um; die „Brüder Karamasoff“ werden als die „Bibel der Zukunft“ verehrt, und überall ist hier die Stimmung zu erkennen, die den Menschheitswert der technischen Zivilisation bezweifelt und durch die Loslösung von ihr den Menschen zu schlichter Natürlichkeit zurückführen will. Wo in den Tiefen der bolschewistischen Bewegung ein edleres Motiv gefunden werden kann, da ist es ebenfalls der Zweifel, ob denn wirklich die rastlose Arbeit der letzten Jahrhunderte geeignet war, die Menschheit glücklicher, zufriedener und besser zu machen. So scheint ein großer Teil, und nicht der schlechteste, der europäischen Menschheit vor der eigenen Gottähnlichkeit einen Schauer zu empfinden, und es mag sich auch mancher Politiker und Soziologe heute ernsthaft fragen, ob denn nicht eine Umbiegung der bisherigen Wirtschaftstendenz dringend ratsam sei, eine Umbiegung in dem Sinne, daß Handel und Industrie eingedämmt, Landwirtschaft und Handwerk in den Vordergrund gestellt werden.

Indessen übersieht solche Erwägung zwei gewichtige Momente. Schon dem Individuum muß der Pindarische Satz als oberstes Gebot gelten, der da lautet: „Werde, der du bist!“ Schon der Einzelne also muß alle gesunden Kräfte und Triebe in sich entwickeln; es ist eine Binsenwahrheit, daß sich die Naturanlage auf keine Weise unterdrücken läßt. Noch viel weniger aber kann irgendeine Politik auf Erfolg rechnen, wenn sie es wagt, den Kasseigenschaften des Volkes, seinem eigentlichen Charakter Gewalt anzutun! Die Vielseitigkeit der germanischen Natur bringt es nun mit sich, daß der Deutsche nicht nur zu bauerlicher Tätigkeit berufen ist (hierzu allerdings im eminenten Sinne), sondern daß er gleichzeitig alle Talente besitzt, die der Techniker, der Fabrikant, der Kaufmann gebraucht. Gelegentlich bemerkt Chamberlain, daß man die Deutschen nicht nur ein Volk von Denkern und Dichtern, sondern ebensogut ein solches von Soldaten und Kaufleuten nennen könne, und Bücher hat einmal darauf hingewiesen, daß sich keine Nation mit den Deutschen an organisatorischer Anlage messen könne, worin sie sogar bisweilen ein bißchen zuviel leisten! Die Zusammenstellung der kriegerischen und kaufmännischen Veranlagung ist aber besonders zutreffend darum, weil von jeher der germanische Handelsgeist (nicht immer der moderne!) deutliche Züge des militärischen Wesens an sich getragen hat. Man braucht nur an die Hanseaten, an die „wagenden“ und „königlichen“ Kaufleute zu erinnern, um diese natürliche Vermischung zweier sich anscheinend so widersprechender Eigenschaften klar vor Augen zu haben. Die Überlegenheit der Deutschen auf technischem Gebiet, besonders ihr Geschick, Wissenschaft und Technik miteinander in Verbindung zu bringen, liegt aber so deutlich zutage, daß jeder zugeben muß, die Vernachlässigung dieser bewundernswerten Anlagen würde einen schweren Verlust nicht nur für Deutschland selbst, sondern für die ganze Welt bedeuten; es ist die weltgeschichtliche Bestimmung unseres Volkes, auch „den Weg des Geistes in den Gewerben“ (Reinhold) für die Menschheit ebnen zu helfen. Und Sünde wider den heiligen Geist wäre es, wollten wir nicht alle Kraft daran setzen, diese Aufgabe mit der gleichfalls dem deutschen Wesen entsprechenden Gründlichkeit anzupassen.

Zweitens aber kann vom Standpunkt einer nationalen Politik die

Frage „Agrar- und Industriestaat“ überhaupt nicht mehr und in diesem Augenblick am wenigsten gestellt werden. Denn eine noch so geringe Vernachlässigung der gewerblichen Arbeit würde ja unsere gegenwärtig so unglückliche Lage gegenüber den anderen Industriestaaten noch weit mehr verschlechtern; sie würde uns auf die Dauer in Knechtschaft und Abhängigkeit stürzen, sie würde auch geistig eine Atmosphäre schaffen, die uns noch mehr, als es leider schon heute der Fall ist, des Antriebes berauben würde, unsere Ketten abzuschütteln und die uns gebührende Stellung im Rat der Völker zurückzuerobern. Die Lösung für die nächsten Jahrzehnte heißt Kampf, wenn nicht mit kriegerischen, so doch wenigstens mit friedlichen Waffen; nicht der idyllischen Ruhe eines bescheidenen und selbstgenügsamen Landlebens darf sich Deutschland hingeben, sondern mit doppelter Spannkraft muß der deutsche Adler seinen Flug auf den Weltmarkt hinaus erneuern, muß er die Völker der Erde zwingen, ihm wieder die alte Achtung und Bewunderung darzubringen! Nicht allein, wie man so oft hört, die wirtschaftliche Notwendigkeit gebietet uns eine Steigerung der gewerblichen Arbeit, der „Qualitätsarbeit“ vorzunehmen, nein, dieser Grund wäre hinfällig, wenn die Rücksicht auf das deutsche Volkstum anders entscheiden sollte, aber gerade die Erhaltung und Durchsetzung unserer höchsten nationalen Werte verlangt es, daß wir uns alle geistigen und sittlichen Kräfte nutzbar machen, welche durch das Schaffen und Wirken der Technik, der Industrie, des Handels entwickelt und ausgelöst werden. Die unermüdliche Beweglichkeit, die behende Geistesgegenwart, die stets den rechten Augenblick zu fassen weiß, der eiserne, unentwegt auf sein Ziel gerichtete Wille, der stürmische Drang nach vorwärts, nach neuer Macht und neuer Betätigung, auch der Ehrgeiz, der jeden Wettbewerb aus dem Felde schlagen will, alle diese Eigenschaften, ohne die weder der Fabrikant noch der Kaufmann ihren Weg finden können, sind uns für die Wiedergewinnung und Erhaltung unserer nationalen Selbständigkeit ebenso notwendig, wie die Vorzüge der Gründlichkeit, der Genauigkeit, der Originalität, durch die sich der deutsche erfinderische und produktive Geist, die deutsche Arbeit, die um der Arbeit selbst verrichtet wird, ihren unbestrittenen Ehrenplatz in der Reihe aller schaffenden Völker erobert haben!

Aber freilich, nur die guten Eigenschaften des industriellen und kommerziellen Geistes können uns als Waffen in den schweren Kämpfen der Zukunft dienen. Ja, wir würden umgekehrt von vornherein mit einer Niederlage rechnen müssen, wenn es uns nicht gelingt, jene Waffen blank und frei von allen Scharten und Flecken zu erhalten! Lieber keine Waffen, als schlechte, und mit schwerer Sorge wird man heute auf das üppige Unkraut blicken, das sich auf dem sonst so fruchtbaren Acker eingenistet hat. Trägt der deutsche Gewerbefleiß noch überall den Charakter, der ihm in den guten Zeiten des alten Handwerks zu eigen war und der in der Industrie wieder eine glänzende Auferstehung erfuhr, als das böse Zeitalter überwunden war, dem einst *Reuleaux* mit seinem „Billig und Schlecht“ das Urteil gesprochen hatte? Gewiß haben Handwerk und Industrie mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen, die Beschaffung der Rohmaterialien, die Preisverhältnisse, die unausgesetzten Störungen am Arbeitsmarkt tragen die Schuld, wenn nicht immer das Arbeitsergebnis in der höchsten Vollendung und mit der gewünschten Pünktlichkeit hergestellt werden kann. Zum mindesten quantitativ könnte Deutschland ganz andere Leistungen hervorbringen, wenn nicht eine, die Forderungen der Zeit gröblich mißverstehende Gesetzgebung und Verwaltung die Arbeitszeit einschränkte, die gewerbliche

Tätigkeit erschwerte und dem freien Unternehmertum so viel Steine in den Weg würfe, daß eine befriedigende Gestaltung der sicherlich vorhandenen Energien nur bei größter Ausdauer und Opferwilligkeit erreicht werden kann.

Sind es bei der Industrie die äußeren Umstände, die man vor allem verantwortlich machen muß, wenn sich der wahre industrielle Geist nicht immer offenbaren kann, so muß man dem Handel den Vorwurf machen, daß er die alte deutsche Kaufmannsart in erschreckendem Umfange durch ein undeutsches, unsolides Geschäftsgebaren verfälscht hat. An der deutschen Volkswirtschaft saugen gegenwärtig zahllose Dampfre, deren gewissenloses, wucherisches Treiben der ganzen Kaufmannswelt zur Schande gereicht. Es ist die höchste Zeit, daß sich die Staatsgewalt auf ihre Pflicht besinnt und mit eisernem Besen den Markt von diesem Gefindel säubert.

Wieder greifen wir in die Vergangenheit zurück und erinnern daran, daß es regelmäßig die guten Zeiten der Geschichte waren, wenn die Arbeitsteilung einen gewissen Grad nicht überschritt. So rühmt der Geschichtsschreiber des perilleischen Zeitalters, daß „dieselben Menschen sich häuslichen und politischen Geschäften widmeten, und daß andere, welche ebenfalls gute Kenntnisse von Staatsangelegenheiten hatten, sich zugleich mit Ackerbau und Gewerbefleiß abgaben“. Schmoller erzählt, wie es in Deutschland den städtischen Patriziern des 15. und 16. Jahrhunderts für ein hohes Ideal galt, wenn sie, abgesehen von ihrer politischen Arbeit, noch ihr städtisches Dasein verbinden konnten mit einer eigenen Produktion für ihren Korn-, Öl- und Weinbedarf. Und wenn uns Immermann im „Oberhof“ das lebendige Bild eines waderen Hofbesizers vorführt, der nicht nur sein Feld bestellt und sein Vieh hütet, sondern der auch im Notfall den Schlosser, den Hufschmied, den Tischler spielt, so nehmen wir es gern in Kauf, daß vielleicht auf diesen Einzelgebieten nicht immer ein Meisterwerk zustande kommt, denn wir freuen uns über die schöne Harmonie dieses vollentwickelten Menschentums! Nun wird freilich der moderne Mensch mit überlegenem Lächeln die Annahme zurückweisen, daß wir uns diesen Idealzuständen jemals wieder nähern könnten. Die heutige Wirtschaft, so heißt es, duldet eine solche Vereinigung verschiedenster Tätigkeiten nicht mehr; sie verlangt mit unerbittlicher Strenge ein scharf durchgeführtes Spezialistentum. Indessen kann uns auch die Gefahr einer solchen Abweisung nicht davon abhalten, mit aller Entschiedenheit festzustellen, daß, wenn es in Deutschland wieder zu einem einheitlichen, nationalen Volkstum kommen soll, eine Zusammenfassung der seelischen Kräfte, wie sie Landwirtschaft, Industrie und Handel hervorbringen, zu den unerläßlichen Vorbedingungen gerechnet werden muß. Wie sich die Dinge gestaltet haben, reicht eine einseitige Ausbildung der geistigen Fähigkeiten eines Volkes nicht mehr aus, um ihm einen Platz an der Sonne zu sichern. Es muß vielmehr das Bestreben dahin gehen, auch in psychischer Hinsicht diejenige Harmonie herzustellen, die man für die materiellen Kräfte des Volksganzen mit Recht verlangt. Wenn z. B. Schäffle die Volkswirtschaft gern mit dem menschlichen Körper vergleicht, der sich nur dann gesund erhalten kann, wenn alle Glieder gleichmäßig entwickelt werden, so muß ganz dieselbe Forderung für die geistigen Kräfte des Volkes aufgestellt werden. Aber hier, auf geistigem Gebiet, muß diese Forderung noch erweitert und durch etwas ganz Neues ergänzt werden. Es reicht nicht aus, daß etwa, wie es sich Platon im „Staat“ gedacht hat, jeder Stand seine, für ihn spezifische Seeleneigenschaft zu höchster Blüte entwickelt, sondern

es müssen, soll eine wahre Volkseinheit zustande kommen, diese Eigenschaften sämtlich miteinander in engste Beziehung, in Wechselwirkung und Austausch gebracht werden! Der Landwirt muß etwas vom industriellen Geist in sich tragen, der Industrielle muß die wertvollsten Bestandteile der landwirtschaftlichen Weltanschauung zu den seinigen machen, der Handel muß seine belebende Wirkung den beiden anderen Ständen mitteilen, während er selbst von ihnen das Korrektiv seiner eigenen, so starken Versuchungen ausgelegten Ethik empfängt. Der starre Konservatismus des Landmanns soll durch die Ideen der Industrie und des Handels gemildert werden, die allzu stürmische Fortschrittlichkeit der gewerblichen Stände soll die notwendige Hemmung und Stauung von der Landwirtschaft her empfangen. Der Rationalismus der Technik muß durch die irrationellen Elemente des Ackerbaues ergänzt werden, denn anders kann die Volksmoral nicht gedeihen! Dem Landmann wiederum, der leicht zur Passivität neigt, wird das antreibende Moment des naturwissenschaftlichen Rationalismus zu einer frischeren, aktiven Lebendigkeit verhelfen.

Wie aber ist diese gegenseitige Durchdringung herzustellen? Wo ein Wille ist, da finden sich auch die richtigen Wege! Nur muß natürlich von der Regierung, von den Berufsständen selbst, von der öffentlichen Meinung das Ziel klar erkannt werden, und überall muß eben der feste Wille vorhanden sein, das Ideal zu verwirklichen. Mit Schule und Erziehung muß begonnen werden. Es ist z. B. schon viel gewonnen, wenn in städtischen Schulen und namentlich in Fortbildungsschulen auch die ländlichen Verhältnisse sinngemäß berücksichtigt werden, wie umgekehrt auf dem Lande, in den Winterschulen, die Jugend mit den Grundbedingungen der Industrie und des Handels bekannt gemacht werden sollte. Schon das Kind muß von der Einseitigkeit befreit werden, in der es heute heranwächst. Die Stadtkinder sollten lernen, wie es auf dem Lande zugeht, und dem Bauernkind darf die Interessensphäre des Arbeiterkindes aus der Stadt nicht unbekannt bleiben. Theoretischer Unterricht, Filmvorführungen, Versuchsgärten und Versuchswerkstätten, wechselseitige Ausflüge sind die gegebenen Mittel. Des weiteren gewährt natürlich die Siedlung in ihren verschiedenen Formen eine vielfache Möglichkeit gegenseitiger Verständigung und Durchdringung. Es bringt gewiß schon große wirtschaftliche Vorteile mit sich, wenn der Fabrikarbeiter sein Stückchen Land besitzt, auf dem er Gemüse zieht und Kleintierzucht betreibt. Aber viel wichtiger noch ist im nationalen Interesse die Wirkung, daß nunmehr der industrielle Arbeiter die Sorgen des Bauern kennen lernt, und daß in der Kolonie sich beide Elemente noch enger miteinander vermischen. Wenn sich, wie es jüngst geschehen ist, landwirtschaftliche und industrielle Genossenschaften bilden, die in unmittelbarem Warenaustausch treten, so liegt auch hier der eigentliche Wert nicht nur in der größeren Verbilligung und Vereinfachung der geschäftlichen Beziehungen, sondern wiederum werden beide Stände geistig einander näher gebracht; sie lernen sich kennen und verstehen, und die Sinnesart des einen gewinnt Einfluß auf das Denken des andern. Es müßte eine planmäßige Aufklärungsarbeit eingeleitet werden, welche das städtische Denken durch das ländliche und dieses durch jenes zu befruchten, zu ergänzen, zu veredeln sucht. Schon sind ja die Industriellen und Kaufleute nicht selten, die sich gleichzeitig im Nebenberuf oder, um ihre Arbeiterschaft mit Lebensmitteln zu versorgen, als praktische Landwirte betätigen, und auf größeren Gütern mit rationeller Bewirtschaftung ragt meist schon der Schornstein einer Fabrik empor, die von dem Eindringen des industriellen Geistes zeugt.

Durch seine politische und religiöse Geschichte, durch eine unglückliche Veranlagung des Charakters ebenso wie durch die geographische Zerküftung in zahlreiche Stämme ist ja Deutschland gerade zerrissen genug; das „odium sui“, Bruderzwist und Parteibader spielen für unser Volk eine größere Rolle, als für jedes andere. Da darf kein Mittel unversucht bleiben, um eine geistige Einheit herzustellen. „Sich voneinander abzusondern“, sagt Goethe, „ist die Eigenschaft der Deutschen.“ Daß auf politischem Gebiet hierin alsbald ein Wandel eintreten werde, ist schwerlich zu hoffen, aber es ist zu scheiden, worauf Rudolf Eucken einmal sehr fein hingewiesen hat, zwischen einer bloßen Menschengeschichte und einer Geistesgeschichte. Die Menschengeschichte stellt sich mit ihrem wilden Getriebe von Interessen und Kämpfen als ein trübes Chaos dar, in dem schwer ein Kern, ein Zentrum zu erkennen ist. Aber die Geistesgeschichte kennt Zusammenhänge des Lebens, die in den großen Augenblicken der nationalen Entwicklung oft mit leuchtender Kraft zutage treten, die aber auch im Stillen diese Entwicklung segensreich beeinflussen können. Solchen sozialethischen Zusammenhang gilt es zu erzeugen, indem man darauf hinarbeitet, die geistigen Elemente der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels möglichst miteinander zu verschmelzen. Glück und Segen ist dem Deutschen die fast verwirrende Vielseitigkeit seiner Anlagen; diesen Reichtum organisch so zu gliedern, daß alle Teile einem Mittelpunkt, einem Herzen, dem Herzen voll deutscher Empfindung in treuer Hingabe dienen, das ist die große Aufgabe, der sich unsere Politik, unser ideelles und materielles Streben, der sich die nimmermüde Arbeit der kommenden Geschlechter zuwenden muß!

Nullen.

Die Nullen beschließen
Mit klugem Rat,
Sich zusammenzuschließen
Zu einem Staat.
Und sprechen viel,
Wie's jedem gefällt,
Von Zweck und Ziel
Und Sinn der Welt.
Von ew'gem Frieden
Auf der Erde,
Und daß es hiemieden
Nun besser werde,
Ein jeder frei
Im ganzen Reich,
Und jeder sei
Dem andern gleich
Schutzleute wenig,

Und kein Soldat,
Doch jeder König
Im Nullenstaat.
Und drehen sich
Und blähen sich
Und pumpen die Bäuche
Wie lederne Schläuche
Zu quellender Sülle
Von perlendem Wein. —
Dann werden sie stille
Und schlafen ein.
Und als sie voll des süßen Weins,
Da naht die Eins
Und kommt und tritt
Als Herr ins Haus,
Da war es mit
Der Gleichheit aus.

Bogislaw v. Selchow.

(Aus: Der Ruf des Tages. A. G. Elwert Verlag, Marburg.)



Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 15. August 1922.)

1.

Eine wirklich staatsmännische Führung ist wohl diejenige, die sich weder von der „Straße“ noch von der „Volksstimmung“ Entschlüsse diktieren läßt. Den Sinn der Demokratie — das Wort wird heute viel gebraucht und noch mehr mißbraucht — erfasset man nicht, indem man allen Neigungen der Massen oder eines Parteipublikums gehorcht, sondern indem man, nach bestem Wissen den Weg suchend, vorangeht und auch die Last einer unpopulären Verantwortung trägt.“

Diese aristokratisch-monarchistisch anmutende Betrachtung, bei der einem unwillkürlich etwa König Wilhelm und Bismarck in der Konfliktzeit einfallen, gab neuerdings angesichts der Berlin-Münchener Spannung ein führendes Berliner Demokratenblatt¹⁾ von sich. Früher hieß es allerdings in den Blättern dieser Richtung immer, daß Volkes Stimme Gottes Stimme sei; man betonte gern, daß jedes Volk sein eigenes Schicksal allein selbst zu bestimmen hätte, und wenn es den eigenen Untergang wählte. Der Schillerschen Weisheit „Mehrheit ist Unsinn“ hielt man das demokratische Dogma „Mehrheit ist entscheidend“ entgegen. Das gilt und galt aber augenscheinlich nur, solange man dies Dogma von links anwandte. Nun erzeugte das demokratische Prinzip im Freistaat Bayern eine mehr rechts gerichtete bürgerliche Mehrheit, die sich gegen das Gesetz zum Schutz der Republik zur Wehr setzte, und siehe da: flugs erklärt man, den Sinn der Demokratie erfassen, hieße, die Neigung der Massen unberücksichtigt lassen. Wie stand es denn damit im November 1918? — Wir haben hiermit ein schönes und einleuchtendes Beispiel mehr für die hier oft aufgestellte Behauptung, daß die Herrschaft der neuen Herren letzten Endes nur auf der talmudistischen Dialektik beruhe, mit der sie, je nach Bedarf, ihren Anhängern Weiß als Schwarz vorreden, und die sie befähigt, seelenruhig stets das Gegenteil von dem zu tun, was sie verkünden²⁾. Naive Menschen, die eine derartige Methode als unsittlichen Volksbetrug ansprechen, kann man dann ja getrost als rückföhrliche Gefahr für die Republik hinstellen.

Aber es fragt sich nur, ob nicht die längst hellhöriger gewordenen Massen eines schönen Tages hinter diese Methode kommen. Ob man dann Kraft und Mut genug hätte, seine „demokratischen“ Grundsätze nach dem eben angeführten Rezept auch selbst gegen den Mehrheitswillen durchzusetzen? Ich fürchte nein.

Jedenfalls ist es in dieser bitterernsten Zeit nicht ohne erheitern den Beigeschmack, zu sehen, wie sich das demokratische Prinzip auch einmal gegen die Väter der Demokratie wenden kann. (Ein Fingerzeig, wie man die Sache von rechts anpacken muß!) Aber die bayerische Landtagsmehrheit erfüllt sogar die neudemokratische Forderung, „auch die Last einer unpopulären Verantwortung“

¹⁾ „Berliner Tageblatt“ Nr. 336 vom 31. Juli 1922.

²⁾ Man kann unter dem Schutz des völkischen Liedes „Einigkeit und Recht und Freiheit“ die Verfassung feiern und dabei völkische Verbände auflösen, völkische Zeitschriften verbieten.

zu tragen. Denn ihre mannhaft und unerschrockene Haltung, die sich hoffentlich nicht ändern wird, ist im übrigen Deutschland, soweit es von der jüdisch-marxistischen Presse geistig gespeist und geleitet wird, alles andere als populär. Im Gegenteil nimmt die Hege gegen Bayern gerade in dieser Presse dieselben verleumderischen und vergiftenden Formen an, in denen früher Preußen und später Ungarn in der Öffentlichkeit besudelt wurden. Daran erkennt man abermals eine Methode, nämlich die Methode, alles, was sich dem jüdischen Machtwillen entgegenstellt, zu verdächtigen und vor der ganzen Welt zu beschimpfen. Preußen ist diesem Verleumdungsfeldzug erlegen, nun soll Bayern an die Reihe kommen, weil es wagt, in seiner Mehrheit die Einsicht in die Lebensgesetze eines Staates zu besitzen und zu beweisen und, anstatt auf die pazifistisch-internationale Gaukelei hineinzufallen, als Staat den nationalen Lebenswillen in Deutschland so gut wie allein zu verkörpern; weil es teils weiß, teils instinktmäßig fühlt, daß Revolution, Unitarismus, Erfüllungspolitik nur Etappen sind auf dem Wege zur völligen Volksvernichtung und zur endgültigen Herrschaft des internationalen Kapitals; weil es wagt, dem schleichenden gegenwärtigen und dem kommenden offenen Bolschewismus sich entgegenzustellen. Wahrlich, zu dem Mut, mit dem es „vorangeht und auch die Last einer unpopulären Verantwortung trägt“, muß ihm jeder ehrliche Deutsche Glück und Erfolg wünschen.

2.

Das ist ja der Hauptvorwurf, den man der Revolution und allem, was sich daraus entwickelt hat, machen muß: der Vorwurf der inneren Unwahrhaftigkeit! Wie sehr er gerade in Sachen des Gesetzes zum Schutz der Republik am Platze ist, eines Gesetzes, das die verfassungsmäßig gewährleistete Meinungs- und Vereinsfreiheit aufhebt, hat Professor v. Freytag-Loringhoven unlängst mit so sachlicher Ruhe ausgesprochen, daß ich nicht umhin kann, die Worte hier zu wiederholen:

„Wer auf dem reinen Machtstandpunkt steht, wird es z. B. als gutes Recht der Bolschewisten anerkennen müssen, daß sie jede gegnerische Meinungsäußerung unterdrücken und ihren Urheber mit dem Tode bestrafen. Denn die Bolschewisten haben niemals ein Ziel daraus gemacht, daß sie alles das, was man als Menschen- oder Grundrechte bezeichnet, für eine müßige Erfindung der Bourgeoisie halten, an die das zielbewußte Proletariat ebenso wenig gebunden ist, wie an die ganze bürgerliche Moral. Wenn hingegen eine zur Macht gelangte politische Partei oder soziale Schicht sich ausdrücklich und feierlich zu all jenen Grundrechten bekennet, wenn sie verkündet, daß die von ihr geschaffene Verfassung die freieste der Welt sei, dann hat sie das Recht verwirkt, sich hinterher auf den entgegengesetzten Standpunkt zu stellen und den Kampf für die Aufrechterhaltung der eigenen Machtstellung mit anderen als geistigen Waffen zu führen.“¹⁾

Wer daraus lernen will, kann viel aus den letzten Geschehnissen lernen. Unter erprobt gleichgearteten Menschen kann man ja Versprechungen, Bekenntnisse und Verheißungen ernst nehmen und darauf bauen. In allen anderen Fällen aber ist äußerste Vorsicht am Platze, wie im Einzelleben so auch besonders in der Politik und im Völkerleben. Der gute Glaube ist gerade in letzter Zeit doch zu oft getäuscht worden. Das deutsche Volk ist in seiner Mehrzahl

¹⁾ Deutsche Zeitung Nr. 326 vom 28. Juli ds. Js.

trotz aller Warnungen auf Wilson mit den 14 Punkten hineingefallen. Sollte es mit den Männern, die „Freiheit, Friede, Brot“ sowie „die freiste Verfassung der Welt“ verheißen, anders liegen?¹⁾ An der Hoffnung Narrenseil — der Hoffnung auf unmögliche Dinge — haben, seit die Welt steht, die Gaukler alle Menschen in die Irre geführt, welche sich um die Erkenntnis der Lebensgesetze und der daraus erwachsenden Pflichten herumzudrücken trachten. Es ist ein uralter Gauklertrick, mit Vertröstungen auf eine in blauer Ferne liegende Zukunft die Menschen von der Erkenntnis und richtigen Gestaltung der Gegenwart abzuhalten und daraus Gewinn zu ziehen. Man muß sich also endlich die Leute genau ansehen, welche die Massen mit Zukunftsverheißungen beglücken, und sich fragen: Wem kommt es zugute, wenn man darauf hineinfällt? Die Tatsachen sprechen aber eine zu deutliche Sprache dafür, daß Weltkrieg, Revolution und Bolschewismus in erster Linie den Zwecken des Judentums dienen und dienen. (Es ist ein Symbol besonderer Art, daß die Sowjet-Juden in Rußland für den Juden Hirsch Lédert, der 1902 ein Attentat auf den Gouverneur von Wilna verübte, im Juni d. Js. ein Denkmal enthüllten, genau so, wie man im heutigen Rußland Judas Ischarioth ein Denkmal gesetzt hat). Daß der Marxismus eine unerhörte Gaukelei darstellt, darüber sind sich alle ernstesten Forscher längst klar.

„Der Jude trägt stets eine Maske, auch in der Gegenwart. Er ist stets ein anderer, als er sich gibt. Seine Masken wechselten zum Teil mit den Umständen. An seinem Charakter und seinen Zwecken änderte sich nichts. Ob er in verflochtenen Jahrhunderten den kundigen Arzt, den geheimnisvollen Alchymisten, Astrologen und Magier, den ehrlichen Kaufmann vortäuschte oder heute die Maske des Staatsmanns, des Richters, des Gelehrten, des Dichters, des Offiziers, des Mäzens usw. wählt: Ziel und Zweck seines Schmarozertums bleibt sich gleich.“²⁾

Zu dieser Gaukelei gehört naturnotwendig die innere Unwahrhaftigkeit, mit der man z. B. allgemeinen Völker- und Weltfrieden verheißt, aber mit teuflischen Verheißungslügen den Klassenkampf predigt; mit der man sich sozial gebärdet, aber gleichzeitig durch raffinierteste Ägzelung der Luxusbedürfnisse die Klassengegensätze bewußt verschärft; mit der man die politische Befreiung der Massen vorgaukelt, aber die wirtschaftliche Versklavung vollendet; mit der man eben auch, wie wir es erlebten, den Schutz der Verfassung und der Republik inszeniert, — indem man die Verfassung außer Kraft setzt.

¹⁾ General v. Kühl schreibt in seinem wichtigen Buch „Der Weltkrieg im Urteil unserer Feinde (E. S. Mittler & Sohn, Berlin; geb. M. 20) zu dieser Frage folgendes: „Unter Ausnutzung der bekannten Schlagworte wie Imperialismus, Militarismus, Völkerbund, Abrüstung und ewiger Friede, für die wir uns reichlich empfänglich erwiesen haben, wurde dem deutschen Volke vorgespiegelt, daß es sich nicht um seine Vernichtung oder Unterdrückung, sondern um seine Befreiung von den herrschenden militärischen Arreissen, die dem Frieden entgegenständen, handelte. Künstlich wurde ein Gegensatz zwischen Volk und Regierung geschaffen. Sei dem deutschen Volke erst die innerpolitische Umwälzung gelungen, dann könne es in den Völkerbund freier Nationen eintreten und sich wirtschaftlich wieder aufrichten. Nach der allgemeinen Abrüstung und der Vernichtung des Militarismus stände uns ein neues Zeitalter des Weltfriedens bevor, in dem es keine Eroberungskriege mehr gäbe. Man muß zugestehn, daß dieser Schwindel auf die deutsche Denkwiese geschickt berechnet war und daß das deutsche Volk darauf hineingefallen ist.“

²⁾ Der Kriminalist S. Chr. Meyer in seiner ausgezeichneten Studie „Der Jude und sein Sklaventum“, erschienen im Deutschen Volksverlag, München.

3.

Ein anderes Beispiel! Da veröffentlichte der edle „Vorwärts“ unlängst eine Erklärung der saarländischen Genossen unter dem Titel „Ein Kampf um Menschenrechte“. ¹⁾ Darin wurde nachdrücklich Einspruch erhoben gegen die Anwesenheit des französischen Militärs, gegen die Vergewaltigung des deutschen Rechtes, gegen die unsoziale Steuergesetzgebung, gegen die französisierende Schulpolitik und gegen alle übrigen französischen Gewaltmaßnahmen, die auf eine Annexion hinauslaufen. Zum Schluß rief diese Kundgebung die sozialistische Arbeiterschaft der ganzen Welt zur Hilfe auf, an deren Gemeinschaftsgefühl sie appellierte.

Wie gesagt: der „Vorwärts“ hatte den moralischen Mut, diesen Ausruf abzdrukken. Wer ihn las, fragte sich: Weshalb deckt denn das Zentralorgan der Mehrheitsgenossen vor seinen zahlreichen Lesern nicht einmal die Zusammenhänge auf, die es dahin gebracht haben, daß die Saarländer, gleich den Deutschen in den anderen besetzten Gebieten, unter so unwürdigen Verhältnissen schmachten und um ihr Deutschtum so leiden müssen? Warum gesteht denn der „Vorwärts“ nicht, daß die jüdischen Berliner Führer der Saarländer Genossen gegen den preußischen Militarismus hetzten, bis man die Waffen wegwurf, — um dafür den französischen Militarismus in seiner ganzen sadistischen Brutalität einzutauschen; daß man die deutsche Sozialgesetzgebung verhöhnte und verspottete — um dafür die französische Unterdrückung zu bekommen; daß man den heimischen Staat und die heimischen Führer mißachtete lehrte, damit die Saarländer Genossen dafür die französische Fremdherrschaft eintauschen; daß man die deutsche Autorität untergrub, — bis man die französische Anute zu schmecken bekam? Weshalb verschweigt dies alles der „Vorwärts“ mitsamt der Tatsache, daß von nationaler Seite diese Entwicklung haarlein vorausgesagt ist? Versagt hier die talmudistische Dialektik? Reicht sie nicht aus, um auch diese Dinge zu einer Verherrlichung der jüdischen Führung umzulügen? — Oder sollte gar dieser jüdischen Führung die Tatsache der Vergewaltigung der Saarländer nicht nur gleichgültig, sondern in Hinsicht auf die Zerreißung und Zerstückelung des Deutschtums am Ende noch erwünscht sein?

Das Schlimmste ist aber, daß der „Vorwärts“ immer noch die Gaukelei von der internationalen sozialistischen Solidarität fortführt, an die ja, wie gesagt, auch der Ausruf der armen Saarländer sich wendet. Dieser Volksbetrug schreit zum Himmel. Denn, so fragen wir: wo ist diese internationale Solidarität? Wann und wie hat sie sich je gezeigt?

4.

Gaukelei, wohin man blickt! Unaufrichtige Gaukelei ist es, wenn die jüdisch-marxistische Presse uns einreden will, daß die nunmehr den Feinden zugestandene Finanzkontrolle keinen Eingriff in die Souveränität des Deutschen Reiches bedeutete. So etwas können wirklich nur Obertalmudisten behaupten. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß aus der Kontrolle das Recht des Einspruches naturgemäß erwächst, und daß die deutsche Regierung nicht mehr in der Lage ist, einen Einspruch der Kontrollkommission unberücksichtigt zu lassen. „Jeder Einspruch aber, der von Deutschland beachtet werden muß, bedeutet einen Eingriff in die Hoheitsrechte des Deutschen Reiches.“ ²⁾ Die

¹⁾ „Vorwärts“ Nr. 431 vom 21. Juli 1922.

²⁾ Walter Baumeister in dem ausgezeichneten Aufsatz „Von Versailles bis zur Finanzkontrolle“ im Heft 16 der Wochenschrift „Die Tradition“. Am 28. März sagte

Finanzkontrolle ist ein durchaus folgerichtiges Ergebnis der ganzen „Erfüllungspolitik“, — einer Richtung und Einstellung, die letzten Endes auch nur aus gaullerischen Bedürfnissen geboren ist, um das Volk über die Tatsache hinwegzutäuschen, daß die Revolution dem Deutschen Reich alle Organe und Faktoren zerstört hat, die ein Staat zu seiner Lebensfähigkeit benötigt. Daher die ständige Gaukelei vom Pazifismus, von der Völkerrüstung, von „Nie wieder Krieg!“, von der internationalen Solidarität, um mit aller Gewalt von der erwachenden Erkenntnis abzulenken, daß es nur der nationale Selbsterhaltungs- und Opferwille ist, der ein Volk vor dem Untergang bewahrt, und nicht etwa das blinde Vertrauen auf die Menschlichkeit des feindlichen Auslandes und das Hinterherlaufen hinter der guten Meinung der Feinde. Wer in der Politik des und wehmütig um gut Wetter bittet, erntet nichts als Hagel- und Nadel schläge. Die ehrlichen Anhänger der „Erfüllungspolitik“ sollten das angesichts der Tatsachen, daß wir vom Friedensvertrag über die Sanktionen und Reparationen nun glücklich bei den Retorsionen angelangt sind, endlich einsehen. Die nächste Etappe auf diesem Wege dürften Annektionen sein. Irgendeinen Namen wird man dafür leicht finden. Die Londoner „7 Punkte“ Poincarés ließen ja das Schlimmste befürchten. Sogar der unentwegte Reichszankler Wirth hat geäußert, Deutschland werde, falls die Londoner Konferenz eine Enttäuschung brächte, den Mut verlieren. Nun — sie hat natürlich eine Enttäuschung gebracht. Das ist das Ende der Bestrebungen, den Feinden seinen guten Willen zu beweisen! Wir sind entwaffnet, der finanzielle Zusammenbruch steht vor der Tür, d. h. der Bolschewismus wird bei uns kaum noch Widerstand finden! Soweit sind wir durch Revolution und Erfüllungspolitik gelangt. Die Sowjet-Kommissare können zufrieden sein.

Und die nationalen Parteien? Haben sie endlich angesichts dieser Not die Formel für die so bitter notwendige Vereinigung zwischen sozialem und nationalem Gedanken gefunden? Vollzieht sich in ihren Reihen endlich die geistige Umstellung, die unter Wegräumung alles unberechtigten Dünkels, im Kampf gegen materiell-genußsüchtige Lebensansprüche und veraltete Anschauungen den Gesinnungswandel zur wahren, ethisch begründeten völkischen Führerschaft kündet? Im Stillen und hinter den Kulissen ganz gewiß. Dort breitet sich immer kraftvoller die Erkenntnis aus, daß nur harter, unerbittlicher Kampf gegen das jüdische Scheinwesen und Gaullertum, Verzicht auf alle mit Konzessionen an den undeutschen Geist erkaufenen Annehmlichkeiten des Daseins, schonungslose Abkehr vom Materialismus und bedingungslose Hingabe an den großen völkischen Gemeinschaftsgedanken allein die Rettung bringen kann. Nicht fremde Hilfe, die uns schließlich doch nur das unter Versklavungsbedingungen bietet, was man uns selbst geraubt hat, sondern nur eigene Kraft, eigener lauterer Wille, eigene Überwindung und Fähigkeit wird uns aus aller Schmach erlösen. Die Völkischen wissen es, und bei den Völkischen ist die Zukunft Deutschlands! Über die lahmen Kompromißler, die Leisetreter, die Taktiker, welche die Zeichen der Zeit nicht verstehen und jede Gelegenheit versäumen — über sie aber wird die mächtig anschwellende völkische Welle schonungslos hinwegfegen, — wenn es zum Endkampf kommt!

noch Herr Dr. Wirth im Reichstag: „Ich erachte es als mit dem Selbstbestimmungsrecht und mit der Ehre einer großen Nation unvereinbar, daß man ihr fremde Organe zur Überwachung einzelner Zweige bestimmter ziviler Verwaltungen beigibt.“

Bücherschau.

Die Tragödie Deutschlands. Von einem Deutschen. Im Banne des Machtgedankens bis zum Zusammenbruch. München 1922. Verl. Dunder & Humblot.

Verfasser glaubt die letzten Gründe der deutschen Tragödie in ihren Wurzeln bloßgelegt zu haben und will daher sein Buch, das er „ein gewaltiges Wagnis“ nennt, ohne Namensnennung herausgeben lassen. Das Buch hat allerdings dadurch eine gewisse Bedeutung, weil es zum erstenmal ganz bewußt das neue ethische Wertsystem zum Maßstab der Beurteilung benützt, dessen „neue, sehr große“ Macht „von dem sich selbst isoliert habenden Deutschland zu spät und teilweise gar nicht erkannt“ zu haben, für Verfasser eine der wesentlichsten Ursachen der deutschen Tragödie ist. Er nennt es den Fortschritt vom Bezugssystem „Nation“ zum Bezugssystem der „Menschheit“. Die Forderung der „Sympathie der Menschheit“, der „Verantwortlichkeit für die Kulturmenschheit“ ist ihm oberster Wertmaßstab für das Völkerverhalten und das Verhalten der Völker. Von diesem Standpunkt aus urteilt er. Nichts kann aber in Wirklichkeit deutlicher aufzeigen als dies Buch, daß der Begriff „Menschheit“ in ethischer Beziehung nur Verwirrung anrichtet, daß er unbrauchbar ist, mindestens in der Anwendung, die ihm der Verfasser gibt für eine sittliche Regelung des Verhaltens der Völker.

Allerdings hängt mit dem „Menscheits“-begriff die deutsche Tragödie auf das engste zusammen, aber vor allem deshalb, weil so viele Deutsche diesen Begriff über den des eigenen Vaterlandes stellten und noch dazu immer mehr, wie auch dieses Buch Seite für Seite beweist, in den furchtbaren, grauenhaften Irrtum verfielen, „Menschheit“ und die Ziele der Entente so gut wie gleichzusetzen. Vor dem Begriff „Menschheit“ sind nämlich dem Verfasser die Ententevölker „fortgeschritten“, das deutsche Volk war „zurückgeblieben“ in bezug auf die „Sympathie der Menschheit“. Der Krieg, den die Entente doch wahrlich um reichlich machtpolitischen Ziele willen führte, wird in der Darstellung und Auffassung mehr und mehr verflüchtigt zu einem Krieg der „Kulturwelt“ gegen das „barbarische“ Deutschland. „Man glaube ja nicht, daß diese Gegenüberstellung nur das Produkt der Entente-propaganda ist.“ Aus dieser Einstellung heraus ergreift der Verfasser ziemlich unverhohlen Partei für den Krieg der „Kulturwelt“. Alle Werturteile, die er fällt, schonen die Entente und

setzen das deutsche Volk herab. Aus manchen Seiten grinst ein fürchterliches Zerbild des deutschen Volkes uns entgegen, als einer halb verblödeten, in geistiger Anechtschaft, in Kadavergehorsam der Seuche des Militarismus fröhnenden, in Kriegsvorbereitung, Schwertglauben, Eroberungslust schwelgenden Masse von „Untertanen“. Es fehlt nichts, was nicht der feindlichen Hetschpropaganda gegen Deutschland Waffen liefern könnte.

Verfasser sieht die Tatsachen der Kriegsvorbereitung der Entente ganz richtig, er bestreitet gar nicht, daß die Entente den Krieg vorbereitete, er erwähnt auch beiläufig die Ursache der Teilnahme Englands am Krieg: „Deutsche Industrieprodukte konnten schließlich friedlich belampt werden, der aufstrebende deutsche Handel ließ die kriegerische Lösung als die einzig wirksame erscheinen“, aber trotzdem bringt es Verfasser fertig, die moralische Hauptlast für den Krieg auf Deutschland zu wälzen, weil ihm immer wieder die Vorstellung der „Menschheit“ den klaren Blick trübt, und die Auffassung des Krieges der Entente als Krieg der „Kulturmenschheit“ das sittliche Urteil. So kommt es, daß er in seinen Werturteilen immer nur das deutsche Verhalten brandmarkt, aber vor der Entente mit Ausdrücken, wie „mußte“, „Staatsnotwendigkeit“, „Halt macht, in seiner Einstellung durch und durch proenglisch ist. England mußte am Krieg teilnehmen, weil ein siegreiches Deutschland „in seinen Forderungen maßlos sein würde“ (S. 189, 207). Das heißt doch nichts anderes als einen Präventivkrieg gegen den Sieg des eigenen Volkes gutheißen. Auf vielen Seiten scheint durchaus die Vorstellung zu herrschen, als sei der englische Imperialismus gleichbedeutend mit dem „Menscheitsgedanken“ und als sei England Verkörperung des Moralgesetzes, vor dem Deutschland sich schuldig gemacht hat.

Was eigentlich hinter dem „Menscheitsgedanken“ und dem neuen ethischen Wertsystem steckt, das verrät Verfasser ganz beiläufig (S. 112). „Das Ende des Imperialismus kann nur im imperium mundi eines Staates (als ein Maximum der Machtidee) oder im souveränen Völkerbund (als ein Maximum der Rechtsidee) gefunden werden. Beide Wege führen zu fernem Ziel . . . Diese Anzeichen (für kommende antiimperialistische Bewegung) liegen in der Demokratisierung der Intelligenz (!), in der übernationalen Verbindung des Großkapitals (sic) und in der keimenden Solidarität

und wachsenden Bildung der Arbeitermassen.“

Deutlicher kann man nicht gut werden, und man geht nicht fehl, als den wirklichen Hintergrund der „Sympathie der Menschheit“, „die Motive wirken“ läßt, die „nicht mehr im nationalen Egoismus allein wurzeln“, eben die „übernationale Verbindung des Großkapitals“ zu erkennen. Denn eben so grausam und unerbittlich dieses die Schulden des Krieges von den ausgesogenen Völkern eintreibt, so grausam und kalt wird das deutsche Volk vor dem neuen Weltgesetz der „Menschheit“ als „schuldig“ befunden. Alle Werte, die in dem Buch belächelt werden, sind diejenigen, welche deutsches Leben, deutsche Seele, deutsche Kultur, deutsche Macht und Selbständigkeit vor der Welt Demokratie und dem übernationalen Großkapital schützen wollten. Darum richtet der pazifistische Haß sich vornehmlich gegen die Schwerindustrie und die oberste Heeresleitung, weil sie die stärksten Gegenmächte gegen das Großkapital waren, während, wie das Buch leider zeigt, die weiche deutsche Seele der Wertverfälschung durch den „Menschheitsgedanken“ zum Opfer gefallen ist. Der Verfasser läßt freilich doch erkennen, daß er zu den Deutschen gehört, die noch für das Deutschtum zu retten wären, wenn sie zu der Erkenntnis kämen, daß der Begriff „Menschheit“ nur verwirrend und wertvernichtend ist. Als Rettung aus der Tragödie Deutschlands können nur sittliche Werte aufgestellt werden, die vom lebendigen Volk ausgehen, von der sittlichen Verantwortlichkeit für das eigene Volk, von der wirkenden Idee der zeitlosen deutschen Volksgemeinschaft, Werte wie sie von G. Such in seinem Buch „Der neue Nationalismus und die Schuldfrage“ wider Fr. W. Foerster und alle Menschheitsgläubigen aufgestellt wurden. Dr. Emmy Voigtländer.

Rudolf Jung: Der nationale Sozialismus, seine Grundlagen, sein Werdegang, seine Ziele. Deutscher Volkverlag in München. 190 Seiten. Preis M. 30.—.

Wir haben dem Volke gute Schulen gegeben und es zum Denken erzogen. Das hat nun zwar nicht die Ergebnisse gezeitigt, die man vom nationalen Standpunkt aus gerne erwartet hätte, aber wir müssen mit dem Bezweckten rechnen und mit der Masse zu ersprießlichen Auseinandersetzungen zusammen treten; denn an Stelle des Glaubens ist nun mal das Begreifen gesetzt worden. Die Einsicht, daß dies zu früh geschehen ist, ändert an der Tatsache nichts.

Dem körperlich arbeitenden Teil des Volkes wurden von fremdblütigen Unverantwortlichen in bezug auf die Technik des menschlichen Gemeinschaftslebens derartig hohe Möglichkeiten, ja Unmöglichkeiten versprochen, deren Verwirklichung angeblich einzig und allein am bösen Willen der national fühlenden Klassen scheiterte, daß es für einen Menschenfreund nicht leicht wird, die oft geradezu kindisch albernen Erwartungen der mißleiteten Volkssöhne auf ein vernünftiges Maß einzuschränken. Diese Aufgabe hat sich bis zu einem bestimmten Grad der National-Sozialismus gestellt. Trotz des fremden Terminus ist dieser National-Sozialismus etwas, was in jedem völkisch fühlenden deutschen Herzen eine Ankerstelle findet. Ein weit gefaßtes Programm hat dieser Bewegung R. Jung in dem oben angeführten Buche gegeben. (Er ist Ingenieur und Mitglied der Prager Kammer.)

Jung leitet den Gedanken des National-Sozialismus aus dem geschichtlichen Werdegang des deutschen Volkes ab und entwickelt hierauf das menschliche Soll und Haben in der nationalen Gemeinschaft. Das Buch ist flott geschrieben, ich möchte sagen, beinahe etwas zu flott. Es fehlt die scharfe Umrandung, und der Leser schwimmt zu leicht von einem Abschnitt in den anderen. Gar manches ist in den Text verflochten, was sich als Anhang besser gemacht hätte. So treten an früher Stelle die Sudetenverhältnisse zu stark in den Vordergrund, was taktisch ansehbar ist. Man fühlt hier kleine örtliche Eitelkeiten heraus, die leicht bei großen Bewegungen als Spaltpilz wirken können.

An den Ausführungen hätten wir noch verschiedene Dinge zu beanstandend, die uns aber weniger zu einer Kritik für den Leser als zu einem Gedankenaustausch mit dem Verfasser drängen; denn diese Fragen könnten hier nur andeutungsweise berührt werden und dadurch den Leser höchstens verwirren.

Es ist heute viel schwerer geworden, ein soziales Programm aufzustellen als früher, weil wir einerseits mit verhetzten Arbeitermassen, andererseits mit recht viel Skepsis zu rechnen haben. Alle sozialen Programme haben sich bis heute ins Wesenlose verflüchtigt oder sind zu einem lügnerischen, heuchlerischen Räubertum herabgesunken. Ein soziales Programm, das sich Eingang in alle Schichten des Volkes erzwingen will, muß darum an Klarheit und Geschlossenheit das Höchstmögliche erreichen. Wir sind überzeugt, daß zu den Männern, die für ein solches Programm Tüchtiges geleistet haben, Rudolf Jung gehört.

Armin von Oefele.

(Fortsetzung der Buchbesprechung.)
Hörles Freiheit von Münch-
hausen: Schloß in Wiesen. Ge-
 dichte. Stuttgart, Deutsche Ver-
 lagsanstalt. In Pappband geb.
 M. 20.—.

Nach fünfjähriger Pause schenkt uns der berühmte Balladenbichter wieder einen Band seiner starken Kunst, der die schon in der „Standarte“ erkennbare Bevorzugung der Lyrik vor dem erzählenden Gedicht aufs neue bekräftigt. Münchhausens Vortragsreisen der letzten Jahre, auf denen er die meisten Gedichte unter dem Jubel über-
 voller Säle vortrug, haben gezeigt, wie leidenschaftlich-tief die Wirkung dieser Vieder der Erneuerung und der Hoffnung ist. Auch das Buch wird die gleiche Wirkung dieser kräftigsten und männlichsten Persönlichkeit unserer zeitgenössischen Dichtung haben. — Daneben stehen eine Fülle lieblicher Naturbilder aus seinem „Thüringer Wiesen-
 schloß“, das dem Bande den Namen gab, sowie einige Idyllen, die den Meister von einer völlig neuen Seite zeigen, die allerdings nur die überraschen kann, die den Dichter nicht menschlich kennen: Das Pathos der Heldenballade seiner Jugend hat sich zum reizenden Humor des Mannesalters gewandelt, und dieser Humor ist be-
 leibe nicht der billige unserer „Humoristen“, sondern hat durch-
 aus den literarischen Feingehalt etwa E. F. Meyers und Fontanes.

Hogislab v. Selchow: Der Auf-
des Tages. Gedichte. N. G. Elwert
 Verlag, Marburg 1922. Geheftet
 M. 25.—, geb. M. 60.—.

Der Verfasser der packenden Ge-
 dichtreihe „Von Troß und Treue“,
 durch die er — mit Recht — über-
 raschend schnell bekannt geworden
 ist, bringt hier eine zweite Folge,
 die sich der ersten ebenbürtig an
 die Seite stellt.

„Solange ich denke und atme und bin,
 hat das Leben für mich nur den
 einen Sinn:
 Die Ketten zu brechen!“

Als heimlicher Leitspruch stehen
 diese Verse mehr oder weniger über
 dem ganzen Band, wie denn auch
 das einleitende Gedicht schließt:

„Denkst du an deine deutsche Pflicht,
 Mein Sohn, mein Sohn?“

Es ist wieder viel Schönes,
 Ernstes und Erschütterndes in dem
 Band, und gerade die nationale
 Jugend sollte ihn lesen, aber auch
 jeder, der in Gefahr ist, an seinen
 Überzeugungen irre zu werden.

E. R.

Was Ludwig Richter in der Kunst, das ist Charlotte Niese in der Literatur.

Sieben erschienen:

Charlotte Niese, Romane und Erzählungen

Mit einer Einleitung von Friedrich Castelle

8 Bände: Aus dänischer Zeit / Licht und Schatten / Die Klabinerstraße /
 Minette von Söhlethal / Geschichten aus Holstein / Das Tagebuch der
 Ditow von Kelsberg / Damals / Bergangenheit.

Geschmackvoll gebunden in Halbleinen 1250.— / In Ganzleinen 1600.—
 In Halbleder 2800.— / Jede Ausgabe mit Schulumschlägen u. im Futteral
 Charlotte Niese ist von der Art jener echten epischen Begabungen, denen sich
 alle Erlebnisse des eigenen Menschentums mit der umgebenden Welt zu künst-
 lerschen Gestalten formen. Sie bietet jene Kunst, die der Menschheit nament-
 lich in Zeiten nottut, in denen tiefe dauernde Erschütterungen durch die
 Weltseele draußen und sie in ihren innersten Gründen aufwühlen. In
 dem poetischen Glut und Strömen der Moden liegt ihr Lebenswerk,
 wie ein harmonisches, klares Weltbild, unverrückbar und unerschütterbar fest.

Diese Sammelausgabe ist ein vorzügliches Geschenkwerk; sie
 verdient einen Ehrenplatz in jeder deutschen Hausbücherei.

FR. WILH. GRUNOW IN LEIPZIG

Deutschvölkische Bank ^{e. G.} Berlin W. 57

Bälowstr. 101, Ecke Kietzerstraße, unweit Rollendorfplatz, Fernruf Köpenick 6072.

Postcheckkonto Berlin 88830 + Girokonto bei der Girozentrale der Provinz
 Brandenburg, Berlin W. 8, Kronenstraße 61—63, Konto Nr. 8118, Scheck-
 bücher von M. 500.— Einlage an. + Genossenschaftsanteil 500 Mark

Verzinsung: 1/2jähr. Kündigung 3 1/2% | **Werbeschriften**
 1/2jähr. Kündigung 4 1/2% | stehen unentgeltlich
 zur Verfügung.

Jed. deutsch Denkende u. deutsch Fühlende arbeitsgen Staunens kann u. muß Mitgl. werden.

Annahme von Spargeldern auch von Nichtmitgl. d. arischer Abstammung.
 Annahmestellen befinden sich in Swinemünde, Labes i. Pom. und Gartz.

Maltocrystol

Das ärztlich empfohlene, altbewährte

Kräftigungsmittel

wieder überall erhältlich, auch direkt beim Fabrikanten

Dr. Chr. Brunnengraber, Rostock

Die weltpolitischen Kräfte der Gegenwart

Von Ernst Berg.

Preis M. 24.—.

Den nationalen Parteien Deutschlands wird die Schuld
 nachgewiesen, sich nicht am Kampf gegen die feindlichen Kräfte
 mit genügender Energie beteiligt zu haben. Das deutsche Ge-
 wissen schärfen und den Willen stärken will diese Schrift, indem
 sie die Machtkonstellationen aufzeigt, die uns gegenüberstehen.
 Die Schrift behandelt die treibenden Elemente Deutschlands,
 Frankreichs, Englands, Japans, der Vereinigten Staaten, Ruß-
 lands und der Internationale. Diese rücksichtslos aufrichtig
 geschriebene Arbeit gehört in die Hand eines jeden Deutschen.

J. F. Lehmanns Verlag, München.



Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Professor
A. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Ge-
heimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat
A. Serberg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. J. Lehmann, München

Preis des Heftes M. 20.—

Postcheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594

Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München

6. Jahrgang 1922

Heft 10

Oktober

An unsere Leser!

Durch den sog. Frieden von Versailles ist Deutschlands politische und wirtschaftliche Macht gebrochen worden. Nach dem Friedensschluß erklärte Lloyd George, daß jetzt der Krieg erst recht beginne und daß nun die Aufgabe gestellt werde, die geistigen Kräfte Deutschlands lahmzulegen. Die geistigen Kräfte eines Volkes werden in erster Linie durch seine Presse bestimmt. Die Politik so zu lenken, daß die nationale deutsche Presse zugrunde gerichtet wird, betrachtet somit Lloyd George als eine Hauptaufgabe.

Durch unsere stets opferbereite Erfüllungspolitik gelang es der Entente, die Preise für die Kohle sowie von den Stoffen gewaltig in die Höhe zu treiben, die zur Herstellung von Zeitungen nötig sind. Die Not der deutschen Presse wächst von Tag zu Tag. Unsere Regierung sieht lächelnd zu. Hunderte und aber Hunderte von Zeitungen haben ihr Erscheinen einstellen müssen. Die Vernichtung geht aber scheinbar immer noch nicht rasch genug. Als daher Rathenau erschossen wurde, wurde der günstige Anlaß benutzt, die längst bereitliegenden — ganz den Wünschen Lloyd Georges entsprechenden — Unterdrückungsgesetze für die deutsche Presse herauszugeben, die gestatten, jedes Blatt ohne ein Gerichtsverfahren unterdrücken zu können.

Auf das Verbot von „Deutschlands Erneuerung“ haben wir von allen Seiten Zuschriften von Freunden erhalten, die sich freudig bereit erklären, nun erst recht für die Verbreitung des Blattes tätig zu sein und es sind uns namhafte Spenden für Verbreitung von Probenummern zur Verfügung gestellt worden. „Deutschlands Erneuerung“ hat, wie die gesamte Presse, unter dieser Preispolitik der Regierung schwer gelitten und da der Verkaufspreis des Blattes bisher nur das 20 fache des Friedenspreises betrug, die Papierpreise aber auf das 550 fache gestiegen sind, konnte das Blatt nur durch große Zuschüsse des Verlages durchgehalten werden. Nachdem durch einen Federstrich unser Blatt für 6 Monate in Preußen verboten wurde, haben wir vorübergehend die Hälfte unserer Bezieger verloren und der Sehlbetrag steigt hiedurch gewaltig. — Da wir verschiedentlich

aus unseren Leserkreisen aufgefördert wurden, doch unbedingt das in Ansatz zu bringen, was das Blatt dem Verlag selbst kostet, haben wir uns entschlossen, den Preis für das Heft auf 20.— M. festzusetzen.

Wir hoffen, daß die Bezieher von „Deutschlands Erneuerung“ auch fernerhin treu zur Fahne stehen und wie versprechen auch unsererseits alles zu tun, was in unseren Kräften steht, um dem nationalen Gedanken, allen feindlichen Gewalten zum Trotz, zum Siege zu verhelfen. Alle Gesetze zum Schutze der Republik, die tatsächlich nichts sind wie klägliche Anebelungsversuche des deutschen Geistes, wie sie nicht einmal nach den unsäglich erbärmlichen Karlsbader Beschlüssen in die Erscheinung traten, werden nie und nimmer dazu führen, den nationalen Gedanken in Deutschland zum Verstummen zu bringen. Gerade solche Gesetze beweisen, daß die Republik zum Sterben krank ist, daß sie von Leuten geführt wird, die aus der Geschichte ihrer eigenen Partei nichts gelernt haben.

München, Oktober 1922.

Verlag und Schriftleitung von „Deutschlands Erneuerung“.

„Erfüllungspolitik.“¹⁾

Von Oberfinanzrat Dr. Bang.

Immer dringender wird der Wunsch laut nach einer kurzen, knappen Darstellung dessen, was man unter „Erfüllungspolitik“ versteht. Der Wunsch ist verständlich. Es liegt in der Sache, in den heute maßgebenden politischen Auffassungen und in der Eigenart ihrer Träger begründet, daß die Pfade dieser Art „Politik“ immer seltsamer und verworrener werden. Selbst für den, der von diesen Dingen etwas versteht, ist es nicht leicht, sich in dem Labyrinth der Irrungen zurecht zu finden, zumal in den letzten Wochen aus dem Hineinander der Ereignisse ein wirres Durcheinander geworden ist. Um ein völlig klares Bild über die immer unübersichtlicher sich verwirrenden Fäden zu geben, deren Verknüpfung nicht nur in dem Notenwechsel zwischen deutscher Regierung einerseits, den einzelnen feindlichen Regierungen, ihrer Gesamtvertretung oder ihren Sonderausschüssen andererseits, sondern auch auf den internationalen Tagungen und schließlich im Wege „vertraulicher“ Fühlungnahmen vor sich geht, müßte man ein umfangreiches Buch schreiben. Das würde zwecklos sein, weil — eine der wesentlichen Erfüllungsfolgen — die Mehrzahl der Deutschen sich keine Bücher mehr kaufen kann. Es bleibt deshalb nichts übrig, als in gedrängtester Kürze nur das Allerwesentlichste zu geben. Das soll im Folgenden geschehen. Auf eigene Stellungnahme wird dabei aus Raumgründen im allgemeinen verzichtet. Die Dinge bedürfen ja auch kaum einer kritischen Würdigung. Sie sprechen für sich. Ich schiede voraus, daß es sich bei der folgenden Aneinanderreihung nicht um eine zweckvoll zusammengesuchte und gehässig nebeneinander gestellte Aufzählung handelt, sondern daß nur sachlich Zusammengehöriges in zeitlich zutreffender Folge gegeben wird. Die nachfolgende

¹⁾ Dieser Aufsatz ist ein Nachdruck der im Verlag von J. F. Lehmann-München erschienenen Flugchrift gleichen Titels. Der Grundpreis derselben beträgt: 1 Stück M. —.40, ab 10 Stück je M. —.35, ab 100 Stück je M. —.30, ab 1000 Stück je M. —.25. Diese Preise sind mit der am 1. Oktober für Bücher geltenden Teuerungszahl 80 zu vervielfachen.

Übersicht macht also nicht auf Vollständigkeit, wohl aber auf Richtigkeit Anspruch.

Die Grundlage des Friedensschlusses, des sogenannten Friedensvertrages von Versailles und des ihn ergänzenden Ultimatums sollte der völkerrechtlich bindende Vorvertrag vom 5. November 1918 sein, geschlossen zwischen der Regierung des Reichskanzlers Prinzen Max von Baden und dem Präsidenten Wilson als des von Deutschland angerufenen Vertreters des Feindbundes. Dieser Vorvertrag ist abgeschlossen auf der Grundlage der 14 Punkte Wilsons (keine Annexionen, keine Kontributionen und keine Strafhandlungen). Sein Inhalt ist enthalten in der Note des amerikanischen Staatsdepartements vom 5. November 1918: „Die alliierten Regierungen erklären . . . ihre Bereitschaft zum Friedensschluß mit der deutschen Regierung auf Grund der Friedensbedingungen, die in der Ansprache des Präsidenten Wilson an den Kongreß vom 1. Januar 1918, sowie der Grundsätze, die in seinen späteren Ansprachen niedergelegt sind.“

Der durch feindliche Propaganda und feindliches Geld verursachte Ausbruch der Revolution und die dadurch herbeigeführte Handlungsunfähigkeit der deutschen Waffengewalt ermöglichte dem Feindbund, diesen, wie Keynes sagt, „denkbar heiligsten Vertrag“ feig, ehrlos und straflos zu brechen. Der offene Vertragsbruch geschah schon im Waffenstillstandsvertrage von Compiègne am 11. November 1918 und in seiner Verschärfung durch den Sochvertrag von Trier am 9. Dezember 1918. Es darf hierzu das bemerkenswerte Urteil des Franzosen Georges Demartial in seiner lesernswerten Schrift „Die Schuld am Kriege“ (Verlag R. Engelmann, Berlin) angeführt werden: „Die deutsche Revolution vom November 1918 war Deutschland vom Präsidenten der Vereinigten Staaten als Antwort auf das Waffenstillstandsgesuch befohlen worden.“

Der Vertragsbruch geschah mehr noch im Versailler „Vertrage“. Dieser „Vertrag“, der kein Friedens- sondern ein Kriegswerkzeug ist und sein soll, steht also von vornherein auf Lüge und Meineid, auf dem denkbar stärksten Bruche des Völkerrechtes. Keynes sagt wörtlich: „Die Alliierten haben Deutschland begaunert.“ Um diesen meineidigen Völkerrechtsbruch möglichst vergessen zu machen und zugleich, um die nachfolgenden, das deutsche Volk erwürgenden ungeheuerlichen Forderungen vor der belogenen Welt zu rechtfertigen, wurde als Grundlage das Bekenntnis Deutschlands zum vorsätzlichen Kriegsverbrechen aufgenommen. Es steht als § 231 an der Spitze des ausschlaggebenden Abschnittes VIII über „Reparations“. Der Grundgedanke dabei ist: 1. ehrlosen Menschheitsverbrechen gegenüber gibt es weder Eid noch Vertrag sondern ist jeder Meineid und jeder Vertragsbruch eine sittliche Tat (ein Grundsatz, der übrigens auch nach Abschluß des Versailler Vertrages bis zum heutigen Tage festgehalten wird!); 2. ehrlosen Menschheitsverbrechen gegenüber gibt es den völkerrechtlichen Begriff der Kriegskostenentschädigung überhaupt nicht, vielmehr haben die ihnen aufzuerlegenden Leistungen ausschließlich den Charakter von „Strafe“ und „Buße“ und sind deshalb in unbeschränkter Höhe zu rechtfertigen! — Deshalb werden diese Leistungen „Reparations“, „Wiedergutmachungen“ und der betreffende Ausschuß „Wiedergutmachungsausschuß“ genannt. Alle Deutschen, die diese uns entehrenden Ausdrücke nachreden oder die 3. B. den uns ebenso entehrenden Ausdruck „befreite Gebiete“

nachplappern, unterstreichen also das uns entehrende und vernichtende Schuldbekenntnis immer von neuem! Um jenen Sachverhalt der ganzen Welt recht eindringlich zu machen, haben die führenden Mächte der 27 Feindstaaten in Steigerung der von ihnen betriebenen Rassenchande sogar für ihre farbigen Bundesbrüder einen greiß- und sichtbaren Ausdruck unseres demütigen Schuldbekenntnisses und Büßerswillens verlangt: für die Araber einen Koran und für die Neger den Schädel eines Sultans der Wabehe. —

Über die Höhe der Geldforderungen sagte der Versailler Vertrag nichts. Er ließ diese Frage vielmehr offen und bestimmte in § 233, daß die „Wiedergutmachungskommission“, auf deutsch: der Wucherausschuß, die Höhe und Art der Zahlung bis 1. Mai 1921 feststellen sollte. Nur eins wurde neben dieser Fristsetzung vertraglich bestimmt: daß Deutschland nicht länger als auf 30 Jahre belastet werden sollte. Diese Vertragsbestimmungen sind später gebrochen worden, wie überhaupt die ganze Vertragsbehandlung seitens der Feinde bis heute einen einzigen fortgesetzten Vertragsbruch darstellt. Auf die Einhaltung der Vertragsbestimmung, nach der uns bis zum 1. Mai 1921 die feste Summe unserer Verpflichtung mitzuteilen sei, hat die deutsche Regierung übrigens selbst verzichtet mit der Erklärung, daß sie Verständnis für die Schwierigkeiten einer Einigung unserer Feinde habe.

Von der deutschen Regierung wurde also damals in Versailles u. a. verlangt, daß sie einmal das Schuldbekenntnis und zum andern den „Blankowechsel“ für den Wucherausschuß, d. h. seine Ermächtigung unterschreiben sollte, einseitig die Höhe unserer Buß- und Straffummen festzustellen. Als der Versailler „Vertrag“, an dessen 440 Artikeln samt zahlreichen Nachträgen 52 Feindauschüsse $\frac{1}{2}$ Jahr in 656 Sitzungen gearbeitet hatten, am 7. Mai 1919 überreicht wurde, ging ein Schrei des Entsetzens und der Empörung durch Deutschland. Einhellig, und zwar zunächst auch in amtlichen Kreisen ertönte das Unannehmbar! Der damalige Reichskanzler Scheidemann erklärte: „Die Welt ist um eine Illusion ärmer. Wir stehen am Grabe des deutschen Volkes. Die Hand müßte verdorren, die das unterschreiben könnte.“ Der demokratische Führer Haugmann meinte: „Hätten unsere Heere, unsere Arbeiter gewußt, daß der Frieden so aussehen würde, so hätten sie die Waffen nicht niedergelegt; alles hätte ausgehalten.“ Der vorläufige Reichspräsident Ebert verkündete: „Wir können und werden diesen Frieden nicht unterzeichnen. Wir wären ehrlos und würdelos, wenn wir nicht unsere ganze Kraft anbieten gegen die Schmach, die uns angedroht wird. Niemals darf sich ein Volk von 70 Millionen solche schmachvolle Bedingungen gefallen lassen. Wir lehnen sie ab, mag da kommen, was kommen mag!“

Am 28. Juni 1919 wurde der Versailler „Vertrag“ von der deutschen Regierung unterschrieben. —

Es war die Unterschrift eines Todesurteils. Die Unterzeichnung der Weltlüge von der deutschen Kriegsschuld zog alles weitere selbsttätig nach sich. Sämtliche führenden Staatsmänner des Feindbundes haben das nach der Unterzeichnung anerkannt. Erwähnt sei nur die Feststellung Lloyd Georges vom 3. März 1921 gegenüber der deutschen Regierung: „Für die Alliierten ist die deutsche Verantwortlichkeit für den Krieg aufgerichtet. Wenn dieses Anerkenntnis zurückgewiesen oder preisgegeben wird, ist dieser Vertrag zerstört.“ Scheidemann hat

übrigens später erklärt, es sei ihm bekannt gewesen, daß die Entente im Falle der Ablehnung der Unterzeichnung zu neuen Verhandlungen bereit gewesen sei. Nach einer Mitteilung des Abg. von Graefe hat er weiter angegeben, er sei damals als Reichskanzler von unseren sämtlichen auswärtigen Missionen übereinstimmend telegraphisch dringend vor Zustimmung zum Vertrage gewarnt worden, da neutrale vertrauliche Mitteilungen über Verhandlungsbereitschaft der Entente bei Ablehnung unsererseits vorlägen.

Während des Restes des Jahres 1919 und während des Jahres 1920 verhandelte der Wucherausschuß in geheimen Sitzungen über die Höhe der uns aufzuerlegenden Straffsummen. Bekannt geworden sind aus den Verhandlungen nachträglich die Forderungensanmeldungen einzelner Mächte. So meldete das im Kriege unverfehrt gebliebene Griechenland 8 Milliarden Goldfrances an. Rumänien, dessen ganzes Volksvermögen vor dem Kriege auf 20 Milliarden geschätzt war, meldete 31 Milliarden Goldfrances an. Die Tschechoslowakei, die wirtschaftlich gestärkt aus dem Kriege kam, meldete 7,6 Milliarden Goldfrances und 7,06 Milliarden tschechische Kronen an. Polen, dessen gesamter Grund und Boden vor dem Kriege mit 5,3 Milliarden geschätzt war, verlangte 21,9 Milliarden Goldfrances. Frankreich meldete 68 Milliarden Goldmark an, obgleich ein Gutachten der französischen Akademie aus dem November 1914 die gesamten Besitztümer in den von Deutschland besetzten Gebieten mit 9,5 Milliarden Goldfrances bewertete. Erwähnt sei hierzu noch, daß der französische Finanzminister Alog am 5. November 1919 in der Kammer allein die französischen Eigentumschäden auf 107,2 Milliarden Goldmark angab, während das gesamte französische Volksvermögen vor dem Kriege 200 Milliarden Goldmark betrug und das Kriegsgebiet nicht ganz ein Zehntel des französischen Territoriums umfaßte. Einfluß auf die Verhandlungen des Wucherausschusses zu gewinnen, war der deutschen Regierung unmöglich, nachdem sie einmal den „Blankowechsel“ von Versailles unterschrieben hatte. Sie tat aber doch eines: die Regierung Bauer-Erzberger brachte es über sich, ein Angebot auf 100 Milliarden Goldmark zu machen als unserer Leistungsfähigkeit entsprechend. Daß der Feindbund daraus den Schluß zog, daß diese Leistungsfähigkeit noch höher sein müsse, ist kein Wunder.

Während des Jahres 1920 kam die Julikonferenz von Spaa (Entwaffnungs- und Rohlendiktat), bei der die Wirksamkeit Rathenaus zum ersten Male öffentlich kund wurde, und sodann die ergebnislose Dezemberkonferenz von Brüssel.

Im Januar 1921 traten dann die feindlichen Staatsmänner in Paris, später in London zusammen, um endgültig über die Verhandlungsergebnisse des Wucherausschusses zu beraten und unsere Straffsummen festzulegen. Es kamen die sogenannten „Pariser Beschlüsse“ zutage, die den Ausgangspunkt des späteren Ultimatums bildeten. Nach diesen Beschlüssen sollten wir in 42 Jahreszahlungen insgesamt 226 Milliarden leisten und während dieser Zeit 12 % unseres Ausfuhrwertes abführen. Der Gegenwartswert jener Jahreszahlungen berechnete sich auf etwa 90 Milliarden Goldmark (der Gegenwartswert des späteren Ultimatums 133, der Endwert 227 Goldmilliarden. Das spätere Ultimatum stellt nicht eine Ermäßigung der Pariser Beschlüsse dar!).

Als diese Beschlüsse bekannt wurden, ging wiederum ein Schrei des Entsetzens durchs deutsche Volk. Der damalige Außenminister Simons bezeichnete die Forderungen als „unannehmbar, ja undiskutabel“. In Erklärungen, wie sie „alldeutscher“ kein Alldeutscher von sich geben konnte,

sind damals sämtliche amtliche Instanzen aufgetreten. Trimborn erklärte namens aller Regierungsparteien: „Die von unseren Gegnern in Paris aufgestellten Forderungen sind für uns unerfüllbar und unannehmbar. . . . Weder die heutige noch irgend eine andere Regierung kann Verpflichtungen übernehmen, die unsere Leistungsfähigkeit übersteigen. Das deutsche Volk wird, das sind wir gewiß, die Kraft und die Geduld aufbringen, auch die Zeiten zu überstehen, vor die uns Gewalt und Rechtsbruch erneut gestellt haben.“ Müller-Franken im Auftrag der sozialdemokratischen Fraktion: „Eine deutsche Regierung, die bereit wäre, diese Vorschläge als ausführbar zu erklären, wird sich nicht finden (lebhaftes Bravo bei den Sozialdemokraten). Sie würde das Vertrauen weder des Inlandes noch des Auslandes verdienen (sehr richtig!), denn sie würde sich einer Unwahrheit schuldig machen (lebhaftes Bravo bei den Sozialdemokraten)!“ Ähnlich später noch einmal der sozialdemokratische Abgeordnete Wels mit dem bemerkenswerten Schluß, daß durch Annahme der Pariser Beschlüsse durch uns „nicht ein Augenblick Ruhe“ eintreten würde. Sehr „alldeutsch“ klingt auch die Erklärung, die der Gewerkschaftsbund damals erließ, an deren Schlusse es heißt: „In Afrika hat man die Sklaverei abgeschafft, in Europa will man sie wieder einführen.“

Wenn diese Erklärungen aus gläubiger Überzeugung und aus einem starken Willen gekommen wären und man durchgehalten hätte, so hätte man damals das Schlimmste noch verhüten können. Allerdings hätte man dann eine nationale Entwicklung der Dinge in Deutschland nicht vermeiden können. Dem nur aus dem nationalen Gedanken heraus hätten sich die rettenden Kräfte der Umkehr entwickeln lassen. Gerade das aber wollte man nicht.

Den ersten Anlaß erhielt die Stärke, als Regierung und Reichstag am 12. März 1921 ablehnten, die unterdessen am 1. März 1921 mit der Besetzung von Düsseldorf, Ruhrort, Duisburg und Umgebung und mit Ziehung der Rhein Zollgrenze vollzogenen völkerrechts- und vertragswidrigen „Sanktionen“ (gleich „Rechtsbrüche“) als Bruch des Versailler Vertrages zu behandeln. Der Außenminister Simons lehnte das unter dem Beifall der Mehrheit des Reichstages mit der Begründung ab, man dürfe nicht „Böses mit Bösem vergelten“.

Der Feindbund wußte hiernach, was er von der seelischen Stärke der Deutschen zu halten habe und stellte am 8. Mai 1921 das bekannte „Ultimatum“. Das Ultimatum fordert neben der restlosen Entwaffnung und der „ohne Vorbehalt oder Verzug“ durchzuführenden „Aburteilung“ der sogenannten Kriegsverbrecher, die Zahlung eines Kapitalbetrages von 132 Milliarden Gold im Gegenwartswert, 227 Milliarden Gold im Endwert, hierzu neben anderen Leistungen noch besonders 6 Milliarden Goldmark für Belgien. Wie die Forderung als solche, so ist auch ihre Höhe durch Betrug und Vertragsbruch entstanden. Unter dem Ausdruck „Reparations“ im Versailler Vertrag ist nach amtlichen Erklärungen der Entente nur zu verstehen: „Ersatz für alle der Zivilbevölkerung der Verbündeten und ihrem Eigentum durch Angriffe zu Lande, zur See und aus der Luft angetanen Schäden.“ Und nach dem amtlichen Urteil des amerikanischen Sachverständigen Baruch sind die deutschen Verpflichtungen beschränkt auf „direkt wahrnehmbare Schäden am Eigentum nicht militärischen Charakters und di-

rechte Körperverletzungen an Zivilisten“. Auf betrügerische Weise sind nachträglich aber auch die Pensionen, Unterstützungen, Witwen- und Waisengelder der 27 Alliierten eingeschoben worden. In Geld ausgedrückt beträgt dieser Betrug drei Viertel von 138 Goldmilliarden. Des näheren verweise ich zum Ultimatum und seinen Folgen auf die vorzügliche Schrift von Helfferich, „Die Politik der Erfüllung“ (J. Schweitzer Verlag).

Als das Ultimatum erschien, ging noch einmal ein Stöhnen durch die deutsche Welt. Rathenau schrieb im Berliner Tageblatt am 10. Mai 1921: „Der Rest unserer Ehre ist, daß wir . . . nichts versprechen, was wir nicht halten können . . . Deutschland soll zahlen, aber nicht wieder hoch kommen. Je mehr es zahlt, also ausführt, desto tiefer soll es sich in Schuld verstricken . . . Deutschland soll nie in der Lage sein, zu leisten, was es versprochen hat. Es soll jedes Jahr winseln und betteln, entschuldigen und versprechen und die anderen wollen je nach ihrer Interessenkonstellation barmherzig, schönd, drohend oder vernichtend auftreten und das Recht zu jeder Repressalie und Folter haben. Das ist unmöglich, und deshalb dürfen wir nicht unterschreiben.“ Ähnlich unter anderen der „Vorwärts“: „Auf die Frage, ob wir uns zum Anwalt und Vollzieher unausführbarer, vernichtend wirkender und jeden wahren Frieden zerstörender Forderungen machen wollen, gibt es als Antwort nur ein entschiedenes eindeutiges Nein!“

Am 10. Mai 1921, am 50. Jahrestag der Unterzeichnung des Frankfurter Friedens, wurde das Ultimatum vom Reichstag auf Antrag der Abgeordneten Müller-Franken und Trimborn mit 220 gegen 172 Stimmen angenommen, nachdem sich im Kabinett Wirth eine Erfüllungsregierung gefunden hatte. —

Es verdient auch hier festgehalten zu werden, daß für die neue Regierung der Staatssekretär Hirsch bei schwankenden Abgeordneten für die Annahme wirkte. Er sagte als Folge der Annahme eine „Entspannung der politischen Atmosphäre“ und eine Hebung der Mark voraus, und verwies Bedenklichen gegenüber auf unser „Settpolster von Devisen“. Man ließ ferner durchblicken, daß man mit der Annahme, Oberschlesien retten, die „Sanktionen“ los werden und zu einer Revision gelangen werde. Nach der Annahme schrieb der „Vorwärts“, die Regierung Wirth habe „die verdamnte Pflicht, das Unmögliche möglich zu machen“.

Das Ultimatum verlangt also neben anderen Leistungen von uns einen Kapitalbetrag in Höhe eines Gegenwartswertes von 138 Milliarden Goldmark. Beim Marktstand zur Zeit der Annahme war das eine Summe von etwa 17 Billionen 220 Milliarden Mark. Das gesamte Münzgoldgeld der Welt beträgt einschließlich der Barren 32 Milliarden Goldmark. Unsere Jahresleistung würde nach dem Ultimatum etwa 3,5 Milliarden Goldmark betragen. Dazu kommen noch andere Kosten, so die Kosten für Besatzung und Kommissionen, die sogenannten Ausgleichszahlungen (dafür allein monatlich 2 Millionen Pfund Sterling) usw. Alles dies soll aus dem zerkleinerten, um wichtigste Wirtschaftsunterlagen beraubten, ausgefogenen Deutschland gezogen werden.

Das Kabinett Wirth konstituierte sich ausdrücklich als „Regierung der Erfüllung, die nur noch eine „einzige Aufgabe“ kenne, eben die Erfüllung.

Der Reichskanzler Dr. Wirth ging und geht aus von unserer „sittlichen Verpflichtung zur Wiedergutmachung“ und von der Notwendigkeit, durch Erfüllung „die Welt von unserem guten Willen zu überzeugen“. Er sowohl wie der damalige Wiederaufbauminister und spätere Außenminister Dr. Rathenau haben unter steter Zustimmung der Reichstagsmehrheit und unter schroffer Ablehnung aller Einwände die letzten deutschen Finanz- und Wirtschaftsrücklagen eingesetzt und verbraucht, um ihr Ziel zu erreichen, in dem sie eine „Weltaufgabe“, nämlich den „Wiederaufbau Europas“ erblickten. Rathenau hielt nationalen Angriffen die „Heiligkeit“ des einmal abgeschlossenen Vertrages entgegen und verteidigte dessen Unterschrift „mit der Ehre seines Landes“. Der Reichskanzler Wirth betrachtet die Annahme des Ultimatums und seine Erfüllung als den „Weg des Rechts“. Die Politik der Erfüllung führe „durch freiwillige Arbeit den Weg zur Freiheit“ und „den Weg zu Glück und Wohlfahrt“. Das eigentliche Ziel liegt noch drüber hinaus: „Wir wollen die Menschheit vorwärts führen zu großen Zielen“. Deshalb warnt er vor „der Sabotage der großen Ideale der Welt“. Ebenso erklärte Rathenau auf dem demokratischen Parteitag im November 1921 in Bremen: „Es ist etwas Großes für uns im Urteil der Welt, wenn wir es in die Hand nehmen, Europa wieder zur Ordnung zu verhelfen. Das ist eine Aufgabe, die für ein Jahrhundert nicht vergeblich sein wird.“ Im Sinne Dr. Wirths spricht Rathenau von „unserer Weltmission“, wir müßten deshalb „ein Leben der Versöhnung und Erfüllung“ führen. Auf der Grundlage dieser Überzeugung verlangt die Regierung Wirth vom deutschen Volke die Erfüllung des Ultimatums: „Deshalb haben wir den Mut, von unseren Freunden die allergrößten Opfer zu verlangen.“

Dies alles sind keine gehässig zusammengestellten Gelegenheitsäußerungen, sondern immer wieder vor dem In- und Ausland betonte grundsätzliche Darlegungen. Getragen wird die Erfüllungspolitik dabei von einem schrankenlosen Vertrauen auf das Ausland. Dr. Wirth spricht das mit der klaren Formulierung aus: „Ich baue auf die, die uns faïres Spiel zugesagt haben.“ Dieser Grundsatz schließt selbstverständlich den Verzicht auf jede aktive Gestaltung der außenpolitischen Verhältnisse in sich. Selbst der Versuch dazu wird abgelehnt. Dieser Verzicht geht so weit, daß bewußt und gewollt auch die aus etwaigen Unstimmigkeiten unserer Feinde sich ergebenden Gelegenheiten zur Neueinstellung oder Erleichterung unserer Lage unbenutzt gelassen werden. An der Spitze der Erfüllungspolitik steht die Erklärung Dr. Wirths, daß „Deutschland seine Politik keineswegs auf Meinungsverschiedenheiten zwischen Frankreich und England aufbauen werde. Selbst wenn eine solche Politik vorübergehend Erfolg hätte, würde er sich ihr widersetzen. Deutschland wünsche keine Politik der Feindseligkeiten, sondern eine Politik des Friedens“. Er hat eine ähnliche Erklärung neuerdings anlässlich der Orientwirren wiederholt. Diese Auffassung findet starken Rückhalt in der Erfüllungspresse, so schreibt die Frankfurter Zeitung am 1. August 1921: „Wir haben stets die Ansicht vertreten, daß die Einigkeit der Entente für Deutschland eine gewisse Garantie war.“ Kurz darauf, am 10. August 1921 schreibt sie: „Wenn Oberschlesien oder auch nur das

Industriegebiet nicht völlig deutsch wird, dann sind nur die allgemeinen politischen Interessen der Entente daran schuld, die ihre Einigkeit nicht opfern wollte.“

Oberschlesien bietet überhaupt ein sprechendes Beispiel für jene außenpolitische Einstellung oder vielmehr Nichteinstellung der Erfüllungsregierung. Die englische Regierung gab am 13. Mai 1921 in einer Erklärung im Unterhaus Deutschland freie Hand in Oberschlesien. Die Erklärung durch Lloyd George lautet: „Es besteht kein Grund dafür, daß die Alliierten sich widersetzen sollten, Deutschland zu gestatten, in seiner eigenen Provinz durch Einsetzen von deutschen Streitkräften die Ordnung wiederherzustellen.“ Dr. Wirth lehnt diese Anregung ab mit der Erklärung: er denke nicht daran, in Oberschlesien deutsche Reichswehr einzusetzen, er vertraue auf den Gerechtigkeitsinn der Alliierten. Er meinte damals übrigens auch: „Mit Oberschlesien stehe und falle ich.“ Nachdem Oberschlesien entgegen der Abstimmung gefallen war, hat Dr. Wirth eine beantragte Kundgebung des Reichstags verhindert, in der der Raub Oberschlesiens als Verletzung des Versailler Vertrags gekennzeichnet und unser unverjährbares Recht auf Oberschlesien festgestellt wird. Den Schluß der Tragödie in Oberschlesien bildet der Abschiedsgruß des deutschen Vertreters bei den Auseinandersetzungsverhandlungen, des früheren Ministers Schiffer, an die deutschen Brüder in den gestohlenen Gebieten: „Erfüllt eure Staatsbürgerpflichten unter polnischer Regierung!“ Kennzeichnend ist auch hier die Haltung unserer internationalistischen Erfüllungspresse. Die „Frankfurter Zeitung“ schrieb am 15. Oktober 1921: „Wenn vereinzelte (Erhaltete) jetzt noch davon reden, daß uns ganz Oberschlesien hätte ungeteilt zufallen sollen, so ist das eine Unwahrhaftigkeit“, und am 27. Oktober 1921: „In die Welt hinaus zu deklamieren, ohne Oberschlesien keine Erfüllung des Friedensvertrags, oder nun, nach der Abreißung Oberschlesiens muß eine Revision des Londoner Ultimatums erfolgen, wäre eine politische Torheit.“ Dieses schätzenswerte Geständnis beweist zugleich, daß nicht einmal der angebliche Revisionswille unserer Erfüllungspolitikern ernsthaft gemeint war. In Wahrheit ist eine „Revision“ auch niemals verlangt worden.

Bemerkenswert ist bei der Erfüllungspolitik die unbeirrbar Überzeugung von der alleinigen Richtigkeit des eingeschlagenen Weges, die sich trotz fortgesetzter Schläge bei jedem neuen Mißerfolg vertieft. Von der Erklärung Dr. Wirths am 2. August 1921: „Das eine hat sich doch gezeigt: Wir sind keine Illusionsmänner gewesen“, zieht sich die Kette dieser Versicherungen bis in die allerletzte Zeit.

Als alle Voraussetzungen sich in das Gegenteil verkehrten und das Bedürfnis zur Rechtfertigung der Erfüllungspolitik stärker wurde, trat die Erfüllungspresse unter Führung der Frankfurter Zeitung mit der Wendung auf: Selbstverständlich seien auch die Erfüllungspolitikern von der Unerfüllbarkeit von Anfang an überzeugt gewesen, man wisse sehr wohl, daß die Erfüllungspolitik „katastrophal“ wirke, man erfülle nur, um auf diesem Wege dem in wirtschaftlichen Täuschungen befangenen Ausland die Unerfüllbarkeit zu beweisen und zur „Weltvernunft“ zu gelangen; Erfüllungspolitik sei nur ein katastrophales „Provisorium“. Dieser ungewöhnlich kluge Gedankengang ist seit Mitte 1921 bis heute sozusagen der einzige Gedankeninhalt der Erfüllungspropaganda. Die hier führende Frankfurter Zeitung, die uns deshalb „die Würde des Tragens“ und das „Pathos der Geduld“ empfiehlt

geht dabei allerdings noch tiefer: sie meint, daß es sich bei alledem um eine „geistigpolitische Entscheidung“ handle, und daß durch eine provisorische Katastrophenpolitik eine „geistige Neugeburt“ entstehe.

Über Sinn und Wert dieses hohen Gedankenfluges mag jeder nach Maßgabe seiner geistigen Gebärfähigkeit urteilen, widersprochen sei hier nur dem Ausgangspunkt. Es ist unwahr, daß die Erfüllungspolitik von vornherein mit der Unerfüllbarkeit gerechnet hätten. Das Gegenteil ist richtig. Sowohl der Reichskanzler als Dr. Rathenau haben sich mit schwerwiegenden Folgen fürs Reich zunächst auf den Standpunkt gestellt, daß die Erfüllung der Feindforderungen möglich sei. Dr. Wirth hat im Juni 1921 in Essen nach den damals unwidersprochen gebliebenen Versammlungsberichten öffentlich erklärt, „daß wir das Ziel, die Zahlungen leisten zu können, erreichen werden, wenn wir nur wollen, nur nicht den Kopf hängen lassen!“ Rathenau hat nach dem amtlichen Stenogramm am 2. Juni 1921 im Reichstag erklärt: „Ich halte die Forderungen nur für erfüllbar, wenn wir entschlossen sind, uns in tiefe Not zu begeben; darauf kommt es an (sehr richtig! bei den Sozialdemokraten. Zurufe und hört, hört! rechts. Erregte Zurufe bei den vereinigten Kommunisten). Zwischen Nichterfüllen und Erfüllen liegt der Faktor der Not. Die Not hätte ich gern vermieden, die kommen wird, wenn wir ehrlich erfüllen sollen (erneute Zurufe rechts). Ob man erfüllen kann, hängt von dem Maß der Not ab, in die man sich begibt (erregte Zurufe rechts). Es gibt keine absolute Unerfüllbarkeit, denn es handelt sich lediglich darum, wie tief man ein Volk in Not geraten lassen darf!“ Als sich schon nach dem ersten Erfüllungsversuche, wie wir sehen werden, erwies, daß Erfüllung mit Bar- und Devisenzahlungen unmöglich ist, hat Rathenau die Erfüllbarkeit erneut mit der Erklärung im Reichswirtschaftsrat anerkannt: „Die Erfüllung ist möglich . . . in der Form von Zahlungen in Waren.“ Dr. Wirth aber ist so weit gegangen, noch im Juli 1921 im Reichstag der Meinung Ausdruck zu geben, die Kontributionszahlungen könnten durch „laufende Einnahmen“, durch Steuern aufgebracht werden! Diese Auffassungen sind umso eigenartiger, als der Versailler „Vertrag“ selbst in Art. 232 Abs. 1 sagt: „Die alliierten und assoziierten Regierungen erkennen an, daß die Hilfsmittel Deutschlands unter Berücksichtigung ihrer dauernden, sich aus den übrigen Bestimmungen des gegenwärtigen Vertrags ergebenden Verminderung nicht ausreichend sind, um die volle Wiedergutmachung aller dieser Verluste und Schäden zu gewährleisten.“ Es ist kein Wunder, daß aus jener Stellungnahme unserer Staatsleiter der Feindbund die entsprechenden Folgerungen zog. Der französische Abgeordnete Barthélemy hat es noch am 21. Februar 1922 in der französischen Kammer so ausgesprochen: „Der deutsche Reichskanzler hat zugegeben, daß Deutschland erfüllen könne, wenn es nur wolle; die Franzosen sollten doch nicht deutscher sein als die Deutschen.“

Man hat also erfüllt. Man hat dabei jeden neuen Rechtsbruch des Feindbundes hingenommen. Die Hoffnung, durch Nachgiebigkeit ein Entgegenkommen und Erleichterungen zu erzielen, erwies sich stets wieder als falsch. Je nachgiebiger die Erfüllungspolitik wurde, umso härter wurde der Druck, umso unverschämter das Ansinnen und die Tonart der Feinde. Die feindlichen Rechtsbrüche sind nicht nur stillschweigend, sondern schließlich

ganz offiziell von uns gerechtfertigt worden. Die deutsche Regierung ist so weit gegangen, in einer Note vom 26. März 1922 zu erklären, daß wir „loyal erfüllen“ wollen, „selbst da, wo die deutsche Regierung eine Grundlage in den übernommenen Verpflichtungen nicht zu finden vermag“. Wir selbst haben uns also über den „Vertrag“ von Versailles und über das Ultimatum hinaus entrechtet, dürfen uns also über gar nichts wundern.

Der Gang der eigentlichen Erfüllungspolitik ist nun kurz folgender.

Schon der erste Erfüllungsversuch, den man nach dem 31. August 1921 benennt, mißlang völlig. Es handelte sich damals bei diesem Versuche um Bezahlung der nach dem Ultimatum am 5. Mai 1921 fälligen ersten Goldmilliarde, für die am 31. Mai 1921 nur 150 Goldmillionen aufgebracht werden konnten, während wegen des Restes von 850 Goldmillionen Schatzwechsel mit Fälligkeit vom 31. August 1921 gegeben werden mußten. Am Fälligkeitstage konnten diese Schatzwechsel nicht regulär gedeckt werden. Das Geld wurde durch uns schwer belastende Geschäftsmänner aufgebracht, so durch Inanspruchnahme der Goldreserve, durch Verpfändung von Reichsbanksilber und durch sehr teure Kredite bei der ausländischen jüdischen Großfinanz. Der Erfolg war, daß damals keine Amortisation unserer Schuld sondern eine Erhöhung um mindestens 200 Goldmillionen eintrat. Schon damals stellte sich also die Unmöglichkeit der Erfüllung heraus. Die Folge des Bekanntwerdens dieser Art der „Aufbringung“ der ersten Goldmilliarde in den internationalen Finanzkreisen führte zu jenem ersten katastrophalen Marksturz im November 1921.

Schon damals wäre es — auch vom Standpunkt der Erfüllungspolitik aus — möglich und notwendig gewesen, die Unmöglichkeit der Erfüllung öffentlich zu erklären und zwar unter Berufung auf die Verantwortlichkeit für das Leben des deutschen Volkes und auf gewisse uns zur Seite stehenden Bestimmungen des Versailler Vertrages. Ausweislich zahlreicher Stimmen aus dem Ausland ist diese Erklärung erwartet, ja geradezu gewünscht worden. *Chicago New Times* Dezember 1921: „Das Heil Deutschlands liegt in der steifen Weigerung, weitere Entschädigungssummen zu zahlen. Das hätte von Anfang an der deutsche Standpunkt sein müssen. Wenn erst das letzte deutsche Hemd auf französischem Leibe sitzt, wird es mit dem Meinsagen zu spät sein.“ Sie erfolgte nicht. Statt dessen tat die Regierung das Schlimmste und Gefährlichste, was sie tun konnte: sie suchte nach Möglichkeiten der Erfüllung, die außerhalb der in Versailles und im Ultimatum gezogenen Grenzen lagen und kam gerade damit den geheimsten Wünschen der Feinde entgegen. Diese Wünsche richteten sich nicht, wie eine übliche Kriegsentschädigung, gegen den Ertrag unserer Staatswirtschaft, sondern gegen den Ertrag und darüber hinaus gegen die Substanz unserer Privatwirtschaft. Ein unmittelbarer Zugriff darauf würde ein so schnödes Völkerrechtsverbrechen sein, daß die Entente sich in Versailles und im Ultimatum denn doch gescheut hat, diesen Weg offen zu geben. Es ist erweislich wahr, daß man deshalb unerfüllbare Forderungen aufgestellt hat, um unser politisch naives und seelisch schwaches Volk durch Androhung von Schrecknissen bei Nichterfüllung zu verleiten und zu zwingen, freiwillig seine Volkswirtschaft zu opfern. Es ist erweislich wahr, daß man nirgends enttäuschter gewesen wäre und sein würde als in maßgebenden Kreisen der Entente, wenn es die Möglichkeit regulärer Erfüllung geben würde. Es ist et-

weislich wahr, daß man in diesen Kreisen vor dieser (allerdings ganz außer der Welt liegenden!) Möglichkeit „gezittert“ hat. Wer die Gedankengänge der englischen Presse vor dem Kriege, der gesamten Feindbundpresse während des Krieges kennt und wer den Versailler „Vertrag“ mit einigem Verständnis liest, für den werden hier nur Selbstverständlichkeiten ausgesprochen, der weiß, daß die Beseitigung einer selbständigen deutschen Volkswirtschaft mit Privatwirtschaftsfreiheit das Kriegsziel der Feinde war, ist und bleiben wird, daß die Verwirklichung gesucht wird durch Umwandlung der politischen, staats- und völkerrechtlichen Kriegsschuld des Reiches, wie sie als unerfüllbare Leistung in Versailles und Ultimatum festgelegt ist in eine völkerrechtswidrige, nie lösbare private Last der deutschen Privatwirtschaft, und daß zwei Wege zu diesem Ziele eingeschlagen werden: entweder die mittelbare (Anleihopolitik, Goldangebot der deutschen Industrie, Gold- und Sachwerterfassung) oder die unmittelbare (Sachleistungen, Wiesbaden, Bemelmanns- und Gilettabkommen, Steinnesabkommen) Arbeitsversklavung, wie sie im sog. „englischen Industrieplan“ klipp und klar ausgesprochen ist. Es ist von allergrößter Wichtigkeit, daß diese Zusammenhänge eingesehen werden. Wer sie nicht kennt, versteht nicht das Wesen der Dinge von heute, versteht vor allem auch nicht das Wesen der Erfüllungspolitik. Deshalb mußten sie hier, wenn auch nur ganz kurz, gestreift werden.

Es ist hiernach klar, daß nach Annahme des Ultimatums und nach dem Scheitern des ersten Erfüllungsversuches es Aufgabe der deutschen Regierung sein mußte, alle Zugriffe des Feindbundes auf die Privatwirtschaftserzeugnisse und die Privatwirtschaftssubstanz abzuwehren, unter Hinweis auf die uns hier zur Seite stehenden formalen Rechte des Versailler Vertrages. Nach § 248 haftet für die Feindforderung nur „das Vermögen und die Einnahmen des Reichs und der Länder“. Nach dem amtlichen Kommentar der englischen und amerikanischen Sachverständigen, herausgegeben von H. W. V. Temperlay ist unter „Vermögen und Einkommen des Reichs und der Länder“ nur zu verstehen „eigentliches Staatseigentum und tatsächlich erhobene Einnahmen“. Es heißt dabei weiter: „Es mag zweifelhaft sein, ob durch das Wort „Vermögen“ irgend etwas gedeckt ist außer demjenigen, was Staatseigentum bereits war zu der Zeit, als der Vertrag unterzeichnet wurde; sicher ist, daß durch das Wort „Einnahmen“ nichts gedeckt ist, was nicht tatsächlich vom Staate in der Form von Einnahmen erhoben wird. Mögliche Einnahmen (potential revenue) sind nicht eingeschlossen, und das Privateigentum deutscher Staatsangehöriger ist bestimmt ausgeschlossen.“

Danach ist sogar zweifelhaft, ob der Feindbund das Recht hat, neue Staatssteuern für sich zu verlangen. Keinesfalls hat er das Recht, den Staatskredit für sich auszuschöpfen, geschweige denn das Recht, Privatgarantien zu verlangen!

(Fortsetzung folgt.)

Grundlagen zum Aufbau des deutschen Volkes.¹⁾

Von General der Infanterie Alfred Krauß.

(Sortierung.)

II.

Judentum und deutsches Volk.

Das geringe Volksgefühl der Deutschen kommt in der Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit zum Ausdruck, mit denen sie die Zugehörigkeit zum deutschen Volk an Fremdstämmige vergeben. Hat doch der Reichskanzler Dr. Wirth, also der erste Beamte des deutschen Volkes, öffentlich erklärt: „Kathenau fiel nicht nur für sein Volk!“ Wenn er mit „sein Volk“ das Judentum gemeint hätte, dann hätte er recht gesprochen, denn Kathenau war Jude, gehörte zum jüdischen Volk und konnte keinem andern angehören. Er fiel auch tatsächlich im Kampf für die Herrschaft des jüdischen Volkes. Wirth meinte aber das deutsche Volk. Er hat damit eine offenkundige Unrichtigkeit gesagt, und zwar wissenschaftlich, denn er mußte als gebildeter Mensch wissen, daß Kathenau als Jude ebensowenig „Deutscher“ sein konnte, wie ein in Deutschland lebender Neger. Nur Menschen, die kein Volksempfinden besitzen, denen das Kleinheitsgefühl einer bewußten Volkszugehörigkeit abgeht, können der Ansicht sein, daß die in Deutschland wohnenden Juden Deutsche sind.

Das Judentum ist ein Schmarotzervolk, das bei scharfer Wahrung seiner Eigenart alle Mittel anwendet, in seinen Wirtsvölkern die Herrschaft an sich zu reißen. Die Juden verstehen es meisterhaft, „Mimikry“ zu üben, d. h. durch Vortäuschung falscher Eigenschaften und falschen Volkstums Vorteile zu erringen. Wo sich die Juden scheinbar an das Wirtsvolk angleichen, dort treten sie als Engländer, Franzosen, Madjaren, Italiener auf, solange es ihnen Vorteil bietet, — ohne aber in Wahrheit ihr Judentum abzulegen. Sowie es ihr Vorteil erheischt, sind sie sofort wieder Juden. Die Eigenart des Judentums ist von der Eigenart des deutschen Volkes so grundverschieden, erscheint nach deutscher Sittlichkeit so verwerflich, daß eine Verschmelzung nur mit voller Entartung des deutschen Volkes verbunden sein müßte. Die Natur eines gesunden Volkes muß sich daher gegen eine solche Verschmelzung ebenso wehren, wie sich das Ehrgefühl eines Volkes gegen die Vorherrschaft einer solchen fremden Rasse aufbäumen muß. Falsch verstandene Menschlichkeit hat das deutsche Volk veranlaßt, dem Judentum nach der Aufhebung des Ghettos volle Gleichberechtigung auf deutschem Boden zu geben — wie ihm dafür gedankt wurde und wird, das erleben wir mit und erleben es noch heute. Das deutsche Volk hat sich im Juden den gefährlichsten Feind ins eigene Haus genommen. Das Judentum gefällt sich in der Rolle des Aukts im fremden Nest.

Der Jude gleicht der Mistel. Ein Baum treibt seine Wurzeln tief ins Erdreich hinein. Er leistet damit schon eine gewaltige Arbeit. Die Wurzeln saugen im Erdreich die zum Aufbau des Baumes nötigen Stoffe auf und bilden daraus den Lebenssaft des Baumes, der hinaufgepumpt werden muß

¹⁾ Die ganze Arbeit ist als Sonderdruck erschienen.

bis in die letzten Äste und Zweige, um daraus den Baum weiter auszubauen, Blätter, Blüten und Früchte zu formen. Da nistet sich auf einem seiner Äste die Mistel ein. Sie hat keine Wurzeln und will daher gar keine Arbeit gleich dem Baume leisten. Sie setzt sich am Körper des Baumes fest und entzieht ihm den fertigen Baumsaft, das Ergebnis der Arbeit des Baumes, um sich daran zu mästen und sich daraus den eigenen Reichtum an Blättern und Früchten zu schaffen. Wenn die Mistel überwuchert, kümmerst der Baum und geht ein. Ein guter Gärtner wird daher die Mistel gleich nach dem Einnisten bis auf die letzte Spur austilgen. Ist das aber versäumt, hat sie schon stark um sich gegriffen, dann wird man selbst Zweige und Äste des Baumes opfern müssen, um diese schädliche Schmarogerpflanze auszutilgen.

Das ist das Bild für den Baum des deutschen Volkes und dessen Mistel, das Judentum. Das deutsche Volk braucht den Gärtner, der es mit starker, rücksichtsloser Hand von der Mistel restlos befreit, wenn nötig mit Opferung einiger Äste.

Bei jedem anderen großen Kulturvolk als dem deutschen findet das Judentum eine gemeinsame Grundeigenschaft, auf deren Gleichheit fußend der Jude sich scheinbar einbürgert und als Angeglichener zur Herrschaft kommt. Mit dem Engländer und dem Amerikaner hat er den schrankenlosen Händlerfinn gemein — allen Dreien ist Anhäufung von Geld Lebenszweck. Der Jude kann mit dieser hochentwickelten Volkseigenschaft in England und Amerika in führende Stellung kommen und steht dort auch überall, ohne vorläufig besonderen Unwillen zu erregen, an der Führung. Mit dem Franzosen teilt er die schranken- und sturpellose Genußsucht. Er bürgert sich ein, wird „echter“ Franzose und herrscht durch die gemeinsame üble Charaktereigenschaft. Mit dem Italiener teilt er den Verschwörerfinn. Die Geheimbündelei, die seit jeher in Italien blühte, gab den Juden Gelegenheit, vor allem durch den Freimaurerorden, sich tief in den italienischen Volkskörper einzufressen und auch dort an die Führung zu kommen. Nur beim deutschen Volk fand der Jude zuerst keine wesentlich verwandte Seite — vor allem lag dessen hervorragendste Charaktereigenschaft, der Heldensinn, dem Juden gar nicht. Nur durch Betätigung dieses ihm ganz fremden Sinnes — als Held — hätte er im deutschen Volk zu berechtigter Führung kommen können und dürfen. Da ihm dies unmöglich war, gab es für die Weltherrschaftsgelüste des Judentums nur ein tatsächliches Hindernis: das wehrhafte und heldenmütige deutsche Volk; daher mußte dieses Hindernis beseitigt, die Wehrhaftigkeit des Volkes und sein Heldensinn mußten untergraben, das deutsche Heer mußte zerstört werden. Da der Jude dazu allein nie imstande war, und da der Deutsche nur durch Deutsche besiegt werden konnte, mußte durch eine planmäßige Hetze dem Deutschen seine Wehrhaftigkeit, sein Heldensinn und seine Freude an seinem herrlichen Heer d. h. an seiner eigenen Kraft, so sehr vergällt werden, daß er sie selbst zertrümmerte; mußte die Herrschaft des Proletariats gefördert werden, das von den Juden zum Zwecke des eigenen Aufstiegs geführt wird. Diese Hetzarbeit lag dem Juden.

Darum wurde die giftige jüdische Hetze gegen den „preussischen Militarismus“, gegen die Heldenverehrung und gegen die Wehrhaftigkeit losgelassen, und darum wird sie noch betrieben. Alle die jüdischen Größen wie Liebknecht, Harden, Bernstein, Eisner, Deutsch, Adler, Bauer, sie haben vor dem Kriege und im Kriege planmäßig an der Zermürbung der Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes gearbeitet, — geduldet, ja sogar geschützt von den Be-

börden der alten Monarchien, die natürlich mit fallen mußten, wenn die Wehrhaftigkeit in Brüche gehen sollte.

Diese Arbeit konnte geleistet werden, nachdem die Presse verjudet war. Dem alles zeretzenden und alles besudelnden Judengeist liegt die Arbeit in der „freien“ Presse. Der jüdische „Schmod“ ist ja zur ständigen Figur geworden. Die Presse wurde das Werkzeug, um den „gebildeten“ Deutschen, der leider leicht beeinflussbar ist, im jüdischen Sinn zu verbilden.

Banken und Börsen wurden benützt, um in leichtem Spiel dem Volk den Gewinn der Arbeit abzunehmen und den Reichtum in wenigen jüdischen Händen anzuhäufen. Die aus dem Mittelalter stammende Gepflogenheit der Hofjuden, die mit Hilfe von Zöllen und Steuern den Fürsten die immer nötigen Geldmittel aus dem Volke beschafften, ging dann eben über auf die jüdischen Banken und Bankhäuser, ohne die keine Staatsanleihe denkbar war. So hatte der Jude immer die Mittlerrolle und den Gewinn, wenn selbstherrliche Fürsten, und wenn parlamentarisch regierte Staaten Geld brauchten. Und auch heute zur Zeit der allein seligmachenden Demokratie sehen wir den Juden am Geldbeutel des Volkes stehen und immer seinen Gewinn abheben, ob das Volk darbt oder ob es ihm leidlich gut geht.

Aber mit Presse und Börse allein kann das deutsche Volk noch nicht beherrscht werden. Zu fest sitzt ihm immer noch der Heldengeist im Blute. Also muß die Jugend entnerot und entfittlicht werden. Der jüdische Arzt, der jüdische Jugenderzieher und der Jude als Schriftsteller und Künstler, sie haben diese Aufgabe übernommen. Alles, was dem deutschen Volk heilig war, Keinheit und Ehre, Gottheit und Glaube, Sittlichkeit und Selbstzucht wurden und werden verhöhnt, begeistert und zersetzt.

Der Jude als Rechtsanwalt und Richter hat das im deutschen Volk lebende Rechtsgefühl und Rechtsbewußtsein durch seine jüdische Rechtsverdreherei und Jungendrescherei verdorben und verkehrt. Das uns fremde römische Recht stammt schon aus der Zeit, als der Römerstaat verjudet war; jetzt ist es bei uns durch den jüdischen, mehr mit Kniffen und Verdrehung, seltener aber mit wirklichem deutschem Rechtsgefühl arbeitenden Anwalt und Richter jüdischer Rasse in vollstes Unrecht verdorben worden.

Wo der Jude sich festsetzt, dort setzen sich auch die Verderbtheit, die Bestechung und Bestechlichkeit fest. Die Verjudung der Staatsämter bezahlt der Deutsche mit der mehr oder weniger vollkommenen Verlotterung der Staatsmaschine.

Wenn man nun noch den jüdischen Hetzer als politischen Führer oder richtiger: Verführer der vielfach urteilslosen Massen in Betracht zieht, wenn man beachtet, wie bedenkenlos diese Kräfte die Zukunft unseres Volkes preisgeben, wie sie die Klassen eines Volkes gegeneinander treiben, um aus dem Chaos den blutigen Gewinn zu ziehen; wie es ein Eisner mit seiner Horde von Banditen in München, ein Bela Kun mit seinen Nordjuden in Ungarn getan haben, und wie es die blutgierige Judenherrschaft in Rußland noch immer tut, dann erkennt wohl jeder Einsichtige, daß das überwuchernde und zur Herrschaft durch Geld und Presse drängende Judentum gleich einer Pestkrankheit im deutschen Volkskörper sitzt und wütet, daß aber weite Volkskreise die Gefahr dieser Krankheit noch gar nicht erfassen und ihr Überwuchern sogar noch begünstigen.

Es gibt zahllose kurzfristige Deutsche, welche sagen, die Juden sind auch Menschen — was niemand leugnet — und ihnen deshalb die Freiheit geben wollen, das ganze deutsche Volk zu verseuchen; es gibt zahllose Deutsche, die sagen, ich kenne zwei oder drei „anständige“ Juden, und deshalb kann ich die Judenpest nicht bekämpfen. All diesen schwachsichtigen Deutschen soll zugerufen sein, daß es sich hier um die einfache Frage des Volkstums handelt, und zwar als Schicksalsfrage: Deutsches Volk oder Judenvolk! Die einfachste, natürlichste und daher heiligste Pflicht besteht für jeden halbwegs sittlichen Menschen darin, sein Volkstum anzuerkennen und zu erhalten, es zu verteidigen und zu sichern. Nun gibt es gewiß keinen gefährlicheren Feind für das deutsche Volkstum als den im Inneren schleichenden und alles vergiftenden Verderber, der durch das Judentum als ganzes dargestellt wird. Einzelne nützliche Glieder des Judentums können die Schädlichkeit des Ganzen nicht aufheben. Es heißt daher, das deutsche Volkstum dem leeren Menschlichkeitsgedanken opfern und das Recht von Millionen Deutschen auf die Reinheit ihres Volkstums einem falschen Rechtlchkeitsbestreben preisgeben, wenn man den Juden, weil sie Menschen sind oder weil man zwei, drei anständige Juden kennt, im deutschen Volk und auf deutschem Boden Rechte zugesteht, die immer ein Unrecht am deutschen Volk sein müssen. Es ist kein Unrecht am Juden, wenn man ihn zu seiner Pflicht zwingt, sich zum Judentum zu bekennen, also aus dem deutschen Volk, wohin er nie gehören kann, auszuschneiden.

Das deutsche Volk muß sich zur Erkenntnis durchringen, daß seine „Nachsten“ nur die deutschen Volksgenossen sind, daß die Natur alle Deutschen durch Abstammung und damit durch Eigenart und Sprache zu einer sittlich notwendigen und daher aus sittlichen Gründen zu achtenden Einheit bestimmt hat; daß somit die Natur den Deutschen an dieser ihrer Einheit Rechte und Pflichten gegeben hat, die beachtet werden müssen. Das Recht des deutschen Volkes an seiner Einheit, aber auch an seiner Reinheit muß ihm, da es gleichzeitig Pflicht ist, höher stehen als jedes fremde Recht. Daraus formt sich von selbst der Pflichtenatz: Das Recht des deutschen Volkes muß jedem Deutschen vor dem Recht jedes anderen Volkes stehen, oder: „Recht oder Unrecht — mein Volk!“ Das Recht des deutschen Volkes auf Durchsetzung seiner völkischen Reinheit muß mit manchem Unrecht gegen das Judenvolk verbunden sein, weil es nun einmal nicht anders sein kann, als daß das Recht des Einen das Unrecht für den Andern ist. Volksverräter aber wäre, wer das Recht seines Volkes dem Recht eines anderen Volkes oder gar dem Rechte einzelner Fremdstämmiger opfern wollte.

Wir Deutschen haben daher die heilige Pflicht, das Recht des deutschen Volkes ohne Rücksicht auf vermeintliche Rechte der Juden durchzusetzen, koste es, was es wolle. Wir müssen jeden Widerstand, der der Durchsetzung dieses Rechtes entgegensteht, mit allen Mitteln brechen, selbst mit den härtesten und schärfsten.

Die völlige Reinigung des deutschen Volkes, seines Bodens, seiner völkischen, staatlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen von der Einwirkung des Judenvolkes ist als Sicherung des unverfälschten deutschen Volkstums und Volksgefühls eine der wichtigsten Grundlagen des Wiederaufbaues unseres Volkes.

III.

Die Arbeiterfrage.

Das größte Verbrechen des Judentums am deutschen Volk mit Rücksicht auf den Bestand des Staates ist die Verhetzung der deutschen Arbeiterschaft.

Der Jude als Fabrikbesitzer war es, der durch wahre Hungerlöhne und durch höchste Ausnützung der Arbeitskraft den Arbeiter zum Lohnsklaven erniedrigte und dadurch die Erbitterung der Arbeiter erregte. Mit dem strupellosen Geschäftssinn des Sklavenhalters verstanden es die Juden, diese Mißstimmung zur Grundlage ihres weiteren Geschäftes zu machen. Der Jude spekuliert eben gleich bedenkenlos auf Steigen und auf Fallen, d. h. er macht immer sein Geschäft mit Gewinn, er zieht aus allem Nutzen, aus der Blüte eines Volkes ebenso, wie aus dem Elend und aus der Not eines Volkes. Er setzte sich an die Spitze der durch ihn unzufrieden gemachten Arbeiterschaft, trieb sie gegen die besitzenden Klassen des deutschen Volkes, — so die jüdischen Kapitalisten, also die eigentlichen Schädlinge, zu ihrer Deckung in den Hintergrund schiebend. Der verführte Arbeiter wurde das Mittel, um die Kraft des um sein Leben kämpfenden deutschen Volkes zu brechen, das, wie früher gesagt, allein dem zur Weltherrschaft drängenden Judentum den Weg versperrte.

Dazu mußte der deutsche Arbeiter zuerst völlig entwurzelt, er mußte vom Volke losgelöst und sittlich zum „Proletarier“ gemacht werden; es durften die starken Ansätze zu einer sittlichen Hebung der Arbeiterklasse nicht zur vollen Entwicklung kommen. Darum mußten die Juden, die in der ganzen Welt nach einheitlichem Plan geschlossen vorgehen, gerade den sozial und sittlich am höchsten stehenden deutschen Arbeiter verwirren und seinem Volke entfremden; deshalb mußte der deutsche Arbeiter gegen das deutsche „Bürgertum“ aufgereizt werden, obwohl der geistig und sittlich hochstehende deutsche Arbeiter deutscher „Bürger“ im wahrsten Sinne des Wortes ist. Leider fand der jüdische Agitator Unterstützung in der Beschränktheit, Trägheit und Feigheit der alten monarchischen Regierungsmaschine. Statt der jüdischen Wühlerei durch eine soziale Gesetzgebung und durch eine stete Weiterentwicklung des sozialen Aufbaues des Volkes den Boden zu entziehen, wozu im Deutschen Reich ein erfolgreicher Anfang gemacht worden war, statt der Verhetzung mit den schärfsten Mitteln, die aber nur die Hetzer selbst zu treffen hatten, zu begegnen, stellte sich die Regierungsgewalt seitwärts und ließ dem „Kampf zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer“, wie man diese soziale Frage in vollster Verbohrtheit nannte, freie Hand. Nur wenn die aufgeregten Arbeiter auf die Straße kamen und Gewalt anwendeten, wenn also die Lawine des Unheils in vollem Rollen war, stellte man den Arbeitern die bewaffnete Macht entgegen. Das bornierteste und dümme Verhalten, das allein schon die Unfähigkeit der zur Regierung Berufenen dartat! So schufen erst die schlappen Regierungen ein „Streikrecht“, das sie nie heranwachsen lassen durften, denn der Streik ist nicht ein berechtigtes Mittel der Notwehr oder des Kampfes, er ist ein Verbrechen an der Gesamtheit des Volkes, das nur dadurch einen Schein des Rechtes gewinnen konnte, daß die berufene Führung des Volkes (des Staates) ihre Pflicht nicht erfüllt, ja gröblich verletzt hat. Pflicht der Regierungen war es, in den Streitfragen zwischen Arbeitern und Unternehmern den gerechten und im Interesse des ganzen Volkes gelegenen Schiedspruch zu fällen und durch zeitgemäße Gesetze den Arbeiter vor der Ausbeutung, die

Vollswirtschaft vor Schädigung zu bewahren. Doch das hätte ja Entschlossenheit, Tatkraft, Verantwortungsfreudigkeit, Volksgefühl und vor allem vollständige Uneigennützigkeit und daher Unparteilichkeit erfordert, Eigenschaften, die man bei den zur Macht Drängenden nie gefunden hat und nie findet, weder zur Zeit der Monarchie, noch weniger aber jetzt zur Zeit der demokratischen Republik. Es hat der ehrliche, unbestechliche Mann gefehlt und er fehlt noch, der die notwendigen Maßnahmen erkennt und durchführt, ohne sich um das Gezeter der jüdischen Presse, der jüdischen Banken und der jüdischen Kapitalisten zu kümmern. Dort, bei den jüdischen Geldsäcken, waren bisher die Hindernisse einer vollen Lösung der Arbeiterfrage gelegen, dort liegen sie noch, denn die wirkliche Lösung der Arbeiterfrage liegt zurzeit der jüdischen Demokratie ferner denn je.

Heute sind die Arbeiter durch einen Raubbau an ihrer eigenen Arbeitsmöglichkeit betört; sie glauben, daß solche Lohn- und Arbeitsverhältnisse Bestand haben können. Sie erkennen nicht, daß sie nur aus dem eigenen Volksvermögen bestochen werden — bis das ganze deutsche Volksvermögen mit ihrer Hilfe ganz in jüdische Hände übergegangen sein wird. Dann wird die Maske der jüdischen Volksbeglückter fallen, und zeigen wird sich der brutale, rücksichtslose Sklavenhalter, der den Arbeiter als Vieh hält und ihn danach behandelt. Immer mehr wird der deutsche Grundbesitz und der Fabrikbesitz in jüdische Hände übergehen. Wenn einmal das jüdische Ziel erreicht sein wird, dann wird das deutsche Volk, dann werden der Bauer und der Arbeiter in einer Leibeigenschaft als Hörige zum Juden stehen, schrecklicher als je die Leibeigenschaft im Mittelalter gewesen war. Dann werden die Arbeiter den Juden als Herrn kennen lernen. Mögen sie vorher erwachen, sich besinnen und die drohende Gefahr abwenden! Sonst müßte mit ihnen das ganze deutsche Volk ins grenzenloseste Elend versinken.

Der deutsche Arbeiter kann nur in einem freien, nach deutscher Sitte lebenden deutschen Volk frei und glücklich werden. Nur das deutsche Volk allein hat die sittliche Kraft, die soziale Frage wirklich zu lösen, nie aber wird das Judenvolk hierbei die Führerschaft haben können.

Der intelligente deutsche Arbeiter möge doch die Wege der Juden daran erkennen, daß sie das Vorrecht der Handarbeit vor der Kopfarbeit aufgestellt haben! Jeder halbwegs denkende Mensch muß den Zweck dieses Unsinnns erkennen. Der jüdische Aufwiegler ist sich des gebildeten, denkenden Arbeiters nicht mehr ganz sicher; er fühlt, daß ihm die Führerschaft über diese Arbeiterschicht zu entgleiten droht. Nun herrscht er aber nur mit Hilfe des Terrors. Daher muß auch der gelehrte Arbeiter, falls er sich frei machen wollte, durch den Terror an der Stange gehalten werden. Wer ist allein als Werkzeug dazu geeignet? Nur der einfachste Handlanger, der nichts gelernt hat. Dessen rohe Handkraft wird deshalb von den jüdischen Verführern über jede geistige Arbeit gestellt, sie wird ungleich hoch entlohnt. Damit wird das eigentlichste Proletariat, die rohe, ungebildete Masse der Tagelöhner zur letzten Garde der Juden gemacht, bestimmt, mit dem Terror ihrer rohen Fäustkraft auch die gelehrten Arbeiter niederzuhalten.

Die Lockungen der jüdischen Sozialdemokratie haben nichts mit Menschenliebe und Menschenfreundlichkeit zu tun. Nicht durch sittliche Hebung sollen die Arbeiter das Recht auf Geltung im Volksganzen erwerben und sich er-

kämpfen — nein! durch Gewalt sollen sie sich gemeine, materielle Vorteile erringen; die gemeinsten tierischen Triebe, Genußsucht, Arbeitscheu, Rohheit und Unehrlichkeit werden großgezogen, Eigenschaften, die nie dauernde Herrschaft begründen können. Fällt es den besseren, gesitteten Arbeitern nicht auf, wie häufig seit Beginn der jüdischen Vorherrschaft Verbrecher zur Führung gekommen sind? Wie viele ehrliche, tüchtige Arbeiter sind als Arbeiterräte zur Geltung gekommen? Wie viele der Räte sind dagegen als straffällig entlarvt worden? Wie viele sind rechtzeitig klanglos verschwunden?

Nie wird die internationale jüdische Sozialdemokratie die größte sittliche Leistung, die Schaffung gerechter sozialer Verhältnisse, erreichen können. Nur die von höchstem Idealismus erfüllte, sittliche Volksidee, die im Glück des ganzen Volkes das Glück jedes einzelnen Volksbürgers sieht, kann die soziale Frage tatsächlich zum Gedeihen des Arbeiters lösen.

Hierher gehört auch die Bodenfrage. Jeder Arbeiter sollte, soweit es praktisch möglich ist, einen kleinen Fleck Erde haben, wo er sich daheim fühlen, wo er für sich, zu seiner Freude arbeiten kann. Die überall aufblühenden Schrebergärten zeigen, von welchem Landhunger der Mensch erfüllt ist. Aber auch die Landarbeiter sollten, soweit sie dazu imstande sind, nach jahrelanger treuer Hilfsarbeit, nach Erlernung der ordentlichen Bewirtschaftung eines Bauerngutes die Möglichkeit haben, zu selbständigen Bauern zu werden. Eine solche Bodenregelung kann nur ein freies Volk von sittlicher Größe durchführen; nie aber ein Volk, bei dem der Grund und Boden immer mehr in den Händen eines Fremdvollkes vereint wird, wie es heute z. B. in Österreich der Fall ist.

Der Werkarbeiter und der geistige Arbeiter gehören zusammen. Sie bilden die schaffende Schicht des Volkes. In allen Berufen müssen Kopf und Hand zusammenstehen. Ihre Interessen, also das Interesse der Arbeiter und das Interesse der schaffenden geistigen Schicht, sind gemeinsam, sind die gleichen. Heute geht dieses Interesse dahin, daß der Ertrag der gemeinsamen Arbeit nicht fremden Ausbeutern zufällt sondern dem deutschen Volke zugute kommt.

Das deutsche Volk ist das arbeitssamste und schaffensfreudigste Volk. Wenn das deutsche Volk nur fünf bis zehn Jahre für sich arbeiten kann, wenn es nicht durch seine eigenen „Führer“ gezwungen wird, für Fremde, für das jüdische Weltkapital in England, Frankreich, Belgien und Amerika zu fronen, dann kann es seine Schulden in dieser Zeit abschütteln, wieder zu einer geordneten Wirtschaft kommen und allen Klassen des Volkes trotz seiner Verarmung ein menschenwürdiges Dasein schaffen. Eine gründliche Neuordnung aller sozialen Verhältnisse muß diese Zusammenarbeit aller Klassen und Schichten des Volkes ermöglichen. Arbeit muß Pflicht jedes Bürgers werden, ihr Erfolg muß jedem Arbeiter gesichert sein. Der ganze Aufbau des Staates, als der Gemeinschaft des Volkes, muß auf die Arbeit gegründet werden. Zu diesem Zwecke müssen alle Klassen des Volkes als Einheit zusammenstehen: „Vereinte Kraft“, nicht „Klassenkampf“ muß die Lösung werden, denn nur sie allein kann die gewaltige Arbeit des Aufbaues des Volkes leisten.

Landarbeiter und geistiger Arbeiter müssen daher ebenso zusammengehen, wie Arbeiter und Unternehmer — und Aller Einigung und Eintracht muß von einer tatsächlich führenden, „regierenden“, Gewalt sichergestellt sein.

Nur in der Einheit des deutschen Volkes in staatlicher aber auch in sozialer Richtung liegt die Gewähr für eine gute Zukunft. Die Schaffung des sozialen Friedens im Volk ist somit eine der Grundlagen für den Aufbau des deutschen Volkes.

Um den Arbeiter gehe der Kampf aller Gutgesinnten, nicht gegen den Arbeiter!

IV.

Das deutsche Parteiwesen — der Schädling des Volkes.

Die gegenwärtige parlamentarische Staatsführung fußt auf dem Parteiwesen. Sie ist englischen Ursprungs. Dort bestanden bis vor kurzem nur zwei Parteien, die sich nach längeren oder kürzeren Zeitabschnitten in der Regierung ablösten. Im Wesen und im Ziel waren beide Parteien einig: Beide erstrebten die unbedingte Seeherrschaft und Handels Herrschaft für England, was für jeden Engländer das A und O der englischen Politik war. Beide Parteien waren daher durch und durch englisch, machten nur englische Politik. Daneben hatte die Bezeichnung der Parteien als „liberal“ und „konservativ“ nur geringere Bedeutung; sie deutete nur die verschiedenen Wege zum gleichen Ziel an. Im Wesen mußte ohne Rücksicht auf den Namen jede Partei, die mehrere Jahre am Ruder gewesen war, konservativ werden, mußte die andere Partei, die seit Jahren zur Betätigung drängte, zur Regierung gekommen, fortschrittlich wirken. Im rechtzeitigen Wechsel der Regierungspartei lag die ewige Frische der englischen Politik, die aber immer eine englische Politik blieb, die nie zu einer die Gesamtheit schädigenden Parteipolitik herabsinken konnte. Das Voranstellen der Partei vor das englische Interesse hätte jede Partei für alle Zeit unmöglich gemacht, weil das englische Volk nicht von Parteigeist und Parteileidenschaft, sondern von englischem Volksgefühl erfüllt war und ist. An dieser Sachlage hat auch das Auftauchen neuer englischer Parteien nichts geändert. Auch diese blieben „englisch“ d. h. sie kannten kein anderes Ziel als die Größe Englands, als das Recht Englands überall in der Welt.

Ähnlich liegen die Dinge in Frankreich, Italien und in den sonstigen von Volksgefühl getragenen Staatswesen. Dort gibt es wohl auch viele Parteien, aber alle sind trotz aller Parteiinteressen und Parteileidenschaften durch das völkische Band verbunden. Alle stehen sie geschlossen jedem äußeren Feind gegenüber. Keines dieser Völker kennt eine wirklich international handelnde Partei. Auch die sozialdemokratischen Parteien Frankreichs und Italiens, die den Internationalismus wohl im Munde führen, sind nicht international d. h. volkslos, sondern völkisch, wenn es sich um Frankreich oder Italien handelt.

Nur das deutsche Volk, dem das Volksgefühl, die sichere Einheit des Volksgedankens fehlt, wird durch das politische Parteiwesen heillos zerrissen, nur da gibt es zwischen den Parteigegensätzen keine Brücke, keine alle Parteien in Zeiten der größten Bedrängnis einigendes Band. Daher ist hier im deutschen Volk Parteiziel auch Parteizweck. Nicht ein einheitliches Ziel für alle Parteien gibt der Politik des deutschen Volkes eine feste Bahn. Nicht das Wohl des deutschen Volkes, nicht seine Größe, nicht seine Einheit

in einem Staat, nicht die Durchsetzung seines Rechtes ist das gemeinsame Ziel aller deutschen Parteien — nein, es gibt Parteien, die ein solches völkisches politisches Ziel schlangweg ablehnen, die das völkische Streben überhaupt verwerfen und sogar verhöhnen und verfolgen, die gar nicht für das deutsche Volk arbeiten wollen, sondern für andere, fremde Ziele und Interessen. Sahen wir doch die von Parteileidenschaft, weniger von Leidenschaft für das deutsche Volk besetzten höchsten, zur Reichsregierung vereinten Beamten nach der Erschießung des Juden Rathenau gegen alles völkische Gefühl wüten, derart blind, daß sie, die „Freiheitshelden“, genau dieselben Wege wandeln, wie hundert Jahre früher der stärkste und schroffste Feind alles deutschen Volksgefühles, wie der absolutistische Polizeistaatsmann Metternich unseligen, von jedem Freiheitsmann versemten Angedenkens! So wenig verschieden sind absolutistische Polizeistaatlichkeit und jüdisch-klerikal-terroristische Freiheit.

Das deutsche Parteiwesen wird dadurch gekennzeichnet, daß in beiden deutschen Staaten (im Reich und in Österreich) neben deutschen Parteien auch undeutsch geführte Parteien bestehen und sogar das Vertrauen der deutschen Massen „erworben“ haben.

Diese undeutsch geführten Parteien sind die schwarze und die rote Internationale. Beide arbeiten im Interesse undeutscher Mächte, in Übereinstimmung mit diesen und nach deren Weisungen. Beide streben es an, das deutsche Volk der Vorherrschaft dieser fremden Mächte zu unterwerfen, es ihnen auszuliefern. Die schwarze Internationale will das deutsche Volk der Vorherrschaft des Papsttums, also einer fremden, schon stark nationalisierten Macht unterwerfen, indes die rote Internationale die „Diktatur des Weltproletariats“, ins einfache Deutsch übersetzt, die Herrschaft des Judentums über das deutsche Volk, herbeiführen will. Verderblich sind beide Bestrebungen, und in dieser gemeinsamen Eigenschaft finden sie auch im Reich den Anreiz, das deutsche Volk gemeinsam ins Elend zu führen. Sie stützen sich gegenseitig und peitschen ihre versagenden Nerven durch gegenseitige Aufmunterung zu den widernatürlichsten Maßregeln auf.

Die schwarze Internationale erwirbt die Massen ihrer Anhänger durch den Mißbrauch der katholischen Religion im politischen Kampf. Daß in diesem Kampf die Religion den größten, unheilbaren Schaden davontragen muß, das erkennen die irregeleiteten Wählermassen nicht. Weil eine unverfehrt erhaltene Religion, die wahre, echte Gottesgläubigkeit der Volksmassen, zu wichtig ist, um sie zum Werkzeug der Politik zu erniedrigen, ist es unerlässlich, den Priestern aller Bekenntnisse das aktive und passive Wahlrecht zu nehmen, und jede Betätigung eines Priesters im politischen Kampf mit Aufhebung seiner geistlichen Funktion zu bestrafen.

Die rote Internationale, oder die jüdische Sozialdemokratie, gewinnt ihre Anhänger durch die auf Zerstörung des deutschen Volkes gerichtete Hetzarbeit, durch die Weckung der niedrigsten, egoistischen Interessen in allen Berufsschichten, durch den schrankenlosesten Stellenschacher und durch Aufopferung der Gesamtheit von Staat und Volk an den augenblicklichen Parteivorteil.

Beide Internationalen bringen durch aufreizende Verschärfung von Verschiedenheiten das Trennende von Religion und Klasse in die Politik, zerreißen dadurch das Volk, statt es zu einen, und schüren künstlich geschaffene Gegensätze bis zum Haß: zum Religionshaß und zum Klassenhaß!

Da hat das deutsche Volksgefühl die gründlichste und schwerste Arbeit zu leisten, um diese trennenden Mächte in Schranken zu halten.

Bauer und Arbeiter müssen überzeugt werden, daß die Klerikale und die jüdische Führung sie zur Verletzung ihrer sittlichen Volkspflicht führt, daß ihre Zukunft nur in einem starken deutschen Volk gelegen sein kann, daß sie daher deutsch führende Führer mit der Vertretung ihrer Interessen betrauen müssen. Man darf nicht vor der Schwierigkeit dieser nationalen Arbeit zurückschrecken. Die deutschen Volksmassen sind noch nie in deutschem Volkssinne geführt, regiert und erzogen worden; es ist kein Wunder, daß sie kein deutsches Volksgefühl haben und es auch nicht über Nacht erhalten. Der Parteigeist kann daher auch nicht über Nacht fallen. Aber er muß fallen — wenn nicht anders mit dem ganzen Parteiwesen. Bauer und Arbeiter müssen mit der Gepflogenheit brechen, sich Leute anderer Stände und Fremdstämmige zu Vertretern und Führern zu wählen, Leute, die ihre Wähler nur dazu benützen, um über ihrem Rücken zu Einfluß und Macht zu gelangen. Treten wahrhaft deutsche Männer an die Führerschaft, deutsche Bauern und deutsche Arbeiter, dann werden wir an Stelle der internationalen Parteien eine deutsche Bauernvertretung und eine deutsche Arbeitervertretung erhalten. Nicht mehr politische Streberei, die das Blaue vom Himmel verspricht und die skrupelloseste Verhegung übt, wird dann zum Worte kommen, sondern das Standes- und Wirtschaftsinteresse, das nur im Rahmen des ganzen Volkes erfüllbar ist; das völkische Interesse, das Wohl, das Gedeihen des ganzen Volkes wird dadurch von selbst in die erste Linie gerückt werden und wie bei anderen Völkern allen Volksvertretern selbstverständlich und gemeinsam sein.

Bei dieser Entwicklung wird die katholische Geistlichkeit eine bedeutungsvolle Rolle spielen. Man wirft ihr jetzt vor, daß sie wenig deutsches Volksgefühl zeigt und die Trägerin einer falschen politischen Richtung sei, so daß sie damit ihre Anhänger irreführt, die Gegner ihrer politischen Richtung aber der Religion entfremdet. Aber auch bei der deutschen katholischen Geistlichkeit ist in der letzten Zeit eine Wendung zum Besseren zu bemerken. Ohne daß planmäßig an der Nationalisierung der katholischen Geistlichkeit gearbeitet wird, macht sich bei der jüngeren Geistlichkeit doch schon eine Stärkung des nationalen Bewußtseins geltend. Die Geistlichkeit wäre damit auf dem richtigen Weg. Denn kein Mittel kann Priester und Gemeinde einander näher bringen, kann den sittlichen Einfluß des Seelenhirten mehr stärken, als seine eigene völkische Sittlichkeit und Pflichterfüllung, als die völkische Einwirkung des Priesters auf die Bevölkerung, als seine Führerschaft in Erfüllung der höchsten Naturpflichten, der völkischen Pflichten. Wenn der Priester dem politischen Kampf fernbleibt, dafür aber in allgemein völkischer Richtung beispielgebend wirkt und auftritt, dann wird sein erzieherischer Einfluß und damit der der Religion wieder voll zur Geltung kommen. Es liegt daher im Interesse der Gemeinden, ein solches Verhalten ihrer Geistlichen zu fordern, d. h. parteilose deutsche Geistliche zu verlangen, es liegt im Interesse der Religion und des Geistlichen, eine solche Haltung zu beobachten und seine Gemeinde in Volksgefühl und Volkspflicht zu stärken.

Die Beseitigung der international eingestellten Führung der großen politischen Parteien im deutschen Volk ist eine unerlässliche Bedingung für die politische Gesundung und für die Erzielung einer guten und vernünftigen Führung der Politik. Das Ziel aller völkisch Denkenden muß es dazu sein, an die Spitze

der jetzt international eingestellten Parteien deutsche Männer zu bringen, die wohl die sonstigen Ziele bewahren können, aber allen voran die völkische Gesundung stellen. Da es aber kaum zu erwarten ist, daß es in kurzer Zeit gelingen wird, die verführten Massen auf den rechten Weg zu leiten und sie zu veranlassen, deutsche Männer an die Spitze dieser Parteien zu nehmen, muß auch eine rechtzeitige Änderung der Verfassung des deutschen Volkes erstrebt werden. An Stelle der für uns Deutschen unbrauchbaren Parteienvertretung muß eine Volksvertretung nach Berufsständen treten. Dann hat jeder Beruf das Interesse, seine Besten im wahren Sinn des Wortes, nicht aber die frechsten Schreier zur Gesetzgebung zu berufen.

Einer dieser Wege muß zum Ziele führen, sonst bleibt das deutsche Volk der heillosen Politik überliefert, die es seit Bismarcks Abgang verraten und verkauft hat.

Die Schaffung einer durch und durch deutschen gesetzgebenden Volksvertretung, aus der heraus allein deutsche Regierungen erwachsen können, ist demnach eine der wichtigsten Grundlagen des Wiederaufbaues des deutschen Volkes.

V.

Völkische Politik und Wehrhaftigkeit.

Das deutsche Volk hatte, wie betont, noch nie das Glück, durch eine völkische Politik in eine glückliche Zukunft geführt zu werden.

Zuerst bestimmte die internationale Idee des römischen Kaiserreiches deutscher Nation die ganze Haltung und Politik der deutschen Könige. Dann zerriß die egoistische Hausmachtpolitik aller deutschen Teilfürsten den Leib des deutschen Volkes. Nur ein einziger deutscher Fürst, der große Kurfürst, von dem das Wort stammt: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist“, hat deutsche Anwandlungen gezeigt. Er war zwar ein großer Herrscher, doch nur ein kleinerer Fürst und konnte daher nicht bestimmend durchdringen. Nur ein einziges deutsches Herrschergeschlecht, eben das große Geschlecht des Großen Kurfürsten, hat eine Politik getrieben, die sittlich um eine Stufe höher stand, als die Hausmachtpolitik der Fürsten: Staatspolitik. Friedrich Wilhelm I., dessen Bedeutung als Herrscher noch viel zu gering geachtet wird, und Friedrich der Große, die sich als die ersten Diener ihres Staates ansahen, sie waren nicht durch Familienrücksichten geleitet, sondern nur von dem harten Pflichtgefühl gegen die Gesamtheit, gegen den Staat. So wie sie alles dem Staate hingaben, so forderten sie auch von den Bürgern volle Hingabe an die Gesamtheit, an den Staat. Ihre Grundsätze blieben für ihre Nachfolger maßgebend; so stark und nachhaltig war ihre Wirkung, daß sie trotz der schwachen Nachfolger zu der Heranzüchtung des im „Preußentum“ lebenden starken Staatsgedankens führten. Bei aller Tüchtigkeit war dieser Grundgedanke im Vergleich zum Volksgedanken doch nur ein beschränkter. Leider blieb der Aufschwung zur höchsten Stufe der Politik, zur Volkspolitik, aus. Auch Bismarck, der gewaltigste Politiker des deutschen Volkes, konnte nur Staatspolitik machen. Bekannt ist ja, wie unbefiegbar der Widerstand seines Königs gegen die deutsche Kaiserwürde lange Zeit war. Bismarck konnte daher nur preussische Staatspolitik machen. Erst über den Krieg, erst durch Blut und Eisen und nur in einer Zeit hellster deutscher Begeisterung war sein Traum, das deutsche Kaiserreich, erreichbar. Aber auch dieses Reich, es war nicht völlig das Reich des deutschen Volkes.

Bismarck führte auch fernerhin nicht deutsche Volkspolitik, sondern, wie es nach so gewaltigen Erfolgen begreiflich war, nur erhaltende (konservative) und stütende Reichspolitik.

Darin soll keine Kritik Bismarcks gesehen werden. Es wäre vermessene Torheit, von einem Mann, und wäre es der gewaltigste, zu fordern, daß er in wenigen Jahren und allein das gut machen sollte, was hunderte von Geschlechtern in tausend Jahren gesündigt haben. Aber die Tatsache muß erkannt werden, daß auch Bismarck dem deutschen Volk nicht die höchste Form der Politik bringen konnte, daß daher ein einfaches Zurückkehren zu Bismarcks Politik nicht genügen könnte, sondern nur ein Weiterschreiten auf dem von Bismarck gewiesenen Weg über die Vereinigung des deutschen Reichs und die Reichspolitik zur Vereinigung des deutschen Volkes und zur deutschen Volkspolitik.

Die Verhältnisse, die Bismarck verhindert hatten, zur deutschen Volkspolitik vorzuschreiten, haben sich durch den Ausgang des Krieges gründlich geändert. Es mag ja manchem als Galgenhumor erscheinen oder als scheinheiliges Abfinden mit dem Schicksal, wenn man sagt, daß der Ausgang des Weltkrieges, so schrecklich er für das deutsche Volk auch sein mag, auch sein Gutes für dieses vielfach so unreife Volk hat. Man male sich nur einmal die Folgen aus, die ein vom Deutschen Reich gemeinsam mit Österreich-Ungarn errungener Sieg für das deutsche Volk gehabt haben müßte! Österreich-Ungarn wäre wieder stark dagestanden, aber in Fortsetzung seiner und der unseligen deutschen Politik nicht mehr als ein deutsches Österreich sondern als ein madjarisch-slavisches Gebilde, das den langsamen aber sicheren Verlust der Deutschen Österreichs herbeigeführt hätte. So aber ist eingetreten, was selbst der kühnste Gedankenflug nicht zu erdenken gewagt hätte: Alle seit Jahrhunderten bestandenen Hindernisse der Einigung des deutschen Volkes, alle Dynastien, vor allem die beiden Nebenbuhler, Habsburg und Hohenzollern, sind beseitigt, und die Bahn ist frei zur wahren und vollen Größe des deutschen Volkes: Zur Volkseinheit.

Das, was sonst nur als Frucht der größten und gewagtesten Politik erreichbar war, das ist als Folge der verzweifeltsten Mittel unserer Feinde, den Sieg zu erringen, eingetreten. Es ist doch ein Hohn für die französische Politik, daß sie uns den Weg zur Volkseinheit frei gemacht hat. Welche Bedeutung darin liegt, mag aus den wiederholten Äußerungen der politisch ungleich klarer sehenden Franzosen und Engländer entnommen werden, daß der Anschluß des freigewordenen Deutsch-Österreichs an das Deutsche Reich den Sieg der Deutschen im Weltkrieg bedeuten würde.

Ja! In der Tat: Wenn das deutsche Volk seine Lage und die Weltlage begreift, wenn es die Kraft findet, den Augenblick zu nützen, und seine Einheit zu erzwingen, wozu der Anschluß Österreichs der erste Schritt sein muß, dann geht das deutsche Volk nachträglich auch als der politische Sieger aus dem Kiesenringen hervor.

Gott der Deutschen, gib Deinem Volk den Mann, der die Zeit erfäßt und der die reinen Hände und das in Leidenschaft für sein Volk zuckende Herz hat, um es fortzureißen auf diesem einzigen Weg zur Gesundung und zur Größe!

Woran liegt es, daß die Politik unserer Feinde, der Engländer, Franzosen, Italiener, Serben und Rumänen trotz aller schweren militärischen Niederlagen, die ihnen das deutsche Schwert beigebracht hat, erfolgreich geblieben ist? Der Grund liegt darin, daß alle diese Völker von einer völkischen Politik geführt werden, einer Politik, die rücksichtslos ein großes, auf Machtvorteil des

ganzen Volkes gerichtetes Ziel unter Entfesselung des Volksgeföhles, der Volksleidenschaft, erstrebte, und daß diese zielsichere völkische Politik der Feinde auf eine unvölkische und daher ziellose, somit schwankende Politik traf, hinter der kein Volksgedanke und deshalb auch kein Volksgeföh, keine Spur von Volksleidenschaft stand. Im Gegenteil, der volle Mangel dieser Eigenschaften in der deutschen und österreichisch-ungarischen Politik, ihre Eigenschaft als unvölkische, nach internationalen Gesichtspunkten geföhrt Politik mußte das deutsche Volk verwirren, seinen Willen zum Sieg und damit seine Widerstandskraft und sogar die schönste Tugend des deutschen Volkes brechen: seinen Heldensinn. Im Zusammentreffen dieser schmäblichen Politik mit der starken völkischen Politik der Feinde mußte sie unterliegen, trotzdem sie von der heldenmütigsten Armee und von der besten Heerführung vertreten wurde.

An der unvölkischen, von international geföhrt Parteien gemachten Politik ist das deutsche Volk zusammengebrochen; diese Schandpolitik, die trotz aller Mißerfolge mit beispielloser Kurzsichtigkeit (oder Niedertracht?) noch heute fortgesetzt wird, ist die einzige Ursache des Elends des deutschen Volkes.

Keines der Ziele unserer Feinde konnte ein friedliches sein, alle waren sie Kriegsziele, mußten es sein, weil das Leben eines Volkes naturgemäß nur im Kampf zur Geltung kommen kann.

England hatte die Wiedererringung der unbedingten, nach seiner Ansicht von Deutschland bedrohten Seeherrschaft und Handelsheerrschaft zum Ziel. Diese Politik verlangte die Niederwerfung Deutschlands.

Frankreich wollte die Vorheerrschaft in Europa. Die Rheingrenze war seit jeher das Ziel seines Strebens. „Revanche“ für Sedan und die Wiedererringung Elfaß-Lothringens waren daher selbstverständliche nächste Kriegsziele. Die Zerschmetterung Deutschlands war dafür Bedingung.

Italien, Serbien, Rumänien erstrebten die völkische Vereinigung und daher die Aneignung der von Volksgenossen bewohnten Gebiete Österreich-Ungarns. Die Auflösung dieses Staates war Voraussetzung. Dieser Wille zur völkischen Vereinigung, das Volksgeföh, ist die stärkste staatenbildende und staatenzertrümmernde Kraft. Deshalb ging der Anstoß zum Krieg von ihr aus, deshalb brach sie feierliche „Verträge“ und „Bündnisse“, deshalb gab sie den Ausschlag in dem ganzen Kampf, indem sie Österreich-Ungarn zersezte.

So sehen völkische Ziele aus, so arbeitet völkische Politik. Nichts von Schwäche und Zagen, nichts von Rücksicht auf andere, von Menschenliebe und Völkerverbrüderung. Das sind nur lockende, zur Betörung von Gimpeln geeignete Leimspindeln. Wer in der Welt der Völker nicht rücksichtslos sein Recht vertritt und geltend macht, der geht trotz größter Blutopfer leer aus und schließlich zugrunde, denn man glaube nicht, daß eine lendenlahme, feige, unvölkische (internationale) Politik den Krieg vermeidet — nein! sie föhrt ihn erst recht herbei, aber mit sicherem Untergang des von ihr geföhrt unglücklichen Volkes.

Die Feinde haben zur Sicherung ihres Raubes das deutsche Volk noch mehr zerrissen, als es schon zerrissen war, weil sie es vernichten wollen.

Da es nach Friedrich dem Großen, der wohl als großer Staatsmann allgemein anerkannt wird, einfachste Vernunft ist, das Gegenteil von dem zu wollen, was die Feinde wollen, so ergibt sich als selbstverständliche Folge der

feindlichen Politil für das deutsche Volk der Wille zum Zusammenschluß aller Deutschen in einem Reich, also das große völkische Ziel, das große Ziel, das Volksgefühl und Volksleidenschaft erregt und die stärkste politische Kraft darstellt. Mit diesem Ziel wird endlich unsere Politil zu einer völkischen Politil werden, sie wird auf einmal zielstrebig, zielsicher, fest und klar werden; sie wird aus dem Zustand des Schwankens, der Unfähigkeit herauskommen und wenn sie auch nicht gleich die bestgeführte wird, sie wird endlich wieder vernünftig werden.

Zu einer völkischen Politil muß das deutsche Volk gelangen, das große völkische Ziel der Volkseinheit muß es erfüllen, dann können wir das Elend dieser Zeit trotz allem preisen, weil es uns die große Zukunft gezeigt und eingeleitet hat.

Um eine zielsichere völkische Politil zu führen, muß das Volk aber den Willen zum Kampf haben, und um kämpfen zu können, muß es wieder wehrhaft werden. Es darf sich fernerhin nicht mehr von seinen Feinden und von deren Agenten, den Juden, das Schwert aus der Hand winden lassen. Es muß in echtem Heldensinn kämpfen wollen um seine Ehre und um sein Recht.

Völkische Politil und Wehrhaftigkeit — eins ist ohne das andere nicht mehr zu denken. Völkische Politil und deutscher Heldensinn, also eine starke, zielsichere, rücksichtslose, deutsche Politil und ein wunderbares deutsches Heer, — und alle Welt wird erkennen, wer der einzige wahre Friedensbringer ist: Das einzige wehrhafte deutsche Volk.

Wenn man alle hier kurz gezeichneten Grundlagen einer Wiederaufrichtung des deutschen Volkes überblickt: Von der Erweckung des deutschen Volksgefühles, der Reinigung des Volkes vom Judentum, Befreiung der Arbeiter von der jüdischen Verhegung und Zurückführung zum Volke, Beseitigung des zersetzenden Parteiwesens, Wehrhaftmachung des Volkes bis zur Führung einer glücklichen starken völkischen Politil — und wenn man alle diese Forderungen einer glücklichen Volkszukunft vergleicht mit der jetzigen Führung des Volkes, mit der Erbärmlichkeit dessen, was man heute deutsche Politil zu nennen wagt, dann muß auch der einfältigste Tropf erkennen, daß von dem Zustand, den man heute falsch als Demokratie benennt, nie und nimmer die Rettung sondern nur der Tod des deutschen Volkes zu erwarten ist. Alle Grundlagen einer Wiederaufrichtung des deutschen Volkes können nur auf einem harten Unterbau aus Granit aufgeführt werden, auf dem Unterbau der unbeschränkten Volksherrschaft, ausgeübt durch einen erwählten deutschen Mann, der gleich Friedrich dem Großen alles hingibt, auch sich selbst als ersten Diener aber nicht mehr seines Staates allein, nein, sondern als Diener des höchsten Sittlichkeitsbegriffes, als ersten Diener

seines Volkes!

Über Gut und Böse des neuzeitlichen Kapitalismus.

Von Armin von Oefele.

(Sortsezung.)

Mit der Abschaffung der Slaverie war wenigstens theoretisch die Selbstbestimmung des Individuums im Wirtschaftsleben über jeden Geldwert gestellt worden.

Wie einerseits das Geld ins Maß gezwängt wurde, so stellte man den Menschenwert über jedes Maß.

Das englische Einschreiten gegen den Unfug der Slaverie wurde nicht nur von den Benachteiligten — s. z. B. auch von Goethe — als „Geschäftstniff“ gedeutet. Das Geschäftliche war nur im tieferliegenden Sinne maßgebend, aber nicht so, wie man die Engländer verdächtigte. Das Verdachtsmoment suchte seine Bestätigung in der Behauptung, daß die Lage eines Teiles der englischen Arbeiterschaft ebenso schlecht wäre wie die der Slaven. Dies traf teilweise zu und hat ja Marx den meisten Stoff zur Anfüllung seines dickleibigen „Kapitals“ gegeben. Hierzu sei nur gesagt, daß der Engländer neben der Wertschätzung der individuellen Freiheit auch die Kehrseite davon zeigt, nämlich die absolute Gleichgültigkeit gegenüber dem Lose eines Menschen, der frei ist. Er führt seinen freiheitlichen Humanismus sogar ad absurdum, indem er soziale Fürsorge als einen Einbruch in die Freiheit des Individuums empfindet.

Mit der Ausschaltung der Slaverie aus den weltwirtschaftlich bedeutenden Territorien trat der germanische Kapitalismus seine Vorherrschaft an — das Prinzip der Freiheit in Gewerbe und Erwerb, die Idee, daß Besitz da ist, um menschliche Arbeit zu organisieren und durch ihre Steigerung das allgemeine Wohl zu fördern.

Der Reichtum suchte seine ethischen Pflichten nicht im Almosengeben sondern in der Auszahlung von Arbeitslohn.

Am tragischsten wütete der Kampf zwischen germanischem und romanischem Kapitalismus auf dem neuerobernten Kontinent in Amerika, wo er auf die grimmigste kriegerische Weise ausgefochten wurde. Die germanische Idee siegte damals endgültig. Den europäischen Politikern war aber die Sachlage nicht ganz klar, sonst hätten England und Frankreich nicht im gleichen Lager intrigieren können.

Im neuzeitlichen Kapitalismus überzog nun geraume Zeit das nordische Prinzip, ohne jedoch allenthalben von der romanischen Unterströmung frei zu sein, die, wenn sie irgend bemerkbar wurde, als üble Kehrseite des Kapitalismus auffiel.

Hierher gehören z. B. alle Monopole. Wo sich ein Monopol durchringt, hat der romanische Kapitalismus über den germanischen gesiegt, gleichgültig ob dies in romanischen oder germanischen Ländern geschieht.¹⁾

¹⁾ Herr Köbler machte hier die Bemerkung, daß Monopole als semitische Einrichtungen betrachtet werden müssen. Historisch treten Monopole in unserem Sinne, wenn wir von Regalien absehen, zuerst in Byzanz auf. Wahrscheinlich sind die späteren den Regierungen abgelaufenen Vorrechte auf wirtschaftlichem Gebiet zurückzuführen auf die Beispiele von Byzanz. Daß sich der Semite, wo es möglich war, der Monopole bemächtigte, ist klar — schon aus dem Grund, weil sie eine Verfallserscheinung der Staatsmacht sind.

Die Taten und Vorzüge des germanischen Kapitalismus bestehen darin, daß durch ihn die Völker zur Tätigkeit angespornt und sie in der Tätigkeit bereichert werden, und der Volksvermehrung die Schranke sehr erweitert wird. Der milde organisatorische, stets erfinderische Germanengeist hat es fertig gebracht, daß Europa viele Millionen Menschen mehr beherbergen konnte, als durch die da gezeitigten Lebensmittel eigentlich erlaubt war.

Die soziale Arbeitshilfeleistung umspannte die ganze Erde. Wer eine Reise um die Welt machte, fand überall Säden, die sich zu seinem Heimatsort hinüberspannen. Das war die Leistung des neuzeitlichen Kapitalismus, welcher der Arbeit einen Wurzelstock gab, der in der ganzen großen bewohnten Erde wurzelte und der auch seine Früchte über diese ganze große Erde austreute.

Wie sich nun dem romanischen Kapitalismus die Anarchie und der gesellschaftliche Umsturz gegenüberstellte als Gegenpol und Widersacher, so trat im germanischen Kapitalismus der Arbeitersozialismus als Gegner gegenüber. Die Grundidee des ebenfalls germanischen Sozialismus ist die der gesellschaftlichen Zusammenfassung im Gegensatz zu der isolierten, willkürlichen Einzelleistung. Es ist jene Art von ethischer Reaktion, die in jedem besseren Germanengemüt lebendig wird, wenn der persönliche Freiheitstrieb in egoistische Absonderung ausartet.

Leider haben sich einige Juden des erwachenden, unklaren Dranges der germanischen Arbeiterschaft nach mehr sozialer Betonung des Gesellschaftslebens bemächtigt und Millionen durch sophistische und tendenziöse Darstellung auf Irrwege gelockt.

Ist es nicht sonderbar, mit welch verbissenem Haß der Jude Marx einzig und allein mit seinen sophistischen, heuchlerischen Recheneempeln den schöpferischen Kapitalismus angreift, während er für die nimmersatten wucherischen Geldgeschäfte seines eigenen „gottgeweihten“ Volkes kein Wort des Tadels finden konnte? Sollte da nicht der Haß des Semiten gegen den Germanen lebendigen Ausdruck gefunden haben? Die logischen Lücken dieser Haßepistel hat ein gut gläubiges Volk mit seiner verschönernden Phantasie ausgefüllt.

Bei dem ungeheuren Wachstum der neuzeitlichen kapitalistischen Ausdehnung machte sich gar bald eine nachteilige Hypertrophie bemerkbar. Die wirklichen Auswüchse waren aber weniger auf diese zurückzuführen als vielmehr auf das Durchdringen eines neuen Geistes im Kapitalismus.

Das Metallgeld als tertium comparationis alles Tauschhandels wurde bei den großen Gütertransaktionen, welche die Massenerzeugung mit sich bringt, zum größten Teil praktisch ausgeschaltet, an seine Stelle traten der Wechsel und der Kredit — das beschriebene Papier. Von diesem beschriebenen Papier stammten in der Folge recht bedenkliche kapitalistische Auswüchse ab.

Im Prinzip des nordischen Kapitalismus liegt es, zwischen Erzeuger, Händler und Abnehmer durch reelle Bewertung und Bezahlung ein Vertrauensverhältnis zu schaffen, das eine stetige Vergrößerung von Erzeugung und Absatz gestattete. Dies hatte bei der zunehmenden rechtlichen Sicherheit allmählich trotz Vergrößerung des Absatzes ein Anwachsen des Produktenvorrates verursacht. Nun fragt es sich, war diese Aufhäufung von Produkten ein wirtschaftlicher Fehler oder nicht? In Händlerkreisen sprach man von einer Überproduktion. Wenn wir aber nachforschen, was Reichtum ist, so kommen wir doch auf den Gütervorrat. Demnach ist die Menschheit so reich wie ihr Gütervorrat ist. Dabei kommt es allerdings etwas — nicht so viel, als gewöhnlich angenommen wird — auf die Bewertung des Gutes an. Aber trotz dieses zunehmenden

Reichtums der Menschheit standen wir nicht selten vor gefürchteten Krisen infolge besagter Überproduktion.

Als diese Erscheinungen eintraten, hätte man schon an ein gewisses Nachlassen der schöpferischen Kraft des germanisch-kapitalistischen Prinzips denken können; denn der wirklich weitblickende Organisator, als welcher der neuzeitliche Kapitalismus gelten durfte, hätte hier mit kluger Hand leiten und lenken sollen. Statt dessen sahen wir in den glänzenden Perioden vor dem Kriege große Weizen- und Reisvorräte irgendwo verschimmeln, während an anderer Stelle arbeitslose Industriearbeiter Hunger litten — war daran nun mangelhafte Organisation — Arbeit am verkehrten Platz — schuld, oder spielten da andere Kräfte hinein, die besondere Absichten verfolgten?

Um kurz zu sein: Das germanisch-kapitalistische System wurde sabotiert.

Wie war das möglich?

Wie schon angedeutet, hat die Steigerung der Weltproduktion auf allen Gebieten, die zur Aufstapelung ganzer Jahresvorräte von Lebensmitteln an Weizen, Mais, Reis, Zucker usw. führte und mit einer großen Vermehrung sonstiger Gebrauchsartikel gepaart ging, den Wohlstand sichtlich gehoben. Der Ausgleich von Lebensmitteln und Bedarfsartikeln war jedoch über die Erde noch lange nicht so ausgeglichen, daß in Wahrheit von einem „zuviel“ der Güter die Rede sein konnte, wenn sich die organisatorische Betätigung noch mehr auf den Ausbau des Verkehrs geworfen hätte. Statt dessen trat eine Macht aus dem Saale des Reichtums in den Vordergrund, die Hemmungen erzeugte. Es war ein großer, kapitalistischer Ring, der, wie man sich fachmännisch ausdrückt, anfang die Erzeugnisse zu kontrollieren, um sie in oft wilden Preisschwankungen auf dem Weltmarkt hin- und herwerfen zu können. Die Preise von Weizen, Reis, Petroleum usw. hingen zum wenigsten von der Ergiebigkeit einer Ernte oder Quelle ab, sondern von der Laune und den Absichten kapitalistischer Ringe. Zu diesen Manipulationen waren die derzeitigen Vorräte gerade groß genug. Darum ließ man Lebensmittelvorräte verderben und, wie es in Niederländisch-Indien geschehen ist, Petroleum ins Meer laufen, wenn das Anwachsen der Produkten-Mengen den kapitalistischen Machthabern nicht mehr genehm war.

Es wird meinen Lesern aufgefallen sein, daß ich bei meinen Erläuterungen das Judentum kaum gestreift habe. Das lag in der Art der Betrachtung. Das Judentum spielt bei der schöpferischen Tätigkeit des neuzeitlichen Kapitalismus bis zu einer gewissen Periode eine nebensächliche Rolle. In der ersten Blütezeit germanisch-kapitalistischen Geistes, in der Hanza, bei den holländischen Kolonialgesellschaften vernehmen wir nur ausnahmsweise vom Juden.

Juden sind wohl schon in frühester Zeit auf dem amerikanischen Kontinent in den Spuren der Konquistatoren gewandelt. Ihnen aber hieraus einen bedeutenden Anteil an der Eroberung Amerikas zu konstruieren, ist eben jüdische Verdienstmache. Die früheste Kolonialgeschichte Amerikas war eine Jagd nach Gold in der wütesten Weise. Es wäre wirklich sehr sonderbar, wenn sich die spanischen und portugiesischen Juden nicht einem Cortez oder Pizarro an die Fersen geheftet hätten.

Die hübsche Überlieferung, daß es Juden gewesen wären, welche die ersten Zuckerplantagen auf St. Thomas mit Negerklaven gegründet hätten und diese humane Wirtschaftsweise in Brasilien eingebürgert hätten, halte ich für eine Irreführung, die verdecken soll, daß die Juden die ersten Sklavenhändler in Amerika waren.

Möglich war es ja, daß sie schon damals, wie später häufig, an den Pflanzungen kapitalistisch als Geldleiher interessiert waren, aber als Pflanzeur wird sich der Jude nicht betätigen, wenn ihm der Schacher den Lebensunterhalt gestattet. Der Jude taugt nicht zum Arbeitsleiter, wo moralische Kräfte ein Erfordernis sind. Ich habe hier persönliche Erfahrungen mit jüdischen Untergebenen vor Augen.

Wenn der englische König Karl II. einige Jamaitajuden baronisierte, so geschah dies gewiß nicht ihrer produktiven Leistungen wegen. Das Judentum betrieb in Amerika hauptsächlich Silber-, Gold-, Edelstein- und Sklavenhandel. Im großen und ganzen stellte aber dieses Judentum nur einen Augenposten vor.

Der jüdische Geldmann saß ganz wo anders. Er wagte Geld und Leben nicht in kühnen, abenteuerlichen Unternehmungen oder solchen, die viel Arbeit und Risiko im Gefolge hatten, und an denen andere Menschen auch verdienen konnten. Mit Eifer, Fleiß und Wagemut saß er nicht gerne zu gleicher Zeit am Tisch. Nicht einer schöpferischen Welt suchte er anzugehören, sondern im Schatten der Verschwendung, der Prunksucht und des Leichtsinns warf er seine Netze aus, um nach Reichtümern zu fischen.

Bei dieser wenig sympathischen Tätigkeit halfen ihm in der neueren Zeit vor allem — die Staaten.

Der staatliche Haushalt entdeckte, daß man bei zunehmender Kultur da eine Menge Ausgaben hat, wo man Einnahmen zu machen gedenkt. Durchschnittlich standen aber den Staaten Ministerien vor, die an wirtschaftlichem Wissen und Kenntnissen dem Ratkollegium einer größeren Stadt nicht gleichkamen. Eine Verquickung romanischer Souveränitätslaunen und germanischen Organisationsgeistes entschied über das Wohl und Wehe des Staates, wobei aber die Herrscherallüren häufig den Ton angaben. So sah man sich durch Luxus, teure Hofhaltung und das Armerwesen gezwungen, mehr auszugeben als man einnahm. Da die Lage meist so war, daß die Mehrausgaben sich nicht auf neuerobernte Gebiete abwälzen ließen, griff man ohne weiteres zum Schulden Machen, in der Hoffnung, diese irgend wann einmal wenn dem Staate eine günstige Konjunktur wohlwollte, zurückzubezahlen, soweit sie nicht schon durch späterhin aufgebraachte Zölle und Steuern amortisiert werden konnten.

Die Staatsschulden-Wirtschaft begann und erhob eine alte, aber anrüchige Form des Kapitalismus zu Ehr' und Ansehen — das Leih- und Wucherkapital, mit dem in Europa vornehmlich der Jude arbeitete.

Es entwickelte sich nun neben dem germanischen Arbeits-Kapitalismus infolge der staatlichen Verhältnisse ein immer mehr anwachsender jüdischer Kapitalismus. Dieser jüdische Kapitalismus zog, teilweise gar nicht recht erkannt, weil er das Geheimnis der Verschleierung für sich hatte, immer weitere Kreise und wuchs in die germanisch-kapitalistische Organisation, recht zum Nachteil dieser, hinein.

Da wir uns in bezug auf das Judentum immer einer falschen Scham befleißigen und, was „unsere Leute“ betrifft, nichts beim rechten Namen nennen wollen, so haben wir dafür den Ausdruck „Kommerzialisierung des Kapitalismus“ erfunden, was indessen eine vollständige Irreleitung ist. Der jüdische Kapitalismus zog vor allem seine Gewinne aus den kriegerischen Operationen der europäischen Staaten. Der Jude war ja in allen erdenklichen Formen als Geschäftsmacher vertreten — als Gläubiger des Fürsten oder Staates — als Armeelieferant —, als Aufkäufer der Siegesbeute usw. Darum ist auch jeder

jüdische Pazifist zum mindesten ein undankbarer Kerl. Im Frieden erstreckte sich seine Handelstätigkeit vornehmlich auf Pretiosen, Seide und Luxusartikel. Er war eben stets zur Stelle, wo Habe verschleudert wurde, wo man Konjunkturen ausnützen konnte. Das war aber nirgends bequemer als bei leichtsinnigen Fürsten und bei der Kriegsführung, wo man mit der Bezahlung nicht knausert, weil sich die meisten Kriegsführenden vortäuschen, daß der Einsatz verhältnismäßig gering ist gegen die zu erwartenden Gewinnquoten.

Der jüdische Reichtum stammt wirklich zum größten Teil aus den Kriegskonjunkturen; der Handel mit Leichtsinnswaren, sowie das Leih- und Wuchergeschäft als Friedensbeschäftigung kamen früher erst an zweiter Stelle. Heute ist es allerdings anders.

Zumeist schützten die Staatsgewalten das Judentum ängstlich, weil sie stets in Geldverlegenheit waren und oft gar nicht bemerkten, daß sie am Volksmarkt zehrten, wenn sie vom Juden liehen. Denn schließlich war der Jude nichts anderes als ein Instrument zur Aufsaugung des Volksbesitzes, das dreimal das nahm, was es einmal hergab.

Sin und wieder, wenn der jüdische Schröpfung allzu schmerzhaft wurde, ermannte sich einmal eine energische Regierung und gebrauchte den eisernen Besen. Solche Zeiten bilden dann die Geschichte der Unterjochung des Judentums, worüber so viel Gezeiter in der Welt zu hören ist. Die meisten Regierungen waren aber schwach, und der Jude hauchte ständig im Tür Rahmen der Staatsgebäude. Um Beispiele anzuführen, brauchen wir gar nicht weit zu gehen.

Es ist bekannt, daß sich hier in München verschiedene Judengeschlechter als alteingesessene gebärden, tun und reden, als hätten ihre Väter das Kapital, das sie besitzen, im Schweiß ihres Angesichtes erworben. Ein Teil dieser jüdischen Vermögen stammt aber aus nichts mehr und nichts weniger als konfiszierten Beamteingängen. Das ging so zu. Die kurfürstlich bayerische Regierung — wie auch die erste königliche — war häufig in Finanznot. Nicht gering war diese unter Max Josef. Die Einnahmen waren oft schon längst verzehrt, wenn sie eintrafen. Dies mußten auch die Beamten entgelten. Sie bekamen ihr fälliges Gehalt jahrelang in Anweisungen, die ihnen das Recht auf eine Summe Geldes von der Staatskasse gab, wenn die Staatskasse — solches hatte. Diese Forderungen an die Staatskasse rangierten nach dem Alter, so daß eine ältere Forderung der jüngeren das Geld wegzog. Allmählich hatte sich ein Zustand eingebürgert, wobei die Beamten erst nach 3—4 Monaten ihr fälliges Gehalt empfangen konnten. Da man früher ebensowenig wie heute von der Luft zu leben vermochte, sahen die Beamten sich genötigt, ihre Forderungen an Kapitalkräfte zu verkaufen. Als solche traten die Juden auf den Plan und gaben den armen Beamten 70% des Nennwertes auf ihre Forderung an die Staatskasse, wofür sie Eigentümer der Forderung wurden.

Diese Juden machten also ein Bombengeschäft an den armen Staatsdienern, die meist aus falscher Scham sich über diesen Wucher nicht einmal beklagten.

Mit den Beispielen aus dem jüdischen Wucherleben könnte man auf jeden Fall dickere Bände füllen, als es Marx mit seinen Beispielen aus dem Arbeiterleben getan hat, um den Kapitalismus zu verunglimpfen.

Im Großen und Kleinen wuchernd tätig häufte der jüdische Kapitalismus mit seiner unter staatlichem Schutz arbeitenden Ausbeutungsmethode in den Händen eines nirgends bodenständigen, allein im Blutverbande lebenden Volkes auf. Darum war von Anfang an die jüdische Geldwirtschaft ein Auswuchs der Besitzhaltung.

Wie der romanische Kapitalismus mit seiner militärischen Ausbeutungsmethode jeder Technik des menschlichen Zusammenlebens auf menschlicher Grundlage widerspricht und durch seine Gewaltmaßnahmen die Völker nur verarmt anstatt bereichert, so wuchert der jüdische Kapitalismus die menschlichen Kräfte aus, indem er von dem Lebensstrom zehrt, der durch die schaffenden Völker der Erde geht.

In früheren Perioden der Menschheitsgeschichte erreichte die kapitalistische Ausbeutung, wie romanischer und jüdischer Kapitalismus sie bezweckten, verhältnismäßig rasch ihr Ende.

Die Ergiebigkeit eines Landstriches oder Volkes fing mit der Vernichtung des Waldes an zu schwinden, um über die Verhehlung des Volkes zu einer Verarmung und Verödung des Bodens zu führen. Wohin wir schauen, war das der Entwicklungsgang, war dies das Ende von Raub und Wucher, von dem, was mit glorreichen und beutereichen Siegen eingeleitet worden war.

Daß wir heute noch nicht fertig sind und nicht vor einem europäischen Kulturschutthaufen stehen, haben wir der schöpferischen Kraft des germanischen Kapitalismus zu verdanken. Er war es, der mit seiner organisatorischen Geschicklichkeit Geld, Arbeit und Freiheit nebeneinander stellte. Er war es auch, der die schon geraume Zeit wirkende wucherische Vernichtungstendenz des jüdischen Kapitalismus häufig dadurch unsühlbar machte, daß er so ungeheuer viel neue Lebensmöglichkeiten schuf, daß das jüdische Kapital auf ihm weiter wachsen konnte, ohne daß es ihm viele Beschwerden machte. Allmählich bekam aber der jüdische Kapitalismus ein verhängnisvolles Übergewicht.

Als Wahrzeichen des jüngsten kapitalistischen Zeitalters dankten Fabriken, Eisenbahnen und Kanäle ab, und an ihre Stelle trat das Börsengebäude.

Das ist nun der Tempel, wo die täglichen Siegesfeiern des jüdischen Kapitalismus über den germanischen abgehalten werden. Hier tritt uns das, was wir heute als Auswüchse bezeichnen, in allen möglichen gigantischen Variationen entgegen.

Schon geraume Zeit vor dem Kriege war es das jüdische Spekulantentum, das die Erzeuger auf allen Gebieten zu beherrschen drohte. Da waren vor allem zwei üble Gruppen an der Arbeit, die sich mit dem einfachen Zinsnehmen nicht mehr begnügten. Eine solche, die durch Börsenmanöver den Preis der Güter auf ein ungesundes Niveau herabdrückte und durch sogenannte Differenzgeschäfte die Erzeuger mit Hilfe des Baissedruckes deprimierte. Dabei handelten diese Leute zumeist mit fingierten Vorräten: So wurde z. B. der Preis des Weizens jahrelang auf der Londoner Börse mittels großer Posten Papierweizen auf ein Minimum herabgedrückt. Dies war eine Manipulation, welche die Weizenproduktion nicht unerheblich gefährdete. Man konkurrierte mit Weizen, der bloß auf dem Papiere stand, gegen den Weizen, der auf dem Felde wuchs. Ähnlich ging es mit vielen andern Massenprodukten, von denen ein sichtbarer Vorrat vorhanden war, der aber nur von den Eingeweihten kontrolliert werden konnte. Ohne einen gewissen vorrätigen Überschuß ließen sich diese Börsenkniffe nicht machen, weil der Spukantenring immer die Sicherung der Wareneindeckung im Rücken haben mußte.

Ein sich auf diese Weise betätigender Ring von Börsenleuten spielt mit jeder Statistik, macht die Marktlage stets schwankend und hat bei seinen großen Geldmitteln einen verheerenden Einfluß auf die Erzeugung.

Sucht nun diese Gruppe durch fingierte Vervielfältigung der Güter, durch Herabdrückung der Preise im Großhandel sich zu bereichern, so ist das eigentliche Ergebnis ihrer Umtriebe doch nur eine Verminderung der Güter. Eine

andere Gruppe: Die Hauffepartei war wiederum bestrebt durch direkte Einschränkung der Erzeugung die bekannte rentierliche Güternappheit zu erzielen, um die Produkte so teuer wie möglich verkaufen zu können. Diese Elemente sind bei den Trustbildungen beschäftigt, indem sie um schaffende produzierende Unternehmungen einen Ring legen, der sie von weiterer Ausdehnung abhält, ja womöglich Glieder abschnürt, um sie in der normalen Erzeugung zu hemmen. Auf diese Weise wird je nach Laune Erzeuger und Verbraucher zu Zwangsabgaben an die modernste Form des neuzeitlichen Kapitalismus veranlaßt, und die Schöpferkraft des germanischen Kapitalismus künstlich unterbunden.

Heute sind dies aber nur Nebensächlichkeiten im Verhältnis zu dem großen Coup des jüdischen Kapitalismus, der ihm mit dem Weltkrieg gelang.

Er hat die Grundstoffe des Maggeldes und damit das Maggeld selbst monopolisiert und geht jetzt in enger Verbindung mit dem romanischen Kapitalismus vor.

Ob der jüdische Kapitalismus ein Hauptanführer des Weltkrieges war, können wir dahingestellt sein lassen, benützt hat er ihn auf jede Weise, um sich in Verbindung mit romanischen Tendenzen alles zu unterjochen. Dazu kommt noch, daß es sich um die Bekämpfung einer neuen Erscheinung innerhalb der kapitalistischen Machtsphäre handelte.

In Deutschland entwickelten sich unter dem Druck der Regierung Anfänge eines neuen Sozialkapitalismus, der eine Brücke zwischen dem germanischen Kapitalismus und seinem Antipoden, dem deutschen Sozialismus, bildete.

Es war schon lange bekannt, daß ein großer Teil unserer Sozialdemokraten keine Marxisten waren und es übrigens heute noch nicht sind. Die deutsche Sozialdemokratie hatte in ihrer größten Breite durch Bebel und die eigene Veranlagung eine deutliche erkennbare nationale Färbung erhalten, die sie vom Marxismus schied und nach dem Unternehmertum hin zu einem Ausgleich drängte.

Die jüdischen Rückversicherungsagenten des jüdischen Kapitals setzten aber bei der Arbeiterschaft alle Hebel in Bewegung, um diese ihnen nicht genehme Entwicklung zu verhindern; denn ein nationaler Zusammenschluß der geistigen und physischen Kräfte eines führenden Volkes zu wirtschaftlicher Betätigung war schon in seinen Anfängen dem jüdischen Kapitalismus gefährlich. Die wirtschaftliche Drohung, die von Deutschland ausging, lag nicht in der Preisbildung der Waren, sondern in der Versöhnung der wirtschaftlichen Kräfte und Gegensätze.

Nebenbei bemerkt war die Angst vor der deutschen Einigkeit eine alte — selbst deutsche Professoren und Schriftgelehrte warnten davor wie vor einem Ungeheuer; so z. B. Johannes Müller.

Der Krieg machte ein jähes Ende mit diesen Angstlichkeiten.

Die Welt wurde verhypothekisiert, und das Leih- und Lieferungskapital sog alles auf, was der germanische Kapitalismus in den Zeiten seiner Vorherrschaft dem Menschtum gegeben hatte.

Die Verschuldung der Welt an den jüdischen Kapitalismus übertrifft alles Vorstellbare und gibt ihm eine unbegrenzte Macht in die Hände. Über Leben und Tod großer Staaten entscheiden heute Börsenmänner.

Ist es nicht eine Ungeheuerlichkeit, daß die Existenz des großen deutschen Volkes von den Mächenschaften einiger Börsenzentralen abhängt?

Das wurde eben durch die Tatsachen möglich, daß sich der jüdische Kapitalismus der Edelmetalle, des Goldes und was sonst ihm nahekommt — des Maggeldes, womit sich einmal der Staat seiner Souveränität als Geldmacher begab, zum größten Teil bemächtigt hat und die übrigen Rohstoffe, von denen

das Wirtschaftsleben abhängt, unter seine Kontrolle gebracht hat. Am schwersten wiegt aber, daß der jüdische Kapitalismus die wichtigsten Schuldtitel der Staaten in seinen Geldlästen birgt. Seine Macht zeigt er uns in seiner willkürlichen Bewertung des Staatengeldes. Wo heute ein Staat durch die Not getrieben zum Proklamationsgeld Zuflucht nimmt, hebt je nach Laune des jüdischen Kapitalismus ein Kampf gegen dieses Geld an, der seine Vernichtung zum Endziel hat. Der Vernichtungsfeldzug wird uns täglich in allen Phasen vor Augen geführt, wobei alle möglichen kleinen Raubzüge im Nebenbetrieb unternommen werden. Diese Raubzüge erinnern viel an das Bandenwesen im Dreißigjährigen Kriege, nur daß die Bandenführer heute erster Klasse in unseren Eisenbahnen reisen und deutschen Schutz genießen. Es ist darum, wenn wir die Sache im Vergleich betrachten, doch nicht so unmöglich, daß der Gang der Dinge zum Schlusse noch ähnliche Ergebnisse erzielt wie es in früheren Epochen geschehen ist, da kapitalistische Mißwirtschaft mit Entwaldung, Versklavung und Verödung abschloß.

Man wird bei unserem Valutaelend vielleicht entgegenhalten, daß wir an der Entwertung der Mark durch unsere staatlichen Finanzmaßnahmen selbst schuld sind. Sehen wir einmal ab von der möglichen Verletzung unserer neuen Regenten mit dem jüdischen Weltkapitalismus und halten wir uns nur rein an die äußeren Tatsachen! Wir müssen dann nur zugeben, daß obiges Argument zum Teile richtig ist. Die börsentechnische Entwertung der Mark läuft vor den Budgetfragen her. Ein Staat, dem man jeden Goldzuwachs abnimmt, kann seine Beamten nicht mit Gold- oder Gewichtsgeld bezahlen, er muß Staatsgeld ausgeben, wenn er auch die Gewißheit hat, daß es ihm in Grund und Boden gestampft wird.¹⁾

Im Valutakrieg und in den Reparationsleistungen haben sich jüdischer und romanischer Kapitalismus vereinigt, um das deutsche Volk wirtschaftlich zu vernichten; aber es trifft nicht allein das deutsche Volk; auch die andern Völker werden bis aufs Blut ausgefogen, d. h. in törichter Gier in ihrem Besten vernichtet; denn über allen schwebt gemeinschaftlich das Wuchergespenst der Staatsschulden.

Wir stehen hier schauernd vor der Hypertrophie eines Machtgebildes, das wie eine Feuersbrunst gierig nach allem langt, um es zu verschlingen; das nur dann in sich zusammenfällt, wenn es alles verzehrt hat, was es erreichen konnte.

Um diese gewaltige, furchtbare Macht einzudämmen, müssen sich die guten Geister, die den germanischen Kapitalismus geschaffen haben, wieder von der Erde erheben, auf die sie der Sturm geworfen hat, und um ihre Rechte streiten. Ich meine da nicht zuletzt den guten schöpferischen Geist des Angelsachsentums, der sich im neuen Jahrhundert von gälisch-jüdischer Gerissenheit unterdrücken ließ. Es ist müßig zu prophezeien, was geschehen wird. Aber es ist die Pflicht aller Verständigen laut zu rufen, was geschehen soll.

Man soll Gesetze schmieden, die den jüdischen Kapitalismus hinter ein enges Gitter bannen und den Staat über das Kapital stellen — die germanische Kultur hängt davon ab. Es ist darum ein einfaches Gebot der Vernunft. Gegen die Fehlerneigung der Natur, gegen die Auswüchse menschlicher Machtgebilde haben wir gar kein anderes Mittel als die menschliche Vernunft.

¹⁾ Zweifellos wurde und wird noch oft ganz planlos mit dem Papiergeldmachen gewirtschaftet. Als Beweis dafür dient schon eine ganze Literatur. Auf die Schrift von G. Feder und Dr. Buddeley: „Der kommende Steuerstreit“, die erst vor kurzem erschienen ist, möchte ich hier besonders hinweisen.

Die Krise des Marxismus.¹⁾

Von Dr. A. Langer.

„Früher wurden große Revolutionen im Grunde von den Wissenschaften geführt. Heute stehen unsere hohen Schulen, steht die ganze Wissenschaft im Hintergrunde und sieht zu, was aus den geschichtlichen Bewegungen, in deren Mitte wir uns befinden, werden soll.“

„Wenn jemand in der französischen Revolution gefragt hätte, welcher ihr politischer Ideengehalt, was ihr Geist und Innerstes sei, der hätte nur die eine runde Antwort bekommen können: die Freiheits-Idee, der unbedingte naturrechtliche Individualismus; oder eine Zeit der religiösen Umwälzung, die Reformation hätte geantwortet: die Selbstzeugung der religiösen Empfindung und Erkenntnis, die absolute Gewissensfreiheit, das ist es, was wir wollen.“

Wir Zeitigen können eine entsprechende Antwort nicht geben; heute ist es der Zeit nicht bewußt, was die Revolution eigentlich will, und die, welche glauben, es zu wissen, die Sozialisten oder die Demokraten, haben erst recht keine Klarheit darüber.²⁾

Sie waren aber die Führer und Sieger im Umsturze und sind dessen Nutznießer, und die akademische Volkswirtschaftslehre der letzten Jahrzehnte war ihnen hiezu, wenn auch wider ihren Willen, behülflich. Sowohl die österreichische Schule (Carl Menger, Böhm-Bawerk, Wieser) als die Vertreter der historisch-theoretischen und der sozialpolitischen Richtung haben fast jede einzelne Theorie Marxs abgelehnt und widerlegt, aber die einen vermochten sich bei der Menge kein Gehör zu verschaffen, die anderen machten sogar ihre Verbeugung vor Marx, indem sie das Ganze der marxistischen Lehre als ein wissenschaftliches System anerkannten, Marx als Entdecker und Genie gelten ließen und lobpriesen. Sie haben dadurch die marxistische Agitation gefördert, die stets mit der Anmaßung auftrat, sie allein verkünde die Wahrheit, sie allein verstünde Vergangenheit und Gegenwart, und sie allein sei imstande und berufen, die in materieller und geistiger Not darbedenden Volksschichten zu Wohlstand und Bildung emporzuführen. Diese Welle einzudämmen haben bei uns nur die katholischen und die deutschvölkischen Kreise versucht, die zahlreichen Angehörigen des gebildeten Mittelstandes, die sich im Lager des Freisinns befanden, waren gleich ihren Hochschullehrern versteckte und gemäßigte Marxisten und haben zum mindesten mit ihrer Wahlstimme diejenigen unterstützt, die nun mit Hohn und Schadenfreude den Vernichtungskrieg gegen den Mittelstand führen, ein Beweis für die Haltlosigkeit aller jener Personen, die nicht in ihren religiösen Überzeugungen oder in dem Nationalbewußtsein eine sichere Grundlage auch für ihr politisches Denken haben!

¹⁾ Der Aufsatz beruht größtenteils auf dem Werte: Dr. Othmar Spann „Der wahre Staat“, Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig 1921. Zur Belebung der Darstellung habe ich einige Zitate aus: Max Wundts „Vom Geiste unserer Zeit“, J. S. Lehmanns Verlag, München 1920, eingefügt. Die eigenen Zitate sind gering. Wenn ich dennoch diesen Aufsatz veröffentlichte, so geschieht es nicht allein, um diesen beiden ausgezeichneten Werken einen größeren Leserkreis zuzuführen, sondern auch um von der nicht nur in Österreich in vielen Kreisen herrschenden Enttäuschung über die Früchte des Umsturzes den völkischen Kreisen Deutschlands Kunde zu geben und so die Gleichheit der Anschauungen beiderseits der noch immer bestehenden Grenzpfähle aufzuzeigen.

²⁾ Spann S. 77, 78.

Diese Versäumnisse werden von Dr. Othmar Spann, Professor der politischen Ökonomie und der Gesellschaftslehre an der Wiener Universität, in dem jüngst erschienenen Werke „Der wahre Staat“ nachgeholt, und der Teil, der die Kritik des Marxismus zum Gegenstande hat, ist wohl der faßlichste, überzeugendste und auch in der Darstellung schwungvollste des bedeutenden Werkes. In dem scharfen Lichte der Betrachtung vom wirtschaftspolitischen, gesellschaftswissenschaftlichen und vom philosophischen Standpunkte fällt da ein Grundsatz der marxistischen Lehre nach dem andern, — die Definition des Reichtums, die Lehre vom Werte, vom Mehrwerts-Raube und vom Ausbeuter-Staate, von der Konzentration des Kapitals, die materialistische Geschichtsauffassung, die Vorstellung der Güterfülle in der kommunistischen Wirtschaft und der größeren Ergiebigkeit dieser Wirtschaftsform — wie die Blätter einer welken Rose zu Boden. Aber mehr noch: Othmar Spann führt auch den Nachweis, daß der Marxismus, dieses wegen seines meisterhaften logischen Aufbaus so hoch gepriesene System, an inneren Widersprüchen trankt. Dieser Nachweis beruht auf der scharfen Unterscheidung zwischen Individualismus und Universalismus. Das sind gesellschaftswissenschaftliche Gegensätze, sie sind aber dennoch in zahlreichen Mischformen vermengt zu finden, deren schädlichste die Sozialdemokratie ist.

Der Individualismus, veranschaulicht durch den Menschen im Urzustande, durch die mythischen Gestalten des Herakles und des germanischen Gottes Donar, die beide unerschöpfliche Quellen von Kraft darstellen, und die ungeheuersten Arbeiten verrichten, ferner des Prometheus, der gegen Zeus, das Symbol des Universalismus, die Worte schleudert, „und dein nicht zu achten, wie ich!“, beruht auf dem Glauben an die Autarkie, die Selbstherrlichkeit des Menschen, der sich selbst genügt, sich selbst das sittliche Gesetz gibt und wie das Genie selbstschöpferisch ist. Der Individualismus beherrschte die Literatur, aus der die französische Revolution hervorging. Um aber die tatsächlich doch vorhandenen und offenbar der Gesellschaft ganz unentbehrlichen gegenseitigen Beschränkungen und Bindungen der Menschen zu erklären, haben diese Schriftsteller einen — geschichtlich nicht erwiesenen — Urvertrag angenommen, in dem sich die Menschen gegenseitig Sicherheit und Schutz gewährleisten.

Der wichtigste Grundsatz des Individualismus als notwendige Folge der angenommenen Autarkie ist die Freiheit des Individuums. Der auf dem Urvertrage beruhende Staat hat vor allem diese zu achten und seine Gesetze, die ja immer Eingriffe in die Freiheit des Einzelnen darstellen, auf das Mindestmaß des Allernotwendigsten zu beschränken. Wir erkennen hierin den Liberalismus; Othmar Spann geht aber weiter und deckt den notwendigen Zusammenhang des Freiheitsgedankens mit dem Kapitalismus auf. Denn die Freiheit ermöglicht auch den freien Kampf zwischen dem Stärkeren und dem Schwächeren und den Sieg des Stärkeren über den Schwächeren, und das ist auf wirtschaftlichem Gebiete der Kapitalismus. Diese Definition des Kapitalismus wird vielleicht bekämpft werden, weil man gewöhnlich darunter die Anhäufung großer Kapitalien in den Händen weniger Einzelner und die Beherrschung der Erzeugung und des Marktes durch diese Kapitalisten versteht; der Unterschied dieser beiden Begriffsbestimmungen liegt aber nur darin, daß die Spann'sche auf Wurzel und Wesen der Sache zurückgreift, während die andere nur das Äußere, die Oberfläche dieser Wirtschaftsform beschreibt. Beiden Definitionen sollte noch hinzugefügt werden, daß der obliegende Stärkere

sich nicht mit der Herrschaft auf dem Gebiete der Wirtschaft begnügt, sondern sich auch des Staates und seiner Regierung bemächtigt und auch diese seinen rein materiellen Interessen dienstbar macht. Mit größter Anschaulichkeit trat dies auf der Konferenz von Genua zutage, wo Kulturfragen überhaupt nicht zur Sprache kamen und selbst die Machtfragen sich alsbald als Geldfragen — Naphthalin-Konzessionen, Zahlung der russischen Schulden — enthüllten.

Der schon erwähnte Urvertrag des Individualismus enthält mit der Zulassung gewisser Beschränkungen der Freiheit auch eine — allerdings auf das Mindestmaß zu beschränkende — Unterwerfung des Einzelnen unter die Staatsgewalt. Diese Gewalt gibt aber das Volk — der Demos — nicht ganz aus der Hand, sondern sie wird an Bestellte (Beamte) so oft übertragen und ihnen wieder abgenommen „wie nötig oder angenehm“. Dem Individualismus entspricht somit in erster Linie die demokratische Staatsform. Die klassische Form findet sich in Athen, wo man die Beamten nicht einmal mehr gewählt, sondern ausgelost hat, ein Verfahren, das bekanntlich auch in der Gegenwart bei der Bildung der Geschworenenbank zur Anwendung kommt. Die Urteile, die Thukydides, Plato und Aristoteles über die Demokratie gefällt haben, verdienen daher gewiß beachtet zu werden, zumal wir ihnen auf Grund unserer neuzeitlichen Erfahrungen kaum widersprechen können. So sagt Plato, in der Demokratie werde man verleitet zu jeder Schandtat, nenne es aber nicht Schandtat, sondern habe dafür durchweg den schönen Namen Freiheit. Aristoteles meint, das demokratische Recht sei die Gleichheit nach der Kopfbzahl und nicht nach Wert und Würdigkeit, dann: ... was ferner in den Demokratien zu Hause zu sein pflege, das alles pflegten auch die Tyrannen... Hierin stimmt der große Philosoph mit dem Historiker Thukydides überein, der schon zur Zeit des Peloponnesischen Krieges zur Einsicht gelangt war, die Demokratie sei eine verschleierte Tyrannis. Die Demokratie der neueren Zeit dagegen ist, wie Nordamerika, England und Frankreich zeigen, die Herrschaftsform des Geldes, eine Oligarchie der Geldkönige¹⁾ — wieder ein Beweis für die Folgerichtigkeit der Ableitung des Kapitalismus vom individualistischen Freiheitsbegriffe.

Im Individualismus gewinnt auch der Gleichheits-Begriff einen besonderen Inhalt. Die Gesellschaft besteht nach individualistischer Vorstellung aus einer großen Menge von Personen, die alle nur aus sich und für sich bestehen, und die kein geistiges und auch kein ethisches Band miteinander verbindet. Die Bürger sind Gesellschafts-Atome, also einander völlig gleich. Die Demokratie gerät dadurch in den großen Irrtum der mechanischen Gleichheit aller Menschen, der Ablehnung aller doch tatsächlich zwischen Mensch und Mensch vermöge Nation, Geschlechtes, Körpergestalt und Kraft, vermöge Alters, Charakters, Wissens und Könnens bestehenden Unterschiede, und hält starrsinnig an dem Schlagworte fest, obwohl sie durch die Anerkennung von Altersgrenzen im Wahlrechte, im bürgerlichen und Strafrechte, durch die Sonderbestimmungen für Geistesranke, für Verbrecher, durch die Unterscheidung zwischen In- und Ausländern, durch Aufstellung von besonderen Erfordernissen für die Anstellung im öffentlichen Dienste, ganz besonders aber in den Steuerstufen auf Schritt und Tritt den Grundsatz der mechanischen Gleichheit zu durchbrechen gezwungen ist. Die Früchte dieses Gleichheitswahnes sind Kosmopolitentum, allgemeines Wahlrecht, Frauenwahlrecht, Gleichstellung der Hand-

¹⁾ Wundt S. 150.

und der geistigen Arbeit, Volksrichtertum und die Ablehnung jedes selbständigen Wertes; „wo sich einer hervortut, eilen von allen Seiten die besorgten Zeitgenossen herbei und ruhen nicht, bis sie ihn auf die Ebene der allgemeinen Mittelmäßigkeit herabgezogen haben“, ¹⁾ wo nichts anderes Geltung hat als das Geld.

Und das Geld — das an sich Wertlose — vermittelt dem Menschen nicht allein die grobsinnlichen Lebensgenüsse, es verleiht seinem Besitzer auch wirtschaftliche Macht, durch diese politischen Einfluß und — mit Nachsicht der Bildung — auch gesellschaftliche Geltung. Ist es dann nicht natürlich, daß alles Sinnen und Trachten, aller Kampf und Neid auf das Geld gerichtet ist? „Der Neid wird der Stachel des Lebens, er durchwaltet die Gesellschaft von oben bis unten, und der Neid ist das eigentliche Wesen des Proletariats. Der Neid erst macht den Proletarier; frei vom Neide haben sich Bettler als Könige gefühlt; und durch ihn und die Geldgier wird die ganze Gesellschaft Proletariat.“ ²⁾ „Aus der freien um ihrer selbst willen geleisteten Arbeit ist schon seit langer Zeit die Arbeit um Verdienst hervorgewachsen, die Arbeit wurde nur noch um des Geldes willen geleistet. Jetzt haben wir eine neue Blüte dieser unheilvollen Entwicklung kennen gelernt. Nicht mehr Arbeit um des Geldes willen, sondern Geld ohne Arbeit heißt jetzt die Lösung.“ ³⁾ Der Traum des jungen Mannes, der, ohne mit Schulwissen sonderlich beschwert zu sein, als Angestellter einer Bank ein ansehnliches Einkommen bezieht, ist eine volle Briefftasche — gleichgültig wie sie sich füllt —, die es ihm ermöglicht, im Auto sinnlos auf der Erde herumzurasen und sich an übervoller Tafel den Magen zu verderben; die Jungfrau will nicht Gattin und Mutter werden, sondern sich einen reichen Verehrer angeln, und Frau Mutter ist ihr dabei als Kupplerin behilflich; über die Folgen machen sich beide keine Gedanken, denn der „Mutterchaftszwang“ — dieses Wort ist wohl die abscheulichste Lüge der Gegenwart — wird abgeschafft. Treue und Vaterland, Pflicht und Arbeit, Keuschheit und Familie, das trägt kein Geld, ist verbrauchter Plunder, mit dem sich die Großeltern zierten, fort damit in die Kumpellammer!

Individualismus, Freiheit, Gleichheit, Kapitalismus, Sittenlosigkeit, das ist eine zwangsläufig sich entwickelnde Reihe.

Jede dieser Folgerungen würde genügen, den Individualismus abzulehnen — diese Tatsachen beweisen aber auch, daß alle Geistigkeit nur möglich ist in der Gemeinschaft, daß der Mensch nur in der Gemeinschaft besteht und bestehen kann, ⁴⁾ nicht als willenloses Rad in einem großen Mechanismus, sondern ausgestattet mit Individualität, d. h. der Möglichkeit, seine Fähigkeiten zur Geltung zu bringen, so daß ihm für die Rolle, die er in der Gemeinschaft zu spielen hat, der weiteste Spielraum bleibt. ⁵⁾ Im Verhältnisse zum Ganzen ist er aber nicht selbstherrlich; es ist nicht seiner Willkür überlassen, sich durch Vertrag zu binden, sondern er ist jenen Gesetzen unterworfen, welche Lebensvoraussetzung der Gesamtheit sind, den sozialen Gesetzen der Sittlichkeit. Wundt kennzeichnet den Universalismus auf früherer Entwicklungsstufe, ohne dieses Wort zu gebrauchen, in folgenden Sätzen ⁶⁾: „Nicht aus einem Sonderdasein

¹⁾ Wundt S. 43.

²⁾ Wundt S. 147.

³⁾ S. 64.

⁴⁾ Spann S. 33 ff.

⁵⁾ Spann S. 44 ff.

⁶⁾ Wundt S. 119.

treten die Einzelnen zum Staate zusammen und gestalten ihn so von außen, sondern er ist das Erste, die natürliche Gemeinschaft, an welche der Einzelne ohne zu fragen, sein Leben dahingibt. Der Wille des Einzelnen und der Wille der Gesamtheit ist unmittelbar eins, ... Alles Leben ist aber eine Stufenordnung der Zwecke, derzufolge niedere Zwecke höheren dienen müssen.. Befehl und Gehorsam ist die ursprüngliche Gestalt des sittlichen Lebens...“

Unter den politischen Grundsätzen des Universalismus¹⁾ steht zwar die Gerechtigkeit an erster Stelle, auf deren Boden Freiheit und Gleichheit einen von der individualistischen Auffassung grundverschiedenen Inhalt gewinnen; denn Gleichheit ist dann nur als Gleichheit unter wirklich Gleichen möglich, und Freiheit bedeutet die im Rahmen der Sittlichkeit gegebene Möglichkeit der Entwicklung und Entfaltung aller im Individuum gelegenen Fähigkeiten. Auch für Recht und Staat ergeben sich andere Baugesetze, als die des Individualismus sind. Denn Recht muß hier innerlich eins sein mit der Sittlichkeit. Nur was sittlich richtig ist, kann Recht sein, und der Staat wird zur Organisation des Höchstmäßes geistiger Verbindung zum Kulturstaate, „der außer den mechanischen Aufgaben des Zusammenlebens (Sicherheit u. dgl.) auch die geistige Verbindung der Staatsglieder, die Pflege des geistigen Lebens in die Hand nehmen soll. Als Gefahr dieser Auffassung stellt sich das Gespenst des Polizeistaates ein, des Staates, der sich überall einmischt, alles regeln will und schließlich manches zu Tode regelt, häufig lästig wird — das heißt: unfruchtbare Bindungen organisiert,“²⁾ oder sich Aufgaben aufladen läßt, zu deren Lösung die gegebene Verwaltungsorganisation nicht langt und die finanziellen Kräfte des Staates nicht ausreichen.

So sehr die Zeit seit der französischen Revolution beherrscht war von den Ideen des Individualismus, so mußte sie doch dem Universalismus immer größere Zugeständnisse machen. Schon der völkische Gedanke steht im Gegensatz zum Individualismus; es blieben auch gesellschaftliche Organisationen der früheren Zeit bestehen und neue entstanden. Nicht nur, daß die Zünfte und Innungen völlig aufgehoben wurden, es erfuhr das Vereins- und Genossenschaftswesen eine ungeahnte Entwicklung; es bildeten sich die Gewerkschaften auf der einen, die Trusts auf der anderen Seite; dem freien Wettbewerbe wurden durch den Muster- und Markenschutz, durch Bestrafung des unlauteren Wettbewerbes Grenzen gezogen; Staat und Gemeinden übernahmen oder gründeten Verkehrsunternehmungen; die staatliche Gesetzgebung wendete sich im Schulwesen, der Gewerbeförderung und der Sozialpolitik usw. der Fürsorge für die Wohlfahrt seiner Bürger im weitesten Umfange zu. Gerade in unseren Tagen vollzieht sich diese Entwicklung mit steigender Hastigkeit. Arbeitslosenunterstützung, Bekämpfung des Alkoholismus, staatliche Schulen und Erziehungsanstalten mannigfaltigster Art, Überwachung der bedingt begnadigten und der bedingt entlassenen Verbrecher, Jugendschutz, Vorklebrungen gegen die Verwahrlosung der Jugend, der weiblichen im besonderen, Säuglingsfürsorge, Anstalten für alle ansteckenden Krankheiten sollen die Schäden beseitigen, die zum Teile aus der im Freiheitsdrange betriebenen Untergrabung der Autorität, der Lockerung der Bande der Ehe und der Familie erwachsen, oder als Folge des schrankenlosen Kapitalismus eingetreten sind. Dabei macht sich allenthalben ein heuchlerisches Volksbeglückertum leichtfertiger Dilettanten breit, die

¹⁾ Spann S. 50 ff.

²⁾ Spann S. 65.

ohne Verständnis für den Wert des Bestehenden dem Staate immer neue Aufgaben aufbürden, was sie aber nicht hindert, mit gleicher Stimmkraft in die Forderung des Beamten-Abbaus einzustimmen. Zur Durchführung des Mieterschutzes wurden Hunderte von Beamten eingestellt, das Ergebnis ist die völlige Erstarrung des Marktes; Wohnungen sind, wie während der Kriegswirtschaft die Lebensmittel, nur im Schleichhandel gegen hohe Schmiergelder zu haben, so daß in Österreich, einem Staate mit starker Auswanderung, viele Beamte und Arbeiter nicht mehr an ihrem Dienstorte wohnen, und Tausende obdachlos sind.

Alle diese Bemühungen können aber weder den Vorrat an Bedarfsgütern vermehren noch Pflichttreue und Gemeinsinn erwecken. Solche Gesinnung wurde in der Revolution gründlich ausgerottet. Zwar hatte der Sozialismus gegen die Drohen der Gesellschaft vor allem zum Kampfe aufgerufen, es war eine seiner am meisten berechtigten Forderungen. Bald aber wurde klar, wie die meisten den Kampf ruß verstanden hatten. Sie wollten nicht die Drohen beseitigen, sondern ihnen gleichen, und der große Gedanke des echten Sozialismus, daß sie jedem das Recht auf Arbeit und damit auf Lebensunterhalt verbürge, wurde zur Frage verkehrt, in dem jetzt das Recht auf Unterhalt ohne Arbeit gefordert wurde.¹⁾ Aber auch darin wurde das Volk irregeführt, daß die soziale Revolution, welche die Macht des Geldes brechen sollte, uns erst recht und völlig der Herrschaft des Geldes²⁾ — u. zw. vorwiegend des ausländischen Kapitals — ausgeliefert hat, dem es auch gelungen ist, die Aufteilung des Großgrundbesitzes zu vereiteln.

So haben sich Zustände herausgebildet, über die Bürger und Bauer, Arbeiter und Schieber einig sind in dem Urteile, daß es so nicht weiter geht.

Die Ursachen dieses Wirrwurrs erkennen wir an der Hand der Spannischen Unterscheidung, in dem widerspruchsvollen Durcheinander von individualistischen und universalistischen Elementen. „Unsere Zeit will sozialisieren und zugleich ruft sie: Freie Bahn dem Tüchtigen!“ Sie will die liberalste Demokratie und zugleich die weiteste Staatseinnischung, sie will den Freiheitsstaat und zugleich den Kulturstaat, der sich um alles kümmern, der überall leiten und regeln soll.“³⁾ Die Vereinigung dieser Widersprüche ist ebenso unmöglich wie die Vermengung von Wasser und Feuer. Das Bild paßt auch deshalb, weil dort wie hier als Folge der Vermischung ein Sieden und Zischen, ein Knistern und Krachen, Dampf und Gestank entstehen, und schließlich nur ein häßlicher Schmutzflack überbleibt.

Führer in dieser Entwicklung, aber auch Träger des an ihr nagenden Widerspruches ist der Marxismus. Schon der Parteiname seiner Gefolgschaft trägt diesen Widerspruch in sich: „Sozial-Demokratie“: das klingt beinahe wie hölzernes Eisen; denn Sozialismus bedeutet die Überwindung der Herrschaft des Kapitals, während Demokratie die ausgesprochene Herrschaftsform des Kapitalismus ist. Sozialismus ist universalistisch, Demokratie ist individualistisch, darum haben sie die Bolschewisten, in der folgerichtigen Durchführung des Kommunismus, schon über Bord geworfen. Gegen den Grundsatz der Gleichheit sündigen sie täglich, da in den von ihnen beherrschten industriellen Betrieben nur Arbeiter Aufnahme finden, die seit einer längeren oder kürzeren

¹⁾ Mündt S. 64.

²⁾ S. 60.

³⁾ Spann S. 178.

Reihe von Jahren einer Gewerkschaft angehören. Ihre Fürsorgemaßnahmen auf dem Gebiete des Erziehungs- und Wohnungswesens, mehr noch die geplante Aufhebung der Familie, die Lage Madelung in seinem Roman: „Zirkus Mensch“ so grimmig verhöhnt, nähern uns schon dem verlästerten Polizeistaate, dem schärfsten Gegensatz zum Freiheitsgedanken, und die niederschmetternden Erfahrungen in den sozialistischen Betrieben, die nun sämtlich wieder dem Privatkapitale überantwortet werden müssen, haben Marxens Utopien von der Freiwilligkeit aller Arbeit und der größeren Fruchtbarkeit der kommunistischen Wirtschaft so gründlich widerlegt, daß auch die Kollektivierung der Erzeugung bei Aufrechterhaltung der vollen Freiheit des Individuums als Unmöglichkeit erwiesen ist.

Es bleibt nur noch die Frage, wie sich so eine Lehre trotz der Unsinnigkeit ihrer utopischen Voraussetzungen und der Widersprüche in ihren wichtigsten Lehrsätzen doch in der praktischen Politik durch geraume Zeit halten konnte. In der Tat ist auch ihre Politik durchaus widerspruchsvoll: in ihren Wünschen und Forderungen an Staat und Gesellschaft — Arbeitslosenunterstützung, Mieterschutz, Bekämpfung der Preistreiberei, Fürsorge für Kinder, Kranke und Invalide — sind sie universalistisch; wenn der Staat aber von ihnen etwas verlangt — Arbeitspflicht, Steuerleistung, Änderungen des Dienstbetriebes zu Ersparniszwecken — sind sie Individualisten, und kraft ihrer Freiheit und Selbstbestimmung antworten sie mit einem unbeugsamen: Nein! und der Staat, von ihnen aller Macht beraubt, muß sich fügen. Es ist die klare, auf die Macht der Massen gegründete Ausbeuterpolitik, die der zu Einfluß gelangte Marxismus treibt, und durch die er den Staat zugrunde richtet.

Diese Schlussfolgerung steht nicht im Widerspruche zu Wundts Urteil, daß die moderne Demokratie eine Oligarchie der Geldkönige sei. Tatsächlich sind diese auch jetzt schon die Machthaber, sie lassen nur die Marxisten in der völligen Unterhöhlung des Staats und der Gesellschaft gewähren, bis die Zeit für ihre Ernte gekommen ist. Als vor einigen Monaten die Regierung sich anschickte, durch Errichtung einer neuen Notenbank, eine Zwangsanleihe und weitgehende Ersparungsmaßnahmen den Staat zu sanieren, antwortete die Arbeiterschaft mit einem Eisenbahnerstreik, und als dieser fehlging, die Börse eine Woche später mit einer nicht dagewesenen Erhöhung der Kurse für ausländische Valuten. Beides waren gefährliche Angriffe gegen den Finanzplan der Regierung. Sollte zwischen dessen Feinden kein Einvernehmen bestehen? Klar ist zum mindesten das eine, daß weder den Sozialdemokraten noch den Bankern die wirtschaftliche Gesundung Österreichs erwünscht ist. Die Sozialdemokraten mögen hoffen, gleich ihren russischen Vettern aus dem Chaos Gewinn zu ziehen. Es gibt ja in Österreich noch viele ihnen verhaßte Leute, deren Besitz an Juwelen und Kunstschätzen sozialisiert werden könnte, aber die andern, die Kapitalisten, sind sicher, daß sie das Geld behaupten werden. Oder wurde darüber auch schon eine Einigung erzielt?

Wie dem auch sei, und mögen diese Pläne gelingen oder nicht, erwiesen ist, daß der Marxismus — nicht der Sozialismus — unfähig ist, die Gesellschaft zu organisieren; er hat es nur erreicht, „daß die Arbeiterklasse mit aller höheren Geistigkeit des Lebens, mit dem Staate, dem Volkstum der Überlieferung und der Religion zerspalten und zerworfen ist“. ¹⁾ Gerade in

¹⁾ Spann S. 108.

dieser Richtung wird jetzt verdoppelter Eifer entfaltet. Zur Kennzeichnung der Art, wie dieser Kulturkampf geführt wird, will ich nur die eine Tatsache erwähnen, daß man den Kindern das „Grüß Gott!“ untersagt und sie anhält, mit „Gut Freund!“ zu grüßen. Solche Albernheiten haben aber kurze Beine; kürzlich ereignete sich eine Explosionskatastrophe in einer Pulverfabrik; von vielen Arbeiterfrauen konnte man dabei die Meinung hören, das Unglück sei die Strafe Gottes für die Gottlosigkeit der Zeit.

Darum dürfen wir uns nicht träumen lassen, daß diese Revolution zu Ende sei... Der große Niederbruch des Marxismus, der ganzen sozialistischen Sehnsucht der Massen muß erst vor sich gehen, die ungeheure Enttäuschung der Arbeiterschaft erst noch durchgelitten werden. Der Arbeiterklasse hat man täglich gesagt: Alles Wahre und Gute ist nicht an sich, es ist nur Erfindung der Klassenherrschaft, des Klassenrechtes, der Bourgeois-Ideologie, des Ausbeuter-raffinements; nun merkt sie plötzlich, daß dem nicht so ist, daß nicht überall Raub, Betrug, Schlechtigkeit herrschten, wo die Härten des Daseins drückten. Diesen Kagenjammer, diesen geistigen Niederbruch des Marxismus müssen wir erst noch erleben, um auf festen Grund zu kommen.¹⁾

¹⁾ Spann S. 122.

Die tugendhaften Sieger.

Annexion — solch schöner Wunsch,
Nein, wird heut' nicht mehr vernommen.
Jezzo auf gut Völkerbund'sch
Kennt man's: ein Mandat bekommen...

Widerspruch.

Steuern! Steuern! Und dies Klagen
Hört nicht auf. Was wollt ihr bloß?
Müßt ihr euch doch selber sagen:
Ja, wir sind ganz steuerlos!

Besonnenheit.

Gebot der Stunde! — Was heut so scheint, —
Bewahre dir ja dein kühl Ermessen!
Die Stunde wird dein schlimmster Feind,
Läßt sie das Morgen dich vergessen!

Arbeitslust.

Arbeit? — Das alte Lied singt ihr?
Denkt ihr uns denn zu vertohlen? —
In vierzehn Tagen! Dann wollen wir
Vom Streiten uns einmal erholen...

Adolf Schaub.



Der Weg zum deutschen Bolschewismus.

Erlebt und gesehen von einem Arzte.

Unser Volk zerfällt infolge der revolutionären Schwankung unseres Staatslebens immer deutlicher in zwei große Hälften: die eine Hälfte ist die, welche durch das neudeutsche parlamentarische System in den Stand gesetzt wird, die Früchte größerer Sparsamkeit, größerer Intelligenz, größeren Fleißes, die als Kapital verpönt sind, gesetzlich zu enteignen und zur eigenen Stütze ergänzende Gesetze zwecks Entwaffnung jeder Abwehr und jeder gegnerischen Gesinnung als Schutzwall gegen eine revolutionäre Schwankung nach der anderen Seite aufzubauen. Die andere Hälfte unseres Volkes umfaßt die zur Enteignung Verurteilten, denen es als Verdienst angerechnet wird, wenn sie ohne Gegenwehr, ohne Schmerzscreie, ohne Proteste die Welle jener Gesetze über sich ergehen lassen. Beide sind unzufrieden in allen Stadien bis zur Verzweiflung. Die einen, weil ihnen gruppenweise plamdmäßig, bis zur Entkräftung, die wirtschaftlichen Grundlagen ihres Daseins entzogen werden — die anderen, weil die Enteignung nicht rasch und nicht gründlich genug vor sich geht.

Vergegenwärtigen wir uns kurz den Weg, der zum Bolschewismus zu führen droht.

Jeder Besitzende weiß, daß das Rentnervermögen, das in mündelsicheren Wertpapieren von Staaten und Gemeinden oder in Hypotheken angelegt war, durch die Papiergeldmaschine am gründlichsten enteignet wurde. Ich besaß z. B. ein solches Vermögen, von dem ich, als ich langwierig erkrankte, bescheiden leben konnte, so daß ich imstande war, mich ohne Sorge wissenschaftlicher Arbeit zu widmen. Wäre meine Gesundheit nicht rechtzeitig so gebessert worden, daß ich wieder eine ärztliche Praxis hätte aufnehmen können, so müßte ich heute verhungern. Nicht wenige meiner Patienten aus Rentnerkreisen erklärten mir offen, sie müßten sich das Leben nehmen, wenn ihr Kapital aufgezehrt sei. Der langsamere oder raschere Tod droht so allen Rentnern, die ein Leben lang fleißig sparten, um ihren Lebensabend in verdienter Ruhe verbringen zu können. Sie, die als Vorbild ihrer Generation in Tüchtigkeit, Fleiß und Sparsamkeit lebten, und die starben, als das Volk vor dem Untergange stand, sie verdienen die ehrenvolle Grabinschrift der Thermopylenkämpfer: Sie starben gehorsam, wie das Gesetz der Republik es befahl. Auf der Reversoite müßte aber stehen: und Verschwendung verhöhnte ihre Sparsamkeit. Die privaten Hilfsunternehmungen erscheinen den noch Lebenden wie Tränen der Ohnmacht auf einen heißen Stein. Ihre Enteignung erfolgte nur scheinbar zugunsten des Staates, dessen Schulden dank der gleichen Papiergeldmaschine auf einen relativ kleinen Betrag in Goldmark zusammengeschrumpft sind. In Wirklichkeit geschah es zugunsten der feindlichen Gläubiger, denen Deutschland damit ein Schuldnerland mit geringer innerer Schuld geworden ist. Die Rentner sind die ersten Opfer der „Erfüllung“.

Die zweite Gruppe der Enteigneten, zu denen ich auch gehöre, ist die nicht geringe Zahl derer, welche ihre Ersparnisse in einem Miet Hause angelegt haben, und die bei einem Einkommen von z. B. 3000 Mk. aus ihrem Hause früher hätten mehr oder weniger bescheiden leben können. Sie sind ebenfalls — unter dem schönen Decknamen des „Mieterschutzes“ — zugunsten der anderen enteignet und zum Aussterben verurteilt worden.

Und immer weitere Kreise zog die Enteignung. Obwohl ich in vorgerückteren Jahren mehr leisten muß wie in jüngeren Jahren — der Achtstundensarbeitstag gilt nur für die mindere Intelligenz, welche die Republik stützt — habe ich dank der rasenden Papiergeldmaschine und den sprungweise folgenden Preisen der Lebensbedürfnisse tatsächlich kaum ein Zehntel des früheren Einkommens aus Arbeit.

Wenn die Qualitätsarbeit durch die neue Entwicklung herabgedrückt wird zugunsten der ungelerten Arbeit und zugunsten des Existenzminimums der Arbeitsunlustigen und der Streiklustigen, so bedeutet das ein Herabdrücken der Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes. Es lohnt sich für die Jugend nicht mehr, sich besondere Mühe zu geben, Tüchtiges zu lernen. Ihr erscheint das politische Gewicht, das ihnen ihr Stimmrecht gibt, genügend stark, ihr Lebelibigkeit zu gewährleisten.

Alle Beamten, deren Einkommen nicht so rasch wachsen kann wie die Kosten der Lebensbedürfnisse steigen, erleiden dasselbe Schicksal. Die macht habenden politischen Parteien merken schon, daß die Entwicklung, auf die sie schworen, sich gegen sie selbst wendet.

Fabrikanten und Landwirte erleben die ersten nicht gerade schüchternen Versuche der Enteignung, die nur noch gemildert sind durch die Einsicht der Führenden, nicht der Geführten, daß diese letzten Äste, auf denen die andere Hälfte des Volkes gerade noch sitzen und leben kann, auch abgefaßt würden, wenn man diese Berufsstände durch zu weitgehende und zu rasche Enteignung gleich entmutigte.

Mit der Untergrabung der Privatwirtschaft ist die neue Entwicklung noch nicht vollständig beleuchtet, das ganze Unheil noch nicht völlig aufgezeigt. Etwas überaus Wichtiges wird gewöhnlich übersehen, oder in dem Wunsche, die Republik oder die Machthaber zu schützen, totgeschwiegen. Ich beleuchte es am besten am eigenen Erlebnis. Bei unserer Verheiratung hatten wir ein Kapital für gemeinnützige Zwecke, für Kinderfürsorge gestiftet. Da es in einer Hypothek angelegt war, ist es heute wirkungslos geworden, weil der wirkliche Wert auf wenige hundert Mark zusammengeschrumpft ist. Dasselbe geschieht mit allen deutschen Stiftungen für gemeinnützige, wissenschaftliche oder kirchliche Zwecke, insoweit sie mündelsicher in Wertpapieren oder Hypotheken angelegt sind. Dieses Kulturkapital als Quelle von Kulturgütern ist somit vernichtet. Es ist besonders beklagenswert, daß diese Wirkungsrichtung noch tiefere Kreise zieht: Mein Testament lautete z. B., daß all unser Vermögen gemeinnützigen Zwecken zuzuweisen sei. Da das eigene Vermögen so gut wie wertlos geworden ist und dies gewiß nur ein Beispiel für viele ist, so bedeutet dies nicht nur Enteignung der materiellen Grundlage von Kulturgütern, sondern auch Enteignung des guten Willens, sich weiter in dieser Richtung zu bemühen, weil jede solche Bemühung den Charakter einer Danaidenarbeit bekommt.

Diese neue Entwicklung scheint nicht aufzuhalten zu sein. Wie die Monarchie fiel, weil sie sich zu sehr nach links beugte, so droht auch die Republik zu fallen, weil die regierenden Parteien dem Terror der Straße entgegenzutreten nicht wagen oder nicht mehr die Macht dazu haben.

Ist es nicht schon Bolschewismus, wenn in Zwickau und anderen sächsischen Orten — in den Zeitungen las man nicht viel davon — die Fabrikanten gezwungen wurden, die rote Fahne zu tragen; wenn die Fabrikanten unter dem Druck der Straßendemonstrationen — angeblich zum Schutze der Republik, in

Wirklichkeit zum Zwecke einer Machtprobe, — vollen Lohn für nicht geleistete Arbeit zahlen mußten; — wenn nationale Gesinnung und ihre Abzeichen verpönt sind und dort Leben und Gesundheit des Trägers gefährden?

Die bange Frage lautet: Kann dieser Wahnsinn, zu dem weite Volkstriebe seit der Revolution durch verbrecherische Elemente verführt sind, geheilt werden, oder sind russische Verhältnisse mit dem Tode von Millionen unausweichlich? Niemand weiß darauf die Antwort. Aber gewiß ist: Der Jammer würde den Höhepunkt überschritten haben, sobald das nationale Erwachen des Proletariats eintritt. Und dies Erwachen wird unausweichlich kommen, wenn der Kampf um den letzten deutschen Privatbesitz, um den letzten Besitz, der für Brot verpfändet werden kann, zwischen der Diktatur des Proletariats und der Diktatur des harten Gläubigers Frankreich entbrennen wird.

Große und kleinere Fabrikanten Sachsens hatte ich schon vor Jahren, als ich sie in einem Badeorte ärztlich beriet, auf diese Entwicklung vorbereitet, damit sie ihre Nerven behielten und vorbeugten. Ich hatte ihrer demokratischen Auffassung, welche in der „Erfüllung“ die Rettung des deutschen Staates bzw. ihrer Betriebe sahen, meine Auffassung entgegengestellt, welche in der gutmeinenden Erfüllungseignung der Regierung lediglich die Erfüllung der Wünsche Englands und Frankreichs: die Lähmung unserer Industrie und unseres Volkstums, ohne Rücksicht auf den möglichen Untergang sah. Dieselben Fabrikanten, welche damals auf Grund ihrer Formel vertrauend in die Zukunft blickten, mit irgendeinem rettenden Zufall rechneten, sind jetzt, obwohl sie in Papiergeld schwimmen, ganz ratlos. Ein Bürgerkrieg, den die Sozialdemokratie drohend an die Wand malte, um das Bürgertum nachgiebig zu machen, ist in den industriellen Gebieten ausgeschlossen. Denn dort ist das Bürgertum so sehr von seiner Ohnmacht überzeugt, daß es nicht im Entferntesten an Widerstand gegen den Terror denkt, sodaß die Diktatur des Proletariats und damit die letzte Ausplünderung der Besitzenden jeden Augenblick hemmungslos vor sich gehen kann.

Daß die deutsche Landwirtschaft die industrielle und städtische Bevölkerung ohne Zufuhren aus dem Auslande längere Zeit ernähren könnte, davon kann nur der politische Michel träumen. Das Verhungern von Millionen nach russischem Muster beginnt mit der Plünderung mit Sicherheit. Die Franzosen stehen dann am Ziele ihres mit den heuchlerischen Schlagworten von „Erfüllung“, „Wiedergutmachung“, „Strafe für die Kriegsverbrechen des deutschen Volkes“ verfolgten und auch eingestandenen Planes, das deutsche Volk um 20 Millionen Menschen ärmer und damit reiß zu machen für eine Satrapie neben den anderen Mitteleuropas. Ihre Herrschaft über uns wäre auf Generationen befestigt.

Darin aber, daß die Franzosen in ihrem Haß und Sadismus auf ihrem Schein der „Erfüllung“ selbst dann bestehen werden, wenn wir uns im Hungerkampf zerfleischen, liegt eine weitere Hoffnung zum Wandel unseres Schicksals. Auch dem blödesten Parteisanatiker werden dann die Augen aufgehen, und gewisse Errungenschaften der Revolution werden auch ihm als Irrlichter erscheinen. Er wird dann einsehen: Der Friedensvertrag, welcher unsere Verslavung, unsere Entartung, unser Verhungern und damit schließlich den Bürgerkrieg herbeiführt, wurzelt in der Schuldlüge. Nur wenn diese fällt, fällt der unser Volk wirtschaftlich und moralisch vernichtende sogenannte Friedensvertrag — und die Frage an die in Berlin herrschenden Parteiführer wird sich deutlich aufdrängen: Wie viele Tausende oder Millionen Deutscher

müssen verhungern, ehe ihr die Erfüllung jenes Friedensvertrages als unmöglich erklärt? Entweder, ihr stellt euch weiter schützend vor die Schuldflüge, weil sie auch eure Rechtfertigung der Revolution und der Unterzeichnung des uns verslavenden Friedensvertrages schützt, und bleibt damit die Totengräber des deutschen Volkes, oder ihr anerkennt, daß ihr geirrt habt, tretet endlich gegen die Schuldflüge mit Mannesmut auf und macht euch und damit dem ganzen deutschen Volke die Bahn zu neuem Aufstiege frei.

Nicht die Einigkeit für Republik oder für Monarchie kann uns Rettung bringen. Denn Republik und Monarchie sind beide wertlos, so lange beide Formen nur Slavenhalter oder Gerichtsvollzieher der äußeren Feinde sein können, die uns vernichten wollen. Auch nicht die Bildung zweier großer Parteiblocks, die Bürgertum, die Sozialdemokratie, — die Intelligenz bzw. Kopfarbeiter, die Handarbeiter kann Rettung bringen, obwohl eine solche Zweiteilung nur der Ausdruck der natürlichen Abwehrbewegung der einen Volkshälfte gegen die restlose Ausplünderung durch die andere Volkshälfte wäre. Denn selbst eine restlose Ausplünderung kann nicht das Ganze retten, sondern nur die deutsche Intelligenz töten, — ähnlich wie nach Vernichtung des Kapitals in sozial geschulten deutschen Händen das ausländische Kapital in Deutschland weit hemmungsloser herrschen wird, als früher je das deutsche Kapital im Zeitalter der Monarchie, und nur zur leichteren Fesselung des verbleibenden Volksteiles durch die ausländische Intelligenz führen wird. Dann würde der Ruf: „Nie wieder Krieg“ auf eine eigenartige Weise erfüllt sein. Deutschland wird nie wieder für eigene Interessen kämpfen dürfen, aber für fremde Interessen zu kämpfen mit Leichtigkeit gezwungen werden können. Der politische Selbstmord des deutschen Michels wäre vollzogen.

Wenn zwei Brüder vor dem Verhungern stehen, so kann wohl der eine sein Leben verlängern, wenn er kurzfristig den anderen tötet und aufsteht. Aber er gewinnt damit nur eine kurze Spanne Zeit. Dann muß er auch verhungern. Ist die Anforderung an die Intelligenz unserer Handarbeiter zu groß, einzusehen, daß es klüger wäre, wenn sich beide Brüder vereinen und mit vereinten Kräften einen Weg gehen, der beiden endgültig Rettung bringt?

Daß die höchste Not schließlich die feindlichen Brüder, die am weitesten rechts und die am weitesten links stehenden, zusammenführt, das dürfen wir bei dem unstillbaren Haß und der sadistischen Politik Frankreichs noch hoffen.

Wie für die Stresemänner geschrieben!

„Wie kommt es jedoch, kann man fragen, daß die Juden immer mehr in die Ämter zu bringen und überhaupt den Staat für sich auszubeuten vermögen? Ist das nicht etwa ein Zeugnis für ihre Befähigung? Nein, es ist nur ein Zeugnis für die Verderbtheit und Verrottung der Zustände und für die Unfähigkeit, namentlich aber für den Mangel an Einsicht bei denjenigen Personen, die, obwohl von anderer Nationalität, doch den betrügerischen Künsten und Schmeicheleien der Hebräer nachgeben. Ich habe jedoch hier nicht eingehend von Zerfallsgründen der Staaten, von zerfallenden Dynastien und Ständen oder überhaupt von Elementen zu reden, deren unzulängliches Wissen und Können sie umgarnenden Judentümen besonders zugänglich machen

Eugen Dühring.



Die deutsche Frage — eine Arbeiterfrage.

Von J. Iversen, Süssen a. L.

Es war einer der verhängnisvollsten Fehler der früheren Regierung, daß sie es versäumt hat, durch die Schule das Volk zur Erkenntnis der volkswirtschaftlichen Zusammenhänge erziehen zu lassen. Die Folge dieser Versäumnis ist die Herrschaft des Schlagwortes auch bei den intelligenteren Arbeitern gewesen, und es wird starker Medizin bedürfen, dieses Übel zu kurieren.

Allerdings, solch starke Medizin schluckt jetzt das deutsche Volk, und die Sozialdemokratie, die regierende sowohl als die dreigespaltene Parteileitung, sieht die Wirkung mit Besorgnis. Sie weiß sich nicht mehr anders zu helfen, als durch die politische Taktik Napoleons III.: Sie führt ihren Heerbann zum Kampfe gegen rechts, um die innere Unzufriedenheit nach außen abzulenken.

Auf die Dauer gelingt ihr das aber nicht. Die Stimmen der Vernunft in den eigenen Reihen mehrten sich, und auch die angebahnte Arbeitsgemeinschaft der drei sozialistischen Gruppen bedeutet keine dauernde Stärkung der Partei, sondern ist nur ein weiterer Versuch, der beginnenden und schon ziemlich weit fortgeschrittenen inneren Zermürbung Einhalt zu tun. Die Führer wissen, daß sie sich nicht mehr lange den Luxus der Spaltung in drei Gruppen leisten können. Zwei Gruppen haben sich ja nun schon geeinigt. In die Parteiversammlungen darf man freilich nicht gehen, um das wahre Bild der Partei zu sehen und zu hören. Da regiert nach wie vor das Schlagwort und neben dem Schlagwort die Furcht. Wenn man aber mit dem einzelnen Arbeiter auf seine Weise spricht, so sieht man deutlich, daß in den letzten Monaten eine Wandelung vorsichgeht, und daß ihre Ursache, so paradox es auch klingen mag, in den „sozialen Errungenschaften“ liegt, in den Tarifverträgen und im Achtstundentag.

Die Tarifverträge gewähren dem jugendlichen Arbeiter denselben Verdienst, wie dem, der eine Familie zu ernähren hat, und der Achtstundentag hindert den Familienvater, soviel mehr zu arbeiten, wie er arbeiten müßte, um sich dieselben Annehmlichkeiten zu schaffen, die der Unverheiratete genießt. Der jugendliche Arbeiter verdient doppelt soviel, als er bei solider Lebensweise verbrauchen würde, der verheiratete aber verdient nicht soviel, daß er mit seiner Familie ein zufriedenes Leben führen könnte. Trotzdem muß er dieselben hohen Abgaben an die Gewerkschaftskasse leisten wie der Unverheiratete, unter Umständen sogar noch höhere, denn für die Parteikasse gilt der soziale Gedanke nicht; sie nimmt, im Gegensatz zu den Forderungen der Sozialdemokratie an Staat und Arbeitgeber, keine Rücksichten darauf, daß er eine Familie zu ernähren hat.

Unter den älteren verheirateten Arbeitern herrscht große Mißstimmung gegen die Parteityrannie, und sie wächst mit jeder Erhöhung der Beiträge. Sie kommt nur deshalb in der Öffentlichkeit noch nicht zum Ausdruck, weil dieser neuen Richtung noch der Führer fehlt. Findet er sich, und er wird sich finden, sobald die Unzufriedenheit genügend ausgereift ist, so wird sich in der sozialdemokratischen Kampffront ungefähr dasselbe ereignen wie im November 1918 in der militärischen.

Der denkende Arbeiter hat jetzt eingesehen, daß ein Individuum oder ein

Volk, das verarmt ist, sich nicht den Luxus leisten kann, weniger zu arbeiten, als früher, da es wohlhabend war. Wären ihm in der Schule die elementarsten Begriffe der Volkswirtschaft beigebracht worden, so hätte er dies schon viel früher eingesehen. Was ihn jetzt zur Einsicht bringt, das ist die Not; aber noch fürchtet er den Terror der Jüngeren, denen es gut geht, die aber ihren Mehrverdienst so anlegen, daß sie, wenn sie einmal heiraten, mit leeren Händen dastehen, und derer, die eine Beschäftigung nur solange erträglich finden, als sie nicht in Arbeit ausartet. — Er sieht das Unsinnige des schematisch durchgeführten Achtstundentages, hat aber das Bedenken, daß es, wenn er einmal durchbrochen ist, kein Halten mehr geben und vor allem, daß die Zahl der Arbeitslosen stark anwachsen werde. Die bürgerlichen Parteien aber, deren Bestreben es ist, den nationalen Gedanken beim Arbeiter zu wecken, fürchten angesichts der Nervosität, mit der dieser jede sachliche Erörterung des Achtstundentages ablehnt, ihn aufs neue zu verstimmen, und neue Beunruhigungen des Wirtschaftslebens.

Tatsächlich wäre ja der sozialdemokratischen Parteileitung ein ernsthafter Vorstoß gegen den Achtstundentag hochwillkommen; er gäbe ihr eine weitere Gelegenheit, durch Veranstaltung von Massendemonstrationen und Entrüstungsummeln die Schwankenden wieder mitzureißen oder sie durch terroristische Machtentfaltung einzuschüchtern.

So geraten wir immer tiefer in den Sumpf, und es hilft alles nichts, es muß einmal ein offenes Wort geredet werden.

Unser Wirtschaftsleben wird durch die hohen Fracht- und Portosätze stranguliert, und der Postminister Giesberts, der zwar als Zentrumsweifen abgestempelt ist, aber der Sozialdemokratie innerlich näher steht, mußte erklären, daß er nicht sparen könne, weil sich seine Beamten der besseren Ausnutzung des Achtstundentages widersetzen. Solange die Mark nicht steigt, müssen wir Rohstoffe und Nahrungsmittel vom Auslande viel zu teuer einkaufen, um dann unsere Waren immer billiger ans Ausland zu liefern, und eine Teuerungswelle jagt die andere. Sollte die Mark aber wieder einmal steigen, so ist es mit unserer Ausfuhr vorbei.

Die Arbeitslosenunterstützung verschlingt Unsummen, und sie ist gewiß nicht geeignet, die Arbeitslust zu stärken. Dabei geht jetzt weit mehr Geld ins Ausland für Zigaretten und Schokolade, deren Hauptverzehrer die jugendlichen Arbeiter sind, als in den besten Friedenszeiten, und jeder Verkäufer von Textilwaren kann bestätigen, daß gute, haltbare, aber weniger moderne Stoffe von den jugendlichen Arbeitern und Angestellten abgelehnt werden; es muß das Modernste und Teuerste sein.

Hier könnte nur eine Radikalkur helfen:

1. Einführung eines Arbeitsdienstjahres, zugleich als Erziehungsmittel für die immer mehr verwahrloste Jugend.¹⁾
2. Sparzwang für unverheiratete Arbeitnehmer, mindestens bis zum Mündigkeitsalter.
3. Der nach der Art der Beschäftigung abgestufte Normalarbeitstag an Stelle des Achtstundentages.

Daß der Militärdienst im Frieden ein vorzügliches Erziehungsmittel war, das geben jetzt auch Leute zu, die 1918 sich vor Begeisterung über die Ab-

¹⁾ Vgl. dazu den Aufsatz „Deutsche Wirtschaft“ von Paul Schwabe im Septemberheft d. Js. Die Schriftleitung.

Schaffung des „Militarismus“ überschlugen. Jeder ältere Arbeiter, der selbst Soldat war, gibt es zu. Wenn an Stelle des Militärdienstes das Arbeitsdienstjahr träte, wie es in Bulgarien mit sehr gutem Erfolge eingeführt ist (auch weibliche Personen müssen dort sechs Monate lang für den Staat arbeiten), so würden nicht nur viele unserer jugendlichen Arbeiter, sondern auch die vielfach ebenfalls recht der strengen Zucht bedürftigen Sprößlinge unserer neuen Reichen zu ihrem eigenen Vorteile lernen, was eigentlich arbeiten heißt; und sie würden Disziplin lernen, eine Sache, die sie heute vielfach nur vom Hörensagen kennen. — Es könnten viele dringende öffentliche Arbeiten, die heute wegen der hohen Arbeitslöhne und aus Mangel an Mitteln liegenbleiben, ausgeführt werden. Es könnte der Wohnungsnot, die von Monat zu Monat schlimmer wird, ein Ende gemacht werden. Man könnte Odländereien der landwirtschaftlichen Benutzung erschließen und den Ertrag der Landwirtschaft steigern und alle vorhandenen Wasserkräfte ausbauen. Und endlich könnten die gewaltigen Kosten für die Arbeitslosenunterstützung gespart werden, denn Arbeitslose würden einfach, bis sich eine geeignete Stelle fände, zum Arbeitsdienst eingezogen. — Auch älteren Leuten müßte der freiwillige Eintritt gestattet sein.

Der Einwand, daß durch den Abbau des Achtfundentages die Arbeitslosigkeit vermehrt würde, fiele damit weg.

Die Jagd nach sogenannten Druckposten müßte rücksichtslos geahndet werden. Jeder Bureauarbeiter des Arbeitsdienstes müßte wissen, daß er bei ungenügenden Leistungen oder bei Versuchen, „Etappenschweinerei“ zu treiben, auch ganz gut für den Rest seines Dienstjahres zum Torfgraben kommandiert werden könnte, ohne allzu große Rücksicht darauf, ob er es „vertragen“ könnte oder nicht. Etwas spartanische Erziehung nach soviel Spartakus wäre Manchem nur gesund.

Der Achtfundentag wäre ferner durch den abgestuften Normalarbeitstag zu ersetzen. Es gibt einige Berufe, in denen acht Stunden Arbeit allerdings übergenug sind. Der Bergarbeiter z. B., der in stauberfüllten Räumen Arbeitende, der Gießereiarbeiter, der Glasbläser und noch manche andere setzen gewiß bei achtfundiger Arbeitszeit mehr an ihrer Gesundheit und Lebenskraft zu, als andere Berufe bei zehn- oder zwölfstündiger.

Unüberwindliche Schwierigkeiten bietet aber eine gerechte Abstufung der Arbeitszeiten nicht, sicher keine größeren, als die Abstufung der Tariflöhne und der Invalidenrenten. Die Arbeitsdauer für die einzelnen Berufe wäre unter Anhörung gewählter Arbeitervertreter gesetzlich festzulegen, jeder Versuch, sie durch Streik oder Sabotage zu durchbrechen, wäre durch Einstellung in den öffentlichen Arbeitsdienst zu bestrafen.

Für Angestellte und für Arbeiter endlich, die nur für sich selbst zu sorgen haben, wäre bis zu einem gewissen Alter der Sparzwang einzuführen, wie er während des Krieges in den Munitionsfabriken bestand. Es wäre ihnen nur soviel Geld zu belassen, wie zur Führung eines angemessenen, d. h. bescheidenen Lebens nötig ist. Aller Überverdienst wäre vom Arbeitgeber an den Staat abzuführen, der ihn gut verzinsen müßte. Auszuzahlen wäre er erst bei der Verheiratung, oder bei der Begründung eines eigenen Geschäfts, keinesfalls aber vor erreichter Mündigkeit. Eine Menge Geld, das jetzt für Zigaretten, Schokolade und Spirituosen ins Ausland geht, könnte so der deutschen Volkswirtschaft erhalten bleiben und könnte in derselben Richtung zur Gesundung

unseres Wirtschaftslebens arbeiten wie der Arbeitsdienst, d. h. es könnte zur Finanzierung öffentlicher Arbeiten verwendet werden.

Ich bilde mir nicht ein, mit diesen Vorschlägen etwas Neues zu sagen, im Gegenteil, sie haben gerade den Vorzug, daß sie sich alle schon einmal bewährt haben. Ich weiß auch, daß die Durchführung jetzt nicht so einfach ist, wie es scheinen könnte. Aber wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, und da an der Tatsache nicht zu rütteln ist, daß mehr Arbeit geleistet werden muß, wenn wir wieder empor wollen, so muß dieser Weg öffentlich erörtert werden, ohne gegenseitige Gereiztheit, aber auch ohne Zimperlichkeit und ohne Angstlichkeit vor dem Hohne, mit dem gewisse Leute nicht sparen werden.

Wenn es der Sozialdemokratie — ich spreche hier von den Führern — ernst ist mit dem viel erörterten „Wiederaufbau“, so darf sie diese Anregungen nicht mit phrasenhaften Entrüstungsrufen beantworten, sondern sie soll sagen, was nach ihrer Ansicht daran gut und was böse ist.

Den Vorwurf, daß diese Anregungen nicht demokratisch genug seien, kann sie auf keinen Fall erheben, es steht ihr ja aber frei, noch demokratischere zu machen, die auf noch mehr Arbeiten und auf mehr Sparen hinauslaufen.

Wenn ein Weg durch eine Wüstenei gebahnt werden soll, so muß erst die allgemeine Richtung festgelegt werden, und mich dünkt, daß diese die richtige sei. Stößt man auf Wasserläufe, die man nicht überspringen kann, so wird man sie überbrücken müssen; mit dem nötigen guten Willen geht alles.

Unsere Arbeitskraft ist der einzige Goldwert, den wir noch haben, und damit ist in den letzten Jahren eine unerhörte Verschwendung getrieben worden. Das muß endlich aufhören.

Unsere Jugend wird angestrengt arbeiten und sparen müssen. Ihr das zu predigen, ist erfahrungsgemäß nutzlos, also wird es nötig sein, daß wir sie dazu erziehen. Da es sich aber zunächst um erwachsene Jugend handelt, der während des Krieges die rechte Zucht fehlte, so vermag das der Einzelne nicht, der Staat muß helfen.

Heraus!

Heraus, mein Herz, aus deinem Jammer!
Mein krankes Herz, verzage nicht!
Heraus aus deiner dunklen Kammer!
Und suche Licht, so findest du Licht.

Drum mutig: Satan nimmt die Waffen —
Auf, gürte dich zu Lauf und Stand!
Erzittere nicht vor Gottes Affen,
Denn seine Wehr zerstäubt wie Sand.

Es gilt, mit Gott hineinzufahren,
Mit Gott wird unten oben sein.
Denk' der Jahrtausende, die waren,
Jahrtausende, die werden sein.

Ernst Moritz Arndt.



Achtstundentag.¹⁾

Von * * *

Durch Anordnung der Volksbeauftragten vom 23. November 1918 wurde für die Zeit der Demobilmachung der Achtstundentag für gewerbliche Arbeiter gesetzlich festgelegt. Die Anordnung gilt bis zum 31. Oktober 1922. Bis dahin soll das Arbeitsgesetz verabschiedet sein, das dann reichsgesetzlich den Achtstundentag regeln wird. In Nr. II der Anordnung heißt es: Die regelmäßige tägliche Arbeitszeit ausschließlich der Pausen darf die Dauer von acht Stunden nicht überschreiten. Nach Nr. X wird mit Geldstrafe oder Gefängnis bestraft, wer der Anordnung zuwiderhandelt. Entsprechendes gilt für gewerbliche Angestellte auf Grund der Verordnung vom 18. März 1919.

Die arbeitswilligen und arbeitsfreudigen Hand- und Kopfarbeiter haben ein berechtigtes Interesse daran zu erfahren, welche Rechte ihnen nach jenen Verordnungen zustehen. Der durch den Krieg und die Revolution hervorgerufene Arbeitsunwille, besonders bei den von Unterhaltspflichten freien, unverheirateten Personen, sowie die Stimmungsmache gewissenloser, meistens gut bezahlter Hetzer haben unter der arbeitenden Bevölkerung den Anordnungen einen Sinn beigelegt, der dem gesunden Menschenverstand, einer praktischen Volkswirtschaft, dem Wohle der Arbeiter selbst, und schließlich dem Gesetz, namentlich dem höchsten aller Gesetze, der Reichsverfassung, widerspricht. Diese bestimmt nämlich im Art. 103 Abs. 2 Satz 1: Jedem Deutschen soll die Möglichkeit gegeben werden, durch wirtschaftliche Arbeit seinen Unterhalt zu erwerben.

Dieses verbürgte Recht des Arbeiters kann ihm weder Anordnung noch gewöhnliches Reichs- oder Landesgesetz rauben. Dann müßte schon die Verfassung geändert werden. Reicht der Verdienst aus dem Arbeitsverhältnis nicht für den Unterhalt seiner Familie aus, so hat er ein Recht darauf, sich seinen Unterhalt durch weitere Arbeit zu erwerben, also notfalls durch mehr als achtstündige Arbeit bei demselben oder einem anderen Arbeitgeber. Die Achtstundentagsverordnung war durchaus sozial gedacht und wollte den Arbeitern grundsätzlich eine Höchstarbeit von acht Stunden gewährleisten. Sie konnte sich aber sozial nicht auswirken, da ihr die weitest verbreitete marxistische Auffassung von der Arbeit als Ware (Leistung) entgegenstand. Diese tatsächlich egoistisch-kapitalistische und durchaus unsoziale Bewertung der Arbeitskraft steht im geraden Gegensatz zu unserer alten gut deutschen lebensrechtlichen Auffassung. Dafür, daß der Beliehene für den Lebensherrn Arbeiten verrichtete, sorgte dieser nicht nur für jenen allein, sondern auch für seiner Familie Unterkunft und Verpflegung. Solange wir nicht zu dieser deutschen Rechtsauffassung der verbürgten Gegenseitigkeit zurückkehren, wofür von jeher unsere bedeutendsten deutschen Sozialwirtschaftler und Rechtslehrer, wie von Unruh, Gierke, eingetreten sind, wird sich das von allen ehrlichen Deutschen erstrebte Ziel des idealen Achtstundentags nie erreichen lassen. Das stärkste praktische Hindernis sind die in dieser Beziehung geradezu verheerend wirkenden, sinnlos gleichmacherischen Tarifverträge, die stumpfsinnig ohne Rücksicht auf die Zahl seiner Unterhaltsberechtigten, meist auch sein Alter, jedem Arbeiter für seine

¹⁾ Aus: Arbeitszeit — Arbeitspflicht — Arbeitszwang, Verlag Ernst Letsch, Hannover.

Arbeit denselben Lohn bewilligen. Sie sind schuld daran, daß auf der einen Seite die jugendlichen unverheirateten Arbeiter heute in Saus und Braus leben und zu Deutschlands wirtschaftlichem und sittlichem Untergang Milliarden für Alkohol, Tabak, Nascbereien, Kino und Weiber ausgeben, während verheiratete Familienväter nicht wissen, woher sie das Allernotwendigste nehmen sollen. Für die in der Regel mindestens 4 köpfige Familie reicht der Lohn einer 8 stündigen Arbeitszeit nicht aus, er muß, wenn er nicht stehlen oder mit den Seinen verhungern will, mehr als 8 Stunden arbeiten. Diese freiwillige Arbeit (Mehrarbeit im Sinne der Anordnung), auf die er nach der Reichsverfassung ein Recht hat, ist niemals strafbar, einerlei, ob sie demselben oder einem anderen Arbeitgeber geleistet wird. Jede andere Auslegung der Art. II in der Anordnung der Volksbeauftragten ist falsch und widerspricht der Reichsverfassung.

Ihr Sinn ist der, daß kein Arbeitgeber seinen Arbeiter, ohne sich strafbar zu machen, zu mehr als 8 stündiger Arbeit anhalten kann, und daraus, daß ihm sein Arbeiter solche Mehrarbeit verweigert, Rechte, besonders das der Dienstentlassung, herleiten kann. Der Arbeiter dagegen darf so lange und so viel arbeiten, wie er will, und kein Gesetz kanns ihm verbieten.

Selbstverständlich ist, das beweisen auch die Worte: ausschließlich der Pausen, daß durch die acht Stunden nur die tatsächlich geleistete Arbeit begrenzt ist, wozu, wie natürlich, auch die Ausbildungszeit auf einer Fortbildungsschule oder dergleichen rechnet. Dagegen ist keine Arbeit im Sinne der Verordnung das Aufräumen der Arbeitsstätte nach Beendigung der Arbeit. Das ist eine selbstverständliche, durch Elternhaus und Schule anerzogene Pflicht jedes ordnungsliebenden Menschen. Keine Arbeit ist ferner der Weg zur Arbeitsstätte. Eine andere Frage ist die rein wirtschaftlich-soziale und dem alten deutschen Recht immer eigene, daß der Weg zur Arbeitsstätte mit zu vergüten ist. Aber damit wird diese Versäumnis noch lange keine Arbeit. Nur die in Wahrheit egoistisch-kapitalistische Auffassung von Marx konnte bei sehr vielen deutschen Volksgenossen den natürlichen Sinn alter deutsch-rechtlicher Wirtschaftsauffassung verwirren.

Kehren wir endlich in Recht und Wirtschaft zu unseren deutschen Rechtsidealen zurück, und leisten wir der historisch-materialistischen Auffassung entschiedenen Widerstand! Dann läßt sich das Ideal des Achtstundentags auch verwirklichen. Wir würden viel zufriedener und arbeitsfreudigere Gehalts- und Lohnempfänger groß ziehen, wenn wir Grundlöhne und Grundgehälter soweit erhöhten, daß Mann und Frau, als Grundstock der Familie, ihrer Vorbildung und Lebenshaltung entsprechend davon recht schaffen, nicht nur notdürftigst leben können, dem unverheirateten Arbeiter ohne Unterhaltspflichtige aber nur $\frac{2}{3}$ dieser Grundwerte bewilligten. Bei dieser Regelung würden keine höheren, wahrscheinlich sogar geringere Beträge als bisher für Löhne und Gehälter ausgegeben werden. Die volksunwirtschaftlichen Ausgaben Jugendlöcher würden verhindert; die Jugend selbst würde vor Entfittlichung bewahrt.

Bis in unsrer Zeit des krassesten Materialismus die deutsche Auffassung von Recht und Wirtschaft sich wieder eingebürgert hat, muß man, wie es z. B. im Interesse der Kriegsbeschädigten geschieht, durch gesetzliche Vorschrift dafür sorgen, daß verheiratete oder sonstwie unterhaltspflichtige Arbeiter gegenüber unverheirateten, von Unterhaltspflichten freien nicht benachteiligt werden.

Arbeitspflicht.¹⁾

Von * * *

Die Reichsverfassung setzt für jeden deutschen Staatsbürger ein Recht auf Arbeit fest. Sie bestimmt im Artikel 167: „Jedem Deutschen soll die Möglichkeit gegeben werden, durch wirtschaftliche Arbeit seinen Unterhalt zu erwerben.“ In Ausführung dieses Grundrechts hat das Reich durch die Erwerbslosenfürsorgegesetzgebung Staatsbürgern, denen jene Möglichkeit fehlt, staatliche Unterstützung zugesichert, und gewährt sie seitdem. Diesem Grundrecht auf Arbeit entspricht naturnotwendig die staatsbürgerliche Pflicht zur Arbeit. Es wäre ein staatswirtschaftlicher Unsinn, diese vom Staat entsprechend dem Recht auf Arbeit geforderte Arbeitspflicht hinwegzuleugnen. Man hätte sie ausdrücklich in der Verfassung hervorheben sollen. Psychologische Momente, der allgemeine Arbeitsunwille nach Krieg und Revolution, die Angst vor den eigenen Parteigenossen, haben es vielleicht der Nationalversammlung für angezeigt erscheinen lassen, das Selbstverständliche in diesem Falle nicht auszudrücken. Unter Berücksichtigung dieser Arbeitspflicht muß die Erwerbslosenfürsorge praktisch gelöst werden. Solange ein Staatsbürger seiner Arbeitspflicht nicht nachkommt, hat er keinen Anspruch auf Fürsorge wegen Arbeitslosigkeit. Bei unserer durch den Schandvertrag von Versailles geschaffenen wirtschaftlichen Notlage muß man aus staatswirtschaftlichen Interessen fordern, daß jeder Staatsbürger, wenn er seiner Vorbildung entsprechende Arbeit nicht findet, auch zu solcher Arbeitsleistung verpflichtet ist, die ihm billigerweise mit Rücksicht auf seine Körper- und Geistesbeschaffenheit zugemutet werden kann.

Die überstürzte Demobilmachung infolge der Revolution, die ein Heer von Arbeitslosen schuf, zwang zu schnellster Regelung der Arbeitslosenfürsorge. Wenn es dem Feindbünd und dem durch ihn wirkenden internationalen Überkapitalismus gefällt, unsere Währung „zu stabilisieren“, wird abermals die Zahl der Erwerbslosen ins Ungemessene steigen. Denn dann wird unsere Industrie wettbewerbsunfähig und zur Einstellung ihrer Betriebe gezwungen, wenn sie nicht zu Hungerlöhnen ihre Arbeiter und Angestellten weiterbeschäftigen soll. Der rechnende Geist des Versailler Vertrags, der das deutsche Volk als weltbekannt arbeitsamstes Volk auf Ewigkeit verknachten will, wird uns niemals mit der „Stabilisierung“ der Mark ihren Vorkriegswert wieder gewähren, nachdem er uns das Gold als Grundlage einer soliden Währung geraubt hat.

Die Erwerbslosenfürsorge in ihrer bisherigen Form war ein Notbehelf, aber niemals eine wirtschaftlich ideale Einrichtung. Sie verbrauchte Mittel der Gesamtheit, ohne neue Werte zu schaffen. Es ist höchste Zeit, daß wir wirtschaftlichere Wege einschlagen.

Die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland hat der Versailler Vertrag durch den Artikel 173 abgeschafft. Nach Artikel 177 dürfen sich außerhalb des auf 100 000 Mann festgesetzten Söldnerheeres Vereinigungen jeglicher Art nicht mit militärischen Dingen, namentlich der Ausbildung im Waffenhandwerk, befassen. Nach Artikel 178 sind alle Mobilmachungsmagnahmen, oder solche, die darauf hinzielen, untersagt. Der Vertrag von Versailles hindert uns aber nicht, ähnlich wie z. B. in Bulgarien, eine allgemeine Arbeits-

¹⁾ Aus: Arbeiterrecht — Arbeitspflicht — Arbeitszwang, Verlag Ernst Letsch, Hannover.

p flicht für jeden Staatsbürger einzuführen. Das nur mäßig bevölkerte Bulgarien verpflichtet jeden Staatsbürger, einerlei ob Mann oder Frau, eine kurze Zeitspanne im Jahre seine Arbeitskraft dem Staate zur Verfügung zu stellen. In dieser Zeit werden z. B. sämtliche Straßen und öffentliche Schulen instandgesetzt. In Deutschland beginnt der Gedanke einer solchen Arbeitspflicht jetzt mehr und mehr Fuß zu fassen. Wir treffen sie schon vielfach in unseren Sportvereinen. Da die mangelnden Mittel ihnen nicht mehr erlauben, ihre Sportplätze durch bezahlte Arbeiter instand zu setzen und zu halten, leisten sie freiwillig diese Arbeit nach selbstauferlegter Arbeitspflicht. Unsere sportfreundliche Jugend geht mit gutem Beispiel voran. Ihr wird der Gedanke also gar nicht mehr fremd sein, wenn ihn das Reich aufnimmt.

Bei unserm 60 Millionen-Volk soll man daher endlich zur wirtschaftlichen Behebung der Ernährungsnot die allgemeine Arbeitspflicht für jeden arbeitsfähigen, unverheirateten männlichen und weiblichen Staatsbürger für mindestens sechs Monate einführen, sobald er sein 18. oder wenigstens 20. Lebensjahr vollendet hat.¹⁾ Dann ist mit einem Schlage die Erwerbslosenfürsorge in der Hauptsache praktisch gelöst. Die Arbeitspflicht wird mindestens eine halbe Million jugendlicher Arbeiter und Arbeiterinnen (Angestellte) aus der Menge der übrigen Arbeiter herausziehen. Der jugendliche unverheiratete Arbeiter nimmt dann nicht mehr dem älteren, meist verheirateten eine Arbeitsstelle weg. Die Jugend, die so dringend heutzutage der Erziehung überhaupt, auch der zur Arbeit bedarf, kommt in Fucht und Pflege. Durch Unterricht neben der Arbeit wird sie weiter gebildet, durch Sport und geregelte Ernährung wird sie für das Leben gekräftigt. Die Arbeitspflichtigen sind zu Arbeitsverbänden zusammenzufassen, ihrem wirtschaftlichen Zweck entsprechend am praktischsten wohl nach Kommunalverbänden. Der Staat, das Land, die Gemeinde, je nach Bruchteilen ihrer Leistungsfähigkeit, haben während der Arbeitspflichtzeit für Ernährung, für Kleidung, Ausbildung und notfalls einfachste Unterkunft der Arbeitspflichtigen aufzukommen. Dafür hat der Arbeitspflichtige unentgeltlich gemeinnützige Arbeit zu leisten. Die Arbeiten, die ihrer harren, sind mannigfaltig, jeweils dem dringendsten Bedürfnis angepaßt. Ältere Kopf- und Handarbeiter müssen zur Ausbildung, Überwachung und Vorarbeit herangezogen werden. Was könnten heute die Gemeinden an Kosten sparen, wenn sie solche Arbeitspflichtigenkommandos für Wohnungsbau, Straßenbau, Kanalbau, Rodungen, Talsperrenbauten usw. schon zur Verfügung hätten! Aus Gründen der Erziehung und mit Rücksicht auf den Arbeitserfolg wird man nicht gleichzeitig an derselben Stelle Lohnarbeiter und Arbeitspflichtige beschäftigen, wohl aber an benachbarten Stellen, wo der eine sieht, was der andere schafft, so daß ganz von selbst ein gesunder Wettbewerb nach fleißigerer und besserer Arbeit einsetzt. Die weiblichen Arbeitspflichtigen könnten zu praktischen Hausfrauen ausgebildet, daneben unter Aufsicht und Anleitung zu öffentlicher Fürsorge im weitestem Maße herangezogen werden. Der Gedanke der Mittelstandsküchen sollte erweitert, staatliche Speisehäuser sollten für alle diejenigen geschaffen werden, die infolge Alter oder Gebrechlichkeit heute am schwersten zu tragen haben und ein furchtbares Hungerdasein führen. Dabei könnte ein Teil der weiblichen Arbeitspflichtigen tätig sein. Ein anderer Teil könnte für Instandsetzung und Instandhaltung von Kleidung und Wäsche dieser Ärmsten sorgen. Dies nur eine Möglichkeit ihrer Beschäftigung.

¹⁾ Vgl. den Aufsatz „Deutsche Wirtschaft“ von Paul Schwabe im Septemberheft d. Js. Die Schriftleitung.

Der Aufgaben, die in sozialer und sozialwirtschaftlicher Hinsicht von solchen Arbeitspflichtigen geleistet werden können, sind unendlich viele. Durch solche Arbeiten wecken und stärken wir in unserer Jugend wahren Gemeinsinn, der uns so bitter not tut in unserer Zeit des trassesten Materialismus, wo jeder nur an sich denkt. Da jeder arbeitsfähige Staatsbürger ohne Unterschied seiner Abstammung oder Vorbildung Arbeitspflicht leisten müßte, erzögen wir unsere Jugend zu richtigem Verständnis und richtiger Wertung der Arbeitskraft jedes seiner Volksgenossen. Hier haben wir ein Mittel, den von selbstsüchtigen Aereisen in unser deutsches Volk hineingetragenen Gedanken des Klassenkampfes, des Streites aller wider alle, bei dem nur der Dritte sein Schäfschen ins Trockene bringt, wirksam zu begegnen. Ein von jedweder Parteipolitik freier staatsbürgerlicher Unterricht, der den Staat, Staatswirtschaft, namentlich Rechte und Pflichten des Staatsbürgers klarlegt, wird dazu beitragen, den staatsfeindlichen Gedanken des Klassenkampfes als solchen zu entlarven. Bricht sich diese Einsicht erst einmal in der breiten Masse Bahn, so ist unseres Volkes Aufstieg trotz alledem gewiß. Der Staat muß dann aber mit ganz anderen Mitteln den Klassenkampf in Wort, Schrift und Tat bekämpfen, als es bisher unser Strafrecht tat. Keine Strafe ist streng genug, wenn es gilt, das deutsche Volk, das deutsche Vaterland vor seinem Untergange zu bewahren.

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 18. September 1922.)

1.

An Regierung und Parteien Deutschlands möchte man immer wieder die Frage richten: wie denken sie sich eigentlich die weitere innere und äußere Entwicklung unseres Vaterlandes? Welches Ziel hat man aufgestellt? — Erkennlich ist für die armen deutschen Untertanen leider keines.

Was das äußere Schicksal anbetrifft, so ist vielleicht folgende Überlegung am Plage: wenn die Feinde mit List und Brutalität den letzten Goldschatz aus Deutschland herausgepreßt haben werden, wird auch die Erfüllungspolitik ihre endgültige Verewigung erfahren haben. Denn die Feinde haben es dann mit Hilfe des Valutakrieges in der Hand, alles was wir auf Grund des Versailler Vertrages noch zahlen und leisten, so niedrig anzusetzen, daß immer noch ein unerfüllbarer Rest für die Zukunft bleibt.¹⁾

Die Leiter der deutschen Geschicke werden bei allen ihren schönen Reden schließlich doch nicht umhin können, auch einmal zu überlegen: was wollen denn die Feinde? Sie werden hierzu öffentlich Stellung nehmen müssen. — Wenn man die große, durch Tagesfragen, Konferenzen und ähnliche Veranstaltungen nur sehr nordürftig verschleierte Linie der feindlichen Politik vor dem Kriege, seit Kriegsausbruch und gar erst nach dem sogenannten Friedensschluß verfolgt, muß man, wenn man nicht blind ist, zu dem Schluß kommen, daß die Vernichtung der deutschen Staatsmacht, der deutschen Wirtschaftsmacht

¹⁾ Als z. B. Österreich und die Tschechei ihren Vertrag abgeschlossen hatten, wonach Lieferungen aus dem zweiten Land für das erste vereinbart waren, stieg sofort die tschechische Krone ins Ungeheuerliche. Glaubt man, daß Deutschland in ähnlicher Lage anders behandelt zu werden braucht als Österreich?

und letzten Endes der deutschen Geistesmacht das große Ziel ist, das die Feinde mit allen Mitteln planmäßig verfolgen. Der Friede ist nur eine Etappe dieses Krieges. Sollte die Leitung des Deutschen Reiches anderer Meinung sein, so möge sie sie offen aussprechen, aber auch zu beweisen versuchen. Bevor sie das nicht tut, werden wir gut tun, an unserer bitteren Erkenntnis festzuhalten, — an einer Erkenntnis, die von völkischen Krisen zum mindesten schon seit Kriegsausbruch, vielfach schon vorher ausgesprochen ist.

Weiter mögen sich die Lenker unseres Landes endlich einmal dazu äußern, was sie zu tun gedenken, um dem deutschen Volk eine Sinnesrichtung beizubringen, die ein solches Volk lebensfähig macht und erhält. Denn die Lebens- und Entwicklungsfähigkeit eines Volkes dürfte doch immer noch das oberste Ziel einer Regierung sein. Oder macht die deutsche eine Ausnahme? Wenn nein, muß man weiter fragen: Glaubt man tatsächlich immer noch, die Lebensfähigkeit der Deutschen dadurch zu gewährleisten, daß man sie gemäß § 143 der Weimarer Verfassung „im Geiste der Völkerverständigung“ erzieht? Niemand kann doch an der Tatsache vorbeigehen, daß ein gewisser Friedenszustand unter einigermassen gleich Starken und Kampfbereiten möglich ist, die sich gegenseitig achten, daß dieser Zustand aber sofort aufhört, sobald jemand in diesem Kreis durch Schwäche und Ohnmacht die anderen Starken zum Angriff geradezu einladet. Die Weisheit Schillers

„Es kann der Beste nicht im Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.“

soll nach dem Willen der Väter dieses § 143 den von lauter mehr oder weniger „bösen“ Nachbarn umringten Deutschen nicht zugute kommen. Weshalb nicht? Folgerichtig wäre es nur und für die Lebensfähigkeit unseres Volkes allerdings äußerst wichtig, wenn die Schöpfer des angeführten Paragraphen dann wenigstens auch nach innen die Forderung der Verständigung aller Stände, Parteien und Klassen festgelegt hätten; aber — sonderbar! —, dieselben Männer verkünden getreu ihrem für sie allein maßgebenden Parteiprogramm für die innere Politik den Klassenkampf, d. h. die Verewigung des Bürgerkrieges. Ist das der wahre Geist der Verständigung? Nie und nimmer! — Und die Zeit ist gewiß nicht mehr fern, da man die Verkünder solcher ungeheuerlichen Unstimmigkeiten allgemein als Volksverbrecher erkennen und verdammen wird.

Denn letzten Endes dient eine solche Einstellung — die Frage, ob sie bewußt oder unbewußt erfolgt, mag ausgeschrieben bleiben — nur den Belangen der Feinde. Alles, was seit der Revolution bei uns an Verfassungs- und sonstigen einschneidenden Änderungen vorgenommen ist, hat mittelbar oder unmittelbar unsere Lebensfähigkeit als Volk und Staat herabgemindert, das Übergewicht der Feinde also gestärkt. Wie es eine Lüge und Kriegslist war, wenn die Feinde erklärten, sie kämpften nur gegen die angeblich vorhandene Autokratie und Herrschschaft bei uns, genau so war es eine Lüge und Kriegslist, wenn sie vorgaben, sie würden ein demokratisches Deutschland gut und im Geiste der Verständigung behandeln. Eines Beweises bedarf es gewiß nicht mehr.

Es wird den Nutznießern unserer „Demokratie“, welche mit der sozusagen auf feindlichen Befehl vorgenommenen Revolution in die Höhe kamen, nichts anderes übrig bleiben, als eines schönen Tages zu erklären, daß auch sie die Opfer dieser Kriegslist und Lüge geworden sind. Oder sollten sie gewußt haben, was sie taten? Sie werden erklären müssen, sie hätten eingesehen, daß die Lebensfähigkeit eines Volkes nicht durch abgezogene Wünsche von weltfremden Stubengelehrten und geschichtsunkundigen Parteifanatikern mit Hilfe

ausgeklügelter Paragraphen erhalten wird, sondern daß sie täglich neuen Proben und Angriffen ausgesetzt ist, auf die man sich eben auch täglich neu um- und einstellen muß. Sie werden erklären müssen, daß nur der ständig wache Blick auf die Umwelt, nicht der Blick auf das innere, doktrinaire Parteiprogramm, die Möglichkeit an die Hand gibt, sich in einer feindlichen Umwelt zu behaupten. Wenn sie damit Gefahr laufen, ihre Anhängerschaft und damit ihre Machtstellung zu verlieren, so mag und muß ihr Gewissen darüber entscheiden, was wichtiger ist: ihre Partei- und Machtstellung oder die Lebensfähigkeit des ganzen Volkes. Ein Mann von Ehre und Gewissen wird keinen Augenblick im Zweifel sein, wie er sich in einem solchen Zweifelpalt zu entscheiden hat. Verlangt man zuviel, wenn man von einem Deutschen Ehre und Gewissen verlangt? Die Erkenntnis darüber, daß die ganze neurepublikanisch-demokratische Politik mit ihrem Gefolge von unerhörter Zerrissenheit, ja Anarchie im Innern, Ohnmacht und Würdelosigkeit nach außen nur die Vernichtung des Reiches und somit den Vorteil der Feinde gefördert hat, wird aber auf die Dauer kein Gesetz zum Schutz der Republik, keine noch so scharfe Unterdrückung und Verfolgung des völkischen Geistes, keine Vereinsauflösung aufhalten. Schon die Tatsache, daß zufolge des Valutabetruges auf die Dauer jeder Arbeiter, wo er auch steht, um die Früchte seines Fleißes geprellt wird, muß diese Erkenntnis fördern. Die Erkenntnis völkischer Lebensgesetze ist durch nichts aufzuhalten, ebensowenig, wie man die Herzen völkisch gesinnter Kreise dadurch gewinnt, daß man einmal im Jahre „Deutschland, Deutschland über alles“ singt — während man sie sonst planmäßig verfolgt.

2.

Noch weitere Erkenntnisse werden nicht aufzuhalten sein. Sie drängen sich von selbst auf.

Dieselbe große christliche Partei, welche in der nördlichen Hälfte des Reiches fanatisch unitarisch, republikanisch, pazifistisch, international gefärbt ist — wenigstens in ihren maßgebenden Persönlichkeiten —, ist im Süden des Reiches föderalistisch, monarchisch, aggressiv und national. Die Gegensätze zwischen Nord und Süd, wie sie in dem Dauerkonflikt München-Berlin offen zutage treten, und die — siehe den Leoprechting-Prozeß! — sowohl von Frankreich wie von Berlin aus auf allerhand Arten verschärft werden, haben einen unerträglichen Zustand geschaffen, der dadurch nicht behoben wird, daß von Zeit zu Zeit irgendwelche Abmachungen einen Schleier darüber zu breiten scheinen. Unverkennbar besteht die Gefahr, daß die ganz gewiß ehrlichen großdeutschen und nationalen Bestrebungen im Süden von einer Macht als Vorspann benutzt werden, welche sehr starke Fäden sowohl in Berlin wie im Süden in der Hand hält, Fäden — die vermutlich auch durch die Hände des Nuntius laufen. Es wäre ein Zusammenspiel zwischen Nord und Süd denkbar, welches die Gegensätze bis zur Siebehitze steigert und dann — die Nationalen ins Treffen ruft und schießt. Die Folgen könnten Bürgerkrieg und Separation des Südens sein. Bei einer solchen Entwicklung würden die Nationalen ganz gewiß die Fache bezahlen, denn sie würden so im Vordertreffen stehn, daß das ganze Odium auf sie fallen würde. Träte die angedeutete, befürchtete Entwicklung ein, wäre Norddeutschland dem Bolschewismus preisgegeben, der alle glücklichen Zukunftskeime vernichten würde — nicht nur die nationalen. Der einmal abgetrennte Süden aber würde schwerlich wieder zum Norden so bald zurückfinden. Man mache sich klar, welche Mächte von einer solchen Entwickl-

lung Vorteil hätten: einmal der ganze Feindbund, der Deutschland auf unabsehbare Zeiten in Ohnmacht und Zerrissenheit erhalten sehen will; ferner die Großmacht Juda, welche in dem Fortschreiten der Weltrevolution und der Russifizierung Norddeutschlands einen neuen Sieg erblicken würde; endlich eine geistige Macht, deren Leitung nicht deutsch ist und welche in dem Kaisertum der protestantischen Hohenzollern immer einen Widerstand gegen ihre weltumspannenden Pläne gesehen hat. Wie weit diese Mächte an einem Strange ziehen könnten, bleibe dahingestellt.

Jeder, der sich seiner Verantwortung bewußt ist, muß sich daher ernstlich prüfen, ob und inwieweit er unbewußt solche feindliche Pläne fördert. Die international ausgerichtete Arbeiterschaft weiß allerdings immer noch nicht, was sie getan hat, als sie mit der Revolution Deutschlands Wehrmacht und damit seine Lebensfähigkeit zerschlug, und was sie tut, wenn sie inmitten einer feindlichen, brennenden Welt — in der sogar eine Türkei für ihr Daseinsrecht erfolgreich zum Schwert greift — auf Geheiß der hohnlachenden Sowjetführer „Nie wieder Krieg“ ruft. Von den anderen Parteien aber muß man mehr Einsicht verlangen: von den zahllosen bewußt deutschen Zentrumsanhängern, daß sie sich einmal fragen, wie es kommt, daß der Erzbischof von München ein überaus scharfes Verdammungsurteil gegen die Revolution erst 1922, nicht schon 1918 fand, während ein Anhänger der gleichen Partei, Wirth, erklären durfte, er würde im Zweifelsfalle auf seiten des — revolutionären — Proletariats stehen; von den Anhängern des nationalen Gedankens in Bayern, wem sie denn eigentlich dienen, wenn sie sich in eine gar zu laute Straßenpolitik hineintreiben lassen.

3.

Inzwischen hat auch wieder einmal der Völkerbund getagt — eine hübsche Vereinigung, die einer ganzen Anzahl von Diplomaten und sonstigen Funktionären meist halbjüdischen oder jüdischen Ursprungs bzw. judenfreundlicher Gesinnung von Zeit zu Zeit erlaubt, auf Kosten ihres Landes eine nette Reise zu machen und in einem angenehmen Lande eine erholende und anregende Zeit zu verleben. Anfang September also tagte man in Genf und gab damit der deutsch gedruckten Marxistenpresse Gelegenheit, lange Berichte zu bringen und so in biederen Arbeiterhirnen starke aber unrichtige Vorstellungen über die Bedeutung, Macht und Weisheit des Völkerbundes zu erregen. Denn, nicht wahr: der deutsche Arbeiter soll und muß doch an die Güte der Welt, an die Solidarität der Staaten und Völker glauben, an irgendeine außerhalb Deutschlands vorhandene unsagbar hohe und edle Instanz, die Deutschland um seiner schönen Augen willen helfen und aller Not ein Ende machen wird. Der deutsche Arbeiter soll nach dem Willen seiner marxistischen Führer diesen Aberglauben haben, damit er nur ja nicht eines Tages auf den vielleicht recht nahe liegenden Gedanken kommt, Deutschland solle sich selbst helfen. Auf dieser Tagung in Genf nun hat Lord Robert Cecil eine unsagbar edle Rede gehalten, ganz wie sie der Deutsche gern hat. Er hat die Lösung der oberschlesischen Frage bewunderungswürdig gefunden und die „hervorragende Leistung Calonders“ bewundert. Als Engländer konnte er kaum etwas anderes sagen. Er hat geradezu ergreifend von dem furchtbaren Grauen gesprochen, das über Rußland hereingebrochen wäre. Er hat sogar Worte für Österreich gefunden und gemeint, das österreichische Problem sei von einer Bedeutung, die gar nicht unterschätzt werden dürfte. (Sonderbar ist allerdings nur, daß diese Rede im Völkerbund mindestens zwei Jahre zu spät kommt. Wird das die Regel im

Völkerbund sein? Ich fürchte: ja. Doch dies nur so nebenbei!) Lord Cecil hat aber bei dieser Gelegenheit folgendes auch gesagt: „Sachverständige Beobachter erklären, daß die Art, in der die Krise sich äußert, nämlich der Sturz der Mark, wohl dazu führen könnte, daß es nur noch die Frage von Monaten sein könnte, bis Deutschland sich in derselben Lage befindet wie Österreich.“¹⁾ Hiermit scheint der edle Lord ausnahmsweise einmal nicht post festum geredet, sondern den warnenden Propheten gespielt zu haben. Allerdings ist das Prophezeien nicht sonderlich schwer, wenn der Prophet mehr oder weniger selbst in der Lage ist, das herbeizuführen, was er prophezeit, und wenn er den vorausgesagten Zustand obendrein herbeiführen will. Tatsache ist, daß es nicht erst Monate bedurft hat, österreichisch-russische Zustände bei uns auf dem Preismarkt herbeizuführen, und mit Recht haben uns die Feinde in einer ihrer Notizen zu Gemüte geführt, daß Deutschland „sowohl jeden inneren wie äußeren Kredit verloren habe“.

Herr Reichskanzler Dr. Wirth, dessen erleuchtete Weisheit uns führt, und der noch nie das Gegenteil von dem getan hat, was er sagte, erklärte aber gelegentlich des Empfanges des Oberschlesischen Hilfsbundes: Die tiefe Bedeutung des Reparationsproblems liege darin, den Gedanken des Wiederaufbaues Europas und der Welt aus den Händen der Machtpolitiker hinüber zu schieben auf das Gebiet nüchterner wirtschaftlicher Erwägungen. Wir glauben nicht, daß ihm diese „Schiebung“ gelingen wird, denn er scheint noch nicht voll erfaßt zu haben, daß das Ganze wirklich nur ein reines Machtproblem ist, das sofort aufhört, ein solches zu sein, sobald Deutschland wieder irgendeine greifbare Macht in die Waagschale zu werfen hat. Eine solche Macht würde es ganz allein schon darstellen, wenn es durch die Regierung einmal restlos über die Todesgefahr, in der es schwebt, aufgeklärt und zum geschlossenen Einspruch aufgefordert würde. Sonderbarerweise liebt es aber die demokratisch-republikanische Regierung gar nicht, schon seit den Novembertagen 1918 nicht, das Volk über seine Lage aufzuklären und dann zur Einigkeit aufzurufen. Herr Wirth lebt augenscheinlich des seit Bethmann spukenden Glaubens, daß allein Wirtschaft Inhalt der Politik ist, und scheint zu übersehen, daß andere Völker, die die wirtschaftlichen Belange den höheren und wichtigeren Gesichtspunkten der nationalen Ehre, Macht und Lebensfähigkeit unterordnen, sich Deutschland überlegen gezeigt haben. Daß endlich Herr Wirth nicht vom Aufbau Deutschlands, sondern von dem Europas und der Welt gesprochen hat, nimmt bei einem neudeutschen Staatsmann nicht Wunder. Unter Europa tun sie es einmal nicht, — haben aber leider noch nicht erwiesen, daß sie imstande wären, Possemudel aufzubauen. Schade nur, daß Deutschland über der Aufgabe, Europa wieder aufzubauen, zugrunde gehn wird, und mit ihm wohl endlich auch die Kanzlerherrlichkeit eines Wirth.

4.

Konferenzen haben stattgefunden und werden wieder stattfinden. Es verlohnt sich kaum, die Orte der Zusammenkünfte festzuhalten. Irgend etwas Greifbares ist seit der verhängnisvollen Unterzeichnung des Friedensvertrages für uns dabei nicht herausgekommen und wird auch nicht herauskommen. Das ist undenkbar, einmal, weil unsere derzeitige Regierung an einer falschen Ein-

¹⁾ „Vorwärts“ Nr. 422 vom 7. September d. Js.

stellung gegenüber äußerer und innerer Politik unheilbar erkrankt ist; und ferner, weil der gute Wille bei den Feinden einfach fehlt. Aber leider ist es nicht nur unsere Regierung, die an falscher Einstellung leidet. Das Schlimmere ist, daß unser Volk in seiner Mehrzahl auch immer noch weit entfernt davon ist, die Dinge richtig zu sehen, wie sie sind. Die Marxistenpresse trägt natürlich daran die größte Schuld, ganz abgesehen von den furchtbaren Unterlassungssünden der vorrevolutionären Regierung. Wie gebannt starrt das Volk auf die innerpolitische Entwicklung, ohne sich um das Äußen zu kümmern. Das war schon im Kriege so, als man ihm durchaus einreden wollte, der Krieg könnte ohne die Aufhebung des preußischen Dreiklassenwahlrechtes nicht gewonnen werden. Neuerdings stellte der „Vorwärts“ wieder einmal triumphierend fest, wie sehr er doch mit dieser seiner Kriegspolitik Recht behalten hätte. „Deutschland zu verteidigen, bis die Gegner zu einem Frieden der Verständigung reif waren, und es aus dem Krieg als ein modernes, freies, in der Erhaltung seines Besitzes erfolgreiches Staatswesen hervorgehen zu lassen, das war das Ziel der sozialdemokratischen Politik.“¹⁾ Und triumphierend stellt das Blatt dann fest, daß die Heeresleitung den Wunsch nach Einführung des allgemeinen Wahlrechtes geäußert hätte — als es zu spät war, und daß sie nach dem Waffenstillstandsangebot verlangt hätte, den Krieg als Verteidigungskrieg fortzuführen — als es zu spät war. Vor dieser Leistung möchte man den Hut abnehmen. Nur schade, daß der „Vorwärts“ seinen Lesern verschweigt, daß es gerade die Politik des „Vorwärts“ gewesen ist, die die Heeresleitung z w a n g, sich für das allgemeine Wahlrecht einzusetzen; und daß es auch wieder die unverantwortliche Politik des „Vorwärts“ gewesen ist, welche es soweit brachte, daß Deutschland in höchster Not seine Freiheit mit dem letzten Aufgebot der Kraft hätte verteidigen müssen, und daß dies auch geschehen wäre — wenn es nicht die Politik des „Vorwärts“ verhindert hätte. Kurz, er unterschlägt seinen Lesern, daß er über Ziele triumphiert, die seine Partei erreicht hat — auf Kosten Deutschlands. Nun haben die Genossen zur Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Eitelkeit „ein modernes, freies, in der Erhaltung seines Besitzes erfolgreiches Staatswesen“ — als ob es nicht mehr auf Kraft und Sicherheit ankäme! —, daß aber dies Staatswesen „in der Erhaltung seines Besitzes erfolgreich“ wäre, — das wagt sogar nicht der „Vorwärts“ zu behaupten.

Wir bedanken uns für die moderne Freiheitlichkeit dieses Staatswesens. Es krankt: nach innen, wie Heinrich Claß in seiner ungemein tiefen und klaren Rede in Essen gesagt hat an dem „falschen“ Freiheitsbegriff, der das Wesen der Freiheit veräußerlicht; nach außen an der geradezu sinnlosen Überschätzung der internationalen Organe, die, soweit sie überhaupt Bedeutung haben, lediglich großjüdischen Zwecken dienen.

Nein, wir wissen es: nur die völkische Staatsauffassung verbürgt Deutschland Lebensfähigkeit und Zukunft. Sorgen wir dafür, daß sie sich immer stärker ausbreitet und die Herzen zur höchsten Kampfbereitschaft und Opferfähigkeit entflammt. Wie sagte v. Dietinghoff-Scheel, ebenfalls in Essen? „Wahre Todbereitschaft einer größeren Menschenzahl ist eine Macht, der kaum je etwas widerstand!“ Nun — schaffen wir bei uns diese Menschenzahl! Dann können wir wieder hoffen.

¹⁾ „Vorwärts“ Nr. 422 vom 7. September d. Js.

Bücherschau.

Oswald Spengler: Der Untergang des Abendlandes. 2. Teil. Beck'scher Verlag, München.

Am liebsten würde ich mein Urteil über dieses Werk in dem einen Satz ausdrücken: Es ist schade um die guten Stellen, die darin vorkommen. Aber wir sind nun einmal nicht in Lakonien geboren, und der Leser will mehr von der Sache wissen. Wenn ein Buch sich recht erotisch herauspugt und dabei im Begrifflichen sehr unklar geschrieben ist, darf es bei einer Anzahl Deutscher immer auf Erfolg rechnen; denn die meisten Deutschen bilden sich ein, kritisch zu sein, wenn sie phantasieren. Durchwegs kritisch ist ja nur der Jude, und ihm muß man Konzessionen machen, will man sich heute einen buchhändlerischen Erfolg sichern. Das ist nun aber die einzige Wissenschaft, die Spengler vollständig beherrscht.

Der zweite Band ist eine Art von stilisiertem Notens- und Anmerkungsbuch zu dem ersten, worin wir die Weltgeschichte durch die Spenglersche Verzierbrille zu sehen bekommen. Ganz abgesehen von den kuriosen Geschichtsbildern, die da im Ainalaufschritt an uns vorüberbasten, halte ich diese Literaturgattung heute für das ethisch und politisch auf so schwankem Grunde stehende deutsche Volk für geistig ungesund. Da wird keine Philosophie des Aufbaus sondern eine der Zerfegung dargeboten, da wird mit dem blendenden Schein großer Vielwertigkeit durch konstruierte Tatsachen und zurechtgebogene geschichtliche Parallelen zu beweisen versucht, daß wir Westeuropäer, voran die Deutschen, mit unserer Kulturaufgabe schon längst fertig sind. Wenn Spengler uns allerlei Erfreuliches über unsere Vergangenheit sagt, unserer Zukunft aber jede Möglichkeit der nationalen Wiedergeburt abspricht, so mag das für die Internationalisierenden Wasser auf die Mühlen sein, für den Volksfreund wird es zur Pflicht, hier eine Tafel aufzustellen, worauf steht: Gefährlich! Die Unentwegten seiner Anhänger werden zwar darauf hinweisen, daß Spengler zwischen einigen Phrasen von Blut und Rasse die Nation wieder auftauchen läßt, vergessen aber, daß er sie einige Zeilen später in der Privatwirtschaft untertaucht.

Ein Werk, das es sich zur Aufgabe macht, auf allen erreichbaren Wissensgebieten Neues und Neues zu sagen, das in der Geschichte, Mathematik, Rechtslehre, Sprachforschung, Philosophie, Psychologie, Nationalökonomie Umstellungen versucht und auf neuartige Begriffe sabndet, muß sich notwendigerweise in die Wüste der Paradoxe verirren und sich bei historischen Rück-

blicken in Widersprüche verwickeln. Ohne ein großes Quantum natürlicher Flüchtigkeit wird sich heute ein akademisch gebildeter Mann überhaupt nicht an die Aufgabe wagen, das ganze Meer der Wissenschaft prüfend und kritisch zu durchkreuzen, weil er gerade infolge seiner langjährigen wissenschaftlichen Erziehung erfahren haben muß, daß kein Mensch die dafür notwendigen Kenntnisse in absehbarer Zeit erreichen kann. Die neueren Universalisten, wie Wundt und Dühring, verdanken ihr umfassendes Wissen einem dreifachen Menschenalter. Der Anabe Spengler macht uns aber heute schon vor, daß er nach einem mehrjährigen Studium überall zuhause ist, ob es sich nun um Sino-logie, Ägyptologie, die innere Struktur der Mayavölker, oder um moderne Wirtschaftslehre handelt. Wer aber glaubt ihm das? Vielleicht nur diejenigen, denen jedes Wissenschaftsfach fremd blieb, und deren Gedächtniskraft nicht zwei Sätze umspannt; denn jeder einigermaßen im Denken geschulte Leser muß über die Spenglerschen Absonderlichkeiten straucheln. Dazu kommt noch eine Judenfreundlichkeit, die im zweiten Bande auch dem Unbefangenen auffallen muß. Da der Annahme, daß es sich hier um die Stimme des Blutes handelt, entgegengetreten wird, muß man sich eben den Verdacht erlauben, daß geistige Sympathie oder Geschäftssinn die Triebfeder dieser Freundschaft ist.

Weil es sich hier nur um eine kurze Kritik des neuen Spenglerschen Werkes handelt, so muß ein Beispiel genügen, um anzudeuten, wie es in dem Buche zugeht.

Wir sind heute daran, durch die Praxis über den Begriff Geld jedmögliche Aufklärung zu erhalten, die vor dem Valutaspiegel durchaus nicht allemanns geistiges Eigentum war. Das Geld ist das, was gültig ist, entweder durch seinen allgemein anerkannten Wert als Ware, wie Gold, wofür wir den Begriff Maßgeld einföhrten, oder durch ein glaubhaftes Versprechen, worunter jede Kreditüberweisung und das Papiergeld gehört. Mit dem letzteren weiß heute jeder, wie er daran ist, demnach schreibt Spengler: „Denken in Geld erzeugt Geld: das ist das Geheimnis der Weltwirtschaft. Wenn ein Organisator großen Stils eine Million auf ein Papier schreibt, so ist sie da, denn seine Persönlichkeit als Wirtschaftszentrum bürgt für eine entsprechende Erhöhung der Wirtschaftsennergie seines Gebietes.“ Ja, so denken unsere Staatsfinanzmänner wohl auch, wenn sie Milliarden machen: sie zaubern Wein hervor, indem sie Wasser in leere Weinfässer gießen.

Die Hochzeitsgäste lassen sich vielleicht diese Weinproben auffuggerieren, aber der Mann, der den Wein über die Straße holt, sagt: Schwindel! und gießt das Getränk in die Gasse. Neben diesem Finanzparadoxon steht nun wieder friedlich ein Satz, der eine bekannte Wahrheit enthält: „Aber alle Goldstücke der Welt würden nicht ausreichen, der Tätigkeit des Handarbeiters einen Sinn, und damit Geldwert zu geben, wenn mit der berühmten Expropriation der Expropriateure die überlegenen Fähigkeiten aus ihren Schöpfungen beseitigt und diese damit entseelt, willenlos, zu leeren Gehäusen würden.“ Es kommt nun auf die Verstandeskapazität des Lesers an, um hier Spreu und Weizen, Sinn und Unsinn auseinander zu halten. Auf jeden Fall steht man vor dem Gedankenspiel Spenglers wie vor einem futuristischen Mosaik, wo die Phantasie allerlei konstruieren kann, der Verstand aber sich verärgert abwendet.

Nun könnte dies alles mit Unklarheit und Flüchtigkeit des Denkens entschuldigt werden, wenn nicht absichtliche Irreführungen festzustellen wären. Im Zusammenhang mit seinen Erklärungen des Parteiwesens paßt ihm der amerikanische Farmer nicht in den Kram. Dies veranlaßt ihn zu einer merkwürdigen Definition: „In Amerika war das Bauerntum überhaupt nie vorhanden. Statt der Dörfer gibt es nur Fragmente von Großstädten.“ Dies entspricht nun ganz und gar nicht der Wahrheit. Der Haupttypus des amerikanischen Farmertums lebt auf dem Einödhof und liebt nicht einmal den Dorfverband. Aber es ist nicht allein der Landmann nach Amerika ausgewandert, sondern auch der Städter, der als Handeltreibender und Gewerbebeßiger zur Städtebildung drängte, ohne zu warten, bis die Stadt organisch aus dem Bauerntum hervorwuchs. Das Amerikanertum ist viel mehr geschichtet, als wir Deutsche in unserer Einbildung glauben, oder, wo es sich um besseres Wissen handelt, andere glauben machen wollen.

Die Gleichstellung asiatischer, afrikanischer und altamerikanischer Herrschaften mit unseren modernen demokratischen Gemeinwesen ist so verschroben, daß es sich kaum lohnt, darauf einzugehen. Der Wert des einzelnen Individuums im Staatsverbande, in einer großen Kulturgemeinschaft ist theoretisch nie so groß gewesen als heute im westlichen Kulturkreis, wo bislang die germanische Idee den Ausschlag gab. Die politische Frage von tiefem Ernst ist aber die: Bedeuten diese Ideen für romanische und slavische Bastarde Glück oder Unheil?

Aus dem Kriege sind eine Menge politischer Krüppel hervorgegangen, sie können mit den Verständigen nicht mehr Schritt halten, auch auf rein geistigem Gebiet machen

wir täglich diese Wahrnehmung. Das sind Verlorene. Uns bleibt nur, ihren Verlust zu bedauern. Den Gesunden aber möchten wir zurufen: Nicht ein buntes Vielerlei soll uns heute zerstreuen, sondern ein geistiges Puritanertum zusammenraffen. A. v. Oefele.

Idento von Kraft: Barriladen. Liebestod. Wahnsiebe. Drei Wagnerromane. Verlag von Greblein & Co., Leipzig u. Zürich.

Gar manches Künstlers Leben verläuft so aufregend und spannend, daß die größte dichterische Phantasie nichts Ähnliches zu ersinnen vermag, und dabei steht Richard Wagners Erdenwallen mit oben an. Welch ein Aufstieg vom tiefsten Elend bis zur glänzendsten Höhe, die einem Künstler beschieden sein konnte! In Deutschland legte nur Goethe eine ähnliche Laufbahn zurück, aber dem Sohne einer hoch angeesehenen Frankfurter Patrizierfamilie waren die Wege ganz anders geebnet wie dem Sprößling eines schlichten Leipziger Polizeiaktuars. Ein tübnes Wagnis, ein solches Leben in dichterische Form zu gießen! Idento von Kraft hat es unternommen in drei Wagnerromane, von denen jeder Band ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet. Die Gliederung des Stoffes geschah nach den drei Frauen, die bei Wagner, diesem nach höchster, hingebendster und ganz verstandener Liebe so heiß bedürftigen Genie, die wichtigste Rolle spielen sollten: Minna Planer, Mathilde Wesendonk und Cosima von Bülow. Daß Idento von Kraft die ungeheure Fülle von Erlebnissen und Gestalten in Wagners Dasein auch nicht annähernd restlos zu einer künstlerischen Einheit verschmelzen konnte, versteht sich von selbst, aber er hätte in den ersten Band die Pariser Leidensjahre von 1839—42 unbedingt stärker hineinspielen lassen müssen, um die arme Minna in das rechte Licht zu setzen. Ob die vom Reichtum ihres Gatten umgebene zarte Treibhauspflanze Mathilde wohl Ähnliches für Wagner getan und seinetbalben ertragen hätte? — Der Verfasser muß ein sorgfältiges Quellenstudium getrieben haben, bevor er die Feder ansetzte, und man merkt aus jedem Kapitel die glühende Begeisterung für den großen Deutschen, die ihn erfüllt. Die drei Romane sind im Großen und Ganzen in einem gut gepflegten Deutsch geschrieben, im Aufbau der Handlung so paßend gehalten, daß sie auch genaue Kenner von Wagners Leben mit Spannung lesen werden. Lebensvoll herausgezeichnet ist die Gestalt des Meisters, aber auch die meisten anderen Personen, wie Franz Liszt, Ködel, Valkunin, Hans von Bülow und König Ludwig II. sind wohl getroffen; selbst auf solche, die wie Gottfried Keller, Hans Richter oder Alindworth episodisch vorüberhuschen, fallen einige gut angelegte Schlaglichter. J. St — g.



Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, k. St. Chamberlain, k. Laß, Professor R. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. S. Lehmann, München

Preis des Heftes M. 120.—

Postcheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594

Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München

6. Jahrgang 1922

Heft 11

November

Die Diktatur in der Geschichte.¹⁾

Von Professor Heinrich Calmbach.

I. Altertum.

Die Lage Deutschlands ist trostloser und verworrener denn je. Der Druck von außen, die Zerklüftung im Innern, die Unfähigkeit unserer gegenwärtigen Machthaber, einen Ausweg zu finden, haben Zustände herbeigeführt, welche sich denen Österreichs oder Rußlands mit immer schnelleren Schritten nähern. Alle Bemühungen, unsere Politik in andere Bahnen zu lenken, scheitern an der Unbelehrbarkeit des herrschenden Systems oder an dem Widerstand der Kreise, die aus der jetzigen Lage Kapital zu schlagen verstehen. Das Volk selbst scheint sich in seiner Masse in das Unvermeidliche schicken zu wollen, wie das Schlachtvieh, das sich willenlos zur Schlachtbank führen läßt. Angesichts dieser Schwierigkeiten gewinnt der Gedanke, die vielerlei am Werk befindlichen Kräfte durch eine einzige, mit unbeschränkter Vollmacht ausgestattete schöpferische Kraft zu ersetzen, d. h. den vielköpfigen, und darum unfähigen Parlamentarismus etwa durch eine Diktatur abzulösen, erhöhte Bedeutung. Entspricht es doch einem geschichtlichen Gesetz, daß, nachdem unsere neudeutschen Staatsmänner die aus- gefahrenen Geleise der Geschichte verlassen haben, deren Wahrheiten sie leugnen, den deutschen Staatswagen in den Abgrund geführt und ihn zertrümmert haben, der Kreislauf in verhältnismäßig kurzer Zeit zur Diktatur zurückführt (vgl. Bismarck, G. u. L. II, 58).

Im Gegensatz zu diesen neudeutschen Staatslenkern wollen wir aber aus der Geschichte lernen, und darum soll versucht werden, an einigen Beispielen alter und neuer Zeit zu zeigen, wie in Verwirrung geratene Völker und Staaten wieder in geordnete Verhältnisse gebracht wurden.

In Attika finden wir — wie übrigens auch in Sparta — die Dreigliederung in Bürger, Beisassen oder Metöken ohne politische Rechte, und Sklaven,

¹⁾ Die ganze Arbeit erscheint als Sonderdruck.

die anders als in Sparta nicht dem Staat, sondern dem einzelnen gehörten. Die Lage am Meer wies das athenische Volk auf die Schifffahrt; und so ist das athenische Volk ganz anders als das spartanische auf den Erwerb durch den Handel eingestellt, an dem nicht bloß die vom Grundbesitz ausgeschlossenen Metöken, sondern auch die eigentlichen Vollbürger teilnahmen. So kam es, daß in Athen sich der Wohlstand einstellte, der eine wichtige Voraussetzung für das Gedeihen von Künsten und Wissenschaften ist. Und daraus erklärt sich wieder die größere geistige, aber auch politische Beweglichkeit des athenischen Volkes.

Die bürgerliche Oberschicht selbst teilte sich wieder in Edelleute (Eupatriden), Bauern und Handwerker und war nicht gleichmäßig an den politischen Rechten beteiligt. Vor Solon hatten die Edelleute tatsächlich alle Macht in den Händen. Aus ihren Reihen stammte der König und nach Abschaffung des patriarchalischen Königtums der Archon, bzw. die neun Archonten. Man hat es also mit einer ausgesprochenen Geburtsaristokratie zu tun. Und diese lastete hart auf dem Volk. Denn der Bauern- und Handwerkerstand hatte nicht bloß keine politischen Rechte; die Bauern mußten auch als Pächter der Edelleute das Land bebauen und den 6. Teil des Ertrags abliefern. Für Bauer und Handwerker war das Schuldrecht drückend. Wer ein aufgenommenes Darlehen nicht zurückbezahlen konnte, wurde Sklave des Gläubigers. Mit dem Schwinden der Naturalwirtschaft und dem Aufkommen der Geldwirtschaft wurden die Lebensmittel kostspielig, die Not des kleinen Mannes erhöht. Dazu kam, daß der Adel allein, und zwar nach ungeschriebenen Gesetzen, Recht sprach; weshalb das athenische Volk zum Schutz gegen die Willkür der Richter geschriebene Gesetze forderte. Aber die Gesetze, die Dracon 621 niederschrieb, waren mit Blut geschrieben; er hatte sich mit der Niederschrift des harten Gewohnheitsrechtes begnügt, und die Schuldknechtschaft wurde von ihm nicht aufgehoben. Als die Unzufriedenheit auf diese Weise nicht beseitigt, vielmehr immer größer wurde, wählten die Edelleute den Solon zum Archonten mit unbeschränkter Vollmacht (594), damit er als Versöhner den inneren Frieden herstelle. Dem Wesen nach ist dieses Amt nichts anderes als die Diktatur. Was dieser Diktatur das Gepräge gibt, ist, daß die in der Macht Befindlichen freiwillig auf ihre Rechte zugunsten des Diktators verzichten. Diese Handlungsweise entspringt der Einsicht, daß die Unzufriedenheit eines großen Teils des Volks auf einer Erkrankung des Staatswesens beruhe, und daß es besser sei, diese Unzufriedenheit durch zweckdienliche Mittel zu beheben, als sie vielleicht bis zu Aufständen oder Bürgerkrieg anwachsen zu lassen. Die Edelleute mußten von vornherein damit rechnen, daß die gewünschte Versöhnung auf ihre Kosten zustande komme. So war es ein Zeichen von staatsmännischer Weisheit, freiwillig Zugeständnisse zu machen, die ihnen später mit Gewalt abgefordert worden wären. Die Maßnahme bedeutet eine im Staatsinteresse geübte Selbstlosigkeit. Und in der Tat beschnitt Solon die politischen und materiellen Rechte der herrschenden Klasse sehr stark. Worum es den Armen in erster Linie zu tun war, die Linderung ihrer Notlage, das brachte die „Lastenabschüttelung“. Durch sie wurden die Schulden für getilgt erklärt, und alle schuldenhalber in Schuldknechtschaft geratenen Athener wurden freigelassen; die Schuldknechtschaft selbst wurde abgeschafft. Brachte diese Maßnahme den ärmeren Ständen Besserung ihrer sozialen Lage, so erweiterten andere die politischen Rechte des athenischen Volks. Hier stellte Solon ganz neue Grundsätze auf. Die politischen Rechte wurden abgestuft nach dem Einkommen aus dem Grundbesitz, weshalb Solon die Bürger in die vier Klassen der Großgrundbesitzer, der Ritter, der Gespannhalter und der Tagelöhner

einteilte. Waren bisher die Archonten, die Beamten und die Ratsmitglieder aus dem Adel genommen worden, so wurden durch Solon die Ämter der neun Archonten zwar der 1. Klasse vorbehalten; aber die Angehörigen der 1. Klasse wurden auch zur Führung kostspieliger Ehrenämter verpflichtet, zur Ausstattung von Schiffen und der Chöre im Theater. Die Angehörigen der drei obersten Klassen waren zur Bekleidung der Staatsämter, zum Eintritt in den Rat und zum Kriegsdienst als Reiter oder Schwerbewaffneter berechtigt bzw. verpflichtet. Die vierte Klasse der Tagelöhner hatte nur aktives Wahlrecht, durfte Geschworene stellen und im Notfall als Leichtbewaffnete dienen. Die eigentlichen Träger der Staatsverwaltung waren die Volksversammlung, der Rat und die Archonten. Zu jener hatten sämtliche über 20 Jahre alten Bürger Zutritt, in ihr wurden die Wahlen vorgenommen, die Rechenschaftsberichte erstattet, Gesetze erlassen, über Krieg oder Frieden entschieden. Der Rat der 400, der auf ein Jahr gewählt wurde, war der geschäftsführende Ausschuss, der alles vorzubereiten hatte. In ihn konnten nur Angehörige der drei obersten Klassen nach zurückgelegtem 30. Jahre gewählt werden. Die Hauptleitung bildeten die neun Archonten, die sich in die ursprünglichen Befugnisse des Königs als obersten Heerführers, obersten Richters und obersten Priesters teilten. Daneben bildete das Geschworenengericht (Bürger über 30) das Berufungsgericht. Ein konservatives Element bildete der Areopag, den Solon aus den als untadelig befundenen gewesenen Archonten schuf mit der Aufgabe, in Prozessen über Leben und Tod zu richten, die Aufsicht über das sittliche Leben der Bürger zu führen, über Gesetz und Verfassung zu wachen; demgemäß besaß er das Recht, Beschlüsse des Volks oder Rats umzustossen. Nicht vergessen sei die Bestimmung, daß jeder Bürger, der sich bei einem Bürgerzwist keiner Partei anschloß, für ehelos, d. h. der bürgerlichen Ehren verlustig erklärt wurde.

Getreu seinem Grundsatz, nichts zu übertreiben, hat sich Solon wohl gehütet, die volle demokratische Gleichheit zur Grundlage der Staatsverfassung zu machen, aber indem er das Vorrecht der Geburt abschaffte und an seine Stelle das Vorrecht des Vermögens setzte, tat er doch einen starken Schritt in der Richtung der Demokratie. Durch die Solonische Gesetzgebung wurden die Gegensätze gemildert, da sie es jedem rechtschaffenen und fleißigen Bürger ermöglichte, bis zu den höchsten Ämtern emporzusteigen. Es konnte jedoch nicht ausbleiben, daß allmählich die Gegensätze sich wieder verschärften, so daß sich Pisistratus mit Hilfe der sich benachteiligt fühlenden Bauern (560) zum Alleinherrscher aufwarf und, gestützt auf eine Söldnertruppe, sich ein Menschenalter mit Unterbrechung in Athen behaupten konnte.

Es ist bekannt, daß sich in Athen die Staatsverfassung im demokratischen Sinn weiter entwickelte; am einschneidendsten durch Aristides, der es durchsetzte, daß nunmehr alle vier Vermögensklassen Zutritt zu den Ämtern erhielten. An und für sich ist es gewiß ein idealer Zustand, wenn ein ganzes Volk sein Interesse an den Staatsgeschäften betätigt. Aber eine solche Betätigung kann nur dann zum Wohl des Ganzen ausfallen, wenn das Volk politisch geschult und politisch reif ist und das Wohl der eigenen Person hinter das Staatswohl zurückstellt. Ein solcher Fall scheint im Zeitalter des Perikles vorzuliegen, welches allgemein als die Glanzperiode der athenischen Geschichte gilt und in dem eine ausgesprochene Volksherrschaft bestand. Aber, bemerkt Thukydides (II, 65), „nur dem Namen nach, in Wahrheit die Herrschaft des ersten Mannes“, nämlich des Perikles. Und so verdient auch Perikles in diesem Zusammenhang eine kurze Betrachtung, obwohl er nie ein Diktator im gewöhnlichen Sinne

gewesen ist. Zweifellos verdankte Perikles seine führende Stellung seinem hervorragenden rednerischen, militärischen und politischen Fähigkeiten. Und so sagt Thukydides von ihm: „Perikles wurde nicht vom Volk geleitet, vielmehr war er es, der das Volk leitete, weil er nicht durch ungesetzliche Mittel zu seiner Macht gelangt war, und es daher nicht nötig hatte, dem Volk nach dem Munde zu reden; vielmehr konnte er bei seinem Ansehen auch nachdrückliche Einsprache erheben.“ Sieht man aber näher zu, so verliert das Bild manches von seiner idealen Schönheit. Perikles war der Führer der demokratischen Partei; verdankte also sein Emporkommen den niederen, nicht besitzenden Klassen der Bürgerschaft, deren politische Bedeutung seit der Beseitigung der Vorrechte des Besitzes in stetem Zunehmen begriffen war. Er hatte den Areopag seiner politischen Macht beraubt, d. h. ihm die Aufsicht über das sittliche Verhalten der Bürger und über Gesetz und Verfassung genommen und ihm nur die Gerichtsbarkeit in Kapitalverbrechen gelassen und die ihm genommenen Rechte an den Rat der 500, die Volksversammlung und die Helida überwiesen, so daß das Volk die unumschränkte Gewalt besaß. Das Volk aber wurde durch volksfreundliche Maßnahmen bei guter Stimmung erhalten. Dem Volke konnte nichts willkommener sein als die Freiheit von eigentlichen Steuern. Perikles sorgte ferner dafür, daß die Mitglieder des Rats und die Geschworenen für ihre öffentliche Tätigkeit ein Taggeld erhielten. An arme Bürger wurden Getreidespenden verteilt; andere wurden in Kolonien untergebracht, während die Reichen zu kostspieligen Liturgien herangezogen wurden. Auch die Mehrheit der Besitzenden hat Perikles für seine Politik zu gewinnen gewußt. „Die günstige Finanzlage, eine Folge des langen Friedens und der freien Verfügung über die Tribute der Bundesgenossen, ermöglichte es, das perikleische System durchzuführen, ohne daß sich die Gefahren desselben allzu fühlbar gemacht hätten, welche von demselben in minder günstiger Zeit für das öffentliche Wohl und den Besitz der Reichen zu fürchten waren.“ Es ist nicht außer acht zu lassen, daß das nationale Selbstbewußtsein der Athener infolge der siegreichen Abwehr der Perserangriffe gestiegen war und daß man sich erfolgreich mit der spartanischen Macht messen konnte, was auch in dem Verhalten zu den Bundesgenossen zum Ausdruck kam. Der wirtschaftliche Wohlstand, der seine Wurzel in der politischen Macht hatte und aus der Ausdehnung des Handels immer neue Nahrung zog, ermöglichte es den Athenern, in nie dagewesener Weise die geistigen Interessen auf dem Gebiet der bildenden Kunst, der Baukunst, der Dichtkunst, der Wissenschaften zu pflegen. So war es kein Wunder, wenn das athenische Volk willig dem Manne folgte, den man als den Schöpfer dieses Glanzes ansah; und doch hatte Perikles nicht einmal die amtliche Stellung inne, an welche die Leitung des Staates sich zu knüpfen pflegte; er wurde nur Jahr für Jahr mit neun anderen zum Strategen gewählt, in welcher Eigenschaft er für die Sicherheit des Staates zu sorgen hatte, eine Aufgabe, deren einzelne Teile tief ins Gebiet der Finanzen und der auswärtigen Politik eingriffen. Perikles erwies sich somit als ein Staatsmann, der die Volksseele geschickt zu behandeln verstand. Sein System bot aber keine Gewähr, daß es auch von seinen Nachfolgern zum Wohl des Staates gehandhabt wurde. Das Volk, das einem Perikles zugejubelt hatte, folgte willig der Führung des Gerbers Kleon und erlebte einen Zusammenbruch, wie ihn Deutschland nach Bismarck erlebt hat. Männer machen Geschichte, nicht Staatsformen.

Die eigentliche Heimat der Diktatur im eigentlichen Sinne ist Rom. Auch hier hatte das patriarchalische Königtum, das unter dem letzten König ent-

artet war, dem Freistaat weichen müssen. Das Volk wählte die obersten Beamten selbst, was bedeutete, daß es seine Geschicke selbst bestimmen wollte. Die oberste Gewalt wurde außerdem geteilt und zeitlich beschränkt. Aber das Volk brachte doch soviel Selbstzucht und Opfersinn auf, daß es in Zeiten besonderer Gefahr, also in Kriegsnot und bei inneren Wirren die unumschränkte Gewalt in der Form der Diktatur wiederherstellte, in der Erkenntnis, daß in solchen Fällen eine einheitliche, straffe Leitung lebensnotwendig sei. Der Diktator wurde ohne jede Mitwirkung der Bürgerschaft von einem der beiden Konsuln berufen. Aber es war auch dafür gesorgt, daß der Diktator sein Amt alsbald niederlegte, wenn die Gefahr vorüber war; keinesfalls durfte er sein Amt länger als sechs Monate bekleiden. Als Beispiele hiefür seien aus den älteren Zeiten des römischen Freistaates genannt das des L. Quinctius Cincinnatus, der 458 vom Pflug weggeholt wurde, um ein von den benachbarten Aequern am Berge Algidus eingeschlossenes römisches Heer zu befreien; das des T. Manlius Capitolinus, der nach der Sage 390 die Gallier unter Brennus wieder aus Rom vertrieb; das des M. Fabius Maximus Cunctator, der nach Hannibals Sieg am trasimenischen See (217) zum Diktator ernannt wurde, aber durch seine vorsichtige Kriegsführung die Unzufriedenheit des Volkes erregte. Diese Form der verfassungsmäßigen Diktatur hörte im 2. punischen Krieg nach der Schlacht bei Cannä (216) auf, als die Römer gleichzeitig mehrere Heere im Feld stehen hatten. Man fand aber in späterer Zeit eine Formel, um die gerade im Amt befindlichen Konsuln mit unumschränkter Gewalt auszustatten: Videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica! Als Beispiel diene Cicero, der in solcher Weise vom Senat den Auftrag erhielt, die Catilinarische Verschwörung mit raschem Griff zu unterdrücken. Diese Verleihung diktatorischer Befugnis hat nichts außergewöhnliches an sich, da sie auf der Zustimmung der leitenden Körperschaft, des Senats oder der Volksversammlung beruhte, ohne daß der damit Betraute etwa durch militärische Machtmittel hätte einen Druck ausüben können.

Ganz anders nimmt sich die Diktatur eines Sulla oder eines Cäsar aus. Gestützt auf ihre siegreichen Heere waren sie die Herren der Lage geworden. Aber um ihrem Vorgehen das Ungelegliche zu nehmen, umgaben sie sich mit dem Mantel der verfassungsmäßigen Diktatur. Diesen beiden sei deshalb mehr Aufmerksamkeit gewidmet.

Die Wirren, welche Sulla durch seine Diktatur zu einem gewissen Abschluß brachte, reichen mit ihren Ursachen in eine frühere Zeit zurück. Nachdem die Plebejer in zähem Ringen sich die Gleichberechtigung neben den Patriziern erkämpft hatten, begann für die Römer der Kampf nach außen, in dem sie allmählich die Herrschaft über Italien, Afrika, Griechenland, Spanien, Asien errangen. Aus dem Bauernvolk war ein Eroberervolk geworden, das Krieg führte nicht zur Behauptung der eigenen Scholle, sondern, um immer neuen Boden und dessen Schätze sich untertan zu machen. Nach der Vernichtung des Hauptgegners in Karthago und der Unterwerfung von Mazedonien schien Roms Stellung nach außen so gefestigt, daß es keinen Feind mehr zu fürchten hatte und sich den Luxus der Parteilämpfe wieder gestatten konnte. Die Berührung mit der älteren und reicheren Kultur des Ostens brachte ihm neben der Bekanntschaft mit griechischem Wesen auch den Luxus der östlichen Völker. So griff naturgemäß der Mammonismus, die Gier nach Geld und Gut immer mehr um sich und zwar vor allem in der herrschenden Schicht, während der kleine Mann als Soldat Haus und Hof vernachlässigte, verarmte und schließlich

zum Proletariat wurde, der in Rom auf Staatskosten sich füttern ließ. Es wurde Sitte, daß die oberen Beamten die Verwaltung der Provinzen zu ihrer Bereicherung benützten, um die Aufwendungen bezahlen zu können, die sie in Rom zur Erlangung ihrer Ämter hatten machen müssen. Der gewonnene Reichtum wurde zur Erwerbung von Großgrundbesitz verwendet, den man durch ganze Scharen von Sklaven bewirtschaften ließ. Es bestand eine tiefe Kluft zwischen der besitzenden Oberschicht und der besitzlosen Masse. Diesen Übelständen versuchten die Gracchen mit ihren Adergesetzen abzuwehren. Der Grundgedanke, durch Ansiedlung wieder zufriedene und brauchbare Bürger zu schaffen, war zweifellos gut. Wichtig war auch die Absicht, der Oberschicht einen Teil ihrer Besitzungen, die von Hause aus nichts anderes als dem Staate gebührende Pachtgüter waren, aber allmählich den Charakter von Privateigentum angenommen hatten, wieder abzunehmen. Aber der Weg, den die Gracchen beschritten, war revolutionär. Der gegebene Weg wäre gewesen, den Widerstand des Senats durch jährliche Wiederholung der Anträge zu brechen. Indem der ältere Gracchus die Sache überstürzte und Gewalt anwendete, vertiefte er die Gegensätze und bereitete sich selbst den Untergang. Sein jüngerer Bruder C. Gracchus hat durch seine Maßnahmen die Zerrüttung Roms noch beschleunigt. Ihm war es um die Gunst der Massen zu tun, die er sich durch die Einführung der Getreidespenden an das Proletariat in Rom gewann. Dadurch wurde die Meinung aufgebracht, daß der Staat die Pflicht habe, die Massen der Hauptstadt auf Kosten des Reichs zu füttern. Derartige Zugeständnisse an die Masse konnten nur schwer wieder rückgängig gemacht werden. C. Gracchus machte sich auch die Gegensätze unter den Besitzenden zunutze. Neben dem alten Geburtsadel hatte sich allmählich aus dem Ritterstand ein Geldadel gebildet. Die beiderseitigen Interessen gingen in den Provinzen auseinander. Gracchus verschärfte die Gegnerschaft, indem er den Rittern die Geschworenengerichte übertragen wollte, so daß die Ritter die Kontrolle über die Geschäftsführung der Statthalter in die Hand bekamen. Um neue Helfer für sein Werk zu gewinnen, stellte er den Antrag, den italischen Bundesgenossen, die Freud und Leid mit Rom trugen, das römische Bürgerrecht zu verleihen, ein Zugeständnis, das auf die Dauer nicht zu umgehen war, das jedoch den römischen Stadtstaat auf eine ganz andere Grundlage stellen mußte. Für die bisherigen Bürger bedeutete dieser Antrag, daß 400 000 römische Bürger die Vorteile des römischen Bürgerrechts mit 800 000 Italikern teilen sollten. Deshalb widersetzte sich auch das Volk selbst diesem Antrag, so daß er am gemeinsamen Widerspruch von Senat und Volk scheiterte. Die Ablehnung ihres Anspruchs auf das römische Bürgerrecht löste bei den Bundesgenossen eine starke Erbitterung aus, die sich einige Jahrzehnte später im sog. Bundesgenossenkrieg Luft machte. So war das Volk von Rom nach dem Scheitern der gracchischen Reformversuche heillos zerklüftet: Senats- und Volkspartei, Besitzende und Besitzlose, Senatoren und Ritter, Bürger und Bundesgenossen, eine Zerklüftung, die es dem Jugurtha ermöglichte, jahrelang mit Rom sein Spiel zu treiben, weil er die Überzeugung gewonnen hatte, daß in Rom alles käuflich sei. Die Germanengefährdung hat die innerpolitischen Streitigkeiten eine Zeitlang in den Hintergrund gedrängt. Aber nachdem einmal die Begehrlichkeit geweckt worden war, begannen die Kämpfe bald von neuem. Der jüngere M. Livius Drusus erkannte mit einem Teil der Senatspartei die Notwendigkeit an, den Italikern entgegenzukommen. Andererseits wollte er die Zugeständnisse an die Ritter in Sachen der Geschworenengerichte wieder rückgängig machen, dafür aber den Senat durch 300 Männer

aus dem Ritterstand vermehren. Mit seinem Antrag auf Verleihung des Bürgerrechts an die Italiker drang er nicht durch. Die Bundesgenossen erhoben sich. Es schien, als ob die Römer unterliegen sollten, weshalb die Römer einlenkten und denen das Bürgerrecht verliehen, die innerhalb einer bestimmten Zeit die Waffen niederlegen würden. Um die Beendigung des Bundesgenossenkriegs hat sich Sulla neben dem älteren Pompejus besondere Verdienste erworben. Aber die Zuteilung der 500 000 Neubürger auf die acht ländlichen Stimmbezirke von 35, enthielt den Keim zu neuen Kämpfen. Von dem Volkstribunen P. Sulpicius Rufus wurde die völlige Gleichstellung der Italiker mit den Römern beantragt und durchgesetzt. Die offene Feindschaft zwischen den Parteien brach bei einer anderen Gelegenheit aus. In dieser Zeit war den Römern im Osten ein gefährlicher Gegner entstanden: König Mithridates von Pontus, mit dessen Bekämpfung der Konsul Sulla beauftragt wurde. Der Volkstribun Sulpicius setzte es jedoch durch, daß Sulla, der mit seinem Heer marschbereit stand, abgesetzt und an seiner Stelle der Besieger der Cimbern und Teutonen, Marius, mit der Führung des Mithridatischen Krieges betraut wurde. Sulla marschierte nach Rom, ächtete die Rädelsführer, stellte die Verfassung wieder her, um dann den Mithridates in Griechenland bzw. Asien zu bekriegen. Sulla hatte seinen Gegnern gegenüber Mäßigung gezeigt, weil ihm die äußere Gefahr dies gebot. Aber während er im Osten erfolgreich kämpfte, lehrten seine demokratischen Gegner nach Rom zurück und übten eine Schreckensherrschaft aus, der alle nicht geflüchteten Senatoren zum Opfer fielen. Vier Jahre lang dauerte die revolutionäre Gewaltherrschaft. Sulla kehrte nach dem Sieg über Mithridates i. J. 82 nach Italien zurück, warf in blutigem Bürgerkrieg die Demokraten samt ihren Bundesgenossen, den Lucanern, Samniten und Etruskern nieder und ließ sich dann die Diktatur auf unbestimmte Zeit übertragen, um den zerütteten Staat neu zu ordnen.

Wie löste Sulla diese Aufgabe? Als er i. J. 82 von Asien heimkam und mit 40 000 Mann in Brundisium landete, war er sich der Schwierigkeiten wohl bewußt, die der Durchführung seiner Pläne im Weg standen. Aber ihm stand ein blind ergebenes Heer zur Verfügung. Er hatte es für sich gewonnen nicht nur durch seine glänzenden Feldherrngaben, durch seine persönliche Tapferkeit, durch sein Organisationstalent, sondern auch dadurch, daß er seinen Soldaten einen reichen Sold bezahlte und für den Fall des Sieges Ländereien versprach. So gelang es ihm, in schweren Kämpfen den Gegner zu schlagen — und zu vernichten. Er hatte den Gegnern wiederholt Frieden angeboten — aber vergeblich. Deshalb räumte er mit ihnen rücksichtslos auf. Diktator geworden, setzte er dieses Werk fort. Das erste, was er tat, war, daß er über seine Gegner die Acht verhängen ließ. 4700 wurden geächtet und ihr Vermögen eingezogen. Den sullanischen Veteranen wurde Land angewiesen. 10 000 Sklaven der Geächteten erhielten das Bürgerrecht und bildeten als Cornelier eine ihm treu ergebene Leibwache.

Mit der Niederwerfung der Revolution war Sullas Arbeit erst zur Hälfte getan. Es trat jetzt die schwere Aufgabe an ihn heran, die in Trümmern liegende Verfassung des römischen Reichs wieder aufzubauen. Dazu bedurfte er der unumschränkten Macht des Diktators, zu der ihm sein militärischer Sieg den Weg gebahnt hatte. Sulla selbst stellte eine entsprechende Forderung an den Senat, der sich beeilte, den von Valerius Flaccus eingebrachten Antrag anzunehmen. Der Inhalt desselben ist bedeutungsvoll genug, um hier im Wortlaut mitgeteilt zu werden:

„Dem Prokonsul L. Cornelius Sulla solle für die Vergangenheit die nachträgliche Billigung aller von ihm als Konsul und Prokonsul vollzogenen Amtshandlungen, für die Zukunft aber das Recht erteilt werden, über Leben und Eigentum der Bürger in erster und letzter Instanz zu erkennen, mit den Staatsdomänen nach Gutdünken zu schalten, die Grenzen Roms, Italiens, des Staates nach Ermessen zu verschieben, in Italien Stadtgemeinden aufzulösen oder zu gründen, über die Provinzen und die abhängigen Staaten zu verfügen, das höchste Imperium anstatt des Volkes zu vergeben und Prokonsuln und Proprätoren zu ernennen, endlich durch neue Gesetze für die Zukunft den Staat zu ordnen. Es solle ferner in sein eigenes Ermessen gestellt werden, wann er seine Aufgabe gelöst und an der Zeit erachtet, dies außerordentliche Amt niederzulegen. Endlich solle es während desselben von seinem Gutdünken abhängen, die ordentliche höchste Magistratur daneben eintreten oder auch ruhen zu lassen.“

Haben wir so gesehen, wie die Wirren entstanden, deren Beendigung die starke Hand eines Diktators erforderte, und den Weg verfolgt, auf dem Sulla zur Diktatur kam, so wollen wir noch einen kurzen Blick auf die von Sulla geschaffene neue Ordnung der Dinge werfen und daraus auf den Wert des Mannes schließen.

Zunächst sei des Werkes gedacht, das die Bedeutung einer Verfassungsfrage weit überragt, der Romanisierung Italiens durch Sulla. Es ist oben erwähnt worden, daß Samniter, Lucaner, Etrusker sich Sullas Gegnern angeschlossen hatten; gerade sie leisteten erbitterten Widerstand. Sulla war nun von dem großen Gedanken erfüllt, daß im ganzen eigentlichen Italien eine einheitliche romanische Bevölkerung entstehen und dadurch künftige Bürgerkriege auf Grund völkischer oder sprachlicher Gegensätze unmöglich gemacht werden müßten. Aus diesem Grund wurden die Samniter ausgerottet, Etrurien verlor seine volkstümliche Eigenart wie seine Sprache, in Kampanien verschwand das Oskische. Auf dem freigewordenen Boden siedelte er seine 150 000 Veteranen an. Sulla kam es darauf an, einen italienischen Mittel- und Kleinbauernstand zu schaffen, weshalb Großgrundbesitz zer schlagen und gleichzeitig das Zusammenlegen der verteilten Landlose verboten wurde. Dadurch erreichte Sulla, daß die Halbinsel durchgreifend romanisiert wurde.

Es bestand ferner die Gefahr, daß sich die Machtstellung, die Sulla durch sein Heer errungen hatte, zu einer Militärdiktatur auswuchs, mit anderen Worten, daß die Heerführer, auf ihre Verdienste und auf ihre Macht pochend, die Herrschaft im Staat an sich reißen und zu persönlichem Vorteil ausüben könnten. Sulla selbst besaß die staatsmännische Erkenntnis, daß das Heer der Zivilgewalt, d. h. dem Staatsmann dienen müsse, und hat auch Neigungen seiner Heerführer, die gewonnene Macht im Sinne einer Militärdiktatur auszubauen, im Keime erstikt. Solche Neigungen zeigten sich bei dem jungen Pompejus und bei dem tatkräftigen Q. Osella, der sich bei der Belagerung von Praneste ausgezeichnet hatte. Pompejus wurde durch einen billigen Triumph zufriedengestellt, an Osella setzte er ein Beispiel, indem er ihn kurzerhand niederstoßen ließ, als er sich in gesetzwidriger Weise, trotz der Abmahnung des Sulla, um das Konsulat beworb.

Es wäre irrig, anzunehmen, daß Sulla alle gesetzgeberischen Maßnahmen nur kraft seiner diktatorischen Gewalt getroffen hätte. Vielmehr bediente er sich dieser nur bei Maßregeln vorübergehenden Charakters; dagegen ließ er bei allen dauernden Bestimmungen dem Herkommen gemäß die Bürgerschaft befragen. Als er die neue Verfassung in Wirksamkeit setzte, übernahm er selbst

mit Q. Metellus das Konsulat und brachte damit zum Ausdruck, daß die Diktatur nur etwas Vorübergehendes sei. Als er i. J. 79 die Überzeugung hatte, daß sein Werk von Bestand sei, legte er sein Amt nieder, und zog sich ins Privatleben auf sein Landgut bei Puteoli zurück, wo er das Jahr darauf starb. Auch diese letzte Tat beweist, daß es ihm nicht ums Herrschen zu tun war, sondern daß er frei von persönlichem Ehrgeiz nur ans Wohl des Staats dachte, dessen Bestand gefährdet war, wenn er zum Spielball einer zügellosen Masse wurde oder in die Hände von solchen geriet, welche diese Masse für ihre eigensüchtigen Zwecke zu gebrauchen wußten. Deshalb stellte er auch die Senatsherrschaft wieder her. Das Volkstribunat, das mehr und mehr zur Demagogie ausgeartet war, entkleidete er seiner Bedeutung, indem er das Recht der Volkstribunen, Gesetzesanträge an die Volksversammlung zu bringen, an die vorherige Genehmigung des Senats knüpfte, und indem er bestimmte, daß kein gewesener Volkstribun zur Bekleidung eines höheren Amtes fähig sein solle, wodurch fähige junge Leute von dieser Laufbahn abgeschreckt wurden. Er sorgte jedoch für die Ergänzung des Senats durch 300 von den Tributkomitien erwählte Mitglieder; sonst war der Eintritt in den Senat an die Bekleidung der Quästur geknüpft. Den Einfluß des Stadtpöbels schränkte er dadurch ein, daß nicht mehr in den Tributkomitien, sondern in den Centurialkomitien abgestimmt werden durfte, in denen die Bürger nach Vermögensklassen stimmten, so daß das Übergewicht der Besigenden sichergestellt war.

Es würde zu weit führen, das ganze Gesetzgebungswerk des Sulla vor Augen zu führen, etwa die Reform der Strafgesetze und die Regelung der Steuern. Nur auf einen Punkt sei noch hingewiesen, aus dem die Wertschätzung zu ersehen war, deren sich Sulla erfreute, nämlich auf Sullas Leichenfeier; Mommsen sagt von ihr, daß Italien nie eine großartigere gesehen habe. Man war ihm also dankbar für die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung nach den langen Jahren des Marianischen Schreckens, und befürchtete keine Wiederholung, nachdem er seine Gegner vernichtet hatte. Oder sollen wir annehmen, daß sich der Haß nur nicht hervorgewagt hat und daß in Wirklichkeit der Mann verabscheut wurde? Das ist kaum anzunehmen. Gewiß haben seine demokratischen Gegner ihn mit ihrem Haße verfolgt, und als sie wieder erstarkten, die Sullanische Verfassung zum Teil wieder abgebaut; aber der Senat hat im wesentlichen sich noch jahrhundertlang behauptet, wenn auch seine Machtfülle durch das Prinzipat stark eingeschränkt war. Sulla erwies sich somit als ein weitblickender, vor keiner notwendigen Härte zurückschreckender Staatsmann, der allerdings seine Pläne vielleicht nur deshalb durchführen konnte, weil er als glänzender Feldherr an der Spitze eines Heeres stand.

Kommen wir bei Sulla zu dem zwingenden Schluß, daß er nicht aus Herrschsucht handelte, so gewährt uns Cäsar ein anderes Bild. So sehr auch sein Charakterbild hin- und herschwankt, so viel ist sicher, daß bei Cäsar der persönliche Ehrgeiz die treibende Kraft war, und daß dieser ihm die Gewinnung der obersten Macht, schließlich der Alleinherrschaft, möglich erscheinen ließ. Denn sowohl das von Sulla wiederhergestellte Senatsregiment wie die Demokratie waren unhaltbar geworden. Das Misregiment des Senats beruhte weniger auf der Unfähigkeit der führenden Aristokraten (Catulus, die beiden Lucullus, Metellus Pius waren tüchtige Männer), als in dem Wesen des aristokratischen Regiments, das, lediglich auf den Stadtstaat zugeschnitten, den Aufgaben des Weltregiments in keiner Weise gewachsen war. Die Demokratie, d. h. die Leitung des Staats durch das selbstherrliche Volk, war vielleicht im

Stadtsstaat möglich, sie wurde unmöglich, seitdem Rom zum Weltreich geworden war; sie wurde zur Pöffe, als die Italiker durch den Bundesgenossentrieg sich das Bürgerrecht erkämpft hatten. Dazu kam, daß es dem Proletariat, auf das sich doch dieser Staat hätte stützen müssen, an jeglicher Kraft gebrach, um diese Staatsverfassung wieder aufzurichten. So blieb als ernsthafter Gegner des Senats nur die Einzelpersönlichkeit, und so sehen wir die zwei Jahrzehnte nach Sullas Tod erfüllt von dem Ringen um den beherrschenden Einfluß im Staat. In diesen Verhältnissen ist der ehrgeizige und nach jeder Richtung glänzend begabte Cäsar emporgekommen. Es war klar, daß, wenn Cäsar gegenüber dem Senat zur Geltung kommen sollte, er sich der Volkspartei anschließen mußte. Er war aber darum nichts weniger als ein Bewunderer der Volksherrschaft, sondern ein Aristokrat durch und durch, der alle Mittel in Anwendung brachte, um sich beim Volk in Gunst zu setzen und dem seine hervorragenden Eigenschaften dieses Streben erleichterten. Es war lediglich die Schuld der Senatspartei, wenn Pompejus, der ruhmgekrönte Feldherr, und Crassus, der einflußreiche Finanzmann, dem ehrgeizigen Cäsar in die Arme getrieben wurden und so die Triumviren ihre Pläne verwirklichen konnten. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf die Verhältnisse in Rom, daß die privaten Abmachungen der Triumviren genügten, um ihre Forderungen durchzubringen. So wurde Cäsar Konsul, so Statthalter von Gallia cisalpina und Gallia Narbonensis, und so konnte er als Schützer des römischen Reichs gegen gallische Unruhe und germanischen Ausdehnungsdrang sich ein gewaltiges Reich, ein starkes, zuverlässiges und schlagfertiges Heer schaffen und so eine Machtstellung erringen, die ihm den Kampf gegen den Senat und schließlich um die Alleinherrschaft ermöglichte. Der Bürgerkrieg mußte darüber entscheiden, ob die alte Senatsverfassung wieder hergestellt werden oder ob Cäsar, gestützt auf ein siegreiches Heer, dem Staat eine neue, auf seine Person zugeschnittene Verfassung geben sollte. Wenn Cäsar im Lauf dieses Kampfes wiederholt auf kürzere oder längere Zeit sich die Diktatur übertragen ließ, so lag darin nichts Besonderes. Siegreich gegen seine Gegner in Spanien bei Pharsalus und Afrika konnte er sich jederzeit die Machtfülle auf verfassungsmäßigem Wege übertragen lassen, deren er zur Durchführung seiner Pläne bedurfte. Erst als seine Gegner besiegt waren, zeigte es sich, welche Ziele Cäsar verfolgte. Indem er sich jetzt die Diktatur auf Lebenszeit übertragen ließ, verriet er, daß es ihm um die Alleinherrschaft zu tun war. Man kann zwar sagen, daß die Zeit des Freistaats vorüber war, daß es also keinen Sinn hatte, Sullas Beispiel nachzuahmen und nach Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung sein Amt niederzulegen, aber daß es Cäsar nicht in erster Linie um das Wohl des Staates zu tun war, bewies er in der Folgezeit damit, daß er nach der Königskrone strebte. Wenn es ihm nur um das Wesen der Macht und nicht auch um die äußere Stellung zu tun gewesen wäre, hätte er sich mit den verfassungsmäßigen Formen begnügen müssen. Dadurch, daß er über diese hinausgriff, bereitete er sich den Untergang.

Es blieb Cäsars bedächtigerem Erben und Adoptivsohn Oktavian vorbehalten, eine dauerhafte Staatsverfassung zu schaffen, nachdem durch die Ermordung Cäsars zuerst ein mehrjähriger Bürgerkrieg zwischen Senatspartei und den Anhängern Cäsars und schließlich der Zweikampf zwischen Oktavian und Antonius ausgelöst worden war. Der Senat hat nach Cäsars Tod die beiden Erben Antonius und Oktavian zuerst auseinanderzuhalten vermocht; aber wie

das erste Triumvirat seine Entstehung der falschen, von der Angst eingegebenen Politik des Senats gegen Pompejus verdankte, so wurden auch Antonius und Oktavian durch die Fehler des Senats zusammengeführt. Und so schlossen sie sich mit Lepidus zum zweiten Triumvirat zusammen. Während aber das erste Triumvirat lediglich eine private Vereinigung gewesen war, bedeutete das zweite etwas ganz anderes. Es war eine Diktatur in neuer Form. Sie begnügten sich nicht, sich Roms zu bemächtigen und kraft ihrer militärischen Macht zu diktieren. Sie ließen sich zu Triumviren zum Zweck der Ordnung des Staats und zwar gleich auf fünf Jahre ernennen und gaben damit den Maßnahmen, die sie planten, die verfassungsmäßige Unterlage. So im Besitz der gesetzlichen Vollmacht entledigten sie sich zuerst derjenigen ihrer Gegner, deren sie habhaft werden konnten, durch Achtung und Gütereinziehung. Die im Feld stehenden Hauptgegner Brutus und Cassius wurden bei Philippi besiegt und getötet. Damit war der alte Freistaat erledigt. Es fragte sich nun, wer die Herrschaft antreten sollte, ob Antonius oder Oktavian. Es konnte nicht anders sein, als daß nach Beiseitenschiebung des unbedeutenden Lepidus der Endkampf zwischen beiden ausgetragen werden mußte. Oktavian siegte bei Actium.

Oktavian schaltete fünfzehn Jahre lang als Diktator. Der Erfolg war ein anderer als bei Cäsar. Sei es, daß die Achtung der Gegner etwaige Oppositionsgelüste nicht aufkommen ließ, sei es, daß das römische Volk der ewigen Bürgerkriege müde und müde geworden war, Oktavian konnte es wagen, die Alleinherrschaft zu behalten. Die Formen waren freilich andere als bei Cäsars Monarchie. Oktavian hatte aus dem Schicksal Cäsars gelernt. Er hütete sich wohl, nach der verhassten Königskrone zu streben; es gab andere Mittel, die ihm dieselbe Macht verliehen. Er ließ sich der Reihe nach die wichtigsten Ämter übertragen. Als Inhaber des prokonsularischen Imperiums hatte er das Heer in seiner Hand, und alles, was damit zusammenhing, die Verfügung über den Fiskus, aus dem das Heer unterhalten wurde, die Verfügung über die Provinzen, in denen noch Truppen unterhalten wurden, die Leitung der auswärtigen Politik, die Entscheidung über Krieg und Frieden. Als Inhaber der tribunizischen Gewalt war er vor allem unverletzlich, besaß er das Recht, gegen die ordentlichen Beamten einzuschreiten; außerdem konnte er Erlasse mit Gesetzeskraft herausgeben; er konnte in wichtigen Sachen zu Gericht sitzen, er war Pontifex maximus und ließ Gold- und Silbermünzen prägen. Was aber diese fast unumschränkte Macht den Römern trotz allem erträglich machte, war zweifellos der Umstand, daß die alten Ämter, wenn auch in geminderter Bedeutung, weiterbestanden, und daß dem Senat ein erheblicher Anteil an den Staatsgeschäften belassen wurde. Diese konstitutionelle Monarchie, welche Romsen als Dyarchie bezeichnete, behauptete sich drei Jahrhunderte, wenn auch die Stellung des Senats nicht immer die gleiche gewesen ist, mehrere Kaiser sich über ihn hinweggesetzt, andere ihn in seiner vollen Würde anerkannt haben. So hat sich schließlich das Werk des Oktavian als segensreich erwiesen; es hat dem römischen Reich einen langen inneren Frieden beschert.

(Fortsetzung folgt.)

„Erfüllungspolitik.“¹⁾

Von Oberfinanzrat Dr. Bang.

(Schluß.)

Die deutsche Regierung hat von dieser Rechtslage keinen Gebrauch gemacht. Sie hat das Gegenteil getan. Nach Scheitern des ersten Erfüllungsversuches hat sie selbst die Möglichkeiten eröffnet, die den Feindbund zu seinem Ziele führen mußten. Die oben in Klammern angegebenen Stichworte geben die Abschnitte der Entwicklung an, auf die hier im einzelnen nicht zurückgekommen werden kann. Erinnert sei nur an die bekannte Denkschrift des Staatssekretärs Hirsch, die auf die Auslieferung unserer Produktionsmittel ans Ausland hinauskommt, ferner daran, daß der Reichskanzler selbst es war, der das verhängnisvolle Schlagwort von der „Erfassung der Goldwerte“, worunter die „Produktionsmittel“ zu verstehen seien, in die Öffentlichkeit warf, und daß der Reichskanzler selbst es war, der öffentlich mit dem Gedanken hervortrat: „Wir wollen aufrichtig und ehrlich den Gedanken der Bereitwilligkeit, Substanz zur Verfügung zu stellen, verfolgen, soweit ein Kredit auf der Grundlage dieser Substanz möglich ist.“ Das Verhängnisvollste bei alledem ist, daß sich auch die Vertretung der deutschen Privatwirtschaft in Verkennung der Sachlage und ihrer eigenen geschichtlichen Aufgabe auf diese gefährliche Grundlage ziehen ließ. Mit ihrem Münchener „Goldangebot“ vom September 1921 hat sie sich handlungsunfrei gemacht und sich rettungslos verstrickt und verfißt in die Wirrnisse der Erfüllungspolitik. Das war für uns ein ebenso großes Unglück wie der November 1918. Wie damals die Staatsgewalten, haben nunmehr die Wirtschaftsgewalten verfaßt, beide ohne Not, beide im Verkennen ihrer geschichtlichen Aufgabe und im schwachmütigen Erliegen gegenüber täuschenden Schlagworten.

Trotz allem, trotz aller Nachgiebigkeit und aller Bezeugung „guten Willens“ wurde der Druck durch die Feinde immer stärker. Denn es liegt auf der Hand, daß der Feindbund aus der sich fortgesetzt verstärkenden deutschen Schwäche seine Folgerungen zog. Es war ihm nun ein leichtes, einen Wirtschaftarest nach dem andern zu verlangen, schließlich auch den kümmerlichen Rest der deutschen Staatlichkeit. Der Gang der Entwicklung ist nach dem ersten mißglückten Erfüllungsversuche kurz folgender:

Im November 1921 tauchte der erste Moratoriumsschwindel auf. Der Dollar stürzte plötzlich ab. Trotz der damit gegebenen Möglichkeit billigen Devisenankaufs konnten für die nächsten Raten nicht genug Devisen beschafft werden. Die Regierung verhandelte damals mit dem Wucherausschuß über die Möglichkeit der Zahlung der Raten vom 15. Januar und 15. Februar 1922. Es handelte sich dabei um zusammen noch 750 Goldmillionen.

Die erste Note des Wucherausschusses vom 2. Dezember 1921 weist jedes Entgegenkommen zurück, besteht auf Zahlung und verlangt zum ersten Male „Sicherheiten“. Dabei wird von der deutschen Regierung verlangt, sie solle bei „ausländischen Geldverleihern oder deutschen Staats-

¹⁾ Dieser Aufsatz ist ein Nachdruck der im Verlag von J. F. Lehmann-München erschienenen Flugchrift gleichen Titels. Der Preis beträgt: 1 Stück M. 32.—, ab 10 Stück je M. 28.—, ab 100 Stück je M. 24.—, ab 1000 Stück je M. 20.—.

bürgern mit Auslandsguthaben alle Anstrengungen machen“, um zu Zahlungsmitteln zu gelangen. Hier haben wir das erste offizielle Eingehen auf den von Deutschland selbst gewiesenen Weg, den ersten Hinweis auf das Privateigentum! Ergänzt wird die Note durch das Verlangen nach Budgetbereinigung und nach Einstellung der Notenpresse — im Munde der Feinde schlechtbin ein unverschämter Hohn, weil sie wissen, daß Erfüllungspolitik und Notenpolitik sich decken. Hier haben wir den ersten offiziellen vertragswidrigen Übergriff des Wucherausschusses in unsere innere Verwaltung. — Im Temps taucht zu dieser Zeit zum ersten Male der Gedanke der Finanzkontrolle auf. —

Eine Zurückweisung der vertragswidrigen Ansinnen der Dezember-Note erfolgte nicht. Die Regierung wendet sich vielmehr an die Bank von England mit der Bitte um ein Darlehn von 500 Millionen Gold für die Raten vom Januar und Februar.

Darauf erfolgte die Kreditwürdigkeitserklärung Deutschlands durch die Bank von England. Die Regierung machte davon nicht den an sich gebotenen und selbstverständlichen Gebrauch, sondern beschränkte sich darauf, dem Wucherausschuß mitzuteilen (am 14. Dezember 1921), daß für die Januar- und Februarraten außer den Sachleistungen und dem von England erhobenen 25 % Eingangszoll mehr als 150 Goldmillionen schlechterdings nicht aufzubringen seien.

Der Wucherausschuß ersuchte zwei Tage danach um nähere Angaben über den gewünschten Zahlungsausschub. Die Regierung schwieg sich aus. Dafür schickte sie Herrn Dr. Rathenau auf die Konferenz nach Cannes. Was Rathenau dort im einzelnen verhandelt hat, ist nicht bekannt geworden. Lloyd George verlangte die Erhöhung der deutschen Brot- und Kohlenpreise. Rathenau hat die Erklärung abgegeben, die deutsche Regierung sei bereit, die Sanierung des deutschen Budgets so schnell wie nur möglich in die Wege zu leiten und werde daher die staatlichen Zuschüsse zur Verbilligung wichtiger Lebensmittel, besonders des Brotgetreides einstellen. Damit war der mit der obigen Note vom 2. Dezember 1921 eingeleitete Versuch eines vertragswidrigen Eingriffs in unsere innere Staats- und Verwaltungshoheit sanktioniert. Alles weitere ergab sich dann von selbst. Zugleich war mit dieser Erklärung die Grundlage zur Erreichung eines weiteren von langer Hand her erstrebten Zieles der Entente gelegt: zur Vernichtung der deutschen sozialen Gesetzgebung. Die Entente erstrebt, um sich zugleich selbst von einem unangenehmen Druck zu befreien, als eine der Voraussetzungen der oben genannten Arbeitsverflavung des deutschen Volkes „die Herabsetzung der Lebenshaltung der breiten Massen“ (so Mac Kenna!). Am 8. November 1921 brachte die feindliche Presse folgende amtliche Notiz: „Die Entente wird eine Überwachungskommission in das deutsche Finanzministerium setzen, welche die deutschen Maßnahmen für die Sozialversicherung überprüfen und darauf achten wird, daß keine Einrichtung der sozialen Fürsorge weiter gehe und besser sei als in dem bezüglich der sozialen Gesetzgebung am wenigsten fortgeschrittenen Lande der Entente.“ Zur Entente gehören bekanntlich auch Negerstaaten. Hinter der Politik, die zu alledem führt, steht die sogenannte Vertretung der deutschen Arbeiterschaft. Die deutschen Arbeiter mögen sich für die unausbleiblichen Folgen bei ihrer Vertretung bedanken. Erst vor kurzem schreibt die „Freiheit“: „Die deutsche Arbeiter-

schaft wird getreu den von der Amsterdamer Internationalen und von anderen internationalen Tagungen aufgestellten Thesen alles daran setzen, daß die von ihr von Anfang an geforderte . . . Erfüllungspolitik ehrlich fortgesetzt wird . . . Die Machterweiterung der deutschen Arbeiterschaft ist die beste Gewähr für die loyale Erfüllung des Versailler Friedensvertrages."

Überdies hat Rathenau in Cannes es über sich vermocht, mit kommenden Milliardenüberschüssen im Reichshaushalt zu arbeiten. Zweifellos ein geeignetes Mittel, die Feinde von der Unmöglichkeit der Erfüllung oder auch nur von der Notwendigkeit einer Stundung zu überzeugen, ganz abgesehen von der Unmöglichkeit, unter den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt je zu Überschüssen zu gelangen.

Das Ergebnis der Konferenz von Cannes war, daß der stärkste und verlogenste Deutschenhasser und Kriegsanstifter, Poincaré, den Thron bestieg und in seiner Programmrede am 18. Januar die unterdes vollzogene vertragswidrige Entwicklung der Entschädigungsfrage klug und energisch aufgriff und ihr vor aller Welt folgende Formulierung gab: „Es ist die ganze deutsche Nation, die mit ihrem Kapital und Einkommen Bürger der Staatsschuld ist!“ Bemerkenswert ist das Echo unserer Erfüllungspresse. Sie erschrickt, bleibt aber, um Recht zu behalten, mit umso fanatischerem Wahn auf ihrer Leimrute sitzen. Der „Vorwärts“ erklärt am 20. Januar 1921, nun sei erst recht Fortsetzung der Erfüllungspolitik nötig, „um der Welt zu beweisen, daß keine Böswilligkeit bei uns vorliege.“

Ein weiteres Ergebnis von Cannes war der Beschluß des Wucherausschusses vom 18. Januar, der uns für die Januar- und Februarrate „vorläufigen Aufschub“ in der Form erteilte, daß wir alle 10 Tage 31 Goldmillionen, also monatlich 93, jährlich 1120 Goldmillionen neben den Sachleistungen (1,5 Goldmilliarden) zahlen sollten, — angesichts unserer Lage eine Entscheidung des Hohns und Spotts! Dieser Hohn krönte sich in dem Verlangen, die Regierung solle „binnen 14 Tagen“ nicht nur ein vollständiges Programm für die Barzahlungen und Sachleistungen, sondern auch einen Reform- und Garantieplan für das deutsche Budget vorlegen. Damit war der vertragswidrige Einbruch in unseren inneren Staatsbetrieb vollzogen.

Die Regierung kommt dem Verlangen mit Note vom 28. Januar 1922 nach, kündigt u. a. Brotpreiserhöhung, Einziehung von Beamtenstellen und Einstellung von Lebensmittelverbilligungen an und verspricht neben anderen steuerlichen Substanzeingriffen die Zwangsanleihe! Sie erklärt zwar, daß die Zahlungsbilanz 1921 mit zwei Goldmilliarden passiv sei, kündigt aber trotzdem Etatüberschüsse an (bleibt also auf der Linie Rathenau-Cannes). Im übrigen fällt hierbei die berühmte Rathenausche „Offerte“, d. h. die Erklärung unserer Leistungsfähigkeit auf 1922 für 720 Goldmillionen bar und 1450 Goldmillionen Sachleistungen, zusammen also mit 2,170 Goldmilliarden!

In der berückichtigten „Schlichtungsnote“ vom 21. März 1922 nimmt der Wucherausschuß jene „Offerte“ an, erteilt uns also gnadenweise „provisorischen Aufschub“ dergestalt, daß wir für 1922 nur 1,450 Goldmilliarden Sachleistungen und 720 Goldmillionen bar erbringen sollen, während der Rest mit 8 % Zinsen gestundet wird; von letzterer Summe waren etwa

222 Millionen Gold unterdessen bereits bezahlt, der Rest sollte monatlich je am 15. mit 50, im November und Dezember 1922 mit 60 Goldmillionen entrichtet werden. Neben wucherischen Strafzahlungen bei „Verstößen“ war der Gnadenakt abhängig gemacht von der Durchführung gewisser unerfüllbarer „Bedingungen“, die am 31. Mai geprüft werden sollten: so soll insbesondere die soziale Gesetzgebung weiter abgebaut werden im Wege einer „anders vertieften Reform der Reichsfinanzen“ zwecks Abstellung „der bis zum heutigen Tage begangenen Irrtümer“. Ferner soll die Zwangsanleihe im Steuerkompromiß bis 30. April bewilligt und in Kraft gesetzt sein; darüber hinaus sollten 60 Milliarden weitere Steuern bis 31. Mai bewilligt und in Kraft gesetzt und mit 40 Milliarden bis 31. Dezember 1922 eingebracht sein, wofür ein besonderes Steuersystem vorgesehen war; bis zum 30. April sollte eine innere Anleihe zur Deckung des Fehlbetrages im Haushalts vorgelegt sein; soweit dadurch Deckung nicht zu erreichen, sollte eine besondere „Abgabe auf die beweglichen und unbeweglichen Realwerte“ zu unmittelbarer Wegnahme von Vermögenssubstanz führen („un prélèvement sur les valeurs mobilières et immobilières de l'Allemagne“); bis zum 3. April war ein Entwurf gegen Kapitalflucht vorzulegen; bis zum 31. Mai sollte eine Umorganisation der Reichsbank stattfinden; noch einmal betont wird eine sofortige Revision des Reichshaushalts, u. a. „völlige Beseitigung der Subventionen, der Subsidien, der Ausgaben, welche keinem unmittelbar dringenden Bedürfnis dienen“ (Abbau der sozialen Gesetzgebung) usw. Schließlich verlangte der Wucherausschuß für sich das Recht, „bei allen Maßnahmen zur Anwendung der Steuer- und Tarifgesetzgebung mitzuberaten und durch Vermittelung des Garantiekomitees eine zur Genüge ausgedehnte Überwachung auszuüben“.

Diese Note ist die ungeheuerlichste Unverschämtheit, die je einem zivilisierten Staate geboten worden ist. Ich weiß nicht, ob es Negerstaaten gegeben hat, denen man Ähnliches zu bieten gewagt hat. Kein sachlich ist dazu zu sagen, daß die Note den endgültigen Strich durch den Versailler „Vertrag“ bedeutet und daß die in ihr enthaltene Beseitigung der deutschen Regierungshoheit und Aufhebung des parlamentarischen Bewilligungsrechtes in keiner einzigen Bestimmung des Versailler Diktates eine Stütze findet. Bemerkenswert ist die Haltung der Erfüllungspresse. Die „Vossische Zeitung“ vom 22. März schreibt von einem „offenbaren Fortschritt“ und unserer „moralischen Pflicht“ zum Wiederaufbau Frankreichs und „kann sich kaum denken, daß die starren Rezepte, die die Reparationskommission aufstellt, ernstlich gemeint seien“. Die „Frankfurter Zeitung“ vom 22. März meint auch: „Ein Fortschritt ist zu verzeichnen, wenngleich die Richtung auf die Vernunft noch nicht eingeschlagen ist. . . die Vernunft gewinnt Boden, aber sie hat den Kampf noch nicht gewonnen.“ „La Victoire“ schreibt am 23. März: „Haben die Deutschen nun endlich begriffen, daß es aus ist mit dem Lachen und daß man nun zu Taten schreiten wird?“ „Libre Parole“, 23. März: „Deutschland hat . . . nun seinen gerichtlichen Beistand erhalten. Die Alliierten werden von jetzt an eine dreifache finanzielle Steuer- und Wirtschaftskontrolle über Deutschland ausüben.“ Sehr interessant vorher der Lloyd George nahestehende Outlook: „Frankreich fordert . . . , daß die finanzielle Kon-

trolle des Deutschen Reiches der Reparationskommission aus-
gehändigt werde, welche Forderung es mit dem vollen Wissen
stellt, daß keine Regierung der Welt, nicht einmal auf dem
Balkan oder in Zentralamerika sie erfüllen und weiter be-
stehen könnte."

Es mag dahingestellt bleiben, ob und welchen Einfluß auf die
deutsche Staatsverfassung durchlöchernde Schädigungsnote jene anfangs ange-
führte deutsche Note vom 16. März 1922 gehabt hat, wo „loyale Erfüllung“
zugesichert wird auch für Forderungen, die in Versailles und im Ultimatum
keine Grundlage finden. Jedenfalls wird ein unvoreingenommenes Urteil zu
dem Schlusse kommen, daß die Schädigungsnote nicht nur in ihrer Zahlungs-
auflage die Annahme einer deutschen „Offerte“ ist, sondern daß sie im
ganzen nichts weiter ist als das Sazit aus den Vorgängen, die man als
Erfüllungspolitik bezeichnet.

Die Regierung konnte sich in der Reichstagsverhandlung vom 28. März
1922 zu einem Abbruch ihrer Politik auch diesmal nicht finden. Abgesehen
von rhetorischen Verwahrungen gegen den Eingriff in die Souveränität be-
zeichnete der Reichskanzler nur die Forderung von 60 Milliarden Steuern
über die 60 oder 70 der Zwangsanleihe hinaus als „völlig unmöglich“,
schränkte das aber dahin ein, daß damit nur die „Grenze der Leistungsfähigkeit
im gegenwärtigen Augenblick“ gemeint sei: „Es ist nicht ausgeschlossen,
daß sich später einmal mehr erreichen läßt.“ Entgegenkommend meinte er:
„Wir verkennen nicht, daß einige Forderungen werden erfüllt werden können.“
Im übrigen habe „die Welt zu wählen zwischen dem Geist von
Genua und dem der Entschädigungsnote.“ (Dieser Geist von Genua
war auch nicht schön. Die damals in Aussicht stehende Konferenz von Genua
spielt im übrigen nicht hier herein. Sie wurde zum eigentlichen Ausgangs-
punkt des Anleihegeschwindels.) Der Reichskanzler erhielt hierauf ein Ver-
trauensvotum.

Die deutsche Antwortnote vom 7. April 1922 bat in entgegen-
kommenden Tönen um eine „Nachprüfung“ der Entscheidung vom 21. März
und um Aufrechterhaltung der deutschen Staatshoheit, erklärte das Steuer-
kompromiß für das Höchste, was die deutsche Wirtschaft jetzt tragen könne
und regte den Gedanken einer äußeren Anleihe an. In dieser Note wird zum
ersten Male auf eine Hungersnot als Folge der Erfüllung hingewiesen.
Wenn Deutschland nicht verhungern solle, sei die Beschaffung von ausländi-
schen Lebensmitteln in Höhe von 2,5 Goldmilliarden nötig. Allein „die
zur Aufrechterhaltung der Brottration erforderliche Einfuhr von Getreide er-
fordere 1922 noch 600 Goldmillionen. Können die hierfür notwen-
digen Devisen nicht aufgebracht werden, so steht eine Hungers-
not bevor“.

Die in unverfälschter Tonart gehaltene Erwiderung des Wucher-
ausschusses am 18. April 1922 drückt „Überraschen und Bedauern“ über
die „sattsinnige Haltung“ der deutschen Regierung aus, weist jedes Entgegen-
kommen ab und droht mit „dem Mechanismus des Versailler Vertrages“.
Nach dem beleidigenden Anwurf: „Offenbar besteht wenig Hoffnung,
daß der Kredit der deutschen Regierung bei ihrem eigenen
Volke genügend wiederhergestellt ist“, kommt die gnädige Erklärung,
daß die Kommission „praktische Anregungen“ entgegennehmen werde unter
der Voraussetzung: „Die deutsche Regierung solle nach Über-

legung davon absehen, das Recht der Reparationskommission, ihr ihre Entscheidungen aufzuerlegen, zu bestreiten.“ Da ein solches Recht in der verlangten Ausdehnung für den Wucherausschuß im Versailler Verträge nicht begründet ist, war dies das Verlangen nach einer hoch-offiziellen deutschen Rechtfertigung aller bis dahin geschehenen und weiter geschehenden Rechtsbrüche.

Die „Frankfurter Zeitung“ vom 18. April meint dazu: die Note „hat für uns wenigstens den Vorzug, daß sie im allgemeinen die tränkende Form vermeidet und streng sachlich ist“.

Die deutsche Antwortnote vom 9. Mai 1922 spricht von „Mißverständnissen“ und regt „eine vertiefte Besprechung der Lage“ an. Sie verspricht im voraus „weitere Schritte“ zur Herbeiführung unserer Zahlungsfähigkeit. Sie erklärt, daß sie „mit Genugtuung“ von der Absicht der Entschädigungskommission Kenntnis genommen habe, sie bei der Ordnung der deutschen Finanzen zu unterstützen!! Das wesentliche ist die Zusicherung: „Die Regierung wird sich mit der Reparationskommission über die von ihr geplanten gesetzgeberischen Schritte auf dem Gebiete der Finanzgebarung ins Benehmen setzen.“ Damit war grundsätzlich und ohne Genehmigung des Reichstages die Gesetzgebungskontrolle angenommen. Daß damit auch der Weg zur Verwaltungskontrolle freigelegt war, ist selbstverständlich.

Nunmehr erfolgte die bekannte Reise des Finanzministers Hermes nach Paris zur „vertieften Besprechung der Lage“. Ihr Ergebnis ist die endgültige deutsche Antwortnote vom 28. Mai 1922 auf die obige Schätzungsnote vom 21. März zwecks Einhaltung der dort genannten Prüfungsfrist vom 31. Mai. Sie bringt die Erklärung der deutschen Unterwürfigkeit. Anweisungsgemäß wird ein geänderter von sozialen Leistungen gereinigter Haushaltsplan für 1922 „auf Grund erneuter Schätzung“ vorgelegt. Aus dem Etat 1922 werden 22,5 Milliarden Verbilligungsmittel gestrichen. Der Note ist ein ganzes „Programm für die Beseitigung der Zuschüsse zur Verbilligung der Lebensmittel“ beigegeben. Es wird zugesichert, daß der Brotpreis vom 16. Februar 1922 ab „um weitere 75% erhöht werde“ usw. Ferner erklärt sich die Regierung „mit einer Nachprüfung des Haushalts durch die Entschädigungskommission“ einverstanden. Die dabei gemachte Voraussetzung, daß „diese Nachprüfungen die Souveränität Deutschlands nicht antaste“, ist gänzlich wert- und inhaltslos und kann die Ungeheuerlichkeit jenes Zugeständnisses nur in besonders klarem Licht stellen. Damit war also neben der Gesetzgebungskontrolle auch die Etatkontrolle des Feindbundes festgelegt. Außerdem wurden unter der Voraussetzung des Zustandekommens einer äußeren Anleihe außerordentlich weitgehende sachlich unhaltbare und undurchführbare Zugeständnisse hinsichtlich der schwebenden Schuld und des Notenumlaufes gemacht, dabei auch versprochen: die Regierung werde dann „alsbald Vorschläge zum Ausbau ihres Steuersystems einbringen und alles tun, um ihre Annahme im Wege der deutschen Steuergesetzgebung zu erreichen“. — Die Pariser Presse brachte dazu am 30. Mai die amtliche Erklärung: „Die Reparationskommission hat nach eingehender Prüfung der Note der deutschen Regierung festgestellt, daß die deutsche Regierung in ihrer Antwort wörtlich die Vereinbarungen übernommen hat, die von der Reparationskommission und

Minister Hermes getroffen wurden.“ Danach hat sich die deutsche Regierung nicht nur den Inhalt, sondern sogar den Wortlaut ihrer Note vor schreiben lassen. Soweit also sind wir auf diesem Wege gekommen. Echo de Paris, 31. Mai, schreibt höhnisch: „Die Note ist sozusagen der Reparationskommission eigenes Werk.“ Action Francaise, 31. Mai: „Der 31. Mai ist eine Wiederholung des 1. Mai 1921. Eine Art Ultimatum ist an Deutschland gesandt worden. Deutschland hat sich unterworfen.“ (Als erster Erfolg der Unterwürfigkeitsnote kam damals die bekannte Eisenbahnerstörungsnote fürs Rheinland!) Bemerkenswert ist die Auslassung der Frankfurter Zeitung vom 1. Juni: „Lloyd Georges hat es gestern ausdrücklich der bestehenden Reichsregierung bescheinigt, daß die von ihr seit Monat Mai vorigen Jahres befolgte Politik die einzig richtige sei.“

Solches wird heute in Deutschland ohne Erröten gedruckt und gelesen.

Es ist hiernach kein Wunder, daß sich der Wucherausschuß mit Note vom 31. Mai 1922 zum ersten Male für „befriedigt“ erklärte. Er erteilte „das Moratorium definitiv“, d. h. es wurden die deutschen Leistungen für 1922 gnadenweise auf die in der Schächtingsnote vom 21. März 1922 angegebenen Beträge endgültig festgesetzt unter Vorbehalt der „Annullierung“ und von Strafmaßnahmen bei Verstößen.

Im Juni 1922 stellte sich das Scheitern der anlässlich der Konferenz von Genua eingeleiteten Anleiheverhandlungen heraus. Damit war an sich eine der Voraussetzungen der deutschen Unterwürfigkeitsnote vom 28. Mai entfallen und eine neue Lage geschaffen, deren Ausnutzung manches Unheil hätte abwenden können. Die Regierung zog daraus keine grundsätzlichen Folgerungen, und die „Frankfurter Zeitung“ schrieb am 14. Juni, daß jeder Versuch, solche Folgerungen ziehen zu wollen, an „Landesverrat“ grenze, auch eine katastrophale Entwicklung könne „eine Politik der Renitenz nicht rechtfertigen“.

Anfang Juli 1922 stellte sich die völlige Unmöglichkeit weiterer deutscher Zahlungen heraus. Wir hatten bis dahin trotz aller Bedenken wegen einer deutschen Hungersnot monatlich bezahlt, und nicht nur die Entschädigungssummen, sondern u. a. die Ausgleichszahlungen von monatlich 2 Millionen Pfund Sterling. Anfang Juli war selbst die Regierung der Erfüllung fertig. Sie richtete am 12. Juli 1922 das Moratoriumsge such an den Feindbund, in dem erklärt wird, daß man bei der 50-Goldmillionenrate vom 18. Juli mit 33 Goldmillionen im Rückstand bleiben müsse, da die Hingabe dieser restlichen 33 Millionen die Hungersnot im Winter unabwendbar mache. Die Regierung, die sich also auch jetzt der Erklärung der endgültigen Zahlungseinstellung enthält, bittet um zweierlei: a) um Stundung der Barzahlungen für 1922 bis 1924 (also nicht um Nachlaß der Sachleistungen!), b) um Änderung des Ausgleichsverfahrens, für das monatlich eine halbe Million Pfund Sterling zugesagt werden.

Von hier aus wird die Entwicklung immer unübersichtlicher. Die Vorgänge überstürzen sich und laufen wild durcheinander. Auseinanderzuhalten sind folgende Entwicklungsfäden: 1. Die Behandlung des eigentlichen Moratoriumsge suchs (a). 2. Die Behandlung des Ge suchs um Änderung des Ausgleichsverfahrens (b). Man kann diesen Abschnitt als französisches Zwischenspiel bezeichnen. 3. Das Bekanntwerden der auf Grund der Schächtingsnote vom 21. März 1922 eingeleiteten Verhandlungen der Regierung mit dem

sogenannten Garantiekomitee über die Finanz- und Wirtschaftskontrolle. 4. Die Weiterentwicklung aus den Sachleistungsverträgen bis zum Stinnesabkommen.

Zunächst gab der Wucherausschuß mit der Note vom 18. Juli 1922 einen Vorentscheid zum Moratoriumsgesuch: auch der Rest von rund 33 Millionen Gold zu der Julirate müsse bezahlt werden. Wegen der am 18. August weiter fälligen Rate von 50 Goldmillionen werde Entscheidung vorbehalten. Daraufhin ist der zum 18. Juli fällige Rest bezahlt worden — trotz der Befürchtung einer Hungersnot.

Nun kam — für viele, die bis dahin noch nicht hatten sehen wollen, wie ein Schlag aus heiterem Himmel — die Feindnote vom 18. Juli 1922, das sogenannte „Memorandum des Garantiekomitees“ mit eingehenden „Richtlinien“. Diese Note bedeutet den endgültigen Untergang der deutschen Staatshoheit. Sie bringt neben der schon zugestandenen Gesetzgebungs- und Statkontrolle die finanzielle und wirtschaftliche Verwaltungskontrolle bis ins einzelne, also die Teilung bzw. Abtretung der deutschen Exekutive. Das Garantiekomitee, das nach dem Versailler „Vertrag“ lediglich die Ausgabe und Verwaltung der über die 132 Milliarden auszustellenden Schuldscheine besorgen sollte, wird als Oberhoheitsbehörde in den deutschen Staatsapparat eingeschoben, im allgemeinen neben den Reichsrat, soweit das Gesetzgebungs- und Statrecht in Frage steht, im besonderen als höchstes Kontroll- und mittelbares Exekutivorgan über alle, auch die höchsten Verwaltungsbehörden, soweit sie zur Finanzverwaltung gehören oder mit ihr in Verbindung stehen, und zwar mit dem Rechte, diesen gesamten Verwaltungsapparat mit eigenen „Delegierten“, Kontroll- und Überwachungsbeamten zu durchsetzen, angefangen vom Reichsfinanzministerium bis zum kleinsten Finanz- und Zollamt, so daß heute nicht nur jede Finanz- und Kassenbehörde, sondern jeder deutsche Privatmann, vor allem jedes deutsche Unternehmen in seiner wirtschaftlichen Gestaltung den Feindesblicken offen liegt. Damit ist in der Tat die deutsche Souveränität erledigt, der Reichstag entmachtet, die Reichsverfassung zu einem Stück Papier geworden. Das, was uns hier angefohlen wird, geht weit über die „ Dette publique ottomane “ hinaus, ist mit ihr überhaupt kaum zu vergleichen. Festzustellen, was das Deutsche Reich heute eigentlich ist, ist eine überaus schwere Doktorfrage. Meiner Ansicht nach hat es nicht nur die Souveränität, auch die Souzeränität eingebüßt und ist nur noch eine Art internationale Kolonie, der man mehr und mehr selbst die zum Schein belassene Verfassung nebst der Selbständigkeit des eigenen Behördenapparates nimmt. Der Blütenraum von Weimar ist längst ausgeträumt.

Um die ganze Ungeheuerlichkeit dieser Entwicklung zu kennzeichnen, sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß der Versailler Vertrag in Art. 240 dem Wucherausschuß lediglich das Recht zur Herbeiziehung von „Auskünften“, und auch dies nur seitens der deutschen Regierung, nicht ihrer Behörden erteilt, und daß sich nach § 12b der Anlage II zu Teil VIII das Recht der „Prüfung des deutschen Steuersystems“ nur darauf erstreckt, ob in Deutschland ebenso hohe Steuern erhoben werden wie im Auslande. Der Wucherausschuß hat also nicht das Recht, in unser Etat-, Finanz- und Wirtschaftswesen, in die Verhältnisse der Reichsbank u. dgl. hineinzureden.

geschweige denn eine Überwachung auszuüben. Zu allem Überflus heißt es noch in der feindlichen Mantelnote zu Versailles: „Die Bestimmungen . . . dürfen nicht so ausgelegt werden, als wenn sie der Kommission das Recht gäben, Deutschland seine innere Gesetzgebung zu diktieren. Ebenso wenig gibt § 12 b der Anlage I dem Wiedergutmachungsausschuß das Recht, die Ausschreibungen oder die Einziehung von Steuern anzuordnen oder leitende Vorschriften über die Aufstellung des deutschen Haushalts zu machen.“ Schließlich heißt es: „Der Wiedergutmachungsausschuß ist weder ein Werkzeug zur Bedrückung, noch ein listiges Mittel zur Einmischung in Deutschlands Hoheitsrechte.“ Im Ultimatum ist an diesem Rechtszustande nichts geändert worden. Hinsichtlich des Ausführungsorgans des Wucherausschusses, des sog. Garantiekomitees, heißt es sogar im Ultimatum vom 5. Mai 1921, „Zahlungsplan“ Art. VII letzter Satz und „Protokoll“ zu § 12 a ganz ausdrücklich: „Das Garantiekomitee ist nicht ermächtigt, sich in die deutsche Verwaltung einzumischen.“ Es bedurfte des hier geschilderten Ganges der „Erfüllungspolitik“, um dahin zu gelangen, wo wir nun stehen.

Der Reichskanzler hatte noch am 28. März 1922 im Reichstag zu der in der Schächtungenote vom 21. März 1922 zum ersten Male aufgetauchten Forderung nach Kontrolle durch das Garantiekomitee erklärt: „Ich erachte es als mit dem Selbstbestimmungsrecht eines Volkes und mit der Ehre einer großen Nation für unvereinbar, daß man ihr fremde Organe zur Überwachung . . . ziviler Verwaltungen beigibt.“ Solche Forderungen seien „eine Zumutung, der sich keine deutsche Regierung im Interesse unseres verarmten und notleidenden Volkes unterwerfen darf. Ich betone also, daß die Forderung . . . von der deutschen Regierung niemals zugestanden werden kann.“ Sonst müsse „jeder Gedanke an Wiederaufbau im Keime erstickt werden“.

Mit auffälliger Eile wurde jetzt die Forderung in der deutschen Antwortnote vom 21. Juli 1922 zugestanden „für die Dauer des Moratoriums“ und bei „Wahrung der Souveränität des Reichs, Aufrechterhaltung des unge störten Ganges der Verwaltung und Schutz des Steuer- und Geschäftsgeheimnisses“. Auch hier können diese gänzlich nichtsagenden und bedeutungslosen Einschränkungen das Niederschmetternde des Vorganges nur verstärken. Zu gleicher Zeit wurde bekannt, daß die Regierung schon vorher die Außenhandelskontrolle der Überwachung durch das Garantiekomitee ausgeliefert hatte, mit einem Delegierten beim Reichsfinanzministerium und zahlreichen Inspektoren zur Beaufsichtigung der Zollämter und Prüfung der Ausführerklärungen. Der Ring war geschlossen.

All dies, die gesamten Verhandlungen mit dem Garantiekomitee und die bezüglich den Entscheidungen sind nicht durch den Reichstag gedeckt, also nach deutschem Staatsverfassungsrecht nichtig. Daß die Reichstagsmehrheit diese Folgerungen nicht zog und nicht zieht, braucht kaum erwähnt zu werden. — Der „Vorwärts“ begrüßte die ganze Regelung und fand es sehr willkommen, daß wir auf diese Weise einen „unparteiischen Gerichtsvollzieher“ gegenüber „patriotischen und zahlungskräftigen Leuten in Deutschland“ erhalten.

Das ist die Antwort der Vertreter der „arbeitenden Massen“ auf die Auspöberung durch den Entente-Kapitalismus!

Unterdessen setzte das oben sogenannte französische Zwischenspiel ein, das also lediglich die Bitte um Änderung des Ausgleichsverfahrens betrifft. Am 26. Juli schickte Poincaré eine unglaublich unverschämte Note, in der er die deutsche Bitte für Frankreich grob ablehnt und verlangt, daß die deutsche Regierung ihren Antrag binnen zehn Tagen bei Vermeidung von Strafmaßnahmen zurückziehe. So wird heute mit uns gesprochen. Auch ein Erfolg der Erfüllungspolitik! Die deutsche Antwort vom 1. August 1922 bittet, mit Maßregeln bis nach Eingang der Entschließung der übrigen Mächte zu warten. Am gleichen Tage antwortet Poincaré in einer Niggern gegenüber offenbar üblichen französischen Umgangsform. Er hält sein Verlangen und die Frist aufrecht und weist auch hier auf „die deutschen Privatleute“ als zahlkräftige Ausgleichsschuldner hin! Die deutsche Regierung antwortet am 5. August, gibt nach und kündigt tatsächlich die Heranziehung der privaten Ausgleichsschuldner an Stelle des Reichs an!! Trotzdem hatte Frankreich unterdessen seine „Retorsionen“ (Privatgüterraub und Vertreibungen) im Elsaß durchgeführt. Deutsche wurden verstoßen und „wie Hunde über die Brücke bei Kehl getrieben“. Am 22. August legt die deutsche Regierung Verwahrung gegen die „Retorsionen“ ein und stellt den Antrag auf einen Schiedsspruch. Dieser Notenwechsel ist nur ein Zwischenspiel, aber auch er ist kennzeichnend für die Erfüllungspolitik!

Nun eilen die Dinge zum letzten Abschluß. Anfang August fand zum deutschen Moratoriumsgesuch vom 12. Juli 1922 die Konferenz in London statt, in der Poincaré mit seiner „Pfänderpolitik“ (das Verlangen „produktiver“ d. h. privatwirtschaftlicher Pfänder) hervortrat, die im Grunde nichts anderes ist als ein Eingehen auf die von der deutschen Regierung und der Führung der deutschen Industrie eröffneten Wege. Poincaré verlangt zunächst als „produktive Pfänder“ die „Staatsforsten und Staatsbergwerke im besetzten Gebiet“ (wo es keine Staatsbergwerke gibt. Gemeint ist „zu besetzendes Gebiet“, also Ruhrgebiet). England will nur „Überwachung“ dieses Staatseigentums und zwar nicht durch den Wucherausschuß, sondern durch die Rheinlandkommission zugestehen. Die Konferenz wird ergebnislos abgebrochen.

Am 14. August 1922 kommt zunächst ein Vorentscheid des Wucherausschusses: über die am 15. August fälligen 50 Goldmillionen bleibe Entschließung vorbehalten. Wohl aber müsse die am 15. August ebenfalls fällige Ausgleichsrate bezahlt werden. Die Regierung hat daraufhin tatsächlich am 15. August eine halbe Million Pfund Sterling als „ihrer Leistungsfähigkeit entsprechend“ abgeführt — trotz der befürchteten Hungersnot! Ja sogar am 15. September hat die Regierung auf Verlangen die Ausgleichsrate mit 40 Millionen Goldmark angewiesen!

Am 20. August 1922 erschienen die Vertreter des Wucherausschusses in Berlin. Es handelte sich dabei um Sachlieferungen und ihre „Sicherung“. Wir haben es dahin gebracht, daß wir heute nicht nur Sachwerte leisten, sondern auch „sichern“ müssen. Die Regierung machte „unter Beitritt der Industrie“ „Angebote“, über die Genaueres bisher nicht bekannt wurde.

Kurz darauf erschien das sogenannte „Stinnes-Abkommen“, auf das im Zusammenhange dieser Arbeit nicht näher einzugehen ist. Es stellt sich in ihm gewissermaßen der Schlußakt der Rathenauschen Sachleistungspolitik dar, Rathenau wollte uns zum „Bankier Frankreichs“ machen, uns (nach dem Zugeständnis sogar der Frankf. Zeig.) zu „freiwilligen Mehrleistungen“

über Versailles hinaus verpflichten und ging davon aus, daß wir Frankreich vor Inflation und den Weltmarkt vor der bedrückenden deutschen Ausfuhr zu bewahren, also „Ablagerungsstätten“ für unsere Waren zu schaffen hätten, „Abgründe“, in die sie schadlos (für die andern) „verschwinden“ könnten. Es handelt sich auch bei den späteren Verträgen ganz kurz gesagt darum: das Reich hat einen Blankowechsel unterschrieben, an dem die Staatswirtschaft entzwei gegangen ist. Nun soll und will ihn die Industrie übernehmen. Sie wird ebenfalls an ihm entzwei gehen.

Am 31. August 1922 erschien endlich die endgültige Entschliebung des Feindbundes auf das deutsche Moratoriumsgesuch vom 12. Juli: das Gesuch wird abgelehnt; für die ab 15. August bis 15. Dezember 1922 noch fälligen Beträge, d. s. 270 Goldmillionen, auf die Belgien die „Priorität“ hat, soll die deutsche Regierung Schatzscheine, also Goldwechsel mit sechsmonatiger Laufzeit ausstellen und wegen Sicherstellung der Wechsel mit der belgischen Regierung verhandeln. Falls Belgien anderweitige Sicherheiten nicht genügen, soll als Pfand ein „Golddepot“ aus den Beständen der Reichsbank „in einer ausländischen, Belgien genehmen Bank niedergelegt werden“. Begründet wird diese vernichtende Entscheidung mit dem höhnischen Sage: Daß „das Reich sowohl jeden inneren wie äußeren Kredit verloren habe“, wobei vergessen wurde, hinzuzufügen, daß es die Erfüllungspolitik war, die es dahin gebracht hat.

So liegen die Dinge beim Abschluß dieser Zeilen.¹⁾ Einer Politik gegenüber, die trotz wiederholter Unfähigkeitserklärung, trotz wiederholter Nachweise, daß Zahlung zu Hungersnot führe, immer wieder zahlt, ist die getroffene Entscheidung an sich kein Wunder. Was die Unterzeichnung der Wechsel beim vollen Wissen ihrer Uneinlösbarkeit bedeuten würde, ist klar. Die Bedeutung der Note liegt nicht im Begriff der Zahlung, an die kein Mensch glaubt, sondern in dem der Garantie, also in der Zwangsvollstreckung aus den Wechseln. Gezielt wird auf unseren letzten Wirtschafts- und Währungsrückhalt, den Rest unseres Reichsbankgoldes. Das Verlangen der Zwangsvollstreckung in Reichsbankgold ist eine bolschewistische Forderung, denn jedes Gold ist Privateigentum. Seit Aufhebung der internationalen Garantie des Privateigentums durch England hat sich der Feindbund zu einem viel gefährlicheren Vertreter des Bolschewismus entwickelt als irgendeiner der Halsabschneider in Moskau. Es ist aber ganz gleichgültig, ob es sich bei der Garantie um Reichsbankgold handeln wird oder um andere Sicherheiten! Unter allen Umständen werden es privatwirtschaftliche Realitäten sein. Mit der Unterschrift der Wechsel ist also der ausschlaggebende Schritt auf dem Wege der Poincaréschen „produktiven Pfänderpolitik“ getan. Nach Erledigung der belgischen Priorität kommt dann die französische Hauptforderung dran. In der neuesten Entschädigungssprache nennt man diese Art völkerrechtswidriger Zwangsvollstreckung „effektive Zahlung“.

So stehen wir am Ende der Erfüllungspolitik nach Verwirtschaftung aller Staatsreserven vor der „Diskontierung“ unserer Pri-

¹⁾ Nach Abschluß wird die Entscheidung bekannt. Sie bestätigt die obigen Verurteilungen. Die Wechsel sind unterschrieben und von der Reichsbank garantiert, die dafür einen Teil ihrer Goldreserve, der für Nahrungsmittelaufkäufe bestimmt war, und wahrscheinlich auch ihr Silber verpfändet. Das Reich aber zahlt die 270 Goldmillionen in 12 Monatsbeträgen von je 15 an die Reichsbank zurück. Es handelt sich also nicht einmal um eine „Atempause“, sondern um Fortführung der „Erfüllung“ mit kleineren Raten unter gleichzeitiger Verpfändung von Reichsbankwerten. Selbst die Frankfurter Zeitung vom 25. September sagt: „Freilich, in Wirklichkeit ist auch diese Atempause nur scheinbar.“

vatwirtschaft im Wege der „effektiven Zahlung“. Die Zwangsvollstreckung beginnt. Nachdem wir der Welt schon soviel geboten, bleibt nur noch, daß wir ihr als letztes Schauspiel das Bild eines Volkes bieten, das fremde, aus tiefster Unsittlichkeit geborene Wucherforderungen in sich selbst vollstreckt. Als sein eigener Gerichtsvollzieher steht Michel am Grabe seiner Illusionen.

Was hat die mit so anspruchsvollem Selbstbewußtsein und strahlenden Zusagen eingeleitete und mit so unbeirrtem Optimismus fortgeführte Erfüllungspolitik erreicht? Die Schuldlüge so fest in den Köpfen wie je, der Rest seelischer Widerstandskraft im deutschen Volke aufs schwerste geschwächt, die „Weltvernunft“ ferner als je, Frankreich aus wirtschaftlichem Bankrott gerettet, die „Kriegsverbrecher“ wiederum am Marterpfahl, Oberschlesien verloren, die Weichseldörfer verloren, die wirtschaftlichen Zusammenhänge mit Linksrhein gefährdeter als je, unsere Souveränität verloren, als Gegengabe die „Dette publique“ in nie erlebter Form, die Sanktionen fester als je, dazu „Retorsionen“, das Saargebiet ewig uneinlösbar, das Rheinland annerbungsreif, das Ruhrgebiet in gleicher Gefahr, unsere letzten Wirtschaftsreserven dahin, ein Hungerwinter vor der Tür, der Dollar auf Jakobs Himmelsleiter, die Mark auf dem Gefrierpunkt mit dem Erfolg einer Steigerung unserer Kriegsschuld um viele Billionen, die Staatswirtschaft zerstört, die Privatwirtschaft auf dem Präsentierteller der Feinde und der Michel — wie oben gesagt — sein eigener Gerichtsvollzieher.

Ist unsere „Weltmission“ nicht etwas teuer erkaufte??

Wäre es nicht endlich an der Zeit, uns auf uns selbst zu besinnen??

Das, was auf dem Wege der Erfüllungspolitik mit unserer eigenen Hilfe aus uns geworden ist und weiter wird, ist tausendmal schlimmer als das Ergebnis etwaiger zeitlicher Nachteile, wenn wir Versailles und Ultimatum nicht unterschrieben hätten, oder wenn wir noch heute die Erfüllung unsittlichster Forderungen verweigern würden, die im tiefsten Grunde dem deutschen Volke seinen sittlichen Daseinszweck nehmen. Es gibt keine Rechtfertigung für die Illusionen, mit und in denen sich das deutsche Volk heute glaubt selbst zu regieren. Das deutsche Volk ist nur dann, dann aber auch rettungslos verloren, wenn es auf der bisher betretenen Bahn weiterwandelt. Erfüllungspolitik ist tatsächlich nichts anderes als hartnäckige Selbstmordpolitik. Die Folgerungen daraus sind nicht mehr wirtschaftlicher, sondern politischer Natur und ergeben sich für verständige Leute von selbst. Unsere Rettung ist kein „Problem“, sondern wie alles Große im Leben eine einfache Sache, die für uns offenbar nur deshalb schwer ist, weil sie einfach ist. Näher darüber zu reden, ist nicht Zweck dieser Arbeit. Nur eins sei gesagt: wahrscheinlich ist zu unserer Rettung nur nötig, daß wir uns vor uns selber retten, vor unsern eigenen Schwächen, Illusionen und Dummheiten, daß wir vor allem die abhanden gekommene Ehrfurcht vor uns selber und den im Opium der „Weltvernunft“ eingeschlafenen gesunden Menschenverstand wieder gewinnen. Alles andere folgt dann von ganz allein.

Wir sind der guten Hoffnung, daß dieser Tag in absehbarer Zeit erscheint. Bis dahin halten wir es nach wie vor mit dem alten Ernst Moritz Arndt: „Am Himmel und am Vaterland soll man niemals verzweifeln!“

Des Hauses Hohenzollern Verhängnis.

Von General der Infanterie Alfred Krauß, Wien.

Der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen hat seinen von Karl Kosner herausgegebenen Erinnerungen nunmehr ein selbstverfaßtes Buch unter seinem Namen folgen lassen, das nach seinem Geleitwort „den getreuen Kämpfern der 5. Armee und der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz ein schlichtes Denkmal im Herzen des deutschen Volkes setzen soll“.¹⁾ Das ist dem Kronprinzen voll gelungen: Eine Heldensage, wie sie großartiger und packender die Geschichte keines anderen Volkes aufzuweisen hat, stellt jedes Kriegsbuch des deutschen Heeres, auch das des Kronprinzen, dar. So wächst das Buch des Kronprinzen über den beabsichtigten Rahmen hinaus; nicht nur ein schlichtes Denkmal für einen Teil des deutschen Heeres stellt das Buch vor, sondern ein ergreifendes Denkmal für das ganze deutsche Heer. Mit vollem Recht kann der Kronprinz sagen: „Das deutsche Heer von 1914! Seinesgleichen gab es auf der Welt nicht!“ und an anderer Stelle: „Wir sind der Zahl, der Masse, dem Material unterlegen, nicht dem Genie des französischen Feldherrn.“ Das betrifft in vollster Wahrheit die Führung im Kriege. Aber auch nicht dem anerkanntswerten Heldennute der zahllosen Feinde ist das deutsche Volk in Waffen — denn das war das deutsche Heer — unterlegen. Seine fast unglaublichen Heldentaten haben lange Zeit auch die erdrückende Zahl und die Masse überwunden. Endlich nach 4½ jährigem, bis zum Ende siegreichen Ringen unterlag das erschöpfte Heer den Massen der Feinde. Daß es so kommen mußte, belastet die politisch-militärische Führung vor dem Kriege auf das schwerste. Diese Führung trug die Schuld daran, daß das deutsche Volk nicht nur zerrissen in zwei Reiche, also nicht einheitlich geführt, sondern auch zu schwach gerüstet in den Kampf um sein Dasein eintreten mußte. Ein Volk muß vor allem gut geführt sein, um zu leben. „Führen“ heißt, die Tugenden wecken und verwerten, die Fehler und Laster mit harter Hand unterdrücken. „Führen“ heißt für den obersten Führer: Aufgehen in der Pflicht gegen die Gesamtheit des Staates als beschränktes sittliches Ziel, oder Aufgehen in der Pflicht gegen die Gesamtheit des Volkes als das sittlich höchste Ziel von Führerschaft und Politik.

Das Haus Hohenzollern hatte glänzende Beispiele dieser Führerschaft im beschränkt staatlichen Sinne: Die großen Hohenzollern — der Große Kurfürst, König Friedrich Wilhelm I. und der Große Friedrich. Sie waren alle das, was Friedrich der Große in Worte gekleidet hat: Der erste Diener ihres Staates. Ihrem Beispiel folgte Wilhelm der Siegreiche, dessen Leben eiserne Pflichterfüllung gegen den Staat Preußen und gegen das Reich gewesen ist.

Das Buch des Kronprinzen zeigt nun wider Willen dem Blick des Lesers, daß dem von den großen Hohenzollern so trefflich erzogenen deutschen Volke diese Führerschaft in seiner Schicksalsstunde gefehlt hat. Sein Buch singt in vom Herzen kommenden und zum Herzen dringenden Worten dem deutschen Heldenvolke sein wohlverdientes Ruhmeslied, spricht aber damit unbewußt der Führung dieses Heldenvolkes, das zu siegen berufen war, das Urteil.

¹⁾ Kronprinz Wilhelm, Meine Erinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf, verlegt bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1923. Halbleinenausgabe etwa M. 525, Ganzleinausgabe auf holzfreiem Papier etwa M. 750 und Lufusausgabe (300 numerierte Stücke) etwa M. 3500.

Am 1. August 1914 wurde der Kronprinz zum Kaiser berufen. In Gegenwart des Reichskanzlers, des Chefs des Generalstabes, des Kriegsministers und des Staatssekretärs des Reichs-Marineamtes sagte der Kaiser zum Kronprinzen: „Ich habe Dir das Oberkommando der 5. Armee anvertraut. Du bekommst Generalleutnant Schmidt von Knobelsdorf als Chef des Generalstabes. Was er Dir rät, das mußt Du tun!“

Welch unglaublich falsche Auffassung über Pflicht und Verantwortung kam in diesem Ausspruch des Kaisers zur Geltung! Der Chef des Generalstabes sah sich denn auch veranlaßt, einzugreifen, indem er zum Kronprinzen sagte: „Sie haben guten militärischen Blick und gesunden Menschenverstand. So wie die anderen werden Sie Ihre Sache auch machen. Vergessen Sie nie, daß der Armeeführer verantwortlich ist und bleibt. Der Chef hat seinen Rat zu geben; und nun: Gott schütze Sie!“

Der Kronprinz stellt dann fest, daß während der Anfangsoperation 1914 jede Fügelführung der Obersten Heeresleitung fehlte. Er erwähnt die Fahrt, die der Kaiser am 7. September allein, ohne seinen Stab, der weit hinten in Luxemburg verblieb, also als einfacher Zuseher zur 3. Armee unternahm, und fügt bei: „Wie bedeutungsvoll, ja schicksalwendend wäre es gewesen, wenn der Operationsstab der Obersten Heeresleitung am 7. September die Fahrt des Obersten Kriegsherrn zur 3. Armee begleitet und dann auch bis zur 2. Armee erstreckt hätte! Er wäre so am 3. statt des Oberstleutnants Zentsch, als Abgesandten und teilweise Bevollmächtigten, selbst am entscheidenden Punkte der Schlacht, beim Oberkommando der 2. Armee, im Schloß Montmort gewesen.“

Der Kronprinz setzt dann an anderer Stelle fort: „In der Marneschlacht erfüllte sich das tragische Geschick unseres Volkes, daß trotz der über jedes Lob erhabenen Leistungen aller seiner Streikräfte die verantwortliche Persönlichkeit an der Spitze des Heeres des göttlichen Funkens, des heiligen Feuers echten Feldherrntums entbehrte. Ich weiß mich weit entfernt von nachträglicher, billiger Kritik an der vor die gewaltige Anforderung des Zweifrontenkrieges gestellten Obersten Heeresleitung. Die Tatsache erscheint mir aber bei reiflicher Abwägung aller Faktoren doch unbestreitbar, daß der Chef des Generalstabes des Feldheeres seiner gigantischen Aufgabe nicht gewachsen war. An militärischer Einsicht und Wirklichkeitsinn hat es ihm nicht gefehlt, wohl aber an Selbstvertrauen, Charakterstärke und Willenskraft.“

Der Kronprinz läßt also die ganze Verantwortung dem Chef des Generalstabes auf — und doch: Der Kaiser hatte den Oberbefehl! Er hatte sich seine Helfer zu wählen. Sein Großvater war groß geworden durch die richtige Wahl seiner Helfer und durch das eiserne Pflichtgefühl, mit dem er den Oberbefehl persönlich ausübte. Die Unverantwortlichkeit des Kaisers durfte nicht so aufgefaßt werden, daß auch jede moralische Verpflichtung fehlte. Selbstvertrauen, Charakterstärke und Willenskraft hatte der Oberste Feldherr in Person zu betätigen. Nach des Generalobersten Moltke an den Kronprinzen gerichteten Worten darf man nie vergessen, daß der Oberste Feldherr — also der Kaiser — für die oberste Führung vor dem Volke und vor der Geschichte sittlich verantwortlich war und bleibt.

Von Ende März 1916 bis in den August 1916 dauerte der Gegensatz zwischen dem Kronprinzen und seinem Generalstabschef, bis der Kronprinz endlich die Enthebung des Generalleutnants Schmidt von Knobelsdorf be-

antragte und erwirkte. Immer wieder hatte der Kronprinz seine Überzeugung über die Notwendigkeit der Einstellung des Angriffes auf Verdun zurückgestellt und dem General Schmidt von Anobelsdorf, der sich stets direkt mit General von Falkenhayn besprach, den Armeeführer also ausschaltete, freie Hand gelassen. Unmittelbar an den Kaiser gerichtete Vorstellungen nützten auch nichts; sie wurden wie alle anderen direkten Eingaben in den dienstlichen Geschäftsgang geleitet. Der Kronprinz hat sich, wie er sagt, in diese Sachlage als „Soldat“ gefügt. Das war und ist eine falsche Empfindung. Der Soldat hat wohl zu gehorchen, aber nur einem klaren bestimmten Befehl seiner vorgesetzten Stelle — sonst nicht. Dort, wo er die Verantwortung trägt, und zwar für Tausende von Menschenleben, dort hat er mit aller Tatkraft seine Überzeugung zu vertreten — auch dem Kaiser gegenüber; er hat mit ihr zu stehen und zu fallen. Das ist Pflichttreue, Selbstvertrauen und Charakterstärke, das ist wahre Soldatenart.

Das ganze Buch zeigt den Kronprinzen als einen verständigen, klarschauenden, urteilskräftigen Soldaten voll Herz für seine Truppen, frei von falschem Ehrgeiz, bescheiden im Urteil und, was besonders hoch anzuschlagen ist, voll Selbsterkenntnis und Selbstprüfung. Der Kronprinz scheut nicht davor zurück, auch sich selbst mit erkannten Fehlgriffen zu belasten, ein schöner Zug, der nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Der Kronprinz war also ein Soldat aus gutem Hohenzollern-Holz, bei dem richtige, harte Erziehung hätte gute Erfolge bringen müssen.

Vater und Sohn waren zweifellos voll des besten Willens, Großes zu leisten, beide haben gewiß auch ganz hervorragende Eigenschaften besessen; und doch fehlte beiden, dem Kaiser und dem Kronprinzen, eines, was der Herrscher und den Fürsten hoch erheben muß über seine Umgebung: Die restlose Hingabe an die Pflicht nach dem Muster der drei großen Hohenzollern, die Hingabe an die Herrscherpflicht, die Friedrich Wilhelm I. bei seinem dadurch erst so groß gewordenen genialen Sohn durch die Todesdrohung auf dem Schafott erzwungen hat. Der ungeheure Ernst der Pflicht, der bei Friedrich dem Großen so gewaltig hervorsteht, der bei Wilhelm dem Siegreichen zu neuen Großtaten führte, der die ganze Person eines Monarchen erfüllen und ins Gewaltige erstrecken muß — er hat den letzten Hohenzollern — Vater und Sohn —, die berufen waren, das deutsche Volk in der größten Zeit seiner Geschichte zu führen, gefehlt — der ungeheure Ernst der Pflicht, der auch den Einsatz der Person bewirkt, dort wo sie eingesetzt werden muß zur Erzielung größter Erfolge.

Das war das Verhängnis des Hauses Hohenzollern und das Verhängnis des von ihm geführten deutschen Volkes.

Trotzdem ist es zu begrüßen, daß der zum Opfer gefallene Kronprinz nicht in Verbitterung gegen das deutsche Volk gehüllt, diesem doch so herrlichen Volk in seinem Buch ein Denkmal setzt, das allen Kreisen des Volkes zukommen sollte. Vom Verlag würdig und trotz der Not der Zeit gediegen und vornehm ausgestattet, wird es, als Geschenk für edle deutsche Jugend geeignet, den Ruhm der Väter den kommenden Geschlechtern übermitteln:

Ein Denkmal deutschen Heldensinnes.

Die panslawistische Bewegung u. die Tschechen.¹⁾

Von Anton Klement, Wien.

Unlänglich einer ethnographischen Ausstellung in Moskau im Juli 1867, die alle slavischen Stämme vereinigte, erwiderte der politische Führer der äußerst starken tschechischen Abordnung auf die Begrüßungsrede: „Prag bereitet die slavische Zukunftsidee vor, und wir, seine hier versammelten Kinder, bringen diese Idee aus Prag nach Mütterchen Moskau.“

Dieses Bekenntnis ist richtig. In jenem slavischen Kreis, der Prag als Mittelpunkt ansah, ist der Panslawismus geboren worden und die Tschechen waren es, die ihm immer wieder neues Leben einhauchten, wenn bald das Gezänke der slavischen Stämme, bald die offizielle Politik Rußlands ihm den Boden abzugraben drohte; und die Tschechen sind es wiederum, die ihm auch nach der Neugestaltung Mittel- und Osteuropas nicht nur als das Heil slavischer Zukunft aufgreifen, sondern ihn als die Grundfeste eines dauernden Weltfriedens selbst hinstellen, da nur eine slavische Einheit allein das trotz seiner Niederlage zu fürchtende Deutschland in Schranken zu halten vermöge.

Patet dem allslavischen Gedanken, der sich zugleich mit dem Bestreben nach politischer und kultureller Vereinigung aller Slaven in unbedingtem Deutschenhaß auslebt, die Deutschen selbst gestanden; nicht etwa durch Bedrückung der Slaven, sondern zufolge ihres romantischen Zanges, den Fremden das Bessere zuzubilligen; und dann durch ihre Humanitätsduselei.

Auf der Suche nach einem Naturvolk hatte der deutsche Dichter Herder den slavischen Nachbarn, von deren Kultur man soviel wie nichts wußte, all das Schöne angegedichtet, was er eben für die Vorstellung von einem reinen, durch die Kultur nicht verdorbenen Volke brauchte.

Diese, nur von der Einbildungskraft des deutschen Dichters erfundenen Vorzüge und Eigenschaften wurden von slavischen und voran von tschechischen Enthusiasten ohne Kritik als bare Münze aufgenommen und immer wieder in Umlauf gesetzt, während seine Worte über die angeblich hohe Bestimmung des Slaventums als wahre Heilsbotschaft aufgenommen wurden, an die nicht zu glauben, bei den Slaven seither als Volksverrat gegolten hat. Von Herders Traumereien nimmt die slavische Kulturphilosophie, deren Um und Auf die hohe Berufung des Slaventums in der Menschheitsgeschichte ist und die eine Art Religion geworden war, ihren Ausgang; von ihm und noch mehr von dem Göttinger Professor August Ludwig von Schlözer und den Schülern beider, übernehmen die slavischen Wortführer die Vorstellung, daß ihre Völker als solche, wie auch die ganze Rasse, die ihnen gebührende Stellung unter den Kulturvölkern noch nicht einnehmen konnten, weil die Deutschen sie daran behindert, sie gewaltsam unterdrückt hätten.

Das Evangelium von der besonderen Berufung der Slaven war gegeben und zugleich bedeutet worden, wo angeblich bisher die Hindernisse lagen und wo man sie in Zukunft zu suchen haben werde. In den Gehirnen nur Weniger standen sich damals schon Deutschtum und Slav-

¹⁾ Als Grundlage dienten: Dr. A. Sischel, *Der Panslawismus bis zum Weltkrieg*, J. G. Cotta-Stuttgart 1919. Der Hochverratsprozeß gegen Dr. Kramar und Genossen, Verlag D. Österreich 1918. Hanns Ruffner, *Náš státa světový mir*, Prag-Muske 1918. Anton Klement, Friedrich Alex. Braun und die Prager Jf. Kronos. Wiener Dissert. 1908. Derselbe, *Zur Deutschböhmisches Front, Böhmerwaldgau* 1919.

tum auf einmal feindlich gegenüber, mehr in den Gehirnen jener Slaven, die sich als Apostel der Verheißung Herders berufen fühlten. Deren Zahl war vorerst sehr gering und ihre Stimme wäre ungehört verhallt, wäre nicht wieder von deutscher Seite aus verschiedener Richtung Hilfe gekommen. Da das Gebiet der heutigen Tschechoslowakei von allen geistigen Bewegungen im weiteren umliegenden Deutschland von jeher berührt worden war, ist es auch begreiflich, daß hier Herders und Schöllzers Gedanken die Köpfe zunächst erhitzen, um so mehr, als im Lande selbst mancherlei fördernd wirkte.

Wohl hatte die deutsche Kultur, die im 18. Jahrhunderte sich mit Riesenschwung aus der Verelendung nach dem Dreißigjährigen Kriege erhoben hatte, auch das ganze böhmische Land so in ihren Bann gezogen, daß die Bemühungen der Kaiserin Maria Theresia um die Pflege der tschechischen Sprache an dem Widerstande der Tschechen selbst scheiterten, da es für die Gebildeten aus deren Stamme gegen den guten Ton verstieß, sich der Muttersprache zu bedienen. Nicht die Regierung und nicht die „deutschen Bedrücker“, sondern die eigene Eitelkeit hatte den Tschechen damals ein Joch auferlegt. Denn wer mochte nicht zu den Gebildeten gezählt werden? Aus dieser Modosucht heraus wird uns die Entschuldigung aus dem Jahre 1812 des späteren Panславisten Professor Alois Uhle — er gäbe die Zeitschrift „Bohemia“ in deutscher Sprache deshalb heraus, „weil er die eben aufkommende Mode, in böhmischer (tschechischer) Sprache zu lesen, schreiben und dichten zu ungunsten des guten Geschmacks nicht mitmachen wolle“ — ebenso begreiflich, wie die Anschauung des Begründers der Slavistik, des Tschechen Josef Dobrovský, daß die tschechische Sprache zum Aussterben bestimmt sei, welche auch der Vater der böhmischen (tschechischen) Geschichtsschreibung und spätere Führer der Tschechen, Franz Palacký, nebst anderen Tschechen lange teilte.

Allein die innige Berührung der geborenen Tschechen und Slowaken mit dem deutschen Geistesleben machte diese nicht bloß mit den Gedanken Herders und Schöllzers bekannt, sondern ließ sie auch an jener tiefgreifenden völkischen Bewegung teilnehmen, die einerseits den deutschen Befreiungskampf des Jahres 1813 vorbereitete, andererseits darüber hinaus zur Gründung der deutschen Burschenschaften führte, in denen der alldeutsche Gedanke letzten Endes eine Pflegestätte hatte.

Die Bekennerfreudigkeit zum deutschen Volke mußte ähnliche Gefühlsregungen auch bei den Slaven auslösen und bei den Tschechen um so mehr, als ja einerseits Prag vor 1813 der Sammelpunkt jener war, die Deutschland vom französischen Joch zu befreien strebten, andererseits die österreichische Regierung ebenso zur Pflege der heimatlichen Geschichte aufforderte, um durch die Geschichte der einzelnen Provinzen dem jungen Kaiserstaate eine von der Geschichte Deutschlands losgelöste zu geben, wie die deutschen Romantiker, die in Österreich einen Boden für ihre Lehren suchten und fanden und die besonders die Tschechen ermunterten, doch ihre Sprache zu pflegen und an deren Entwicklungsfähigkeit nicht zu verzweifeln. Durch das Auftreten der Russen auf den mitteleuropäischen Kriegsschauplätzen wurde nicht bloß eine Verbindung der Westslaven mit diesen hergestellt, sondern der entscheidende Einfluß jener auf das damalige Weltgeschehen steifte diesen auch den Nacken, da sie sich zurzeit noch als ein Volk mit diesen betrachteten, wie die deutschen Lehrer sie gelehrt hatten.

Ihre Muttersprache nur für Mundarten des Slavischen haltend, richtet Dobrovský seine Botschaft zum Sammeln der alten Sprachreste an alle Slaven, treten die Führer der west- und südslavischen Stämme, so die Tschechen Jungmann, Marek, der Pole Linda, der Slovane Kopitar u. a. für eine gemeinsame slavische Büchersprache ein, wie sie ähnlich die verschiedenen deutschen Mundarten in der Schriftsprache besäßen, befaßt sich der Tscheche Saffarik mit der „Geschichte der slavischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten“ (1826), stellt in den „Slavischen Altertümern“ (1837) getreu nach Herder und Schöler die „Taubennatur“ der Slaven der vermeintlichen deutschen Eroberungssucht gegenüber und zeigt in einer „Slavischen Ethnografie“ (1842) die ungeheure Ausdehnung des slavischen Siedlungsgebietes, während der Slovake Kollár, einst der Tischgenosse des unglücklichen Sand in Jena und Teilnehmer am Wartburgfeste, zur slavischen Wechselseitigkeit auffordert (1837).

Die Vorstellung vom eigenen Volk tritt vor der des slavischen Gesamtvolles zurück, und mit Ausnahme der Gelehrten Dobrovský und Kopitar ist allen Trägern der slavischen Geistigkeit eins eigen: sie berauschen sich an einer hinsichtlich ihrer Richtigkeit ungeprüften Zahlengröße des Slaventums und seiner Ausdehnung, lobpreisen in überschwenglicher Art die Vorzüge ihrer Rasse und stellen die gewagtesten Vermutungen über entgangene Entwicklungsmöglichkeiten des Slaventums auf, wenn es von der ältesten Zeit an durch die Deutschen nicht behindert worden wäre, und geben so Gedanken aus, an denen sich die völkische Leidenschaft zum glühendsten Deutschenhaß erhitzen konnte.

Zusolge der Bildungslosigkeit der Massen aller Stämme blieb diese Bewegung vorläufig noch auf einige Literaten und eine dünne Oberschicht beschränkt. Dieser aber war klar, daß der geistigen Befreiung vom Fremdentum die politische werde folgen müssen, zu deren Vollzug der Anstoß von Rußland erwartet wurde; doch stellten sich den Einheitsbestrebungen gleich äußerliche Hindernisse entgegen, da einerseits jeder Stamm die Führerschaft für sich in Anspruch nahm, besonders aber die Polen die Russen in der ganzen Kultur als Tyrannen verpönten und der Zar selbst aus Furcht vor dem westlichen Liberalismus unter dem Eindruck der Julirevolution ein Bündnis mit Preußen und Österreich abschloß (1834).

Nichtsdestoweniger fand die Äußerung des Polen Graf Gurowski im Westen Aufmerksamkeit, daß Rußland die Vereinigung aller Slaven anstrebe, um sich dadurch den Weg nach Deutschland und Mitteleuropa zu bahnen. Die liberale deutsche Publizistik machte auf die allslavische Gefahr aufmerksam und England wie Frankreich wandten sich gegen den moskowitischen Ehrgeiz; letzteres errichtete einen eigenen Lehrstuhl für slavische Sprache und Geschichte, um diesen Feind näher kennen zu lernen, und der französische Schriftsteller Cyprien Robert vertrat den Plan, gegen Rußland ein Westslavenreich zu schaffen, das an Zahl jenem überlegen wäre. Während er bei den Südslaven und Polen Beifall fand, wandten sich die Tschechen unter Palagky und Saffarik dagegen. Bei diesem Stamme und bei den Slovaken wirkte nachhaltig eben der „Kubel auf Reisen“. Während sich alle Kulturwelt unter dem Einfluß der polnischen Propaganda gegen Rußland stellte, machte sich bei den Tschechen und Slovaken ein kritikloser Russenkult breit, wenn auch der bedeutendste tsche-

chische Publizist Havlíček im Gegensatz zu den allslavischen Literaten sich als Tscheche, nicht als Slave schlechthin bekannte.

Festgesetzt aber hatte sich schon bei allen Slaven ohne Unterschied der Gedanke, daß zwischen Deutschtum und Slaventum durch ewige Mächte Feindschaft gesetzt, diese einmal zur Austragung kommen und daher dem Deutschtum überall Abbruch getan werden müsse. Bei solchem Denken ist es nichts Auffälliges mehr, wenn 1848 die Tschechen sich in einer Flugschrift aus völkischen Gründen gegen die Zollunion mit Preußen wenden.

Die deutschen freibeitlichen Kreise Österreichs hatten sich schon entgegenkommenderweise vor 1848 das Nationalitätenprinzip zu eigen gemacht, so daß die Slaven, voran die Tschechen, von dieser Seite in ihren nationalen Bestrebungen nach Selbständigkeit einen ernstlichen Widerstand nicht zu erwarten gehabt hätten, wären sie nicht gleich zu weit gegangen. Letztere lehnten unter der Führung Paladys die Bescheidung des Frankfurter Parlaments ab und veranstalteten in Prag eine slavische Heerschau — 1. Slavensongreß —, wandten sich in einem Aufruf als Slaven an alle Welt und entrollten somit die Fahne des politischen Panславismus, der von einem slavischen Österreich aus die russische Despotie stürzen und so die Wege zur Vereinigung aller Slaven ebnen will. Schon droht der tschechische politische Führer Ladislaus Kieger, daß Österreich nur solange bestehen werde, als die Tschechen es wollen, und Havlíček bereits mit dem großen russischen Bruder, zu dem Böhmen die Brüste bilde, wenn Österreich sich nicht zur slavischen Mehrheit bekenne. Diese Verquickung von scheinbar österreichischem Patriotismus und der immer bereiten Drohung mit Rußland, haftete von da an der tschechischen Politik ständig an und bildete sich dann in der Person des Dr. Kramarsch aufs höchste aus, der gleichzeitig in Wien und in Petersburg, sowie auch in Belgrad und Paris Vertrauensmann war.

Die Zeit der österreichischen Verfassungslämpfe nützten die Tschechen besonders zur politisch nationalen Erziehung ihres Volkes aus, wozu sie sich besonders der seit 1863 von dem deutschen Überläufer Jünger nach deutschem Muster gegründeten Turnvereine — Sokoln — bedienten, durch die sie sich vom Anfang an eine Armee schufen, die einst den Befreiungskampf führen sollte. Das Nationalitätenprinzip Paladys aus dem Jahre 1848 warfen sie über Bord und verlangten 1863 mit Unterstützung des böhmischen Adels die Wiederherstellung der Länder der Wenzelskrone innerhalb der historischen Grenzen, und als nach dem Ausscheiden Österreichs aus dem deutschen Bunde 1866 dieses eine austroslavische Lösung nicht herbeiführte, stellten sie als erbitterte Gegner des Dualismus ihr ganzes politisches Hoffen auf Rußland ein.

Als Kieger bei der ethnographischen Ausstellung in Moskau 1867 die eingangs angeführten Worte sprach, konnte er bei den Russen bereits auf vielseitiges Verständnis rechnen.

Österreich hatte sich im Krimkrieg Rußland gegenüber für die Hilfe während des ungarischen Aufstandes undantbar erwiesen, und der russische Hof und die öffentliche Meinung des Reiches glühten darob vor Haß, den Pogodin überall schürte. Unaufhörlich verlangte er die Befreiung der Balkanslaven, worüber man sich mit England und Frankreich einigen könne; mit Wien gäbe es nur einen Kampf auf Messer und Tod, und die Bundesgenossen wären alle Süd- und Westslaven, zu denen er durch das von ihm 1858 gegründete slavische Komitee in Moskau Geldmittel zur Pflege des allslavischen Gedankens gelangen ließ und dem die führenden Männer der

russischen Gesellschaft angehörten, dessen Patronat der Kronprinz selbst übernommen hatte.

Dieser Slavenkongreß 1867, in den durch die Feindschaft zwischen den Polen und den Russen und die unbeugsame Forderung der russischen Nationalisten nach der russischen Einheitsprache und der Orthodoxie, mancher Mißton gebracht wurde, war von größter Bedeutung für die Russen selbst, da er gezeigt hatte, daß nicht nur die Rechtgläubigen, sondern auch die anderen Slaven erschienen waren und den Schutz Rußlands erbeten hatten. Nun wurde Pogodins Sprache allverständlich; es bildeten sich nacheinander Wohltätigkeitskomitees, in Petersburg, Kiew, Odessa u. a. Orten als Sammelpunkte allslawischer Gemeinschaft, und das Interesse für die allslawische Frage wurde allgemein. 1868 erschien in Prag eine Broschüre über „Die Grenzländer Rußlands“ von Samarin, 1871 eine Karte von Majkow, die die Schäden und Gefahren der deutschen Ausdehnung zeigte, und im gleichen Jahre als Broschüre ein Aufsatz Nikolaj Jelowienitsch Danilewskij, der den Gedanken vertritt, daß die slawische Rasse etwas Höheres und bestimmt sei, die romanische und germanische abzulösen, welcher Berufung sie ohne sittliche Hemmungen folgen solle. Diese Gedanken nisteten sich ebenso tief ein, wie die des General Fjodislaw Sadejew in „Gedanken über die orientalische Frage“ 1870, daß der Weg nach Konstantinopel über Wien führe, die europäische Frage eigentlich eine allslawische, der Hauptgegner nicht Frankreich oder England, sondern Deutschland sei, das für den Fall der vollzogenen deutschen Einigung erst die Tschechen und dann alle Slaven außerhalb Rußlands verschlingen würde; daher mußten diese rechtzeitig erfahren, daß Rußland zufolge seiner geschichtlichen Berufung hinter ihnen stehe, die nötigen Mittel für die Einheitsbewegung zur Verfügung stelle, und daß es für die russische Gesellschaft Ehrensache sei, dieser Gemeinschaft zu dienen. Die Slaven Österreichs und des Balkans stellten zusammen mehr als 700 000 Soldaten, auf die gerechnet werden könnte, falls Rußland zur Tat schreite. Galizien sei in Händen Österreichs eine ständige Kriegsgefahr, und die europäische Frage werde nicht am Bosphorus, sondern in Österreich entschieden werden, wovon es abhängt, ob die Adria oder der Dnjepr Rußlands Grenze bilden werde; der Angelpunkt sei aber die böhmische Frage, da die Tschechen das Haupt und die Avantgarde gegen Deutschland seien. Mit ihnen stehe und falle die allslawische Frage.

Dieser Aufsatz, der ins Deutsche, Tschechische und Polnische übersetzt wurde, erregte ungeheures Aufsehen, da alle, Freunde und Gegner, wußten, daß hier klar und rücksichtslos ausgesprochen wurde, was die führende Gesellschaft Rußlands dachte und was der Inhalt ihrer Auseinandersetzungen mit den verschiedenen Vertretern der slawischen Stämme und deren Hoffnungen bildete, die die russischen Außenvertreter wie die Botschafter A. P. Ignatjew in Konstantinopel, Konsul Hilferding in Bosnien, der der Gesandtschaft zugeteilte Erzpriester Kajewskij in Wien, mit Versprechungen und Geld reichlich nährten, wenngleich auch die hochoffizielle russische Politik das gute Einvernehmen mit Deutschland pflegte. Ignatjew beleuchtet die Auffassung seiner Mission in seinen Denkwürdigkeiten dahin, daß es die geschichtliche Aufgabe Rußlands sei, alle Slaven zu sammeln und keinen Fußbreit slawischen Landes freiwillig anderen zu überlassen. Da der Weg nach Konstantinopel über Wien führe, mußten die Slaven Österreich-Ungarns Werkzeuge der russischen Politik gegen das Deutschtum und solange bearbeitet werden, bis Rußland selbständig an eine Lösung schreiten und sich die Meerengen sichern könne.

Unter dem Einfluß der russischen Wohltätigkeitskomitees wird 1861 Jirk Michael Obrenowitsch von Serbien ermordet, da er sich als ungeeignetes Werkzeug erwiesen hatte, und bricht 1875 der Aufstand in der Herzegowina im nächsten Jahre in Bosnien aus. Die Herzegowina ruft Nikita von Montenegro, Bosnien den Fürsten Milan von Serbien als ihren Herrscher aus und beide Fürsten erklären der Türkei den Krieg. Die Proklamation des serbischen Heerführers, des früheren russischen Generals Tschernejew, betont, daß der Kampf der hl. Sache des Slaventums gelte, und daß Rußland dahinterstehe. Tatsächlich sah die russische öffentliche Meinung den Krieg als ihren an. Die slavischen Komitees warben öffentlich Freiwillige, sandten Geld und Kriegsausrüstungen und ganze Kosakenotmien verstärkten die serbischen Reihen.

Die Niederlage der Serben erhitze die russischen Gemüter erst recht, die „Rache für das vergossene Blut“ verlangten und trotzdem Serbien bereits am 1. März 1877 mit der Türkei Frieden geschlossen hatte, erklärte Rußland am 24. April der Türkei unter dem Ruf „uns führt die slavische Sache“ den Krieg, um den panslawistischen Gedanken auf dem Balkan zu verwirklichen.

Am hellsten lodert hierüber die Begeisterung bei den Tschechen auf. Der tatsächlich geringe Erfolg für die kleinen Slavenstämme auf dem Slavenskongress in Moskau 1867 hatte diese nicht beirrt. Wenn sie auch nicht durchwegs bereit waren, die russische Einheitsprache und die Orthodoxie anzunehmen, so sorgten sie besonders dafür, daß der Glaube an das mächtige Rußland und dessen Hilfe Gemeingut aller werde. Alles hatte nur mehr für Rußland Anteilnahme und konnte sich an der russischen Hymne nicht satttören. Als nun auf dem Balkan die Unruhen ausbrachen, sammelten sie für ihre slavischen Brüder, sandten dem General Tschernejew trotz dessen Niederlagen einen Ehrensäbel, beteten öffentlich in den Kirchen für den Sieg Rußlands, und die Städte und Gemeinden wetteiferten, dem Zaren Huldigungsadressen zuzusenden.

Die Vertragsverhandlungen von San Stefano (3. März 1878) zeigten den Panslavismus auf einem Höhepunkt, der auf dem Berliner Kongress ordentlich herabgemindert wurde. Aber innerhalb der Slavenstämme lebte er um so mehr auf, als beim Zar Alexander III. dessen bedeutendste Träger wie Ratkow und besonders der Balkansteiger General Skobelow das Vertrauen besaßen, dessen Ausspruch, daß der Kampf zwischen Deutschtum und Slaventum unausbleiblich sei, von der Masse wie eine Verheißung aufgenommen wurde, während der erfolgreichste Agitator im Auslande Ignatjew 1888 Vorsitzender der slavischen Wohlfahrtskomitees wurde. Von den höchsten Stellen und Gesellschaftsschichten getragen, jagte die Phantasie ins Uferlose. Als bezeichnender Niederschlag mag die Karte der slavischen Völker gelten, die 1889 A. C. Zarjanko herausgab, auf der die Westgrenze bis Triest und Danzig reicht. Die staatlichen Grenzen sind ebenso weggewischt wie die Sprachinseln; nur Ober- und Niederösterreich bilden einen schmalen fremdvölkischen Streifen, während die Alpenländer und Deutschböhmen als slavisch gelten.

Das offizielle Rußland, das Bismarck durch den Geheimvertrag noch gebunden hatte, suchte, nachdem dieser von Wilhelm II. 1890 nicht mehr erneuert worden war, dem Dreibund gegenüber Anlehnung an Frankreich, und schon vor dem französisch-russischen Bündnis 1891 hatte sich bei den Panslawisten aller Stämme die Meinung durchgerungen, daß der Weg nach Konstantinopel über Berlin führe. Während aber die Tschechen in diesem Sinne gegen das Bündnis mit Deutschland losarbeiteten, waren die russischen Kreise zaghafter, um so mehr, als die serbische und bulgarische Politik als Undant empfunden wurde und sie

lenkten ihren Machtzug dem fernen Osten zu, um so beruhigter, als durch die Verträge mit Österreich von 1897 und 1903 (Mürzsteg) der status quo auf dem Balkan garantiert worden war und so dieser einem noch stärkeren Rußland einst gesichert schien.

Die offizielle russische Politik, die weit hinter der öffentlichen Meinung des Reiches nachhinkte, arbeitete den Tschechen zu langsam und zu wankelmütig, und sie näherten sich daher Frankreich, das vom gleichen Haß gegen das Deutschland befeuert war.

Schon 1869 hatte der tschechische Abgeordnete Ladislav Kieger in Paris Napoleon III. eine Denkschrift überreicht, worin er unter dem Hinweis, wie nahe Böhmens Westgrenze der französischen sei, zu überzeugen suchte, daß nur die Verwirklichung des böhmischen Staatsrechtes den Pangermanismus in Schwach halten könne und daher keine bloß österreichische, sondern eine internationale Frage sei. Zu dem überschwenglichen Russenkult kam jetzt bei den Tschechen die Begeisterung für die Franzosen, und als der deutsch-französische Krieg ausgebrochen war, ließ das führende Blatt, die „Národní listy“, der Volksstimmung treffend Ausdruck in den Worten: „Wir werden auch fürderhin stets auf Seite jenes Staates und Volkes stehen, das gegen die Deutschen Krieg führt, weil der Feind unseres Feindes unser Freund ist.“ Daß sie dann in einer Denkschrift an den Reichskanzler Beust gegen die Annexion des Elsaß protestierten, erscheint ebenso kühn als folgerichtig.

Da mit der Errichtung des Deutschen Reiches Österreich auf die Vorherrschaft endgültig verzichten mußte, gewannen die föderalistischen Bestrebungen der Slaven im Staate die Oberhand und Kaiser Franz Josef hatte mit Restrikt vom 12. September 1870 die staatsrechtliche Stellung der böhmischen Krone anerkannt, „als Antwort auf die Restauration des Deutschen Reiches“, wie die „Národní listy“ die Auffassung der Tschechen ausdrückten. Der Ansturm der Deutschen und Madjaren machte die Sonderstellung Böhmens zunichte und nun warfen die Tschechen das austroslawische Mäntelchen wieder ab und zeigten sich als unbedingte Panslawisten. Palacky zieht in seinem „Politischen Vermächtnis“ 1872 sein vor einem Vierteljahrhundert geprägtes Urteil, „wenn Österreich nicht bestünde, so müßte es geschaffen werden“, als einen Irrtum zurück, da er für die Habsburgermonarchie keine Hoffnung mehr hege, warnt vor der Hoffart, Habsucht und Herrschsucht der gleich den Mongolen erobersüchtigen Preußen-Deutschen, die die Tschechen nur „als geschworene Feinde und Mörder ihrer Nationalität“ ansehen könnten, während sie den Russen Verbündete und Avantgarde in Europa zu sein vermöchten. In Anlehnung an Kiegers Worte ward nun zum Leitsatz: „Österreich wird slavisch sein, oder es wird nicht sein.“

Die ablehnende Haltung der Deutschen Österreichs in der bosnischen Frage, aus Besorgnis ob des neuen slavischen Zuwachses brachte die Slaven im „Eisernen Ring“ des Grafen Taaffe wieder oben auf. Den Tschechen im besondern wurden nebst außerordentlichen kulturellen Zugeständnissen die Mehrheit im böhmischen Landtag ermöglicht, wodurch ihnen die deutschen Steuermittel für ihre nationalen Zwecke ausgeliefert waren. Kühn durch die politischen Erfolge, wurden diese auf kulturellem Gebiete durch Errichtung einer tschechischen Universität, zwei technischer Hochschulen, einer Akademie der Wissenschaften und vieler Mittelschulen ergänzt. Die Erbitterung der Deutschen stieg aufs höchste, und da der Kaiser befürchten mußte, daß die Deutschböhmen sich völlig

von Wien abwenden könnten, wurde 1890 Taafe beauftragt, zwischen den Deutschen und den Tschechen einen Ausgleich zu schaffen. Dieser scheiterte an dem Widerstande der eben emporgekommenen Partei der Jungtschechen, die ein Jahr vorher einen Adressantrag für die Selbständigkeit des tschechischen Staates innerhalb seiner geschichtlichen Grenzen eingebracht und zufolge ihrer ausgezeichneten Presse die Masse des national bis zum äußersten aufgepeitschten Volkes hinter sich hatten. Durch Obstruktion im Landtage verhinderten sie die Annahme des Ausgleiches, trugen die Obstruktion auch in den Reichstag und bekämpften in den Delegationen den Dreibund als angeblich gegen Rußland gerichtet.

Die Niederlage Taafes durch die Jungtschechen führte zur Auflösung des „Eisernen Ringes“. Während des folgenden Koalitionsministeriums mit Deutschen, Polen und Slovenen, schlugen die Jungtschechen unter der Führung des Dr. Kramarsch eine opportunistische Taktik ein.

Gegen das Zugeständnis der inneren tschechischen Amtssprache, der Einsetzung tschechischer Richter und Verwaltungsbeamten in Deutschböhmen stellten sie sich der Regierung Badenis zur Verfügung. Als aber der Ansturm der Deutschen 1897 Badeni und mit ihm seine Sprachenverordnung wegsetzte, lehrten die Tschechen ihre Feindschaft gegen den Staat wieder hervor, der Nationalhaß schrie in den Prager Gassen auf und wurde erst durch Verhängung des Standrechtes zum Schweigen gebracht.

Dafür aber sammelten die Tschechen unter den anderen Slavenstämmen die Kräfte, wobei ihnen besonders die rücksichtslose Madjarisierung Wasser auf die Mühle trieb. Die slowakische und südslawische Jugend, die vielfach in Prag studierte, kam dort in den Bannkreis des Professors Thomas Masaryk, der sie von der romantischen Auffassung des Panславismus weg, zu einem nüchternen Erfassen der nationalen Möglichkeiten im Hinblick auf das Gesamt-slaventum führte und so manch geschichtlich veraltetes Hindernis zur Einigung der einzelnen Stämme hinwegräumte.

Aber auch das übrige Ausland, soweit es nicht deutschfreundlich war, wurde bearbeitet. Die Palastfeier 1898 vereinigte wieder alle Slaven in Prag und der Vertreter der Stadt Petersburg, W. W. Komarow, versicherte die Tschechen, daß deren Sache auch die der Russen sei, um die Deutschen dorthin zurückzudrängen, woher sie gekommen seien. Eine neu herausgegebene allslawische Zeitschrift „Slovansky Přehled“ beschäftigte sich mit den politischen Kämpfen der Slaven und betonte, den kleinen Stämmen könne es nicht genugsam in die Köpfe eingehämmert werden, daß ihnen im Kampfe gegen die alten Würger hundert Millionen Blutsverwandte und Frankreich zur Seite stünden. Zu letzterem hatten die Sokoln ständig engere Verbindung angeknüpft, seit der jungtschechische Abgeordnete Dr. Podlipny an der Spitze einer Abordnung in Nancy 1892 für die Sokoln gelobt hatte, daß sie gleich den Franzosen den fahnen Rußlands gegen den gemeinsamen Feind folgen werden. Dr. Kramarsch suchte diese Verbindung zu erweitern. 1902 überreichte er dem französischen Außenminister Delcassé eine Denkschrift über die böhmische Frage und bemühte sich, die französische und englische Presse hiefür zu interessieren. In einem Aufsatz in der National Review, „Europa und die tschechische Frage“, setzte er auseinander, daß der Kampf der Tschechen einen Kampf gegen die deutschen Ausdehnungsbestrebungen von der Nordsee bis Persien bedeute, daher das ganze nichtdeutsche Europa angehe. Die französische Publizistik,

voran die Schriftsteller Anatole Leroy-Beaulieu, André Cheradames, René Henry und besonders Ernest Denis stellen sich der tschechischen Propaganda zu Diensten, und ihre Stimme wird auch bei den Italienern gehört, so daß der Präsident der slavischen Wohltätigkeitsgesellschaft in Moskau, General Czerep-Spiridowicz, unter allgemeiner Zustimmung in Paris eine „Ligue celtolatin-slave“ mit Zweigstellen in Rom und Triest errichten konnte, die eine große publizistische Tätigkeit entfaltete, deren Grundton der Haß gegen das deutsche Volk war, durch das nun auch Italien seine Balkaninteressen bedroht sah.

Die Gärung im Lande nötigte der russischen Regierung nach den Niederlagen im äußersten Osten eine Verfassungsänderung ab, und die erste Duma gab das Bild einer Nationalitätenversammlung mit 16 verschiedenen nationalen Gruppen, darunter die Polen mit 46, die Ukrainer mit 60 Sitzen.

Die immer lauter werdenden Forderungen nach Föderalisierung brachte Ministerpräsident Stolipin durch einen Staatsstreich und ein neues beschränktes Wahlrecht zugunsten der Großrussen zum Schweigen, die nach der Volkszählung von 1897 nur 43,5% der Bevölkerung ausmachten. In der neuen Duma bekannte sich die Mehrheit zum rücksichtslosesten russischen Nationalismus und, um des innern Unwillens Herr zu werden, verschrieb sie sich ganz dem Panslawismus. Ihre Bestrebungen fanden in Österreich, wo seit Jänner 1907 infolge des neuen Wahlrechtes die Slaven die Parlamentsmehrheit bekommen hatten, lauten Widerhall, besonders bei den Tschechen, die in Prag einen über den Parteien stehenden Nationalrat gegründet hatten mit einer eigenen Abteilung für auswärtige Angelegenheiten, an deren Spitze bald Dr. Aramarsch trat.

Durch die Enteignungsmaßnahmen in Preußen waren die Polen aufgewühlt worden und verschiedene panslawistische Gruppen hielten deren Stimmung für geeignet, die Ausöhnung mit den Russen und so die slavische Solidarität herbeizuführen. Diesem Zwecke sollte ein neuerlicher Slaventkongreß dienen, über dessen weitere Ziele der Russe Sergej Scharapow in einem offenen Schreiben vom 10. Jänner 1908 die offizielle Meinung dahin bekräftigt, daß die Einigung der Slaven nicht eine kulturelle, sondern eine politische Frage sei, die in erster Linie der Polen, Tschechen und Slowenen als Bollwerk gegen den deutschen Drang nach Osten bedürfe, das Brechen des deutsch-magyarischen Einflusses in Österreich-Ungarn und ein Bündnis dieses Landes mit Rußland und Frankreich zur Folge haben müsse, bei freundschaftlichen Beziehungen zu England und Italien, so daß Deutschland in Zukunft isoliert sei.

Zur Vorbesprechung über den allslawischen Kongreß begaben sich im Mai 1908 Dr. Aramarsch, der Slowene Hribar und der russophile Ruthene Hlebowidj als Vertreter der slavischen Abgeordnetenversammlung des österreichischen Parlamentes nach Petersburg, wo besonders Aramarsch bei der Gesellschaft wie bei der Regierung begeisterte Aufnahme fand. Da der polnische Vertreter Dumasmitglied Roman Dmowski erklärte, daß die Polen ihre erste Aufgabe in der Bekämpfung des Deutschtums sähen, und der Obmann des polnischen Nationalrates in Lemberg, Ritter von Ciensti, die Ausführung mit Rücksicht auf die deutsche Gefahr dringend empfahl, erschien die slavische Front geschlossen bis auf die Ukrainer, die ob der Bedrückung ihrer Volksgenossen in Galizien durch die Polen und die mit jenen verbündeten russophilen Altruthenen und in Rußland durch die Russen sich deutsch orientiert hatten und gegen den Neoslavismus, wie die Bewegung nun genannt wurde, den sie als Fahnenträger

der russischen Reaktion und als eine gegen Deutschland gerichtete Bewegung kennzeichneten. Auf Abmachungen Aramarschs mit der russischen Regierung dürfte es wohl zurückzuführen sein, daß von offizieller russischer Seite die slavische Öffentlichkeit vor den österreichischen Abgeordneten als roten Revolutionären gewarnt wurde, wobei aber die Staatswürdenträger selbst die Verbindung mit diesen aufricht erhielten und den Neoslavismus selbst förderten.

Der „vorbereitende“ allslavische Kongreß fand vom 12. bis 18. Juli in Prag, dem „idealen Zentrum und Vortrupp des Slaventums“ statt, wie der Vorsitzende der russischen Gruppe es nannte. 25 Vertreter hatten sich eingefunden. Nur die Ukrainer fehlten. Nach außen hin gab man der Tagung, die Aramarsch, der „Vater des Neoslavismus“, leitete, einen kulturellen Anstrich, obgleich die gegenständliche Versöhnung zwischen Polen und Russen, die nur auf Grund politischer Zugeständnisse erfolgen konnte, wie die Bekämpfung der deutschen Wirtschaftsmacht und die offizielle Teilnahme der politischen Parteien aller Stämme selbst äußerlich sie zu einer politischen stempelten. In geschlossenen Sitzungen aber wurden, wie der kroatische Abgeordnete Stefan Radić später ausplauderte, über die Verhaltungsmaßregeln für den kriegerischen Zusammenstoß zwischen den Mittelmächten und den übrigen europäischen Staaten, die bereits als eine Mächtegruppe aufgefaßt wurden, beraten, besonders die Ausdehnung der Sokolorganisation auf alle slavischen Länder als slavisches Heer beschlossen und den österreichischen Teilnehmern das Versprechen abgenommen, die slavische Sache gegen die eigene Regierung zum Ziele zu führen; die Welt sollte aber mit Berichten darüber beteiligt werden, welch ein Slavenleben die Slaven Österreich-Ungarns zu deren Schande führen müßten, weshalb es erklärlich wäre, daß sie die erste Gelegenheit zur Befreiung ergreifen und Gut und Blut hierfür einsetzen würden. Die verschiedenen Flugschriften russischer Militärs in der Folgezeit über die Minderwertigkeit der österreich-ungarischen Armee wegen der Unzuverlässigkeit der slavischen Soldaten werden dadurch erklärlich.

Zur Erreichung der allslavischen Ziele wurde ein Vollzugsausschuß mit dem Sitz in Prag unter der Führung des Dr. Aramarsch eingesetzt, der zur Täuschung der österreichischen Regierung, der er bei inneren Schwierigkeiten kleine Gefälligkeiten erwies — wodurch er deren Vertrauen errang —, der Bewegung bloß einen kulturellen Anschein gab, obgleich ihn selbst ein polnisches Blatt als „Erzkaplan des Kultes des offiziellen Rußlands“ kennzeichnete. Ja, die Regierung hielt ihn für austrophil, während ihm zufolge einer Äußerung gegenüber dem Schriftleiter der „Nowoje Wremja“ im Mai 1909 der Plan der Zusammenfassung der katholischen Südslaven wie auch ein selbst slavisches Österreich als ein Unglück an der slavischen Sache erschien und er ein Großserbien als russischen Vorposten wünschte, was nur durch den Zerfall Österreichs möglich war.

In Rußland begriff man die Politik Aramarsch nicht gleich, weshalb der dortige Wortführer des Neoslavismus, Wolodimirow, 1910 in einer Schrift sich zur Aufklärung verpflichtet sah, worin er betonte, daß die Austroslaven aufrichtige Rußophilen seien; wenn sie sich vorläufig eine gewisse Zurückhaltung auferlegten, so geschähe es im Hinblick darauf, daß Rußland noch nicht fertig sei, was doch alle richtig verstehen möchten.

Auf dem 3. Journalistentag in Laibach im September wurde geheim die weitere Werbetätigkeit ausgebaut. Während die russische Regierung durch Zerreißung des Cholmer Gebietes (vierte Teilung Polens!) die slavische Solidarität

wieder stürzte, erhielt die allslawische Bewegung innerlich neuen Schwung durch die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina durch Österreich, wodurch sich die Serben um ihre Hoffnung gebracht sahen. Die ganze slawische Welt, mit Ausnahme der katholischen Südslaven war in Aufruhr ob des Raubes an slawischer Erde, und Frankreich, England und selbst Italien, obgleich Bundesgenosse Österreichs, schürten die Erregung. Den Bemühungen Aramarsch, Kłosals und Masaryks gelang es, sowohl die Serben als auch die Tschechen selbst zu beruhigen mit dem Hinweis darauf, daß Rußland sich nach der Niederlage gegen Japan noch nicht so weit erholt habe, um gegen Österreich und das treu zu ihm stehende Deutschland zu Felde zu ziehen, während der Wortführer der Russen ein enges Bündnis der angelsächsischen, lateinischen und slawischen Gruppe gegen das Deutschland für notwendig hielt, besonderen Wert aber auf das Zusammengehen mit England legte, das dem militärisch überlegenen Deutschland durch die Blokade die Schlagkraft nehmen mußte.

Die begeisterte Aufnahme, die Aramarsch anläßlich der Sitzung des slawischen Vollzugsausschusses in Petersburg im Mai 1909 und Februar 1910 bei der russischen Gesellschaft wie auch bei den Ministern fand, mit denen er wiederholt vertrauliche Besprechungen hatte, zeugten nicht dafür, daß dem Führer der künftigen Vereinigung aller Slaven der Fall Bosniens als Schlappe für den Neoslavismus angerechnet wurde, trotz des Lärmes, der sich darob überall erhoben hatte.

Der allslawische Kongreß in Sofia im Juli 1910 einte alle slawischen Stämme bis auf die Polen und Ukrainer und war mit einer Tagung der slawischen Ärzte und Sokoln verbunden. Im Dezember des Jahres folgte eine Tagung der südslawischen kulturellen Vereine in Laibach, im Juli 1911 ein slawischer Journalistenkongreß in Belgrad. All diese Tagungen umhüllten sich mit einem kulturellen Mantelchen; der Zweck aber war die Vorbereitung auf die große Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Slaventum, wozu laut Beschluß der Sofiaer Tagung für den Juni 1912 in Prag der allslawische Sokoltag als Heerschau der allslawischen Streitkräfte anberaumt worden war, bei dem die russische und französische Regierung offiziell vertreten waren, und bei dessen Schlußfeier es offen zu einer englisch-französisch-tschechischen Verbrüderung gegen das angeblich nach der Weltherrschaft greifende Deutschland kam.

Der italienisch-türkische Krieg verwickelte den auf der allslawischen Tagung angeregten Balkanbund, der ebenso die Türkei wie die deutschen Interessen treffen sollte. Die Niederlage der von den Balkanslaven im Verein mit Griechenland überfallenen Türken wurde von den Panslawisten, besonders den Tschechen, als deutsche Niederlage gefeiert, und der ganze Krieg als Vorspiel des deutsch-slawischen Ringens angesehen.

Die Londoner Friedensverhandlungen 1913, die auch die Errichtung Albanians brachten, raubten den Serben ihre Hoffnung auf einen Küstenreich an der Adria, und sie suchten sich einigermaßen an Bulgarien zu entschädigen, das ihnen auf dem Balkan die Führung streitig zu machen schien. Der Panslavismus stand wieder vor einer Klippe. Umsonst bemühten sich die Tschechen, den brudermörderischen Kampf hintanzuhalten, vergebens machte der Zar die Streitenden für die slawische Sache verantwortlich. Was man mit der slawischen Sache diesmal meinte, wurde durch die Hochverrats- und Spionageprozesse von Marmaros-Sziget, Lemberg und Czernowitz und durch die großserbische Propaganda ebenso beleuchtet, wie durch die Haltung der

slavischen Abgeordneten im Parlament und in den Delegationen und die Sprache der slavischen Presse Österreichs. Alle Slaven waren sich des nahe bevorstehenden Zusammenstoßes zwischen den Mittelmächten und dem mit allen Deutschfeinden verbundenen Rußland als ihrer Schutzmacht bewußt, bewußt auch dessen, daß Österreich auf seine slavischen Völker nicht werde rechnen können, da diese auch kein slavisches Österreich mehr, sondern „befreit“ werden wollten.

Und das offizielle Rußland, das oft die Entwicklung des Panславismus erschwert hatte, glaubte sich diesmal so weit, die panslavistische Fahne gegen das Deutschtum entrollen zu dürfen. Mit dem Rufe: „Wir kämpfen für unsere slavischen Brüder“ suchte der Zar seinen vorbereiteten Angriff sittlich zu rechtfertigen.

Das Verhalten der slavischen Völker Österreichs während des Weltkrieges zeigte, wie weit der panslavistische Gedanke zum Gemeingut derselben geworden war. Einen tieferen Einblick in die geheimen treibenden Kräfte gewährte der Hochverratsprozeß gegen Dr. Aramarsch und Genossen, und da diese Träger des Gedankens erhalten geblieben und im freien Tschechenstaate der früher notwendigen Rücksichten nun entbunden sind, können sie nun auch offener an die Wiederbelebung des Panславismus gehen, der durch den russischen Bolschewismus am ärgsten geschwächt wurde. —

Wohl sind durch den Krieg die „unterdrückten“ West- und Südslaven zu eigenen Staatsgebilden gekommen; allein ihre Zusammensetzung bietet keine Gewähr für die Zukunft, und besonders sind es die Tschechen, die als Minorität in dem von ihnen beherrschten Staat für diesen fürchten und eine Rückendeckung suchen, die nur ein slavisch-nationales Rußland sein könnte.

Solange dort der Bolschewismus herrscht, ist an eine slavische Gemeinschaft nicht zu denken, und darum sah der Vater des Neoslavismus, Dr. Aramarsch, in dessen Niederringen sein nächstes großes Ziel. Allein er konnte weder durchsetzen, daß die tschechischen Legionäre in Rußland einem nationalen Bürgertum die Vorherrschaft ertlämpfen, noch daß die tschechoslovakische Republik in der Heimat ein Heer gegen die Bolschewisten ausrüstete. Auch Frankreich konnte ihm für Denikin nicht jene ausgiebige Hilfe leihen, die notwendig gewesen wäre, die Bolschewiken entscheidend zu schlagen und alle bürgerlichen Parteien Rußlands auf eine von ihm und Maklakow ausgearbeitete Verfassung zu einigen. Verfrüht wurde ihm schon — nach einer Meldung des „Često Slovo“ vom 3. September 1919 — die Präsidentschaft Rußlands angetragen.

Nicht nur die Angst vor der deutschen Vergeltung, sondern auch das Umsichgreifen des Bolschewismus im eigenen Lande und die Zufriedenheit seiner Vollgenossen mit dem Erreichten und zunächst Erreichbaren innerhalb „ihres Staates“ machte Dr. Aramarsch Sorge und er bekannte zur Jahreswende 1919/20 in der Národní listy offenerherzig, daß man des Panславismus, in dem auch Frankreich die sicherste Gewähr gegen ein erwachendes Deutschlands sehe, auch zur Gesundung des Innenlebens bedürfe. Gemeint ist damit wohl, daß das tschechische Volk, zu sehr dem Genuß seiner leichten Erfolge hingegeben, eines neuen Anreizes bedürfe, um sich dessen erst zu bemächtigen, was der Staat zur Sicherheit und Lebensfähigkeit brauche, und was ihm von der Friedenskonferenz versagt wurde, da dort Rußland als Anwalt der slavischen Völker an Frankreichs Seite fehlte. Was der tschechische Staat

noch brauche, besagt die Zeitschrift Janusch Auffners an die Friedenskonferenz, die den tschechischen Vertretern Dr. Kramarsch und Dr. Benesch in 120 Stücken als Handbuch mitgegeben worden war: es ist die Oder als gemeinsame Grenze mit Polen, die Ober- und Niederlausitz bis nahe an Berlin heran, die Donau von Regensburg bis Buda-Pest mit starken Brückentöpfen südlich der Donau; ferner für das Gesamtslaventum die Häfen von Hamburg, Triest und Valona und demgemäß die Auflösung des Deutschen Reiches und dessen Zurückdrängung auf jene Gebiete, „aus denen es einst hervorgegangen ist“, auf ein etwas vergrößertes Schwabenland; endlich die Schaffung einer Reihe von Pufferstaaten um dasselbe als Wächter.

So lächerlich diese Forderungen erscheinen mögen, so sind sie den tschechischen Staatsmännern und Volksführern dennoch Leitlinien. Einen Teil hat Dr. Benesch in der „Kleinen Entente“ bereits verwirklicht; zur weiteren Erfüllung bedarf es der größeren Kräfte eines wieder slavisch fühlenden Rußlands. „Erst wenn Rußland für die europäische Politik wieder in Betracht kommt, wird es möglich sein, die großen Probleme zu lösen, die bisher fragmentarisch blieben. Wir haben an der Wiederaufrichtung Rußlands ein bedeutendes Interesse“, sagte der damalige tschechische Ministerpräsident und spätere Berliner Gesandte Tufar im Febr. 1920 zum Berliner Berichterstatter des „Nieuwe Rotterdamse Courant“, und bei der Komenskýfeier vor dem Altstädter Rathause in Prag am 28. März 1920 gab der Obmann des Komenskývereines, Dr. Jettel, der Meinung Ausdruck, daß die Tschechen, außer Glatz, Lausitz, Ratibor sicher auch Ober- und Niederösterreich bekommen hätten, wäre ein siegreiches Rußland bei der Friedenskonferenz der Anwalt der Slaven gewesen!

Es wird hier nur weiter ausgeführt, was Kramarsch seiner bedeutsamen Parlamentsrede zur tschechischen Außenpolitik am 27. Januar 1921 durchblicken ließ, in der er gleichsam um die offene Gefolgschaft des tschechischen Volkes zum Panslawismus gegenüber der verschleierte Politik des Dr. Benesch rang. Erscheint diese Rede auch wie eine Anklage gegen Dr. Benesch, weil dieser die slavische Wiedergeburt Rußlands nicht mit bewaffneter Macht beschleunige, so ist letzterer nur der vorsichtigeren Schrittmacher. In seiner Begrüßungsrede bei der Übernahme des Ministeriums des Äußern im September 1919 erklärte er es für eine Notwendigkeit, Prag zum Mittelpunkt der slavischen Diplomatie zu machen.

So arbeiten Kramarsch und Benesch, jeder in anderer Art, für die Wiederbelebung des Panslawismus, der erst neuerdings zur Lebensgefahr für das Deutschtum wird, wenn ein neugestaltetes Rußland ihn wieder auf die Bühne schreibt. Der Bolschewismus wird in Rußland nicht dauernd die Lage beherrschen. Mit der Einklehr anderer Verhältnisse wird der nationale Gedanke wieder aufleben und es wird die Zukunft Deutschlands sehr davon abhängen, ob im national empfindenden Rußland die panslawistische Romantik der Tschechen mehr Anklang finden wird, oder der Gedanke, daß die deutsche Erfindungs- und Organisationskraft mit den russischen Arbeitsmöglichkeiten eine für beide Nationen bessere Verbindung und gesichertere Zukunft ergeben würde.

Zur Geschichte der Juden und Juden- gegnerschaft in Österreich.

Von Leo Haubenberger (Deutschösterreich).

Schon in der Zeit des Vordringens der römischen Legionen gegen den germanischen Norden, nach dem Jahre 101 v. Chr. (Gaius Marius schlägt die Kimbern und Teutonen bei Vercellä), dürften im Gefolge des römischen Heerbannes Juden in die von den Römern eroberten Gebiete gekommen sein. So auch die römische Provinz Pannonien, das heutige Deutschösterreich. So sehr uns diese Annahme auf Grund der römischen Geschichtsschreibung be- rechtigt erscheint, so wenig ist sie aber bis jetzt bewiesen, weil bisnun dies- bezügliche Urkunden nicht aufgestöbert werden konnten. Urkundlich sind die ersten Juden in Österreich erst seit den Tagen der Kaffelstätter Zollord- nung nachweisbar. In dieser Zollordnung, die in den Jahren 903 und 905 n. Chr. auf Grund von zahlreichen Beschwerden bayerischer Großer über Zoll- bedrückungen vom Markgrafen Aribo und seinen Richtern im Beisein von drei königlichen Machtboten festgesetzt wurde, werden als Kaufleute besonders die Juden genannt. Diese Zollordnung muß also dormalen als das älteste Dokum- ent angesehen werden, das uns über das Vorhandensein der Juden Mit- teilung macht.

Schon anfangs des zehnten Jahrhunderts also spielten die Juden auf dem Gebiete des Gütertausches, des Handels eine nicht unbedeutende Rolle. Nachdem nun als Märkte und Zollstätten besonders die Orte Rosdorf, Linz, Eparsburg und Mautern genannt sind und die Juden sich nach Dr. A. Kerschbaumer schon damals besonders überall dort ansiedelten, wo Knotenpunkte des Handels waren, wo große Menschenmassen zusammenkamen, wo Kauf und Tausch lebhaft betrieben wurden und vielfache Bedürfnisse zutage traten, steht es ziem- lich fest, daß sich in diesen Orten bald zahlreiche Juden ansiedelten, die sich von dort aus allfogleich auch auf andere Orte ausbreiteten. Nach einem Aufsatze, den Kottmann im seinerzeitigen Wiener „Alldeutschen Tagblatte“ erscheinen ließ, soll es um das Jahr 1000 herum im deutschen Lande bereits die ersten Judenverfolgungen gegeben haben.

Nach Max Dancsas „Geschichte Nieder- und Oberösterreichs“¹⁾ mehrten sich unter der Herrschaft der Babenberger die Juden alsbald im gleichen Maße wie die Zunahme an günstigen Handelsbedingungen sich steigerte. Sie ver- standen es, sich als Geldwechsler und, da bekanntlich den Christen nach den Kirchengeboten das Zinsnehmen verboten war, auch als die einzigen Geld- verleihver unentbehrlich zu machen und fanden Duldung bei den privilegierten Ständen. So entstanden bald ziemlich große Judengemeinden in Krems, St. Pölten, Wien, Wiener-Neustadt und Judenu bei Tulln. Eine größere jüdische Zuwanderung dürfte im Jahre 1093 erfolgt sein, weil in diesem Jahre der böhmische König Wratislav II. die Juden aus seinem Lande verjagte. Hätten es die deutschen Fürsten und Burgherren dem böhmischen Könige nachgemacht, es wäre dem deutschen Lande in der folgenden Zeit viel Ungemach erspart geblieben. Selbst die deutschen Kaiser wußten sich des stetig wachsenden Einflusses der

¹⁾ Verlag Gotha 1906, S. A. Perthes.

Juden nicht zu entziehen. So kam es, daß bereits Kaiser Friedrich den Juden Privilegien zuerkannte. Im Juli 1244 erweiterte der Herzog Friedrich, um den Kaiser zu übertrumpfen, diese Schutzrechte, weil er, häufig in argen Geldverlegenheiten, immer dringender auf die Hilfe der reichgewordenen Juden angewiesen war. Das friderizianische Judenrecht setzte eigene Judenrichter ein und enthielt ziemlich ausführliche Bestimmungen über das Pfandrecht. So wurde u. a. den Juden zugestanden, für ein Pfund wöchentlich acht Pfennige an Zinsen einzuhoben. Dieser Zins entspricht einem heutigen Zinsfuß von $17\frac{1}{3}\%$. Zahlte der Gläubiger nach Monatsfrist den Zins nicht, dann konnte der Geldverleiher Zinsezinsen auflasten.

Im Jahre 1255 erteilte Herzog Ottokar zu Krems den Juden ein Privilegium.¹⁾ Demnach erlangten sie wohl mehrfache Begünstigungen, wurden aber nie wirkliche Mitglieder des Gemeinwesens. Sie galten als „Schutzverwandte“ und standen unter der Bezeichnung „Kammerknechte“ unter dem unmittelbaren Schutz des Landesfürsten, wofür sie besondere Abgaben verrichten mußten. Diese besondere Begünstigung wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß das gesamte Geldwechslergeschäft, d. h. der Austausch der verschiedenen, ins Land gebrachten fremden Münzen gegen die umlaufenden Landesmünzen, fast ausschließlich von Juden besorgt wurde. Juden waren die Geldverleiher für alle Stände, vom Landesfürsten angefangen bis herab zum Bürger und Bauern. Besonders die Landesfürsten steckten oft tief in Judenschulden. Zur Aufbringung der Zinsen mußten sie ihre Einkünfte, namentlich die Steuern den Juden verpfänden. Jüdische Geldhändler übernahmen dann neben den Steuerbeamten des Landesherren die Eintreibung der ihnen verfallenen Abgaben.²⁾ So wurde schon zu damaliger Zeit der Geldhandel und mit ihm der Wucher ein ausgesprochen jüdisches Monopol, dem Fürsten, Städte, Landvölk und Geistlichkeit gleich dienstbar wurden. Unter Ottokar sind die Juden bereits an die Spitze der Finanzverwaltung des Landes gelangt, denn die Gebrüder Lublin und Nefelo bezeichnen sich im Jahre 1257 als „comites camere Ducis Austriacae“.

Es ist ohne weiteres verständlich, daß der mühe- und rasch erworbene jüdische Reichtum und der arge Mißbrauch, der nur zu häufig von den jüdischen Steuereintreibern gemacht wurde, in Verbindung mit der oft vorgekommenen Rücksichtslosigkeit, mit der jüdische Gläubiger gegen ihre Schuldner vorgingen, bei der bodenständigen Bevölkerung Erbitterung und Haß erzeugten, der mit oft blutigen Judenverfolgungen endete. Im Mai des Jahres 1267 tagte in Wien ein Provinzialkonzil. Diese Tagung beschäftigte sich denn auch mit dem fortschreitenden Hochkommen der Juden zum Schaden der erbangesessenen Stände und verfügte ziemlich scharfe Maßregeln gegen die Juden. Die Juden mußten fortan eine besonders gekennzeichnete Kleidung tragen und durften Gast- und Badehäuser nicht besuchen. Den Christen wurde verboten, Juden zu Gast oder zu Hochzeiten einzuladen. Den Juden wurde aufgetragen, Fenster und Türen zu schließen, wenn das heilige Sakrament vorbeigetragen wurde. Sie durften während der christlichen Fastenzeit kein Fleisch über die Gasse tragen. Über Religionsfragen zu „disputieren“ wurde ihnen ebenso verboten wie der Besuch erkrankter Christen, die zu kurieren den Juden verboten war. Den Pfarrern,

¹⁾ Siehe Berschbaumer: „Geschichte der Stadt Krems“.

²⁾ Siehe Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, I, 348.

in deren Gemeinden sie wohnten, mußten sie Zehnte zahlen. (Daraus geht hervor, daß sie bereits Grundbesitz hatten). Die Juden sollten ferner weder den Mauten vorstehen, noch überhaupt ein Amt bekleiden. — Dieses Statut legte also den Juden ganz bedeutende Einschränkungen auf. Anlässlich der im Juli 1277 erfolgten Bestätigung der Privilegien der reichsunmittelbaren Stadt Wien wurde die Ausschließung der Juden von allen öffentlichen Ämtern festgelegt.

Rudolf von Habsburg (1273—1291) erneuerte das friderizianische Judenprivileg aber wieder. Die Folge war ein neuerliches Anwachsen der jüdischen Machteinflüsse und ein bedeutendes Zunehmen der judengegnerischen Bewegung unter der bodenständigen Bevölkerung. So verzeichnen die alten Chroniken, daß schon im Jahre 1294 in Laa a. d. Thaya und 1298 in Korneuburg blutige Judenverfolgungen stattfanden. Im Jahre 1306 kam es in St. Pölten zu argen Judenpogromen. Nach Fahrngrubers Geschichte dieser Stadt soll man die Juden überwiesen haben, daß sie sich frevelhafte Worte und Beschimpfungen gegen das heiligste Sakrament erlaubt hätten. Solches sollen sie schon öfter ungestraft begangen haben. Nun aber kam die Erbitterung der Stadtbevölkerung in ärgster Weise zum Ausbruche. Die erregte Volksmasse rottete sich zusammen und fiel über die Juden her, deren eine große Anzahl erschlagen wurden, während ihre Häuser geplündert und angezündet wurden. Herzog Albrecht aber nahm den St. Pölnern diesen Aufruhr sehr übel. Er erzürnte heftig, weil man seine „Kammernächte“ so derb mißhandelte, und befahl seinem Sohne, daß er mit seinem Heere gegen die Stadt rückte, um strenge Rechenschaft zu fordern. Die Bürgerschaft aber versperrete, sich im Rechte glaubend, die Stadttore, Herzog Rudolf mußte daher zur Belagerung der Stadt schreiten. Hätte der Bischof von Passau nicht vermittelnd eingegriffen, die Stadt wäre zerstört worden. Es kam zu einem Ausgleiche, der den St. Pölnern aber den unerwartet hohen Preis von 3800 Pfund kostete.

In den Jahren 1333 und 1338 kam es in Eggenburg, Horn, Zwettl und Melk, sowie auch an andern Orten zu größeren Judentrawallen. Diese veranlaßten Herzog Albrecht II., die Befugnisse der Juden im Geldverlehen einzuschränken. Er erließ den sog. „Judenbrief“, der bestimmte, daß die Juden von einem Pfund Pfennig, an Zinsen nur 3 Pfennig jede Woche nehmen dürften (nach dem heutigen Zinsfuß 65%). Im Artikel 67 des St. Pöltner Stadtrechtes v. J. 1338 ist bestimmt, daß die Juden zu bestimmten Zeiten im Jahre ihre Pfandbriefe vor dem Richter und den Bürgern der Stadt anzumelden haben. Erfolgt die regelmäßige Anmeldung nicht, dann haben die Pfandbriefe „in Sterbefällen keine Geltung“. Dessenungeachtet wucherten die Juden fort, wußten sie sich doch des Schutzes ihrer fürstlichen Schuldner gegebenenfalls sicher. Als im Jahre 1338 riesige Heuschreckenschwärme das Land verwüsteten, schob das Volk den Juden die Urheberchaft an diesem Unglücke zu, wodurch die judengegnerische Bewegung bedeutend anwuchs. Auch am Erbeben des Jahres 1348 gab man den Juden die Schuld. Nun aber kam in diesem sowie im folgenden Jahre auch noch die Pest zum Ausbruche. Der Judenhaß war bis dahin im Volke aber schon so tief eingewurzelt, daß man den Juden auch die Schuld am Ausbruche dieser schrecklichen Todesseuche beimaß und sie verdächtigte, daß sie die Früchte, die Brunnen u. dgl. vergiftet hätten. Die Folge davon waren blutige Judenverfolgungen in den Donaustädten, besonders in Krems, Stein und Mautern. Über diese Pogrome weiß die alte Chronik von Leoben folgendes zu berichten:

„Am 28. September anno 1349 hub sich der Pöbel aus Stein und Aremis und auch der Pöbel außerhalb der Stadt aus den Dörfern und kamen mit Gewalt gegen Aremis und griffen die Juden an und schlügen sie tot, brachen ihre Häuser auf und trugen alles fort, was sie fanden. Da zündeten die Juden sich selbst an und verbrannten ihre Häuser, wobei nur ein Christenhaus mitverbrannte. Aber die reichsten und vornehmsten Juden entkamen auf die Burg....“

Herzog Albrecht bestrafte diese Ausschreitungen mit aller Strenge. Auf seinen Befehl wurden die umliegenden Dörfer besetzt und eine große Anzahl von Bürgern in die Turmverließe von Rehberg und Stein eingekerkert. Manche der Betroffenen kauften sich wohl los, viele aber starben. Zur Genugtuung für die Juden wurden außerdem auf einem eigens errichteten Galgen drei Arbeiter gehängt.

Der Grund für die damalige Juden-Begnerschaft des bodenständigen Volkes lag meist nicht in der Religion der Juden, sondern in den jüdischen Wuchergeschäften und in der Monopolisierung des ganzen Geldverkehrs durch die Juden. Beides bedrängte die Bürger sehr und erschwerte besonders die Lebenshaltung des niederen Volkes. Schließlich mußte von seiten der Regierung an eine Ordnung der unhaltbar gewordenen Verhältnisse geschritten werden. So verordnete denn Herzog Rudolf IV., daß kein Bürger, der einem Juden etwas schuldig ist, außer der Pfändung „exekutiert“ werden könne. Als höchstzulässiger Zinsfuß wurde 1 Pfennig für ein Pfund festgesetzt (d. s. 22%).

Das strengere Vorgehen der Regierung gegen die damals in Österreich schon sehr zahlreich vorhanden gewesenen Juden hing auch mit den scharfen Maßnahmen zusammen, die gegen die hussitische Propaganda ergriffen werden mußten. Überall waren nämlich die Juden mit den Hussiten im Einverständnis. Sie leisteten ihnen heimlich durch Zuführung von Lebensmitteln und Kriegsgerät Vorschub. Dieses landesverräterische Treiben der Juden verstärkte natürlich die judengegnerische Bewegung im Volke. 1420 wurden die Juden aus Wien vertrieben. Kaiser Maximilian I. verfügte im Jahre 1496 die Vertreibung der Juden aus Steiermark, Kärnten und Krain, weil sie „mit falschen Briefen, Insiegeln und mit anderen Sachen die Leute betrogen und viele mächtige und andere Geschlechter damit ganz in Armut und Verderben gebracht hatten“. 1515 bewilligte derselbe deutsche Kaiser der Stadt Laibach, die dortigen Juden zu vertreiben, weil sie „Wucher getrieben und aus ihrer Handlung und Wucherei die Bürger und Inwohner von Laibach in merkliches Verderben gekommen“ waren.

Allgemeine Abneigung gegen die Juden trat auf dem Innsbrucker Landtage hervor, an dem die „Deputierten“ folgende Beschwerde gegen die Juden erhoben:

„Österreich sei privilegiert gewesen, daß kein Jude darin sesshaft sein darf, was der Kaiser in den Libellen zu Köln und Augsburg auch anerkannt und befohlen habe, daß die Juden nicht über Jahresfrist im Lande bleiben dürfen. Dessenungeachtet haben sich die Juden an mehreren Orten häuslich niedergelassen, wo sie gegen wuchermäßige Zinsen Geld ausleihen und sich so benehmen, als ob sie zur Ansässigkeit berechtigt wären. Weil diese dem Lande unleidlich, so auch von Gott und Natur aus als Feinde des Christenblutes bezeichnet sind und dadurch die Meidung jeglicher Gemeinschaft mit ihnen angezeigt, es auch schwer vor Gott und der Welt zu verantworten sei, daß man die, welche man fast allenthalben aus-

getrieben hier im Lande hegen und haushalten lassen solle: so ergehe die Bitte der Stände um Ausweisung der Juden aus dem Lande."

Bemerkenswert ist die Antwort, die den Ständen auf diese Bitte hin zukam:

"Es sei nicht die Meinung des Kaisers, die Juden gar in andere Länder zu vertreiben, denn sie sind ein „Kammergut“, deshalb er sie an einigen Orten duldet. Daß die Juden im Lande festhaft häuslich bleiben, sei nicht seine Neigung, ausgenommen den Hirschl Juden; weil man ihm viel Geld schuldig ist, müsse man mit ihm „Pazienz“ haben."

Kaiser Ferdinand I. entschloß sich aber doch, die Juden aus Österreich auszuweisen. Dies geschah mit Patent vom 30. Jänner 1544. Ein kaiserlicher Erlaß vom 1. August 1551 befahl, daß die Juden an ihrem Oberkleid auf der linken Brustseite einen Ring von bestimmter Größe aus gelbem Tuche als Kennzeichen tragen sollen. Nichtbefolgung erwirkt den Verlust der Kleider und das drittmal die Landesverweisung.¹⁾

Trotz aller Ausweisungspatente blieben die Juden im Lande. Um das Jahr 1610 waren sehr viele Juden in Sobatsburg. Der Herrschaftsbefitzer, Maximilian von Pollhaim, gestattete ihnen die Errichtung einer eigenen Synagoge, eines eigenen Friedhofes, einen eigenen Richter und stattete sie außerdem noch mit manchen Freiheiten aus. Im Jahre 1614 beklagte sich der Stadtrat von Linz, daß der Kremser Stadtrat den Juden Isaak Ernst, der in Linz 420 fl. Schulden machte, nicht ausgeliefert habe, obwohl sie es verlangten.

Im St. Pöltner Ratsprotokoll vom 29. August 1625 ist folgender Beschluß des Rates zu lesen:

"Die Juden wollen sich durch das Münz- und Schmelzwesen wieder in die Stadt einschleichen. Weil aber nicht des kaiserlichen Herrn Interesse, sondern ihr Privatnutzen dabei „versirt“, hat der Rat beschlossen, den Juden die Räumung der Stadt binnen acht Tagen aufzutragen."

Die Klosterchronik erklärt diesen Ratsbeschluß damit, daß es offenbar wurde, daß die Juden heimlich Geld prägten.

Im Jahre 1660 beklagte sich die Innung der Fleischnader in einer Eingabe an die Regierung, daß die nur „tolerirte Sekte der Juden“ sich unterstanden habe, um ein Privileg einzulommen, wonach es ihnen gestattet werde, nach ihren Ceremonien zu schächten. In dieser Schrift heißt es wörtlich:

"Die von Gott selbst vermaledeite Judenschafft hinderführet die Christenheit mörklich, ... (da die Juden) ja nit achtung geben, ob das Vieh gerecht oder ungerecht, gesundt oder ungesundt seye, sondern ridig und reidiges, ja halb abgestandenes Vieh denen armen Christen umb einen ringen werth außhaden, dardurch allerhand Krankheiten verursachen Wo ein Judenfleischnader ist, werden die unsrigen ruiniert. Zu Weidersfeld gingen wegen der Juden 18 Meister zugrunde. In Waydhoffen besteht von 4 Christenfleischnadern nur mehr einer. In Spitz haben nur die Juden das Fleisch. In Enzerstorf, Schwerhat und Himberg sind die Christenfleischnader fertig."

1670 wurden die Juden nochmals aus den österreichischen Erblanden verjagt. Sie gingen aber nicht alle oder kamen sehr bald wieder zurück, denn bereits im Jahre 1704 und dann 1706 gab es wieder Ausschreitungen gegen die Juden. Im Jahre 1707 verursachte die Mitteilung, daß bei der Regierung beantragt sei,

¹⁾ Siehe: Königliche Mandate, Kremser Stadtarchiv.

den Juden den freien Handel in Österreich auf 3 Jahre, gegen eine Abgabe von 20 000 fl. zu erlauben, größte Aufregung. Die Städte und Stände machten dagegen heftige Vorstellung bei der Regierung. Das Verhalten der Juden zu Maria Theresiens Regierungszeit (1740—1780) gab den Anlaß zu folgendem Handschreiben der Kaiserin:

„Künftig soll keinem Juden, welchen Namen er haben möge, erlaubt sein, sich hier aufzuhalten, ohne meine schriftliche Erlaubnis. Ich kenne keine ärgere Pest für den Staat als diese Nation, wegen der Kunst, durch Betrug, Wucher und Geldvertrag die Leute an den Bettelstab zu bringen, alle üble Handlung ausüben, die ein anderer ehrlicher Mann verabscheut!“

Durch die Reformen Kaiser Josefs II., besonders aber durch das Toleranzedikt von 1784 erlangten die Juden eine freiere Stellung, die sie natürlich sofort ausnützten, um mit Hilfe aller ihrer Machenschaften ihren Reichtum und damit ihren Einfluß bedeutend zu mehrten. Dies veranlaßte die Regierung, eine Anzahl von Verordnungen zu erlassen, in denen die Freiheit der Juden eingeschränkt wurde. So wurde schon 1803 den Herrschaften eingeschärft, den Juden weder Aufenthalt noch Handel zu gestatten. Fünf Jahre später befahl eine Verordnung, daß kein Jude sich auf dem flachen Lande herumtreiben dürfe. 1810 wurde den Juden der Ankauf von Silber strenge verboten und ihnen 1818 der Hausierhandel verwehrt. Im Jahre 1841 wird den Juden der Aufenthalt auf dem flachen Lande nur dann gestattet, wenn sie ein nützliches Gewerbe treiben. 1846 wird den Juden neuerdings der Hausierhandel verboten. Im Betretungsfall sollte die Ware beschlagnahmt werden.

Bezeichnend für den Leumund der Juden zu damaliger Zeit ist eine Eintragung in der Kremsier Stadt-Chronik, die besagt, daß die Strafanstalt zu Stein ein großes Kontingent für den Judenfriedhof lieferte.

Durch das kaiserliche Diplom vom 20. Oktober 1860 erfolgte die gesetzlich ausgesprochene, freie Religionsausübung der Juden und die Gleichstellung derselben mit den Christen. Dadurch wurden die Juden völlig gleichberechtigte Staatsbürger. Von da an wächst die Macht und der Einfluß der zahlreich vorhandenen Juden rasch, aber auch die Judenegnerschaft beginnt neu und in besonderen Formen aufzuleben.

Im Rückblick auf die judenegernerische Bewegung im 19. Jahrhundert sind vorwiegend zwei Zeitabschnitte festzustellen, in denen sie nennenswert aufgetreten ist: Die Zeit vor dem Revolutionsjahr 1848 und die Zeit nach 1870. Aus der Bewegung vor 1848 sind besonders zwei Männer zu nennen, die um diese Zeit als mutige Vorkämpfer des antisemitischen Gedankens aufgetreten sind, der Schriftsteller Endlich und Dr. Brunner. Besonders Endlich war unermüdlich im Dienste der Bewegung tätig. Er gab zahlreiche Schriften heraus, die den schädlichen Einfluß der Juden auf die Entwicklung Österreichs behandelten. Im Jahre 1848 erschien von ihm ein Buch, in welchem er über den Einfluß der Juden auf unsere Zivilisation schrieb und hierbei besonders auf die Schädigung der industriellen Entwicklung Österreichs hinwies. Diese Bewegung kam aber über die ersten Anfänge nicht hinaus, das Jahr 1848 mit seinen Wirren ließ sie ganz einschlafen. Erst dreißig Jahre später lebte die Bewegung wieder auf. Die Anregung kam aus dem Deutschen Reich, wo nach dem siegreichen Feldzuge 1870/71 der jüdische Drang nach Macht und Einfluß

und nach Beherrschung des Geldmarktes eine kräftige Gegenbewegung auslöste, die bald an Ausdehnung gewann und ihre Wirkung auf Österreich nicht verfehlte.

In Österreich waren es Viktor Schwarz und der Schriftsteller v. Terboni, dann Schönerer, die schon Ende der siebziger Jahre öffentlich gegen das Judentum auftraten. Anfang 1881 erschien bereits ein antisemitisches Blatt, der „Österreichische Volksfreund“. Im Jahre 1882 wurde der Rassenantisemitismus ein wesentlicher Bestandteil des Programms der völkischen Politiker, wodurch die Bewegung sehr bald an Bedeutung gewann. In diesem und in den folgenden Jahren wurde in zahlreichen Massenversammlungen auf den schädlichen Einfluß des Judentums auf Wirtschaft und Presse hingewiesen. Die Bewegung gewann dadurch große Teile des Volkes für den Gedanken. Noch im Jahre 1882 wurde durch den tatkräftigen Antisemiten Franz Solubel bei einer Volksversammlung eine Entschließung beantragt, die folgende Forderungen beinhaltete:

1. das Wohnrecht der Juden ist auf einen bestimmten Ort beschränkt;
2. der zeitweise Aufenthalt anderwärts ist nur von 14 zu 14 Tagen mittels einer zu versteuernden Bollette zu erlangen;
3. die Übersiedlung wird nur nach Bezahlung eines Abfahrts Geldes für zulässig erklärt;
4. der Erwerb städtischer und ländlicher Realitäten ist verboten;
5. zur Verheiratung ist eine Konzession erforderlich;
6. das Halten christlicher Diensthoten und Ammen ist untersagt;
7. die Ortsbürgerrechte, Gewerbe- und Handelsrechte sind gesetzlich beschränkt;
8. die Zulassung zu Staats- und Kommunalämtern ist unstatthaft;
9. außer den gewöhnlichen Steuern haben die Juden noch eine besondere Toleranzsteuer zu entrichten;
10. die Anzahl der tolerierten Juden darf eine gewisse Ziffer nicht übersteigen.

Diese Forderungen kamen aber nicht zur Abstimmung, weil der anwesende Regierungsvertreter die Versammlung auflöste. — Trotzdem die Regierung bei jeder Gelegenheit zum Schutze der Juden eingriff, Versammlungen auflöste, antisemitische Zeitungen und Flugchriften beschlagnahmte und alle judengegnerischen Vereine auf das Schärffste überwachen ließ, wuchs die Bewegung zu einer mächtigen über alle Kreise des Volkes verbreiteten Aktion heran, die sich besonders gegen die schamlose Judenpresse richtete. In zahlreichen Kundgebungen im Parlamente und bei Versammlungen wurde auf die Verderblichkeit der Judenpresse hingewiesen. In den Jahren 1884 und 1886 wurden Anträge im Reichsrat eingebracht, die auf die Einschränkung der jüdischen Pressemacht abzielten und u. a. die Veröffentlichung nur amtlicher Reichsratsberichte, nur amtlicher Polizei- und Gerichtsaalberichte, schärfste Handhabung des Berichtigungsverfahrens, Verstaatlichung des Ankündigungswesens u. a. m. verlangten.

Im Jahre 1889 erschienen in Wien an jüdischen Zeitungen: das „Illustrierte Wiener Extrablatt“ (täglich 42 000 Stück), das „Neue Wiener Tagblatt“ (35 000), die „Neue freie Presse“ (33 000), das „Wiener Tagblatt“ (23 000), die „Konst. Vorstadtzeitung“ (16 000), das „Fremdenblatt“ (9500), die „Deutsche Zeitung“ (7500), die „Wiener Allgemeine Zeitung“ (7000) und die „Presse“ (6800), während an nichtjüdischen Zeitungen nur das Tschechenblatt „Tribüne“, das ultramontane „Das Vaterland“ und die katholischen Blätter, das „Neuigkeits-Weltblatt“ und die „Gemeindezeitung“ als Tagblätter erschienen,

aber alle in weitaus geringeren Auflagen als die jüdischen. Mit Recht konnte damals Dr. Kummer also sagen: „Es ist ein häßlicher Fleck auf unserem deutschen Schilde, daß bei uns die Anerkennung des Verdienstes fast auf allen Gebieten kulturellen Schaffens zunächst von der Gunst des Judentums abhängt.“ Ende der achtziger Jahre kam es zwischen den Führern der nationalen und christlichen Richtung der antijüdischen Bewegung zu Meinungsverschiedenheiten, die alsbald zu heftigster gegnerischer Befehdung ausarteten. Die Folge davon war, daß sich die alle Kraft erfordernde, nur einheitlich zu leitende Bewegung durch die Zersplitterung völlig um jeden Erfolg brachte und auch die Früchte bereits erzielter Erfolge wieder verloren gehen mußten. Anfangs der neunziger Jahre war der Antisemitismus bereits zur Gänze vom Parteihader, Mandatsbunger und Nationalitätenstreit verschlungen. Die schon damals brennend gewordene Judenfrage blieb ungelöst, daran änderte auch die Jahrhundertwende nichts. Die Juden aber gingen umso gekränkter aus dieser Zeit des Kampfes hervor. Der Druck der Antisemiten erzeugte Gegendruck. Die Juden bauten ihre Vereinigungen musterhältig aus, während die ihres Gegners zerfielen. Viel Zeit und viel Kraft waren vergeudet, Volksliebe und Opferwilligkeit waren nutzlos angewendet, das ganze Streben blieb erfolglos. Der Parteihader und der Eitelkeitswahn einiger Männer siegte, die Juden aber stimmten ein Freudengeheul an und setzten die Ausplünderung und Vergiftung unseres Volkes umso zielbewußter fort.

Erst der Judensieg im November 1918, der Zusammenbruch der Mittelmächte und der schmachliche und schändliche Judenfrieden von Versailles und St. Germain brachte wieder eine nennenswerte Abwehrbewegung gegen die Judenheit, doch auch sie ist infolge des unseligen Parteigezänkes noch nicht viel vorwärts gekommen. Der gewaltige Hemmschub dabei ist, daß aus dieser Lebensfrage ein Politikum gemacht wurde. Die antisemitische Frage als Sache der Parteipolitik ist ein Übel, das nur zur Verzettelung und Zersplitterung der wahrhaft judengegnerischen Kräfte führt. Die parteipolitische Auswertung der Judenfrage drängt ab von der logischen Folgerichtigkeit, von der Ehrlichkeit des Abwehrgedankens und wird dem politischen Demagogentum in die Arme geworfen, wodurch der Bewegung mehr Schaden als Nutzen zugeführt wird.

Die Lösung der Judenfrage muß auf einer Plattform gesucht werden, die mit parteipolitischen Richtungen ganz und gar nichts zu tun hat. Alle Verbände, die den Abwehrgedanken, den wirklichen Antisemitismus auf ihre Fahne geschrieben haben, müssen, wenn sie wirkliche Erfolge im Auge haben, über allen politischen Parteien stehen. Nur in der bedingungslosen Einhaltung dieses Grundsatzes liegt die Möglichkeit, wirklich große Teile unseres sehr judenfreundlich gewordenen Volkes für den antisemitischen Abwehrgedanken zu gewinnen. Arbeiter, Bürger und Bauern, welcher Parteirichtung sie auch immer angehören mögen, müssen im Wege einer unverdrossen und zielsicher geführten Aufklärungstätigkeit für den antisemitischen Gedanken gewonnen werden. Das Raufboldentum gegen einzelne Juden ist zwecklos. Der Wert der antisemitischen Arbeit liegt in der Gewinnung der Massen des eigenen Volkes, soweit es deutsch-arischer Abstammung ist, denn ihre Gefolgschaft ist unerläßlich, wenn die Zeit kommt, in der an die Lösung der Judenfrage im rassebewußten deutschen Sinne geschritten werden kann.

Musik und Bühne.

Eine Umschau.

Von Dr. Karl Grunsky, Stuttgart.

Sommer und Freilicht — wir atmen auf in deutscher Natur. Sonne und Himmelsblau bleiben immer aufs neue die Alten; nur menschliche Meinung und Währung wechselt. Sahen wir uns nach den Freilichtbühnen um, so grüßte vor allem das Harzer Bergtheater bei Thale, das wieder unter Mitwirkung seines Gründers Dr. Ernst Wackler mannigfachen Rundgebungen deutscher Kunst eine Stätte bereitete. Lienhart hat 1908 eigens für jenen Ort seinen Wieland bestimmt. Mit deutschen Stoffen muß man aber jetzt vorsichtig sein: im Stuttgarter Popserttheater, an einem der schönsten Naturschauplätze, hat man auf Kleists Hermannsschlacht verzichtet, und dafür Schillers Räuber gewählt. Schiller gilt als einwandfrei, eher links als rechts. Daß ihn der Kaiser 1908 bei der Gedektfier unbeachtet ließ, war ein schwerer Fehler. Jetzt sind wir glücklich soweit, daß niemand weiß, ob „Deutschland über alles“ oder die Marseillaise unser Lieblied sei. Große Eindrücke spenden aber immer noch die Passionsspiele: Oberammergau versetzte unsere Einbildungskraft in die Lage der Gleichzeitigkeit, und da gibt sich Kampf und wieder Kampf als die eigentliche Wirkung und Aufgabe des Heilands zu erkennen. Nirgends sonst bricht der innere Gegensatz zur äußern Umgebung so urgewaltig hervor wie bei Passionsspielen, die außer in Oberammergau auch an andern Orten ihres Eindrucks nie verfehlen. Von jenem Gegensatz legen verwandte Werte der bildenden Kunst ein ähnlich bereitetes Zeugnis ab. Unser mittelalterliches Erbgut bereichert sich ferner an der Welt des Altertums, die als Denkmal arischen Geistes in die Gegenwart heraufragt: von den Wiederaufnahmen sei diesmal König Odius in Hölderlins Übertragung erwähnt; die neue Fassung von Wilhelm Michel. Ort: das Hessische Landestheater in Darmstadt. Hölderlin besaß, was nicht jeder zu eigen hat: ein liebevolles Verhältnis zum Griechentum, wie etwa Wilhelm von Humboldt; man lese z. B. die neueröfentlichten Arbeiten jener Richtung (Herausgeber sind Bezzenberger und Theodor Häring der Jüngere). Schön wäre es, den König Odius auch im Süden, etwa in Syrakus hören zu dürfen, wo man ihn jüngst mit Euripides' Bakchen auführte. Die alte Bühne war Freilichtbühne und konnte nie so entarten wie unsere. Was hat sich hier wieder für Schmutz angesammelt! Namentlich das Laufbild des Lichtspiels brütet stets neues Ungeziefer aus. Wenn es aber Mittel und Weg sein soll, das Volk darüber aufzuklären, woher Plan und Ursprung der Verderbnis und Säunis stammen, so schiebt amtliche Begutachtung den Siegel des Verbotes vor. Ausklänge des „Reigen“ brachten u. a. die Mitteilung zutage, daß die Eintrittskarten besonders an den Stätten deutscher Arbeit vertrieben wurden, wo doch sonst die Bemühungen um „Volksbildung“ nicht immer ein geneigtes Ohr finden. In einer bildgeschmückten Zeitschrift „Reigen“ wird die Kolotte „unbedenklich“ als der vollendetste Frauentyp der Schöpfung gerühmt. Dem Eisenacher Reigenaufführungen standen die Salzburger gegenüber, die man von Volks wegen sprengte. Zur Lärmschlacht kam es im Deutschen Theater in Berlin anlässlich des Stückes „Vatermord“ von Arnolt Bronnen. Eine führende Zeitung äußerte sich bei dieser Gelegenheit über den Vorwurf des Stückes:

„Also immer noch Vater und Sohn . . . seitdem Kronos seinen Papa Uranos liebevoll verstümmelt und abgesetzt hat. Von da ab stets der Sohn gegen den Vater . . . Schillers Rabale und Liebe, in seinen Spuren . . . Hafenclever. Dann die andern, eine unzählbare Reihe. Vor zehn Tagen Mereschkowskys Jarewitsch Alerei, wo der Alte jünger war als der Junge, vor fünf Tagen Oberammergau, wo einmal umgekehrt der Sohn seine Seele in des Vaters Hände empfiehlt — jetzt zwischendurch das Kronprinzenbuch . . . und in den letzten Jahren die vielen Frigensstücke . . .“

Wir übergehen beim Lesen dieser Auslassung nicht die frevelnde Gehässigkeit, die sich das Neue Testament zum Ziel nimmt.

Burtes „Katte“ erlebte im Steglitzer Schloßparktheater eine denkwürdige Aufführung. „Silippo Lippi“ von Eberhard König wurde in Nürnberg mit reger Anteilnahme aufgenommen. In Weimar ging ein Zeitstück „Arbeit“ (Arbeit in Ausführungszeichen!) von Hedwig Maria Lorenz über die Bühne. Aus Mainz kam die Kunde von einem Märchenspiel: „Wie der Frieder das Glück sucht“ von Ludwig Linkenbach. Viel genannt wurde in letzter Zeit Frau Helene von Willemoes-Suhm, eine geborene Wienerin, die in München lebt. Sie schrieb die Dramen Savanarola und Sappho, die Einakter „Sieger“ (Napoleon) und „Sein Geist“ (Napoleon in der Gruft Friedrichs des Großen). Bei einer ersten Erscheinung wie dieser deutschen Dichterin möchten wir persönliche Eindrücke von Aufführungen abwarten, die auch außerhalb Münchens gewünscht und erhofft werden. Von älteren Werken nennen wir Grabbe, dessen Napoleon im Berliner Schauspielhaus gegeben wurde, während sich des Spiels „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ das Düsseldorf Stadttheater annahm. Goethes erst 1886 entdeckter „Urfaust“ wurde in München von dem feinsinnigen Dr. Karl Zeiß zum ersten Male als besonderes Stück dargeboten.

Von älteren Opern sind neu erwacht die von Händel. In Göttingen fanden sogar Festspiele statt; Halle und Gera brachten einzelne Opern. Dr. Oskar Hagen, der durch sein Grünewaldbuch bekannte Kunstgeschichtler, wählte bis jetzt Rodalinde (1725), Otto und Theophano (1723), Cäsar (1724) zur Wiederaufnahme. Den Orlando (1733) hat Dr. Hans Joachim Moser bearbeitet. Auch die Oratorien Semele (Kahlwes) und Susanne (Schering) mögen genannt sein. Wie wäre es weiter mit dem tanzfreudigen Singspiel Almira, mit dem Londoner Erstling Rinaldo, dem Pastor Fido, dem ariensönen Admet, dem Lotario, der Alcina, Deidamia und andern? Von Mozart erschien, angeregt von Kapellmeister Paul Gerhard Scholz, in Kofstod das Frühwerk Apollo und Hyazinthus. Den Barbier von Peter Cornelius hat Liszt 1888 in Weimar durchgesetzt (die Gegnerschaft verleidete ihm dabei das fernere Wirken); Mottl warb durch eine Bearbeitung für das verkannte löbliche Werk. Nun hat es Fritz Stiedry an der Berliner Staatsoper wieder zur ursprünglichen Fassung zurückgeführt. (Vergl. seine Ausführungen in der Allgemeinen Musikzeitung; Sonderdruck.) Von Paul Moos, dem Musikästhetiker, wurde die Ulmer Erstaufführung des Don Quijote von Anton Beer-Walbrunn lebhaft als Ereignis begrüßt. Nach fünfmaliger Verschiebung gelangte in Koburg die komische Spieloper „Die gepanzerte Braut“ zur erfolgreichen Wiedergabe. Die Dichtung (erschien im Eddaverlage) stammt von einem wirklichen Dichter: Werned-Brüggemann in Kassel; die Musik ist von Armin Haag (Musikdirektor in Grünberg i. Schl.). Beide sind vom Streben beseelt, die deutsche komische Spieloper zu erneuern; hoffentlich läßt man uns nicht allzulange darauf warten, daß wir von dem Geleisteten Kenntnis nehmen dürfen.

(Im Eddaverlage erschien u. a. auch eine zeitgemäße achtbändige Hoffmann-Auswahl mit Einleitung von Werned-Brüggemann.) S. A. Köhler trat in Gotha hervor mit einem musikalischen Lustspiele nach Wilhelm Busch (Dichtung im Nachlaßbande) „Der Vetter auf Besuch“. Bei Breitkopf erschienen Auszüge zu Holsteins Opern. Die Operette ist nach wie vor mit Recht übel berufen. In Kaiserslautern gab es lärmenden Widerstand gegen üble Kost. Als Ausnahme wird bezeichnet: „Verliebte Leute“ von Künneke.

Die Münchener Festspiele waren diesmal außer Wagner und Mozart auch andern Meistern, klassischen und zeitgenössischen, gewidmet. Bayreuth erhebt 1924 (nicht 1923) wieder, nach zehnjähriger Unterbrechung.

Gäbe es doch auch ein Bayreuth für die Symphonie! Manchem, der diesen Wunsch heutzutage, möge zum Troste gesagt sein, daß sich der Verein „Das deutsche Symphoniehaus“ wirklich das hohe Ziel gesteckt hat, der deutschen Spielmusik eine dauernde Heimstätte zu stiften. Als Ort ist Stuttgart in Aussicht genommen, wo es einen wundervoll emporragenden Hügel gibt, zu dem eine musiktrohe und eifrigster Konzertpflege beflissene Bevölkerung zusammen mit allen deutschen Gästen hinaufpilgern könnte, wenn erst Saigers großangelegte Schöpfung erbaut wäre. Nitzsch war Schirmherr des Vereins und seiner Bestrebungen, und schätzte besonders den Saigerschen Bau. Wie man hört, hat sich Pfizner entschlossen, die große Sache durch seinen Schutz zu fördern. Jeder kann die Mitgliedschaft des Vereins erwerben. Natürlich verkennen wir nicht, daß musikalisches Gebet überall, zuletzt auch im stillen Kämmerlein, geübt werden kann; gerne vernehmen wir z. B. von dem Bochumer Beethovenkonzerten Schulz-Dornburgs. Aber es wäre doch auch schön, wenn ein lebendiges Sinnbild deutschmusikalischer Einheit erstünde. Alles kommt auf die Kraft der Verwirklichung an. Vor hundert Jahren hat man in Berlin das Institut für Kirchenmusik gegründet: wie viel Gutes ging in dieser Zeit von ihm aus!

Nun noch einige Einzelheiten.

In Dortmund wagte Musikdirektor Holtzschneider eine dreitägige großzügige Bachfeier, die von schönstem künstlerischem Erfolge getrönt war. Ähnlich wirkte in Jena für Bach Prof. Willy Eidemeyer, indem er im Rahmen der Volkshochschule im Anschluß an vorjährige Darbietungen acht Bachabende veranstaltete. In Freiburg erlebte Bruckners Smoll-Messe eine ihrer seltenen gottesdienstlichen Aufführungen. Es ist merkwürdig, wie Bruckner vor dem Eingreifen der Cäcilianer ganz von sich aus, kraft innerer Sendung, die Kirchenmusik durch weihetvolleren Ernst vertiefte. Wie mir Max Auer aus Vöcklabruck mitteilt, ist bei der Smoll-Messe 1866 als Entstehungszeit anzusetzen (in meinem Brucknerbuche — bei Engelhorn, Stuttgart — hatte ich verschiedene Möglichkeiten fragend angegeben). — Unter den vielen Festen erwähnen wir das 15. Mecklenburgische Landesmusikfest in Schwerin (Willibald Köhler), das Regerfest in Breslau (Georg Dohrn), das zweite Donaueschinger Kammermusikfest zur Förderung zeitgenössischer Tonkunst (unter dem Schutze des Fürsten zu Fürstenberg), auch das urwüchsige, Kunst und Volk verbindende Odenwälder Musikfest in Erbach und Michelstadt: außer Orchesterwerken (unter Michael Balling aus Darmstadt) und Kammermusik (z. B. Bruckners Quintett) gab es da eine richtige Sommernachtsmusik mit Volksliedern und passenden Bläserfätzen (z. B. einem Quintett von Kaspar Heinrich

Schmid), alles ausgeführt im Freien, abgestimmt auf die mitspielende Natur. — Von einzelnen Werken, die von sich reden machten, seien etwa noch das Te Deum von Walter Braunsfels (in Köln unter Abendroth), eine Smoll-Symphonie von Karl Hammer, Ouvertüre in Dmoll von Johannes Engelmann (beide in Zwickau) aufgezählt. An Liederkomponisten fehlt es nicht: ich hörte einen Abend des melodiebegabten, schlichten Heinrich Rücklos (in Stuttgart) und lasse mir berichten über Georg Vollerthun, Franz Philipp von Freiburg als über beachtenswerte neue Erscheinungen. In meiner engern Umgebung veranstalteten Hans Schink und Richard Gref eigene Kompositionsabende. Auch des Schwaben Karl Aromer sei gedacht, der mit seinen Sängern Amerita bereist und dort das Banner des deutschen Liedes hochgehalten hat. Für musikalische Erziehung der Jugend wird viel getan; so im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, wo der Bund der Künste (Landrat Dr. Schöne) eine Jugend-Kunstwoche veranstaltete, die übrigens nicht der Tonkunst allein galt. An den Rhein führte den Musikjünger schließlich auch das Tonkünstlerfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins: das Düsseldorfener Unternehmen war aber, wie ziemlich allgemein zugestanden wurde, ein arger Fehlschlag. Allerdings konnte man schon aus dem vorjährigen Nürnberger Feste schließen, daß gewisse Spannungen sich noch weiter auspreizen würden. Die Gegensätze klasten in der Tat in Düsseldorf recht offen und sichtbar auseinander. Von Liszts Geiste war der Allgemeine Deutsche Musikverein (gegen den man seit Jahren die schwersten Bedenken hegen mußte) ganz und gar verlassen, als er, nach „einhellig“ getroffener Auswahl zwei Drittel Fremdstämmige mit Anhang, und nur ein Drittel Deutsche als Tonsetzer zu Gehör kommen ließ. Diese Feststellung schwächt vollends das Ansehen, dessen sich die Leitung des Vereins auf Grund älterer Überlieferungen bisher etwa noch erfreut haben sollte. Die Mißstimmung hielt auf dem Feste nicht zurück. Zeichen des Mißfallens müssen erlaubt sein. Das Vorgehen des Dirigenten, Prof. Panzner und eines andern (Dr. Artz), welche eigenhändig einen, der pfiff, packten und hinausbeförderten, hat glücklicherweise keine amtliche Billigung gefunden. Wer sich einen guten Bericht über Düsseldorf verschaffen will, den verweisen wir auf Nr. 156, 157, 159, 165 der Rheinischen Tageszeitung, für welche Reinhold Zimmermann geschrieben hat. Wenn in Kassel die nächstjährige Zusammenkunft ebensowenig deutsche Musik bringt, dann wird es Zeit, die Herren vom Vorstande vor gelichteten oder leeren Bänken musizieren zu lassen. Einstweilen warnen wir, ehe sich Wandel zeigt, die deutsch fühlenden Musiker, dem Vereine eigene Erzeugnisse einzusenden: nachgerade bedeutet es eine nicht empfehlende Auszeichnung, wenn sie von dort ihren Weg zu nehmen suchen.

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 15. Oktober 1922.)

1.

„Wir können uns den Luxus innerer Unordnung nicht leisten, denn wir können die Dinge der äußeren Politik nicht bitten, zu warten, bis unsere inneren Angelegenheiten in Ordnung gebracht sind.“

Ein ganz vernünftiges Wort, das der Bethmannianer Kiezler auf dem demokratischen Parteitag in Elberfeld gesprochen hat — schade nur, daß es, wie alle die „vernünftigen“ Worte, die man jetzt zu hören bekommt, sei es aus erzbischöflichem oder auch sozialdemokratischem Munde, vier schicksalsschwere Jahre zu spät kommen, so daß sie dadurch einen merkwürdigen Beigeschmack erhalten! Wie tobte doch die jetzige Kiezlerpartei, wenn man während des Weltkrieges die Geister beschwor, man sollte die Wahlrechtsreform in Preußen, die gleich einem Janfapfel wirkte, hinauschieben bis zur Heimkehr der Krieger, da wir damals noch viel weniger als heute „die Dinge der äußeren Politik bitten“ konnten, „zu warten, bis unsere inneren Angelegenheiten in Ordnung gebracht sind“! — Die gleichen Parteien, welche heute so laut den Kampf gegen Reichs nicht nur predigen, sondern auch mit sehr brutalen Mitteln durchkämpfen, trugen in der schwersten Todesnot des Vaterlandes nicht das geringste Bedenken, sich „den Luxus innerer Unordnungen“ zu leisten. Es ging ihnen ja damals nicht nur um die Wahlrechtsreform, sondern vor allem um den unseligen Parlamentarismus, d. h. um ihre eigene Machterweiterung, also um Befriedigung von persönlichem Ehrgeiz und Eitelkeit. Deshalb sollen sie sich nicht darüber beklagen, wenn man immer wieder darauf hinweist, daß sie, die — auch eine Art Kriegsgewinnler! — aus der Gefahr des Landes Versassungsvorteile für sich herauszuziehen auf Kosten der Festigkeit und Sicherheit des Ganzen, in eine lächerliche Unaufrichtigkeit verfallen, wenn sie sich nun, wo sie an der Macht sitzen, als die Staatserhalter aufspielen wollen. Wenn ausgerechnet ein Demokrat — derselbe Herr Kiezler — erklärt, die demokratische Partei müsse aus der Republik ein „geschlossenes, einheitliches, außenpolitisch aktionsfähiges Staatsgebilde machen“, so weiß man nicht, soll man mehr über die Gedächtnisschwäche oder über die Blindheit solcher Leute staunen, denn selbst dem Dickfelligsten unter ihnen kann es doch wirklich nicht mehr entgehen, daß der Demokrat Preuß mit seinem Verfassungsentwurf das Reich zu einem „ungeschlossenen, uneinheitlichen, außenpolitisch aktionsunfähigen Staatsgebilde“ gemacht hat.

Und wie die Demokraten die Geschlossenheit im Innern zu fördern gedenken — das ersah man am besten aus dem vertraulichen Rundschreiben des Reichsausschusses der demokratischen Beamten an seine Mitglieder.¹⁾ In ihm wurde um folgendes ersucht: „Um wirksam gegen alle Feinde der Republik in Beamtenstellen, besonders in einflußreichen Stellen, vorgehen zu können, bitten wir unsere Parteifreunde im Lande, ohne in den Fehler der Denunziation zu verfallen, in jedem Falle an uns zu berichten.“ Das ist der Talmudgeist der neuen Berliner Judendemokratie, die von der Demokratie eines Hoffmann von

¹⁾ Vgl. Deutsche Zeitung Nr. 429 vom 27. Sept. ds. Js.

Galliersleben durch Blut und Welken getrennt ist, — die da verlangt, man solle denunzieren, „ohne in den Fehler der Denunziation zu verfallen!“ Eine herrliche demokratische Freiheit, die uns da die Herren in ihrem „geschlossenen, einheitlichen, außenpolitisch aktionsfähiges Staatsgebilde“ beschert haben! Der spätere Geschichtschreiber wird vielleicht zu dem Ergebnis kommen, daß die heutige demokratische Richtung weniger eine politische als eine Geistes- und Charakterrichtung ist, bei der der undisziplinierte Talmudgeist, der Semitencharakter mit seinem unaufrichtigen Gang zur gaulleischen Phease den Ton angibt.

2.

Dieser Geist gibt aber auch den Ton an im sozialdemokratischen Lager. „Der Kampf gegen den Staat als solchen war immer eine Auflösungserscheinung.“ Wo fand sich diese konservative Anschauung? Nun, im „Vorwärts“.¹⁾ Jawohl! Es ist fabelhaft, was sich die Ruttner-Naturen aus diesem Lager leisten. Sie laufen jahrzehntelang gegen den alten monarchischen Staat Sturm, zertrümmern ihn in der Stunde der Lebensgefahr, besorgen ihm damit Elend und Verslavung — und dann, wenn die Einsicht in den verführten Massen zu erwachen und jenen selbst gefährlich zu werden droht, gehn sie hin und erklären: „Der Kampf gegen den Staat als solchen war immer eine Auflösungserscheinung.“ Wenn die Auflöser angeblich die Auflösung bekämpfen, mutet es genau so widerlich und unaufrichtig an, als wenn ein Demokrat verspricht, ein „geschlossenes, außenpolitisch aktionsfähiges Staatsgebilde“ zu schaffen. Talmudgeist und aber wieder Talmudgeist!

Dazu paßt weiter ganz ausgezeichnet, daß auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Augsburg Genosse Mollenbuhr erklärte: Die Sozialdemokratie habe alle Ursache, jedes Wiederaufleben des Militarismus zu verhindern. Ein Preisgeben dieser unzulänglichen Wehrmacht würde auch das Verhältnis Frankreichs zu Deutschland bessern, eventuell müßte die Preisgabe der Wehrmacht mit den Mitteln der Statsverweigerung erzwungen werden.“ Wir haben noch nicht gehört, daß Genosse Mollenbuhr wegen dieser verräterischen Äußerung vor dem Staatsgerichtshof stände — der hat ja andere Dinge zu tun, wie z. B. über das Verbot von Zeitschriften zu urteilen, die gegen solchen Verrat kämpfen! —, doch möchten wir den „Vorwärts“ fragen, ob er solche Äußerungen wie die Mollenbuhrs etwa nicht unter die „Auflösungserscheinungen“ rechnet?

Kund herausgesagt: das deutsche Volk muß wieder empfindlicher werden für die Unstimmigkeiten zwischen Wort und Tat, Schrift und Handlung. Es muß wieder den scharfen, hellen und kritischen Blick bekommen, mit dem es den Gaulle sofort als solchen erkennt. Dann ist es mit des Gaulles Macht wieder zu Ende.

3.

Dieser selbe Geist, neben Talmud übrigens noch eine Beimischung von Loyola, wirkt sich im größten Stile aus, wenn zur Verfassungsfeier urplötzlich „Deutschland über alles“ von den revolutionären Würdenträgern angestimmt wird, um zu sehn, wie weit dies bis dahin verpönte Lied der etwa inzwischen umgeschlagenen Stimmung der Massen entsprechen könnte, — während gleichzeitig die Richtung, welche mit Recht dies wundervolle deutsche Lied zu ihrem

¹⁾ „Vorwärts“ Nr. 437 vom 18. Sept. ds. Js.

Schutz- und Trutglied erkoren hat, mit Gewalt niedergeknüppelt wird: die völkische. Der gleiche Vorgang wiederholt sich im deutschen Österreich, wenn ausgerechnet die Schöpfer des Friedens von St. Germain, nämlich die jüdischen Führer der deutschen Sozialdemokraten, angesichts des Genfer Abkommens plötzlich sich völkischer als die Völkischen gebärden, nur, weil eine helfende Tat geschieht, die sie weder mitmachen noch hindern können, und weil sie befürchten müssen, daß damit der Zeit der heillosen Verlotterung von Gnaden der Betriebs- und Soldatenräte vielleicht ein Ende bereitet werden könnte. Wieder weiß man nicht, soll man mehr über die Blindheit oder über die Gedächtnisschwäche dieser jüdischen Führer staunen, wenn sie gerade auf einmal in ihrer Wiener Arbeiterzeitung den Begriff der „nationalen Ehre“ zu entdecken vorgeben, den sie als durch die Genfer Abmachungen verletzt hinstellen wollen. „Du deutsche Sozialdemokratie und die nationale Ehre! Bekennt sich die Internationale nicht als die Todfeindin des Begriffes Nation? Will sie nicht, daß die Staatsgrenzen verschwinden? . . . Mir klingt jetzt das Wüten derer um Dr. Adler und Deutsch gegen die nationale Schande wie ein Winseln um eine Zeit, da es kostenlos ‚Brot und Spiele‘ gegeben hat.“¹⁾ So ist es ganz gewiß.

Im übrigen: das Genfer Abkommen mit seiner Ausschaltung des Parlamentes, dem ausländischen Generalkommissar — er wird der Zinseneintreiber für die fremden Darlehensgeber sein, und sicherlich kein milder —, der neuerlichen Verschuldung und allem sonstigen Drum und Dran ist gewiß eine große Gefahr, gegen die man gern alle völkischen, nationalen Kreise in Gegnerschaft geeint gesehen hätte. Ganz sicher bedeutet das Abkommen ein bedenkliches Hinausschieben des lebensnotwendigen Anschlusses der abgetrennten Ostmark an das Mutterland. Dafür bürgt schon die clericale Richtung eines Seipel, der die ganze Staatsaktion — wie man ohne weiteres zugeben muß: sehr geschickt — eingefädelt hat, und die Bildung eines von Rom und Paris bestimmten süddeutschen Blockes ist damit ohne Frage angebahnt. Aber: wer hat einen anderen ernsthaften Plan zur Hand gehabt, der dem Versinken der Ostmark in ein bolschewistisches Chaos gesteuert hätte? Mehr noch: wer hätte den ernsthaften Willen aufgebracht, einen solchen Plan durchzuführen? Mit Opposition um der Opposition willen ist es nicht getan, und das österreichische Parlament hat sich genau so unfähig erwiesen zur Rettung, wie sich tagtäglich das reichsdeutsche erweist. Zur Strafe kommt die Diktatur — von außen. Wird man im Reiche auch so lange warten, bis sie von außen kommen muß?

„Eine Finanz- und Wirtschaftskontrolle aber mit allen ihren verhängnisvollen Folgen wäre für das deutsche Volk unerträglich.“ So schrieb der „Vorwärts“.²⁾ Wer die Beziehungen der Ruttnerianer zur Regierung kennt, wußte sofort, daß dies nur eine leise Stimmungsmache für die Finanzkontrolle bedeuten konnte, und tatsächlich: nur wenige Tage später tauchten auch in anderen Blättern schon wesentlich bestimmtere Nachrichten darüber auf, daß man das österreichische Beispiel auch im Reiche zu befolgen gedächte. Es wird wohl auch dort dazu kommen, ebenfalls, weil die Feigheit und Demagogie der Parlamentarier eine Gesundung von innen heraus nicht zuläßt. Es ist gewiß eine Schande, daß es so ist, aber in völkischen Kreisen hat man sich nie

¹⁾ Hans Ripper im „Michel“, Folge 41.

²⁾ „Vorwärts“, Nr. 478 vom 10. Oktober ds. Js.

der Wahrheit verschlossen, daß die Mehrheit des deutschen Volkes angefißt des geistigen Zustandes, in den sie jüdische Gauller-Presse hineingelegt hat, trotz aller Aufklärungsarbeiten von völkischer Seite erst durch die bitterste Not hinter den ungeheuren Betrug kommen wird, der mit der Revolutionslüge am Reich verübt ist. — Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die völkische Aufklärungsarbeit vergeblich gewesen sei oder gar eingestellt werden sollte. Ganz im Gegenteil: solange noch irgendein Deutscher irgendein Wort aus jüdischer Quelle, sei es gedruckt oder geschrieben, ernst nimmt, solange ist die Aufklärungsarbeit noch nicht zu Ende. Daß die Zahl derer, die in geistiger Abhängigkeit vom Judentum leben, schon erheblich geringer geworden ist, läßt sich nicht leugnen. — Und was Parlamente oder ähnliche Einrichtungen anbetrifft, so wird man erst dann wieder von ihnen reden dürfen, wenn die unsittliche Auffassung von der Politik als Geschäft mit Stumpf und Stiel ausgerottet und einer Auffassung gewichen ist, die da lautet: Politik ist Dienst am Volk! Das ist nämlich die völkische Auffassung. —

Um aber endlich auf die verdächtige völkische Haltung der österreichischen sozialdemokratischen Führer zurückzukommen: sie ist eben genau so ein Versuchslaninchen, wie wenn Wirth das Lied von Hoffmann von Fallersleben anstimmt, — in der Hoffnung, dadurch in den nationalen Kreisen Verwirrung anzustiften. Zum Trost sei daran erinnert, daß die Juden sich zwar unsere Begriffe und die dafür gebräuchlichen Worte aneignen und eine Weile ganz erfolgreich damit operieren können, daß sie aber auf die Dauer mit diesem reinen Nachahferkniff doch versagen müssen, weil sie als Schauspieler ihre Rolle nicht bis zu Ende durchführen und das Echte, das in uns mit diesen Begriffen lebt, nicht für längere Zeit vormimen können. Und was Genf anbetrifft: es ist noch nicht aller Tage Abend. Wenn die Zeit dazu reif ist, wird es sich ebenso als Setzen Papier erweisen wie St. Germain und Versailles. Daß die Zeit dazu reif wird, das ist die Aufgabe der völkischen Bewegung. Sie wird es schwerer haben denn je, denn ihre Feinde aus Rom und Paris, die ihre Helfershelfer in Wien ebenso sitzen haben wie in München und Berlin, sind daran, ihr den Garaus zu machen, — während sie selbst eine scheinvölkische Regung und Bewegung vortäuschen.

4.

„Die Mittel, deren sich das Judentum bedient, um das Reich zu zerstören, sind: die korruptiven Gedankengänge.“¹⁾ Darin liegt gewiß Richtiges. Aber das, worum der Kampf geht, liegt noch tiefer. Die Deutschen sind in Gefahr, daß ihnen von den Juden die letzten sittlichen Maßstäbe zerstört werden, nach denen überhaupt noch deutsches Leben wieder aufgebaut werden kann. Es ist ein Kampf um die letzte Quelle des Rechtsgefühls. Ein kleines Beispiel: in Berlin hat sich ein „Deutscher Freiheitsbund“ gebildet. Seine Ziele sind: Befreiung von der Herrschaft der Fremdstämmigen, vom Terror der Straße, von der Willkür des Parlamentes, vom Druck des Versailleser Diktates. Über eine Versammlung dieses Bundes, die von Kommunisten mit brutaler Gewalt gestört wurde, wobei es vier Tote und siebzig Verletzte

¹⁾ Aus: Hans Blüher „Secessio Judaica“, Berlin, Der Weiße Ritter Verlag. — Ein Buch, das bei aller Judenkenntnis nicht ungefährlich ist und wegen vieler Unklarheiten nicht gerade empfohlen werden kann. Der Verf.

gab, wagte der „Vorwärts“ zu schreiben: „Es war zweifellos eine sehr üble Gesellschaft, die sich da ein Stelldichein gegeben hatte.“¹⁾ Damit nimmt der „Vorwärts“ für die kommunistischen Mörder mittelbar Partei. Aber, davon abgesehen: es führt zu unheilbaren sittlichen Begriffsverwirrungen, wenn ein Blatt, das jahrelang einen Kuttner unter sich geduldet hat, der des Mordes und anderer schwerer Verbrechen beschuldigt wird, seinen deutschen Lesern die Vorstellung beizubringen sucht, daß eine Gesellschaft von Deutschen, welche die für ein freies, gesittetes, auf Ehre Anspruch erhebendes Volk selbstverständlichsten Forderungen erhebt wie die soeben wiedergegebenen, „sehr übel“ sei. Was wären dann die Kuttnerianer!

Wie im Kleinen, so im Großen! Wenn man einmal dahinter gekommen ist, daß tatsächlich die ganze jüdische Presse kaum etwas anderes vorbereitet als „korruptive Gedankengänge“, wird man einmal erst die ungeheure Gefahr erkennen, welche die jahrzehntelange Verbreitung der jüdischen Presse seit jeher bedeutet hat und noch bedeutet, auf der anderen Seite aber wird man mit einem Schlage die richtige Einstellung zu allen Dingen gewinnen, welche der Jude mit Hilfe seiner „korruptiven Gedankengänge“ zu zerstören trachtet oder schon zerstört hat — z. B. zum Reichsgedanken, zur Monarchie, zum „Militarismus“, zum nationalen Gedanken, zum organischen Staatsgedanken. Ferner gewinnt man aber auch die richtige Einstellung zu allem, was uns der Jude als höchstes Ziel preist: z. B. Demokratie, Parlamentarismus, Erfüllungspolitik, Gleichheitswahn, Fortschrittswahn, internationale Solidarität, Pazifismus, Marxismus usw. usw.

Wenn man diesen Maßstab anlegt, wird man sich bald zurecht finden. Man wird über die Scheintrüftung lächeln, die sich über das angeblich so „milde“ Urteil im Rathenau-Prozeß, über das angeblich so „ungeheuerliche“ Urteil im Sechenbach-Prozeß aufregt. Man wird sich nicht wundern, wenn die ganze Marxisten-Presse für den beschämend vorbildlichen Selbstenkampf der Türkei kein Wort der Anerkennung, für die vom Geist der Lösung „Geschäft ist Politik“ getragene Erfüllungspolitik aber nur Worte gehorsamsten Lobes findet. Daß das „außenpolitisch aktionsfähige“ Staatsgebilde daneben wieder einmal von einem französisch-russischen Bündnis bedroht wird, kümmert unsere glorreiche Regierung augenscheinlich weniger als die Sorge um den Kampf gegen Rechts.

„Die Macht der Dummheit ist heutzutage groß“²⁾ schrieb das „Berliner Tageblatt“, das ja neuerdings auch immer wieder konservative Anwandlungen hatte, in Furcht vor einer Wahl des Reichspräsidenten durch das ganze Volk, — wie sie zum Leidwesen aller Republikaner die Weimarer Verfassung vorschreibt. Daß ausgerechnet die Strefe-Männer — besser: Strefe-Weiber — das Volk um sein Präsidenten-Wahlrecht betrügen helfen, ist das ein Zeichen von Klugheit oder gar Mut? Gewiß — „die Macht der Dummheit ist heutzutage groß“. Es fragt sich nur, in welchem Lager sie am größten ist. Gewiß nicht in dem, das die ganze jämmerliche Entwicklung unserer Zustände seit dem November 1918 bis zum Valuta-Elend und der ganzen sonstigen Anarchie wortwörtlich vorausgesagt hat! Dies Lager ist das völkische. In ihm ist Deutschland, ist die deutsche Zukunft.

¹⁾ „Vorwärts“ Nr. 429 vom 16. Oktober ds. Js.

²⁾ „Berliner Tageblatt“ Nr. 456 vom 9. Oktober ds. Js.

Bücherschau.

Dr. Viktor Miltšchinskij: „Das Verbrechen von Odenburg.“ Auf Grund authentischen Materials dargestellt. Mit einer Übersichts-karte des Burgenlandes und mehreren Illustrationen. („Literaria“, Wien 1922).

Eine der wichtigsten Voraussetzungen für Deutschlands Erneuerung ist, daß das deutsche Volk endlich seine Nachbarn kennen lernt, wie sie wirklich sind. Es ist unsäglich, mit welch dummen Redensarten sich der deutsche Reichsphilister die Welt, in der er leben muß, anstreichen läßt. Und eine der dummsten ist die Redensart von der „Ritterlichkeit“ der Magyaren. Was in Wirklichkeit daran ist, könnte der Deutsche aus den Werken Müller-Guttenbrunns eigentlich längst wissen. An einem besonderen Beispiele kann er es aber aus diesem Buche erkennen, das nicht nur wegen der unmittelbaren den Anlaß gebenden Angelegenheit, sondern als wichtiger Beitrag zur Leidensgeschichte der Deutschen in Südosteuropa überhaupt allen Deutschen in der ganzen Welt empfohlen sei. Mit echt deutscher Gründlichkeit und Sorgfalt vereinigt hier der Verf. alle für die urkundliche Darstellung des Odenburger Falles wichtigen Vorlagen zu einem erschütternden Bilde der Rechtlosigkeit, in der wir Ostmark-Deutschen, wie alle unsere Volksgenossen auf dem Erdballe, leben und um unser nacktes Dasein gegen die brutale Willkür unserer Feinde in und nach dem Weltkriege kämpfen müssen.

Der Verf., der sein Buch als den Ausruf eines gepeinigten Volkes und als einen Mahnruf an das Gewissen der Welt bezeichnet, hat den Gegenstand seiner Darstellung selbst am besten in folgenden Worten umschrieben:

„Wenn wir sagen: ‚Das Verbrechen von Odenburg‘, so treffen wir mit diesem Titel eigentlich nicht ganz das Richtige. Es handelt sich nicht, wie man vielleicht da und dort in der großen Welt draußen anzunehmen geneigt sein könnte, um ein geringfügiges Ereignis von bloß lokaler Bedeutung. Was sich am 14. Dezember 1921 in Odenburg abgespielt hat, bedeutet gleichzeitig eine gewaltsame Verraubung des Burgenlandes um seine naturgegebene Hauptstadt, bedeutet eine neuerliche, in ihrer Brutalität wohl nicht mehr zu überbietende Vergewaltigung des armen Österreich, und bedeutet endlich die krasse und frevelhafte Verletzung eines der heiligsten Grundsätze, auf denen nunmehr das Völkerverleben sich aufbauen soll: des Grundsatzes des Selbst-

bestimmungsgerechtes Aber noch schlimmer: Die Gewalttat von Odenburg bedeutet nicht nur den vorläufigen Abschluß der einen Tragödie, sie bildet gleichzeitig den Auftakt zu einer ganzen Reihe von weiteren Gewalttaten, die Ungarn nach den Erfahrungen, die es mit Odenburg gemacht hat, nun ungestraft glaubt vorbereiten und ins Werk setzen zu können. Beweise dafür liegen bereits vor.“

Man müßte das Buch Miltšchinskys einfach abschreiben, um ein Bild dessen zu geben, was bei diesem Odenburger Verbrechen von der großen und der kleinen Entente, namentlich aber von der ungarischen Staatsregierung, wie auch von den magyarisch-habsburgischen Ländern an Lüge, Treulosigkeit, Betrug, Gewalttaten und Verratsbrüchen geleistet worden ist. Ich begnüge mich daher damit, die als Abteilungsüberschriften verwendeten Stichwörter des Hauptteiles aufzuzählen. Sie lauten: „Historisches“ — „Saint Germain“ — „Der Leidensweg des Burgenlandes“ — „Die Übergabe“ — „Das Protokoll von Venedig“ — „Das Verbrechen von Odenburg“ — „Die Vorbereitung“ — „Der Terror“ — „Stimmlisten und Abstimmungslegitimationen“ — „Das Propagandaverbot“ — „Österreichs vergeblicher Kampf ums Recht“ — „Die ‚Abstimmung‘ und ihr Ergebnis“ — „Abschluß der Tragödie“ — „Der Burgenlandtragödie dritter Teil.“

Miltšchinskij wendet sich mit seinem Buche „an die Öffentlichkeit der ganzen Welt und ruft sie auf, der Gewalt Einhalt gebieten und Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, Frieden und Freiheit an ihre Stelle setzen zu helfen“. Wird dieser Aufruf Erfolg haben? Wir zweifeln sehr daran. Aber wir müssen gerade darum dem Verfasser danken, daß er diesen Versuch unternommen hat. Denn notwendiger als alle Gewissensmahnrufe an die ganze Welt erscheint uns die Erweckung jenes Bewußtseins im deutschen eigenen Volke, daß wir keinen Freund auf Erden haben, und daß wir nur gerade so viel Recht erwarten dürfen, als unsre eigne Kraft uns sichert. Der Miltšchinskij's Buch liest, wird für diese Erkenntnis gewonnen sein.

R. Geyer.

Dr. Hans Wermbter: Die deutsche Frage und die deutschen Dynastien seit 1648. Dr. Paul Ohwald: Von Versailles 1871 bis Versailles 1920. Dr. Bölig: Der nationale und kulturelle Beruf Preußens. Staats-politischer Verlag, Berlin SW. 48, 1922.

In der ersten dieser drei Schriften wird in geschichtlichem Überblick das Verhältnis der deutschen Dynastien zur deutschen Frage geschildert und die Forderung eines „allgemeinen Deutschgefühls“ erhoben. Wir sind hierin mit dem Verfasser vollkommen einig. Im einzelnen aber möchten wir einige seiner Urteile bestreiten. Wenn er es beklagt, daß Bismarck nicht die Notwendigkeit erkannt hat, „die von ihm auf dem Grunde des fürstlichen Gemeinschaftsgefühls aufgerichtete deutsche Einigung über diese dynastische Grundlage hinaus bis in die tiefsten Tiefen des deutschen Volkes hinein zu verankern“, so hat ihm dieser Wunsch keineswegs gefehlt und auch nicht der Erfolg. Mit Recht sah er nicht in den Dynastien die Hauptstützen des Partikularismus. Die einzelstaatlichen Parlamente und Parteien waren weit partikularistischer. Wir können ja heute, wo die Dynastien gestürzt sind, die nötigen Beobachtungen machen. Erzbergers „Unitarismus“ entflammte seinem partikularistisch-ultramontanen Haß gegen Preußen. Es ist auch nicht richtig, daß, wie der Verfasser meint, Kaiser Wilhelm II. mit seiner „schwärmerisch-selbstherrlichen Veranlagung“ und „die Großunternehmer in Land und Stadt“ die Erfüllung des deutschen Volkes mit dem völkischen Gemeinschaftsgedanken verbindet haben. Fehler des Kaisers bestreiten wir natürlich nicht. Aber der Förderung des völkischen Gedankens hat er sich nicht entgegengesetzt. Die „Großunternehmer“ als Gegner des Volkstums hinstellen ist ein bekanntes Verfahren unserer Internationalen, die sich darüber ärgern, daß es in Deutschland noch wohlhabende Leute gibt, die ihnen Widerstand leisten. Es sei auf die treffende Schilderung dieser Dinge von Traub hingewiesen (vgl. die kleine Schrift von B. Friedrich, Die Sprache der Juden, München, J. S. Lehmann). Vor der Revolution war die Ausbildung des völkischen Gedankens als der Grundlage unseres politischen Lebens im Gang; es sei nur an den Alldeutschen Verband, den Flotten-, Kolonial-, Wehrverein erinnert. Die Revolution wollte solche Bestrebungen auslöschen. Gerade aber aus der Erkenntnis von der Gefährlichkeit der durch die Revolution hochgekommenen Elemente für unser völkisches Dasein hat die völkische Bewegung erfreulicherweise neue Kraft gewonnen. Wenn wir hiernach im einzelnen der vorliegenden Schrift widersprechen müssen, so sind wir im Ziel mit ihr durchaus einig (vgl. kürzlich das Mai-Heft von „Deutschlands Erneuerung“ S. 269). Wo die wahren Semmisse gegen die kräftige Entfaltung eines deutschen Gemeinschafts-

gefühls zu suchen sind, das habe ich im Juli-Heft von Jahrg. 1921 der „Preussischen Jahrbücher“ eingehend geschildert. Auf diese meine Abhandlung möchte ich auch gegenüber der Schrift von Osgwald, insbesondere zu dem Abschnitt „Die Ursachen des deutschen Unglücks“, hinweisen. Wenn O. von dem „Sehnen der sittlichen Kraft im Volk“ spricht, so wäre hervorzuheben, daß uns die politische Sittlichkeit gefehlt hat, d. h. die Entschlossenheit, einseitlich und unbedingt für unsern Staat und unser Volk einzutreten. Wir haben zuviel (um mit Mommsen zu reden) „Sermente nationaler Dekomposition“, und zwar verschiedener Art, im Lande. Die Schrift von O. ist im weitesten Sinn gemeinverständlich gehalten, für breitesten Kreise bestimmt. Da heute unser revolutionärer Geschichtslitterer das Volk mit groben Entstellungen der geschichtlichen Wahrheit beglücken, so freut man sich, bei O. gesunde geschichtliche Auffassung zu finden. Einzelnes ließe sich berichtigen. Zu S. 36: Alexander III. war nicht mit einer besessenen, sondern einer dänischen Prinzessin vermählt. Bei der Schilderung der gegenwärtigen Parteien spricht O. manches der liberalen Volkspartei zu, was der deutschnationalen zukommt. Die Rede des Abgeordneten, jetzigen preussischen Kultusministers Dr. Bölig ist sehr wirkungsvoll und verdient die weiteste Verbreitung. Inzwischen ist er ja in eine unangenehme Lage gekommen, nämlich in Abhängigkeit von der Demokratie. Es war ein schwerer Fehler der liberalen Volkspartei, daß sie bei ihrem Eintritt in die „große Koalition“ Bölig isoliert in das preussische Kultusministerium eintreten ließ, ohne daß die dortigen Machthaber entfernt wurden. Oder vielleicht zeigt sich gerade hierin auch die Vertekbrtheit der „großen Koalition“. Ausgezeichnet schildert diese zerfahrenen Verhältnisse Prof. Pflug im „Gewissen“ vom 27. März und im April-Heft der „Nationalen Erziehung“. Wir können die Rede des Abg. Bölig heute gelegentlich auch gegen das Ministerium Bölig verwerten. Ich benutze die Gelegenheit, um nochmals auf die kleine Schrift von M. S. Böhm über Preußen (Ring-Verlag, Berlin W. 30), die ich früher in „Deutschlands Erneuerung“ besprochen habe, hinzuweisen. Sie enthält wohl das Beste, was zu diesem Thema gesagt werden kann, und wenn wir der Rede von Bölig stärkste Verbreitung wünschen, so sollte er es auch anlegen sein lassen, durch sein Ministerium die Böhm'sche Schrift allen Schulen zugänglich zu machen. Das wäre wahr kulturarbeit.

Freiburg i. B.

G. v. Below.



Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Professor
A. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Ge-
heimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat
A. Seeburg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. S. Lehmann, München

Preis des Heftes M. 200.—

Postschekkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594

Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München

6. Jahrgang 1922

Heft 12

Dezember

Betrachtungen zu Bethmann's „Betrachtungen“.

Von Hans von Liebig.

Mangel an militärischer Tüchtigkeit war es nicht, was Deutschland den Krieg verlieren ließ; das ist der einzige Punkt, in dem sich alle über die Ursachen des deutschen Zusammenbruches Urteilenden einig sind. Dann bleibt nur die Wahl zwischen staatsbürgerlicher und völkischer Untüchtigkeit des Volkes oder seiner Führer — was im allgemeinen auf das Gleiche hinausläuft, weil ein staatsbürgerlich tüchtiges Volk sich keine untüchtigen Führer gefallen läßt — und einer zahlenmäßigen Überlegenheit der Feinde, der gegenüber alle Tüchtigkeit vergebens ist. In einem zusammengebrochenen Staate werden alle Bürger, die irgendwie ein schlechtes Gewissen haben, für die Überlegenheit der Feinde als Ursache des Zusammenbruches eintreten; das entlastet sie. Aber über die Minderwertigkeit der deutschen staatsbürgerlichen und völkischen Führung besteht bereits ebenfalls Urteilseinigkeit in einem Umfang, der es erübrigt, auf die Mäe von der Unüberwindlichkeit der feindlichen Übermacht ernstlich einzugehen. Die Deutschen haben den Krieg verloren wegen ihrer eigenen staatsbürgerlichen und völkischen Untüchtigkeit, die ihren äußeren Ausdruck in der staatsbürgerlichen Untüchtigkeit vor allem der politischen, bis zu einem gewissen Grad aber auch der militärischen Führer fand.

Will sich ein solches Volk jemals wieder erholen, so muß es erkennen lernen, worin seine eigene Untüchtigkeit und die seiner Führer bestand und besteht, warum Führer von den Eigenschaften, wie es sie sich gefallen ließ und wie es sie unterstützte, notwendig ein Volk zum Zusammenbruche führen müssen. Für diesen Zweck sind Bücher, die solche Führer über sich selbst schreiben, nützlich, auch wenn sie sonst sachlich wertlos sind. Bethmann Hollweg ist tot; aber die Bethmännerei ist so lebendig wie je, und deshalb leben auch seine „Betrachtungen

zum Weltkrieg".¹⁾ Es hat keinen Sinn, sich über die geschichtlichen Ereignisse, die darin besprochen werden, und ihre Darstellung durch Bethmann zu verbreiten; an den Ereignissen selbst ist nichts mehr zu ändern, und es liegen genügend bessere Quellen vor, um sie geschichtlich-kritisch zu behandeln, als das Bethmannsche Buch. Jetzt ist es wichtiger, das Buch als Quelle für die Untersuchung zu benützen, warum der Krieg unter einem Kanzler wie Bethmann verloren gehen mußte, inwiefern die ganze Persönlichkeit dieses Mannes und die Grundanschauungen, die in seiner Persönlichkeit wurzeln, Ursache des Zusammenbruches sind, wobei diese Persönlichkeit immer nur als Einzelvertreter eines ganzen Anschauungskreises, einer ganzen Bevölkerungsschicht, eines in der Menschenart begründeten Systems, des B-Systems, zu betrachten ist.

Nach der Leibbinde, die um den II. Teil der „Betrachtungen“ geschlungen ist, kommen in diesem Werke „die im Innersten deutsche Persönlichkeit des Reichskanzlers, die Reinheit seiner Motive, der Ernst seiner Staatsgesinnung, die Tiefe seiner Liebe zu Volk und Vaterland stark und klar zur Anschauung“. Verlagsleibbinden sind höchst belanglos; aber in den offiziellen und nichtoffiziellen Nachrufen auf Bethmann klang es ganz ähnlich, auch in den Zeitungen der Rechten, namentlich der Volkspartei. Solange sich Persönlichkeiten wie Bethmann in irgend weiteren Kreisen des Volkes so abbilden, ist der so beliebte Schrei nach „Führern“ völlig sinnlos; denn solange hat kein Führer, wie ihn unser Volk wirklich brauchte, irgendwelche Aussicht, vom Volke als Führer angenommen zu werden.

Bethmann war fünf Friedens- und drei Kriegsjahre hindurch Kanzler des Deutschen Reiches. Wie er in seinen Betrachtungen darlegt, war seine Politik stets richtig, und Schuld an ihrem ebenso stetigen Fehlschlagen waren immer die Andern. Das gehört auch zu dieser Menschenart. „Verfälscht aber würde das Bild des deutschen Schicksalskampfes, wollte man in dieser Zersplitterung und Vergeudung der Kräfte“ — d. h. in sich selbst! — „den entscheidenden Grund unserer Niederlage sehen.“ . . . „Versagt hat seine“ — des Volkes — „Widerstandskraft erst, als, von dem Zusammenbruch seiner Bundesgenossen begleitet, amerikanische Kriegshilfe das feindliche Übergewicht an Menschen und Material zum Überquellen brachte. Einer Koalition, der eine Bevölkerung von 272 Millionen die Streiter stellte, die frei über die Kriegsmittel fast der ganzen Welt verfügte, sind die nahezu hermetisch abgeschlossenen Zentralmächte mit ihren 148 Millionen Menschen nach heißestem Ringen zum Opfer gefallen. Das ist der weltgeschichtliche Vorgang.“ Die Kindlein, die schuldbewußten, hören es gerne. Die Verantwortlichen noch viel lieber. Ist Amerika die Ursache des Zusammenbruchs, dann sind die Deutschen schuldlos. Bethmann braucht gar nicht erst noch dazuzufügen: „Die nagende Frage aber, ob wir aus eigener Schuld, aus Schuld von Einzelpersonen oder der Gesamtheit, den feindlichen Vernichtungswillen nicht vorher haben brechen können, darf nicht zu dem Abgrund werden, der die Leistungen des deutschen Volkes in selbstmörderischer Verunglimpfung verschlingt.“ Die Leistungen des deutschen Volkes? Die kann keine nagende Frage verschlingen. Aber das B-System hat es immer nötig gehabt, das Volk irgendwie einzulullen und nicht zur Selbstbefinnung gelangen zu lassen; denn sonst würde etwas anderes verschlungen werden: das System. Das Volk taumelte in den Krieg, ohne zu wissen, wie, geriet in den Strudel der Revolution

¹⁾ Verlag Reimar Hobbing, Berlin.

und war fassungslos überrascht, und läßt sich jetzt ahnungslos in die Slaverei führen. Wenn es sich die nagende Frage stellte, woher das kam und kommt, wo bliebe denn das ganze sich immer üppiger entfaltende B-System? Und wo blieben die Mächte, deren finanzielle und politische Sklaven die Deutschen werden sollen?

Die 145 Millionen Menschen haben den 27½ Millionen vier Jahre lang standgehalten; was an amerikanischen Soldaten hinzukam, war an rumänischen und russischen ausgefallen; wenn die politische und völkische Tüchtigkeit der Deutschen ihrer militärischen gleichwertig gewesen wäre, dann hätten die Deutschen ganz gewiß keine vier Jahre lang durchzuhalten gebraucht, sondern hätten den Krieg viel früher siegreich beendet; aber auch nach den vier Jahren sind sie nicht von der Übermacht überwältigt worden und haben auch nicht wegen Mangel an Kriegs- und Nahrungstoffen den Kampf aufgeben müssen — von all dem war noch nachweisbar genügend da —, sondern der bewusste Wille zum Landesverrat, möglich und mächtig geworden durch die Politik unfähiger Staatsmänner vom Schlage Bethmanns, hat dem Heer und dem Volk den Dolch in den Rücken gestossen und Heer und Volk waffenlos dem Feinde ausgeliefert. Das ist der weltgeschichtliche Vorgang, und den muß das Volk erkennen lernen, wenn es jemals wieder in die Höhe kommen will. Alle Not, die es zum großen Teil infolge der Überlegenheit der Feinde an Machtmitteln, zum Teil aber auch infolge seiner eigenen schlechten innen- und außenpolitischen Führung erlitten hat, hat dem verräterischen Treiben und damit dem Zusammenbruch zwar den Boden bereiten helfen, war aber nicht Ursache desselben.

Bethmann bedarf der Schuld Amerikas an unserem Zusammenbruch schon deshalb, um sich in der Frage des U-Bootkrieges reinzuwaschen. Er behauptet: „Niemals aber hat die Politik die Kriegsführung in ihren Operationen behindert oder zu Aktionen veranlaßt, die nicht militärischen Plänen entsprangen.“ Das glaubt er natürlich selbst nicht; ganz kurz darauf schreibt er: „Nachdem es der „Goeben“ gelungen war, den ihr aus politischen Gründen am Tage des Kriegsbeginns übermittelten Befehl auszuführen und sich nach Konstantinopel durchzuschlagen, konnte die Türkei gewonnen werden. Dieser politische Erfolg war dreifach nötig.“ Als der Kronprinz am 2. August 1914 zu Bethmann sagte, seiner Ansicht nach müsse alles daran gesetzt werden, um die Türkei und Bulgarien so rasch wie möglich zum Abschluß von Bündnissen zu bringen, antwortete ihm Bethmann: „Ich würde dies für das größte Unglück für Deutschland halten.“ Davon erzählt allerdings Bethmann nichts, sondern in seinem Buch erscheint das türkische Bündnis als sein Erfolg. Auf der nächsten Seite heißt es weiter: „Der während des Sommers 1915 um diese Fragen (Balkanfragen) brennende Kampf stellte die politische wie die militärische Leitung vor schwerste Entscheidungen. Wie politisch auf eine serbische Expedition gedrängt werden mußte, um den bedrohten Türken die Hand zu reichen, ein bulgarisches Bündnis wirksam zu machen und so den Balkan für uns zu sichern, so mußte die militärische Leitung auf vollste Ausnutzung der Siege über Rußland äußerstes Gewicht legen.“ Und noch eine Seite später steht über den Verlauf des Krieges zu lesen: „Stets griffen politische und militärische Momente untrennbar ineinander.“ Und der oben erwähnte Satz selbst bildet nur die Einleitung zu „Ausnahmen“: „Eine generelle und große Ausnahme hat, wie selbstverständlich, der U-Bootkrieg gemacht. Hier stand Amerikas Zutritt zu unsern Feinden auf dem Spiel. Politische und militärische Momente waren untrennbarer als je verwoben.“ In einer Anmerkung fällt ihm dann gleich noch eine Ausnahme

ein: „Zu momentanen, aber beglichenen Differenzen haben die Lustangriffe auf England geführt. Ich habe meinerseits unverändert an dem Standpunkt festgehalten, daß nur für die Kriegsführung wesentliche Anlagen anzugreifen seien.“

Er, Bethmann, hat also unsern Zusammenbruch verhindern wollen, indem er den U-Bootskrieg und damit Amerikas Eintritt in den Krieg verhindern wollte. Aber „die Oberste Heeresleitung, besorgt um die Westfront, erzwang von großen Teilen des Volkes bejubelt, den rücksichtslosen U-Bootskrieg. Amerika trat aktiv in den Krieg ein“. Also, doch außer Amerika noch ein „Schuldiger“. Allerdings nicht auf der Seite der Bethmänner, sondern auf der andern, zu der auch die Oberste Heeresleitung gerechnet wird. Das steht auf S. 14 seiner Betrachtungen. Bethmann schätzt seine Freunde von der Linken, für die alles offensichtlich das Buch geschrieben ist, vermutlich richtig ein, wenn er annimmt, dieselben hätten, auf Seite 163 angelangt, bereits die grundsätzlichen Auseinandersetzungen der ersten Seiten vergessen. Auf der Seite 163 gibt er nämlich Folgendes wieder: „Im August 1919 ist der Präsident Wilson im Senat einem Kreuzverhör über seine Politik unterworfen worden:

Senator Mac Cumber: Wenn Deutschland keinerlei Handlungen gegen uns begangen hätte, hätte dann unsere moralische Überzeugung von dem Unrecht des deutschen Krieges uns ohne Völkerbund in diesen Krieg hineingebracht, da wir ja damals keinen Völkerbund hatten? Wilson: Ich hoffe, sie hätte es letzten Endes, wie sich die Dinge entwickelt haben. Mac Cumber: Glauben Sie, daß wir, wenn Deutschland keine Kriegshandlung oder keine ungerechte Handlung gegen unsere Bürger begangen hätte, in diesen Krieg geraten wären? Wilson: Ich glaube, ja! Mac Cumber: Sie glauben, wir wären jedenfalls hineingeraten? Wilson: Ja!“

Zwischen den Zeilen und offen finden sich über das ganze Buch verstreut Angriffe gegen die Oberste Heeresleitung. Z. B. wäre „ein krisenloser Verlauf (seiner Anstrengungen, den Überschwang der ersten Monate zu dämpfen) erreichbar gewesen, wenn die Verfechter weiter Kriegsziele in ihren Ansichten nicht immer aufs neue durch den Rückhalt bekräftigt worden wären, den sie seit dem August 1916 bei der militärischen Leitung fanden“. Aus seinen Zwistigkeiten mit der Obersten Heeresleitung macht diese „im Innersten deutsche Persönlichkeit“ im „Ernst ihrer Staatsgesinnung“ gar kein Hehl. Sie predigt zwar immer den Volle die Notwendigkeit der „Einigkeit“ und begründet damit alle Zensur- und andern Maßnahmen, wodurch sie sich, die militärische Gewalt mißbrauchend, im Amte hält, aber die „Reinheit ihrer Motive“ und die „Tiefe ihrer Liebe zu Volk und Vaterland“ reichen jedenfalls nicht zu soviel Reinlichkeitsgefühl und Vaterlandsliebe, um wenigstens an der Spitze des Reichs die Einigkeit zu wahren, und, da er keine mit ihm einigen militärisch brauchbaren Generale zur Verfügung hat, die Hindenburg und Ludendorff hätten ersetzen können, seinen Platz einem Staatsmann einzuräumen, der mit Hindenburg und Ludendorff eingehen kann. Ist es nicht ein fortgesetzter bewußter Betrug nicht nur an der Heeresleitung, sondern auch an Volk und Vaterland, wenn ein Mann Kanzler des Reichs bleibt, der Folgendes schreibt: „Festlegung auf Kriegsziele, selbst nur intern, habe ich überhaupt stets für müßig gehalten. Erst wenn feststand, daß und in welcher militärischen Lage verhandelt werden würde, könnte an ihre Formulierung gedacht werden. Anders urteilend, drängte unsere Oberste Heeresleitung darauf, daß die politische und militärische Leitung sich vor dem Friedensangebot auf ein festes Kriegszielprogramm einigten. G a b i c h n a c h, s o h a t t e

die Sache für mich doch nur akademische Bedeutung. Am 29. Januar 1917 hatte ich dem Präsidenten Wilson vertraulich Kriegsziele mitgeteilt, die sehr merklich von dem im Dezember (mit dem Militär) auf dem Papier vereinbarten Programm abwichen. Ganz analog verhielt es sich mit dem im April 1917 auf Antrag der Obersten Heeresleitung festgelegten Kriegszielprogramm und meinen Erklärungen gegenüber dem Nuntius Pacelli vom 20. Juni 1917.“ Er gibt also offen zu, mit der Heeresleitung falsches Spiel getrieben zu haben.

Nach dem 9. Januar 1917 — Entschluß zum rücksichtslosen U-Bootkrieg — forderte die Heeresleitung Bethmanns Entlassung. Aber er zieht es vor, mit Hilfe des Kaisers, auf den er sich ausdrücklich beruft, die Uneinigkeit in der Reichsleitung zu erhalten. Sein Ableben begründet er unerböhligen mit der Absicht, die Militärpartei nicht siegen lassen zu wollen. „Mein Abgang hätte die politische Gewalt im Staate an einen Träger von inner- und außerpolitischen Anschauungen ausgeliefert, mit denen nach meiner Überzeugung weder der Krieg beendet noch offener Konflikt mit den unteren Volksschichten vermieden werden konnte. In Verbindung mit dem Entschlusse zum unbeschränkten U-Bootkrieg und der zu erwartenden politischen Färbung meines Nachfolgers mußte mein Abgang bei Bundesgenossen und Feinden als Sieg der Militärpartei wirken.“ Und dann fährt er fort: „Über die Tiefe der Gegensätze zur Obersten Heeresleitung war ich im Klaren. Die Formen des Geschäftsverkehrs überschritten gelegentlich die Grenze des Erträglichen, und immer häufiger und nachdrücklicher wurden die auf einen Kanzlerwechsel zielenden Vorstöße. Die Atmosphäre war derart, die innere Differenz der Meinungen so groß, daß jede nicht durch die politischen Umstände absolut gebotene Erörterung prinzipieller politischer Fragen vermieden werden mußte.“

Unter solchen ungeheuerlichen Zuständen in der Obersten Reichsleitung mußte das arme deutsche Volk Krieg führen! Hätte doch, wie ihr so oft vorgeworfen, alldeutscher Geist in der Obersten Heeresleitung gesteckt: keinen Tag hätte sie mit diesem Kanzler zusammengearbeitet!

Auch seine Kriegszielpolitik findet er selbstverständlich nach wie vor durchaus richtig. Er hat ja immer nur einen „Verteidigungskrieg“ geführt. Mit unverkennbarer Befriedigung stellt er schon auf Seite 2 fest: „Die 26 feindlichen Staaten haben mit ihrer Unterschrift (unter den Versailler Frieden) den Krieg endgültig zum deutschen Verteidigungskrieg gestempelt.“ Man muß schon ein Bethmann sein, um der Unterschrift der 26 Staaten unter den Versailler Frieden zum Beweise zu bedürfen, Deutschland habe sich in einem Verteidigungskrieg befunden. Und noch mehr muß man ein Bethmann sein, um den Schluß zu ziehen, weil 26 Staaten feindlich über uns hergefallen waren, durften wir kein Kriegsziel aufstellen, was einem der Staaten etwas weggenommen und uns vor künftigen ähnlichen Überfällen und ähnlicher Not geschützt hätte. Vermutlich der „höheren Ethik“ wegen. „Jeder Versuch nämlich, für Deutschlands Gegner eine höhere Ethik in Anspruch zu nehmen, scheitert an dem unverhüllten, im Vertragsbruch und Machtmißbrauch bekrundeten Begehren, Deutschland politisch und militärisch unschädlich zu machen, wirtschaftlich und moralisch zu verkrüppeln.“ Wenn durch diese Bethmannsche Erklärung jetzt Deutschlands Gegner nicht gänzlich zerschmettert sind und in Sack und Asche Buße tun, sind sie ethisch wirklich rettungslos verloren! Nachdem doch Bethmanns ganze Kriegs- und Kriegszielpolitik lediglich auf den ethisch so hohen Gesichtspunkt eingestellt

war, die Feinde zu der Einsicht zu bringen, sie könnten uns nicht besiegen. War das erreicht, „konnten sie uns jetzt von dem Platz an der Sonne nicht verdrängen, dann durften wir nach menschlichem Ermessen hoffen, daß sie sobald keinen abermaligen Versuch wagen würden“. Wodurch dann der Friede nach Bethmanns Ermessen statt durch den mangelhaften Schutz unangreifbarer Grenzen und überlegener Waffen durch den so unüberwindlichen Wall des einmaligen Mißerfolges und der damit verbundenen moralischen Anklage dauernd gesichert gewesen wäre. Nachdem die Bethmannsche Kriegs- und Kriegszielpolitik leider nicht den Erfolg hatte, den Bethmann von ihr angeblich erhoffte, müssen wir jetzt also in logischer Fortsetzung seiner Schlüsse befürchten, daß die Feinde noch häufig ähnliche Überfälle unternehmen werden, und wir dürfen ihnen nicht einmal moralische Vorwürfe darüber machen, denn woher sollen sie jetzt die Überzeugung nehmen, sie könnten uns nicht noch weiter von dem bißchen Platz an der Sonne, das wir noch immer haben, verdrängen?

„Ganz irreal waren“, meint Bethmann, „die Pläne, uns für alle Zukunft durch Hinausschieben unseres Machtbereiches von den natürlichen Gefahren unser eingeteilten geographischen Mittellage zu befreien. Ein solches Weltimperium setzte Amputationen unserer Feinde voraus, die, anstatt uns Ruhe zu bringen, den allgemeinen Kriegszustand verewigten. Nur Machtfetischismus und phantastische Selbstüberschätzung konnten sich zutrauen, unsere sämtlichen Gegner auf alle Dauer physisch und moralisch zu versklaven.“ Was für ein schlechtes Gewissen muß der Mann über seine eigene Kriegszielpolitik haben, wenn er den alldeutschen Kriegszielen — alle Kriegsziele, die über die bloße Erhaltung des Bestehenden hinausgingen, waren ja „alldeutsch“ — so blödsinnige Voraussetzungen und Auswirkungen unterstellen muß, um seine eigene Verzichtspolitik zu beschönigen! Was müssen sich alle Gegner Deutschlands und Verteidiger des Versailler Friedens freuen, aus dem Munde eines deutschen Reichskanzlers bestätigt zu hören, jene ganze große Schicht Deutscher, die gegen die Verzichtspolitik Bethmanns gewesen sind, war von der Absicht geleitet, unsere sämtlichen Gegner, Franzosen, Engländer, Russen, Italiener, Amerikaner und die übrigen 21, auf alle Dauer physisch und moralisch zu versklaven! Damit ist ja der Versailler Frieden durch des Deutschen Reiches Kanzler selbst glänzend gerechtfertigt; denn schließlich könnten ja die Alldeutschen in Deutschland doch noch einmal ans Ruder kommen. Über die Lächerlichkeit der Behauptungen, ein Hinausschieben des Machtbereiches innerhalb der Grenzen, in denen sich die Kriegsziele der Gegner der Bethmannschen Verzichtspolitik bewegten, hätte die geschädigten Voraussetzungen und Auswirkungen gehabt, braucht kein Wort verloren zu werden.

Über die Möglichkeit, die alten Grenzen, soweit sie noch vorhanden sind, erfolgreich zu verteidigen, wird uns vielleicht die Zukunft noch einige Lehren erteilen. Hingewiesen sei aber auf des Frevelhafte des Beginnens, dem Volke die Sache auch heute noch so darstellen zu wollen, als ob für den Siegesfrieden irgend mehr Anstrengungen erforderlich gewesen wären als für den Verzichtsfrieden, als ob der letztere „leichter“ zu erlangen gewesen wäre als der erstere. Der Verlauf der Friedensangebote wie das Kriegsende dürften heute auch dem dümmsten Arbeiter bewiesen haben, daß auch der Bethmannsche Verständigungsfrieden nur durch Zwang, d. h. durch den Sieg oder durch ein Durchhalten bis zum Zusammenbruch der Feinde hätte erlangt werden können, also unter genau den gleichen Voraussetzungen wie der Siegesfriede. Nicht weniger Anstrengungen,

sondern unendlich viel mehr als eine Annexionspolitik hat uns die Verzichtspolitik des Kanzlers und seiner politischen Freunde gekostet, weil sie die Kriegsführung und den rücksichtslosen Willen zum Siege um jeden Preis auf unserer Seite lähmte, auf der feindlichen Seite aber stärkte und so den Krieg endlos verlängerte.

Bethmann hat überhaupt niemals begriffen, worum es sich in der Kriegszielefrage drehte. Er schreibt: „Daß ein Verständigungsfriede die Niederlage sei, war unpolitisch gedacht. Behaupteten wir uns selbst, dann gewannen wir den Krieg.“ Ein Verständigungsfriede ist nur dann keine Niederlage, wenn militärisch keine Erfolge erzielt wurden. Einen Verständigungsfrieden mit einem militärisch unterlegenen Gegner wird jeder Geschichtsschreiber als einen diplomatischen Sieg des Gegners buchen. Hätte die Regierung des Prinzen Max oder die Eberts, wie sie in Aussicht stellte, einen Verständigungsfrieden zu schließen vermocht, so wäre das gewiß keine Niederlage gewesen, sondern ein großer Erfolg; denn die Regierung Prinz Max-Scheidemann und das Gelingen der Revolution bedeutete die militärische Niederlage, so unbesiegt unser Heer war. Nur wenn der Krieg auf beiden Seiten aus irgendwelchen Gründen nicht mehr fortgesetzt werden kann, wenn beide Gegner schwachmatt sind, bedeutet ein Verständigungsfrieden keine Niederlage. Aber darum handelt es sich in der Kriegszielefrage gar nicht. Der Verständigungsfrieden als Ziel bedeutete die Niederlage; das war die Sache. Ob man schließlich einen Siegesfrieden oder einen Verständigungsfrieden oder einen Verlustfrieden haben wird, weiß kein Mensch vor dem Ende des Krieges; aber daß man einen Siegesfrieden erstreben muß, wenn man auch nur einen Verständigungsfrieden erreichen will, ist ein Gesetz, an dem nur ein vollständig unpolitisch denkender Illusionist zweifeln kann; keiner der Staatsmänner der feindlichen Staaten war so verblendet, seinem Volk einen Verständigungsfrieden als Ziel hinzustellen. So wenig es eine militärische Taktik oder Strategie geben kann, die ein Zwischending zwischen Sieg und Niederlage „erstrebt“, so wenig gibt es eine Kriegspolitik, die einen Verständigungsfrieden „erstrebt“. Das war die eine Torheit der Verständigungsfriedler. Bethmann erklärt weiter: „Niemals hat in dem blutigen Ernst der Lage, den die Truppe doch am unmittelbarsten spürte, der Gedanke aufkommen können, als lohne es sich nicht, dem Trommelfeuer standzuhalten, weil nachher doch ein fauler Friede abgeschlossen würde.“ Das ist unwahr, vermutlich bewußt unwahr; von der ungeheuer niederdrückenden Wirkung der Ziellolosigkeit der Regierung auf weite, und zwar die besten Teile unserer Truppen sollte niemals etwas an die Ohren des Kanzlers gedrungen sein? Er selbst schreibt an anderer Stelle: „Daß ein sehr viel stärkeres Deutschland aus dem Kriege hervorgehen müsse, war den siegenden Truppen und der siegessicheren Heimat gewiß. Allgemeiner Gefühlsstimmung auch entsprang die Vorstellung, daß gänzliche Preisgabe des mit soviel Blut eroberten Landes Pflichtverletzung gegen die Gefallenen sei. Belgische Aspirationen insonderheit waren in dem Haß gegen England vollstümlich.“ Und ein so fühlendes Volk und Heer soll durch die Verzichtspolitik eines Bethmann in seiner Kampfesfreudigkeit nicht gelähmt worden sein? Aber Bethmann hat recht: „Früher indes, als es in den Parlamenten zum Ausdruck kam, hat sich die Stimmung der breiten Bevölkerungsschichten gewandelt.“ Aber nicht, „weil der gemeine Mann aus den Tatsachen der Blockade und der feindlichen Überzahl nüchtern praktische Schlüsse zog“. Der gemeine Mann sah sein Land frei von Feinden, sah unser Heer entweder in Feindes Land stehen oder in Feindes

Land vordringen, sah es Sieg über Sieg über die überlegenen Feinde erringen und konnte aus den Tatsachen nur den Schluß auf einen siegreichen Ausgang des Krieges ziehen. Aber der gemeine Mann sah über sich eine Reichsregierung, dessen Kanzler von seiner Politik schreibt: „Meine Politik ist darauf eingestellt gewesen, das Volk aus dem Überschwang der ersten Monate auf den Boden der Wirklichkeit zurückzuführen“, d. h. es auf einen Siegesfrieden verzichten und an einen Verständigungsfrieden als höchst erringbare Möglichkeit glauben zu lehren. Und daraus, lediglich daraus zog er seine Schlüsse auf das Nutzlose seines Ringens; er konnte von sich aus niemals glauben, wie es der Wirklichkeit entsprach, nur der Dummheit oder Bosheit seiner Staatsmänner und Führer entspränge das ihm ganz unverständliche Verhalten der Reichsregierung, sondern er zog den ganzen Krieg über den Schluß, diese Staatsmänner wüßten irgendwelche geheime ihm unbekannte Tatsachen, die sie zu ihrem rätselhaften Gebaren bewögen, genau wie jetzt der gemeine Mann, soweit er im Banne der schwarzrotgoldenen Presse steht, fest überzeugt ist, diese Regierung hätte geheime, schwerwiegende Gründe, das deutsche Volk in der Kriegsschuldfrage nicht zu verteidigen, zu jeder Erfüllungsforderung Ja zu sagen usw. Auch seinen schwarzen, roten und goldenen Führern hätte der gemeine Mann das Gerede von der Unmöglichkeit des Sieges und eines Siegfriedens angesichts der Erfolge des Heeres nicht geglaubt, wenn dasselbe nicht in der Politik der Reichsregierung fortwährend die stärkste Stütze gefunden hätte, wenn diese Reichsregierung nicht alle den Sieg wollende und an den Sieg glaubende Gegner der drei deutschen Internationalen und der Pazifisten in gleicher Weise wie diese als ihre Gegner behandelt hätte. Deshalb „hat es parteipolitische Agitation im Verlauf des Krieges nicht schwer gehabt, die Kriegsziele der Annerktionisten gerade unter den von der Kriegsnot am härtesten bedrückten und eben darum gefährdetsten Massen mit dem Verdacht der Verfolgung von Sonderinteressen zu belasten“.

Bethmann bestreitet natürlich, den berühmten „Gipsverband“ zum Schutz vor diesen siegwollenden Leuten um den Kaiser herumgelegt zu haben, der den Kaiser in demselben fortwährenden Zustand des Betrogenseins hielt, wie der Kanzler das Volk durch seine Zensur. „Ganz abwegig“, behauptet er, „war unter allen Umständen die Vorstellung, als hätte ich im Verein mit andern Persönlichkeiten aus der unmittelbaren Umgebung seiner Majestät den Kaiser geflüffentlich von der Außenwelt abgeschnitten.“ Das soll man einem Manne glauben, der auf der Seite vorher einem der schlimmsten Gipsverbändler, Valentini, das Zeugnis ausstellt: „Das klare und nüchterne politische Urteil und die vollendete, keiner Intrigue fähige Unparteilichkeit, mit der Herr von Valentini auf konservativer, aber allen Anforderungen der Zeit aufgeschlossener Grundanschauung seines Amtes waltete, hat es mir als überaus empfindlichen Schaden erscheinen lassen, daß er später auf Betreiben der Obersten Heeresleitung von seinem Platze verdrängt wurde.“ Demselben Manne, der schreibt: „Richtig ist, daß der Kaiser im Großen Hauptquartier weniger Politiker und sonstige prominente Persönlichkeiten der Öffentlichkeit sehen konnte und gesehen hat, als es in Berlin möglich gewesen wäre. Richtig auch, daß der Kaiser gegen die Agitation der alldeutsch gefärbten Kreise zurückhaltender gewesen ist als meinen Gegnern lieb war.“ Ein bemerkenswertes Zugeständnis, wo der Kanzler seine Gegner suchte! Bei den abhängigen und unabhängigen Sozialdemokraten, bei den Berliner Tageblatt- und Frankfurter Zeitungartig gefärbten

Kreisen, bei den Erzbergern und Sehbrenbäckern suchte er sie nicht; mit deren Politik ging die seine Hand in Hand.

Das durchaus folgerichtige Ergebnis der Politik des „Bodens der Wirklichkeit“ war ein Volk, das, als im Herbst 1918 wirklich nur mehr um die bloße Verteidigung des bisherigen Besitzstandes, wirklich nur mehr um einen Verständigungsfrieden zu kämpfen war, nicht die mindeste Neigung zeigte, dafür auch nur ein Gewehr abzufeuern. Die Mehrheit, mit der Bethmann seine Politik der Wirklichkeit im Krieg führte und durchsetzte, hatte damals die unumschränkte Herrschaft erlangt, und von deren Stellung zu dem damaligen alldeutschen Ansinnen, das Vaterland vor dem phantastischen Machtfetischismus der Feinde zu schützen, gibt die Äußerung Scheidemanns Kenntnis: „Von außen gekommene Anregungen, das Volk aufzurufen (levée en masse) fanden im Kabinett nicht die geringste Gegenliebe, jeder sah die Unsinnigkeit solcher Vorschläge ein.“

Man lese dazu das Phrasengedresch, mit der Bethmann seine Kriegszielpolitik begründet, welche „Sicherungen“ er den Sicherungen der Alldeutschen durch Sieg und bessere Grenzen vorzieht: „Nicht an zu engen Grenzen, sondern daran hatte Deutschland gekrankt, daß es dauernd von einer überlegenen Koalition bedroht wurde, die an ihr Endziel nur kommen konnte, wenn sie uns niederschlug.“ (Deshalb betrachtete er als „seinen“ Gegner auch Keim und den Wehrverein, die für Deutschland eine stärkere Rüstung forderten.) „Von dem Alp ewig drohenden Krieges befreit konnte Deutschland seine Stärke auch innerhalb unveränderter Grenzen ausleben.“ (Bei einem jährlichen Bevölkerungszuwachs von einer Million und der daraus sich ergebenden Notwendigkeit, bei gleichbleibenden Grenzen im Handel zum immer schärferen Gegner der überlegenen Koalition zu werden.) „Und verjagt wurde das Kriegsgespöst, wenn die Feinde einsahen, daß sie den Zweck nicht erreichten, um den sie in den Krieg gegangen waren.“ Weil, wie die Geschichte lehrt, Engländer, Russen und Franzosen es bekanntlich immer sofort aufgegeben haben, einen Zweck weiterzuverfolgen, wenn ihnen der erste Versuch, ihn zu erreichen, mißglückt war!

All das schreibt der Kanzler, nachdem bereits zwei Friedensjahre gezeigt haben, wie ungeheuer tief der Vernichtungswille der Feinde sitzt. Das Greuelhafte und Gewissenlose solcher Ausführungen und Bücher liegt auch hier wieder in der — beabsichtigten oder nicht beabsichtigten — Wirkung, das deutsche Volk über seine wirkliche Lage zu betrügen. Tatsächlich hat das deutsche Volk zwei Völkern gegenüber nur die Wahl, sich entweder von ihnen versklaven zu lassen, oder aber — nicht sie zu versklaven; das verstehen die Deutschen nicht — seine Grenzen und seine Rüstungen stark genug zu halten, um sie bei jedem Angriffsgelüste niederschlagen zu können, noch ehe ihnen eine Koalition zu Hilfe kommen kann: Franzosen und Polen. Wem irgendwie das Ziel des europäischen Friedens mehr ist als ein Mittel, entweder eigene politische Unfähigkeit zu verdecken oder aber den dummen Deutschen irgendwelche Waffen aus der Hand zu schlagen, hat als einzige Möglichkeit dazu ein Deutschland, das stark genug ist, Frankreich und Polen im Zaum zu halten. Mit allen andern Völkern Europas läßt sich durch vernünftige Politik in Frieden auskommen, mit diesen beiden Völkern nicht. Aber dieselben Leute, die während des Krieges ihre Aufgabe darin erblickten, den Siegeswillen der Deutschen zu bremsen, bemühen sich jetzt seinen Wiedererstarkungswillen zu lähmen und zu drosseln, wo und wie irgend sie können.

„Die Parteinahme für weite Kriegsziele hat sich so ziemlich mit der Gegenschafft gegen die sogenannte Neuorientierung gedeckt. Und umgekehrt.“ Man wird in dem ganzen II. Bande den Eindruck nicht los, als wolle sich Bethmann nicht nur für die Vergangenheit verteidigen, sondern auch für die Zukunft empfehlen. „Ein Weltkrieg wie dieser, der die letzten Kräfte des Volkes in Anspruch nahm, konnte nur in innerer Fühlung mit den unteren Massen des Volkes geführt werden.“ So spricht der echte Staatsmann des B-Systems, der seine Aufgabe in der inneren Fühlung mit den unteren Massen erblickt und keinen Schimmer von der wirklichen Aufgabe des Staatsmannes, der inneren Führung der Massen, besitzt. „Eine Staatsleitung, in geistigem und prinzipiellem Gegensatz zu der Gesinnung und dem Empfinden der Volksmassen, war von vorneherein zu dem Schicksal der russischen Regierung verurteilt. Die Geschichte unseres Zusammenbruchs, des Gegensatzes im Denken der oberen und unteren Schichten des Volkes, der sich gegen Schluß des Krieges auch in der Armer ankündigte und heute in einen Gegensatz zwischen Heimat und Heer umgedeutet wird, liefert für die Richtigkeit meiner Überzeugung einen grausamen Beweis.“ Ja, die Staatsleitung während der wichtigsten Jahre des Krieges hatte doch ein gewisser Bethmann Hollweg? Der rühmt sich doch, die innere Fühlung mit den unteren Volksmassen immer gehalten zu haben, und Männer wie Scheidemann bestätigen es ihm? Die Hertling und Prinz Max haben keinen andern Kurs gesteuert. Die obere Kreise, die während des Krieges allein an der Leitung des Reiches tätig teilgenommen haben, welche die Zensur ihren „Einheits“-wünschen gemäß handhabten, welche die Zwangswirtschaft und alle ähnlichen Maßregeln ein- und durchführten, waren doch durchweg Gesinnungsgenossen des Herrn von Bethmann, und die unteren Massen des Volkes haben ihre Fühlung mit ihnen anerkannt, indem sie die Rathenaus, Erzbergers, Seibensbachs usw. in der „Volks“-republik mit den höchsten Ämtern betrauten. Wie konnte da das deutsche Volk ebenso zusammenbrechen wie das russische? Was für ein Vergleich überhaupt! In Rußland kam die Revolution infolge des militärischen Zusammenbruchs, in Deutschland der militärische Zusammenbruch infolge der Revolution. Und von diesem Unterschied weiß dieser Reichskanzler nichts! Umgekehrt war es, wie Bethmann sagt. Eine Staatsleitung wie die bethmannische, die in geistigem und prinzipiellem Gegensatz zu allen staats-erhaltend denkenden und wirkenden Teilen ihres Volkes und in ständiger innerer Fühlung mit allen international denkenden und staatszerstörend wirkenden Verführern der unteren Volksmassen stand, war von vorneherein — siehe meine Voraussage in dem 1915 erschienenen Buch „Die Politik von Bethmann Hollwegs“ — zum Zusammenbruch verurteilt, und da für hat der tatsächlich erfolgte Zusammenbruch den grausamen Beweis geliefert. Sobald auch die letzte Fühlung mit den unteren Volksmassen genommen, das letzte Zugeständnis an sie gegeben und damit das Revoltieren ungefährlich geworden war, wurden die Waffen niedergelegt, und der Zusammenbruch war da. Damit war auch der grausame Beweis erbracht für die Hohlheit und Sagenscheinigkeit der seine Feigheit nach unten bemäntelnden Redensarten Bethmanns, das „Volk“ kämpfte nur für seine „eigenen“ Rechte, nicht mehr für die von Königen, Junkern usw. Es hat dafür keinen Augenblick gekämpft, und seine Vertreter kennen bis auf den heutigen Tag jeder neuen Beschneidung der Rechte des Volkes durch die Feinde gegenüber nur eine Lösung, die der „Erfüllung“.

Alle alten, durch die Tatsachen längstens widerlegten Schiefheiten wärmt Bethmann wieder auf. Das Drängen der sozialdemokratischen Partei und Gewerkschaftsführer wird entschuldigt als „Ausfluß der in den wirklichen Zuständen begründeten Besorgnis, sonst die Autorität über die Parteifolgschaft zu verlieren“. „Eine nach dem Willen eines Teiles der deutschen Oberschicht im Staatsfeindschaft weggestoßene Sozialdemokratie hätte während des Krieges und vollends nach dem Zusammenbruch den äußersten Radikalismus weder abwehren können noch wollen.“ Wann haben denn während des Krieges und nachher die sozialdemokratischen Partei- und Gewerkschaftsführer jemals die Autorität über die Parteifolgschaft gehabt? Man lese doch einmal Scheidemanns Buch über den Krieg; immer waren diese Herren die von den untersten und radikalsten Massen Geschobenen und nie die Schiebenden; alles geschah über ihre Köpfe hinweg, und sie hinkten nach. Wer hat denn „den äußersten“ Radikalismus abgewehrt? Die Sozialdemokratie? Gewiß nicht; das waren Truppen, deren Gesinnung alles andere als sozialdemokratisch war, und die sehr viel lieber jeder andern Regierung geholfen hätten, wieder einigermaßen Ordnung zu schaffen als der sozialdemokratischen. Die damaligen Machthaber schützten ihr höchst eigenes Leben, Amt und Besitztum, als sie den äußersten Radikalismus durch Truppen, die ihrer Gesinnung nach von dieser Seite zu den alldeutschen Reaktionen gerechnet zu werden pflegen, abwehren ließen; die Sozialdemokratie hatte damit gar nichts zu tun. Wäre der Wille jenes Teils der deutschen Oberschicht erfüllt worden, die Sozialdemokratie, deren Staatsfeindschaft von ihr selbst niemals geleugnet worden war, wegzustoßen, statt ihre Staatsfeindschaft sich immer stärker entwickeln zu lassen, dann wäre eine Abwehr von irgendwelchem Radikalismus nicht nötig gewesen. Es hat sich eben darum gehandelt, den sozialdemokratischen Partei- und Gewerkschaftsführern die Parteifolgschaft und der Sozialdemokratie die Arbeiter zu entreißen, was nach dem Zugeständnis jener Führer am Anfang des Krieges möglich gewesen wäre. Statt die Arbeiter einer nationalen Gesinnung zuzuführen, hat sie Bethmann nicht bei der Stange des Vaterlandes, wie es hieß, sondern bei der Stange ihrer Partei gehalten, die Mehrheitssozialdemokraten wie die Unabhängigen wie die Kommunisten. Denn alle stützen sich gegenseitig und verdanken lediglich Bethmanns Politik jene Macht, mit der sie den Kaiser stürzten und das Reich zum Zusammenbruch brachten. Was Bethmann als die allein mögliche Politik der „Diagonale“ bezeichnet, zwischen der linken Forderung der raschesten Erfüllung der Wahlrechtsreform und der rechten Forderung einer Beiseitestellung der Wahlreform bis nach dem Kriege, den allmählichen Abbau der alten Verfassungsrechte, war, wie jede Politik der „Mitte“, keine mittlere Politik, sondern eine verzögerte Politik nach der schlechteren Seite hin, das Schlimmste, was man in der Politik machen kann. Ein sofortiger ehrlicher Versuch der Erfüllung der Forderungen der Linken, nachdem sie der Reichskanzler, wie er selbst sagt, von vornherein als notwendig erkannt hat, wäre unendlich viel besser für unser Volk gewesen; denn dann wären dem größten Teil unseres Volkes noch zur rechten Zeit die Augen aufgegangen über jenen Reichskanzler und über das eigentliche Wesen seiner wie jeder Diagonalkolitik, das Schlechte, was man augenblicklich nicht erreichen zu können glaubt oder erreichen zu wollen zu feige ist, sich auf Umwegen allmählich zu erschleichen. Als plötzlicher Vergiftungsversuch vom Kanzler im Herbst 1914 unternommen, hätten die Wahlrechtsforderungen dem Kanzler das Amt und der Sozialdemokratie ihre Macht-

stellung gekostet; die Diagonalpolitik war der sicherere Weg, das Volk langsam zu vergiften.

„Versagt mögen einzelne Divisionen auch schon zu einem Zeitpunkt haben, wo die Offensive noch nicht entschieden war. Aber nicht, weil sie verräterisch, sondern weil sie abgekämpft waren. Zusammengebrochen sind Armee und Heimat erst, als der große Endkampf, in den sie voll Mut und Zuversicht und in unerschütterlichem Glauben an ihre Heerführer gezogen waren, urplötzlich mit einer Riesenenttäuschung endete. Volksmassen ertragen es nicht, daß die lauten Siegesfanfaren von gestern heute von dem Schreckensruf abgelöst werden: Hannibal ante portas.“ Nun wissen wir es wenigstens: nicht nur die mittelbare Schuld, durch die Durchkreuzung der Politik des Herrn von Bethmann, sondern aus die unmittelbare am Eintritt des Zusammenbruchs im Herbst 1918 trug das Militär, das im Volk Hoffnungen erweckte, die es nicht erfüllen konnte. Wie glänzend hat dem gegenüber Bethmann recht behalten, der das Volk immer zur Hoffnungslosigkeit erziehen wollte! Wenn noch einige Jahre vergangen sein werden, werden die Schriftsteller und Geschichtsforscher des Berliner Tageblatts, der Frankfurter Zeitung und des Vorwärts unter dem Beifall ihrer Anhänger darlegen, an all den Mißerfolgen der Scheidemann, Erzberger, Wirth und Rathenau seien nur der immer noch nicht ganz verschwundene Militarismus und die Alideutschen schuld gewesen.

Von einem Dolchstoß von hinten weiß Bethmann also nichts. Das Wort Jude kommt in seinen Betrachtungen selbstverständlich auch nicht vor. Der Weltkrieg wie der Versailler Frieden sind „in der imperialistischen Kustkammer geschmiedet worden“. Gerettet kann „Europa nur durch eine europäische Politik werden“; nur sie „kann den allgemeinen Drang nach einer Wandlung der sozialen und internationalen Struktur des Völklerlebens in gesunde Bahnen leiten“. Die Kost des Berliner Tageblatts, von einem deutschen Reichskanzler dem Volk als Nahrungs- und Heilmittel dargeboten, das ist das ganze Buch dieses Kanzlers.

Die bisherigen Betrachtungen knüpfen, unter Voraussetzung ganz weniger späterer Stellen, alle an den Inhalt der ersten 36 Seiten des II. Teils der Bethmännischen Betrachtungen zum Weltkrieg an. Man könnte in der gleichen Weise das ganze Buch durchsprechen. Aber es hätte keinen Sinn; die ersten 36 Seiten genügen, um zu zeigen, wie der Mann beschaffen ist, der Deutschlands Geschichte in seinen entscheidungsschwersten Stunden gelenkt hat, und wie die Arbeit beschaffen ist, die diese Männer, nachdem sie ihres Amtes erhoben sind, noch durch die Feder an dem deutschen Volke leisten. Es ist lästig, immer wieder dieselben Sachen sagen zu müssen; aber die Verderber des Reiches sind dazu fähig geworden, Verderber zu werden, indem sie immer wieder dieselben Unwahrheiten und Schiefheiten dem deutschen Volke vorklauten. Und die Bethmänner sind heute noch schrankenloser obenauf als zu Bethmanns Zeiten und wirken in noch schrankenloserem Maße in der gleichen Richtung weiter.

Die Diktatur in der Geschichte.

Von Professor Heinrich Calmbach.

(Schluß.)

II. Cromwell.

Wir überspringen sechzehn Jahrhunderte und wenden uns der Diktatur zu, die aus der englischen Revolution, aus dem Kampf zwischen Absolutismus und Parlamentarismus geboren wurde, zu Oliver Cromwell.

Schon der erste Nachfolger der Königin Elisabeth, Jakob I. von Großbritannien, der protestantische Sohn der Maria Stuart, Schwiegervater des Winterkönigs Friedrich V. von Böhmen, hatte absolutistische Neigungen, die ihn immer wieder in Streit mit dem Haus der Gemeinen verwickelten. Dazu kam, daß der Protestant den Katholiken keine volle Duldung gewähren konnte, andererseits aber auch den demokratischen Puritanern, wie die Calvinisten in England hießen, eine starke Abneigung entgegenbrachte. Er stand auf dem Standpunkt der anglikanischen Bischofskirche, an deren Spitze der König oberster Bischof war, während die Puritaner eine Kirchenversammlung oder Synode mit der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten betraut wissen wollten. Unter seinem Sohn und Nachfolger, Karl I., spitzten sich die Gegensätze bis zum Bürgerkrieg zu. Der Streit begann wegen des Steuerbewilligungsrechts. Der König verlangte, daß das Unterhaus, dem Herkommen entsprechend, ihm ein für allemal die Hafenzölle für seine ganze Regierungszeit bewilligen solle, während das Unterhaus sie nur für ein oder mehrere Jahre bewilligen wollte. Das Einvernehmen zwischen König und Volk wurde zwar auf kurze Zeit dadurch hergestellt, daß er die Bitte um Recht (*petition of right*) bewilligte, wonach jeder Engländer Sicherheit vor willkürlicher Verhaftung genießt, und die Steuern nur dann erhoben werden sollten, wenn sie vom Parlament bewilligt seien. Aber das Einvernehmen ging bald wieder in die Brüche, und als das wiederholt aufgelöste Parlament sich nicht fügte, regierte der König mit Lord Strafford und dem Erzbischof Laud von Canterbury elf Jahre lang ohne Parlament. Letzterer trieb den Streit um die Kirchenverfassung auf die Spitze. Nach der Lehre der anglikanischen Kirche hatte der König den „Supremat“, der diesem nach Lauds Auffassung das Recht verlieh, überall die „Gleichförmigkeit“ durchzuführen. Zwei außerordentliche Gerichtshöfe wurden eingesetzt, die dem Willen des Königs Nachdruck verleihen sollten. Die sog. „Sternkammer“ verurteilte die, welche des Widerstands gegen die Staatsgewalt angeklagt waren, die „hohe Kommission“ urteilte die Übertreter des Gleichförmigkeitsgesetzes ab. John Hampden ließ es 1637/38 wegen der Zahlung der Schiffsgelder zum Prozeß kommen, wurde aber verurteilt. Als jedoch der König versuchte, die Gleichförmigkeit, d. h. das Prayer Book der anglikanischen Bischofskirche auch in Schottland einzuführen, vereinigten sich die Widerspenstigen zu einem Bund (*Covenant*); es kam zum Krieg, zu dessen Durchführung der König sich doch wieder mit dem Parlament ins Benehmen setzen mußte. Das Parlament, das man wegen der langen Dauer seines Bestehens das lange nannte, benützte die Notlage des Königs, um sich seine parlamentarischen Rechte zu sichern, insbesondere die alleinige gesetzgebende Gewalt für Ober- und Unterhaus. Daraus entstand des Bürgerkrieg (1642–46), in

dem nach anfänglichen Erfolgen der Königlich-gefinnten schließlich das Parlament das Übergewicht erlangte. Es schloß mit Schottland ein Bündnis und versuchte, die bischöfliche Staatskirche samt ihren Gebräuchen zu beseitigen und dafür die kalvinistische presbyterianische Kirchenverfassung auch in England und Irland einzuführen. Dem widersetzten sich nun aber wieder die sog. „Unabhängigen“ (Independents). Mit diesem Namen bezeichnete man eine religiöse Partei, die wie der Presbyterianismus auf dem Boden des Puritanismus verwachsen war. Aber während die Presbyterianer eine Staatskirche nach schottischem Muster anstrebten, die alle religiöse Gewalt in die Hände einer Synode legte und persönliche wie Gemeindefreiheit fast gänzlich aufhob, lehnten die Unabhängigen jede Form des kirchlichen Zwanges ab, den einer Synode, wie den eines Bischofs. Die Presbyterianer wollten von Duldsamkeit nichts wissen; die Unabhängigen betrachteten die Gewährung von geistiger Freiheit in Gedanken, Wort und Schrift, auf politischem wie auf religiösem Gebiet für heilige Pflicht. Es war nur folgerichtig, wenn sie in politischer Beziehung Republikaner waren. Einer ihrer begeistertsten Wortführer war John Milton, der Dichter des Verlorenen Paradieses. Die Seele dieser Bewegung aber war Oliver Cromwell. Er stammte aus einer Familie des niederen Adels, in der puritanische Frömmigkeit und Sittenstrenge herrschten. Nach kurzem Studium in Cambridge hatte er sich infolge des frühen Todes seines Vaters der Bewirtschaftung des väterlichen Gutes widmen müssen. Er hatte sich das Vertrauen seiner Mitbürger erworben, so daß er 1633 ins Parlament gewählt wurde, ohne indessen besonders hervorzutreten. Seine Stunde war erst gekommen, als der Krieg begann. Beim Ausbruch desselben hatte er eine Kompanie befehligt; aber die ersten Mißerfolge des Parlamentsheeres hatten ihm gezeigt, daß der Soldat von einer religiös-sittlichen Idee erfüllt sein müsse. Und so hatte er sich ein Heer von „Eisenseiten“ geschaffen, von denen jeder überzeugt war, daß er dazu berufen und auserkoren sei, das Reich Gottes auszubreiten. Ein solches Heer unter einem solchen Feldherrn war unbeflegbar. Cromwell führte denn auch das Parlamentsheer in mehreren Schlachten zum Sieg über den König (Marston Moor 1644, Naseby 1645), mit dem Ergebnis, daß der König schließlich in die Gewalt des englischen Parlaments kam. Nunmehr entstand aber ein scharfer Gegensatz zwischen dem fast ganz aus republikanisch-gefinnten Unabhängigen bestehenden Heere, das für alle protestantischen Sekten Duldung verlangte, und dem in seiner Mehrheit von presbyterianischen Gedanken erfüllten Parlament. Die Unabhängigen erwiesen sich als die Stärkeren, bemächtigten sich des Königs, schlossen die Presbyterianer aus dem Parlament aus, so daß nur noch 70 zuverlässige Unabhängige das Kumpsparlament bildeten, und schickten den König aufs Blutgerüst. Damit war Cromwell als Führer des Heeres der wirkliche Leiter der englischen Republik geworden. Er schaltete nicht wie ein Diktator, der sich ohne weiteres über die anderen mitbestimmenden Faktoren des Staates hinwegsetzte. Das Oberhaus wurde zwar abgeschafft, aber das Kumpsparlament bestand weiter als Vertretung des selbstherrlichen Volks. Es wählte auf je ein Jahr einen Staatsrat von 41 Mitgliedern, der die Regierung zu führen hatte, und in dem John Milton das Amt des Außenministers bekleidete. Lediglich, daß man es mit einer Minderheitsregierung zu tun hatte, widersprach allem Herkommen. Aber gerade jetzt zeigte sich die kraftvolle Persönlichkeit Cromwells. Er nahm den Kampf mit seinen Gegnern auf. Er verfuhr gegen die Königlich-gefinnten wie gegen die kommunistischen Leveller (Gleichmacher) mit derselben Strenge, wie früher die Stern-

lammer in der Zeit des Königs Karl. Als das neue republikanische Regierungssystem in Schottland und Irland Widerstand fand, schlug er ihn blutig nieder; als auch das Kumpfparlament sich widerspenstig zeigte, indem es sich nicht selbst auflösen wollte, sprengte er es mit Gewalt auseinander; und als auch das neugewählte, nach seinem Vorgesetzten, einem puritanischen Lederhändler namens Barebone sogenannte Barebone-Parlament in denselben Bahnen wandelte und gar das Landheer vermindern wollte, ließ Cromwell sich 1653 zum Lord-Protector ausrufen. In der neuen Protektoratsverfassung machte Cromwell den Versuch, politische Freiheit und starke Staatsgewalt mit einander zu verbinden. Der Protector besaß zusammen mit einem Staatsrat von 21 Mitgliedern die ausübende Gewalt, insbesondere die Verfügung über die bewaffnete Macht und die Entscheidung über Krieg und Frieden. Das aus 400 Mitgliedern bestehende Parlament hatte die gesetzgebende Gewalt und das Steuerbewilligungsrecht. Über diese Teilung der Gewalten erregte allenthalben Anstoß, so daß er sich genötigt sah, zur Reinigung und Auflösung des Parlaments seine Zuflucht zu nehmen, und da königlichgesinnte und Republikaner nicht vor Verschwörungen zurückschreckten, schritt er zur Militärdiktatur. Sie war auch eine Regierung des Friedens und der Ordnung. Das Parlament strebte nach Erweiterung seiner Rechte, vor allem nach der Kontrolle über die ausübende Gewalt. Um dem entgegenzuwirken, sollte Cromwell den Königstitel annehmen; aber mit Rücksicht auf die Stimmung im Heere lehnte er ab; dagegen führte er das Oberhaus wieder ein, was aber seine Vollständigkeit erheblich beeinträchtigte. Überhaupt zeigte sich, daß auch Cromwell es nicht allen recht machen konnte, ja daß er beständig in der Furcht vor Anschlägen auf sein Leben war. Wenn er trotz der inneren Schwierigkeiten sich bis zu seinem natürlichen Ende behauptete, so ist das nicht zum mindesten auf die Erfolge seiner auswärtigen Politik zurückzuführen, die er mit Kraft und Umsicht leitete. Mit dem Schiffahrtsgesetz v. J. 1651, das bestimmte, daß fremde Schiffe nur die Erzeugnisse ihres heimatlichen Landes einführen durften, nahm er den Kampf mit der holländischen Seemacht auf und führte ihn nach anfänglichen Mißerfolgen glücklich durch. Dem englischen Admiral Robert Blake gebührt das Hauptverdienst an diesem Erfolge. Cromwell aber legte mit dieser Politik den Grund zur englischen Weltmacht.

Auch Spanien bekam die Überlegenheit der Engländer zu fühlen und verlor Jamaika und Dünkirchen an diese. So stand England da, umworben von allen Völkern, dank der kraftvollen Politik Oliver Cromwells.

Wie sehr aber das ganze System an der Person Cromwells hing, zeigte sich dadurch, daß sein Sohn Richard sich kaum acht Monate als Protector behaupten konnte. Als bald brachen die Streitigkeiten zwischen dem Parlament und dem Heer wieder aus, so daß das englische Volk, müde des Kampfes, die Monarchie wiederherstellte, die ihnen vielleicht weniger Freiheit, aber mehr Ruhe und Ordnung zu gewährleisten schien.

So sehen wir auch am Beispiel von Cromwell, daß der Mann alles ist und daß dieselbe Form, wenn sie in die Hand eines anderen gelangt, zerbricht. Es ist kein Wunder, daß Cromwell eine verschiedene Beurteilung bei seinen Zeitgenossen und der Nachwelt gefunden hat. Wurde er von der nächsten Nachwelt als ein moralisches Ungeheuer verdammt, so ist er von der späteren Zeit als einer der größten Männer des menschlichen Geschlechts gefeiert worden. In

ihm spiegelt sich, wie sein Biograph Gardiner sagt, der Typus des englischen Volks, das auf Weltherrschaft ausgeht, aber diese Herrschaft in den Dienst des Fortschritts, der Sittlichkeit und Gerechtigkeit stellt, d. h. zu stellen vorgibt. Fremde Völker sehen an ihm nur das materielle Streben nach Macht und Reichtum. Eine Persönlichkeit, die diesem Typus entspricht, will und muß herrschen. So wurde Cromwell Diktator.

III. Napoleon.

Ähnlich wie die englische Revolution entwickelte sich die große französische Revolution von 1789. Auch sie endete mit der Diktatur und der Wiederherstellung der Monarchie. Bekanntlich handelte es sich ursprünglich nur darum, die französische Staatsschuld, die aus den zahlreichen Kriegen Ludwigs XIV. und XV. und deren verschwenderischer Hofhaltung entstanden war, die jedoch im Vergleich zu unserer heutigen Staatsschuld geringfügig zu nennen ist, zu beseitigen und die Finanzen in Ordnung zu bringen. Verschiedene Versuche in dieser Richtung waren gescheitert, weil sie 3. T. wie der von Turgot bei den Bevorrechteten auf Widerstand stießen, 3. T. nicht durchgreifend genug waren, wie die von Necker und Calonne. Als man die Stände berief, die man seit 1614 nicht mehr einberufen hatte, dachte die Nationalversammlung weniger an die finanzielle Notlage als an die Änderung der Grundlagen des Staates. Denn der alte Lebensstaat entsprach nicht mehr den Anschauungen, die durch Voltaire, Montesquieu, Rousseau, die Enzyklopädisten in Frankreich und darüber hinaus Wurzel gefaßt hatten. Kampf gegen das unumschränkte Königtum, Kampf gegen die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, Kampf gegen die Kirche, war die Lösung. Dazu kam, daß schwere Mißstände sich eingefressen hatten, so daß der Staatskörper krank bis ins Mark war. Man schuf eine demokratisch-monarchische Verfassung. So wenig dachte man ursprünglich an die Beseitigung des Königtums. Man wollte Gleichheit, man wollte den Volksvertretern das Steuerbewilligungsrecht verschaffen und ihnen die gesetzgebende Gewalt übertragen; kurz, man wollte eine konstitutionelle Monarchie. Aber man hatte den Fehler begangen, der nachfolgenden gesetzgebenden Versammlung schrankenlose Allgewalt einzuräumen, und nun erlangten die Radikalen immer mehr Einfluß, so daß das Königtum abgeschafft, der König hingerichtet wurde und nach dem Sturz der gemäßigten Girondisten die übert radikalen Jakobiner in der Form des Wohlfahrtsausschusses die Regierung in die Hand bekamen. Mit Hilfe der überall eingesetzten Revolutionstribunale übten sie ein blutiges Schreckensregiment aus, dem nicht bloß die Königlichgesinnten, sondern auch die meisten Girondisten zum Opfer fielen. Das Bürgertum ermannte sich allmählich, Robespierre wurde gestürzt, die Bahn wurde frei für die Herrschaft des gemäßigteren Nationalkonvents. Eine neue Verfassung wurde durchgesetzt, durch welche die ausübende Gewalt einem fünfköpfigen Direktorium, die gesetzgebende dem Rat der Alten als Oberhaus und dem Rat der 500 als Unterhaus übertragen wurde. Aber die Regierung mußte ihr Werk gegen Aufstände der Jakobiner wie der Königlichgesinnten verteidigen. Dabei trat der junge Napoleon in bemerkenswerter Weise hervor. Als blutjunger Artillerieoffizier hatte er sich bei Toulon 1793 ausgezeichnet und Toulon den Engländern wieder entzogen. Dadurch hatte er die Aufmerksamkeit der Revolutionsmänner auf sich gelenkt, und da er es mit der Revolution hielt, erhielt er jetzt den Auftrag, den Aufstand der Königlichgesinnten am 5. Oktober

zu unterdrücken. Er wandte das erfolgreichste Mittel an, er zeigte, wie man dabei verfahren muß: — mit Kartätschen. Seine Stunde sollte bald kommen. Die Revolution mit dem Sturz der Monarchie und der Hinrichtung des Königs hatte den ersten Koalitionskrieg heraufbeschworen, der anfangs nur deshalb glimpflich für Frankreich verlief, weil es bei den Verbündeten an einem einheitlichen Willen fehlte. Durch Carnots Massenaushebungen kam mehr Schwung in die französische Kriegsführung; aber erst Napoleon gelang es, durch seinen kühnen Feldzug in Italien die günstige Wendung für Frankreich herbeizuführen und durch den Frieden von Campo Formio die beträchtlichen Eroberungen Frankreichs, insbesondere das linke Rheinufer zu sichern. Durch diese Erfolge schuf sich Napoleon die Stellung, von der aus er darangehen konnte, seine ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen. Zunächst endete zwar sein Feldzug nach Ägypten mit einem Mißerfolg, da Nelson durch seinen Seesieg bei Abukir das französische Heer von der Heimat abschnitt. Aber die Niederlagen der Franzosen im zweiten Koalitionskrieg veranlaßten Napoleon, aus Ägypten nach Frankreich zurückzukehren, das Direktorium zu stürzen und sich selbst an die Spitze des Staates zu stellen. Das war der Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799). Handelte Napoleon aus Patriotismus? War bei ihm persönlicher Ehrgeiz im Spiel? Schon früh stand bei ihm fest, daß er den Beruf habe, einer kleinen Zeit das Bild nie gesehener Größe zu zeigen. Aus seinen Worten und Taten sprach ein imponierendes Bewußtsein, daß er berufen sei, die Menschen zu beherrschen. Eine Persönlichkeit von zwingender Macht, konnte er darauf rechnen, daß seine Soldaten hinter ihm standen, selbst in einem Bürgerkrieg. Aber so schwierig war die Lage für ihn nicht. Er war der Soldat der Regierung, die er umgestalten oder beseitigen wollte. Das konnte auf unblutigem Wege geschehen. Von den fünf Mitgliedern des Direktoriums waren Roger Ducos und Sieyès schnell für Napoleons Pläne gewonnen, als Napoleons Bruder Lucien, der Präsident des Rats der 500, ihn fragte: „Die öffentliche Meinung und das Zujuchzen des Volkes haben meinem Bruder den Beruf erteilt, Frankreich zu retten. Wollen Sie sich mit ihm verbinden zu diesem vaterländischen Werk?“ Seine Brüder waren mit großem Geschick bemüht, im Rat der 500 einen bonapartistischen Anhang zu bilden. Das Heer wurde für ihn bearbeitet. Jeder seiner Vertrauten übernahm es, einige seiner Bekannten zu gewinnen. Auch die Soldaten vermochten bald dem Zauber bonapartistischer Führung nicht mehr zu widerstehen. Man hatte die Wahl zwischen einer elenden, schwächlichen Regierung, die die Heere verkommen ließ, und einem Mann, dessen Taten man kannte, der seine Truppen zu Sieg und Siegesgenuß führte. Trotzdem es bei der Verschwörung ziemlich öffentlich herging, taten die drei gegnerischen Direktoren nichts, um den Staatsstreich vom 18. Brumaire zu verhindern. In einer außerordentlichen Sitzung des Rats der Alten, zu der nur die Eingeweihten eingeladen worden waren, wurde der Sitz der Versammlung nach St. Cloud verlegt und Napoleon der Befehl über die Truppen übertragen, so daß der Widerstand der 250 leicht überwunden wurde. Der Rat der 500 war nicht so schnell zu gewinnen. Da ließ Murat die Versammlung von seinen Grenadiereen auseinanderjagen. So war die bestehende Regierung gestürzt und die Diktatur eines Einzigen an die Stelle gesetzt. Von da an konnte Napoleon schrankenlos walten. Denn die beiden Mitkonsuln hatten nur beratende Stimme, also in Wirklichkeit nichts zu sagen. Die 20 Senatoren wurden von Napoleon ernannt; sie waren also seine gefügigen Werkzeuge, die 300 Mit-

glieder des gesetzgebenden Körpers wurden vom Senat ausgewählt, ebenso die 100 Tribunen. Jene durften nur abstimmen, diese nur verhandeln. Das alles war eitel Glitter, der der neuen Staatsordnung den Charakter des Freistaats wahren sollte, unter dem aber schon die werdende Militärmonarchie sichtbar wurde. Der Glitter wurde auch bald abgeworfen: 1802 wurde Napoleon lebenslänglicher Konsul, 1804 setzte er sich die Kaiserkrone aufs Haupt und schien so am Ziel seiner Wünsche.

Entsprach diese Entwicklung Frankreichs Interessen? Zweifellos wurde die innere Ruhe wiederhergestellt, Verwaltung und Rechtspflege neu geordnet, die Grundlage gelegt, auf welcher der französische Staat noch heute ruht. Mit der Freiheit und Gleichheit, die man durch die Revolution errungen zu haben glaubte, war es freilich dahin. Dafür bekamen die Franzosen etwas, was ihre Eitelkeit voll befriedigte, die gloire, die Vorherrschaft in Europa. Wenn schließlich Napoleon stürzte, so lag die Schuld an seiner Maßlosigkeit, die ihn Frankreichs Kräfte überschätzen, die seiner Gegner unterschätzen ließ. Aber das augenblickliche Ziel hat er mit seiner Diktatur erreicht: die Kraft des französischen Volks wurde einheitlich zusammengefaßt, und ein Siegeslauf obnegleichen beweist die Richtigkeit des Satzes, daß ein Volk unter genialer Führung zu den höchsten Leistungen fähig ist, während dasselbe Volk in Anarchie oder in das Chaos versinkt, wenn es einer schwachen Regierung ausgeliefert oder gar ganz führerlos geworden ist.

IV. Bismarck.

Noch ein Wort über Bismarck, der von Wilhelm I. zur Regierung berufen wurde, weil er in ihm den Mann sah, der ihn in seinem Kampf um die Heeresneuordnung zu unterstützen den Mut hatte. Wilhelm wollte die militärischen Kräfte des preussischen Volkes besser ausnützen, um allen Möglichkeiten der damaligen Lage die Stirn bieten zu können. Die Volksvertretung hatte keinen Sinn für die Pläne des Königs und lehnte sie ab. Der König trug sich bereits mit Rücktrittsgedanken, weil er es mit seiner Verantwortung für den preussischen Staat nicht vereinbar hielt, das Heer in seiner ungenügenden Stärke zu belassen, die dem Wachstum der Bevölkerung in den letzten 40 Jahren, aber auch der außenpolitischen Lage keine Rechnung trug. Bismarck war bereit, den Kampf gegen die Volksvertretung aufzunehmen. Auch er betrachtete die Verstärkung des Heeres als eine Lebensnotwendigkeit für den preussischen Staat. Denn „nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut“, wie er 1862 im preussischen Landtag sagte. Das war nicht gemeint im Sinn einer rohen Gewaltpolitik, wie seine Gegner ihm oft fälschlicherweise vorwarfen, sondern im Sinn einer Machtpolitik, wornach ein Staat seinen Willen nur durchsetzen kann, wenn er die nötige Macht hinter sich hat. Bismarck vermochte den König durch den „Appell ans preussische Portepéc“ von seinem Rücktrittsentschluß abzubringen, und so haben sie gemeinsam das Werk geschaffen, das den Anfang von Deutschlands Einigung bedeutete. Aber Bismarck mußte das Werk gegen den Willen der Volksvertretung durchführen. Als das Abgeordnetenhaus wiederholt die vorgelegten Entwürfe ablehnte, regierte Bismarck ohne Budgetgesetz. Dagegen wurde er nachdrücklich vom Herrenhaus unterstützt, das die Notwendigkeit der Neuordnung des Heeres erkannte. Die Gegner schrieen „Verfassungsbruch“; Bismarck dagegen redete von einer Lücke in der Verfassung, die den Fall nicht

vorgegeben habe; was zu geschehen habe, wenn König, Herrenhaus und Abgeordnetenhaus nicht einig seien. Um der beginnenden Verhetzung des Volks Einhalt zu tun, sah sich Bismarck genötigt, die Pressfreiheit aufzuheben.

Wenn in einem Verfassungsstaat, der das Zusammenwirken von mehreren Faktoren zur Voraussetzung hat, eine solche Unstimmigkeit entsteht, so muß eine schwere Erschütterung des Staates die Folge sein. Eine schwache Regierung hätte sich dem Volkswillen gefügt. Bismarck hatte nicht nur die Überzeugung, daß seine Politik richtig war und daß früher oder später auch das preussische Volk sich von ihrer Richtigkeit überzeugen würde; er war auch eine Kampfnatur, die vor keinem Widerstand zurückschreckte, auch seinen Kopf riskierte, wenn er einmal von der Lebensnotwendigkeit einer Maßnahme durchdrungen war. Eine Diktatur im römischen Sinn war es nicht, was er durchführte. Denn in Rom beruhte die Diktatur auf der mehr oder weniger freiwilligen Übertragung der Macht durch das Volk. Bismarck handelte mehr wie Cromwell, der den Widerstand des Parlaments durch dessen Auflösung oder Reinigung beseitigte. Aber er ging nicht so weit, daß er durch einen Staatsstreich die Verfassung änderte; weil er vom König nicht bloß, sondern auch vom Herrenhaus unterstützt war und kein Verlangen darnach trug, den Streit auf die Spitze zu treiben. Das Entscheidende für Bismarcks Staatskunst während der sog. Konfliktzeit ist, daß er seines Königs und seine eigene bessere Einsicht behauptete und ohne Rücksicht auf das geschriebene Verfassungsrecht kraft seines stärkeren Willens und im Besitze der staatlichen Machtmittel durchsetzte.

Daß Bismarcks Politik den Interessen des preussischen Staats entsprach, hat die Geschichte bewiesen. Auch das preussische Volk hat dies erkannt und nach Niederwerfung Oesterreichs eine überwältigende Mehrheit für die Bismarcksche Politik ins Abgeordnetenhaus entsandt. Und damit kein Stachel zurückbleibe, hat Bismarck um nachträgliche Genehmigung der ohne gesetzliche Verabschiedung verausgabten Gelder nachgesucht. Indem das Abgeordnetenhaus dieser Bitte entsprach, bekannte es nach Bismarcks Auffassung, daß die frühere Haltung der Volksvertretung unrichtig gewesen sei. Bismarck aber gab damit dem preussischen deutschen Volk eine Lehre, die es beherzigte, solange er das Staatsruder in der Hand hatte, die aber vergessen wurde, als seine schwächeren Nachfolger sich scheuten, den Kampf mit einem auf seine Rechte pochenden Reichstag offen aufzunehmen, die Lehre nämlich, daß das deutsche Volk inmitten einer Welt von Feinden sich so stark als möglich machen muß, wenn es erfolgreiche Politik treiben will. Das Volk hörte lieber auf die Melodie der Rattenfänger, weil es einer starken Führung entbehrte, glaubte nicht mehr an jene grundlegende Wahrheit, wollte nicht die notwendigen Opfer bringen, und muß nun die Abkehr von der Bismarckschen Staatskunst mit seinem Unglück büßen.

V. Schluß.

Damit kommen wir zum Ergebnis: Die Mitwirkung eines Volkes bei der Gestaltung seiner Geschichte, so wünschenswert sie unter gewöhnlichen Verhältnissen war, versagte gerade in schwierigen Zeitläufen oder war sogar vom Übel. War es politisch geschult oder einsichtig genug, die überlegene Weisheit eines andern anzuerkennen, so verzichtete es willig aufs Dreintreden; war es aber rechthaberisch und parteisüchtig und sträubte es sich gegen eine Politik, die seinem wahren Wohle diente, so mußte seine Mitwirkung durch Zwang aus-

geschaltet werden. Dazu gehörte eine Persönlichkeit mit starkem Willen, hinter dem eine starke Macht stand, gepaart mit schöpferischen Gedanken. Dann konnte der Staatswagen wieder ins richtige Geleise gebracht werden.

Welche Nutzenwendung ziehen wir daraus für uns? Zweifellos treffen bei uns die Voraussetzungen zu, welche die Ausschaltung des Parlamentarismus als notwendig erscheinen lassen: die parlamentarische Regierung ist unfähig, im Innern Ordnung zu schaffen. Denn sie ist abhängig von der Straße und der Großfinanz. Nach außen fühlt sie sich zu schwach, mit der Erfüllungspolitik ein Ende zu machen. Nach innen müßte sie den Mut haben, die Vorherrschaft des Marxismus und des Judentums zu brechen, die Pressfreiheit aufzuheben; nach außen die Schuldfrage aufzurollen, die Gegenliste zu veröffentlichen, die Zahlung zu verweigern, den Schandvertrag umzustossen. Wir sind wirklich in einer Lage, aus der uns nur ein starker Mann herausführen kann, der unabhängig von den Parteien, mit allen Vollmachten ausgestattet, seines Amtes waltet. Es wäre ein Zeichen politischer Reife, wenn die Volksvertretungen und Parteien, in der Erkenntnis, daß ihr Latein zu Ende ist, die Rettung des Vaterlandes einem Diktator übertragen würden. So wie das Volk gegenwärtig verhezt ist, scheint es nicht, als ob dieser Weg sofort beschritten werden wird. Ohne Diktator werden wir aber, wie die Geschichte lehrt, immer weiter ins Chaos hinein kommen, bis ein Bürgerkrieg oder ein äußerer Krieg alles zu verschlingen droht. Wenn dann das Glück uns hold ist und wir Deutschen am Leben bleiben, dann wird der siegreiche Feldherr, wie einst Sulla und Cäsar, Cromwell und Napoleon, mit eiserner Hand Ordnung schaffen. Wollen unsere jetzigen Mächte haben eine solche Entwicklung nicht, so mögen sie bei Zeiten daran denken, derselben vorzubeugen, sich dazu aufschwingen, das bittere, aber allein noch Rettung bringende Heilmittel zur Anwendung frei machen, indem sie abdanken: die Diktatur. Sie wird zwar mit manchen Errungenschaften der Revolution aufräumen, aber sie wird uns, das ist meine Überzeugung, Ordnung im Innern, Sicherheit gegen weitere Zugriffe unserer Feinde bringen, so daß wir wieder freier atmen können.

Alles hängt freilich von der Persönlichkeit des Diktators ab. Ob er von der Art eines Solon und Bismarck oder von der Art eines Sulla oder Cromwell sein wird, ob er eine neue eigene Art von Diktatur schafft, wir wissen es nicht. Wir haben ausgezeichnete Soldaten, wir hoffen, daß auch noch Staatsmänner unter uns sind, welche imstande sind, das Chaos zu entwirren. Hier stehen wir vor einer ungelösten Frage. Wir gewöhnlichen Sterblichen müssen warten, bis das Schicksal uns den starken Mann senden wird. Was wir aber tun können, ist, daß jeder nach seiner Kraft im Kleinen die Geister aufklärt und von der Notwendigkeit einer Änderung des jetzigen unhaltbaren Zustandes zu überzeugen sucht.

Saß, als Kraftquelle.

Von A. Sid.

Laut Schillers Spottgedicht an „die Weltweisen“ erhält die Natur das Menschengetriebe „durch Hunger und durch Liebe“. In die Sprache der Naturkunde übersetzt, sagt dies Dichterwort, daß das Tun und Treiben der Menschen sich erkläre einmal durch den Kampf ums Dasein der Einzelnen und anderseits durch den Geschlechtstrieb, der die Art erhält. Ist damit das Treiben der Menschen restlos erklärt? Gewiß nicht.

Es gibt zahlreiche Menschen, die durch erfolgreiche Tätigkeit soviel erworben haben, daß sie vom Ertrag ihres Vermögens behaglich leben könnten. Stellen sie darum ihre Arbeit ein? Bei uns wenigstens in der Regel nicht. Es wird vielmehr weitergearbeitet, und dies Weiterarbeiten erklärt sich nicht aus Hunger, sondern aus Freude am Wirken und Schaffen, an der Macht. Die deutsche Sprache nennt ja denn auch den Besitz eines Menschen nicht sein *fortune* = das Glück, sondern sein „Vermögen“.

Eine zweite Tatsache, die sich weder durch Hunger noch durch Liebe restlos erklären läßt, ist der ewige Wechsel der Mode. Gewiß, der Buchfink, der Rehbock, der Wassersalamander, sie ziehen zur Paarungszeit ein Hochzeitsgewand an, aber jahraus jahrein einunddaselbe, nämlich das für sie schönste. Auch bei der menschlichen Paarung spielt der Aufputz des Äußeren eine Rolle, aber anders wie bei den Tieren: was heute für schön, für anziehend gehalten wird, gilt morgen für abstoßend, weil — die Mode einen anderen Befehl gegeben hat. Man könnte nun meinen, die Launen der Mode seien nur ein Kniff der Modegeschäfte, um Geld zu verdienen. Aber die Einblasungen der Modezeitungen würden unmöglich eine so große Macht ausüben, wenn ihnen nicht ein menschlicher Trieb entgegentäme. Dieser Trieb ist der, teils bewußte, teils unbewußte Wunsch, den lieben Nächsten zu hochmuten. Das Gigerlbrndl sagt durch ihre Stöckelschuh und ihren wadenfreien Rock, ich bin besser, reicher, vornehmer wie ihr anderen. Und wenn die anderen es nachmachen, dann schlägt die neue Mode den Rock, ändert die Schuh, und wer am schnellsten der Mode folgt, hat wieder die Freude, den anderen „über“ zu sein. Im Tun und Treiben der Menschen spielt eben auch die *Eigenliebe* eine große Rolle. Noch unvollständiger erscheint aber das Dichterwort, wenn man sich das Getriebe nicht der einzelnen Menschen, sondern der menschlichen Rassen beschaut. Daß die Rassen sich um die Futterplätze streiten, ist ohne weiteres verständlich. Geschlechtliche Liebe ist zwischen verschiedenen Rassen nicht vorhanden oder wenigstens auf Einzelfälle beschränkt. Um so verbreiteter ist der Rassenhaß.

Aber dessen Urgrund hat mir einmal eine schlichte Frau aus dem Volke eine tiefsinnige Antwort gegeben. Es war im März 1919. Die 18. Landwehrdivision hatte in Südrußland mit den Franzosen gegen die Bolschewiken gekämpft, wurde an die Küste gedrückt und dann auf Grund eines Vertrages in englischen und französischen Schiffen waffenlos nach Deutschland geschafft. Auf den überfüllten Schiffen waren auch viele deutsche Kolonisten, die Haus und Hof im Stich gelassen hatten, um das nackte Leben vor den russischen Mordbanden in Sicherheit zu bringen. Im Gespräch mit einer dieser Frauen frug ich, was denn eigentlich der letzte Grund dieses Deutschenhasses sei. Da antwortete die Frau: Das braucht gar keinen Grund, der Haß steckt im Volk. In der Tat, der Rassenhaß ist eine Naturerscheinung, entstanden zum Schutz gegen Auflösung

der Rasse. Wie der Geschlechtstrieb für die Erhaltung der Art, so ist die Abneigung gegen andere Rassen zur Reinhaltung der Art bestimmt.

Noch vielgestaltiger wird aber das Tun und Lassen der Menschen, das Weltgetriebe, durch die Tätigkeit der Staaten. Auch der Staat ist den Naturgesetzen unterworfen. Der Friede zwischen Staat und Staat ist nur ein Schein. In Wirklichkeit ringen die Staaten, im Krieg und im Frieden, um Platz an der Sonne, ja um die bloße Macht. Für die Macht eines Staates kommt, neben der Größe, der Volkszahl, der Lage und Begrenzung u. a., vor allem die Einheitlichkeit seiner Bewohner in Betracht. Deshalb sucht der Staat die Gesinnung seiner Untertanen zu beeinflussen, möglichst einheitlich zu gestalten und für einen etwaigen Kampf gegen andere Staaten vorzubereiten. Frankreich hat dies seit 1870 planmäßig und mit unverkennbarem Erfolge getan, indem es den Rassenhaß gegen uns Deutsche bis zum Wahnsinn aufpeitschte, durch die unbedenktlichsten Lügen und Verleumdungen in Wort und Bild. Ohne Zweifel ist für die meisten Menschen der Haß eine viel stärkere Triebkraft als Liebe und Pflichtgefühl, und es ist unbestreitbar, daß die Leistungen der Franzosen im Weltkrieg zum großen Teil ihrem brennenden Haß gegen uns zuzuschreiben sind.

So ist in Wirklichkeit das Weltgetriebe beschaffen: seine stärksten Triebkräfte sind Hunger und Liebe beim Einzelnen, Rassenhaß und Staatenneid beim Tun der Völker. Nun sagt die christliche Sittenlehre, so soll es aber nicht sein oder wenigstens nicht so bleiben; du sollst deinen Feind nicht hassen, sondern lieben, du sollst ihm Böses mit Gutem vergelten. Diese Gebote können allenfalls im Familienkreis oder im Ringe einer religiösen Gemeinde befolgt werden, aber im Daseinskampf der Menschen und gar der Völker hieße das, den Kampf aufgeben und damit sich selber zum Tode verurteilen. Tatsächlich sind denn auch von jeher gerade die edelsten Menschen gekreuzigt und verbrannt worden. Es bleibt also nichts übrig, als zwischen den erbarmungslosen, ja grausigen Forderungen der Natur und den sittlichen Geboten ein Abkommen zu treffen. Innerhalb eines gut geleiteten Staates sorgt dieser selbst dafür. Den Kampf ums Dasein in seinen rohesten Formen duldet er einfach nicht; wer obenauf kommen will, muß dies durch Fleiß, Verstand und Ehrlichkeit, durch gute Leistungen erreichen; nicht der gewalttätigste und rücksichtsloseste wird vom Staate vorgezogen, sondern der Würdigste. Wenigstens wurde früher so vom Staate behauptet, wenn schon nicht immer gehandelt. Erst den Drahtziehern unseres heutigen Staates war es vorbehalten, mit schamloser Offenheit auszusprechen, daß nicht die Tüchtigsten, sondern die Parteifreunde auf die besten Plätze gehören.

Ganz anders liegen die Dinge für ein Volk als Ganzes; das kann den Kampf mit andern Völkern nicht so einengen und regeln, wie es der Staat innerhalb seiner Grenzpfähle tut. Wenn ein Volk nach den Geboten der christlichen Sittlichkeit gegenüber dem Feinde handelt, dann ist es rettungslos verloren. Das deutsche Volk weiß ein Lied davon zu singen, daß unsere Arbeiter im November 1918 so einfältig waren, die Binsenwahrheiten des Daseinskampfes der Völker zu verkennen.

Bei uns ist der Rassenhaß nie gepflegt und nie als Waffe gegen den Feind verwendet worden; wenigstens nicht von Staats wegen; allenfalls von den preußischen Freiwilligen und Landwehren des Jahres 1813. Vorhanden ist er, im Unterbewußtsein schlummernd, auch bei uns Deutschen. Das verrietten sogar diejenigen Elsässer, die Franzosen sein wollten, indem sie zwischen

sich und „den Welschen“ einen grundsätzlichen Unterschied machten. Aber die Christenlehre hat nicht umsonst seit 2000 Jahren den Rassenhaß verurteilt; bei uns wenigstens hat sie auf viele gewirkt, während das in Frankreich offenbar nur bei ganz wenigen der Fall ist. Denn bei der Beschimpfung, Verhöhnung und Mißhandlung, ja bei Marterung und Ermordung von Kriegsgefangenen haben sich Behörden, Soldaten und Offiziere, hat sich der Pöbel in Lumpen und der in Seide, haben sich Frauen und Kinder beteiligt. Beim Karlsruher Kindermord jubelte die französische Presse über diesen „schönen Erfolg“ der Flieger. Nebenbei bemerkt, die „allerchristlichste“ Nation ringt bezüglich der Gefangenemißhandlung um die Palme der Ehrenlegion mit den Rumänen, während umgekehrt die heidnischen Japaner die deutschen Gefangenen christlich behandelt haben.

Über die fürchterliche Wirkung der Haßgranaten haben uns ja die Vorgänge im eigenen Hause genügend belehrt. Die Genossenpartei hat unseren Arbeitern seit 50 Jahren Haß gepredigt, nicht etwa Rassenhaß oder Haß gegen die staatlichen Feinde Deutschlands, sondern Haß gegen eine Schicht des eigenen Volkes, gegen die Bürger, die „Großkopfeten“ d. h. die Kopfarbeiter. Die Saat dieses Hasses ist schauerlich in die Halme geschossen, weil der Boden nur allzu gut gedüngt war; denn beim einen glimmt im Unterbewußtsein, beim anderen brennt lichterloh — — der Neid! Dieser Haß hat unsere Arbeiter so verblendet, daß sie im November 1918 nicht bloß die gebasteten Bürger, sondern auch sich selbst wehr- und hilflos einem erbarmungslosen Feinde auslieferten. Die Blindheit unserer Arbeiter ist bei der Mehrzahl bis zum heutigen Tage noch vorhanden, obgleich tagtäglich von den Franzosen am Rhein und in Oberschlesien Verbrechen gegen uns begangen werden, obgleich die heimtückischen Schachzüge der französischen Staatsleiter unverkennbar unsere Not und Teuerung zu mehrern trachten, um Aufstände und Blutvergießen herbeizuführen.

Auf diesem Wege zum Untergang gibt es ein Halt nur dann, wenn der Haß unserer Arbeiter sich von den deutschen Arbeitgebern ab- und den französischen Blutsaugern zuwendet. Im besetzten Gebiet und in Oberschlesien ist das ja auch schon im Gang; denn dort lernt der Arbeiter am eigenen Leibe den Unterschied zwischen deutschen und französischen „Großkopfeten“ kennen. Aber im übrigen Deutschland erfahren die Arbeiter wenig oder nichts von den Schandtaten der Franzosen. Die Zeitungen der Genossenpartei verschweigen das schlimmste oder stellen es so dar, als ob im Grunde genommen der Deutsche an allem schuld wäre; denn Rassenhaß steht nicht in dem Glaubensbekenntnis der Genossenpartei. Und deutschgesinnte Zeitungen liest der Arbeiter nicht, darf er nicht lesen. Aber es gibt ein ganz nabeliegenderes Mittel, unsern Arbeitern den Star zu stechen, die Litfaßsäulen! Die deutschgesinnten Zeitungen der Städte brauchten sich nur zusammenzutun und täglich eine der niederträchtigsten französischen Handlungen in kurzen Worten, aber mit großen fetten Buchstaben an den Säulen anzukleben; das würden auch die Arbeiter im Vorbeigehen lesen.

Jetzt leben wir in einem Krieg mit Frankreich, in dem wir nur geistige Waffen anwenden können. Auch dabei ist Haß eine wirkungsvolle Kraftquelle. Verstünde unsere Regierung zu hassen, dann hätte sie längst die Kriegsschuld des Raubverbandes urkundlich nachgewiesen und die Gegenrechnung der Kriegsgreuel in alle Welt hinausgeschrien. Hätte unser Volk genügenden Rassenhaß, längst wären alle französischen und englischen Waren aus unseren Läden und Schaufenstern verschwunden. Aber bei dem jetzigen Kriegszustand wird es ja

voraussichtlich gar nicht mehr lange bleiben. Frankreich wird über kurz oder lang einen Vorwand finden, uns den Krieg zu erklären und damit das Recht beanspruchen, nach Herzenslust zu plündern, zu sengen und zu brennen. Dann werden wir auch zu Kämpfen mit der Waffe gezwungen sein, und bei denen kann nur der wildeste und allgemeinste Haß die Ungleichheit der Machtmittel ausgleichen.

Adolf Bartels.

Zu seinem 60. Geburtstag.

Von Kurt Emig.

An demselben Tag, an dem zu Obersalzbrunn in Schlesien Gerhart Hauptmann das Licht der Welt erblickte, ward zu Wessellburen in Dithmarschen Adolf Bartels, der Dichter und Literaturforscher, geboren. Am 15. November feierte er seinen 60. Geburtstag. Schon viele Jahre lebt er, seit 1908 mit dem Professortitel, still in Weimar seiner reichen, fruchtbaren Arbeit für das deutsche Volk.

Als Literaturgeschichtsforscher begann Adolf Bartels mit seiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart“ (jetzt 10. Aufl., mit der Teilausgabe „Die Jüngsten“) und Studien über einzelne Dichter wie z. B. seinen Landsmann Hebbel, den Schweizer Jeremias Gotthelf, den er eigentlich erst für die deutsche Literatur „entdeckte“, oder Gerhart Hauptmann, dessen Bedeutung er darlegte und abgrenzte. Die Bevorzugung der Großen tritt uns dann auch in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ entgegen (Westermann, Braunschweig), in der er uns das gesamte deutsche Schrifttum bis auf die jüngste Zeit darstellt. Man hat von gewisser Seite immer wieder versucht, Bartels als einseitig hinzustellen. Seine „Einseitigkeit“ besteht aber nur darin, daß er das Verhältnis zum deutschen Volkstum zum Ausgangspunkt seiner Literaturbetrachtung macht, daß er nicht nur geschichtlich darstellen, sondern in völkischem Sinne werten und erziehen will. In seinem literaturgeschichtlichen Schaffen ist eben das Kennzeichnende der Kampf gegen die Vorherrschaft des Judentums, dessen Gefährlichkeit für unser geistiges Leben er früh erkannt hat. Mit seinen eigenen dichterischen Arbeiten hat er uns gezeigt, was Heimatkunst ist, insbesondere mit seinen beiden schleswig-holsteinischen Heimatromanen „Die Dithmarscher“ und „Dietrich Brandt“ sowie mit seinen lyrischen Gedichten, den Zeitgedichten und den „Deutschkvölkischen Gedichten“ (Auswahl bei Th. Weicher, Leipzig). Auf die „Neuen Gedichte“ habe ich ja erst kürzlich (Deutschl. Ern. Heft 5) hingewiesen. Zur Abrundung des Bildes vom Dichter Bartels seien nicht die Dramen (Luther-Trilogie, „Catilina“ usw.) und das satirische Epos „Der dumme Teufel“ vergessen. Als völkischer Mann hat auch Bartels die Schädlichkeit des V.-Systems rechtzeitig erkannt. Als Widmung an Hindenburg schrieb er in sein deutschkvölkisches Dichterbuch „Voll und Vaterland“ hinein:

„Hätten wir einen wie dich,
Du dort draußen, auch drinnen,

Würden wir mehr als gewinnen:
Wachsen gewaltiglich!“

Obwohl das Gegenteil eintrat — nie hat er den Mut sinken lassen und gar Verzeißlung gepredigt: In Wort und Schrift hat er an der nach dem Zusammenbruch aufblühenden völkischen Bewegung mitgearbeitet. Wir danken es ihm und wünschen ihm, daß er bald sehe und erlebe den Beginn einer neuen, besseren Zeit: den „Tag des Deutschen“.

Deutsches Recht und deutsche Sitte.

Von Frau Maria Groener (Bremen).

In der Frage der inneren Entwicklung der Völker lassen sich zwei von Grund auf verschiedene Betrachtungsweisen unterscheiden: Die eine geht aus von der Annahme, daß jedes Volk im Urzustande naiv, geistig roh, voll Furcht vor unbekannten Naturerscheinungen, schutzsuchend bald und bald blindmutig draußgängerisch, kurzum, lindlich gewesen sei, und daß es sich dann langsam zu einer höheren Stufe, zu größerer Reife, entwickelt habe. Die andere Betrachtungsweise nimmt an, daß gerade im unverfälschten und blutlich noch unvermischten Urzustande ein Volk geistig wie körperlich ganz auf der Höhe steht, und daß es qualitativ abnimmt, je mehr es quantitativ zunimmt.

Wer der ersten Annahme zuneigt, wird jeden Versuch einer Rückkehr zu den Ursitten seines Volkes als verfehlt betrachten müssen; wer, umgekehrt, der zweiten Ansicht huldigt, wird alles Heil in der Wiederbringung der unverfälschten alten Sitten sehen und eine Gesundung eines kranken Volkes einzig und allein erhoffen von der Rückkehr dieses Volkes zu den Brunnen seiner Urkraft.

Unser deutsches Volk ist erkrankt. Das wissen wir alle. Und wir wollen alle gesund werden. Was nun sollen wir tun? Rückkehren zu den Sitten unsrer Väter? Oder diese Sitten beiseite schieben als die Sitten eines Volkes in den Anderschuhen, und nach einer neuen Sitte suchen, die dem Alter der Mannbarkeit entspricht? —

Es hat sich in Deutschland eine Gesellschaft für deutsches Recht gebildet.¹⁾ Sie steht auf dem Boden der Anschauung, daß es keine schwächliche Kinderzeit unsres Volkes gegeben hat, sondern daß Rückkehr zu den Ursitten allein uns retten kann.

Jeder tief- und ernstdenkende Mensch muß früher oder später einmal zu der Einsicht gelangen, daß die Anschauung, es gäbe einen Kindheits- und Naturzustand der Völker, notwendig falsch sein muß. Wie heute Kinder und Kinder verschieden sind, und, ganz unbeeinflusst von Erziehung und Umwelt, das eine sich vor dem Donner verkrümmt, indes das andere der Donnerwolke die zornig geballte kleine Faust entgegen hält; das eine die Augen verhüllt vor dem Blitze, indes das andere funkelnden Blickes und mit herausfordernder Gebärde oder in andachtvoller Bewunderung der schönen Naturerscheinung gegenübertritt, so gibt es auf jeder Stufe der Völkereentwicklung Individuen, die sich fürchten in Gefahr, solche, die sich darinnen doppelt fühlen, und solche, die dadurch zu Andacht gestimmt werden. Immer gab es und gibt es Sklaven, Krieger und Priester der Menschheit.

Man kann nun aber sehr wohl die relative Reife der Völker vom Urstage an annehmen und dennoch ein Gegner sein einer bedingungslosen Wiederbelebung alter Sitten, und dies nicht nur aus dem sehr einleuchtenden Grunde, daß Zeiten des Verfalls anderer Hilfsmittel bedürfen als Zeiten der Gesundheit — bei solcher Begründung wäre vielleicht der Weg zu ändern, das Ideal der alten Sitte als solcher bliebe aber bestehen — man kann aber auch an eine Entwicklung nicht glauben und dennoch die alten Sitten als Ideale verwerfen dann, wenn sie sich herauskristallisiert hatten z. B. in einer Zeit der Ausdehnung, in daran-

¹⁾ Arbeitsamt Bochum, Marktstraße 5.

schließender Erwägung dessen, daß Zeiten der Notwendigkeit der Beschränkung ganz andere Sitten heischen.

Statt allgemeiner abstrakter Betrachtungen ein einzelnes konkretes Beispiel! Arnold Wagemann, der Gründer der Gesellschaft für deutsches Recht und eifriger Förderer jener Bestrebungen, verlangt im Punkte Sachenrecht: „Beseitigung des römischen Begriffes eines unverantwortlichen Eigentums unter Anerkennung des Vorhandenseins... des Verfügungsrechts und des Nutzungsrechts“. Er greift mit dieser Forderung zurück auf eine uralte germanische Einrichtung, die Julius Caesar mit folgenden Worten beschrieben hat: „Keiner hat ein bestimmtes Maß von Ackerfeld oder eigenen Besitz, sondern die Behörden und Fürsten teilen Jahr für Jahr den einzelnen Stämmen und Sippen, die sich zusammengefunden haben, an Bauland zu, so viel und wo ihnen gut scheint, und dringen auf jährlichen Wechsel.“

Ist es nun gut oder ist es schlecht, eine Wiederbelebung dieser alten Sitten anzustreben? Caesar, den Brauch näher begründend, sagt zunächst allgemein: „Mit dem Ackerbau geben sie sich nicht viel Mühe“ (Tacitus gibt dazu die positiven Gründe: „Faulheit, ja Feigheit heißt es, mit Schweiß zu verdienen, was man mit Blut gewinnen kann“), und fährt dann fort: „Für diesen Brauch (den des bloßen Verfügungs- und Nutzungsrechtes) bringen sie viele Gründe bei; damit sie nicht, durch ständige Gewohnheit gefesselt, die Kriegeslust mit der Feldarbeit vertauschten, damit sie nicht nach Erweiterung ihres Gebietes strebten und die Mächtigen nicht die Schwächeren aus ihrem Besitz vertrieben, daß sie nicht sorgfältiger zum Schutz vor Kälte und Hitze bauen sollten, daß keine Geldgier entstehe, die Parteiungen und Zwistigkeiten zur Folge habe, daß sie dem Volke die Zufriedenheit erhielten, da jeder sein Vermögen mit dem der Vornehmsten vergleichen könne.“

Ein seltsames Gemisch von Gefühlen lösen diese Worte in uns aus. Es mischt sich Hochachtung vor der Geringschätzung des irdischen Besitzes (hänge dein Herz nicht an die Güter dieser Welt) mit Verachtung des Mannes, der Beuteergreifen über Schweißarbeit stellt. Wie ist dieser Zwiespalt aufzulösen? Nur durch die oben angedeutete Erwägung, daß unsere Urabnen zu jener Zeit in der ungehemmten lustvollen Ausdehnung und im Kampfe gegen Niederrassigere, die sie nicht zu schonen und zu achten brauchten, sich befanden. Mit einem Schlage aber ändert sich das Bild, wenn Zeiten heranbrechen wie die unsern, wo der Fuß nicht mehr genug Boden hat, um fest zu stehen, geschweige denn der Leib genug Boden, um satt zu werden. Jetzt, in der Not, weiß der Einzelne in Weh und Glück, was es heißt, Eigentum zu haben. Jeder Ausfall über die Grenzen, einst lustvoll, ist heute ein Einbruch in die Sphäre des darbenenden Bruders; heute ist das „wenig Mühe geben mit dem Ackerbau“ nicht nur ein Unglück, es ist Sünde; heute geht nicht mehr, was Tacitus sagte: „Die Fruchtbarkeit des Bodens suchen sie nicht durch Baumpflanzungen, Wiesenanlagen und Gemüsegärten künstlich zu steigern.“ Heute muß das alles sein, oder wir gehen elend zugrunde. Wie nun, wenn die alte Wechseleinteilungswirtschaft wieder eingeführt würde? Wer wird Freude haben daran, zwei Jahre lang einen Baum zu pflegen, den er im dritten einer andern Hand und einem anders anordnenden Kopfe überlassen soll? Wie soll heute, in der Zeit furchterlichst angespannten Daseinskampfes, ein Mann noch Interesse haben für ein Stück Boden, das ihm nicht gehört und dessen Ertrag nicht er allein nutzbar machen darf? — Muß er nicht mitarbeiten, um die Säulen und Trägen zu

speisen? Muß er nicht verbessern, was andere vor ihm mutwillig oder gedankenlos verwahrloßt haben? Wir sehen an diesem einen Beispiel: Das, was paßte für Zeiten ungehemmten Überflusses, paßt nicht für Zeiten der Not; was galt für Zeiten der Unterbevölkerung, wäre Gift und Tod für Zeiten der Überbevölkerung. Wie nun aber? Soll alles bleiben, wie es ist? — Soll weiter das Eigentumsrecht bestehen bleiben? Jeder Land kaufen und verkaufen dürfen, wie es ihm beliebt? Soll weiter „geschoben“ werden in Höfe und Häuser, kaufen und verkaufen, weiter einer alles haben und die Masse nichts? — Freiland, Freigeld, rufen die einen, und eine Menge jubelt ihnen zu. Gartenstadt und Landaufteilung, Erbschaft an den Staat... Schlagworte um Schlagworte wirbeln durch die Luft und verwirren sinnlos die Köpfe der Menschen.

Woher kommt denn da die Rettung? Kommen sollte sie vom Horte der Geistigkeit, von der Hochschule. Kommen müßte sie aus der Rechtsphilosophie, die, das Allgemeine und Gültige herausziehend aus der Flucht der wechselnden geschichtlichen Erscheinungen, für jede Zeitepoche die ihr angemessene Lösung der Rechts- und Sittenfrage bereit hätte und den Menschen zumindest zurufen könnte: So und so ist die einzige Lösung.

Warum versagt hier unsere deutsche Hochschule? — Warum hüllt sie sich, bebrillt gebeugt über uralte Solianten in Schweigen in Anbetracht neuer im Volke erwachsender Bestrebungen? Hält sie es nicht für nötig, auf Bewegungen zu achten, die noch in den Kinderschuhen stecken? Möge doch die verheerende Wirkung der Populärmedizin warnendes Beispiel ihr sein! Wie die Schulmedizin lächelnd herabblühte auf die Glutwelle populärmedizinischer Werke, nicht daran denkend, wie in kurzer Zeit die dadurch hervorgerufene Seuche der Laienbesserwisserei die praktischen Ärzte um Ruhe, Ansehen, Fassung und Autorität bringen mußte, so lächelt sie zu allen populären Bewegungen auf juristischem Gebiete, bis die praktischen Juristen an Schöffens- und Geschworenenverbildung stöhnend erleben werden, daß es noch leicht war, mit rohen und teilnahmslosen Laien zusammen zu arbeiten im Gerichtsverfahren, daß es aber nervenzermend und fassungseimbüßend sein wird, mit verschobenen und verschrobenen Idealisten und Schwärmern zusammen Recht zu sprechen.

Freilich, solche neue Bewegung rasch-richtig in Zeit und Wissenschaft einzu-reihen, dazu gehört nicht allein guter Wille und geistige Biegsamkeit. Wir stehen so vielen akuten Erscheinungen im Gebiete der Wissenschaft (ich erinnere an Einstein, Spengler usw.) relativ so fassungslos gegenüber auch deshalb, weil der folgerichtigste und klarste Denker, den wir haben, und der überall Maßstab geben könnte, Arthur Schopenhauer, so lange geflüstertlich ganz totgeschwiegen worden ist, so daß die heutige Generation die geistige Waffe, die ihr in ihm für diese Zeitperiode gegeben worden ist, nicht anzuwenden vermag, da sie ihn nicht „intus“ hat.

Ich will im folgenden versuchen, an einzelnen Punkten der Wagemannschen Lehren Schopenhauer als Maßstab einzustellen und hoffe damit Laien zum Nachdenken und Sachleute zum Bearbeiten der Fragen im angeedeuteten Sinne anzuregen.

In einer feindurchdachten Auseinandersetzung führt Wagemann aus, daß im germanischen Rechte die Erhaltung den Vorrang vor der Förderung hatte; deutlicher ausgedrückt: „Unsre Vorfahren schlossen jede Förderung des Einzelnen oder der Gesamtheit so lange aus, bis die Ansprüche aller auf Erhaltung befriedigt waren. — Dem Römer... war diese Erkenntnis verloren ge-

gangen. Er ging aus von der Berechtigung, stellte die eigene Förderung in den Mittelpunkt und gab ihr die Mittel, sich zwangsweise durchzusetzen; der Germane folgernte aus der Unzulänglichkeit des Vorhandenen die Pflicht der Beschränkung eigener Förderung zur Erhaltung aller und ließ erst aus dieser Pflicht die Rechte entstehen.“ Es ist erfreulich, zu sehen, wie Schopenhauer, von ganz andern Erwägungen ausgehend, genau zum gleichen germanischen Standpunkte kommt: „Der Staat ist nichts weiter als eine Schutzanstalt gegen äußere Angriffe des Ganzen und innere der Einzelnen untereinander...; er bezweckt: „Schutz nach außen, Schutz nach innen, Schutz gegen den Beschützer.. Die Absicht des Staates ist, daß keiner Unrecht leide, weiter kann er nichts tun.“ Ja, hierher gehört so recht die oft mißverstandene Schopenhauerstelle: „Das Mitleid (Förderung!) sollte niemals seinen unmittelbaren persönlichen Charakter verlieren und zum Staatszweck werden, sonst artet es aus und arbeitet dem Teufel in die Hände. Der heutigen Tages herrschend gewordene Materialismus will dies nicht gelten lassen; er ist optimistisch; er erhebt das Haupt und kommt, mit seinem Begleiter, dem Bestialismus (von gewissen Leuten Humanismus genannt) an der Hand, heran.“

Wenn es scheinen will, daß die Gedanken Schopenhauers sich nicht reiflos decken mit denen der Wiederbeleber, der mache sich klar, daß alle verfrüht Förderung der Gesamtheit nur ein weitschauender Egoismus ist, denn der Einzelne genießt die Früchte mit, die für die Gesamtheit gezüchtet werden. Darum sind denn zumeist auch alle sozialen Beglückungseinrichtungen rein egoistischen Ursprungs, und ihre Schöpfer meist erstaunlich selbstsüchtige Charaktere von niederem Menschentypus, was nach der soeben angestellten philosophischen Betrachtung uns nicht mehr wundern darf.

Wie im Allgemeinen Schopenhauer das feine Gefühl dafür hatte, daß des Staates erste und heiligste, wenn auch sehr wenig glanzvolle und lobens-eintragende, Pflicht, die schlichte Pflicht der Erhaltung sei, so begegnet er sich auch mit dem reinen Idealisten Wagemann in Einzelheiten.

Oder klingt nicht Wagemanns Wort: „Ein Recht, zu strafen, gibt es dem erwachsenen Menschen gegenüber nicht; die hierüber herrschenden Bestimmungen beruhen auf römischen Irrtümern“, wie ein Echo zu den nachdenklichen Worten Schopenhauers, die dieser beim Lesen Kants und in Entsetzen über dessen ganz falsche Begriffe über das Strafrecht niederschrieb: „Nach der allerstrengsten erhabensten Tugendlehre sind vielleicht Strafe und Staat nicht erlaubt; weil der Zweck beider etwas ist, das unser Zweck nicht sein soll, und dessen Beförderung vielleicht unsern einzigen Zweck stört. Dabin deuten die Aussprüche: ‚Rechtet einer mit dir um den Mantel, so gib ihm auch den Rod!‘ und: ‚Schlägt dich einer auf den rechten Backen, so halte auch den linken hin‘, und jenes: ‚Mein ist die Rache‘. — Man spricht dagegen: Dann werden die Tugendhaften vertilgt und die Erde bloß der Tummelplatz der Bosheit sein. — Vielleicht: aber ist das ein Übel? — Geht uns das an?“

Ganz dem analog gerät das streng germanische Empfinden Schopenhauers in Aufruhr ob Kants Stellung zum Begriffe des Eigentumsrechtes und nähert sich merklich dem reinen Begriffe Wagemanns vom „verantwortlichen Eigentum“: „Nur aus Kants Alterschwäche ist mir seine ganze Rechtslehre, als eine sonderbare Verflechtung einander herbeiziehender Irrtümer, und auch dieses erklärlich, daß er das Eigentumsrecht durch erste Besitzergreifung begründen will. Denn wie sollte doch die bloße Erklärung meines Willens,

Andere vom Gebrauch einer Sache auszuschließen, sofort auch selbst ein Recht hiezu geben? Offenbar bedarf sie selbst erst eines Rechtsgrundes; statt daß Kant annimmt, sie sei einer. Und wie sollte doch derjenige an sich, d. h. moralisch, unrecht handeln, der jene, auf nichts als auf ihre eigene Erklärung gegründeten Ansprüche auf den Alleinbesitz einer Sache nicht achtete? Wie sollte sein Gewissen ihn darüber beunruhigen?, da es so klar und leicht einzusehen ist, daß es ganz und gar keine rechtliche Besitzergreifung geben kann... Bloßer Genuß einer Sache, ohne alle Bearbeitung oder Sicherstellung derselben gegen Zerstörung, gibt ebenso wenig ein Recht darauf, wie die Erklärung seines Willens zum Alleinbesitz. Daher, wenn auch eine Familie ein Jahrhundert auf einem Revier allein gejagt hat, ohne jedoch irgend etwas zu dessen Verbesserung getan zu haben; so kann sie einem fremden Antömmeling, der jetzt eben dort jagen will, es ohne moralisches Unrecht gar nicht wehren. Das sogenannte Präoccupationsrecht also, demzufolge man für den bloßen gehaltenen Genuß einer Sache, noch obendrein Belohnung, nämlich ausschließliches Recht auf den fernern Genuß fordert, ist moralisch ganz grundlos. Dem sich bloß auf dieses Recht Stützenden könnte der neue Antömmeling mit viel besserem Rechte entgegenen: „Eben weil du schon so lange genossen hast, ist es Recht, daß jetzt auch Andere genießen.“

Sehen wir an diesen Beispielen das arische Empfinden Schopenhauers so recht deutlich (verlorend wäre es, auch seine ablehnende Stellungnahme zu der jüdischen Rechtslehre Spinoza's näher sich anzuschauen, doch fehlt uns hiezu hier der Raum), so wollen wir nun einen Schritt weiter gehen, um zu erfahren, wie Schopenhauer in die Sehnsucht des Herzens nach dem ungefälschten deutschen Rechte der Zeiten glückvoller Ungebundenheit den Stempel der vernünftigen Klarheit denkenden Kopfes drückt, um auf solche Weise zwei gleich gefährliche Klippen, Brutalität und weiche Sentimentalität, zu umschiffen, und um an Stelle vager Schwärmerei klarphilosophische Erkenntnis zu setzen.

Zunächst die Frage des Eigentums, die wir gleich zu Eingang berührten und offen stehen lassen mußten, da wir keinen Weg fanden zwischen Freiland auf der einen und unverantwortlichem Eigentum auf der andern Seite. Ganz klar löst Schopenhauer die scheinbar so schwierige Frage (die ausschlaggebende Stelle ist von mir gesperrt) mit den folgenden Worten:

„Jeder Mensch ist dem Andern als Mensch gleich. Daher Jeder vom Andern unabhängig, d. i. frei.

Was ich durch meine Arbeit hervorbringe, ist mein: weil ein Anderer, der es nehmen wollte, auch meine darangewandte Arbeit, d. i. meine Kraft, folglich einen Teil meiner Person, also mich, meine Freiheit nehmen würde.

Daher gründet sich aller Besitz allein auf angewandte Mühe. Der Apfel, den ich halte, ist (NB. wenn kein Anderer durch frühere Mühe früheres Recht auf ihn hat) mein, weil ich ihn gefaßt habe: mein Land, weil ich es gebaut habe. In einem Lande, wo die Erde ohne alle Wartung trüge, könnte es kein Grundeigentum rechtlich (wiewohl durch Faustrecht, i. e. Unrecht) geben, jeder hätte nur, was er hielt. Besitznahme entdeckter Länder ist daher Faustrecht.

Das Land, was ich gebaut habe, ist von dem an mein, weil sein Zustand mein Werk ist.“

Hier ist ganz deutlich die Brücke gegeben. Wagemann hat vollkommen recht, wenn er den Begriff des unverantwortlichen Eigentums verwirft. Nur darf das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet werden; nicht alles Eigentum ist abzuschaffen, sondern nur das unverantwortliche. Eigentum ist

nur, was durch eigene Mühe erworben, oder, wenn ererbt, so verwaltert und bearbeitet wird, daß es seine Frucht trägt. Diese Frucht, wenn sie mehr ist als der Besitzer für sich braucht, muß in Wohlfahrt umgesetzt werden. Wird das Eigentum vernachlässigt oder zu Überproduktion vergewaltigt etwa durch Auflegen ungebührlicher Pachtzinsen, so muß der Staat das Recht haben, hier einzugreifen zum Schutze der Einzelnen gegeneinander. Und gilt der Reiche nicht freiwillig ab von seinem Überflusse, so muß er dazu gezwungen werden.

Immer besser Zwangsmaßnahmen des Staates als eine allgemeine Wechsel-Bodenverteilung, und das deshalb, weil die letztere nicht auf Klugheit und Güte wirkt, mithin jene besten Instinkte und Kräfte in der Menschenbrust keine Gelegenheit mehr finden läßt zur Auswirkung.

Freilich, wir dürfen uns nicht verhehlen: versagen wir uns die Einführung von Idealgrundlagen, so müssen wir auch, um Ordnung aufrecht zu erhalten, zu den verpönten Strafen greifen. Wir können das aber tun ohne Gefahr, wenn wir bei Schopenhauer lernen, Strafe nicht als Rache, sondern als Schutzmittel aufzufassen. Auch unsere Vorfahren kannten ja die Strafe. Wagemann geht in seiner absoluten Ablehnung etwas zu weit. Versenkten doch unsere Vorfahren Feiglinge in Moor und Sumpf, knüpften sie doch Verräter an die Bäume. Daß sie in der Todesart einen Unterschied machten, beweist schon, daß sie, wie eben Schopenhauer das auch fordert, instinktiv fühlten, nicht der Täter sei zu bestrafen, sondern die Tat. Und wie sehr weit sie davon entfernt waren, Strafe als Rache aufzufassen, beweist des Tacitus Wort: „Die Könige dürfen kein Strafgericht verhängen, nicht einmal schlagen, was nur den Priestern zusteht, und zwar nicht als Strafe oder auf Geheiß des Feldherrn, sondern gleichsam auf Befehl der Gottheit.“ Wir brauchen also weiter nichts zu tun, als bei unsern Vorfahren in die Schule zu gehen, um zu sehen, wie gesunde, gefühlte Wahrheit sich auswirkt, um sodann durch Schopenhauers Beweiskraft die gefühlte Wahrheit ins Gebiet der Wissenschaft uns erheben zu lassen, und wir werden alle Übertreibungen vermeiden, und die so begrüßenswerte Bewegung für deutsches Recht wird auf solche Weise niemals auf Abwege geraten.

Das so schlichte Wort Schopenhauers, das zu dieser Aufgabe den Schlüssel reicht, und das ich rate, mehrere Male langsam durchzulesen, heißt: „Dem Strafrechte sollte, nach meiner Ansicht, das Prinzip zum Grunde liegen, daß eigentlich nicht der Mensch, sondern nur die Tat gestraft wird, damit sie nicht wiederkehre: der Verbrecher ist bloß der Stoff, an dem die Tat gestraft wird; damit dem Gesetze, welchem zufolge die Strafe eintritt, die Kraft abzuschreden bleibe. Dies bedeutet der Ausdruck: ‚Er ist dem Gesetze verfallen.‘ Nach Kants Darstellung, die auf ein *jus talionis* hinausläuft, ist es nicht die Tat, sondern der Mensch, welcher gestraft wird. Wir strafen, um uns vor neuen Verbrechen zu sichern, nie wegen des Vergangenen, sondern wegen des Künftigen, zum gemeinsamen Nutzen, nach gemeinsamer Übereinkunft: nicht aber, wie Kant sagt, ‚weil er verbrochen hat‘ — das wäre Rache. — Bürgerliche Strafen sind moralisch bloß erlaubt und zwar bloß aus obigem Grunde: keineswegs gebietet sie ein kategorischer Imperativ. Der Herr spricht: ‚Mein ist die Rache und ich will vergelten!‘ Also ist der öffentlich Gestrafte Mittel? Ja: er hat die öffentliche Sicherheit gestört und ist jetzt Mittel zu ihrer Wiederherstellung (ihre Sühnopfer). Der Staat hat durch ihn eine Verletzung erhalten, für die er selbst jetzt Heilmittel sein muß.“

* * *

Nur an zwei herausgegriffenen Beispielen haben wir hier gezeigt, wie Schopenhauer Wegweiser uns sein kann in der Reformbewegung des deutschen Rechtes. Mehr zu zeigen verbietet uns Raummangel. Sonst würden wir beispielsweise Schopenhauers Stellung zur Frage: Sachrichter oder Laienrichter, Art der Frauenvertretung in der Regierung, seine Regelungsvorschläge in Fragen des Jugendunterrichts, seine Stellung zu Sexualverbrechen, seine Begriffe der bürgerlichen Ehre, um nur einiges Wenige herauszugreifen, beleuchtet haben. Möge das Bekanntwerden mit den vorliegenden Bruchstücken der Rechtsanschauung Schopenhauers Lust machen, mit Schopenhauers Rechtslehre näher sich zu befassen! Denn mit Schopenhauer kann der Deutsche wieder sich selbst finden, wieder innig, ernst und wahr werden in seiner Sitte, mit ihm kann er den Weg finden, ein Recht sich zu bauen, das ihm gemäß ist, und das daher die deutsche Wiedergeburt in segensvolle Wege leiten kann und wird.

Von der Verlogenheit unserer Zeit.

Das Lügen ist des Sklaven Sache.

Plutarch.

* * *

Wer das Lügen leidet, lehrt das Stehlen.

Sprichwort.

(Wo wird mehr gelogen als beim Parlamentarismus? Wo wird dem Bürger mehr aus der Tasche gestohlen als beim Parlamentarismus? Die Schriftleitung.)

* * *

Der denkbar höchste Grad der Lüge ist dann erreicht, wenn das Unterscheidungsvermögen zwischen Wahrheit und Falschheit aufhört und der Lügende seiner eigenen Lüge glaubt und sich darüber entrüstet, daß andere in seine Worte Zweifel setzen.

v. Solgendorff.

* * *

Je ungeheuerlicher eine Lüge, desto leichter schluckt sie der Böbnerglaube.

Joh. Scherr.

* * *

Keine Lüge geht zugrunde sondern ist zum Wachstum ausgesät.

Carlyle.

* * *

Nichts bricht Herz, Mut, Kraft geschwinder als die Lüge; die Lüge ist das teuflischste, weil das feigste Laster.

E. M. Arndt.



Das Siechtum der deutschen Volkswirtschaft, seine Ursachen und seine Bekämpfung.

Von Dr. Felix Kuh.

Einer späteren Geschichtsschreibung muß es vorbehalten bleiben, die letzte Ursache des Niederganges zu erfassen, dem unser Vaterland in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht erlegen ist. Wir Zeitgenossen werden noch zu sehr vom Strom der Ereignisse umspült und fortgerissen, als daß wir mit voller Sicherheit sagen könnten, diese oder jene Erscheinung habe den ersten Ausgangspunkt des Unheils gebildet. Mit höchster Wahrscheinlichkeit kann man, gestützt auf geschichtliche Lehren, annehmen, daß die eigentliche Ursache auf rein geistigem Gebiet, in der Abwendung von gefestigten sittlichreligiösen Grundsätzen, in der fortschreitenden Materialisierung und Mechanisierung, in der Veräußerlichung unseres ganzen Lebens zu suchen ist. Aber, wie gesagt, wir stehen den Dingen noch zu nahe, als daß wir einen klaren Überblick über das Wesen der Geschehnisse haben könnten. Einstweilen müssen wir uns damit begnügen, wenigstens diejenigen Zusammenhänge zu erkennen, durch die unmittelbar die Entwicklung bestimmt wird; wir sind uns bewußt, daß wir dabei in gewissem Sinne an der Oberfläche bleiben, aber schon, wenn wir die nächsten Gründe — es werden immer mehrere sein — ermitteln können, ist für die Behandlung des Übels viel gewonnen und der Weg zur Heilung vorgezeichnet.

Mit solchem Vorbehalt dürfen wir behaupten, daß jedenfalls ein Ereignis am meisten dazu beigetragen hat, unseren Wirtschaftskörper in schweres Siechtum zu versetzen. Der verlorene Krieg, der Umsturz, die Torheit der sogenannten leitenden Stellen, die, im Erfüllungswahn befangen, dem Wirtschaftsleben Unmögliches zumuten — diese verhängnisvollen Dinge haben selbstverständlich der Volkswirtschaft unendlichen Schaden zugefügt, aber so kräftig, so gesund, wenn auch etwas überstürzt, hatte sich unsere Wirtschaft unter der alten, jetzt so heftig angefeindeten Staatsform entwickelt, daß selbst jene Schicksalsschläge allenfalls noch zu ertragen gewesen wären. Was jedoch notwendig zum Untergange führen muß, das ist die Tatsache, daß das deutsche Volk durch seine Arbeit eine unendliche Masse von Menschen erhalten muß, die entweder nur in mittelbarem Sinne Werte schaffen oder ganz brach liegen, oder sogar, was das schlimmste ist, als bössartige Schmarotzer auftreten. Auf Markt und Gasse wird der richtige Standpunkt gepredigt, daß Deutschland nur durch seine Arbeit wieder hoch kommen kann, aber man stellt nur selten fest, wer denn in unserem Vaterlande wirklich arbeitet, und wieviel Leute es für weitaus bequemer und vorteilhafter halten, von der Arbeit der Mitmenschen zu leben. Es ist die alte menschliche Gewohnheit, die Arbeit zu loben, aber nur die Arbeit der anderen! Wer indessen die wichtigste für uns erkennbare Ursache des wirtschaftlichen Siechtums durchschauen will, der muß sich zunächst mal über den Begriff der Arbeitsleistung klar werden.

Es leuchtet ein, daß die Volkswirtschaft nur gedeihen kann, wenn ein richtiges Verhältnis zwischen unmittelbar, mittelbar und nicht erzeugenden Personen besteht. Die Einschlebung erzeugungsfeindlicher Personen, worunter Deutschland augenblicklich am meisten leidet, ist eine besondere

Erscheinung, die wir an anderer Stelle für sich behandeln müssen. Nun ist bekanntlich über den Begriff der wertschaffenden Arbeitsleistung schon unendlich viel gesprochen und geschrieben worden, in jedem volkswirtschaftlichen Lehrbuch kann man nachlesen, wie weit die Ansichten darüber auseinander gegangen sind. Der Engländer Adam Smith hat alle Dienstleistungen für unwirtschaftlich erklärt, bei denen sich die Arbeit durch keinen besonderen Gegenstand, keine verkäufliche Ware verkörpert. Für unsere Betrachtung ist das Urteil über den Handel besonders wichtig. Man hat ihm lange Zeit hindurch überhaupt jede wertschaffende Arbeitsleistung abgesprochen, wobei man ja zweifellos das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat. Andererseits werden wir sehen, daß die Stellung, die sich heute der reine Zwischenhandel angemacht hat, weit über das Maß des Zulässigen hinausgeht. Es wird also für die ganze Sache entscheidend sein, daß wir möglichst genaue Bestimmungen der unmittelbaren und mittelbaren Erzeugung, sowie der Unwirtschaftlichkeit aufstellen, worauf wir in der Lage sein werden festzustellen, ob sich das deutsche Wirtschaftsleben noch im Gleichgewicht befindet oder ob eine der nicht unmittelbar erzeugerischen Gruppen schon ein so starkes Übergewicht gewonnen hat, daß das Ganze notleidet und sein Zusammenbruch zu befürchten ist.

Unmittelbar wertschaffende Arbeit leisten die Hersteller solcher Güter, die für das Leben des Volkes durchaus unentbehrlich sind, das Wort „unentbehrlich“ zunächst einmal in rein leiblichem Sinne gebraucht: Ernährung, Kleidung, Wohnung, daneben noch Beleuchtung, Heizung und die notwendigste Verkehrsfürsorge, sowie die Anfertigung lebenswichtiger Geräte und Waffen. Dies bezeichnet den Umkreis derjenigen Dinge, auf die unmittelbar wertschaffende Arbeit entfällt.

Mittelbar wertschaffende Arbeit wird von denen vollbracht, die für Schutz und Ordnung in der Wirtschaft sorgen und den Austausch der Güter, soweit er sich nicht von Erzeuger zu Verbraucher vollzieht, bewerkstelligen. Hierher gehören also die Beamten, Soldaten und sonstigen Hüter der öffentlichen Ordnung, sowie die gesunde, bodenständige Kaufmannschaft, die den volkswirtschaftlich überaus wichtigen Versorgungshandel betreibt. Mittelbar wertschaffend sind auch die für unsere Kultur vielleicht bedeutsamsten Stände der Vertreter von Kunst und Wissenschaft, sowie der ganze Lehrstand.

Nicht wertschaffend sind alle diejenigen Personen, die zu jung oder zu alt, zu krank oder zu schwach sind, um irgend eine Tätigkeit auszuüben, ebenso die durch Unglück, Fahrlässigkeit oder bösen Willen arbeitslos Gewordenen; ferner sind nicht wertschaffend im Sinne der Volkswirtschaft diejenigen Arbeiter, die zwar wirkliche Werte schaffen, z. B. Kohlen fördern, deren Arbeitsergebnis aber ohne Nutzen für uns an das Ausland abgeführt werden muß. Endlich ist noch eine in unserer Zeit besonders hervortretende Erscheinung zu berücksichtigen, die wir als „versteckte“ Unwirtschaftlichkeit oder umgekehrt als *Schlwirtschaft* bezeichnen möchten. Das ist die große Zahl derjenigen, die arbeiten, ohne doch eigentlich zu arbeiten, die ihre Arbeitszeit und Arbeitsleistung absichtlich unter das Maß desjenigen herabsetzen, was sie eigentlich vollbringen könnten. Selbstverständlich muß hier auch an die gewaltigen Verluste erinnert werden, die der Volkswirtschaft durch Streiks usw. entstehen.

Im Gegensatz zur ersten, unmittelbar wertschaffenden Gruppe stehen die leider nur zu zahlreichen Kreise, die die Erzeugung belasten und ihren Wert verringern. Hier ist die gefährlichste Ursache für das Siechtum unserer Volks-

wirtschaft zu suchen. Die Aufkäufer und Preistreiber, die Kettenhändler, die Schieber und Wucherer in Stadt und Land, sie sind es, die den krankhaften Zustand der Wirtschaft zu dem der Lebensgefahr gesteigert haben, und zwar zu einer solchen, daß, wenn nicht schleunigst eingegriffen wird, unfehlbar der Tod des Wirtschaftskörpers eintreten muß. So sicher wie der bodenständige, berechnende Handel sich einer starken, wenn auch natürlich nur mittelbar wertschaffenden Arbeitsleistung rühmen darf, so gewiß sind die schmarogenden Eindringlinge die schärfsten Feinde aller Wirtschaftlichkeit. Sie wirken als Schädlinge der Erzeugung auf dreifache Art. Erstens dadurch, daß sie die Preise aller Erzeugnisse durch wilde Aufkäufe und Preisüberbietung unnatürlich in die Höhe treiben, zweitens durch ihre Machenschaften einen Teil der Erzeugung verderben und verkommen lassen, und ganz besonders drittens dadurch, daß sie die Ware nach dem Auslande verschieben und sie dadurch dem heimischen Bedarf entziehen. Es mag hier gleich gesagt werden, daß die rücksichtslose Ausmerzungen dieser Schädlinge den Angelpunkt desjenigen Teiles unserer Betrachtung zu bilden haben wird, der sich mit der Bekämpfung unseres wirtschaftlichen Siechtums befaßt.

Einige Beispiele, die wir den sehr guten Darlegungen Röschers entnehmen, mögen das Verhältnis der mittelbaren und unmittelbaren Erzeugung näher erläutern. Schon Hobbes hat anerkannt, daß Ärzte, Geistliche, Richter, Anwälte natürlich durchaus zur Klasse der mittelbar wertschaffenden Kräfte gehören; er macht aber, was wie für unsere Zeit geschrieben erscheint, bereits darauf aufmerksam, daß ihre unverhältnismäßig große Zahl zur Volksverarmung führen muß. Sume hat die Kaufleute für wertschaffend angesehen, soweit sie eben die Verteilung der Güter in lauterer Weise besorgen, dagegen sei ein Arzt oder Anwalt nicht wertschaffend, weil er nur auf anderer Leute Kosten reich werden könne, wobei der Trugschluß auf der Hand liegt. Denn der Arzt ist mittelbar wertschaffend, da er sich bemüht, die Gesundheit der eigentlichen Erzeuger zu erhalten, der Anwalt ebenso, da er dafür sorgt oder doch sorgen soll, daß der Erzeuger zu seinem Rechte kommt. Der Schuhmacher ist unmittelbar erzeugend, der Richter, der die Bezahlung der Schusterrechnungen sichert, mittelbar wertschaffend. Der Landmann ist selbstverständlich und in erster Linie unmittelbar erzeugend, ebenso der gewerbliche Unternehmer und dessen Mitarbeiter; Soldaten und Polizisten sind im höchsten Grade mittelbar wertschaffend, weil ohne sie eine Sicherheit der Erzeugung überhaupt nicht vorhanden sein würde. Endlich muß festgestellt werden, daß nicht, wie Smith meint, die Herstellung jeder verkäuflichen Ware als wertschaffend aufgefaßt werden kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß derjenige Landmann, der Lebensmittel schafft, in viel höherem Maße wertschaffend wirkt als ein anderer, der etwa Maiblumen oder dergleichen erzeugt. Der Handel, der Baumwolle oder Erdöl herbeischafft, gehört sicherlich durchaus zu den guten, mittelbar tätigen Kräften, wenn er aber überflüssige Schledereien oder anderes Zeug einführt, so ist das nicht der Fall.

Wissenschaft und Schrifttum können bis zu einer gewissen Grenze beanspruchen, zu den wichtigsten Gliedern mittelbarer Werterzeugung (Presse, gute Dichtkunst, belehrende und bildende Schriften, erhebende und erfreuende Musik) gezählt zu werden, aber ein Blick auf die Unmasse geschriebenen Schundes, auf das Kinounwesen, die schamlosen Theatervorstellungen usw. zeigt uns, wie stark hier gerade die unwirtschaftliche, ja schädliche Erzeugung vertreten ist,

und die Geschichte lehrt, daß am Überschuß von „Literaten“ schon manches Volk zugrunde gegangen ist. Die Erzeugung von Gütern, die für das eigene Volk überflüssig sind, kann höchstens dann einen Wert haben, wenn sie etwa im Auslande lohnenden Absatz finden. Auch an die Rentner muß erinnert werden, die nur dann im wertschaffenden Kreislauf stehen, wenn ihr Vermögen in wirtschaftlichen Unternehmungen angelegt ist.

Dieser kurze Überblick dürfte genügende Klarheit darüber gegeben haben, welche entscheidende Bedeutung der richtigen Verteilung der einzelnen Gruppen der Bevölkerung zukommt. Sobald die Zahl der nicht wertschaffenden Personen eine gewisse Grenze überschreitet, muß die Volkswirtschaft erkranken und absterben, denn es ist, um beliebige Zahlen herauszugreifen, wohl möglich, daß sich die Wirtschaft noch erhält, wenn von hundert Personen vielleicht siebenzig unmittelbar, zwanzig mittelbar erzeugen, während zehn von ihnen mit erhalten werden müssen. Würden aber etwa nur fünfzig unmittelbar erzeugen, während sich der Rest auf die mittelbare Erzeugung wirft oder sein Dasein als Beamter, Künstler, Rentner oder — ein heute sehr beliebter Beruf — als ein von der Gesamtheit zu unterhaltender Arbeitsloser hinzubringen sucht, so würden wenige Jahre genügen, um das Land in vollständigen wirtschaftlichen Verfall zu stürzen. Die Berufsstatistik gibt genaue Auskunft, wie sich die einzelnen Gruppen früher zu einander verhalten haben. Nach der Berufszählung von 1907 entfielen in Deutschland auf die Landwirtschaft 28,6%, auf Industrie- und Bergbau 42,8%, auf Handel, Verkehr und Gastwirtschaft 13,4%, auf Lohnarbeit und persönliche Dienste 1,3%, auf freie Berufe und den öffentlichen Dienst 4,2%, und auf die Schicht der Berufslosen 8,4%. Man sieht ohne weiteres, daß hier die unmittelbar wertschaffenden Stände noch eine Rolle spielen, die für die Erhaltung der Volkswirtschaft durchaus angemessen war. Damals herrschten also im allgemeinen Verhältnisse, mit denen man zufrieden sein konnte, und die Erfahrung hat bestätigt, daß wirklich keine besonderen Gründe zur Besorgnis vorlagen. Inzwischen aber und namentlich in der Zeit im und nach dem Kriege haben sich die Dinge wesentlich geändert. Die Zahl der unmittelbar wertschaffenden Personen und mehr noch ihre Leistung ist stark zurückgegangen, die Gruppe der mittelbar wertschaffenden Arbeiter hat, namentlich auf dem Gebiet der Beamtschaft, eine übermäßige Zunahme erfahren, und ganz besonders hat sich der Zwischenhandel aufgebläht. Eine ganz neue, überaus verderbliche Schicht nicht nur nicht wertschaffender, sondern geradezu wirtschaftsfeindlicher, drohender Linderlinge hat sich gebildet. Wir sind auf dem besten Wege, in den Zustand zu verfallen, den der Volkswirt Schmittenner als „volkswirtschaftliche Auszehrung“ bezeichnet. Deutschland verwandelt sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit in einen Drohnstaat. Im Jahre 1914 betrug die Zahl der Reichs- und Landesbeamten 750 000, 1920 bei geringerer Einwohnerzahl dagegen 1 000 000; mithin eine Vermehrung um rund 35%. Heute ist es noch schlimmer. Unlängst ist dem Reichstag eine im Landesfinanzamt verfaßte Denkschrift vorgelegt worden, wonach das Reich 743 352 Beamte, 124 481 Beamtenhilfskräfte und 689 353 noch nicht beamtete Hilfskräfte, zusammen also 1 557 686 Beamte und Hilfskräfte beschäftigt. Von den im Deutschen Reich lebenden Personen über 14 Jahren steht sonach jede 27. Person im Reichsdienst, jeder 14. Mann ist Beamter. Wir wissen, daß namentlich im Verkehrswesen, bei Post und Eisenbahn und in der Reichsfinanzverwaltung die Zahl der entbehrlichen Kräfte ganz ungeheuer ist, daß also der Unterschuß

dieser sonst so einträglichen Betriebe im wesentlichen auf die Verschwendung an Arbeitskraft zurückzuführen ist. Was das Finanzwesen anbelangt, so ist das grimmige Scherzwort nicht ganz unberechtigt, wonach im heutigen Deutschland fast die Hälfte der Einwohner damit beschäftigt ist, auszurechnen, was die andere Hälfte an Steuern zu bezahlen hat!

Aber der überflüssige Zuwachs an Beamten ist bei weitem nicht die einzige Quelle des Übels. Da wir von der Reichseisenbahn sprechen, so sei erwähnt, daß die Zahl der Mitglieder und Beamten der Betriebsräte auf diesem einem Gebiet der Volkswirtschaft gegenwärtig rund 35 000 beträgt. Etwa ein Zehntel dieser Betriebsräte dürfte von der Arbeit freigestellt sein, so daß bei einem Durchschnittstagesverdienst von nur 20 Mark rund 24 Millionen jährlich für diese „Tätigkeit“ verausgabt werden. Man hat berechnet, daß die Eisenbahn jährlich mindestens 131 250 000 Mark für eine Einrichtung ausgibt, deren Wert jedenfalls in gar keinem Verhältnis zu diesen ungeheueren Ausgaben steht. Danach kann man sich leicht ausmalen, wie sehr in unserem Wirtschaftsleben überhaupt durch die Betriebsräte das Schwergewicht nach der unwirtschaftlichen Seite hin verschoben wird.

Wir prüfen weiter: Durch die Demokratisierung des Erziehungswesens ist trotz aller Schwierigkeiten der Andrang zu den akademischen Berufen, zu den Berufen also, die ebenfalls nur mittelbar wertschaffend sind, stark gewachsen, so stark, daß die Vertreter der akademischen Kreise nachdrücklich vor weiterem Zuzug warnen. Die Handelsgeschichte enthält manches abschreckende Beispiel: Mit Spanien ist es bergab gegangen, weil dort schon um die Wende des 18. Jahrhunderts weit mehr Geistliche, Mönche, Anwälte, Schreiber, Studenten usw. vorhanden waren, als wirklich wertschaffende Arbeit leistende Personen, während die aufstrebenden Vereinigten Staaten ungefähr um dieselbe Zeit oder etwas später rund 77% im Ackerbau, 16,8% in Gewerbe und Bergbau, 4,2% in Schifffahrt und Handel, 1,8% in gelehrten Berufen hatten.

Was nun den Handel anbelangt, so fehlt es leider an einer Statistik, die uns über die augenblickliche Sachlage unterrichtet. Wir bedürfen jedoch kaum einer solchen zahlenmäßigen Aufstellung, sondern wir brauchen nur die Augen aufzumachen, um zu sehen, wie sich eine dauernde Abwanderung aus den arbeitenden Ständen in das Lager der Aufkäufer, Kettenhändler und Schieber vollzieht. Der Dollar winkt, die Börse lockt, der Zwischenhandel mit allen möglichen Waren bringt in einer Stunde, vielleicht durch ein Ferngespräch einen größeren Ertrag als die eheliche Arbeit von Tagen und Wochen. Der Schmarogerhandel, von dem allmählich auch die ordentlichen Kaufleute abhängig werden, saugt aber nicht nur so und soviel Kräfte an sich, die sonst wertschaffende Arbeit leisten würden, nein, er verdirbt und erschwert auch noch die Arbeit derjenigen, die ihrem anständigen Beruf treu geblieben sind. Das Aufschwellen des Zwischenhandels schlechthin und die Auswüchse des überflüssigen, preistreibenden und wucherischen Handels im besonderen müssen als die letzte und schwerwiegendste Ursache, des Siechtums unserer Volkswirtschaft, bezeichnet werden. Wie ist dem Übel beizukommen? Zunächst ist einleuchtend, daß von dem gegenwärtigen Machthabern durchgreifende Maßnahmen nicht zu erwarten sind. Sie besitzen überhaupt nicht die Kraft und Fähigkeit dazu, und am wenigsten würden sie es wagen, sich der unheilvollen Zeitströmung, deren Rinder sie sind und die eben jene Übelstände hervorgerufen hat, in den Weg zu stellen. Durch parteipolitische Rücksichten sind ihnen die Hände gebunden; diese Regie-

rung, die berufen sein sollte, die Dinge zu leiten und zu meistern, wird geschoben, und zwar von Schiebern der schlimmsten Sorte geschoben. Von dem entarteten Parteiwesen in den Volksvertretungen ist ebenfalls nichts zu erwarten. Hoffen dürfen wir freilich auf eine Gesundung und Erneuerung des Volksgeistes, der aus sich selbst heraus die Krankheit überwindet, dürfen es hoffen im Glauben an den urgesunden Kern unserer germanischen Wesensart. Aber dieser Heilungsvorgang wird zu lange dauern, als daß wir sein Eintreten tatenlos abwarten dürften. Inzwischen wäre unser wirtschaftlicher Untergang besiegelt. So bleibt nur übrig, daß das deutsche Volk denjenigen Weg zur Rettung einschlägt, der ihm augenblicklich offen steht und für dessen Verfolgung es alle Fähigkeiten besitzt. Wir Deutschen sind Meister schöpferischer Arbeitsgliederung. Wir haben auf diesem Gebiet im Frieden wie im Kriege erstaunliche und bahnbrechende Leistungen vollbracht; freilich sind nicht immer die richtigen Formen gewählt worden, und bisweilen ist die nützliche Gliederung zu schädlicher Überspannung geworden. Aber jedenfalls ist uns hier die Waffe gegeben, mit der wir den Feind, der mitten unter uns sein Unwesen treibt, besiegen und vernichten können und müssen. Der Genossenschaftsgedanke in seiner richtigen Auswertung muß uns dahin führen, daß wir jenen überflüssigen und zersetzenden Zwischenhandel aus der Welt schaffen und daß wir außerdem unsere Arbeit und Erzeugung so wertschaffend einrichten, wie es die Not unserer Zeit gebieterisch verlangt. Es fehlt nicht an Stimmen, die bereits auf das naheliegende Heilmittel — die Wahrheit bedeutet stets das Nächste und Einfachste — hingewiesen haben. Mit besonderem Geschick und Nachdruck aber ist in den letzten Jahren der bekannte Volkswirt Nüse in Göttingen für diese Ziele eingetreten, und wir tun gut, an seine Arbeiten anzuknüpfen, wenn wir die Regelung des wirtschaftlichen Lebens durch eine sinngemäße Anwendung des genossenschaftlichen Gedankens als des gegebenen wirtschaftlichen Heilmittels erstreben. Nüse hat gleich bei Beginn des Krieges die Wichtigkeit und Notwendigkeit des Aufbaues unserer wirtschaftlichen Rüstung erkannt, die unheilvolle, unserm deutschen Wesen widersprechende Zwangswirtschaft nach Rathenau-Ballinscher Verschreibung entschlossen bekämpft und die richtigen Wege gewiesen. Im Jahre 1916 ließ er einer Reihe vorangegangener Veröffentlichungen eine eindringliche Schrift folgen: „Die Sicherung unserer Ernährung, eine Frage der Landesverteidigung“, die allen maßgebenden Stellen zuging und von der man hätte erwarten dürfen, daß sie die verantwortlichen Männer aufgerüttelt haben würde. Aber das allgemeine Versagen der staatsmännischen Leitung trat auch hier zutage, man ließ den Dingen den Lauf und fand nicht die Kraft zum Handeln. Als im folgenden Jahre 1917 unsere Ernährungslage immer drohender wurde, erhob Nüse wieder und wieder seine Stimme, aber auch dann vergebens. Die Bürokratie, im Banne der kriegsgesellschaftlichen Drahtzieher, war taub und blind und ließ in gewissenloser Überhebung alle Vermahnungen und Warnungen unbeachtet, ja spielte sogar den Gebländerten. Inzwischen war die Oberste Heeresleitung auf die fachmännischen Arbeiten Nüses aufmerksam geworden und berief ihn Mitte 1917 zwecks Begründung seiner wirtschaftlichen Vorschläge ins Große Hauptquartier. Hier fanden die Vorstellungen des verdienten Mannes ganz andere Würdigung als bei der in Unnahbarkeit eingekapselten Bürokratie. Es ist ein unbestrittenes großes Verdienst des damaligen Generalintendanten Generals von Eisenhart-Rothe und seiner fachmännischen Mitarbeiter, die Bedeutung der Nüseschen Vor-

schläge sofort erkannt und in ihrer entscheidenden Wirkung für den Ausgang des Krieges gewürdigt zu haben. Müse wurde beauftragt, eine Denkschrift auszuarbeiten, in der er mit allem Nachdruck dafür eintrat, die zersetzende und die Erzeugung hemmende bürokratisch-kriegsgesellschaftliche Zwangswirtschaft, die sich zu einem eiternden Schmarogergeschwür am Leibe unserer Volkswirtschaft ausgewachsen hatte, durch verantwortliche Selbstverwaltung der schaffenden Erwerbsstände zu ersetzen. Namentlich sollte das Ernährungsweisen durch genossenschaftliche Stützung der Landwirtschaft gesunden. Diese Vorschläge wurden dem Reichskanzler und dem Kriegsernährungsamt mit der dringenden Bitte um Prüfung der Erfüllung von der Obersten Heeresleitung zugestellt, durchwandelten monatelang in offenkundigem Übelwollen die Akten der Geheimräte und wurden schließlich durch die unglaubliche Zumutung an die Oberste Heeresleitung zu Fall gebracht, die Verantwortung für die Ausführung zu übernehmen. Der unermüdlische Verfasser der Denkschrift sah von da ab jede Hoffnung auf Erhaltung unserer wirtschaftlichen Widerstandsfähigkeit schwinden und machte auch kein Hehl daraus, daß die zunehmende wirtschaftliche Not uns den Krieg verlieren lassen werde. Dies wurde ihm zur Gewißheit, als Mitte 1918 Österreichs wirtschaftlicher Zusammenbruch sich als bevorstehend ankündigte. Er bereiste Österreich-Ungarn und kam mit der Erkenntnis zurück, daß unser Bundesgenosse erledigt sei, wenn nicht sofort Hilfe komme. Noch einmal erhob er in einer Schrift die dringende Mahnung, um endlich den entscheidenden Schritt zur Gesundung einer gemeinsamen genossenschaftlichen Ernährungswirtschaft zu tun. Diese Schrift ging durch Vermittelung des Herrn von Berg auch dem Kaiser zu, der „mit Interesse“ von ihr Kenntnis nahm, um sie den „zuständigen Stellen“ zu übermitteln, die jedoch nichts taten. So kam einige Monate später das Verhängnis über Österreich und damit auch über uns. Die Verbündeten Mittelmächte brachen unter dem Fluche der wirtschaftlichen Zersetzung durch die unselige Zwangswirtschaft und die Übertragung auf die kämpfenden Heere zusammen. Leider muß gesagt werden, daß die Landwirtschaft selbst sich zu wenig für die Vorschläge Müses einsetzte, und die berufenen großen landwirtschaftlichen Verbände, ja selbst die bestehenden Genossenschaften nicht das ihrige taten, dem gesunden Gedanken der wirtschaftlichen Selbstverwaltung zum Siege zu verhelfen.

Unter den abweichenden politischen Verhältnissen des Krieges entstanden, geben uns die Arbeiten des genannten Volkswirtes Richtlinien, die auch heute nichts von ihrer Tragweite verloren haben, ja wohl bedeutungsvoller sind, weil unsere jetzige wirtschaftliche Not weit größer ist als in der Kriegszeit. Betrachten wir den empfohlenen genossenschaftlichen Aufbau verantwortlicher wirtschaftlicher Selbstverwaltung, in dem sich Zwang und Freiheit in gesundem Ausgleich paaren, einmal näher! Wenn die erzeugenden Stände, also in der Hauptsache Landwirtschaft und Gewerbe sich genossenschaftlich zusammenschließen und sich gegenseitig verpflichten, in unmittelbarem Verkehr und Austausch miteinander unter Einschaltung des bodenständigen Versorgungshandels zu treten, so muß es gelingen, den ausbeuterischen Schleich- und Kettenhandel endgültig auszuschalten und die wilden, für alle Teile verderblichen Aufkäuferei und Preistreiberei zu unterbinden. Es muß dadurch ferner eine gründliche Befreiung eintreten von der Lähmung unseres Wirtschaftskörpers durch bürokratische und sozialisierende Einschnürung und Eingriffe. Sind die wirtschaftlichen Gesundungsbedingungen erfüllt, so erwartet Müse mit Recht, daß auch die innere,

feelische Volkskraft wieder erstarren und dem Erwerbsleben diejenigen sittlichen Grundlagen zurückgewinnen werde, ohne die auf die Dauer kein Volk ein gesichertes selbständiges Leben führen kann.

Es wären also zunächst bezirksweise freie Genossenschaften aller Landwirte zu bilden. Die Abgrenzung der Bezirke mag im Einzelfall nach den wirtschaftlichen Beziehungen bestimmt werden. Diesen Genossenschaften liegt die Pflicht ob, den marktfähigen Überschuß ihrer Erzeugung auf geradem Wege den entsprechenden Genossenschaften des lauterer Versorgungshandels und der Verbraucher zuzuführen und ebenso das, was die Landwirtschaft selbst gebraucht, auf gleichem Wege von den Genossenschaften der gewerblichen Erzeuger zu beziehen.

Das Kernstück der Müserschen Vorschläge bildet die genossenschaftliche Zusammenfassung aller wirklich schaffenden Kräfte unseres Volkes. Hier handelt es sich nicht nur um die Abhilfe der augenblicklichen wirtschaftlichen Not, sondern um sehr hohe bedeutungsvolle Ziele. Gerade in der Landwirtschaft hat ja der Genossenschaftsgedanke bereits feste Wurzel gefaßt. In Dades „Volkswirtschaftslehre des Ackerbaues“ heißt es: „Die großartigste und in ihren Wirkungen kaum absehbare Erscheinung in der Entwicklung der Landwirtschaft ist die starke genossenschaftliche Bewegung, ist die Wiedererweckung des uralten Genossenschaftsgedankens und seine Anpassung an die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Gegenwart.“ Man braucht nur die Namen Schulze-Delitzsch, Raiffeisen, von Langsdorff, Haß, Selter und andere zu nennen, um das Bild eines reichen Genossenschaftslebens vor Augen zu haben. Um das Jahr 1900 gab es in Deutschland rund 19 000 Genossenschaften, von denen auf die Landwirtschaft allein 15 000 oder 77% entfielen. Dade vergißt auch nicht, darauf hinzuweisen, daß nur durch den genossenschaftlichen Zusammenschluß die landwirtschaftlichen Betriebe, zumal die für die soziale Gesundheit so unentbehrlichen Kleinbetriebe, eine Macht erlangen können, welche imstande ist, dem beweglichen Kapital im Großhandel und in der Großindustrie ein Gegengewicht zu bieten und ein heilsames Gleichgewicht der großen wirtschaftlichen und sozialen Kräfte herbeizuführen. Hier ist also deutlich der Weg vorgezeichnet, den wir beschreiten müssen, um wieder zu geordneten Zuständen zu gelangen. Aber auch das gewerbliche Leben ist bereits von kleinen und großen Genossenschaften vollkommen erfüllt, und es bedarf demnach nur noch einer verhältnismäßig geringen Mühe, um das ganze Wirtschaftsleben zu einem harmonischen Gebäude zusammenzufügen. Diese Bewegung wird einen doppelten, unendlich segensreichen Erfolg haben. Zunächst wird der ganze überflüssige, sowohl moralisch wie wirtschaftlich verhängnisvolle Ketten- und Schieberhandel ausgeschaltet. Auf der anderen Seite wird die wirtschaftliche, völkische Kraft außerordentlich gesteigert und erst in vollem Maße ausgelöst werden. Soll daher dem von schwerem Siechtum befallenen Wirtschaftskörper endgültige Heilung zuteil werden, so ist es unbedingt nötig, alle unmittelbar und mittelbar erzeugenden Stände freigegenossenschaftlich zu verbinden und miteinander in unmittelbarem Verkehr treten zu lassen. Der Anstoß hierzu muß von den Erzeugern und Verbrauchern selbst ausgehen. Wenn diese ihre wirklichen Belange richtig erfassen, so werden sie keinen Augenblick zögern, die gemeinsamen Feinde, die Schieber und Wucherer, unschädlich zu machen und sich auf die einfachste Weise

nicht nur selbst die größten Vorteile und volle wirtschaftliche Freiheit sichern, sondern auch dem Volksganzen dienen.

Das richtig verstandene Genossenschaftswesen, das Müse beantwortet und das gleich weit entfernt ist von schrankenlosem Manchesterium wie von staatssozialistischer Zwangswirtschaft, hat noch eine viel höhere Bedeutung; es dient nicht nur dazu, unsere wirtschaftlichen Gebechen zu heilen, sondern es hat in sich die Wirkung, das deutsche Volk auch in politischer und sittlicher Hinsicht einer neuen Gesundung und Kräftigung entgegenzuführen. Der berühmte Rechtslehrer Otto von Gierke, dessen Werk über die Genossenschaftslehre als Grundlage für alle auf dieses Gebiet bezüglichen Untersuchungen gelten kann, hat gesagt: „Das Bewußtsein, der eigenen Kraft, aber nur im Verein mit gleichen Kräften der Genossen die Erhebung zu danken, erzeugt jenen stolzen und doch zugleich hingebenden Bürgersinn, der von jeher als Muster öffentlicher Tugend galt.“ In diesen Worten liegt das ganze Geheimnis enthüllt vor uns, das dem germanischen Staats- und Rechtsleben seit Urbeginn einen so eigenartigen Zauber verliehen hat! Im Jahre 1902 hat derselbe Gierke einen Vortrag über das Wesen der menschlichen Verbände gehalten, in dem mit wunderbarer Klarheit entwickelt ist, daß sich gerade in der Bildung der Verbände und Genossenschaften, in der Freiheit, die hier dem einzelnen verbleibt, und in der Treue, die er allen Genossen und dem Führer der Genossenschaft bewahrt, die ganze Eigenart des germanischen Wesens auswirkt. Der deutsche Körperschaftsbegriff ist eine organische Verbindung von Einheitsrecht und Vielheitsrecht. Er beruht auf der Erkenntnis, daß Staat, Vaterland, Volksgemeinschaft, Werkgemeinschaft nicht aus der Luft gegriffene Vorstellungen sind, sondern daß sie ein wirkliches Leben, ja vielleicht das einzig wirkliche und ewige Leben darstellen, für das der einzelne schaffen und arbeiten, für das er unter Umständen freudig Leid und Leben einsetzen muß! Erst in dieser Vielheit gewinnt das Dasein des einzelnen einen höheren Wert; erst um dieser höheren Ziele willen lohnt es sich, das Letzte aufzubieten und das Höchste zu leisten. Solche Ausblicke aber geben den sachmännischen wirtschaftlichen Vorschlägen des Volkswirts Müse, mit denen wir uns beschäftigt haben, eine unendliche Bedeutung. Sie offenbaren uns den engen Zusammenhang zwischen täglicher Berufsarbeit und dem Dienst für das Volkstum, für das Vaterland. Sie werden uns das Rüstzeug geben, die gegenwärtige Not zu überstehen, die Kluft zwischen den einzelnen Gliedern des Wirtschaftslebens zu überbrücken und das hohe Ziel friedlicher Werkgemeinschaft der schaffenden Stände zu erreichen. Das Verständnis für diese Dinge ist unserm Geschlecht leider allzusehr abhanden gekommen; würde uns die wirtschaftliche Not dazu zwingen, jene Vorschläge durchzuführen, die uns zugleich wieder eine höhere Auffassung von Volkstum, Vaterland und Staat gäben, so entspränge Segen aus dieser Not und wir dürften sie segnen. Es hätte sich dann von neuem der Satz bewahrheitet, daß der Weg zum Licht nur durch das Leid führt.

Die naturwissenschaftliche Grundlage völkischer Weltanschauung.

Von H. A. Prietze.

In einer Zeit, in der alles wankt, was bisher fest und von Dauer schien, sucht der Mensch in seiner Hilflosigkeit nach etwas Bleibendem, an dem er sich anklammern und wiederaufrichten kann.

Hoch über allem menschlichen Wechsel scheint ihm die Natur mit ihren ewigen Gesetzen zu stehen. Er besinnt sich, daß er selbst ein Teil der Natur ist, trotz Zeitungsclügen, Parteigetriebe und Maschinengerassel.

Das aus der Ewigkeit kommende Sternenlicht, die Majestät des Gebirges, die Stille des Waldes oder die sich stets in alter Pracht erneuernde Frühlingswelt geben ihm Ruhe und sind ihm ein Gleichnis für die Dauer dessen, was ihm selbst angeboren und lieb ist.

Doch auch in dieser Blüte nagt schon ein böser Wurm, denn sobald der Mensch von heute sein eigenes Wesen als ein Naturwesen betrachten will, so kommt die Entwicklungslehre und entzieht ihm auch hier die Möglichkeit, Ruhe zu finden. Aus allen Büchern und allen Zeitschriften wird ihm der Spiegel entgegengehalten: Siehe vor wenigen tausend Jahren waren deine Vorfahren noch Affen und haarige Urwaldmenschen und abermals nach ein paar tausend Jahren werden Klima und andere zufällige Einflüsse dich und deine Nachkommen zu etwas gemacht haben, was dir ebenso fern steht, als jene Urwaldaffen. Da muß der Mensch sich sagen: was habe ich mit meinen Vorfahren gemein, was geben sie mich an? Und was brauche ich mich meinen Nachfahren zuliebe zu bemühen, wenn die Zeit doch eine Entwicklung bringt, die meinem Einfluß gänzlich entzogen ist? Wurzellos, heimatlos steht der Mensch im Lichte der Entwicklungslehre da, der Herbststurm des Lebens rafft ihn als dürres Blatt vom Baum mit dem einzigen Trost, daß er vielleicht Dünger für künftige unbekannte Generationen sein möchte.

Wie eine kalte Teufelsaust umkrallt die Entwicklungstheorie das naturwissenschaftliche Denken des heutigen Menschen. Wären nicht Stumpfsinn und Leichtsinns ein Schutz gegen das Nachdenken überhaupt und retteten sich nicht einige in die idealistischen Regionen einer vom Irdischen losgelösten Geisteswelt, so gäbe es kaum jemand, der sich von dem niederziehenden Eindruck dieser Theorie den Geist frei hielte.

Wahrhaft tragisch ist es, zu sehen, wie Männer, deren idealistischer Sinn danach strebt, die Liebe zum eigenen Volk neu zu wecken, indem sie sich, wie Ludwig Wulfer, in die ältesten Zeiten versenken, wie diese mit ihrem besten Streben Schiffbruch leiden, weil sie bei der Entwicklungstheorie Anleihen machen und deshalb eine rastlose Befriedigung auf ihrem Weg niemals finden können.

Vom angefeindeten Professor der Medizin bis zum Schüler der Fortbildungsschule ist das ganze strebende Volk in den Gedankentauern einer niemals rastenden Entwicklung nach mechanischen Gesetzen hineingerissen. Das ist der innerste Grund für die Haltlosigkeit und Unstetigkeit unseres öffentlichen Lebens. Wenn etwas Tröstliches an dieser Tatsache ist, so ist es dies, daß man auch hieran wieder die Macht des Gedankens erkennen kann und daraus Hoffnung schöpfen darf, daß wie durch einen Gedanken die Verwirrung

in die Welt gekommen ist, auch durch einen Gedanken Gesundung wird eintreten können.

Dieser rettende Gedanke ist bereits gedacht worden. Er geht von dem größten Denker aller Zeiten von Immanuel Kant aus und ist in der Folge von manchem großen Manne weitergedacht worden: von dem berühmten Zoologen v. Baer, von dem Biologen Reinke in Kiel, von H. St. Chamberlain und neuerdings in genialer Form von dem Biologen J. v. Uexküll.

Dieser Gedanke sagt in strengem Gegensatz zu der gewöhnlichen Entwicklungstheorie, daß es in der Welt nicht einzig und allein nur mechanisch-chemische Gesetze gibt, denen wir mit Hilfe unseres mathematisch gerichteten Verstandes beikommen können, sondern daß daneben noch andere Gesetze in Kraft sind, die ebenso wie jene unmittelbar Gottes Geist entspringen, aber von jenen ganz unabhängig und grundverschieden sind, wie sie denn auch mit den Regeln der Mathematik nichts zu tun haben. Dies sind die organischen Gesetze, deren sichtbare Erscheinungen die Welt der Lebewesen von der Bakterie bis zum Menschen ausmachen. Der Leitfaden, der uns in diesen Gesetzen statt der Mathematik dient, ist nach Kant der Gedanke des „Naturzwecks“, den v. Uexküll als „Planmäßigkeit“ neu bezeichnen möchte.

Die Entwicklungslehre weiß hiervon nichts, sie kennt wohl organische Formen, aber daß diese Formen Verkörperungen von Gesetzen sind, deren Würde mindestens ebenso hoch steht, wie die der übrigen Naturgesetze, das leuchtet ihr nicht ein.

Sie sieht in den lebenden Wesen nur Versuchsobjekte, an denen sich die Gewalt der Elemente austobt; und nach ihrer Auffassung verhindert nur ein „Gesetz“ der Trägheit, daß die Veränderung der organischen Formen unter dem Ansturm der mechanischen Gesetze nicht noch schneller vor sich geht, als es schon geschieht.

Diese gewaltsame und rohe Auffassung kann nicht zutreffen. Alle unbefangene Anschauung hat ihr von jeher widersprochen. Ohne besondere Gesetze kann eine organische Welt nicht bestehen und das Wesen jeden Gesetzes ist Beständigkeit. Ein Kompromiß, das etwa besagte: die organischen Gesetze seien wohl auch beständig doch nur insofern als sie nicht durch mechanische Einflüsse verändert würden, ist Widerspruch in sich selbst.

Daß irgendwo und wann neue organische Formen und damit neue Gesetze entstanden sind und noch entstehen, dies wird hier nicht geleugnet, aber das Entstehen ist niemals eine zufällige mechanische Umformung, sondern als ein Schöpfungsakt aufzufassen, vergleichbar dem Schöpfungsakt, durch welchen ein Kunstwerk entsteht. Ist das Gesetz einmal da, so beharrt es in den ihm vom Schöpfer vorausbestimmten Grenzen. Tier- und Pflanzenzüchter haben es immer wieder bestätigen müssen, daß ihren Versuchen feste unüberschreitbare Grenzen gesetzt sind, aus Tauben lassen sich keine Hühner, aus Roggenkörner keine Weizenkörner züchten.

Das ist überhaupt die große überzeugende Tatsache, daß die organische Welt nicht ein unendlicher Brei ineinander verschwimmender Formen ist, sondern eine Gesamtheit säuberlich getrennter, allerdings auch wieder gegenseitig beschränkter Gestaltungen.

Wenn so der richtige Standpunkt für die Naturbetrachtung gewonnen ist, so wird das Auge zu unendlich fruchtbarem Schauen befähigt. Das Chaos entwirrt sich, weil es sich entwirren muß. Denn nun ist es Zwang, alle Erscheinungen als Ausdruck von Gesetzen anzuerkennen und keine Lücke zu lassen, wo ein Unbestimmtes und Zufälliges in den Gestaltungen zu dulden wäre.

Solange wir noch im Nebel der Entwicklungslehre dahin wandern, wird es uns schwer fallen, diesen Gedanken folgerichtig bis zu Ende zu denken, und es ist heute wohl noch ein sehr kühnes Unterfangen, wenn ich in meinem Buche „Natur und Volkstum“¹⁾ darauf hingewiesen habe, daß auch der uns zunächst liegende Gegenstand der Naturbetrachtung, der Mensch selbst, in seiner Rasse und Stammeszugehörigkeit ganz und gar der Ausdruck beständiger Gesetze sein muß.

Gerade beim Menschen ist man am allerwenigsten geneigt, die Strenge der organischen Gesetze anzuerkennen. Die Vertreter der Wissenschaften behaupten im Gegenteil geradezu, daß der Übergang zwischen den einzelnen Menschenformen fließend sei. Das ist trotz aller stolzen Worte, wie wir gesehen haben, nichts weiter als eine vollständige Leugnung gestaltbedingender Gesetze überhaupt. Die Wissenschaft sagt sich damit den Aft ab, auf dem sie sitzt, denn sie ist ja nichts anderes als die Feststellung des Gesetzmäßigen in der Unendlichkeit der Erscheinungen.

Warum fällt es uns nun so schwer, die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen gerade bei den Menschenformen zu sehen und anzuerkennen? Der Grund ist offenbar darin zu suchen, daß unser Standpunkt zu nahe an dem Gegenstand liegt: wir haben keine Übersicht und sehen nur die Unterschiede, während uns das Bleibende entgeht. Bei weiter entfernten Völkern ist es schon anders, da beginnt doch eine Ahnung von Gesetzmäßigkeiten aufzudämmern. So pflegen z. B. unsere Afrikaforscher darin übereinzustimmen, daß in jenem dunklen Weltteil die einzelnen Typen mit greifbarer Klarheit auch in den kleinsten Untergruppen festzustellen sind.

Warum soll dies nur in Afrika und in andern fernen Gebieten möglich sein, warum nicht auch in Europa und in Deutschland?

Es ist ein Irrtum anzunehmen, daß bei uns die Wanderungen und Vermischungen größer gewesen wären, als dort.

Die afrikanischen Volkstämme haben niemals in Unberührtheit und stiller Abgeschlossenheit neben einander gewohnt, sondern jeder Kenner der afrikanischen Geschichte weiß, daß nirgendwo größere Umwälzungen auf ethnologischem Gebiet bis in die neueste Zeit hinein vorgekommen sind, als unter den afrikanischen Völkern und Stämmen. Unsere Verhältnisse sind dem gegenüber geradezu philisterhaft beständig gewesen.

Unbewußt spielt nun auch die Vorstellung hierbei eine Rolle, daß die „hohe Stufe der Kultur und Zivilisation“, die wir angeblich erreicht haben, nicht vereinbar sei mit einer so niederen Gesellschaft, wie es die einfachen Naturgesetze sind. Da wir heute aber täglich erleben, wie schnell unter diesem Firnis von Kultur und Zivilisation nicht nur der Mensch in der Nacktheit seiner Begierden, sondern sogar das Tier im Menschen zum Vorschein kommt, so sollten wir uns nicht zu erhaben dünken.

¹⁾ Natur und Volkstum, eine Anregung zur Forschung für Jedermann. Verlag Gebr. Hartmann, Hannover-Linden. Preis kart. 64.— M., geb. 80.— M.

Doch besser als mit theoretischen Erwägungen kommt man immer zur Erkenntnis, wenn man versteht, die Augen zum Sehen zu gebrauchen, statt blind an Vorurteilen zu kleben. Es ist das eine Kunst, die gelernt sein will, aber wenn man sie beherrscht, wird man bei uns in volkswissenschaftlicher Beziehung Entdeckungen machen und Schätze finden, die beglückender sind als alle Entdeckungsfreuden in Afrika und Amerika je gewesen sind.

Diese Schätze müssen jetzt gehoben werden, denn ich behaupte, daß niemand eigentlich volkisch denken kann, der nicht naturwissenschaftlich ein richtiges Bild von der Struktur seines Volkes hat. Ich weiß wohl, daß ich hiermit auf den Widerspruch manches glühenden Patrioten stoßen werde, der behauptet, es genüge das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Besitz einer gemeinsamen Geschichte und Geisteskultur. Aber so wertvoll dies alles auch ist, es genügt doch mehr oder minder nur einem rückschauenden Geist. Der Aufwärts- und Vorwärts-Strebende will und muß wissen, ob auch für zukünftige Geschichte und zukünftige Großtaten noch Stoff vorhanden ist. Und dieser Stoff ist allein in dem beharrenden Urgrund eines raffemäßig bestimmten Volkstums zu finden. Deshalb ist das Studium des naturwissenschaftlichen Teils der Volkskunde dem Blick in den Brunnen der Zukunft vergleichbar.

Nun entgegnet man vielleicht von anderer Seite: was soll denn noch viel an deutschen Stämmen zu entdecken sein? Wir haben doch unsere Franken, Sachsen, Bayern, Niedersachsen, Thüringer usw.; das Schrifttum ist schon unüberschaubar, überall gibt es Zeitschriften und Museen für die einzelnen Stämme! Darauf kann ich als Wissender nur freimütig erwidern: es ist trotz allem Fleiß noch nichts geschafft. Denn es gibt ja in Wahrheit überhaupt weder Franken noch Bayern noch Niedersachsen, ebensowenig wie es Schleswig-Holsteiner oder Elßaß-Lothringer gibt. Alle diese Namen sind nur Schatten und bezeichnen keinen naturkundlich zu umgrenzenden Bestandteil des Volkes. Die natürlichen Volksstämme führen unter diesen schlagwortartigen Bezeichnungen ein bisher gänzlich unbekanntes Dasein. Aber nicht deshalb, weil sie schwer zu erkennen und zu bestimmen wären, sondern einzig und allein, weil niemand seine Augen zu gebrauchen wagt. In Wahrheit sind die einzelnen deutschen Volksstämme ihren Grenzen nach so genau bestimmbar, daß ein guter Beobachter, der sich dies zur Aufgabe machte, imstande wäre, in wenigen Jahren eine Karte von ganz Deutschland mit allen Stammesgrenzen anzufertigen. Diese Karte würde ein sehr buntes Mosaik darstellen und etwa so aussehen, wie eine Karte Deutschlands vom Ausgang des Mittelalters. Die heutigen Landesgrenzen würden dabei nur ausnahmsweise auch Stammesgrenzen sein. Die Mundartgrenzen würden zu unserem Erstaunen eine noch geringere Bedeutung auf dieser Karte haben. Aber was das merkwürdigste ist, die Stammesgrenzen selbst würden mit einer Schärfe gezogen werden können, daß bei kaum einem Dorf die Lage diesseits oder jenseits der Grenze zweifelhaft wäre. Nur die großen Städte würden mehreren Stämmen zugleich zugewiesen sein.

Diese erstaunliche und für viele zunächst unglaubliche Tatsache entdeckte ich, durch besondere Erfahrungen und Umstände begünstigt, zum ersten Male in Schleswig-Holstein. Dort wohnen Holsten, Angeln, Nordfriesen, Dithmarsen, Stormarner unter ihren alten Stammesnamen noch heute in geschlossenen Siedlungsgebieten nebeneinander. Von einem großen Stamm der Schleswig-Holsteiner zu reden, wäre ganz ungereimt, denn die genannten Stämme sind

so verschieden, daß die Unterschiede ein Blinder mit dem Stock fühlen könnte. Hier nun in Schleswig-Holstein liegt der seltene Fall vor, daß sich Stammesnamen aus der Zeit, wo man sich nach der Blutsverwandtschaft benannte, herübergerettet haben. Kommt man in andere Provinzen, so fehlt dieser Leitfaden der Beobachtung, — glücklicherweise möchte ich sagen, denn um so genußreicher sind die Entdeckungen auf diesem Gebiete. Später studierte ich nach dieser Richtung große Teile der Provinzen Hannover, Sachsen und Westfalen und fand meine Beobachtungen aus Schleswig-Holstein bestätigt, auch dort sind überall scharf umgrenzte und sehr deutlich verschiedene Volksstämme und keine Mischbevölkerungen vorhanden.

Nunmehr kenne ich keinen größeren Genuß, als auf Reisen die deutschen Volksstämme in ihren Wohnsitzen aufzusuchen, sie miteinander zu vergleichen und ihre Fähigkeiten und Leistungen kennen zu lernen. Bisweilen genügt eine Fahrt im Personenzuge, um aus den Ein- und Aussteigenden sich ein schon recht deutliches Bild von der Bevölkerung der durchfahrenen Landschaften zu bilden.

Daß hierbei keine Selbsttäuschungen vorkommen, beweist mir selbst am besten die Tatsache, daß fast alle neuen Beobachtungen zugleich Überraschungen sind. Vermutung und tatsächliche Beobachtung weichen meist weit von einander ab. So hätte ich z. B. niemals vermutet, daß in Sangerhausen nördlich des Kyffhäuser eine wesentlich andere Bevölkerung sein könne, als in den benachbarten Orten Kelbra, Rosla oder in den nördlich von Sangerhausen im Südharz gelegenen Ortschaften. Statt des kleinen zusammengefaßten Typus, den ich bisher als Thüringer zu bezeichnen gewohnt bin, fand ich denselben hochgeredten vielfach lichtblonden Niedersachsen, der am Nordrand des Harzes zwischen Vienenburg und Aschersleben bekannt ist. Der Dialekt ist in Sangerhausen thüringisch, der Volksstamm sächsisch. Früher mag auch der Dialekt vielleicht niedersächsisch gewesen sein, aber das hat sich im Lauf der Jahrhunderte verschoben, nicht so die Gesetzmäßigkeit des leiblichen und geistigen Baues des Menschen. Im vorigen Jahre reiste ich zum erstenmal durch den Hauptteil der bayerischen Lande. Ich kam mit einem großen Sack voll Vorurteilen hin. Es war mir soviel Theorie beigebracht worden, daß in Süddeutschland die frühere Keltenbevölkerung noch heute vorhanden sei, zwar germanisiert aber doch noch Tatsache; zum mindesten glaubte ich eine immer mehr ins braunschwarze übergehende Mischbevölkerung zu finden. Und was fand ich? Natürlich fast genau das Gegenteil; ein Mosaik von Volksstämmen, wie es in keiner anderen Gegend deutlicher vorhanden sein und gedacht werden kann. Die Bezeichnungen Franken und Bayern versagen zunächst einmal vollständig, wenn man Ordnung mit ihnen in diese Buntheit hineinbringen wollte. Wenn man es wagt, den niedersächsisch aussehenden Bamberger mit seinem langen Gesicht und seinem blonden Haar als Franken zu bezeichnen, so darf man diesen Namen keineswegs zugleich auch dem Nürnberger geben, der zwar auch blond, vielfach sogar sehr blond ist, aber durch sein breiteres Gesicht und seine rundere Schädelform eine verschiedene Abstammung verrät. Es wird Theoretiker geben, die aus dem Schädelinder heraus den Nürnberger zu den Kurzköpfen zählen werden, also „alpine Rasse“! Aber das ist, um keinen größeren Ausdruck zu gebrauchen, — Theorie. Wer die deutsche Stadt Nürnberg aufgebaut hat, ist ein Deutscher, und wenn sich alle Büchergelehrsamkeit einmütig dagegen aussprechen wollte.

Der Regensburger jenseits des Waldes ist wieder ein ganz anderer. Auch hier überraschte mich die Gleichmäßigkeit des Typus, den ich bis vor Kelheim

hin beobachtete, der Regensburger gleicht im Äußeren nicht wenig dem Bewohner der Lüneburger Heide, ohne daß ich jedoch aus dieser Ähnlichkeit weitere Schlüsse ziehen möchte. Er ist zierlicher gebaut, sein Gesicht feiner als das des Nürnbergers; als gemeinsames Merkmal konnte ich feststellen, daß die Augen unter einer vorspringenden Stirn liegen, die Augenbrauen dicht über dem Auge. (Wer gleich mir beobachten möchte, den mache ich darauf aufmerksam, daß gerade die Lage der Augenbrauen zu den Augen meist charakteristisch ist, ebenso wie der Verlauf der Rinn- und Backenlinie, sei es von vorn, sei es von der Seite gesehen. Beide Züge bestimmen den Gesamtausdruck des Gesichtes in hohem Maße und sind daher als Leitfaden der Beobachtung wohl zu gebrauchen.)

Nach Augsburg hin wohnen Bayern mit sehr weichen, runden Gesichtszügen. In Augsburg selbst taucht neben anderen Typen der hagere schwäbische Schillertypus auf, und dann haben wir in München eine Musterkarte aus den bayerischen Voralpen und Gebirgstälern, schönheitsliebende, lebensfreudige und kindliche Gemüter, die das Leben in Bayerns Hauptstadt so erfreulich machen. Einige fremdartige Einsprengungen innerhalb der südbayerischen Bevölkerung sind mir zwar nicht entgangen, sie sind aber der Zahl nach so gering (in München zählte ich auf 10—20 höchstens einen Menschen, der nicht deutsch ausah), daß der Charakter des Volksstammes dadurch nicht beeinflusst erscheint.

In unserem Zusammenhang sind gerade diese deutlich erkennbaren Fremdlinge ein Beweis gegen die Theorie eines verschwimmenden Überganges zwischen den Stämmen und Rassen. Es ist aber, wie ich in meinem Buch „Natur und Volkstum“ nachgewiesen habe, noch durchaus nicht gesagt, daß eine äußerlich fremdartig aussehende Erscheinung nicht innerlich vollkommen deutsch ist (umgekehrt natürlich auch), denn dies ist dadurch bedingt, daß eine Gesamterscheinung eines Menschen durch mehrere Teilgesetze bedingt ist, die, wie ich nachgewiesen habe, das wirklich unbedingt dauernde in der äußeren Erscheinung einer Bevölkerung ausmachen. Bei jedem Vererbungsvorgang lösen sich diese unbedingt dauernden Teilgesetze auseinander und gehen eine neue Verbindung ein (wobei jedoch auch ein innerlich herrschendes Gesamtgesetz nicht übersehen werden darf, das diesem Wechsel nicht unterworfen ist). Weil nun aber diese Teilgesetze nur eine ganz beschränkte Zahl ausmachen, so wird hierdurch allererst das ermöglicht, was wir beobachtet haben: nämlich trotz vielfacher im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende vorgekommener Vermischung auch heute noch überall in sich gleichartige, das heißt also nichts anderes als reine Volksstämme (wenigstens in Deutschland). Die Natur merzt offenbar im Laufe der Zeit alles fremde wieder aus und hat dazu verschiedene Wege zur Verfügung. Auf diese stützende Theorie brauchen wir aber an dieser Stelle nicht weiter einzugehen, da die unmittelbare Beobachtung eine ganz unvergleichlich größere Überzeugungskraft bei sich führt; wie ich denn ja auch selbst von meinen Vorurteilen die keltische Abstammung der Süddeutschen betreffend, erst durch meine eigenen Augen gründlich geheilt worden bin. Aber derartige Vorurteile sind so allgemein verbreitet, daß es wohl kaum jemanden gibt, der davon frei ist. Dem Süddeutschen, dem Rheinländer werden keltische Abstammung, dem Sachsen und allen Deutschen, die östlich der Elbe wohnen, starke Beimischungen von slawischem Blut nachgesagt, außerdem spuken turanische, alpine und sonstige Mischungen in den Lehrbüchern herum und werden geglaubt. Derartige Vorurteile wirken in vieler Beziehung geradezu verheerend. Vorurteile machen blind, sie hindern uns daran, lernen zu lernen, was wirklich vorhanden ist. Wir lernen unser eigenes Volk vor lauter Vor-

urteilen nicht kennen. Und kann man lieben, was man nicht kennt? Ein trauriges Surrogat einer solchen Kenntnis ist die vielfach aus Not geglaubte Behauptung, der deutsche Mensch lasse sich beschreiben als blond, blaubäugig, von weißer Hautfarbe und hohem Wuchs, und soweit er diese Merkmale nicht habe, sei er ein Mischling. Wer auch nur ganz wenig die Augen öffnet, sieht sofort, daß mit einer solchen Beschreibung gegenüber der Fülle und Mannigfaltigkeit der deutschen Stämme gar nichts anzufangen ist. Sich nun gar darauf zu beschränken und ein Mehr oder Minder von Farbstoff in Haar, Auge und Haut als entscheidendes Merkmal rassereiner Abstammung anzusehen, zeugt von einer vollständigen Unkenntnis dessen, was unter Formgesetzen zu verstehen ist und widerspricht offenkundigen Tatsachen fast bei allen deutschen Stämmen. Solange diese oberflächliche Anschauung besteht, gibt sie nur Anlaß zu Fant und Mißachtung untereinander, sie macht die mit wenig Pigment gesegneten hochmütig, die andern gleichgültig gegen ihre deutsche Abstammung. In Anbetracht des Schadens, den die deutsche Sache dadurch hat, müßte diese Lehre sofort und mit allem Nachdruck unterdrückt werden.

Es ist durchaus falsch, anzunehmen, die Rassefrage spiele als bewegendes Moment in der Politik heute noch eine geringe Rolle. Zum Schlechten wird der natürliche Instinkt schon längst und gründlich ausgebeutet. Der Partikularismus der Bayern, besonders der Gegensatz zu Preußen beruht eigentlich nur auf Verlegerung der ostelbischen Stämme als fremdartiger Leute. Ebenso treibt die Welfenpartei mit einem gänzlich unwissenschaftlichen, aber nicht weniger zugkräftigen Begriff, dem „Niedersachsenthum“, das natürlich bedeutend rassereiner und herrlicher ist als das übrige Volkstum und deshalb eine Extrawurst gebraten haben muß.

Darum hinweg mit diesen Vorurteilen! Wer mit liebenden Augen das deutsche Volk betrachtet, wird etwas ganz anderes finden, als was in den Büchern steht, und wahrlich nichts Unerfreuliches. Er wird erkennen, daß nicht Zufälligkeiten den Charakter seines Volkes bestimmen und verändern, sondern daß es dauernde göttliche Gesetze sind, die seines Volkes Dasein sichern und daß es deshalb auch innerste heiligste Pflicht ist, diese Gesetze mit der Vernunft anzuerkennen und für ihre Anerkennung zu kämpfen.

Deutsche und Juden.

„Die Juden treibe ich eben ganz aus, die müssen sämtlich fort. Sie sind nur durch eine verächtliche Nachgiebigkeit unter uns emporgekommen. Was soll das orientalische Hirtenvolk in deutsch-christlichen Staaten? Ich jage sie also in die Wüste, woher sie gekommen sind und wohin sie gehören.“ — „Frevle nicht! — Die Juden sind das Lebensprinzip unseres Daseins, sie versuchen alles, sie können alles, sie bringen Bewegung in das Stodende. Noch mehr sollten sie begünstigt werden, als es schon geschehen ist. Man sollte sie in ihren Rechten über die Christen hinausstellen, damit wir durch Brotneid und Stimulation aus unserem Schlafe erweckt würden. Philosophieren die Juden nicht? Gibt es nicht Staatskundige, Tiefdenker, Universalköpfe unter ihnen? Wer leibt das Geld zu den Kriegen her, welche die Könige führen? In diesem Volke, das sage ich dir, bricht die Morgenröte unserer besseren Zukunft an. Nein, ich ließe sie Richter werden, Lehrer der Jugend, nur Juden müßten Theologie studieren und in der Kirche predigen können.“ (Die wundervolle Ironie der zweiten Auslassung ist wie für heute gedacht. Die Schrift.)

Immermann, Der Karneval und die Somnambule.



Gedanken über das Lichtspiel.

Von Dr. Karl Grunsky, Stuttgart.

Eine Folge von leblosen Bildern, welche sich mit einem Schein des Lebens bewegen, ist vor unsern Tagen noch nie gezeigt worden. Wir finden es begreiflich, daß sich das Unternehmertum der gegebenen Möglichkeiten zu bemächtigen suchte. Auf der andern Seite muß auch ausgesprochen werden, daß solche Darbietung mit Kunst nichts zu tun hat. Zur Begründung dieses ablehnenden Urteils erlauben wir uns folgendes anzuführen.

Die Bildfolge des Lichtspiels hat zwar insofern einen Sinn, als sich folgerichtig eine Reihe von Begebenheiten vor uns entwickelt. Man könnte unter Umständen zum Vergleiche beziehen das aus dem Altertum bekannte Tanz- oder Gebärdenspiel. Nehmen wir den günstigsten Fall an, daß ein künstlerisch vollwertiges Urspiel vorläge, das in den Grenzen der Gattung bliebe. Vielleicht bringt man es fertig, dieses Ganze mit der Farbe des Lebens und im Zeitmaß des Lebens völlig getreu abzubildern. Gewiß ein erstaunliches Kunststück — kein Kunstwerk! Allerdings nimmt man in der bildenden Kunst für Abbildungen so gut wie volle Rechte in Anspruch. Dort liegen die Sachen aber insofern anders, als sich das Urbild nicht bewegt. Die Bewegung ohne lebendigen Träger zu wiederholen scheint uns künstlerisch nicht möglich, weil uns dann etwas fehlt, nämlich die Wirkung des Menschen auf den Menschen.

So wäre auch die beliebige Wiederholbarkeit vollendet ausgeführter dramatischer Darstellungen zu beurteilen. Im Zukunftsstaate soll es ja dereinst Einrichtungen geben, vermöge deren man etwa vor dem Einschlafen vom Nachttisch her ein beliebiges Stück hören kann. Auch hier fehlte aber die gegenständliche Spannung zwischen Mensch und Mensch. Es mögen wissenschaftliche, gesundheitliche, zeitvertreibende Wünsche mit solchen Nachbildungen bewegter Kunst befriedigt werden: wir reden hier nur vom Künstlerischen, und dieses duldet vom bewegten Urspiel keine beliebige Wiederholbarkeit, sondern nur eine solche, die von Stimmung, Willen und Können der Beteiligten abhängt. Der tiefere Grund liegt wohl darin, daß Wiederholungen, die keinem Mißlingen mehr ausgesetzt sind, alles verlieren, wodurch uns Meisterschaft fesselt.

Nun sind aber die angedeuteten Fälle solche, die noch in der Zukunft liegen oder solche, die seitab ein bescheidenes, engumgrenztes Dasein haben, wie das künstlerische Geberdenspiel. Alles was wir seit Entwicklung des Lichtspielwesens zu sehen bekommen, erregt noch ganz andere Bedenken.

Zunächst macht jede Gestalt, die sich bewegt, ohne die Farbe des Lebens zu haben, auf unbefangene Augen einen unheimlichen Eindruck, an den sie sich widerstrebend gewöhnen. Sind es nicht Leichen, sind es nicht Gespenster, die sich da mit menschlicher Wahrscheinlichkeit regen? Etwas anderes ist das Bild in Ruhe: ihm kann als Zeichnung, als Standbild die getreue Wahrheit fehlen: wir ersetzen sie in unserm Innern durch Bewegungen, welche bereitwillig die Form von der Farbe loslösen und ein Wesentliches in der Form erkennen; beim bewegten Abbild des Lichtspiels vermissen wir aber (vom reinen Geberdenspiele abgesehen) außer der Farbe noch etwas ganz anderes: das Wort. Und zwar nicht bloß als Spiegel des wirklichen Lebens. Wir finden nicht nur auffallend, wenn der geöffnete Mund ohne Laut bleibt, sondern bemerken, daß mit dem Wort auch der Geist fehlt, der einer Darbietung die Würde der Kunst verleihe. So

wie das Lichtspiel gehandhabt wird, gibt es sich als eine Häufung von Tatsachen, denen kein Mund Ausdruck und Deutung verschafft. Was eine Dichtung zur Dichtung macht: die Offenbarung der Beweggründe, das bleibt verschwiegen. Zu sehen bekommen wir nur Rohstoff, der unter Dichters Hand Form und Gestalt annehmen könnte, aber noch nicht angenommen hat. Ein Drama ohne Dichter, Bewegung ohne Menschen, Handlung ohne Seele — ist das Kunst?

Man könnte einwenden, die wahren Dichter werden sich noch finden, zumal sich auch die Vorführungen äußerlich noch unabsehbar vervollkommen lassen. Das Vollkommenste wäre aber die Abnahme eines guten Bühnenschauspiels. Dann unterschiede sich der künftige Dichter in nichts mehr von der Art, die wir längst in Schiller, Hebbel, Wagner besitzen. Gerade in der höchsten Vollendung hätte das Lichtspiel also nichts weniger als einen eigenen Stil. Ob es aber jemals die angedeutete Vollkommenheit erreiche, bleibt fraglich. Könnten wir jemals angesichts einer Maschine Schillers, Hebbels oder Wagnerfestspiele feiern?

Einstweilen ermangelt es nicht allein jedes Kunstwertes, sondern richtet ungeheuren Schaden an. Jener Rohstoff der Tatsachen nämlich, an dem wir vorhin nur die Abwesenheit dichterischer Eigenart aussetzten, hat nicht etwa die Tugend, eine zusammenhängende Begebenheit unparteiisch, eben als Rohstoff, etwa für angehende Dichter, anzubieten; sondern er ist ja das Ergebnis einer Zusammensetzung, die ausschließlich unter bestimmten Gesichtspunkten vom Unternehmer getroffen wurde. Dabei ist es klar, daß nur geschäftliche Rücksichten entscheiden. Hier wird also die Eindrucksfähigkeit des Auges auf eine willkürliche Weise ausgenützt. Das Auge hat aber für sich am wenigsten Verstand. Es sieht und staunt und nützt sich ab, ohne dem Gemüte zuzusprechen, wie das Ohr, ohne die Urteilskraft anzurufen, wie das Wort. Dies gilt vom bewegten Bild: sobald das Bild ruht, regt sich unser Inneres, und darauf gründet sich alle Wirkung der bildenden Kunst.

Der gedankenlosen Schaulust genügt das Lichtspiel nun weiter in einer Weise, die nicht bloß den harmlosen Trieb nach Unterhaltung, Wechsel, Abenteuer befriedigt: sondern das Dargebotene weckt, ohne daß es der Zuschauer eigentlich merkt, zugleich seinen Tätigkeitsdrang, damit er sich in bestimmter Richtung bewege. Davon, daß die Beeinflussung willig angenommen wird, gibt je nachdem der Beifall beredte Kunde.

Durchs Lichtspiel ist demnach unser Volk in sittlicher und politischer Bahn weit mehr noch als durch die Presse lenkbar. Wer die Führung an sich gerissen hat, mag sich jeder selber sagen. An uns ist es, die Folgerung zu ziehen, und den Versuch zu machen, die heruntergekommene Seelenverfassung weiter Volkstreife wieder aufzurichten. Freilich läßt sich dies nicht ohne gesetzgeberischen Zwang erreichen. Denn der Wettbewerb feiner und edler Stoffe muß versagen, nachdem sich die Massen ans Gift einmal gewöhnt haben.

Gelänge es, des Lichtspiels Herr zu werden, so hätte man nicht mehr nötig, andere Stoffe zu suchen. Man könnte es dann einschränken auf gewisse Einzelgebiete, die ihm nicht widerstreben. Die Darstellung von Landschaften, besonders mit Wasser Spiegel, entsprechen künstlerischen Anforderungen. Im Lichtspiele lassen sich sehr billige Reisen unternehmen. Für volkstümliche und wissenschaftliche Belehrung hat es sein Daseinsrecht erwiesen. Wie wäre es, wenn wir etwa sämtliche Abbildungen der Welthäuser, wie Andersen, Bruckmann, Alinari im Lichtspiel zugänglich erhielten? Oder später alle Glasmalereien? Das lebendige (nicht das belichtete) Wort müßte hinzutreten, uns das Erschaute nahezubringen.

Leider aber ist die gewohnte Erscheinungsform des Lichtspiels gerade der bildenden Kunst abträglich und widerspenstig. Ja wir glauben, daß auf diesem Gebiete die auffallende deutsche Verständnislosigkeit gerade vom Lichtspiel bodenlos vertieft worden ist.

Ebenso wie der bildenden Kunst widerstrebt das Lichtspiel der Bühnenkunst. In Betracht kommt besonders der Gegensatz zum gesprochenen Wort. Wer sich ans Lichtspiel gewöhnt hat, verlangt auch vom Drama das Abrollen von Handlungen und empfindet all das Umständliche, das der Spieler darstellt, als langweilig; alles muß sich schnell abwickeln. Der Sinn fürs Dichterische erlahmt. Darum sehen wir auch den Darsteller von heute auf dem Wege, für die Aufmerksamkeit, um die er werben muß, nach falschen Mitteln zu suchen. Statt die Worte von innen her mit Ausdruck zu beleben, schmückt er sie mit jenem Sauchen und Prusten, das heute Anfang und Ende aller Schauspiels- und Vortragskunst geworden zu sein scheint.

Eine andere Forderung, die der Lichtspielbesucher ins Theater mitbringt, ist die des raschesten Wechsels der Bilder. Was uns das Lichtspiel an vertauschten Schauplätzen vorsetzt, ist ja unglaublich geschmacklos. Die Bühne will mitkommen. Deshalb die gepriesene Einrichtung der sogenannten Stülbühne, die eigentlich vor dem Vorhange gedacht ist und auf alles verzichtet, was der Dichter etwa angibt, um den Handelnden mit der Umgebung in ein stimmungsvolles Verhältnis zu bringen. Auch noch andere allgemeine Eindrücke, die sich vom Lichtspiel her geltend machen, veröden die Ausstattung. Dort sieht man alles in Bewegung. Die Bühne aber bot früher manches ruhende Bild. Dieses kommt mehr und mehr in Verruf: man wolle der Einbildungskraft nicht vorgreifen. Als ob Lichtspielaugen noch Phantasie hinter sich hätten! Nein, es handelt sich einfach darum, das ruhende Bühnenbild abzutöten und dafür die Unruhe des Lichtspiels zu verewigen. Dafür sorgen die Kunststücke der Beleuchtung. Ihre Quellen legt die neueste Geschmacklosigkeit in den Zuschauerraum. Da wird dann etwa faust grün und fahl, Mephisto oder Loge rot belichtet! Von einer natürlichen Farbe oder natürlichem Schein der Farbe des Menschenantlitzes ist so wenig mehr wie im Lichtspiel zu sehen.

Verheerend wirkt letzteres auch auf die musikalische Empfindung. Man mache sich klar, wozu das Lichtspiel die Musik braucht. Ohne sie erschärke das Auge über die Stille, Leere und seelenlose Ode der Eindrücke. Um die Sinne einigermaßen ins Gleichgewicht zu setzen, muß der Unternehmer das Ohr beschäftigen. In unedelmäßigster Weise hilft hierzu die arme Tonkunst. Ob die dargebotenen Lärmarten und Geräuschmengen zum Bilde stimmen oder nicht, ohne Vermittlung des Wortes bleibt ein dauerndes künstlerisches Verhältnis schwer denkbar. Vor allem deshalb, weil Musik, auf Handlung angewandt, das Bestreben hat, innerste seelische Bewegungen zu enthüllen, während im Lichtspiel alles auf hohle Außerlichkeit eingerichtet erscheint.

Seiner Eigenart nach ist also das Lichtspiel jeder Kunst feind, vielleicht mit Ausnahme der Tanzkunst. Diese Feindschaft deuteten wir auf dem eigentlichen Gebiete des künstlerischen Stils an. Zum Schlusse kommt aber noch etwas Bedenkliches hinzu. Der Umstand nämlich, daß die Darsteller des Lichtspiels nicht vor Zuschauern, sondern vor Maschinen stehen. Hieraus erklärt es sich, daß im Lichtspiel noch weit größere Gemeinheiten und Schamlosigkeiten möglich sind als auf der Bühne, wo der niedrigste Schauspieler einen Rest von Scham bewahrt, sei es auch nur in Form von Angstlichkeit vor irgend einem Ausbruch

des Mißfallens. Das Lichtspiel hat die Bühne, was die gemeinen Stoffe betrifft, auf die schiefe Ebene genötigt oder ihren Fall beschleunigt. In unserem Freistaate geschieht natürlich nichts, um ein Unternehmertum zu zügeln, das die Rohheit und das Verbrechertum erwießenermaßen großzüchten hilft. Im Gegenteil kann es, so wie die Verhältnisse liegen, nur erwünscht sein, wenn jede höhere geistige Regung bei den Massen durchs Lichtspiel gelähmt wird. Das Gefährliche wird vermehrt durch viele einzelne Umstände, welche den Besuch begünstigen: das Lichtspiel ist den ganzen Tag zugänglich, jederzeit besuchbar; man kann gehen und kommen, braucht sich nicht anders anzuziehen, sitzt bequem in einem feinen Raum, braucht nichts für Trinken und Essen, nichts für Kleiderablage zu entrichten, kann unauffälliger als im Theater die gewünschten Bekanntschaften machen und braucht Denken und Fühlen auch nicht eine Sekunde im geringsten anzuspannen, geschweige anzustrengen. Die Lichtspiele bringen dem Staat eine hauptsächlichste Einnahmequelle: dafür hat er die entsprechenden Gefängnisse und Krankenhäuser zu bauen! Schadet nichts, wenn nur der Freistaat die Masse so bevormunden kann, daß sie abgelenkt wird und die Herrschaft der „Dreihundert“ geduldig erträgt!

Grundsätze französischer Politik.

Die nachfolgenden politischen Grundsätze stammen von einer der bedeutendsten Persönlichkeiten Frankreichs um 1770. Der Betreffende meinte sie ironisch und wollte seinen Zeitgenossen und Landsleuten damit einen Spiegel vorhalten: leider hat er damit keinerlei Erfolg gehabt, denn wie man sich leicht überzeugen wird, sind die Grundsätze der Machthaber von Versailles von 1920 noch genau die gleichen wie die der Machthaber von Versailles von 1770.

Man muß immer die Genehmigung zu seinen Handlungen einholen, auch wenn man sie nicht braucht: dies ist eines der sichersten Mittel, dem Volk seine Verflavung zu verheimlichen.

Wer nicht Herr des Heeres ist, ist niemandes Herr.

Gute Einwände macht man nur mit aufgepflanztem Bajonett.

Bündnisse sind nur zu schließen, um Haß zu säen.

Kriege zwischen den Nachbarn müssen hervorgerufen und unterhalten werden.

Man muß immer Hilfe versprechen und niemals schiden.

Unruhen muß man ausnützen, um seine Pläne durchzuführen; man muß die Feinde seiner Verbündeten befolgen.

Im Kriege muß man alles verwüsten, alles mitnehmen, was man schleppen kann, und alles vernichten, was man nicht mitnehmen kann.

Denjenigen, den man nicht als Freund betrachten kann, muß man dauernd als Feind ansehen; und als Freunde darf man nur diejenigen betrachten, die Interesse daran haben, es zu sein.

Man muß Neutralität zwischen sich und den anderen fordern, aber man darf sie nicht zwischen den anderen und sich dulden.

Das Naturrecht wird durch das bürgerliche Recht beschränkt, und das bürgerliche Recht durch das Völkerrecht, welches letztere im Augenblick des Krieges aufhört. Die Rechtsformel für Kriegszeiten heißt: Sei der Stärkere! Diderot.



Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 15. November 1922.)

1.

In ganz Mitteleuropa, in den alten Staaten und in den neuen kleinen „Republiken haben die zivilen und militärischen Vertreter Frankreichs Befehl, dem Willen der Rabbiner zu willfahren und jedes Anzeichen einer Auflehnung bei den von den Juden ausgesaugten Christen zu unterdrücken.“ So stand es in der französischen antisemitischen Zeitschrift „La vieille France“.¹⁾

Wenn man die verschiedenen Juden-Schutzgerlasse der letzten Zeit ins Auge faßt, wie sie in einzelnen deutschen Staaten das Licht der immer noch abnungslosen Welt erblickt haben, möchte man die Überzeugung gewinnen, daß „La vieille France“ Recht haben könnte. Das Schutzgesetz besteht nach wie vor und hat sich von Anbeginn als ein Gesetz vornehmlich gegen die völkische und antisemitische Bewegung erwiesen. Die bekannte Wochenschrift des verdienten völkischen Vorkämpfers Theodor Fritsch, der „Hammer“, wurde hämißcherweise unmittelbar vor seinem 70. Geburtstag verboten. Das thüringische Volksministerium hat zufolge von Zeitungsnachrichten in einem Erlaß Schüler und Lehrer streng vor dem bösen Antisemitismus gewarnt, denn „das deutsche Volk braucht seine Juden“. Am sonderbarsten mutet aber der berühmte Erlaß des preußischen Justizministers vom 23. September d. Js. an. Er fordert strenges Einschreiten gegen „antisemitische Ausschreitungen“. „Ein öffentliches Interesse an der Strafverfolgung wird regelmäßig dann anzunehmen sein, wenn die Beleidigung usw. als Ausfluß und Ausdruck allgemeiner antisemitischer Gesinnung begangen ist.“ Der Erlaß bestimmt weiter, daß die Juden als „Klasse“ anzusehen wären. Also: im deutschen Rechtsstaate werden Fremdstämmige, die sich ungebeten eingenistet und durch Überlistung und Übertölpelung des Wirtsvolkes zu dessen politischen und wirtschaftlichen Herren emporgegaunert haben, unter besonderen Schutz gestellt, so daß die natürliche Abwehrbewegung gegen diese Schmarotzergesellschaft, die noch in jedem Volk aufgetreten ist, das noch nicht völlig abgestumpft und bar jeden Selbsterhaltungstriebes war, als etwas besonders Strafwürdiges erscheinen soll.

Diese Zustände beleuchten besser als alles andere die Lage, in der wir uns befinden. Die ganze Welt ist erkrankt an morbus judaicus, ganz besonders schwer aber Deutschland. Was unsere Lage noch mehr verschlimmert, ist einmal die Tatsache, daß ungezählte Millionen Deutscher immer noch nicht wissen, was mit ihnen vorgeht und wo der Sitz des Unheils zu suchen ist. Sehr viele merken, daß das Leben unter den jetzigen Zuständen nach reinlichen deutschen Begriffen seinen Sinn verloren hat; sie sehnen Elend, Hunger, Tod greifbar dicht vor Augen, wollen es aber noch nicht einsehen, daß es sich bei diesen Vorgängen nicht um „Gottes Fügung“ oder um eine „unaufhaltsame Entwicklung“ handelt, sondern um eine planmäßige, teuflische Vernichtungsarbeit, bei der ein Stand nach dem anderen aufgerieben wird. Und sie wollen rätselhafterweise noch nicht begreifen, daß es menschliche, christliche, deutsche Pflicht ist, sich mit aller Gewalt gegen die Urheber dieser Grausamkeit zu wehren.

¹⁾ Vgl. „Michel“, Graz, Folge 44.

Serner wird aber unsere Lage noch dadurch verschlimmert, daß unverkennbar Juda einen Bund geschlossen hat mit allen Römlingen („Römling“ ist nicht gleichzusetzen mit „Katholik“. Das sei ausdrücklich bemerkt, damit sich niemand „verlezt“ fühlt. Ein aufrechter deutscher Katholik ist menschlich wertvoller als ein lauer Protestant). Dieser heimliche Bund schimmert bei tausend kleineren und größeren Anlässen hervor, und da im neuen Deutschland an den einflußreichsten Ämtern Römlinge oder Juden sitzen, hat er freies Feld, sich auszuwirken. In Wien liegen die Dinge sehr ähnlich, so daß ein anschlussfeindliches, auf die Ohnmachterhaltung Deutschlands abzielendes Zusammenspiel gar nicht schwer wäre. In München spielen zwar die Christlichsozialen die ausschlaggebende Rolle, doch ist dort die judenfeindliche Richtung recht stark.

Der Jude kann nur unerkannt leben, d. h., wenn seine wahre Natur im Dunkeln bleibt. Dieser Zustand ist, wie der Jude selbst zugibt, seit dem Weltkrieg so gut wie vorüber. Er ist erkannt, und zwar in einem Umfange, der in seiner Geschichte wohl noch nicht da war. Der Juden Dasein ist daher für sie gefährlicher geworden, denn je; deshalb versuchen sie noch rasch all die Kreise zu vernichten, in denen die Erkenntnis ihres Wesens am weitesten gediehen ist und von denen zu befürchten ist, daß sie diese Erkenntnis auf das ganze Volk übertragen. Deshalb spannen sie ihre Bundesgenossen und Schutztruppen zu schärfster Arbeit ein. Wer diese Bundesgenossen und Schutztruppen sind, erhellt aus dem Wahlaufruf des jüdischen Wahlausschusses in Sachsen, in dem es hieß: „Jüdische Wähler! Gebt eure Stimmen nur einer Partei, die stets die Belange des Judentums vertreten hat. Das sind: die Demokratische Partei, die Vereinigte Sozialdemokratie und die Kommunistische Partei!“ Mit ihnen wollen sie endgültig die letzten nationalen und sittlichen Hindernisse gegen ihre Herrschaft austilgen.

2.

„Wenn die deutsche Regierung keinen Mut hat und keine Mittel und Wege findet, sich selbst zu helfen, so können wir ihr nicht helfen.“ So sprach der Engländer Bradbury. Vielleicht hören die guten Deutschen auf dies geradezu vernichtende Urteil eines Ausländers, wenn sie schon nicht auf die Stimmen der völkisch Gewissenhaften hören wollen. Was Bradbury der Reichsregierung vorwarf — Herr Wirth wird lebhaft bedauern, daß der Engländer nicht vor den Staatsgerichtshof gestellt werden kann —, ist auf gut Deutsch Unfähigkeit und Feigheit. Die feile Marxistenpresse ist doch sonst immer bei der Hand, das Urteil des feindlichen Auslandes zu einem Druck auf unsere Politik auszunutzen. Warum tat sie es nicht auch in diesem Fall? Warum verkündete sie nicht ihrer treuen Leserschaft, daß ein härteres Urteil nicht mehr gut ausgesprochen werden konnte? Ja, wenn der Pariser Rothschild oder einer seiner parlamentarischen oder diplomatischen Handlanger dies Wort gesprochen hätte! — Als Wilson die Hohenzollern weghaben wollte, machten die Scheidemänner gehorsam Revolution. Warum gab es denn keine Revolution gegen Wirth?

Wirth machte noch den Versuch, mit Hilfe einer Umbildung des Kabinetts zu bleiben. Aber er war überreif zum Verschwinden. Seine Erfüllungspolitik war gar zu jämmerlich gescheitert, und er konnte sich wirklich nicht mehr auf das Vertrauen des Auslandes berufen, das ja im neuen Deutschland schwerer wiegt als das des nationalen Inlandes.

„Die Erfüllungspolitik war ein Experiment der Reichsregierung“ wollte

uns jetzt nach der allgemein erkannten Torheit dieser Richtung der ehemalige Minister Oeser weismachen, ohne vor der Trivialität dieses Geständnisses zurückzubeden. Denn man macht mit dem Schicksal eines 60 Millionen-Volkes keine wahnsinnigen „Experimente“. Aber es ist gar nicht einmal wahr, was Oeser sagte, denn die Erfüllungspolitik ist sehr bewußt gemacht worden. Rathenau und seine Mitschuldigen haben es oft genug schmetternd verkündet, daß das deutsche Volk erfüllen könne.

Die Wurzeln der Erfüllungspolitik stecken auch im morbus judaicus. Vergessen wir nicht, daß der Weltkrieg geführt wurde, um in Mitteleuropa die letzten politischen Hindernisse gegen das unumschränkte Walten der unheimlich mächtigen internationalen Geldmächte hinwegzuräumen. Diese Mächte, deren Größe und Bedeutung und Ziele erst die wenigsten zu ahnen angefangen haben — Henry Ford gehört zu diesen wenigen — dulden keine andere Wertung als das Geld und benutzen den Materialismus, um alle ethischen Bindungen zunächst aufzulösen. Ihr Geschrei vom „Fortschritt“ ist auch eine ihrer Waffen, die sie sehr bald wegwerfen werden, wenn sie endgültig in der Macht sitzen. Die Revolution brachte eine kurzfristige, von jüdischen Schlagworten vollkommen benebelte Schicht zur Herrschaft, die mit Hilfe der bewußten Handlanger, den bekannten „Dreihundert“ und ihren Bediensteten, auch in Deutschland die Politik machte, die den Belangen des internationalen Kapitals diene. Diese Politik hat von Anfang an jüdisch-jesuitische Züge getragen. Wie der jüdische Geist in der Wirtschaft nicht die beste Verteilung der Güter, also das Gemeinwohl bezweckt, sondern nur die Ausbeutung und Anechtung der Verbraucher (dieser Geist waltet leider nicht nur bei Juden ob), so dient diese Politik nicht der Zukunft und dem Heile der Nation, sondern sie dient internationalen Belangen mit Hilfe von Täuschung, Überrumpfung, Verblüffung des Volkes. Wie konnte es sonst vorkommen, daß, wie z. B. bei den Reparationsverhandlungen, die Vorschläge der deutschen Regierung, die Lebensfragen des deutschen Volkes betrafen, eher in Paris bekannt waren als in Berlin? Wie konnte es, nur um ein anderes Beispiel zu nennen, sonst vorkommen, daß die Väter der Weimarer „freiesten Verfassung der Welt“ selbst diese Verfassung kühl zerkümmerten, als es sich darum handelte, das Volk um eines seiner wenigen Rechte zu betrügen, damit Ebert noch bis Mitte 1925 Reichspräsident bleiben könnte? Wie konnte es sonst kommen, daß die Berliner Regierung im August d. Js. sich weigerte, dem Anschlußgedanken näher zu treten?

Die Frage: warum haben wir Erfüllungspolitik getrieben? Warum macht man in Berlin noch Versuche, sie weiter zu treiben? — darf nicht mehr verstimmen. Die Erkenntnis, daß wir damit nicht etwa der „Menschheit“, dem „Weltgewissen“, der „Gerechtigkeit“ gedient haben, sondern einzig und allein der unersättlichen Raub- und Zerstörungsgier des internationalen Kapitals, dämmert allmählich überall heraus, und schon die Tatsache, daß die Judenpresse gerade gegen das Land am stärksten hegt, in dem diese Erkenntnis am ehesten und stärksten verbreitet ist, gegen Bayern, beweist die Richtigkeit dieser Erkenntnis. Erfüllungspolitik war Selbstbehauptungspolitik der Revolutionsnugnießer und ist es noch heute. Mit den Belangen des deutschen Volkes hat sie nichts zu tun. Wirth hielt sein verruchtes Wort vom Feind, der rechts steht, auch noch aufrecht, als der wahre Feind des deutschen Volkstums mit neuen Besetzungen deutschen Gebietes drohte. Mögen sich die Machthaber in Berlin vor dem Augenblicke hüten, in dem das Volk etwa zu

der Anschauung kommt: der Feind steht nicht rechts und nicht links, sondern er sitzt in den hohen Ämtern in Berlin!

5.

Großbanken-Politik, Verschuldungswirtschaft, Schein-Parlamentarismus, Marxismus, Erfüllungspolitik — sie alle sind nur Erscheinungen des morbus judaicus. George Pinter-Wilson schrieb schon im April 1919 im „Globe“: „Bolschewismus ist die Enteignung aller christlichen Nationen durch die Juden der ganzen Welt, und zwar derartig, daß kein Kapital mehr für die Zukunft in den Händen der Christen bleibt.“ Es gibt neben dem blutigen Bolschewismus auf russische Art auch einen unblutigen, der noch viel unheimlicher ist, da die meisten ihn zu spät erkennen, denn er wirkt mit sanften Überredungskünsten der Presse, mit Überrumpfung und mit dem Absaugen des Lebensblutes auf wirtschaftlichem Wege. Der ganze Valutaschwindel, der es bald so weit gebracht haben wird, daß kaum noch ein europäischer Staat seine Finanzen wird in Ordnung halten können, gehört zu den Mitteln des unblutigen Bolschewismus. Die Verschuldung der Großstädte ist bekannt. Viele städtischen Behörden sind so weit, daß sie kein Geld mehr von den Banken erhalten können. Elektrizitäts- und Gasanstalten sind gezwungen, bei ihren Abnehmern Anleihen anzuregen, nur, damit sie nicht ihre Betriebe schließen müssen. Der Zahlenwahnsinn hat alle Welt ergriffen, das Papiergeld muß sich die Bedienung mit immer höheren Ziffern gefallen lassen, weil längst keine wirtschaftlichen Werte mehr hinter ihm stehn. Schon fast die Hälfte alles Goldes ist nach den Vereinigten Staaten gewandert, und solange Gold der internationale Wertmaßstab ist, sind die von Gold entblößten Länder der Willkür der Valutaräuber so gut wie wehrlos preisgegeben. Es ist ausgesprochen jüdisch, die Heere zu zerschlagen, den „Militarismus“ zu vernichten, den „Pazifismus“ zu predigen, und gleichzeitig die Völker mit dem Börsen-Valuta-Spiel zu morden. Noch entsetzlicher aber als diese Methode des unblutigen Krieges ist die beispiellose Feigheit derer, die sich gegen diese Verruchtheit wehren könnten und es doch nicht tun. Feigheit ist die Krankheit, an der Europa zugrunde geht. Allerdings: die meisten Tapferen sind im Kriege geblieben.

4.

In den „Weisen von Zion“ ist die Absicht ausgesprochen, die Welt durch scheinbar unlösbare Wirtschaftsprobleme zu verwirren und bis zur Verzweiflung zu treiben. Diese Absicht ist den „Weisen von Zion“ trefflich gelungen. Man findet sich durch die Steuer- und Ver- und Entschuldungspläne kaum noch hindurch. Es lohnt auch kaum noch, sich mit ihnen ernsthaft zu beschäftigen, da in vier Wochen doch wieder neue kommen. Vor Reparations- und Sanierungs-Programmen können wir in Deutschland und Österreich kaum noch die Sonne sehn. Wir sollen auch gar nicht mehr die Sonne sehn. „Es ist nur die Frage, über wieviele Generationen sich das Dunkel erstrecken soll, an sich vermeidbar ist es nicht mehr“ meinte Max Cohen, Vertreter der Sozialdemokratie im Reichswirtschaftsrat. („Deutsche Konfession“ vom 27. Mai 1922.)

Ist es wirklich nicht mehr vermeidbar? Soll Max Cohen recht behalten?

Es ist vermeidbar, wenn wir uns aus der jüdischen Suggestion befreien, daß Wirtschaft und Leben dasselbe seien. Wirtschaft ist Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Wir brauchen wieder eine andere geistige Einstellung zum Leben.

Die Verwirrung wird aufhören, sobald unsere materielle Begehrlichkeit aufhört, die der Saden ist, an dem uns der Jude heimlich lenkt. Nicht das blinde, öde Raffen für sich allein, sondern das als sittliche Pflicht erkannte und mit freiem Willen durchgeführte Schaffen im Gefühl der Verantwortung für das Gemeinwohl wird uns frei machen. Industrialisierung, Kapitalisierung, Verwicklung in die Weltwirtschaft haben uns abhängig gemacht; und die ins Übermaß gewachsenen Ansprüche an das Leben erhalten uns in dieser Abhängigkeit. Haben wir diese Tatsache erst einmal erkannt, wissen wir auch, wo wir einzusetzen haben. Landrat v. Hertzberg richtete kürzlich ernste Worte an die Landwirte: „Lernt der Landmann erkennen, daß heute Selbstsucht ein Verbrechen am Volksganzen ist, dann führt ihn dieses Erkenntnis zu weiser Beschränkung in der Lebenshaltung, zu der Bescheidenheit, durch die unsere Väter unter dem Zwange der Not unsere Landwirtschaft groß gemacht haben. Dazu muß kommen, daß wie jeder Deutsche so auch der Landmann die Arbeit wieder als sittliche Pflicht empfindet...“¹⁾ Die gesamte Volkswirtschaft hat sich lediglich nach völkischen Belangen zu richten. Unser ganzer Staat muß wieder aus einem Chaos der Selbstsucht ein nach sittlichen Grundsätzen aufgebauter und mit starker Hand geleiteter Organismus werden. Nicht das „Ich will“ des über das Einzelschicksal und den Alltag nicht hinausblickenden Ich-süchtigen, sondern das „Es soll“ des weisen, mit hoher Machtvollkommenheit bekleideten überlegenen Führergeistes soll und wird bestimmend sein. Der heutige Parlamentarismus, das hatte man auf dem Parteitag der Deutschnationalen richtig erkannt, wird uns nie dazu verhelfen. Die bodenlose Kurzsichtigkeit und Selbstsucht, mit der die in Frage kommenden Parteien nach dem Rücktritt Wirths die Kabinettbildung verhinderten, zeigte wieder einmal deutlich die völlige Unmöglichkeit des heutigen Parlamentarismus. Er wird abwirtschaften, denn er bedeutet Willkür und Anarchie, wo gesammelte Entschlossenheit lebensnotwendig ist. Die Geister außerhalb des Parlamentes, welche die Kraft, die Selbstsucht und den Mut aufbringen, sich selbst los dem Dienst der Allgemeinheit zu weihen, werden die Besserung bringen, nicht der Wirtschaft- und Erfüllungswahn der Marxisten. Diese Geister sind bis jetzt nur im völkischen Lager zu finden. Sie werden dem Manne den Weg bereiten, dem einst das ganze Volk als seinem Befreier aus innerer und äußerer Knechtschaft zujubeln wird. Gebe Gott, daß er bald kommt!

¹⁾ Vgl. Deutsche Zeitung Nr. 499 vom 7. November ds. Js.

Bücherschau.

Dr. Hans Günther: Rassenkunde des deutschen Volks. J. S. Lehmanns Verlag München 1922. Grundpreis gebestet 10 Mark, gebunden 18 Mark; Entwertungsziffer am 20. Nov. 1922: 300.

Der Verfasser hebt im Vorwort mit Recht hervor, daß in seinem Buch zum ersten mal eine Gesamtdarstellung der rassistischen Verhältnisse innerhalb des deutschen Volkstums versucht werde. Schon allein das Unternehmen dieses Versuchs war ein großes Verdienst und die Art wie das Buch sofort bei

seinem Erscheinen aufgenommen wurde, beweist, wie stark das Bedürfnis nach einem solchen Werke ist.

Der Berichterstatter möchte nun eingängig bemerken, daß er nicht Anthropologe vom Fach ist; daß er also in den eigentlich medizinisch-anthropologischen Fragen eine eigene Nachprüfung anzustellen nicht in der Lage ist. Daß er trotzdem eine kurze Besprechung des Buches unternimmt, glaubt er damit rechtfertigen zu können, daß, wie auch Verfasser des Buchs hervorhebt, eine solche groß-

zügige Zusammenfassung sich niemals ganz auf eigener Forschung aufbauen kann; andererseits hat der Berichterstatter nach der allgemeingeschichtlichen und nach der kulturgeschichtlichen Seite hin dieassenfrage schon seit langem sorgfältig verfolgt; besonders nach der politisch-anthropologischen Seite, die nun nach dem Vorgang Woltmanns und Wilters in Schmidts-Giebichensfels' Zeitschrift entsprechenden Namens so fruchtbar betrieben wird.

Das ausgezeichnet disponierte Buch unterscheidet vier europäische Rassen; erstens die nordische, die man sonst meist indogermanische oder arische Rasse nannte; zweitens die von ihm westische, sonst meist mittelländisch genannte Rasse, auch langköpfig, aber dunkelhäutig und kleingewachsen; ferner die ostische Rasse, die sonst meist als alpine Rasse bezeichnet kurzschädelligen dunklen, kleingewachsenen Menschen; und viertens die dinarische Rasse, kurzschädlig, aber groß gewachsen. Einen Haupt- und Verbreitungsmittelpunkt dieser Rasse glaubt Verfasser im südöstlichen Mitteleuropa feststellen zu können, daher der Name.

Das Buch von Günther ist jedem, dem diese Dinge am Herzen liegen, aufs dringendste zu empfehlen. Ja man möchte sagen, es ist jedem zur Lektüre und Beherzigung zu empfehlen, der das Schicksal des deutschen Volks und der mitteleuropäischen, das heißt der germanischen und subgermanischen Gesellschaften bedenkt und um sorgt. Denn die Blutsfrage ist wahrscheinlich die Schicksalsfrage des deutschen Volks und der deutschen Kultur; und damit übrigens auch der europäischen Kultur; ob das, was man bisher so bezeichnete, sich wird halten können zwischen Bolschewismus und Kulturzerstörung auf der einen Seite — und materialistisch-genießerischer (oder auch mammonistischer) Kulturzerstörung auf der andern Seite.

Es wäre falsch, hier auch nur eine kurze Inhaltsübersicht des inhaltreichen Buchs geben zu wollen. Man muß es lesen. Ich schließe nur drei kurze Ausblicke an, die aber allerdings das oberste Grundsätzliche der Sache nahe berühren.

Verfasser schätzt, daß noch ein Zehntel der deutschen Bevölkerung reinblütig nordische Menschen seien; in den skandinavischen Staaten ein Fünftel. Wenn das zutrifft, dann ist Deutschland doch immer noch das Hauptland und der Mittelpunkt auch der nordischen Rasse, wie es ja ohne Zweifel geistig das Mutterland und die Heimat der nordeuropäischen Gesellschaften ist; „die deutsche Geschichte ist die Grundwurzel der europäischen Geschichte“, sagt Charles Kingsley, weiland Professor der Geschichte in Oxford.

„Alles kommt von Deutschland wie vom

Weibe“, sagt der Däne Johannes Vitor Jensen.

Selbst wenn in Schweden der Anteil der rein nordischen Rasse an der Gesamtbevölkerung größer ist, ist Deutschland doch immer noch das germanische Haupt- und Mutterland auch bezüglich des rassisch-körperlichen Grundstoffes; um deswillen ist es das, weil eben summenmäßig immer noch eine sehr viel größere Zahl nordischer Menschen in Deutschland lebt als in Skandinavien. Es kommt noch ein weiteres hinzu, das auch der Verfasser hervorhebt. Die sehr starke Auswanderung der skandinavischen Länder — in Schweden war sie vor dem Krieg zahlenmäßig ungefähr gleich der deutschen bei ungefähr zehnfach geringerer Gesamtbevölkerung — hat aller Wahrscheinlichkeit nach in einem gewissen Maße eine umgekehrte Auslese bewirkt; indem fortgesetzt die tatkräftigeren Volksbestandteile ausgewandert und die minder tatkräftigen zurückblieben. Man könnte aus dem Verhalten der Norweger und selbst der Schweden im Weltkrieg — wie diese auf Befehl des Völkerbundes ihre Volksgenossen im Stich ließen — Bestätigungen jener anthropologischen Vermutung finden.

Die wichtigste Frage der Rassenkunde wäre natürlich die, ob und inwieweit seelische Eigenschaften mit den körperlichen Erbanlagen fest verbunden sind. Daß ein solcher Zusammenhang besteht, ist nach allen Erfahrungen bei der Tierzucht und an sonstigen biologischen Tatsachen mit Sicherheit anzunehmen. Genaue Feststellungen darüber sind naturgemäß schwierig und es gibt noch wenig zuverlässigen Stoff an Beobachtungen. Aber die Aufgabe muß angefaßt werden. Die Abschnitte 11 bis 14 des besprochenen Buchs handeln davon. Ich trage hierzu eine Beobachtung nach, die mir gelegentlich von einem Schulmann mitgeteilt wurde, die mir dann vielfach bestätigt wurde und die ich selbst in einigen Fällen bewahrt habe. Begabung und Neigung einerseits für mathematisch-naturwissenschaftliche, andererseits für geschichtlich-philosophische Aufgaben scheinen ausgesprochen auseinanderzugehen; das soll heißen, das einzelne Gehirn scheint in verhältnismäßig ausgesprochenem Maß nach der einen oder anderen Richtung begabt zu sein. Die erwähnte Beobachtung ist nun die, daß stark nach hinten ausgebaute, also vorwiegend lange Schädel mehr nach der letztgenannten, dagegen hinten flachere, aber nach oben ausbauende, sogenannte Birnenköpfe, mehr nach der mathematisch-naturwissenschaftlichen Seite begabt sind. Die kurzköpfige ostische Rasse scheint ja besonders nach der technischen und kaufmännischen Seite begabt zu sein. — Man hat früher wohl

von einer sogenannten Genienase gesprochen und verstand darunter eine kräftige, leicht geschwungene Nase; etwa eine Verallgemeinerung aus der Schillerföhen und Goetheföhen Nase. Und so ist jene Meinung wohl überhaupt entstanden; man verallgemeinerte einfach aus den zulezt aufgetretenen anerkannten Vertretern von Genialität. Ich möchte dazu nun auf folgende immerhin merkwürdige Tatsache aufmerksam machen. Ist es nicht auffällig, daß die kennzeichnendsten und größten Niederdeutschen alle dieselbe merkwürdig kurze, gerade Nase haben, die man eher für unbedeutend halten möchte: Bismarck, Luther, Beethoven, Rembrandt, Hindenburg, auch Kant und Schopenhauer haben die kurze gerade, nicht nach außen gebogene Nase. Bismarck und Luther freilich hatten wohl sicher wendisches Blut.

In einem Schlußabschnitt über die Juden erörtert der Verfasser deren sehr vielartige Rassenmischungen und kommt zu einem Ergebnis, das, wie er selber hervorhebt, in einem gewissen Gegensatz zu seinen übrigen Feststellungen über die feste Art der rassistischen Erbanlagen und über ihre innere Unvereinbarkeit steht.

Nämlich, daß aus diesen sehr verschiedenen Bestandteilen des jüdischen Volks, aus ursprünglichen mittelmitteländischen und dann bamitischen und negroiden, später — und diese in sehr großem Umfang — ostafrikanischen und zuletzt auch nordischen Beimischungen, doch nun in gewissem Sinne eine neue Rasse, das heißt feststehende und vererbliche Anlagen von besonderer, stets erkennbarer Art geworden seien. Ist das nicht doch auch in anderen Fällen als in diesem besonderen Fall des jüdischen Volks denkbar; nämlich, daß aus einer Mischung ursprünglich getrennter Erbanlagen, eine neue, aber dann auch erblich feststehende Form entsteht. Darf man nicht überhaupt dem Geistigen, einer bestimmten und festgehaltenen Richtung des Willens in größerem Maße eine prägende Wirkung, eine formgebende Kraft zusprechen. De Vries glaubte bei seinen Züchtungsversuchen feststellen zu können, daß sich eine neue und vererbliche Form auch ruckweise d. h. offenbar in einer gewaltsamen Anpassung an veränderte Lebensbedingungen bilden kann und baute darauf seine sogenannte Mutations-theorie.

Könnten nicht große Schicksale einem Volke, auch wenn es an sich nicht rassistisch einheitlich ist, vom Geistigen her derart ein bestimmtes Wesen aufprägen, daß dieses nun feststehend und vererblich wird. Daß aus diesem furchtbaren Martyrium, das jetzt dem deutschen Volke auferlegt ist, der deutsche Mensch als eine neue Form mit erbten Anlagen entsteht? E. J.

v. Manthey: Auf See unbeflegt! Band II. Verlag J. S. Lehmann, München 1922, 304 S. Grundpreis geb. M. 5.80, geb. M. 7.80. Entwertungsziffer am 20. November 300.

Die Not der Zeit zwingt die meisten von uns, alle Kraft und alle Arbeit auf das eine Ziel zu sammeln, sich den nötigsten Lebensunterhalt zu erkämpfen. Und was es heißt zu beten: Unser täglich Brot gib uns heute, mancher hat es in unseren Tagen erfahren, der früher nicht daran dachte. Und trotzdem ist es falsch, sich lediglich auf die Zukunft einzustellen. Es sind nicht die unbedeutendsten Wurzeln eines Menschenlebens, die in der Vergangenheit haften. Im Gegenteil: Nur wer Vergangenes kennt und ehrt, wird sich die Zukunft gewinnen! Und darum ist es mit Freuden zu begrüßen, wenn dem ersten Bande des Werkes: Auf See unbeflegt! bereits nach Jahresfrist ein zweiter Band gefolgt ist, der uns mit gleicher Frische und Anschaulichkeit in jene Zeit zurückversetzt, wo es noch eine kaiserliche Marine gab, die selbst das seegewaltige Albion fürchtete; wo deutsche U-Boote den vereinigten Flotten von England, Frankreich und den Vereinigten Staaten von Amerika trotzen; wo unser Minenriegel in der Nordsee Großbritannien ein Halt gebot und unsere Luftschiffe Englands Schrecken waren. Kämpfer geben uns in dem Manthey'schen Werk hiervon Kenntnis, Kämpfer aller Dienstgrade, vom hohen Offizier herab bis zum schlichten Mann. Und was sie uns zu erzählen haben, trägt ein Klingens echten Heldentums in sich. Wahrlich, unserer Zeit und unserem Geschlecht, nach gewaltigster Erhebung bis zur Entstellung mochenweich, tut es bitter not, sich an Vergangenem aufzurichten. Und die Ruhmestaten unserer Blauen Jüngens, einst die Lieblinge des Deutschen Volkes, sie sind ganz dazu angetan. Das Manthey'sche Buch kann jedem Vaterlandsfreund, groß und erst heranwachsend, nicht warm genug empfohlen werden. Es stellt in der vaterländischen Krieglitteratur einen Treffer ins Schwarze dar. Wir wollen hoffen, daß sich recht viele Deutsche an seinem Inhalt erfreuen mögen. v. Waldeyer-Hartz.

Die Tragödie Deutschlands. Im Banne des Machtgedankens bis zum Zusammenbruch des Reiches. Von einem Deutschen. München und Leipzig 1922, Verlag von Duncker & Humblot. 451 Seiten.

Archivdirektor Wengde in Düsseldorf hat im literarischen Zentralblatt 1922, Nr. 10 die Meinung ausgesprochen, daß Rühlmann hinter diesem Buch stehe, wenn auch nicht die ganze Darstellung von ihm herrühre. Ich muß gestehen, daß ich, obwohl ich nicht zu den Verehrern Rühlmanns gehört habe, ihn doch höher eingeschätzt, ihm nicht zugetraut hätte, daß er noch heute das alte

törichte Geschwätz über die Alldeutschen als Kriegsbegier wiederholen würde. Es sind dies ja längst und oft widerlegte Dinge. Aber es mag sein, daß Rühlmann der Verfasser ist und daß er sein Vergnügen darin findet, den alten Klatsch zu wiederholen. Einen besonderen Wert können wir dem Buch nicht zusprechen. Es wird das wiederholt, was gegen die Alldeutschen, Ludendorff usw. vorgebracht worden ist. Gelegentlich findet man auch etwas, was nicht schon von andern gesagt worden war. Es wird ferner nicht (wie es früher üblich war) mit den Angriffen gegen die Alldeutschen eine Verteidigung Bethmanns verbunden. Aber als Ganzes bleibt die Darstellung ohne Eindruck. Sie ist zu advokatenmäßig; um den Gegner herunterzureißen, verwertet der Verfasser kritisches und unkritisches Material gleichmäßig. S. 182 erklärt er unter stärksten Vorwürfen gegen die deutsche Regierung, wir hätten 1895 unbedingt auf Englands Vorschlag der Teilung der Türkei eingehen müssen; das wäre die endgültige Sicherung Deutschlands, „der Weltfriede“ gewesen. Man mag dagegen halten, was z. B. W. Windelband, Die auswärtige Politik der Großmächte in der Neuzeit S. 380 ff. dagegen sagt. Kaiser Wilhelm II. hat sich hierbei als scharfsichtiger erwiesen als Rühlmann, bei dem das anatolische Interesse (S. 182) sichtbar wird. Es ist fast amüsant zu nennen, daß auf demokratischer Seite die „Annerionspläne“ auf der Linie Berlin-Bagdad als erlaubt gelten, während alle Gedanken einer Sicherung der deutschen Grenzen als wilde Annerionsfucht und „all. deutsche Kriegsbegier“ gebrandmarkt werden. Und dabei hat gerade der Plan Berlin-Bagdad England und Rußland gemeinsam erregt. S. 240 finden wir die lächerliche Äußerung: „Der Ruhm Moltkes war dem preußischen Generalstab nicht zuträglich.“ S. 376 ff. werden ganz törichte Altweibeklagen über „den Untertan“ im Stil von Heinrich Mann vorgetragen. Dieser gebört ja zu den Menschen, die niemand ernst nehmen kann. Wenn aber, wie der Verf. behauptet, das alte Reich ganz und gar von einer demütigen Untertanenschaft erfüllt war, wie reimt es sich damit, daß die damalige Reichstagsmehrheit ewig nörgelte? Oder steht es vielleicht so, daß die ewig nörgelnde Reichstagsmehrheit, deren Kreisen der Verf. nahe steht, eben nur nörgeln konnte und keiner Taten fähig war? Weiter fragen wir: waren die Rühlmann und andere Diplomaten, die damals im auswärtigen Dienst eine große Rolle spielten, auch „stumme Untertanen“? Ich habe das Geschrei über die „Annerionisten“, wie es von demokrati-

scher Seite erhoben worden ist und noch immer erhoben wird, im Septemberheft von Jahrg. 1919 von „Deutschlands Erneuerung“ in meinem Aufsatz „Über einige wichtige Kriegsfragen“ kritisch beleuchtet. Aus der daselbst angeführten Literatur (Kritik der Pamphlete von Baumgarten usw.) mag sich der Verf. des vorliegenden Buchs darüber unterrichten, daß seine Darstellung haltlos ist.

Freiburg i. B.

G. v. Below.

Reinhold Breuß: Ist ein Weltfrieden möglich? Eine rechtsphilosophische Kritik des Pazifismus. (Zul. Zwißlers Verlag, Inh. Gg. Kallmeyer, Wolfenbüttel.) Ladenpreis geb. 18 M.

Der Pazifismus hat seit dem Kriege in Deutschland immer zahlreichere Anhänger gewonnen, seine Gegner sind geradezu in die Verteidigungsstellung gedrängt. Da ist das Erscheinen einer Schrift besonders zu begrüßen, die die Frage, ob das Sehnachtsziel ungezählter Millionen überhaupt erreichbar ist, dem wichtigen Tagesstreit entzückt und in die reine Sphäre der Wissenschaft erhebt. Der Verfasser bekennt sich zu dem sittlichen Gebot, Kriege sollen nicht mehr sein, das, wie jedes andere sittliche Gebot ohne Rücksicht darauf gilt, ob die Menschen sich nach ihm richten oder nicht. Aber er bütet sich vor dem leichtfertigen Schluß mancher Pazifisten, als sei mit der Geltung des Gebotes irgend etwas für seine Verwirklichung jetzt oder in Zukunft bewiesen.

Ist ein ewiger Weltfrieden möglich, oder ist wenigstens ein relativ gesicherter Weltfrieden möglich nach Art des innerstaatlichen Friedens durch Schaffung einer Zwischen- oder überstaatlichen Organisation? Diese beiden Fragen werden in aller Knappheit gründlich geprüft. Abhold der Phrase, die sich in den Schriften der Pazifisten so unheimlich breit zu machen pflegt, leidenschaftslos, streng wissenschaftlich und den Leser durch die zwingende Logik der Gedanken dauernd fesselnd, beweist der Verfasser nicht nur, daß die Vorstellung eines ewigen Weltfriedens ein Wahngebilde ist, sondern er zeigt auch in unübertroffener Klarheit, daß das beschränkte Ziel des relativ gesicherten Weltfriedens, das heute im Vordergrund des Interesses steht, nicht erreichbar ist.

Wie der Verfasser die Scheingründe der Gegner in ihrer ganzen Nichtigkeit aufdeckt, die geradezu erstaunlichen Widersprüche und Ungereimtheiten in deren angeblich wissenschaftlichen Darstellungen feststellt, das hier im einzelnen zu verfolgen, fehlt es an Raum. Soviel ist gewiß: nicht nur der

Gegner der pazifistischen Bewegung wird mit hohem Genuß diese Schrift lesen und aus ihr neue Beweisgründe gegen manche auf den ersten Blick bestehende Scheingründe des Pazifismus entnehmen, sondern auch der überzeugte Anhänger dieser Richtung wird, sofern er nach Erkenntnis strebt, unter dem Banne dieser Ausführungen stehen und auf die Dauer sich den darin geoffenbarten Wahrheiten nicht entziehen können. Zur Gesundung und Erlebung des deutschen Volkes ist aber vor allem erforderlich, daß es die Irrlehre des Pazifismus als solche erkennt und zu einer Zeit, in der die ganze Welt in Waffen starrt, nicht einem Traumlande nachjagt, das es noch immer tiefer in Not und Knechtschaft führen muß.

Prof. Traeger, Marburg.

O. Gradenwitz: Akten über Bismarcks Großdeutsche Rundfahrt vom Jahre 1892. Heidelberg 1921. C. Winters Univers.-Buchhandlung. Preis M. 22.50. 52 S. Erläuterungen. 57 S. Akten.

Die Triumphtour des Fürsten Bismarck von Friedrichshagen über Berlin, Dresden nach Wien, von da über München, Augsburg nach Kissingen, schließlich über Jena nach Hause — 18. Juni bis 31. Juli 1892 — stellt in dem Streite der Neuturaler zu Berlin wider den Fürsten Bismarck einen Höhepunkt dar. Die elementaren Volkskundgebungen zu Ehren des oben schmäblich Verehrten und die martigen Reden Bismarcks dabei bedeuteten damals eine Oase in der trostlosen Oede des Kapitalismus.

Sprachreif waren die Ergebnisse des Sommers 1892 von dem Augenblicke des Geschehens an; auch lag der Sachverhalt nach seinem Verlaufe, seinen Anlässen und seinen tieferen Ursachen schon damals klar zutage. Eine Ergänzung aber unseres Wissens bringt das oben angeführte Buch, indem die einschlägigen Aktenstücke — Schriftwechsel und Drabtingsverkehr in Sachen der Bismarckreise von 1892 zwischen Berlin und den Vertretern zu Wien, München, Dresden, Stuttgart, Weimar — aus den Archiven mitgeteilt und dann erläutert werden.

Die „Aktenstücke“ zeigen uns das Neuturalsertum von Berlin — Legationsrat von Holstein mit seinen Freunden Aiderlen und Eulenburg bis über Marschall, Caprivi hinaus zu Wilhelm II —, zeigen uns aber auch die gesamte Amtswelt außerhalb Berlin und zwar nicht nur die den Berlinern unterstellten Amtspersonen an den fremden Höfen fast ausnahmslos, sondern auch die bundesdeutschen Minister in recht ungünstigem Lichte.

Berlin erscheint als ein Verderbnismittelpunkt, von dem aus sich die Ansteking nach außerhalb bis nach Österreich-Ungarn hinein verbreitet.

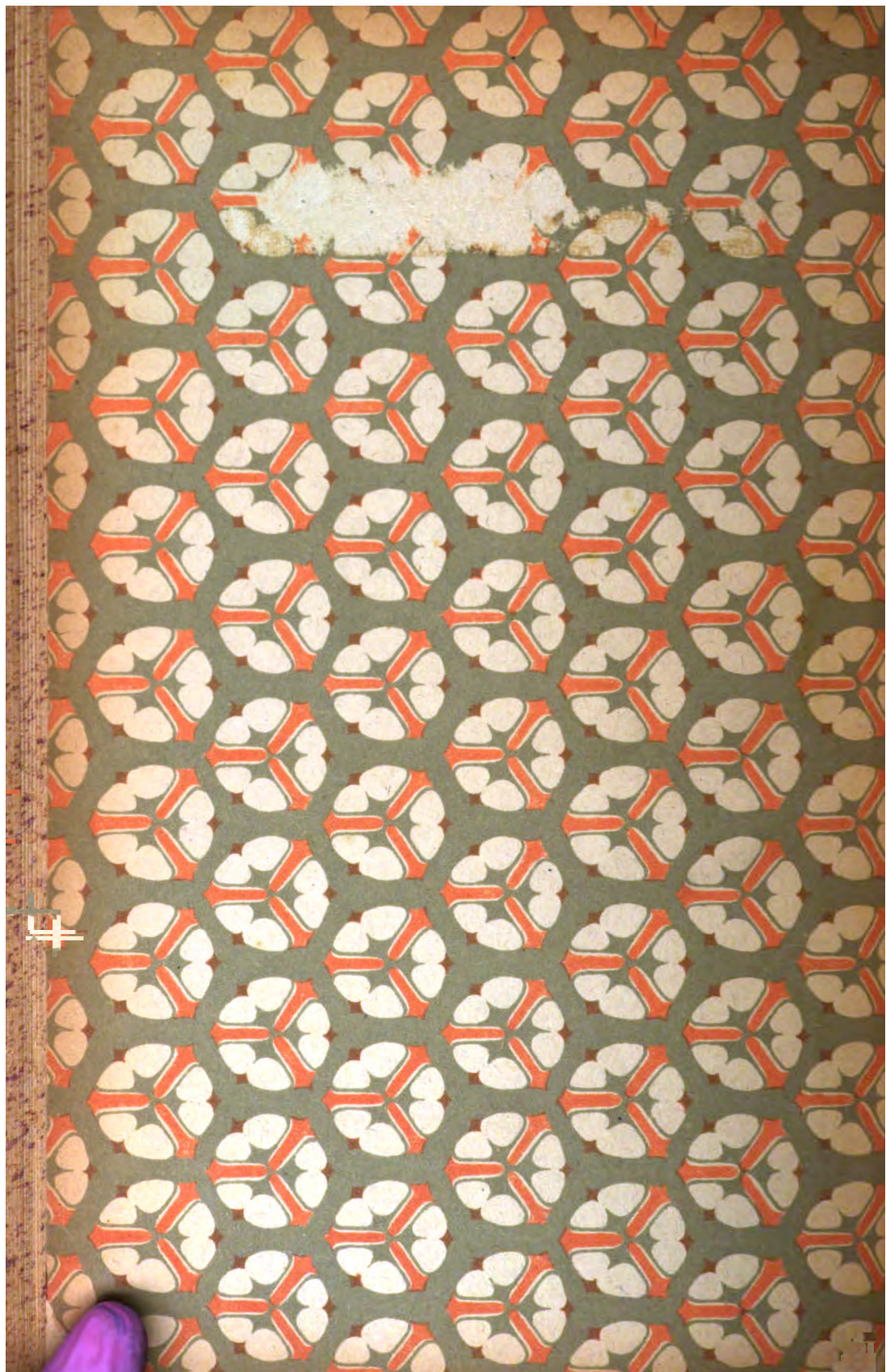
Die Neuturaler zu Berlin verfolgen die an sich rein private Reife des Fürstlich Bismarckschen Paares zur Hochzeit des Grafen Herbert Bismarck mit angstvoller Gebässigkeit; sie machen die Fahrt durch ihre plumpen Einmischungen zu einem politischen Ereignis. Die Neuturaler vergeuden ihre Zeit und vergeuden die Zeit ihrer Auslandsvertreter mit einem Hin und Her von Anfragen, Erörterungen über Empfang oder Nichtempfang des Fürsten Bismarck bei anderen Monarchen; nach Dresden, München und Wien hin wird bestellt, daß solcher Empfang nicht stattfinden dürfe, da sich Fürst Bismarck mit seinem „Souverän“ im Zustande der „Nichtversöhnung“ befinde. Dann sollen Volkskundgebungen, die man gar sehr fürchtet, gehindert, gedämpft oder sonst etwas werden; aber alles muß ganz geheim geschehen: es muß auf der Straße und muß an den Höfen so aussehen, als ob von sich aus niemand mehr etwas von dem Fürsten Bismarck wissen wollte; Berliner Nachschaff durfte aber dabei nicht gemerkt werden.

Das Berliner Amtstun um die politisch an sich belanglose Hochzeit zu Wien kennzeichnet sich von Anfang bis zu Ende als einen Kattenkönig von Dummheit; das Eingreifen in die Wiener Gesellschaft durch vorausgeschickte „Uriaasbriefe“ belegte Fürst Bismarck mit dem Ausdruck „roh“; das ganze Anstinnen nach außerhalb war ebenso rechtswiegend, als unsittlich. Es fragte sich nur, wie weit die Berliner Gegenliebe fanden. Leider aber versagte man sich nirgends ganz. Die angegangenen Minister fühlten sich überall nur zwischen der Rücksicht auf Berliner Wünsche und der Bellemmung vor dem Deutschgeiste innerhalb ihres Landes; die Herrscher auf den Thronen verspürten nichts von der deutschen „Fürstenlibertät“. Franz Josef verweigerte gegen sein ursprüngliches Gefühls dem Fürsten Bismarck den Empfang; Albert von Sachsen nahm sich kläglich aus in zwiespältiger Schwäche. An diesen Erscheinungen konnte man das beginnende Schicksal Kathagos erkennen.

Nur in den Bevölkerungen ließ sich allenthalben, so auch in Österreich der Deutschgeist nicht unterdrücken.

Dies alles erfieht man aus der Schrift von Gradenwitz, wenn man die Schilderungen der Vorkommnisse vom Sommer 1892, wie sie sich in der Öffentlichkeit zeigten, daneben hält.

A. Eigenbrodt.



UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 03808 3617



